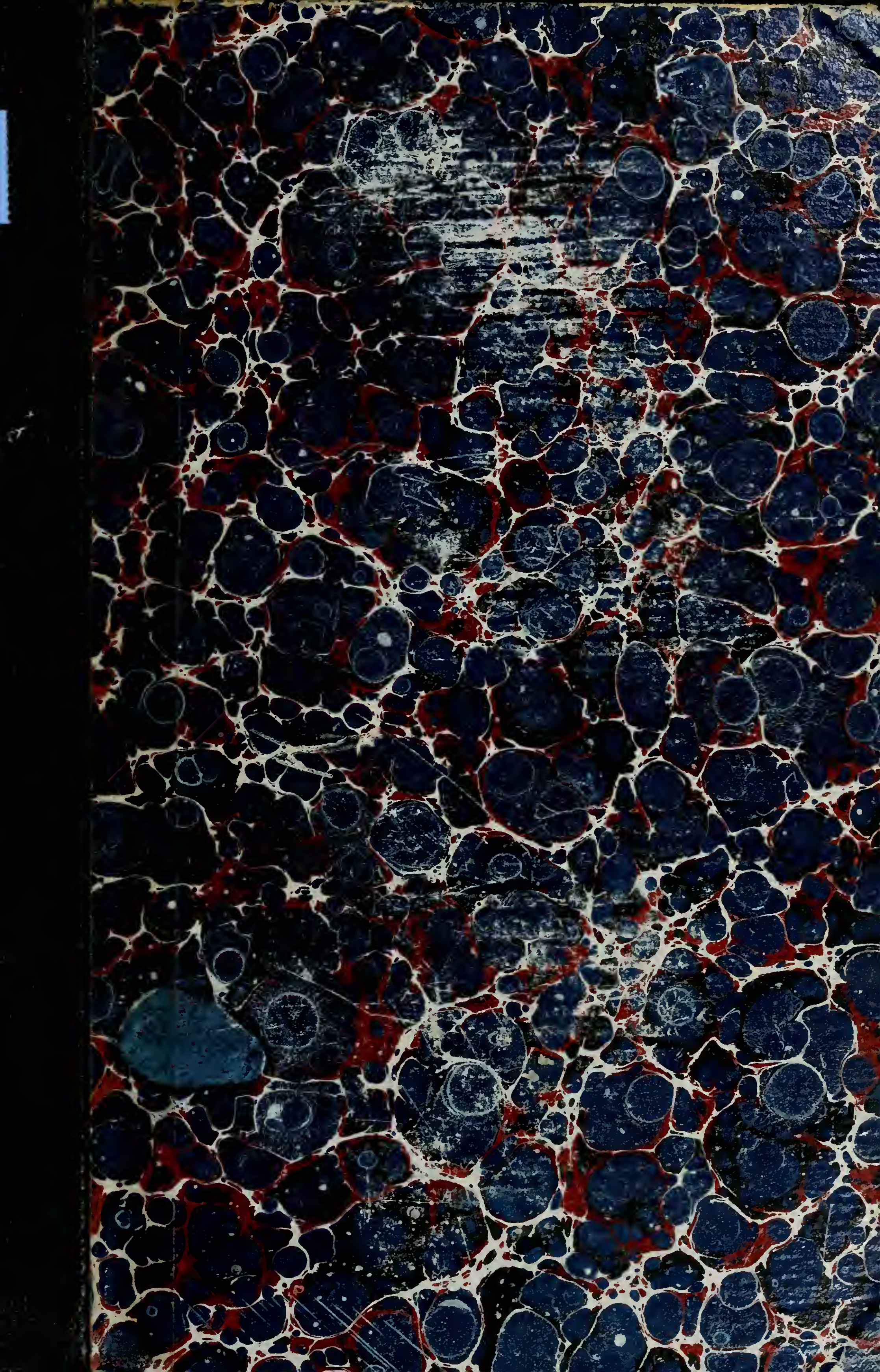
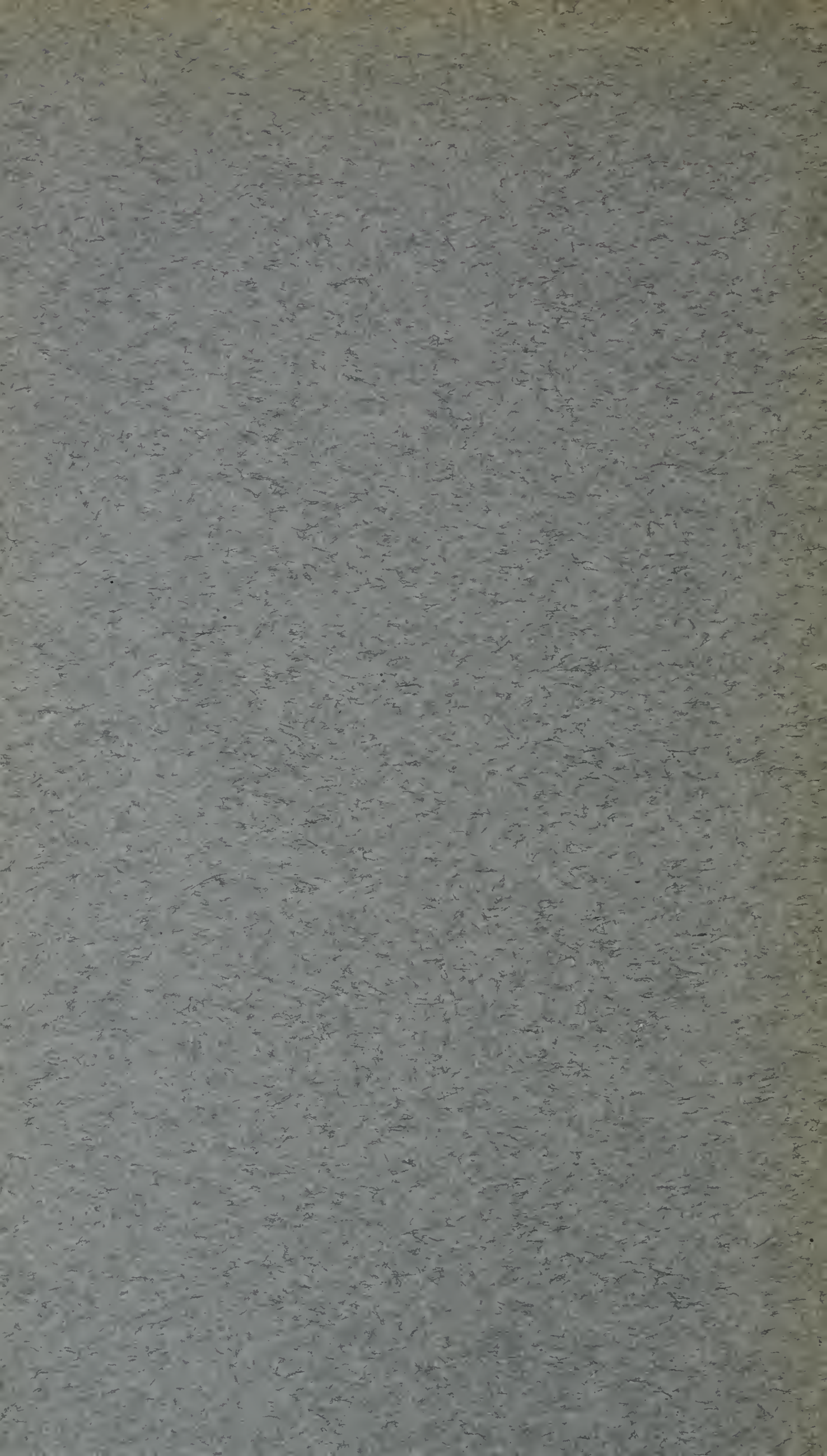



Reference



Allgemeine
Deutsche Biographie.

Achtzehnter Band.



Allgemeine Deutsche Biographie.

Achtzehnter Band.

Lassus — Litschower.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1883.

Lassus: Orlandus de L. (Orlando di Lasso, Orland de Lassus, Roland Lassus, Roland Lassé, mit seinem Familiennamen Roland de Lattre heißend), der letzte große Tonmeister der niederländischen Schule, wurde im J. 1520 zu Mons im Hennegau geboren. Schon als Chorknabe an der Nikolaikirche daselbst imponirte er durch seine schöne Stimme. Zweimal soll er deswegen entführt worden sein. Das dritte Mal fügten sich die Eltern dem Wunsche des Ferdinand Gonzaga, Generals Karls V. und Vicekönigs von Sicilien, der sich damals in Saint-Didier aufhielt und den Knaben wegen der herrlichen Stimme zu sich nehmen wollte. Nach Beendigung des Feldzuges in den Niederlanden nahm der General den jungen L., der damals 12 Jahre zählte, mit sich nach Mailand und von da nach Sicilien. Andere meinen, die Verurtheilung des Vaters als Falschmünzer habe den Knaben veranlaßt, seinen Namen Roland de Lattre in Orlandus de L. umzuändern und die Dienste des genannten Generals aufzusuchen. — Im Alter von 18 Jahren verließ L. seinen bisherigen Patron und schloß sich einem gewissen Constantin Castriotto an, der ihn nach Neapel in das Haus des Marquis de la Terza führte. Hier blieb er fast drei Jahre lang. Im J. 1541 begab er sich nach Rom, wo der Kardinalerzbischof von Florenz, der gerade dort anwesend war, ihn sehr freundlich in sein Haus aufnahm und ihm nach Verlauf von sechs Monaten die Kapellmeisterstelle an St. Giovanni im Lateran besorgte. Diesen Posten bekleidete er, wie die Archivnotizen der Basilika besagen, bis zum Jahre 1548; während Samuel a Quickelberg, ein zeitgenössischer Biograph, den L. bereits im J. 1543 nach Mons reisen läßt, um seine schwer erkrankten Eltern zu besuchen. Da er indeß diese nicht mehr am Leben fand, so verließ er bald darauf seine Vaterstadt und machte mit einem Edelmanne Cesare Brancaccio, verschiedene große Reisen. Diese sollen sich (nach Samuel a Quickelberg) über England und Frankreich erstreckt haben. Doch scheint die Reise durch England zweifelhaft zu sein, denn in einer Dedication an den Herzog Albert vom 1. Juni 1562 kommt L. auf seine Reisen zu sprechen und sagt: „Cum praecipuas Italiae, Galliae et Flandriae partes peragrarem". England erwähnt er hierbei nicht. Nach Beendigung dieser Reisen ließ er sich in Antwerpen nieder, wo er zwei Jahre lang verblieb. Verschiedene Drucke und Dedicationen bezeugen dieses. So widmete er am 13. Mai 1555 Al. Mag.co ed honorato S.or Stefano gentile sein in Antwerpen gedrucktes erstes Buch der Madrigale, Vilaneschen, Canzonen &c. und im folgenden Jahre dem Sign. Antonio Perenotto degniss. Vescouo d'Aras (Granvella) das ebenfalls in Antwerpen erschienene erste Buch der Motetten zu fünf und sechs Stimmen. Im J. 1545 hatte er bereits in Venedig das erste Buch vierstimmiger Messen und fünfstimmiger Motetten drucken lassen.

In Antwerpen wurde L. u. a. mit der berühmten Familie Fugger bekannt, welche hier zur Vermittelung des Handels mit den überseeischen Ländern eine große Factorei etablirt hatte. Wahrscheinlich durch ein Mitglied dieser Familie ließ der kunstsinnige Baiernherzog, Albrecht V., an L., dessen Compositionen bereits viel von sich reden machten, die Einladung ergehen, nach München an seinen Hof zu kommen und noch tüchtige Musiker aus den Niederlanden mitzubringen. L. nahm dieses Anerbieten an und begab sich im J. 1557 nach München, wo der Herzog ihn sofort zum Director der Kammermusik ernannte mit einem Gehalt von 200 Gulden. Zum Kapellmeister wählte er ihn nicht, weil er der deutschen Sprache noch nicht mächtig war.

Recht bald erwarb L. sich das Vertrauen des Hofes, wie auch seiner Collegen. Einer der letzteren, Massimo Trojano, sagt von ihm: „Er lebt mit allen geehrten Tonkünstlern in solcher Eintracht, daß jeder im Umgange ihn verehrt und in seiner Abwesenheit nur rühmlichst sich über ihn äußert. Seine musikalische Sicherheit weiß mit genialer Kunst den Gesang so taktmäßig zu leiten, daß, wie der Krieger beim Schalle der Trompete Muth faßt, seine geübten Sänger mit ebenderselben Munterkeit und Kraft ihre anmuthigen Stimmen ertönen lassen“ (M. di Trojano, Die Vermählungsfeier des Herzogs Wilhelm V. von Bayern ꝛc. übersetzt von F. Würthmann. München 1842, S. 24).

Nach Verlauf eines Jahres (1558) heirathete L. eine Ehrendame des herzoglichen Hofes, Regina Weckinger, welche ihm mit der Zeit vier Söhne (Ferdinand, Rudolf, Johannes und Ernst) und zwei Töchter (Anna und Regina) gebar. Bei der Geburt des ersten Kindes erhielt sie vom Herzoge einen silbernen Gürtel zum Geschenke. In den beiden darauffolgenden Jahren 1559 und 1560 componirte L. im Auftrage seines Herrn die sieben Bußpsalmen (nach der Vulgata die Psalmen 6, 31, 37, 50, 101, 129 und 142; nach der Luther'schen Uebersetzung jedoch 6, 32, 38, 51, 102, 130, 143). Die Angabe einiger Geschichtschreiber, welche auch Thibaut (Reinheit der Tonkunst, Kap. VII) wiederholt, König Karl IX. von Frankreich habe, „um nach der Bluthochzeit Seelenruhe wieder zu erlangen“ zu dieser Composition den Auftrag gegeben, ist unrichtig, denn die Bartholomäusnacht fällt in das Jahr 1572. — L. hat diese Bußpsalmen in wahrhaft künstlerischer Anordnung der Reihe nach vollständig durchcomponirt. Die Composition richtet sich in ihrer Gliederung nach den Psalmversen. Die einzelnen Sätze sind abwechselnd bald zwei-, drei-, vier- und fünfstimmig. Der Schlußsatz: Sicut erat in principio ist jedesmal sechsstimmig. Das Werk ist einerseits von großer technischer Vollendung, andererseits tief durchdrungen von echt kirchlichem Bewußtsein. Bald haben wir im gleichen Contrapunkt Note gegen Note, bald freie Imitation, bald Canon. Dabei dürfen wir nicht übersehen, daß die unabhängige Stimmenführung und nicht die durch das Zusammentreffen der Stimmen erzeugte Harmonie den Tonsetzern der damaligen Zeit die Hauptsache war. L. versteht es, beides in genialer Weise mit einander zu verbinden. Seine Melodie ist fließend, seine Harmonie zeigt Fülle und Kraft. Die größere oder kleinere Stimmenzahl, sowie die vielfach wechselnde Verbindung höherer und tieferer Stimmen verleihen der Composition schöne Abwechselung. Wie der Maler die Farben mischt, jenachdem er Licht oder Schatten hervorbringen will, so mischt L. die Stimmgattungen immer wieder auf andere Weise, bis er für die Gedanken des Textes den zutreffenden musikalischen Ausdruck gefunden hat. Ebenso wie die Tonlagen, weiß er auch die Tonarten in seinem Sinne als Kunstmittel zu verwerthen und zwar durch die Auswahl derselben und die Modulationen. Bewunderungswürdig ist in allen Psalmen der melodische Fluß, hervorgerufen durch die mannigfaltige rhythmische Gliederung der Stimmen und die häufige geschickte Verwendung der Synkopen.

Ebenso sind noch hervorzuheben die sehr schönen zweistimmigen Sätze, die in reichfigurirter Nachahmung einen so unerschöpflichen Reichthum an zarten und anmuthigen Klängen aufzuweisen haben, ferner die schönen harmonischen Cadenzen und die reichbewegten, großartigen Schlußsätze. L. hat sich in den Text dieser Psalmen vollkommen vertieft und den Empfindungen, welche wir in den Worten ausgesprochen finden, durch seine Tonverbindungen Gestalt und Ausdruck gegeben. Er versteht es dabei bis in das tiefste Mark zu erschüttern, aber auch zu erheben und zu trösten. (Weiteres über die einzelnen Psalmen in meinem „Orlandus de L., der letzte große Tonmeister der niederländischen Tonschule", Freiburg, Herder 1878, S. 16—23).

Mit dieser Composition erlangte unser Meister einen ähnlichen Ruf, wie Palestrina mit seiner Missa papae Marcelli. Herzog Albrecht ließ das Werk auf Pergament abschreiben, in zwei Foliobänden binden und vom Maler Hans Mielich mit schönen Bildern ausstatten. Diese stellen, wie M. di Trojano sagt, in genialen Emblemen mit erhabenem, phantasiereichem Erfindungsgeiste das ganze alte und neue Testament dar. Die Malerei ist so zart und fein gehalten, als wollten die gemalten Figuren Gesänge anstimmen (a. a. O. S. 26). Der Freund des Lassus, Samuel a Quickelberg, lieferte in zwei weiteren Bänden die Beschreibung und Erklärung der in den beiden Folianten enthaltenen Illustrationen. Unter anderen sagt er in der Vorrede: „Mandavit itaque princeps illustrissimus excellentissimo suo Orlando de Lassus musico, quo praestantiorem ac suaviorem nullum nostra saecula tulere, hos psalmos quinque potissimum vocibus componendos, qui quidem adeo apposite lamentabili et querula voce, ubi opus fuit, ad res et verba accommodando, singularum affectuum vim exprimendo rem quasi actam ante oculos ponendo, expressit, ut ignorari possit: suavitasne affectuum lamentabiles voces; an lamentabiles voces suavitatem affectuum plus decorarint. Hoc quidem musicae genus musicam reservatam vocant: in qua ipse Orlandus mirifice, ut quidem in aliis carminibus, quae sunt fere innumerabilia, sic etiam in his ingenii sui praestabilitatem posteris declaravit. Caeterum psalmi isti VII poenitentiales et duo psalmi „Laudate", cum jam essent ab Orlando compositi, adeo probata (?) sunt illustrissimo principi, cujus solum inter nostri saeculi principes musicam est judicare, ut curarit ea in augustissimis membranis exscribi, et imaginibus locupletissimis exornari; demum et cum ipsa pictura tam praestabilis et locuples evasisset, etiam preciosis claustris tanquam quibusdam sumptuosissimis monilibus jussit communiri". (H. Delmotte, Notice biographique sur Roland de Lattre. Valenciennes 1836, S. 37, übersetzt ins Deutsche von S. W. Dehn, Berlin 1837, S. 29.)

In Anerkennung der Verdienste des L. ernannte der Herzog Albert ihn im J. 1562 zu seinem obersten Kapellmeister, an Stelle des Ludwig d'Aser, der wegen seines Alters pensionirt worden war. Damit gelangte unser Meister an die Spitze der ersten Kapelle in Europa, welche die ausgezeichnetsten Musiker zu ihren Mitgliedern zählte. Damals gehörten zu ihr 12 Bassisten, 14 Tenoristen, 13 Altisten, 16 Discantknaben, 6 Castraten und 30 Instrumentisten. Die Singknaben hatte L. nicht blos zu unterrichten, sondern auch in Pflege. Für ihren Aufenthalt kaufte er von der Katharina Stainin, Wittib und Bürgerin, ein eigenes in der Graggenau gelegenes Haus, wozu ihm der Fürst im J. 1567 1000 Gulden Kaufgeld bewilligte. Interessant wird es sein, über die Dienstordnung der Kapelle einiges zu vernehmen. Dieselbe war nach M. di Trojano folgende: „Die Sänger haben jeden Morgen beim Hochamte, am Sonnabend und an gebotenen Feierabenden zur Vesper zu erscheinen. Die Blasinstrumente spielen an Sonn- und Festtagen bei dem Hochamte und der Vesper mit den Sängern. Die Streichinstrumente spielten damals nur bei der

1*

Tafel; es gaben aber oft auch die herzoglichen Musiker zur Mittagszeit auf der Viola, Viola di Gamba, dem Clavichord, der Querpfeife und Zither und anderen Instrumenten mit den Kammersängern die angenehmsten Concerte."

„Bei der Tafel ist die Ordnung des Dienstes folgende: Nachdem die ersten Speisen aufgetragen sind, alles sich gesetzt hat und alles Geräusch vorüber ist, beginnen die Blasinstrumente, als: Sackpfeife, Flöte, Querpfeifen, Posaunen und Hörner französische Lieder und andere muntere Stücke zu spielen. Nach diesem spielt Antonio Morari mit seinen Musikern auf Saiteninstrumenten: der Viola, Viola di Gamba und anderen ebenfalls französische Gesänge, Motetten und Madrigale in schöner Harmonie. Endlich, wenn zum Nachtische die Früchte aufgetragen werden, beginnt Orlando di Lasso mit seinen Sängern seine täglich neu verfertigten Compositionen vorzutragen. Gewöhnlich werden die schönsten Quartette, Terzette von diesen geübten Sängern immer zu des erlauchten Herzogs vollkommener Zufriedenheit gesungen, welcher, wie ich selbst gesehen, oftmals die Tafel unterbricht und der Musik allein seine Aufmerksamkeit schenkt".

Um diese Zeit hatte L. durch seine Compositionen bereits einen über ganz Europa verbreiteten Ruf erlangt. Man beehrte ihn, ähnlich wie den Palestrina in Italien, mit dem Titel „Fürst der Musiker". Mehrere Monarchen gaben ihm eclatante Beweise ihrer Hochachtung. Am 7. December 1570 verlieh der Kaiser Maximilian auf dem Reichstage zu Speier ihm und seinen legitimen Nachkommen den Reichsadel und das ritterliche Wappen. Dieser Auszeichnung folgten, wie wir sehen werden, noch andere. Im folgenden Jahre machte L. eine Reise nach Paris und kehrte dort bei dem ihm befreundeten Buchdrucker Adrian Leroy ein, der ihn dem Könige Karl IX. vorstellte. Dieser nahm den Kapellmeister Albrechts äußerst freundlich auf und entließ ihn mit kostbaren Geschenken. Dagegen dedicirte L. dem Könige eine Sammlung Lieder, welche als Dedication eine Ode auf den Monarchen enthält. Aber auch seine zweite Heimath München vergaß er nicht. Er sandte einen Band fünfstimmiger Motetten dorthin, die er dem Herzog Wilhelm, seinem fürstlichen Protector, widmete. Noch im selben Jahre kehrte er von seinem Urlaub nach München zurück und nahm seine Arbeit als Kapellmeister, wie als Componist in gewohnter Weise wieder auf. In den folgenden Jahren erschien auf Kosten des Herzogs Wilhelm eine Prachtausgabe der Kirchencompositionen des L. in 5 Foliobänden, „Patrocinium musices". Der erste Band, Motetten enthaltend, ist selbstverständlich dem Herzog Wilhelm gewidmet. Den zweiten Band dagegen, der fünfstimmige Messen enthielt, dedicirte der Autor am 1. Jan. 1574 dem Papste Gregor XIII. Bald darauf reiste L. selbst nach Rom, um dem heiligen Vater sein dedicirtes Werk persönlich zu überreichen. Dieser nahm den Künstler sehr wohlwollend auf, ernannte ihn unter dem 6. April dieses Jahres zum Ritter des goldenen Sporns de numero participantium und ließ ihn durch die Ordensritter Kardinal Kajetan und Angelo Mezzatosta in der päpstlichen Kapelle mit dem Sporen und Schwerte feierlich bekleiden und umgürten. Zugleich benutzte L. diese Reise dazu, in den größeren Städten Italiens tüchtige Sänger, Instrumentisten und Schauspieler für den Dienst des Herzogs zu gewinnen, wie wir dies aus den Briefen an den Herzog Wilhelm d. d. Bologna d. 3. März und d. d. Florenz d. 7. März ersehen können (Nohl, Musikerbriefe, 2. Ausgabe, Leipz. 1873, S. XXX ff.). Wie lange L. in Italien blieb, läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Am 1. Mai befand er sich noch in Rom, denn an diesem Tage erhielt er durch die Gebr. Fugger 400 Kronen ausgezahlt. Bei seiner bald darauf erfolgten Rückkehr nach München fand er eine Einladung Karls IX. vor, der ihn bat, nach Paris zu kommen und die Hofkapellmeisterstelle bei ihm zu übernehmen. Obwol das Anerbieten des französischen Königs

unter sehr vortheilhaften Bedingungen erfolgt war, zögerte L. doch, dasselbe anzunehmen. Seine schöne Stellung in München, die Anhänglichkeit an das herzogliche Haus, dem er durch so viele Wohlthaten verbunden war, hielten ihn zurück. Der Herzog, der dies merkte, rieth ihm aber, er möge die bedeutendere Stellung, welche seiner am französischen Hofe wartete, nicht aufs Spiel setzen und der Einladung des Königs Folge leisten. So trat L. mit seiner ganzen Familie die Reise nach Paris an. Doch bereits in Frankfurt hörte er, daß Karl IX. am 30. Mai gestorben sei und kehrte nun schleunigst nach München zurück. Der Herzog empfing ihn mit offenen Armen; er hatte sogar ein eigenes Lobgedicht auf die Rückkehr seines Kapellmeisters verfaßt. L. nahm seine gewohnte Arbeit als Kapellmeister wieder auf und war nicht minder thätig im Componiren. Im J. 1579 sollte er abermals den Edelmuth und die Freigebigkeit des Herzogs kennen lernen. Dieser sicherte ihm nämlich in Anbetracht seiner bisherigen guten und treuen Dienste, für seine ganze Lebenszeit ein jährliches Gehalt von 400 Gulden zu, mit der ausdrücklichen Klausel, daß Niemanden das Recht zustehen solle, von dieser Summe aus irgend welchem Grunde etwas abzuziehen. Nicht lange darnach, am 24. October desselben Jahres, starb Herzog Albrecht und Wilhelm V. folgte ihm. Dieser war ebenfalls Musikliebhaber, er spielte sogar die Laute, Zither, Lyra und andere Instrumente mit großer Vollkommenheit. Dem L. gegenüber zeigte er sich ebenso wohlwollend, wie sein Vater. Das folgende Jahr sollte unserm Meister wiederum einen neuen, ehrenvollen Ruf bringen. Kurfürst August von Sachsen, dessen Kapellmeister Scandellus am 18. Juni gestorben war, lud den L. unter glänzenden Anerbietungen ein, nach Dresden zu kommen und die Hofkapellmeisterstelle zu übernehmen. Dieser lehnte aber dankend ab und empfahl dem Kurfürsten für diese Stelle den Jakob Regnart, Mitglied der Kapelle des Kaisers Maximilian in Prag oder Balduin Hayaux, der sich in der Kapelle des Herzogs von Württemberg befinde.

In diese Zeit fällt auch ein Ereigniß, welches dazu angethan war, den L. beim Volke populär zu machen. Im J. 1584 sollte das hl. Fronleichnamsfest in altherkömmlicher Pracht durch Procession &c. feierlich begangen werden. Es brach aber schon in der Frühe ein heftiges Gewitter mit Sturm und Regen los. Herzog Wilhelm ließ nach Beendigung des Hochamtes zu verschiedenen Malen vom Kirchthurme aus Beobachtungen anstellen, ob das Wetter sich nicht günstiger gestalten werde. Indeß, die dichten schwarzen Wolken gaben wenig Hoffnung; doch meinte der Herzog, man solle das Wetter Gott, dem Herrn überlassen und vorläufig mit dem Sanctissimum bis unter das Portal ziehen. Sobald nun die Procession vor die Thüre trat und L. mit der herzogl. Kapelle den Psalm: Gustate et videte, quam suavis sit Dominus timentibus eum etc. angestimmt hatte, hörte der Regen plötzlich auf und die Sonne strahlte in vollem Glanze vom Himmel herab, sodaß die Procession durch die ganze Stadt und in die Kirche zurückziehen konnte, ohne im mindesten vom Regen belästigt zu werden. Ja man wollte sogar bemerkt haben, daß jedesmal, wenn L. die genannte Motette singen ließ, die Sonne viel heller geschienen habe, als vorher. Dieses Ereigniß machte auf die Menge einen tiefen Eindruck und die Motette: Gustate et videte etc. wurde jetzt vielfach bei Processionen gesungen, die man zur Erlangung einer günstigen Witterung veranstaltete.

1587 schenkte ihm Herzog Wilhelm einen Garten in Schöngeising an der Amper, und bewilligte seiner Gattin Regina, für den Fall, daß sie den Gatten überlebe, eine Pension von 100 Gulden. L. besaß auch ein Landgut in Putzbrunn (District Wolfrathshausen) und seit 1578 mehrere Häuser und Grundstücke in der Hofmark Maisach. Zudem hatte er sich allmählich ein Kapital vor

4400 Gulden erspart und dasselbe gegen die üblichen Zinsen, 5 vom Hundert, in der baierischen Schatzkammer hinterlegt. Nachdem er aber die Zinsen einige Jahre lang eingenommen, bekam er Gewissensbisse hierüber und schickte dem Herzog das bis dahin Empfangene zurück. „Er sei", schreibt er, „aus Christlichem gueten eyfer und gewissen, bevorab auf unnserer heiligen allgemainen Muetter der Kirchen vorgeende Gottseelige Unnderricht und getreue sorgfalltigkeit, So Sy umb unnserer Seelen Hayl unnd ewiger seeligkeit willen tregt, in sich selbs ganngen und habe befunnden solch' Interesse bis daheer unrecht und unzimblich empfangen zu haben". Der Herzog nahm die Summe zwar an, machte sie ihm aber bald darauf wieder zum Geschenke vermöge einer Schenkungsurkunde vom 6. März 1580 (abgedruckt von K. A. Muffat in seiner biographischen Skizze „Orlando di Lasso" im Taschenbuch für vaterländische Geschichte von Hormayr und Rudhart, 1852—53, S. 282).

In seiner letzten Lebensperiode entwickelte L. eine erstaunliche Fruchtbarkeit im Componiren; indessen stellten sich doch auch allmählich die Schwächen des Alters bei ihm ein. Der tägliche Kapellendienst wurde ihm beschwerlich; er kam deshalb beim Herzoge um theilweise Dispensirung ein, um desto ungestörter der Compositionsthätigkeit sich hingeben zu können. Unter dem 6. Decbr. 1587 wurde sein Gesuch bewilligt. Er könne, so theilte ihm der Herzog mit, kommen wann er wolle, auch sei ihm gestattet, einige Zeit im Jahre in Schöngeising oder sonst irgendwo im Herzogthum zuzubringen, doch müsse er stets zur Stelle sein, wenn er (der Herzog) ihn rufen lasse. Für diese Erleichterung sollten ihm vom Jahre 1590 an 200 Gulden von seinem Gehalte (800 Gulden) abgezogen werden; dagegen wolle der Herzog hinwiederum für die beiden Söhne des L., Ferdinand und Rudolf, sorgen. L. verzichtete jedoch auf die ihm bewilligte Vergünstigung und fuhr fort, seinen Dienst als Kapellmeister prompt zu verrichten. Dazu kam jetzt ein merkwürdiger Arbeitstrieb über ihn, gleichsam als habe er sein nahes Ende vorausgeahnt. Diese beständige productive Thätigkeit übte aber auf seinen Geisteszustand einen schlimmen Einfluß aus. Als eines Tages Regina von Geising zurückkehrte, fand sie ihren Gemahl im Zustande völliger Geistesabwesenheit. Er erkannte weder sie noch irgend einen anderen der Seinigen. Herzog Wilhelm schickte sofort seinen Leibarzt Dr. Mermann zu dem Kranken. Durch dessen Bemühungen wurde L. in etwas wieder hergestellt; allein seine frühere Geistesfrische kehrte nicht zurück. Er war trübsinnig und menschenscheu geworden. Der Herzog ließ ihm durch Dr. Mermann sagen, er brauche sich des Gehaltes wegen gar nicht zu beunruhigen, es werde ihm trotz seiner Krankheit ganz und voll ausgezahlt werden. Diese Mittheilung vermochte jedoch nicht, ihn aufzurichten. Er schrieb vielmehr in einem Anfalle von Trübsinn an den Herzog, er wolle den Hofdienst quittiren, wenn der Herzog ihm die von seinem Vater versprochenen 400 Gulden Pension geben und noch etwas Beliebiges hinzufügen wolle. Der Herzog nahm dieses Gesuch auf Bitten der Regina nicht übel auf, erklärte aber, wenn ihr Gatte noch ein Mal um seine Entlassung einkommen werde, könne er dieselbe haben. Als im J. 1592 bei Gelegenheit der Reduction der Hofkapelle L. mit den übrigen Musikern auf die herzogliche Rentkammer geladen worden war, vernahm er, daß sein Gehalt auf 800 Gulden festgesetzt sei. Dieser Summe fügte der Herzog später noch einen Betrag von 40 Gulden jährlich für die Hofkleidung hinzu. Der Meister gab sich wieder ganz der Compositionsthätigkeit hin. Im J. 1594 dedicirte er eine Sammlung sechsstimmiger Gesänge dem Bischofe Johann Otto von Augsburg und am 24. Mai desselben Jahres sein Schwanenlied „Lagrime di San Pietro" dem Papste Clemens VIII. Schon am 14. Juni machte der Tod seiner rastlosen Thätigkeit ein Ende. In seinem Testament hatte er zu seinem und seiner

Erben und Nachkommen immerwährendem Gedächtniß, Trost und Heil der Seelen im Heiligengeistspitale zu München für jeden Armen eine jährliche Spende und in der Kirche zum hl. Johann Baptist in Schöngeising ein Jahrgedächtniß und zwei (stille) Messen gestiftet. Er wurde begraben auf dem Franziscanerkirchhofe, wo seine Gattin ihm ein prachtvolles Denkmal aus rothem Marmor setzen ließ mit folgender Inschrift:

Orlandi cineres, eheu: modo dulce loquentes
  Nunc mutos, eheu: flebilis urna premit.
Lassae sunt flendo Charites tua funera Lasse,
  Principibus multum, chareque Caesaribus.
Belgica quem tellus genitrix dedit ingeniorum,
  Ingeniorum altrix Boia fovit humus.
Corporis exuvias eadem quoque Boia texit,
  Post lustra ac hyemes sena bis acta duas.
Robora, saxa, feras Orpheus, at hic Orphea traxit
  Harmoniaeque duces perculit harmonia.
Nunc quia complevit totum concentibus orbem,
  Victor cum superis certat apud superos.

Nach dem Ableben des Meisters forderte die herzogliche Hofkammer von der Wittwe 707 Gulden 40 Kreuzer zurück, welche L. seit dem Jahre 1590 über Gebühr empfangen habe, denn von diesem Termine an müsse der Abzug von 200 Gulden jährlich eintreten. Regina wandte sich mit einer Bittschrift an den Herzog, ob mit Erfolg, wissen wir nicht. Sie starb am 5. Juni 1600 und wurde neben ihrem Gatten begraben. Das Grabdenkmal, von welchem Delmotte und Dehn eine Abbildung bringen, befindet sich jetzt im Nationalmuseum zu München.

Außer Palestrina gibt es wol kaum einen Componisten im 16. Jahrhundert, der eines so ausgezeichneten, weitverbreiteten Rufes sich erfreute, wie Orlandus de Lassus.

Sprüchwörtlich waren die Verse:

Hic ille est Lassus, lassum qui recreat orbem
  Discordemque sua copulat Harmonia!

Die gleichzeitige Litteratur ist sehr reich an enthusiastischen Lobgedichten auf diesen Meister der Töne. Bei Dehn und Delmotte findet man eine Anzahl derselben abgedruckt.

Standbilder erhielt er in neuerer Zeit in München und in seiner Vaterstadt Mons. (Vgl. De la part que la Société des Sciences du Hainaut a prise à l'érection de la statue D'Orlande de Lassus. Mons 1854.)

Die Zahl der Werke des L. übersteigt alles sonst Dagewesene. Schmiedhammer, der ein Generalverzeichniß sämmtlicher Compositionen aufgenommen hat, zählt folgende auf: 1) Musica sacra: Alma redemptoris 2; Antiphon. et responsoria 1; Asperges me 4; Ave Regina 6; Benedictus 3; Cantiones sacrae latinae et germanicae 429; Domine ad adjuvandum 2; Hymnen 34; Introitus 1; Lamentationen 13; Litaneien 19; Magnificat 180; Miserere 1; Missae 51; Requiem 2; Motetten 780; Nunc dimittis 12; Officia propria 5; Passionen 2; Psalmen 2; Psalmi poenitentiales 7; Regina coeli 6; Responsorium 1; Salve Regina 8; Vidi aquam 1; zusammen 1572. 2) Musica profana: Cantat. et dialogi 7; Cantiones latinae 34; Canzonette 59; Chansons 371; Madrigali 233; Chansons allemandes 61; zusammen 765.

Mögen auch in diesem Verzeichnisse manche Compositionen doppelt rubricirt sein, so bekommen wir doch annähernd einen Begriff von der großen Productivität des Meisters.

Das bis jetzt vollständigste Verzeichniß der im Druck erschienenen Werke des L. sowol in chronologischer als alphabetischer Ordnung hat Robert Eitner zusammengestellt. (Beilage zu den Monatsheften für Musikgeschichte, V. und VI. Jahrgang, Berlin 1874—75.) Die handschriftlichen Werke, soweit sie in München auf der Staatsbibliothek vorhanden sind, finden sich verzeichnet in: Die musikalischen Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek in München von Jul. Jos. Maier, München 1879.

Bis zum Jahre 1562 erschienen die Werke durchweg in Venedig, Antwerpen, Löwen und eines in Rom. Von 1562 ab tritt Nürnberg in den Vordergrund, von 1567 an München, welches von jetzt an fast ausschließlich die Werke des L. zuerst veröffentlicht. Paris tritt erst mit dem Jahre 1570 als Druckort auf und ist bis spät in das 17. Jahrhundert bemüht, die Werke des L. zu vervielfältigen. (Eitner, Monatshefte für Musikgeschichte, VI. 109.)

Orlandus de L. bildet den Abschluß der niederländischen Schule, ist aber zugleich ihr vollkommenster Repräsentant. In seinen Compositionen finden wir schon die Keime der „Zukunftsmusik", denn er bedient sich der Chromatik zur Charakterisirung des Textes. Im übrigen ist er Diatoniker, wie seine Vorgänger. In den sogen. Künsten der Niederländer wohl erfahren, verschmäht er es, der contrapunktischen Factur an sich einen Werth beizulegen und die trockenen Verstandesoperationen seiner Vorgänger nachzuahmen. Er benutzt vielmehr die Künste seiner Schule nur als Mittel zu höherem Zweck. Als Hauptsache galt ihm, seinen Compositionen Geist und Leben einzuhauchen, und dadurch ragt er so hoch über seine Vorgänger hervor, obwol Josquin de Près ihm hier schon bedeutend vorgearbeitet hatte. Als ein Mann, der vieler Herren Länder gesehen, vieler Völker Musik kennen gelernt hatte, versteht er es, auf eine eigenthümlich reizende Weise die italienische Anmuth, die leichte Factur der Franzosen und die Innigkeit des deutschen Gemüthsausdruckes mit dem künstlich ausgebildeten Stil der Niederländer zu verschmelzen und diesen dadurch auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Ebenso mannigfaltig wie der Text ist auch seine Schreibweise. Aus seinen kirchlichen Schöpfungen weht uns heiliger Ernst, gewaltige Kraft, keuscher Sinn entgegen, während in seinen weltlichen Compositionen eine originelle Auffassung nach allen Richtungen hin zum Ausdruck gelangt. Wenn Baini, der gelehrte Biograph Palestrina's, von unserm Meister sagt: „Orlando di Lassus fiammingo di nascita, fiammingo di stile, sterile di bei concetti, privo di anima e di fuoco, e che con alcune messe e motetti ad 8 voci di stil piano si usurpo l'eccessivo elogio: Lassum qui recreat orbem (Memorie storico-critiche della vita etc. d. G. P. da Palestrina, II. 432), so hat er damit seine Unkenntniß der Werke des L. bewiesen. Palestrina verherrlicht sich durch seine Werke von selbst. Baini brauchte also nicht zur Verhimmelung desselben den bedeutendsten Zeitgenossen herunterzusetzen. Wenn auch bei L. das formalistische Element der contrapunktischen Verwebung der Stimmen ein gewisses Uebergewicht hat gegenüber der korrekten harmonischen Stimmenentfaltung Palestrina's, so können wir doch ohne Bedenken den L. an die Seite Palestrina's stellen. „Bei Palestrina", sagt Ambros, „tritt mehr das Lichthelle, Liebenswürdige, wenn wir so sagen sollen, Engelhafte zu Tage, das Jedermann sogleich anmuthet, die höchste künstlerische Weisheit in scheinbar selbstverständlichen Formen, während Lassus' Musik tiefere, dunklere Töne anschlägt, mehr eine energische Kraft entwickelt, Umrisse von mächtigster Lebendigkeit, aber von geringerer Anmuth als die Musik des Römers, daher sie denn auch für den ersten Eindruck nicht in gleichem Maße gewinnend sein kann, bis bei näherer Bekanntschaft ihre Sprache in ihrer ganzen geistigen Gewalt verständlich wird" (Geschichte der Musik, 2. Aufl., III. 359). Eine ausführliche Besprechung der Messen, Mo-

tetten, Lieder ꝛc. findet der Leser in meiner oben citirten Biographie, S. 57 bis 76.

Die größte Anzahl der gedruckten und handschriftlichen Compositionen des L. befindet sich auf der k. Hof- und Staatsbibliothek in München. Auch die Bibliotheken in Paris, Rom, Bologna, Kassel, Göttingen, Brandenburg (Katharinenkirche), Danzig, Köln (Jesuitenbibliothek), Elbing (Marienkirche) u. a. besitzen alte Drucke der Compositionen des L. Neuere Ausgaben findet der Leser verzeichnet in Robert Eitner, Verzeichniß neuer Ausgaben alter Musikwerke. Beilage zu den Monatsheften für Musikgeschichte, Jahrg. II, III u. IX, Berlin 1871 und 1877. Das größte Verdienst um die Herausgabe der Werke des L. in der neueren Zeit hat sich unstreitig Professor Commer in Berlin erworben. Die Musica sacra von ihm (jetzt im Verlage von Manz in Regensburg) enthält Bd. V—XII ausschließlich Compositionen von L.: 12 Messen von 4—8 Stimmen, ein Requiem, 22 Magnificat, 69 lateinische Gesänge, darunter Passion, Te Deum, Lamentationen, Salve Regina, Ave Regina, 44 deutsche Motetten und Psalmen, während seine Selectio operum musicorum Batavorum 19 Stücke dieses Componisten enthält.

Delmotte, Notice biographique sur Roland de Lattre, connu sous le nom d'Orland de Lassus. Valenciennes 1835, ins Deutsche übertragen von S. W. Dehn, Biographische Notiz über Roland de Lattre, bekannt unter dem Namen Orland de Lassus. Berlin 1837. Neueste Biographie: Wilhelm Bäumker, Orlandus de Lassus, der letzte große Meister der niederländischen Tonschule. Freiburg in Baden 1878. W. Bäumker.

Lassus: Ferdinand de L., ein Sohn des Orlandus de L., geb. 1562 in München, erlernte unter Anleitung seines Vaters und des zweiten Kapellmeisters Johann a Tosta die Musik und stand zuerst beim Grafen Friedrich Eitel von Hohenzollern in Diensten. Im J. 1592 berief ihn der Herzog Wilhelm V. als Tenorist in seine Kapelle, deren Oberkapellmeister er im J. 1602 wurde. Zugleich mußte er die Unterhaltung und Instruction von fünf Singknaben übernehmen, wofür ihm pro Kopf 132 Gulden vergütet wurden. Seine Besoldung als Kapellmeister bestand alles in allem in 330 Gulden, wozu im J. 1602 noch 100 Gulden Zulage kamen. L. war verheirathet und Vater von sieben Kindern. Er starb am 27. August 1609. Mit seinem Bruder Rudolf hatte er im J. 1604 das „Magnum opus musicum", eine Sammlung von 516 Motetten seines Vaters in München herausgegeben. 1588 erschienen von ihm in Graz: „Cantiones sacrae suavissimae et omnium musicorum instrumentorum harmoniae per quam accommodatae, alias nec visae nec unquam typis subjectae". Außerdem finden sich Compositionen (aliquot piae cantilenae) von ihm in dem Werke seines Vaters: „Tertium opus musicum, continens lectiones Hiob et motectas, seu cantiones sacras", Norimbergae 1588 (Nr. 59—61). 12 Nummern enthält das Werk: „Cantiones quinque vocum ab Orlando di Lasso et huius filio Ferdinand. di Lasso", Monachii 1597. Vier Magnificat bringt das Werk: „Liber primus Cantiones sacrae, Magnificat vocant, V et VI vocum, authore Orlando di Lasso. His accesserunt quatuor ab ejusdem Orlandi filio Ferdinando di Lasso", Monachii 1602. Bäumker.

Lassus: Rudolf de L., Sohn des Orlandus de L., wurde im J. 1587, nachdem er mit Erlaubniß des Herzogs den Ehestand angetreten hatte, zum Hoforganisten ernannt mit einem Gehalt von 200 Gulden und unter der Bedingung, daß er den Musikern der herzoglichen Kapelle Unterricht im Gesange und in der Composition ertheilen müßte. Im J. 1609 wurde sein Gehalt auf 300 Gulden erhöht. Von einer schweren Krankheit wieder hergestellt, componirte er im J. 1616: „Virginalia eucharistica", die er durch seinen Sohn dem Herzoge überreichen ließ. Im folgenden Jahre dedicirte er demselben verschiedene

Musikbände mit 6 Messen, 6 Magnificat und 6 Motetten und 1618 sein „Sacrum convivium“. Er starb im J. 1626. L. edirte manche Werke seines Vaters, als Mitherausgeber des Magnum opus musicum (s. o. S. 9), ferner im J. 1600 in München die „Prophetiae Sibyllarum“ seines Vaters; im Jahre 1610 „Missae posthumae“ (6) von demselben und 1619 ließ er unter dem Titel: „Jubilus Beatae Mariae Virginis“ sämmtliche Magnificat seines Vaters drucken. Das Werk: „Teutsche Psalmen: Geistliche Psalmen mit dreyen stimmen, welche nit allain lieblich zu singen, sondern auch auf allerhand art Instrumenten zu gebrauchen. Durch Orlandum de Lasso und seinen Sohn Rudolphum u. s. w., München 1588“ enthält 25 Stücke von Rudolf de L.

Weitere Werke siehe bei Dehn, Biogr. Notiz über Roland de Lattre, Berlin 1837, S. 103 u. 125, und Jul. Jos. Maier, Die musikal. Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek in München, S. 171. Neue Ausgaben einiger Compositionen Rudolfs und Ferdinands siehe in Eitner, Verzeichniß neuer Ausgaben alter Musikwerke. Bäumker.

Lassus: Ferdinand de L.. Sohn des gleichnamigen Ferdinand de L., also Enkel des Orlandus de L., gehörte zu Lebzeiten seines Vaters zu den Singknaben der herzoglichen Kapelle. Im J. 1609 ging er auf Kosten des Herzogs nach Rom, um dort sich weiter auszubilden und erhielt nach seiner Rückkehr, welche 1616 erfolgte, die erste Kapellmeisterstelle am herzoglichen Hofe. Doch bereits im J. 1629 bekam er aus bis jetzt nicht bekannt gewordenen Gründen seine Entlassung und wurde zum Districtsrichter und Kassirer in Reischach ernannt, wo er 1636 starb. Er war ein sehr fruchtbarer Componist, wie das Verzeichniß bei Dehn S. 137 beweist. Wir finden da viele Messen, Motetten, Madrigale ꝛc. verzeichnet. Im Druck erschien nur „Apparatus musicus octo vocum“, Monachii 1622. Bäumker.

Lastmann: Pieter L., Maler und Radirer, geb. in Harlem 1581, † ebenda nach 1632. Von seinen Lebensschicksalen weiß man nur wenig, aber vermöge seiner Kunstrichtung und als Lehrer mehrerer berühmten Künstler gehört er zu den interessantesten Künstlern seiner Zeit. Er selbst wurde von Kornelis Kornelisz von Harlem in der Kunst unterwiesen und begab sich, wie die meisten seiner Landsleute, nach Rom, um sich daselbst zu vervollkommnen. Schon vor seiner Abreise wird er von Mander ein vielversprechender junger Mann genannt. In Rom genoß er die innigste Freundschaft von Elzheimer und Jan Pinas und bildete sich einige Jahre nach den besten Vorbildern aus. Nach seiner Rückkehr hielt er sich in Amsterdam auf, wo Rembrandt sein Schüler wurde. Dieser arbeitete sechs Monate in dessen Atelier. Auch Jan v. Lievensz, der zwei Jahre bei L. blieb, so wie Bart. van der Helst waren seine Schüler. Nagler läßt unseren Künstler 1619 und 1620 in Kopenhagen arbeiten; ich weiß nicht, woher er diese Notiz hat. Seine Bilder sind selten in den öffentlichen Sammlungen; Berlin besitzt einen „Philippus der den Oberkämmerer tauft“, bezeichnet mit dem Monogramm und 1608, das Braunschweiger Museum bewahrt drei Bilder von ihm, den „Betlehemitischen Kindermord“, dann „Odysseus, der nach dem Schiffbruch von Nausikaa sich Gewänder erbittet“, ein lebensfrisches Bild vom J. 1609 und „David, der im Tempel die Harfe spielt“, mit dem vollen Namen Pietro Lastmann und 1613 bezeichnet. Andere seiner Compositionen sind in Stichen erhalten, so eine „Landschaft mit dem jungen Tobias“ von Sim. Frisius, „Abraham und die Engel“, von J. van Somer geschabt und eine „Landschaft mit Ruinen“, von J. van Noordt 1645 radirt. Er selbst hat sich auch mit der Radirnadel versucht. Sein Hauptblatt ist „Judas mit der Thamar“, in welchem die Verwandtschaft der Radirnadel seines großen Schülers Rembrandt klar zu Tage tritt. Thomas de Keizer hat sein Portrait gemalt und Vondel

es mit Versen begleitet. Sein Sohn Nicolas nannte sich Pietri oder Petruszoon und lernte bei Saenredam das Kupferstechen. Er stach nach seinem Vater „Christus am Oelberg“ und nach Pinas „Die Befreiung des Petrus“.

S. Houbraken, Immerzeel, Kramm. Wessely.

Latermann: Johannes L., geb. am 2. Juli 1620 zu Gellershausen bei Coburg, † 1662, ein lutherischer Theolog. Sein Vater war lutherischer Geistlicher, und wurde nicht lange nach der Geburt dieses seines Sohnes vom Coburgischen nach Quedlinburg versetzt. So geschah es, daß der junge L. seine weitere Bildung hier empfing und an der berühmten Universität Helmstädt Theologie studirte. Helmstädt stand damals an der Spitze einer neuen Bewegung in der lutherischen Kirche Deutschlands, die auf Grundlage einer gründlichen Kenntniß der alten christlichen Kirche eine Vereinigung oder wenigstens gegenseitige Anerkennung der verschiedenen Bekenntnißkirchen herbeizuführen bestrebt war und unter dem Namen Synkretismus zum Gegenstande der heftigsten Angriffe, besonders von Seiten der lutherischen Orthodoxie gemacht worden war. Je mehr unter den Greueln des dreißigjährigen Krieges die Unmöglichkeit einer definitiven Herrschaft einer der kämpfenden Religionsparteien sich herausgestellt hatte, desto mehr wuchs im Volke selbst die Sehnsucht nach einer friedlichen Ausgleichung der Gegensätze, deren Anfang doch nur die gegenseitige Duldung und Anerkennung sein konnte. Georg Calixt, Professor in Helmstädt, war der erste, der dieser Richtung einen theologischen Ausdruck gab, indem er gestützt auf solide Gelehrsamkeit, in dem Consensus der ersten 6 Jahrhunderte den Einheitspunkt aller christlichen Confessionen gefunden zu haben glaubte. Sein Bestreben fand zwar bei Vielen und besonders bei einzelnen Fürsten, die als Inhaber des Kirchenregiments entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung und Entwickelung ihrer Landeskirchen ausübten, lebhaften Anklang, aber ebenso bei Andern die heftigste Opposition. Es war die jesuitische Partei in der katholischen Kirche auf der einen Seite, und die streng lutherische Partei der evangelischen Kirche auf der andern, welche dem Synkretismus den leidenschaftlichsten Widerspruch entgegenstellten. Bei den Lutheranern war es vornehmlich die milde Beurtheilung der Lehrdifferenzen zwischen der lutherischen und reformirten Kirche, welche die Synkretisten an den Tag legten und der von ihnen als Kryptocalvinismus ausgelegt wurde, wie auch ihre Anerkennung mancher katholischer Einrichtungen und ihre aufs günstigste ausgelegte Deutung katholischer Lehren den Vorwurf heimlicher Hinneigung zum Katholicismus hervorrief. In diesem heftigen Kampf, der von beiden Seiten mit größter Erbitterung geführt wurde, gab es zwei fürstliche Familien, welche dem Streben nach Einigung der Religionsparteien kräftigste Förderung angedeihen ließen und eben darum der Steigerung der leidenschaftlichen Polemik entgegenzuarbeiten suchten. Die eine war die welfisch-braunschweig-hannoversche Fürstenlinie wenigstens in einigen ihrer hervorragendsten Glieder, die andere die brandenburgisch-hohenzollerische Fürstenlinie, deren vornehmster Repräsentant der große Kurfürst Friedrich Wilhelm damit die bewußten Ziele einer patriotisch-deutschen Kirchenpolitik verband. Es war natürlich, daß ein Mann wie Calixt mit seinen Bestrebungen das Gemeinsame in allen christlichen Bekenntnissen als das Fundamentale des christlichen Glaubens überhaupt zur Geltung zu bringen, bei diesen Fürsten den lebhaftesten Anklang fand und seine Schüler vor allem sich ihrer Gunst erfreuten. Ebenso darf es nicht verwundern, daß diese Fürstengunst bei vielen Synkretisten die Klippe wurde, an der ihre theologische Ueberzeugung und christliche Lauterkeit scheiterte. Auch Latermann gehörte zu diesen zweideutigen Charakteren. Mit ungewöhnlichen Gaben namentlich was die äußere Erscheinung betrifft, ausgestattet, wußte er sich leicht in die Gunst einflußreicher Personen einzuschmeicheln und durch diese

schon in jungen Jahren in Stellungen einzurücken, die sonst nur älteren Personen zu Theil wurden, was den Neid dieser erweckte. Diesen Umstand darf man nicht übersehen, wenn man die ungemeine Heftigkeit begreifen will, mit der sein Auftreten in größeren Kreisen von Seiten seiner Gegenpartei aufgenommen wurde. Nachdem er schon im J. 1643 auf der Universität Helmstädt unter Calixt eine Disputation gehalten und die Magisterwürde erlangt hatte, kam er in Verbindung mit der Gönnerin von Calixt, der verwittweten Herzogin Anna Sophia, einer geborenen brandenburgischen Prinzessin und Tante des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, die auf ihrem Schlosse zu Schöningen residirte und mit den Häuptern der Helmstädtischen Schule gelehrten Umgang pflegte, auch in Schöningen selbst ein Lyceum gegründet hat. Wahrscheinlich wurde L. ein Lehrer an dieser Anstalt und hatte als solcher wohl öfter Gelegenheit vor der Herzogin zu predigen. Wenigstens ist sie es gewesen, die ihn mit Empfehlungen versehen zu dem Religionsgespräch, das der König von Polen Wladislav IV. 1645 in Thorn veranstalten ließ, deputirte. Dieses Gespräch, welches der wohlmeinenden Absicht des Königs gemäß ein colloquium caritativum sein und heißen sollte, war ohne Kenntniß der wirklichen Zustände der streitenden Parteien unternommen und artete daher bald in gegenseitige gehässige Streitigkeiten aus, besonders durch Schuld der lutherischen und jesuitischen Partei und trug somit nur zur Vergrößerung der bestehenden Spaltung bei. L. fühlte sich in Thorn von den Vertretern der lutherischen Confession, unter denen der streitsüchtige Calovius (Bd. III, S. 712) den maßgebendsten Einfluß hatte, so abgestoßen, daß er sich vielmehr an den Präses der reformirten Commission anschloß. Zugleich versäumte er es nicht, sich mit den vom Kurfürsten von Brandenburg als Herzog von Preußen gesandten Abgeordneten von Königsberg, die alle der Calixtinischen Richtung zugethan waren, in nähere Beziehung zu setzen. Als inzwischen das Thorner Gespräch in unfruchtbare Streitigkeiten auszulaufen schien, reiste L. nach Königsberg, wohin ihn wahrscheinlich seine Gönnerin, die Herzogin Anna Sophia eingeladen hatte, da sie selbst zur Hochzeit ihrer Großnichte, der Tochter des Kurfürsten von Brandenburg mit dem Herzog von Kurland nach Königsberg gereist war. Er mußte öfter vor ihr auf dem Schlosse predigen und auch der Kurfürst fand so viel Wohlgefallen an dem 25jährigen Gelehrten, daß er ihn 1647 zum außerordentlichen Professor der Theologie an der Königsberger Universität ernannte. Damit trat er in eine für ihn bedenkliche Nebenbuhlerschaft mit dem Haupte der streng lutherischen Partei in Königsberg, dem Prof. ord. Myslenta. Es fehlte nicht an Gelegenheit zum offenen Ausbruch des Streites. L. ward in Vorschlag gebracht, Caplan oder Diakonus an der Altstädtischen Kirche zu werden. Myslenta sah darin einen neuen Versuch, wie die ihm verhaßten Synkretisten sich in alle Aemter eindrängen wollten und suchte die von der Gemeinde zu vollziehende Wahl auf alle Weise zu hintertreiben. Dies gelang ihm auch. Er benutzte eine vor Kurzem 1646 gehaltene Disputation des L. de aeterna dei praedestinatione, die anfangs ohne Anstoß zu erregen vorgegangen war, um darin schwere Irrlehren nachzuweisen und die Gemeinde vor ihm zu warnen. Auf Myslenta's Veranlassung wendeten sich sämmtliche Geistliche der drei verbundenen Städte (Altstadt, Löbenicht und Kneiphof) mit Klagen an die Obrigkeit über diesen Irrlehrer. Obwohl nun trotzdem L. gewählt wurde, so zog er es doch vor, von der Bewerbung zurückzutreten; er ward dafür vom Kurfürsten mit Verleihung der zweiten Schloßpredigerstelle entschädigt. Inzwischen ruhte Myslenta nicht, die Anklagen gegen L. und die ganze Helmstädtsche Schule zu einer Angelegenheit der ganzen lutherischen Kirche zu machen. Es war der litterarische Streit zwischen Calixt und seinem lutherischen Gegner zu einer solchen Höhe gediehen, daß man gern

die Gelegenheit wahrnahm, an einem seiner Hauptschüler ein Exempel zu statuiren. Die fragliche Disputationsschrift De praedestinatione ward an die meisten auswärtigen theologischen Fakultäten zur Censur geschickt. Die Wittenberger, die als die getreuesten Vertreter der lutherischen Orthodoxie galten, sprachen sich sofort entschieden gegen L. als gefährlichen Irrlehrer aus, einige andere stimmten bei, doch fanden sich andere gegentheilige Stimmen. Es kam darüber zu einer scharfen Fehde zwischen Helmstädt und Königsberg, in die auch Calixt hineingezogen wurde. Ein sachliches Interesse ist diesen Streitschriften nicht beizumessen; es war viel zu viel persönliche Animosität und zelotischer Eifer darin. L. ließ es an heftigen Schmähschriften gegen seine Gegner, besonders Myslenta nicht fehlen, wie denn dieser und seine Parteigenossen ihn darin noch übertrafen. Der Streit verlief, als die persönlichen Vertreter vom Schauplatz abtraten. Myslenta starb 1653 und L. entzog sich weiteren Anfeindungen dadurch, daß er schon ein Jahr vorher einem Rufe als Generalsuperintendent nach Derenburg im Halberstädt'schen Gebiete folgte. Von nun verschwindet seine Bedeutung für die Geschichte. Sein Ausgang war für ihn und seine Partei wenig rühmlich. Er wurde nicht lange nach seiner Anstellung in Derenburg ob castitatis violationem ab isto munere remotus. Er ging nach Oesterreich und wurde dort Feldprediger. Als solcher ist er 1662 daselbst gestorben. Selbst seine Parteigenossen, die Helmstädter urtheilen nicht günstig über seinen Charakter. Calixt verwahrt sich entschieden dagegen, daß er ihn jemals empfohlen habe und sein Lehrer Hornejus in Helmstädt soll von ihm gesagt haben, es werde nichts gutes aus ihm werden. Ein anderer nennt ihn vir forma quam mente melior. Doch fehlen auch anerkennende Urtheile nicht. Der Freund Calixt's, der Statthalter Zach. Prüschenk von Lindenhoven nennt ihn einen virum doctum, pium et in mitigando religionis odio cordatum pariter ac moderatum, fidei denique fundamentalium assertorem maxime strenuum.

Vgl. Hartknoch, Preuß. Kirchenhistoria S. 604. Walch, Rel. Streitigkeiten der luth. Kirche IV, S. 673. Arnold, Historie der Königsbergischen Universität II, S. 203. Henke, Georg Calixt und seine Zeit II, 2. S. 114, 128 ff. — Ein Theil der Latermannischen Streitschriften findet sich auf der Königsberger Bibliothek. Arnold, Kirchengeschichte des Königreichs Preußen, 1769. S. 511. Erbkam.

Latewaert: Loy L., flämischer Dichter des 14. Jahrh. Seine Lebensumstände sind nicht bekannt: nur der Name, den er am Schlusse seines Romans Seghelijn van Jerusalem angegeben hat. Das Werk, roh in Kunst und Gesinnung, erzählt, wie der Held nach zahllosen Kämpfen, in denen ihn doch meistens Unverwundbarkeit schützt, die Reliquien Christi erwirbt und Kaiser von Rom, schließlich als Benedict I. sogar Papst wird. Dieser Knäuel von Abenteuern und Mirakeln ist doch nur aus den verschiedensten Reminiscenzen zusammengeflochten. Die Beliebtheit des Gedichts bezeugen mehrere alte Drucke; neue Ausgabe von J. Verdam, Leiden 1878. Martin.

Latherus: Hermann L., Sohn eines ehrsamen Bürgers in Husum, wurde daselbst am 5. März 1583 geboren, studirte in Wittenberg und Marburg, besuchte Köln, Freiburg, Basel, Straßburg, Leipzig, Tübingen, doctorirte 1606 in Heidelberg und ließ sich in seiner Vaterstadt als Advokat nieder. In dieser Stellung scheint er sich großen Ruhm erworben zu haben. Von seinen Schriften ist zu erwähnen ein „Tract. nomico-politicus de censu“, Frcf. 1618. 1651. 1668. 1687. Der Verfasser bekennt, sehr viel dem entsprechenden Werke von Obrecht zu verdanken und lehnt sich daneben wesentlich an Bodin und Botero an. Heftige Anklagen gegen den Katholicismus bewirkten, daß das Buch, von

dem Roscher (s. u.) eine Charakteristik gibt, auf den Index gesetzt wurde. Er starb, verheirathet mit Christina Gutslof, am 9. April 1640.

Moller, Cimbria litterata, Havniae 1744, I, 333. — Roscher, Gesch. d. Nationalökonomik, 1874. S. 165. 167. Teichmann.

Latomus: Bartholomäus L. (Steinmetz), kurfürstlich Trierscher Rath, gest. 1570. Er war wol um 1498 (Feller, Dict. hist. giebt, wol zu früh 1485 an) in dem luxemburgischen Städtchen Arlon geboren, erscheint um 1522 als Lehrer der freien Künste an der Universität Trier, wo er im heroischen Versmaße, die Geschichte der Sickingischen Belagerung schrieb („Actio memorabilis Francisci ab Sickingen cum Trevirorum obsidione, tum exitus ejusdem“, 1089 Verse, Ejusdem Bombarda ad Joh. Lud. ab Hagen, gedr. Köln aedibus Eucharii Cervicornii 1523; Auszüge aus dem sehr seltenen Drucke bei Brower, Annal. Trev. II, 338—348). Er scheint dann in Freiburg und Köln gelehrt zu haben, tritt aber 1531 wieder in Trier mit seiner Declamatio funebris auf Richard von Greiffenklau auf. Von da ab lehrte er neun Jahre in Paris, während welcher Zeit er mit Erasmus von Rotterdam in Beziehung trat, welcher seine Gelehrsamkeit und Sittenreinheit lobt. 1540 ward er nach Trier zurückberufen und von dem Kurfürsten Johann Ludwig von Hagen zum kurfürstlichen Rath ernannt und in dieser Eigenschaft auf das Wormser Colloquium entsandt, worauf er mit dem Lutheraner Jak. Andr. Schmidlin einen Strauß bestand. Das Ansehen, welches L. in humanistischen Kreisen genoß, mußte den Reformatoren den Wunsch nahe legen, ihn für ihre Sache zu gewinnen: der darauf zielende Versuch Bucer's mißlang indessen, indem L. (1543) demselben eine derbe Antwort übersandte, welche, ehe sie in Bucer's Hände gelangte, durch den Domdecan Georg von der Leyen in Köln zu Druck gebracht wurde. Bucer's Antwort rief eine neue Erwiederung des L. hervor, welche sich sehr abfällig über die Wirkungen der Reformation aussprach (s. Brower, Ann. z. J. 1543. Marx, Erzstift Trier III, 503 ff.). Im J. 1544 räumte der Kurfürst dem L. und seiner Hausfrau eine lebenslängliche Wohnung bei der St. Florinkirche in Koblenz ein (die spätere Wohnung Hontheims 1738, das jetzige Pfarrhaus zu U. L. F.) und entsandte ihn 1545 und 1546 wieder nach Worms; auch zu dem Colloquium von Regensburg 1546 ward L. eingeladen. Der folgende Kurfürst Jakob von Eltz schenkte ihm gleichfalls hohes Vertrauen, indem er ihn 1569 bei der Reform des Hofgerichts über die ritterlichen Räthe hinaus zum ersten Beisitzer desselben nach dem Kanzler Wimpfeling erhob. L. starb am 3. Januar 1570 zu Koblenz. — Außer den angeführten Schriften verdankt man L. Commentare zu einem namhaften Theil der Werke Cicero's (abgedruckt in Joh. Oporin's Ausgabe des Cicero, Basel 1553, Fol.).

Vgl. Hontheim, Hist. Trev. dipl. II, 554. Marx, Erzstift III (I, 2) 499 ff. F. X. Kraus.

Latomus: Johann L., geb. am 24. Jan. 1524 zu Frankfurt a. M., † 1600, studirte zu Frankfurt, Köln, Bergen, Mainz und Freiburg, trat sodann in das Frankfurter Chorherrenstift St. Bartholomäi ein, als dessen Dekan er sein Leben beschloß. Er bekleidete zeitweilig das Amt eines Inquisitors der Bücher auf der Frankfurter Messe, legte aber dasselbe wegen der vielen damit verbundenen Verdrießlichkeiten nieder. Seine Mußestunden widmete er geschichtlichen Studien und hinterließ: „Historia de Monguntinis Episcopis“; „Historia Principum Austrasiae a Carolo Hastano usque ad Philippum III Hispaniae regem“; „Antiquitas Francofordiae“; „Origo et progressus coenobii Canonicorum regularium ordinis S. Augustini de Corsendoncq“.

R. Froning, Die beiden Frankfurter Chroniken des J. Latomus. Frankfurt a. M. 1882. Werner.

Latour: Ma[illegible] [illegible]n, Graf Baillet von L., k. k. General der Cavallerie, aus einem alten ni[illegible] [illegible]chen Geschlechte, geb. 1737 auf dem nächst Virton gelegenen Familien[illegible] [illegible]atour, war ein durch Regententreue, kriegerische Begabung, festen beh[illegible] Willen und gewandte Truppenführung hervorragender Militär. Er dien[illegible] —1782, vom Fähnrich bis zum Obersten im k. k. Infanterieregimente [illegible] Salm, jetzt Nr. 14, nahm in den Reihen dieser Truppe an den [illegible] des 7jährigen Krieges Theil und focht schon am 18. Juni 1757 bei [illegible] mit solcher Bravour, daß hierfür dessen vorzugsweise Ernennung zum Gr[illegible] [illegible]auptmann erfolgte. — 1782 zum Generalmajor befördert, erntete er [illegible] [illegible]mmandant von Wieliczka für sein militärisch-politisch kluges Verhalten a[illegible] damaligen Landesgrenze in einem eigenhändigen Schreiben Kaiser J[illegible] [illegible]I. vollste Anerkennung. — 1787 traf ihn die Bestimmung nach den [illegible] [illegible]chischen Niederlanden, 1788 erhob ihn kaiserliches Vertrauen auf den [illegible] des Landmarschalls im Luxemburgischen. Kräftig und entschieden für da[illegible] [illegible]es Wohl eintretend, gelang es ihm 1789 das gesinnungstüchtige Lux[illegible] mit wenigen Truppen und einem Theile der einheimischen Landwehr [illegible] die Absichten der aufrührerischen Belgier zu decken und Luxemburg dem [illegible] zu erhalten. Noch in diesem Jahre avancirte L. zum Feldmarsch[illegible] [illegible]tenant und Inhaber des Dragonerregiments, jetzt Nr. 14. Der L. hier[illegible] [illegible]ebene größere Wirkungskreis förderte seine Leistungsfähigkeit; er lenkte [illegible] bei der Vorrückung nach Belgien eine große Zahl Kämpfe stets mit [illegible] und Erfolg und wurde, nachdem er Namur, Mons, le Gand, Bourges, O[illegible] unterworfen, mit dem Ritterkreuze des schwer zu erringenden Militär-M[illegible] Theresien-Ordens ausgezeichnet, sowie zum Commandanten in Flande[illegible] [illegible]nannt. — 1792 stand L. schon wieder im Feuer; er befehligte den re[illegible] Flügel der kaiserlichen Truppen, nahm Launoy, Orchies, St. Amand [illegible] [illegible]möglichte so die Belagerung von Lille, entriß Dumouriez' Magazine un[illegible] [illegible]führte nach der Schlacht bei Jemappes, an welcher er nicht betheiligt gewe[illegible] mit seinen sehr zerstreut postirt gewesenen Truppen ohne irgend einen Ve[illegible] den geschickt geleiteten Rückzug bis zur Vereinigung mit Clerfayt. N[illegible] minder verdienstvoll war Latour's Antheil als Commandant des rechten Fl[illegible] der kaiserlichen Armee im Feldzuge 1793, während welchem er namentlich [illegible] den Sieg bei Roermond am 1. März die Franzosen bis zum Rückzug[illegible] [illegible]ach Tirlemont veranlaßte, deren Magazine nahm, später die Verbindung Na[illegible] [illegible]'s mit Dumouriez unterbrach und durch die Blockirung von Maubeuge die Belag[illegible] [illegible]ng von Valenciennes deckte. — 1794 fiel dem durch glühenden Eifer und no[illegible] sich steigernde Thatkraft hervorleuchtenden L. die Ehre der Erstürmung d[illegible] befestigten Lagers bei Landrecy am 20. April zu; scharfen Blick und kühne[illegible] [illegible]andeln bewies er ferner als Colonnenführer bei Charleroi am 3. und 1[illegible] [illegible]uni; bei Fleurus am 26. Juni endlich führte er mit überwältigendem Erfo[illegible] das erste Infanterietreffen gegen den Feind. Beispiellos unerschütterlich in [illegible] [illegible]cht und Treue blieb L., als die ihm vom Gegner angekündigte Zerstörung [illegible] Stammschlosses zur Ausführung kam. Die Verleihung des Commandeur[illegible] [illegible]es des Militär-Maria-Theresien-Ordens ehrte öffentlich sein Wirken. [illegible] [illegible]m nun folgenden Feldzuge 1795, als die Besetzung Mannheims durch [illegible] [illegible]um Franzosen einen Durchbruch der Stellung am Rhein und Neckar möglich [illegible] [illegible]hte, warf L. überlegen manövrirend die Republikaner in einer Reihe von [illegible] [illegible]ten bis hinter die Queich und dann an den Pfriem, nahm Worms, vertrieb [illegible] [illegible] Abrathens von diesem gefährlichen Unternehmen Pichegru aus seiner günstig[illegible] [illegible]-Position am Frankenthalbache, und nöthigte durch den Sieg bei Frankenthal [illegible] 14. November den Gegner zum Rückzug bis hinter den Speierbach. [illegible] [illegible] er noch im December die Absicht der Fran-

zosen verhinderte, über Kaiserslautern die Verbind
das Capitel des Militär-Maria-Theresien-Ordens in
und Intelligenz zum Großkreuz dieses Ordens. —
Erzherzog Karl die durch Absendung von Truppe
Armee Wurmser's, mit welcher er nach vergebl
bis an den Neckar weichen mußte; unverzagt
Gegner und bewies bei Biberach am 2. October
mächtigen Franzosen geschlagen worden war,
die Disciplin und den Geist seiner Truppe zu
mit Nachdruck und bewundernswerther Vorsich
7 Wochen geleitete Belagerung Kehl's errang ih
liche Lob. Nach der Kapitulation Kehl's am 1
Commando der Rheinarmee bis zum Frieden v
zum commandirenden General in Mähren und
kriegsraths-Präsidenten ernannt wurde. Leider
pflichttreue und selbstverleugnend ausdauernde Ge
Wirkungskreise für das Wohl des Heeres thätig s
22. Juli 1806.

Wurzbach, Biographisches Lexikon d. Kaise
1856. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Ther
Die Hofkriegsraths-Präsid. und Kriegsminister
Ritter von Rittersberg, Biographien der ausge
österr. Armee, Prag 1828. Schweigerd, Oeste
3. Bd., Wien 1854. Guillaume, Hist. des
Bas etc. Bruxelles 1877. Oesterr. milit. Zei
1812. 1813. 1818. 1820. 1827. 1831—183
Feldzug von 1794 und 1795 (Streffl. öst. mil
Carl, Grundsätze der Strategie 2c. (Streffl. öst
Gräffer, Kurze Geschichte der k. k. Regimenter

Latour: Theodor Franz, Graf Baillet
zu Linz am 15. Juni 1780 geboren, zählt gl
charakterisirten Vater zu den ihrem Kaiser und Va
keiten des österreichischen Heeres. Nach einer g
bildung, die er 7 Jahre in der Militär-Akade
3 Jahre in der Ingenieur-Akademie zu Wien geno
als Oberlieutenant in das Ingenieurcorps, von
und nahm Theil an den Feldzügen 1799, 1800
land, wobei er zu Ulm in feindliche Gefangenscha
1812 im Auxiliarcorps. Wiederholt im Laufe di
Entschlossenheit wegen lobend genannt, errang i
Podubny am 11. und 12. August 1812 bewiesen
kühnes und wohlbedachtes Vorgehen gegen überleg
oberung von Geschützen die Verleihung der höchs
des Ritterkreuzes des Militär-Maria-Theresien-
Dresden und Leipzig 1813 wird in den Relatio
kennendster Weise gerühmt, für seine wesentlichen
und 1815 als Generalstabschef des Armeecorps
berg wurde aber L. außer der Tour vom Oberst
In der nun folgenden Friedenszeit, während wel
3. Artillerie-Regiments, 1831 zum Feldmarschall-
des 28. Infanterie-Regiments, 1846 zum Feldze

Inder g zu nehmen, erhob ihn
1640. ürdigung seiner Kühnheit
333. — 796 übernahm L. unter
ach Italien geschwächte
rsuchen des Widerstandes
r sich immer wieder dem
von den an Zahl über-
irksamen Einfluß er auf
n mußte. Seine hierauf
en im Winter während
schwer verdiente, kaiser-
nuar 1797 führte L. das
mpo Formio, worauf er
ien und 1805 zum Hof-
e dieser kriegserfahrene,
nur kurze Zeit in diesem
denn er starb bereits am

Oesterreich, 1. Bd., Wien
Orden 2c., Wien 1857.
k. Arm., Wien 1874.
ietsten Feldherren d. k. k.
Helden und Heerführer,
m. nationaux des Pays-
ft, Wien, Jahrg. 1811.
835. 1845. EH. Carl,
tschr.), Wien 1862. EH.
lit. Ztschr., Wien 1862.)
Bd. Wien 1801.

Schinzl.

L., k. k. Feldzeugmeister,
seinem im vorigen Artikel
nde ergebensten Persönlich-
lichen militärischen Aus-
zu Wiener-Neustadt und
hatte, trat L. 1799 gleich
1804 in den Generalstab
Italien, 1805 in Deutsch-
erieth, 1809 in Galizien,
Kriege seiner Bravour und
seine in der Schlacht bei
umsichtige Wirksamkeit, sein
Streitkräfte so wie die Er-
militärischen Auszeichnung,
ns. Sein Verhalten bei
dieser Schlachten in aner-
rdienste im Feldzuge 1814
Kronprinzen von Württem-
um Generalmajor befördert.
er 1825 zum Inhaber des
tenant, 1832 zum Inhaber
eister ernannt wurde, hatte

L. sein bestes Wiss[n ... können dem Dienste des Heeres gewidmet, sowohl
als Artillerie-Brigad[ier] ... Olmütz, wie als Präses der Militärcommission der
deutschen Bundesversamml[ung] ... zu Frankfurt, ferner bei Ausarbeitung des Be-
festigungsentwurfes ... dann endlich als Stellvertreter des Genie-
Directors. Das J[ahr 1848] ... die Monarchie in ihren Grundfesten erschütternd,
sollte jedoch für L. ... voll werden. Zur Führung des Kriegsministeriums
berufen, waltete er ... ücksicht auf sein hohes Alter unermüdlich, selbst-
los seines schweren ... sein wohlgemeintes Streben ging sichtlich dahin,
der öffentlichen Stim[me] ... inen Anlaß zur Beunruhigung zu geben. Hierfür
hatten aber die von ... htigen Aufwieglern irregeleiteten, die Gesetze nicht
achtenden Massen kein ... dniß. L. wurde als Volksfeind erklärt, vom Pöbel
im Kriegsministerium ... cht und in einer für alle Zeiten schmachvollen
Art am 6. Octbr. 18[48] ... rdet.

Wurzbach, Biogr. ... Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich &c., 1. Bd., Wien
1856. Hirtenfeld, ... Mil. Maria-Theresien-Orden &c., Wien 1857. Die
Hofkriegsrathspräsid... nd Kriegsminister d. k. k. österr. Armee, Wien
1874. Schweigerd, ... eichs Helden und Heerführer, 3. Bd., Wien 1854.
Teuffenbach, Vaterl... s Ehrenbuch, Wien u. Teschen 1877. Springer,
Gesch. Oesterr. &c., ... 1865. Meynert, Gesch. d. Ereignisse in der österr.
Monarchie 1848/49, ... 1853. Erinnerungen an den k. k. FZM. und
Kriegsminister Theod... Baillet de Latour, Gratz 1849. Ergebnisse d. v.
d. k. k. Milit.-Gericht ... ührten Untersuchung wider die Mörder des k. k.
Kriegsministers FZM. ... Theodor Baillet de Latour, Wien 1850. Dunder,
Denkschr. üb. d. Wien... ober-Revolut., Wien 1849. Welden, Feldzug d.
Oesterr. gegen Rußla[nd] ... J. 1812, Wien 1870. Svoboda, Die Zöglinge
der Wiener-Neustädter ... ir-Akademie, Wien 1870. Schinzl.

Lattermann: Chr... Freiherr von L., k. k. Feldmarschall, — dessen
Vater seiner vorzüglich... tärischen Dienstleistungen wegen 1782 in den
Ritterstand, 1792 in d... iherrenstand erhoben worden war und 1805 als
Feldmarschall-Lieutenant ... Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 45 ge-
storben ist, — wurde d... Juli 1753 zu Olmütz geboren. Schon 1766
stand L. als Cadet im ... rie-Regiment Botta, jetzt Nr. 12 und begann
somit mit 13 Jahren sei... bewegte, um Monarch und Staat vielfach ver-
dienstvolle Laufbahn. Fa... Blatt der Kriegsgeschichte seiner Zeit nennt
rühmend seinen Namen. ... ischen Erbfolgekriege 1778—79 erscheint L. unter
den persönlich Tapfersten; ... ißkirch am 26. Novbr. 1778 erringen ihm seine
zähe Standhaftigkeit und ... Begabung die uneingeschränkteste Anerkennung.
Geradezu hervorragend durch ... t, Thatkraft und Gewandtheit war Lattermann's
Wirken im Pontoniercorps, ... dem er nach gründlichen Vorstudien 1786 als
Major seine Eintheilung e... d den Türkenkrieg 1788—90 mitmachte.
Mit nur geringer Mannschaft ... und einer kaum für einen Uebergang aus-
reichenden Brückenequipage 178[8] ... Hauptarmee bestimmt, gelang es ihm schon
1789 mit herbeigeschafften La... iffen 5 Brücken zu schlagen und so des
Heeres Operationen wesentlich ... ördern. Feldmarschalls Laudon's lobende
Beurtheilung dieser Leistung br... L., nach der Einnahme von Belgrad 1789
die vorzugsweise Ernennung zum ... rstlieutenant. Daß er als solcher 1792 dem
kämpfenden Heere ferne bleiben ... entsprach jedoch keineswegs Lattermann's
thatendurstigem Sinne; er ba[t] ... seine Versetzung zu einem vor dem Feinde
stehenden Infanterie-Regiment, ... n auch bewilligt wurde. Als Commandant
des 3. Bataillons im Infanterie-[Regim]ent Erzherzog Karl Nr. 3 bezog nun L. den
27. Juli 1793 in Wurmser's A[rmee] ... die Vorposten am Rhein, bewährte schon
bei Selz das in ihn gesetzte ehr... e Vertrauen, drang am 26. October an der

Spitze seines Bataillons in das durch Wassergrä und Verschanzungen schwer zugänglich gemachte Wanzenau, war bei der Be ung von Fort Louis thätig und zeichnete sich endlich durch kaltblütige Befe ng in den täglich stattgehabten Gefechten während des Rückzuges hinter Rhein aus. Lattermann's erfolgreiche Verwendbarkeit wurde durch die Erne g zum Obersten und Commandanten des Infanterie-Regiments Erzherzog K Nr. 3, welches unter Kray in Mastricht stand, anerkannt. In dieser Cha onnte L. bereits seine Befähigung zur Führung größerer Truppenkörper zu lusdruck bringen. Betraut mit dem Commando der aus gemischten Waffen ildeten Nachhut verhinderte er in dem Gefechte an der Roer am 2. Octbr 794 mehreremale des übermächtigen Gegners Versuch mit den retirirenden Tr n über die Roer zu dringen und ermöglichte so Kray die Aufstellung auf der öhen bei Jülich. Der Bericht Kray's an das Armeecommando bezeichnet als denjenigen, welcher zu dem so rühmlichen Ausgange des Gefechtes am n en beigetragen. 1795 kam L., welcher mit seinem Regimente zur Ober-Rhein iee eingetheilt worden war, nur einmal ins Feuer. Es geschah dies im ichen Treffen bei Kaiserslautern am 13. December, wo 12 Compagnie 3 Kolonnen 5 französische Bataillone theils niedermachten,. theils gefangen nen; L. leitete die mittlere Kolonne mit Bravour und Erfolg. Glänzender ehren die kriegshistorischen Erinnerungen des J. 1796 Lattermann's Nam Nur nach hartem Kampfe ließ sich selber am 9. Juli in der Schlacht b Malsch als Brigadier aus seiner Stellung bei Moosbrunn und Frauenall n der Alb verdrängen; im Gefechte bei Eßlingen am 21. Juli eroberte er e schon verlorenen Theil des Ruither Waldes und hielt insolange Stand, bi r durch einen Schuß in die Brust aus dem Gefechte gebracht werden mußte. Ohne Rücksicht auf seine erst halb vernarbte Wunde stand L. den 1. Septen bei Geisenfeld erneut dem Feinde gegenüber, vertrieb die Vertheidiger der abrücke, warf sich mit selben auf das andere Ufer, nahm Geisenfeld, Langenb , mußte letzteres aber nach erbittertem Kampfe aufgeben. Als höchst verdien oll wird in Latour's Relation Lattermann's Verhalten den 19. und 20. Octo bei Emmendingen genannt, an welchen Tagen er Ködringen erstürmte, sic der Brücke über die Elz bemeisterte und namentlich am letzteren Tage den h zweifelhaften Ausgang des Gefechtes dadurch entschied, daß er mit einem heile seines überangestrengten Regimentes des Gegners Widerstand brach. Gec Schluß des Jahres, am 10. und 11. December, stritt L. mit wechselndem G ke um den Besitz der Flêchen bei Kehl. Anfangs 1797 wurde er als Gener major nach Italien bestimmt. Regen Interesses eilte er dahin, denn erhöhte Wirksamkeit und das Studium eines neuen Kriegsschauplatzes harrten seiner. A Legnago am 26. März 1799 führte er zum erstenmale seine Brigade ins Feue ihm war die schwerste Aufgabe des Tages zugefallen; er hat sie glänzen vollführt. Manövrirend und angreifend warf er den Gegner aus seinen Stellu gen, eroberte Geschütze, machte Gefangene. Den 30. März zwischen Parona u d der Brücke bei Pol siegte er dadurch, daß er seine gut geschulten und streng isciplinirten Trupen zu directem Angriffe mit dem Bajonette befehligte und den egner zum übereilten Rückzuge über die Etsch nöthigte. Der Schlachttag vo Magnan (Isola della scala) gab L. Anlaß, scharfen Blick, selbständige Entsch üsse, sowie rechtzeitiges Handeln zu bethätigen. Denn nicht genug, daß er an diesem Tage den bereits vorgedrungenen feindlichen rechten Flügel aufzuhalt und nach San Giovanni und Valese zurückzudrängen wußte, gebührt ihm a h das große Verdienst, vereint mit Generalmajor Mitrowsky freiwillig und mi vollständigem Erfolge den Feind in Flanke und Rücken bedroht und zum Zurü gehen veranlaßt zu haben, als er das bedenkliche Schwanken am rechten Fl gel und im Centrum des kaiser-

lichen Heeres erkannt hatte. Ausgezeichnet mit dem bei Legnago und Magnan erworbenen Ritterkreuze des Militär-Maria-Theresien-Ordens blokirte und unterwarf L. das Kastell bei Mailand und leitete hierauf die Belagerung von Mantua bis zu seiner, 2 Tage vor der Uebergabe eingetretenen schweren Erkrankung. Kaum genesen, wirkte L. 1799 noch bei Dronero und Mondovi in dem ihm ertheilten Sinne. Auch das J. 1800 sollte L. vielfache selbständige Verwendungen und reiche Ehren bringen. Unermüdlich nützte er zur Zeit der Operationen in der Riviera, als er zur Deckung der Blokade von Savona bestimmt war, jede Gelegenheit den Gegner zu beunruhigen, zu bedrohen; in kühnem, gewandt geführtem Kampfe wußte er sowohl Soult als Massena zum Zurückweichen zu vermögen. Und als der Gegner durch Verstärkungen Kraft zum Vorrücken erhalten hatte, gilt es als besonders rühmenswerthe That Lattermann's die Besetzung der Stellung an der Roja ermöglicht und in der Position am Monte Nave so lange ausgehalten zu haben, bis die im Marsche zurückgebliebenen Brigaden die Verbindung mit dem Heere gefunden. Die Relation über die Schlacht bei Marengo vom 14. Juni meldet leider Lattermann's letzte Waffenthat; er überschritt den Fontanone-Graben und behauptete selben, als er aus dem erstürmten Marengo zurückgeworfen worden war, mit unerschütterlicher Festigkeit. Hiebei wurde L. so schwer verwundet, daß ein fernerer Dienst im Felde für ihn unmöglich wurde; er trat als Feldmarschall-Lieutenant, welche Charge er in Würdigung der Verdienste 1800 erlangt hatte, schon 1805 in den Ruhestand. Hiermit schloß aber keineswegs Lattermann's, durch die Energie seines Willens, geeint mit reicher Erfahrung, dem Staatswohl förderfame Thätigkeit. Noch 1805 ernannte ihn der Kaiser auf die Zeit der Kriegsdauer zum Interims-Commandirenden in Böhmen; 1807 übernahm er das Divisions-Commando in Peterwardein, 1809 befehligte er ad interim die vereinigten Karlstädter, Warasdiner und Banat-Grenz-Bezirke; Ende 1809 erfolgte seine Berufung als Vice-Präses des Judicium delegatum militare mixtum; Januar 1810 wurde er Hofkriegsrath, im März wirklicher geheimer Rath, im September Vicepräsident der politisch-ökonomischen Normalien-Commission; 1813 zum Feldzeugmeister befördert, stand er als provisorischer Gouverneur in Illyrien, August 1814 fand er als Appellationspräsident Verwendung, December 1814 kam er als commandirender General nach Venetien, 1818 kehrte er mit dem silbernen Civil-Ehrenkreuz und dem Eisernen Kronorden I. Classe ausgezeichnet als Präsident des Appellationsgerichtes zurück; 1826 trat er als Capitän-Lieutenant zur ersten Arcieren-Leibgarde; 1833 wurde er zum Feldmarschall erhoben. L., welcher 2. Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 23 und nach dessen Auflösung 2. und von 1824 an 1. Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 7 gewesen war, starb den 5. Octbr. 1835 zu Wien, allgemein geehrt als thatkräftiger Soldat, als vaterlandstreuer, opferbereiter Charakter.

Wurzbach, Biographisch. Lex. 14. Bd. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden ꝛc., 1. Bd. Wien 1857. Brinner, Gesch. d. k. k. Pionnier-Regiments, Wien 1878. (Schels), Oesterr. milit. Ztschft., Wien 1811 bis 1812, 1. Bd.; 1822 3. 4. Bd.; 1823 3. Bd.; 1837 1. Bd. Erzh. Johann, Gesch. d. k. k. Infanterie-Regiments Erzherzog Wilhelm Nr. 12, 1. Bd. Wien 1877.

Schinzl.

Lattorf: Christof Friedrich von L., preußischer General-Lieutenant, auf dem väterlichen Gute Groß-Salza bei Magdeburg am 7. Septbr. 1696 geboren, trat 1713 in das Regiment des Fürsten Leopold zu Anhalt-Dessau (Nr. 3), stand 1742 als Major in Oberschlesien, erhielt 1746 das Commando eines Infanterieregiments unter Ernennung zum Generalmajor und ward 1753 Commandant der Festung Cosel, welche er durch Wachsamkeit und Tapferkeit

im siebenjährigen Kriege dem Könige zu erhalten wußte. Der erste Angriff der Oesterreicher, welchen er auszuhalten hatte, bestand in einer vom Juli bis September 1758 dauernden Blokade; er trat ihr mit Ausdauer und durch kräftige Gegenmaßregeln entgegen, bis Fouqué ihm Ersatz brachte, und bereitete sich dann durch Verstärkung seiner Vertheidigungsmittel zu ferneren Kämpfen vor; König Friedrich dankte ihm für diesen ersten Erfolg durch Ernennung zum General-Lieutenant und durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens. Der zweite Versuch des Feindes, Cosel zu nehmen, war nicht so ernst; es war eine Blokade in den Monaten Juni und Juli 1759, welcher der Entsatz durch General Werner ein Ende machte. Gefährlicher aber war der dritte Versuch, wenn er auch nicht zu einer regelmäßigen Belagerung sich gestaltete, weil unaufhörlicher Regen die dazu nöthigen Arbeiten unmöglich machte. Dagegen versuchte Laudon, welcher am 20. October vor der Festung erschienen war, verschiedentlich dieselbe mit stürmender Hand zu nehmen und gab seine Angriffe, denen L. Wachsamkeit und energischen Widerstand entgegensetzte, erst auf, als General von der Goltz zum Entsatze nahte, doch blieb auch nach Aufhebung der Belagerung bei Urbanowitz eine feindliche Abtheilung zur Beobachtung zurück, durch welche die Besatzung in Athem erhalten wurde, sodaß der Commandant sich z. B. veranlaßt sah, dem herrschenden Geldmangel durch Ausgabe von unterschriebenen und untersiegelten Kartenblättern als Werthzeichen entgegenzutreten. Vor Ende des Krieges starb L. am 5. April 1762.

Pauli, Leben großer Helden, IX, Halle 1763. — A. Weltzel, Geschichte der Stadt, Herrschaft und Festung Cosel, Berlin und Ratibor 1866.

Poten.

Latussek: Daniel L., Weihbischof von Breslau, geb. am 1. Jan. 1787 zu Bralin im Kreise Polnisch-Wartenberg, † am 17. August 1857 zu Breslau. Ein Sohn armer Eltern, machte er, durch Wohlthäter unterstützt, von 1800 an seine Gymnasialstudien, von 1806 an seine Universitätsstudien in Breslau; nach Absolvirung des philosophischen Cursus wurde er 1809 Magister der Philosophie. Am 21. Septbr. 1811 zum Priester geweiht, war er zunächst Hülfsgeistlicher an mehreren Orten in Oberschlesien, dann 1815—17 Feldprediger im 6. Armeecorps. 1818 wurde er Secretär bei dem fürstbischöflichen Generalvicariate zu Breslau, 1826 Erzpriester zu Wansen, 1831 Domherr zu Breslau, 1839 Domdechant, 1845 Dompropst. Am 12. Febr. 1838 wurde er als Bischof von Diana in partibus infidelium und Weihbischof von Breslau präconisirt, am 27. Mai consecrirt. Der Fürstbischof Sedlnitzki ernannte ihn auch zum Generalvicar, welches Amt er auch unter dem Fürstbischof Diepenbrock bis zu seinem Tode bekleidete. Nach dem Tode des Fürstbischofs Knauer wurde er am 22. Mai 1844 von dem Domcapitel mit Stimmenmehrheit zum Bisthumsverweser gewählt. In ultramontanen Blättern (Katholik, histor.-pol. Blätter etc.) wurde er vielfach wegen seiner versöhnlichen Haltung gegenüber der preußischen Regierung und den Protestanten angefeindet. Im October 1844 verhängte er als Bisthumsverweser über Johannes Ronge die Excommunication (Rel.- und Kirchenfreund 1844, Nr. 100).

Schlesisches Kirchenblatt 1857, Nr. 37, Beil. Reusch.

Lau: Georg Johann Theodor L., Geistlicher und Kirchenhistoriker, war geboren in der Stadt Schleswig den 11. Juli 1813. Vorbereitet auf dem Gymnasium der Vaterstadt, studirte er von Michaelis 1832 an Theologie auf der Universität Kiel, besonders hörte er Twesten. Weil er die veniam aetatis nicht hatte, übernahm er Michaelis 1836 eine Hauslehrerstelle und bestand dann Ostern 1838 sehr rühmlich das theologische Amtsexamen. Hierauf war er wieder 5 Jahre lang Hauslehrer in der Familie Hirschfeld auf Groß-Nordsee

bis er 1843 zum Compastor in Hattstadt und Schobüll gewählt ward. 1846 ward er Pastor in Brunsbüttel und 1855 in Ottensen, wo er am 20. Decbr. 1873 am Schlagfluß starb. In seiner Jugend beschäftigte er sich gern mit der Poesie und 1841 erschien von ihm eine Novelle, „Die Flüchtlinge“, wozu er durch die Biernatzki'schen Schriften angeregt worden war. Doch ist er in dieser Spur nicht fortgefahren, nur 1860 erschien von ihm noch eine Novelle: „Der Beruf“ in Fabricius' Jugendfreund. Dagegen warf er sich mit Eifer auf kirchenhistorische Studien und ward ordentliches Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft in Leipzig. Zu der von Niedner redigirten Zeitschrift derselben lieferte er u. A. „Uebersichtliche Darstellung des Einflusses, den das Lehenswesen auf die Geistlichkeit und das Papstthum ausgeübt“, 1841, Hft. 2 und 3; zu Pelt's Mitarbeiten: „Die Rechte der Laien in der luther.-evang. Kirche“, 1840, Heft 3; in dem schlesw.-holst. Schulblatt von Tadey: „Ist nicht bei dem Unterrichte in der Religion diejenige Methode die beste, welche auf dem Wege der Geschichte die christliche Religion lehrt?“ Auch betheiligte er sich stark an dem Schleswig-Holsteinischen Kirchen- u. Schulblatt von Jeß und Versmann. Sein Hauptwerk, die Frucht fleißigen und eingehenden Quellenstudiums aber war: „Gregor I. der Große, nach seinem Leben und seiner Lehre“, Lpz. 1845, das ihn 7 Jahre hindurch beschäftigt hat und womit eine Lücke in der kirchenhistorischen Literatur ausgefüllt und dessen Gediegenheit anerkannt worden. Nachdem schrieb er die „Geschichte der Einführung und Verbreitung der Reformation in den Herzogthümern Schleswig und Holstein bis zum Ende des 16. Jahrhunderts“, Hamburg 1867, worin zugleich ein ziemlich vollständiges Bild der einheimischen kirchlichen Verhältnisse während des 16. Jahrhunderts gegeben ist. Es beruht auch diese Darstellung auf den sorgfältigsten Quellenstudien. Früher schon war von ihm eine biographische Skizze über den Franziskanermönch Ludolph Naamann in der kirchl. Monatsschrift, Itzehoe 1852 veröffentlicht worden und im Suppl.-Bande von Herzogs theol. Realencyklopädie findet sich noch von ihm: „Uebersichtliche Darstellung der Kirchengeschichte Schleswig-Holsteins“. Auch als Prediger und Seelsorger hat er mit Treue und Tüchtigkeit gewirkt.

Alberti, Schlesw.-Holst.-Lauenb. Schriftstellerlexikon I, Nr. 1161. F. Brümmer, Deutsches Dichterlexikon 1876. I. 499. Carstens.

Lau: Samuel L., theologischer Schriftsteller und Dichter geistlicher Lieder, wurde als Sohn eines Predigers am 12. Octbr. 1703 zu Neukirch bei Elbing geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Elbing unter dem frommen Rector Koitsch (Bd. XVI, S. 455), bezog dann im J. 1724 die Universität Halle, wo er Francke, Breithaupt und Anton hörte und deren begeisterter Schüler wurde. In Jena, wohin er darauf ging, schloß er eine enge Freundschaft mit Johann Liborius Zimmermann, der damals dort Privatdocent war († 1734). Als Zimmermann im J. 1728 Hofprediger in Wernigerode geworden war, ward auch L. vom Grafen zu Stolberg als Informator seiner Kinder dorthin berufen, und als Zimmermann 1731 nach Halle ging, ward L. sein Nachfolger in Wernigerode und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode. Im J. 1743 wurde er zum Superintendenten ernannt; er starb am 14. Novbr. 1746. Eine Anzahl seiner theologischen Schriften gab er 1740 zu Kopenhagen und Leipzig in einer Sammlung in zwei Theilen heraus. Von seinen geistlichen Liedern, welche sich mehr durch ihre Wärme, als durch ihre Form auszeichnen, erschienen neun in der 3. Aufl. des Wernigeroder Gesangbuches, die er im J. 1735 besorgte; weitere 46 sind dann in der „Neuen Sammlung geistlicher Lieder“, Wernigerode 1752, nach seinem Tode erschienen. Einige seiner Lieder fanden auch unter den „Cöthnischen Liedern“ Aufnahme. Auch noch im Gebrauch befindliche Gemeindegesangbücher enthalten das eine oder das andere seiner Lieder.

Wetzel, Analecta hymnica II, S. 75 ff. — Rotermund zum Jöcher III, Sp. 1339. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds, 3. Aufl., 4. Bd., S. 455 bis 460, wo auch die weitere Litteratur über L. angegeben ist. l. u.

Lau: Wilhelm L., einer der Verbesserer geistlicher Lieder am Ende des vorigen Jahrhunderts, wurde am 2. Oct. 1730 zu Danzig geboren, trat erst in die kaufmännische Laufbahn, folgte dann aber seit dem Jahre 1763 seiner Neigung zu den Studien, widmete sich der Theologie und ward im J. 1781 adjungirter Pfarrer zu Deutsch-Thierau in Ostpreußen, in welcher Stellung er schon im J. 1782 starb. Er gab anonym im J. 1781 zu Königsberg heraus: „Beitrag zu veränderten Kirchengesängen". Außerdem erschien von ihm ebenda im J. 1782 eine „Poetische Uebersetzung der Psalmen Davids nach gewöhnlichen Kirchenmelodien."

Vgl. Rotermund zum Jöcher III, Sp. 1341. Meusel VIII, S. 80. Heerwagen, Litteratur-Geschichte der geistlichen Lieder und Gedichte neuer Zeit, 2. Theil, Schweinfurt 1797, S. 329 f. l. u.

Lauber: Diebold L., Handschriftenhändler zu Hagenau im 15. Jahrhundert. Während vor der Erfindung der Buchdruckerkunst Corporationen von Handschrifthändlern (Stationarii, Librarii) in Frankreich und Italien vorzugsweise in deren Universitätsstädten (Paris, Bologna) existirten, deren Geschäftsgebräuche und Verhältnisse durch Statuten in mehr oder weniger enggezogenen bestimmten Grenzen eine gewisse Abrundung erhalten hatten, waren es zu jener Zeit in Deutschland in der Regel nur die Messen und Jahrmärkte, wie die zu Nördlingen und Frankfurt a. M. sowie die Reichsstädte, welche von diesen Händlern zum Handschriftenvertrieb benutzt wurden. Ganz besonders war es die verhältnißmäßig kleine Reichsstadt Hagenau im Elsaß, welche durch ihren Handschriftenhandel hervorragt und im 15. Jahrhundert dadurch eben so sehr um die Litteratur durch Vervielfältigung der Bücher vermittelst Abschriften sich verdient gemacht hat, wie sie im 16. Jahrhundert ausgezeichnet war durch ihre Buchdruckerpressen. Hier bestand eine förmlich organisirte Schreiberschule, die sogar häufig (Mone, Zeitschrift f. d. Gesch. d. Oberrheins I, 312) ihren Ueberfluß an Mitgliedern anderen Städten mitgetheilt zu haben scheint. Die Herstellung der Handschriften wurde daselbst gleichsam fabrikmäßig betrieben, indem der eine Schreiber den Text, der andere die Rubricirung, ein dritter das Malen der Initialen und ein vierter u. s. w. das Binden und andere Geschäfte besorgte. In manchen Fällen lag aber auch wohl einer und derselben Person die vollständige Herstellung der ganzen Handschrift ob, wie es denn (Hagen und Büsching, Lit. Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie, S. 307) am Schluß einer solchen, welche die sieben weisen Meister enthält, heißt: Dis buch vollenbracht was In der Zit, also man schreip vnd las Tusend vnd vyer hundert Nach Christus gebort, daz ist war, Dar nach jn dem eyn vnd siebentzigsten jar Vff sant Pauly bekarung, daz ist ware, Von Hans Dirmsteyn, wist vor war, Der hait es geschreben vnd gemacht, Gemalt, gebunden vnd gantz fullenbracht". Aus dieser Bücherfabrik wurden aber nicht blos wissenschaftliche Werke in lateinischer Sprache, sondern auch für das größere Publikum bestimmte deutsche Bücher zu Tage gefördert, selbst die untersten Volksklassen wurden nicht unberücksichtigt gelassen. Neben „guten latinischen Buchern" erscheinen die größeren epischen Gedichte des Mittelalters, kleinere poetische Werke, Sagen, Volksbücher, juristische Werke, die „gulden bull", biblische und legendarische Bücher, Gebetbücher, populär-medicinische Schriftchen, Wahrsagebücher (Loßbücher), selbst Spielkarten und Briefe (Heiligenbilder). Als mercantilischer Abzugskanal aber fand sich in der Person des L. ein Vermittler der weiteren Vertreibung des nothwendigerweise entstehenden örtlichen Ueberflusses. Ausführliche Nachrichten über das äußere Leben des Mannes, der sich auch Läber und Louber schreibt, sind

uns nicht erhalten, von Haus aus aber war er ein Lehrer und lebte um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Ueber seine Büchervorräthe aber besitzen wir in drei verschiedenen Handschriften Notizen. Die erste steht (Wilken, Gesch. d. Bildung . . . der alten Heidelb. Büchersammlungen S. 406—407) in einem vom 20. December 1447 datirten Codex der Heidelberger Bibliothek, der Dietrichs Flucht zu den Heunen und die Raben-Schlacht enthält, und lautet: Item zu Hagenow py Dypold läber schreyber, leret die Kinder, sind die Bücher tütsch. Item gesta Romanorum gemält, Item Parcifal gemält, Item floyr vnd blantscheflur gemält, Item morolf gemält, Item der Hertzog von österrych, Item Wilhalm Orlyentz vnd die schöne Amely. Item die syben maister gemält, Item das Bispol Buch genant der welt löff gemält, Item die gülden bull, Item der ackermann vnd belyal gemalt, Item daz guldin spil, vnd von allen spilen gemalt: Item die 2 teil der heytigen leben. Item der heyligen dryer küng buch gemalt, Item die 24 alten, Item Tristram, Item ein hübsch buch genant der graw rock und künk Alexander, Item Troyen gemalt, Item sant Wilhalm in birmit, Item wygalois gemalt". Die zweite Notiz über seine Büchervorräthe steht (Hagen und Büsching S. 159) in einer auf der k. Bibliothek zu Berlin befindlichen Handschrift von Flos und Blankflos und ist, um sie auffälliger zu machen, roth geschrieben. Sie ist kürzer: „Item zuo Hagenowe vil hübscher bücher geistlich oder weltlich gemolt by diebold louber schriber vnd guote latinische büchere". Diese Handschrift ist übrigens eine andere als die in der ersten Notiz angeführte, da der Raum für die mit Schablonen einzutragenden Bilder noch unausgefüllt ist. Die dritte Notiz endlich lieferte (Raumer, histor. Taschenbuch 1841, S. 537—538) Sotzmann, leider aber nur fragmentarisch; sie befindet sich auf dem ersten Blatte einer Legende von den heil. drei Königen in Westphalen und beginnt mit der Ueberschrift: „Item welcher hande Bücher man gerne hat, gross oder clein, geistlich oder weltlich, hübsch gemolt, die findet man alle by diebold louber schriber in der burge zu Hagenow". Den Anfang macht „das gross buch genant Gesta Romanorum mit den Viguren gemolt", dann folgen größere Werke wie Parzival, Tristan, Freidank, hierauf kleinere Erzählungen, wie „der witfarn ritter, von eime getruwen ritter, der sin eigen hertze gab vmb einer schönen frowen willen, der ritter vnder dem zuber, sant Anshelms fraw", ferner „eine gerymete bibel, ein salter latin und tütsch, episteln u. evangelien durch das jor, vita cristy, das gantze passional winterteil u. summerteil", sodann Andachtsbücher, wie „die XXIIII alten, bellial, der selen trost, der rosenkrantz, die zehn gebot mit glosen" und „sust cleine bette bücher" und endlich weltliche prosaische Volksbücher, wie „gute bewerte artzneien bücher, gemalte lossbücher, schachzabel gemolt, eiu Kaiserlich rechtbuch etc." Diese letzte Abtheilung ist ziemlich zahlreich und L. hatte, wie schon aus dem Voranstehenden zu ersehen, einen sehr bedeutenden Büchervorrath aufzuweisen. Ein Original-Verzeichniß dieser letzteren Vorräthe gab als Facsimile H. Lempertz in seinen Bilderheften 1862 auf Tafel I.; nach einer Notiz im Serapeum 1862, 234—235 ist übrigens diese Legende (Papiermanuscript mit kolorirten Zeichnungen) nach England gekommen. Daß L. in den ersten dieser drei Inscripte sich auch als „Lehrer" bezeichnet, darf um so weniger auffallen, als die Erscheinung, daß Schullehrer zugleich einen Handel mit Büchern betrieben, durchaus nicht vereinzelt dasteht. Eine Bautzener Schulordnung (Schöttgen, Der Dresdenschen Buchdruckergesellsch. Jubelgeschichte S. 6) vom J. 1418 benennt die Bücher und setzt die Preise fest, welche die Knaben dem Locatus (einem der unteren Lehrer) zu entrichten hatten, nämlich für ein A B C, Pater Noster und Corde benedicite, jedes 1 gl., für einen guten Donat 10 gl., eine Regula moralis und Cato 8—9 gl., für ein ganzes Doctrinale (des Alexander de Villa

Dei, vgl. Fabricius, bibl. lat. med. et inf. aevi I, 177), das man nennt einen ganzen Text: eine halbe Mark, für primam partem 8 gl., „welch reich Kind von seinem Locato nicht kauffet ein Buch, das gebe ihm 2 gl. im Anheben, ein mittelmäßiger 1 gl., der arme nichts". Es dürfte hier am Orte auch nicht ohne Interesse sein, zugleich mit kurzen Worten auch der übrigen deutschen Handschriftenhändler des 15. Jahrhunderts Erwähnung zu thun, über welche uns leider nur allzu magere biographische und deshalb zu selbständigen Artikeln sich nicht eignende Notizen überliefert sind. Es sind in chronologischer Folge: Johann Minner in Nördlingen, welcher (Beyschlag, Versuch einer Kunstgeschichte von Nördlingen) ausdrücklich als Händler daselbst und bereits 1407 in den Steuerregistern der Stadt als „Johannes scriptor" vorkommt, auch 1418 bis 1425 das Amt eines Hospitalschreibers verwaltete; Jorys von Hocbergue zu Brügge (?) verkaufte in den Jahren 1427 und 1428 zwei Doctrinale, einen Grecismus und „ung logique" (sic) für Chorknaben an den Herzog von Burgund, die Zahl der verkauften Bücher läßt wohl auf einen wirklichen Handschriftenhändler schließen; Konrad Horn, 1415—1435 Stadtschreiber zu Nördlingen scheint, nach Beyschlag, bedeutende Geschäfte in Handschriften durch Kauf und Tausch gemacht zu haben. Im J. 1435 wurde er aus unbekannten Gründen seines Amtes entsetzt und saß bis 1450 im Gefängniß. Ulrich Friese zu Augsburg, zugleich Pirmenter (Pergamentmacher), stand mit den zwei genannten Nördlingern in den Jahren 1447 und 1451 in geschäftlicher Verbindung. Ob ein „Wolff von Prunow" zu Heidelberg, von einer Hand des 15. Jahrhunderts auf der innern Seite des Deckels einer Heidelberger Handschrift als „Bibliopola" eingetragen, wirklicher Handschriftenhändler gewesen, ist nicht festzustellen, weil dieses Inscript möglicherweise schon in die Zeit nach Erfindung und Verbreitung der Buchdruckerkunst hineinreicht. Ueber mehrere Straßburgische Handschriftenhändler oder „schriber" von 1408—1486 (der älteste ist Peter von Haslach), die ihre Bücher „vf den greden ze vnser frowen Münster" feilboten, vgl. C. Schmidt a. a. O. S. 41 und Archiv f. d. Gesch. d. d. Buchhandels II, 235. Ebendaselbst (S. 236) wird durch eine Urkunde vom J. 1482 der Nachweis erbracht, daß die Feilbietung von Handschriften vor den Kirchthüren ein allgemein verbreiteter Gebrauch war oder sich zu einem solchen entwickelt hatte. Die wenigen statutarischen Bestimmungen für die Handschriftenhändler in Wien sind abgedruckt in Lambecius, commentarius de bibliotheca Vindobonensi, L. II, p. 101. 113. 183.

Ueber die Handschriftenhändler in anderen Ländern und zwar in Italien seit 1259 (Bologna, Verona, Florenz, Mailand, Padua, Ferrara, Venedig und Rom), in Frankreich seit 1275 (Paris, Angers), in England seit 1358 (Oxford und London, in ersterer Stadt auch ein Deutscher: Nicolaus de Frisia um 1425, vgl. d. Art.) und in Spanien seit 1413 (Barcelona) ist nachzulesen Albr. Kirchhoff im Serapeum 1851, 262—320; über die Preise von Handschriften und Incunabeln derselbe ebendas. S. 259—261, Reuß das. 1845, 188. 286—287 und 1849, 365—366 und Le Glay im Bulletin du Bibliophile belge 1850, 279; über die Schreibergebühren im Allgemeinen Serapeum 1846, 77 bis 78 und 1847, 377—382 und speciell über die Sammler und Abschreiber litterarischer Denkmäler im 14. Jahrhundert im ehemaligen Hochstifte Würzburg Reuß in derselben Zeitschrift 1845, 161—180; über die Kalligraphen, Illuminatoren und Miniatoren von Handschriften im abendländischen Europa hat Vogel ebendaselbst 1850, 257 ff. in einem besonderen Aufsatze gehandelt sowie über Bilderhandschriften, zunächst in den Bibliotheken zu Bremen Jahrgang 1866, Intell.-Bl. S. 145 ff. Auskunft giebt. Was schließlich die sog. Schreiberpoesie anbelangt, d. h. ernste und scherzhafte Reime in deutscher und lateinischer

Sprache, womit zumal die mönchischen Abschreiber es liebten, ihre saure Arbeit abzuschließen, vgl. Reuß im Serapeum 1845, 188—190 und Budik ebendaselbst S. 372.

Vgl. außerdem: Kirchhoff, Beiträge zur Gesch. d. d. Buchhandels I, 1—7. Ebert, Handschriftenkunde I, 109 ff. Bulaeus, Histor. Univers. Paris. III, 419. IV, 37. 202—204. 278. 279. 321. 435. 462. Sarti, de clar. archigymn. Bonon. scriptor. Vol. I. p. II. Append. p. 224—225. Archiv f. d. Gesch. d. Buchhandels V, 5—8. J. J. C. Causse, De libror. manuscript. pretio, Francof. ad Viadr. 1767. 4. Millin, Magas. encyclop. I, 13. Allgem. liter. Anzeiger 1800, 535 ff. Baumgarten, Nachrichten V, 217. 231. Metz, Gesch. d. Buchhandels, S. 109 ff. Poelchau, Das Bücherwesen im Mittelalter, Berlin 1881. Ch. Schmidt, Livres et Bibliothèques à Strasbourg 1877 (nicht im Buchhandel) p. 5. 35. 37. Wattenbach, Das Schriftwesen des Mittelalters (1871). S. 317—319. J. Franck.

Lauber: Ludwig Martin L., geb. den 28. Juni 1793 in Breslau, † den 28. März 1867 in Thorn. Sohn eines Kaufmanns, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und begann 1812 an der dortigen Universität das Studium der Mathematik. Nachdem er noch das pädagogische Seminar besucht hatte, ward er 1821 Martin Ohm's Nachfolger als Lehrer am Thorner Gymnasium und trat sein Amt mit einer Rede über die mathematische Methode an. 1822 ward er Professor an seinem Gymnasium und 1839 dessen Director; 1858 trat er in Quiescenz. Seine Schriften sind in chronologischer Reihenfolge nachstehend verzeichnet: „De evolvendarum functionum principiis ac formulis“, Thorn 1828; „Die Mathematik als Lehrobject auf den Gymnasien“, Berlin 1832; „Versuch einer rein wissenschaftlichen Darstellung der Mathematik“, 1. Theil, Berlin 1834; „Die Elemente der geometrischen Aehnlichkeits- und Vergleichungslehre“, Berlin 1842; „Die Grundlinien der Physik vom Standpunkt einer idealen Auffassung des Naturlebens“, Thorn 1862.

Archiv d. Mathem. u. Phys., 47. Theil. Günther.

Lauchert: Richard L., Porträtmaler, wurde im J. 1823 zu Sigmaringen geboren. Er betrieb seine Studien in München und Paris und siedelte 1860 nach Berlin über. Hier fand L. neben Eduard Magnus vermöge einer gewandten und gefälligen Vortragsweise zahlreiche Bestellungen. Außer einigen Phantasieköpfen malte er für deutsche und ausländische Höfe eine bedeutende Anzahl von Bildnissen, deren Vorzüge weniger in der psychologischen Vertiefung der Charaktere als in der Darstellung der äußeren Haltung beruhen. L. starb zu Berlin im J. 1868. v. Donop.

Laudon: Ernst Gideon Freiherr v. L.*), kaiserlicher General-Feldmarschall, wurde am 2. Februar 1717 zu Tootzen in Livland, dem Stammgute seiner Familie, geboren. Eigentlich schottischen Ursprunges, soll dieselbe schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Livland eingewandert sein. Kaum 16 Jahre alt, trat L., dessen Vater, früher schwedischer Oberstlieutenant, in ziemlich kärglichen Vermögensverhältnissen lebte, im J. 1732 als Cadett in russischen Kriegsdienst. Als solcher machte er im J. 1734 die Belagerung und Einnahme von Danzig mit, im folgenden Jahre aber befand er sich bei dem Corps, welches Rußland dem Kaiser Karl VI. in dessen Kriege gegen Frankreich

*) Bis zum Jahre 1759 schrieb L. seinen eigenen Namen, wie es offenbar in seiner Familie üblich war, stets gleichmäßig „Laudohn“. Anfangs April 1759 aber nahm er plötzlich und ohne daß man die eigentliche Veranlassung hiezu kennt, die schottische Schreibart „Loudon“ an, der er von nun an bis an sein Lebensende treu blieb. Wir glauben Recht zu thun, wenn wir seinen Namen so schreiben, wie er noch heutzutage im Volksmunde fortlebt.

zu Hülfe sandte und das bis an den Rhein kam. 1738 und 1739 diente L., endlich Lieutenant und Oberlieutenant geworden, gegen die Türken.

War schon während des Krieges seine Beförderung eine überaus langsame gewesen, so drohte sie während des darauf folgenden Friedens noch mehr ins Stocken zu gerathen. L. aber, dem schon die Spärlichkeit seines Einkommens den Wunsch nach einer glänzenderen Laufbahn nahe legen mußte, wurde hiezu in viel höherem Grade noch durch die edlere Triebfeder des Ehrgeizes und durch das Gefühl angespornt, zu Besserem bestimmt zu sein als in weitentlegenen russischen Städten ein kümmerliches Garnisonleben zu führen. Er nahm daher seinen Abschied und wandte sich zunächst dorthin, wo er am ersten auf Befriedigung seines Thatendurstes rechnen zu dürfen glaubte. Erst vor Kurzem hatte König Friedrich II. den ersten schlesischen Krieg beendigt und durch seine glückliche Heerführung während desselben die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Wer in so jungen Jahren und ohne alle Erfahrung so Bedeutendes geleistet, von dem ließ sich für die Zukunft noch Großes erwarten. Es war daher nur natürlich, daß L. zuerst nach Berlin ging, wo er jedoch keine günstige Entscheidung seiner Bitte um Aufnahme in den preußischen Militärdienst zu erlangen vermochte. Glücklicher war er am Wiener Hofe, der ja auch nach dem Abschlusse des Breslauer Friedens mit Preußen den Krieg gegen Frankreich und Spanien noch fortzuführen gezwungen war. Allerdings mochte die erste Anstellung, welche L. im österreichischen Kriegsdienste erhielt, nicht ganz nach seinem Sinne gewesen sein. Denn nicht zu einem regulären Truppenkörper, sondern bei dem Trenck'schen Freicorps, das sich schon damals durch die wilden Excesse, die es insbesondere in Baiern und der Oberpfalz verübte, einen sehr üblen Namen gemacht hatte, wurde er als Hauptmann eingetheilt. Als solcher war er bei der Vorhut, mit welcher Trenck am 30. Juni 1744 über den Rhein ging. In einem der Gefechte, welche dem Uebergange der ganzen österreichischen Armee auf elsässischen Boden folgten, wurde L. durch einen Kugelschuß gefährlich verwundet und gefangen. Ein französischer Chirurg nahm sich seiner an und durch das Vordringen der Oesterreicher erhielt er seine Freiheit wieder. Er mußte jedoch, um seine Heilung zu vollenden, die Armee verlassen und erst vor Beginn des Feldzuges 1745 kehrte er zu ihr zurück. Mit Trenck befand er sich nun bei den ungarischen Truppen, die an der schlesischen Grenze gegen die Preußen kämpften. An dem Ueberfalle auf Cosel, der in der Nacht vom 25. auf den 26. Mai 1745 ausgeführt wurde, und der Wegnahme dieses Platzes betheiligte sich L. in hervorragendster Weise. Aber dieser und manch anderer kleinerer Vortheil konnte an dem für Oesterreich so ungünstigen Verlaufe des Feldzuges nichts ändern. Nach der unglücklichen Schlacht bei Hohenfriedberg mit Trenck's Panduren zu dem Hauptheere gezogen, war L. dabei, als Nadasdy während der Schlacht bei Soor das fast ganz verlassene Lager der Preußen überfiel. Die Einbuße, die Friedrich hiebei erlitt, brachte er durch den errungenen Sieg hundertfach herein.

Gerechter Ueberdruß an dem wilden Treiben, inmitten dessen er sich bei dem Trenck'schen Corps befand, veranlaßte L. zu dem Austritte aus demselben. In wahrhaft kümmerlichen Verhältnissen lebte er nun durch längere Zeit in Wien, bis er endlich nach langer, vergeblicher Bewerbung eine Hauptmannsstelle in dem Liccaner Grenzregimente erhielt. In der zum Karlstädter Generalate gehörigen Ortschaft Bunich brachte L. in halb militärischer und halb administrativer Beschäftigung zehn Jahre zu. Er beschwichtigte die aufrührerischen Bewegungen, von denen auch der von ihm bewohnte Grenzdistrikt nicht frei blieb, durch Festigkeit und Milde. Nichts verabsäumte er, wodurch er das Loos seiner Grenzsoldaten zu verbessern hoffen durfte. Durch Erbauung einer Kirche setzte er sich ein Monument, welches seinen Aufenthalt in der Grenze gerade um ein Jahr=

hundert überdauerte, und ein von ihm angelegter Eichenwald führt noch heute Laudon's Namen.

Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges rief auch L., der inzwischen zum Oberstlieutenant vorgerückt war, wieder ins Feld und eröffnete ihm, dem lang Vernachlässigten, die Bahn, auf der er binnen kürzester Frist das bisher Versäumte nachholen und Ehre und Ruhm in ganz ungewöhnlichem Maße einernten konnte. Anfangs noch eine Abtheilung von Grenzsoldaten führend, that L., bald zum Obersten vorgerückt, sich an ihrer Spitze so vielfach hervor, daß er schon im August 1757 zum General-Feldwachtmeister ernannt wurde und bei der ersten Verleihung des neugestifteten Theresienordens dessen Ritterkreuz erhielt.

Weit glänzender noch war die Rolle, welche L. in dem folgenden Feldzuge, dem des Jahres 1758 spielte, und der Ueberfall, den er, während die Preußen Olmütz belagerten, am 30. Juni bei Domstadtl im Verein mit General Siskovich auf einen aus etwa 4000 Wagen bestehenden feindlichen Convoi mit glücklichstem Erfolge vollführte, war ein Kriegsereigniß von entscheidender Bedeutung, denn es hatte die Aufhebung der Belagerung zur unmittelbaren Folge. Für diese Waffenthat durch seine Ernennung zum Feldmarschall-Lieutenant belohnt, beunruhigte L. die Preußen auf ihrem Rückzuge durch Böhmen, so viel er nur konnte. Ja er folgte dem Könige auf dessen eigenes Gebiet und nahm sogar in der Mark Brandenburg das befestigte Städtchen Peitz weg, auf welch vorgeschobenem Posten er sich jedoch nicht lange zu behaupten vermochte. An dem Ueberfalle auf die Preußen bei Hochkirch gebührt L., der die Gegner am längsten und hartnäckigsten verfolgte, ein sehr hervorragender Antheil; für denselben und seine sonstigen Kriegsthaten wurde ihm nun das Großkreuz des Theresienordens verliehen und außerdem schenkte ihm Maria Theresia, um seine sehr beschränkten Vermögensverhältnisse zu verbessern, das Gut Kleinbetschwar bei Kuttenberg in Böhmen. Endlich erhob ihn die Kaiserin in den österreichischen, ihr Gemahl aber in den Freiherrnstand des römisch-deutschen Reiches.

Welch großes Vertrauen man schon damals in L. setzte, wird wol am besten durch den Auftrag bewiesen, den er im Juli 1759 erhielt, ein österreichisches Armeecorps zu dem russischen Heere zu führen, das sich im Anmarsche gegen Frankfurt a/O. befand. Am 2. August wurde die Vereinigung der Oesterreicher mit den Russen vollzogen, und aufs nachdrücklichste drang L. in die russischen Generale, mit gesammter Streitkraft auf den König von Preußen loszugehen, ihn anzugreifen und womöglich zu schlagen. Seine Anträge blieben jedoch fruchtlos und schon besorgte L., es werde zu keinem entscheidenden Ereignisse mehr kommen, als nicht von russischer, sondern von preußischer Seite die Wendung herbeigeführt wurde. Am frühesten Morgen des 12. August vollzog König Friedrich bei Kunersdorf den Angriff. Anfangs errangen die Preußen nicht geringe Erfolge, bis endlich L. ihrem ferneren Vordringen Einhalt gebot. Bald gingen die Oesterreicher und die Russen zur Offensive über; lange Zeit hindurch wogte unentschieden der Kampf, aber auch jetzt wieder gab L. mit 14 Schwadronen seiner besten Reiterei den Ausschlag. Die preußische Infanterie, die so lange Zeit hindurch ausdauernd gestritten hatte, ergriff endlich die Flucht und erlitt während derselben furchtbare Verluste. Auch ihrer Reiterei erging es nicht besser und neuerdings war es L., der mit seinen Dragonern die letzten preußischen Schwadronen in den Morast trieb.

Aufs dringendste begehrte nun L. von den russischen Heerführern, den errungenen Sieg ausgiebig auszunützen und die Vernichtung der preußischen Streitmacht zu vollenden. Aber Niemand war weiter entfernt von energischem Handeln als sie, und da auch Daun sich zu kühnen Entschlüssen nicht aufraffte, war die Einnahme Dresdens fast der einzige Gewinn, den man aus der Kunersdorfer

Schlacht zog. Nachdem er durch sehr lange Zeit bei dem russischen Heere verweilt, trennte sich endlich L. von demselben und führte seine Truppen durch Polen nach Oesterreich zurück. Hier wurde er zum Feldzeugmeister und zum Oberbefehlshaber aller Streitkräfte in Böhmen, Mähren und Schlesien ernannt.

Damals war es wirklich so, daß mit jedem neuen Feldzuge L. immer wieder von Neuem, und zwar in noch reichlicherem und glänzenderem Maße als bisher kriegerische Vortheile errang und dadurch für sich selbst Ruhm und Ehre erwarb. Zwar scheiterte der Versuch, den er im März 1760 unternahm, sich Cosel's durch einen Handstreich zu bemächtigen, aber um so vollständiger gelang am 23. Juni sein Angriff auf den preußischen General Fouqué bei Landshut; mit seinem ganzen Armeecorps wurde derselbe nach tapferer Gegenwehr überwältigt und gefangen. Bald darauf nahm L. Glatz weg und Kaunitz kündigte dieses Ereigniß der Kaiserin mit den Worten an: „Gott erhalte Ihnen Ihren Josua!“

Aber das Kriegsglück ist wechselnd und es blieb daher auch L., in welch seltenem Maße es ihn auch bisher begünstigt hatte, nicht immer gleichmäßig treu; noch im Laufe des Jahres 1760 sollte er dessen Unbeständigkeit erfahren. Erfolglos blieb die Unternehmung, die er gegen Breslau ins Werk setzen wollte, und als er am 15. August mit der preußischen Hauptmacht unter König Friedrich bei Liegnitz zusammentraf, wurde er geschlagen und erlitt höchst empfindlichen Verlust.

Nichts ist dem Schmerze und der Erbitterung vergleichbar, welche L. über dieses unglückliche Ereigniß empfand und rückhaltlos kundgab. Offen erklärte er, daß wenn Daun mit der großen Armee, wenn gleichzeitig Lacy mit seinem Corps verabredeter Maßen mit Tagesanbruch ebenfalls auf den Feind losgegangen wären, ein vollständiger Sieg hätte erfochten werden müssen; habe er doch mit seiner ganz unzulänglichen Streitmacht die Preußen zweimal zum Weichen gebracht.

Aufs Eifrigste bemühten sich Maria Theresia und Kaunitz, L. den Verdacht zu benehmen, Daun und Lacy hätten ihn absichtlich hintergangen und im Stiche gelassen. Ob sie diesen Zweck auch erreichten, muß freilich dahingestellt bleiben; zu Lacy wenigstens dauerte der Gegensatz, in welchem L. zu ihm stand, jederzeit fort. Am schärfsten gab sich derselbe in der Verschiedenheit ihrer Auffassung über die Unternehmungen kund, die ihnen am räthlichsten erschienen. Während L. fortwährend darauf drang, dem Feinde entgegen zu gehen und ihn zu einer entscheidenden Schlacht zu zwingen, war Lacy für die Belagerung einer schlesischen Festung. Daun's Bedenklichkeiten und seiner schwankenden Entschlußlosigkeit aber war es wol zunächst zu verdanken, daß es, wenigstens so lange die österreichischen Streitkräfte noch beisammen und die äußeren Verhältnisse nicht ungünstig für sie waren, weder zu dem Einen noch zu dem Anderen kam. Erst nachdem Daun, L. in Schlesien zurücklassend, wieder nach Sachsen gezogen war, kam es bei Torgau zur Schlacht, die für die Oesterreicher unglücklich ausfiel und dem ganzen Feldzuge ein für sie ungünstiges Ende bereitete.

Selbständiger als es bisher der Fall gewesen, war die Stellung, welche L. während des Jahres 1761 einnahm. Im Allgemeinen wol an den Oberbefehl des in Sachsen commandirenden Feldmarschalls Daun angewiesen, war er doch ausdrücklich ermächtigt, nicht um jeder Kleinigkeit willen sich erst befragen zu müssen, sondern auch ohne dies zu thun, aus eigenem Antriebe sich jede Gelegenheit, den Feind zu schädigen, zu Nutzen zu machen. Eine solche einem Widersacher wie König Friedrich gegenüber herbeizuführen, fiel allerdings nicht leicht, und die Schwierigkeit, nicht nur ein Einverständniß, sondern pünktliches Zusammenwirken mit der gleichfalls in Schlesien operirenden russischen Armee herbeizuführen, erwies sich allmählich als unüberwindlich. Jede Bemühung Lau=

don's, die Russen dahin zu bringen, im Vereine mit ihm den König von Preußen in seinem befestigten Lager bei Bunzelwitz anzugreifen, blieb fruchtlos. Schmerzlich empfand L. das Scheitern seiner besten Entwürfe. Ja es blieb sogar die Anklage nicht aus, daß er nicht, schon während er noch auf sich allein angewiesen war, den König, ehe sich derselbe so stark zu verschanzen vermochte, angegriffen habe. Durch dessen Besiegung hätte er die Eroberung Schlesiens vollzogen und sogar im Falle eines ungünstigen Ausganges des Kampfes könnten die Dinge nicht schlechter stehen, als es jetzt wirklich der Fall sei.

Unter dem Eindrucke dieser Ereignisse und des um jene Zeit vor sich gehenden Rückzuges der Russen aus Schlesien bekamen die Anhänger Daun's, welche am Wiener Hofe ohnedies stets bei weitem die mächtigeren waren, wieder die Oberhand. Nicht ohne Schadenfreude deuteten sie darauf hin, wie wenig L. den Erwartungen entsprochen habe, die in dessen selbständigeres Auftreten in Schlesien gesetzt worden waren. Sie erwirkten den Befehl an L., ein ansehnliches Armeecorps zu Daun nach Sachsen zu senden. Daß durch eine solche Schwächung seiner Streitkräfte L. auch für den Rest des Feldzuges völlig lahm gelegt werden würde, darüber konnte man sich einer Täuschung nicht hingeben, ja es schien fast, als ob es recht eigentlich hierauf abgesehen wäre. Da brachte eine ganz unerwartet aus Schlesien eintreffende Botschaft einen plötzlichen Umschwung hervor. König Friedrich hatte das Lager bei Bunzelwitz verlassen, L. aber die sich ihm darbietende Gelegenheit rasch benutzt und am Morgen des 1. October Schweidnitz erstürmt.

Mit welch übergroßer Freude nun auch die Nachricht von dieser glänzenden Waffenthat in Wien und ganz Oesterreich aufgenommen wurde, so wagte man doch kaum mehr der Hoffnung sich hinzugeben, durch sie werde der schließliche Ausgang des Streites ein wesentlich anderer werden. Einerseits hatte man es so oft schon mitansehen müssen, wie man auf österreichischer Seite auch aus den glücklichsten Kriegsereignissen nur wenig oder gar keinen Vortheil zu ziehen verstand, und andererseits nahmen die obwaltenden Verhältnisse durch gänzliches Versiegen der zur Fortführung des Kampfes erforderlichen Mittel eine so trostlose Gestalt an, daß man mitten im Kriege an eine Reduction der Armee schreiten mußte und überhaupt den Augenblick nicht mehr fern sah, in welchem man sich durch völlige Erschöpfung der Kräfte zum Friedensschlusse gezwungen sehen würde. Und wer auch jetzt noch, wie es L. im Gegensatze zu Daun und zu Lacy that, für energische Wiederaufnahme der Offensivoperationen gegen den König von Preußen sprach, mußte doch durch den im Januar 1762 eintretenden Thronwechsel in Rußland allmählich auch auf andere Gedanken gebracht werden. Denn gleich die ersten Kundgebungen Peter's III. erweckten die Besorgniß, er werde nicht nur das bisherige Bündniß Rußlands mit Oesterreich und Frankreich lösen, mit Preußen aber Frieden schließen, sondern sich wol gar auf Seite der letzteren Macht schlagen.

So geschah es denn auch wirklich. Aber ehe noch, und zwar im März 1762 der Waffenstillstand, im Mai aber der Friede zwischen Rußland und Preußen zu Stande gekommen war, wurde in Wien die Frage der Fortführung des Krieges eifrigst erwogen und bejahend beantwortet. L. wurde in dem Oberbefehle über die Hauptarmee in Schlesien bestätigt, aber er bat in dringendster Weise dieser Bürde entlastet, nicht mit dem Commando betraut und einem Anderen, als den er Daun bezeichnete, untergeordnet zu werden. Dem Letzteren aber bot sich um so weniger Aussicht auf Erfolg dar, als nun das Befürchtete eintrat und Peter III. seine Streitkräfte mit den Preußen vereinigte. Freilich dauerte dieses Zusammenwirken nicht lange, denn Peters Entthronung bereitete ihm rasch wieder ein Ende. Aber der Kriegführung in Schlesien vermochte Daun

doch keine günstigere Wendung zu geben, und auch das von L. im vergangenen Feldzuge so ruhmvoll genommene Schweidnitz ging wieder an König Friedrich verloren.

Mit der Beendigung des siebenjährigen Krieges trat L. für eine Reihe von Jahren ziemlich in den Hintergrund zurück. Zuerst stand sein Gegner Daun als Präsident des Hofkriegsrathes an der Spitze des österreichischen Militärwesens, und so unbehaglich scheint sich L. unter ihm gefühlt zu haben, daß man ihn für nicht abgeneigt hielt, den österreichischen Kriegsdienst ganz zu verlassen. Hieß es doch sogar, der preußische General v. Zieten, der sich im Sommer 1763 gleichzeitig mit L. in Karlsbad aufhielt, habe von seinem Könige den gemessenen Befehl erhalten, L. zum Eintritt in den preußischen Dienst zu gewinnen. Förmliche Verhandlungen zu dem gleichen Zwecke wurden jedoch, so viel man bis jetzt weiß, nur von dem sächsischen Hofe mit L. angeknüpft. Glänzende Anerbietungen wurden ihm gemacht, dennoch zerschlugen sich die Verhandlungen und zwar, wie es scheint, über den Streitpunkt, daß man in Dresden wünschte, L. möge aus eigenem Antriebe in Wien seinen Abschied verlangen, während er darauf bestand, König August solle sich ihn als Reorganisator der sächsischen Truppen bei dem Kaiserhofe erbitten. An letzterem wußte man offenbar nichts von diesen Verhandlungen, und erst drei Jahre später, nachdem nach Daun's Tode Lacy an dessen Stelle getreten war, im März 1766 hielt man es, um nicht allzu undankbar gegen L. zu erscheinen, für nöthig, ihn zum ersten Hofkriegsrath und zum Generalinspector der Infanterie in den österreichischen Erblanden zu ernennen. Aber der Zweck, den man bei dieser Verfügung im Auge hatte, wurde nicht oder doch nur unvollkommen erreicht. Von Lacy's Seite scheint wenig geschehen zu sein, um L. die steten Reibungen vergessen zu machen, die während des Krieges zwischen ihnen obgewaltet hatten, und Joseph II., der nach dem Tode seines Vaters, des Kaisers Franz, die oberste Leitung des Kriegswesens fast ausschließlich übernahm, stand so sehr unter dem Einflusse Lacy's, daß schon in Folge dessen seine Beziehungen zu L. viel spärlichere und kühlere waren, als dessen ganz ungewöhnlichen Verdiensten angemessen gewesen wäre. Sie Beide, Joseph und Lacy, müssen dafür verantwortlich gemacht werden, wenn L. durch Aufhebung seines Postens eines Generalinspectors der Infanterie veranlaßt wurde, sich auf sein Gut Betschwar zu begeben und dort in stillster Zurückgezogenheit seine Tage zu verleben. Und wenn doch hie und da wieder etwas geschah, um ihn nicht ganz der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, so wird dies wol zunächst dem edlen Sinne der Kaiserin Maria Theresia, welche die Pflichten der Dankbarkeit nie außer Acht ließ, und der Einwirkung des Fürsten Kaunitz zuzuschreiben sein, der sich jederzeit als Laudon's eifrigster Gönner und Förderer erwies. Im November 1769 wurde L. durch seine Ernennung zum commandirenden General in Mähren seinem Stillleben in Betschwar wieder entrissen. Jedoch schon nach wenig mehr als drei Jahren kehrte er zu demselben zurück, ja er trug sich damals neuerdings mit dem Gedanken, den österreichischen Militärdienst ganz zu verlassen. Und Maria Theresia betrachtete es als eine Art von Sieg, als sie im März 1773 an Lacy schreiben konnte: „Soeben geht L. von mir; er verläßt das Gouvernement und bleibt in unserem Dienste." Bald wurde ihm jedoch durch die Bauernunruhen in Böhmen der längere Aufenthalt in Betschwar verleidet und er sah sich, dieses Besitzes überdrüssig geworden, fruchtlos nach einem Käufer für sein Gut um. Maria Theresia, von dem Wunsche Laudon's unterrichtet, nahm ihm dasselbe unter Bedingungen ab, die für ihn überaus günstige waren. Auch noch überdies von der Kaiserin reichlich beschenkt, siedelte er sich im November 1776 zu Hadersdorf bei Wien an.

Als Lacy im Mai 1774 von der Stelle eines Präsidenten des Hofkriegs-

rathes zurücktrat, schrieb Joseph an L., dem er sich jetzt wieder nähern zu wollen schien, und versicherte ihn, man wäre zu dem Entschlusse, nicht ihn, sondern Hadik zu Lacy's Nachfolger zu ernennen, niemals gelangt, wenn er nicht selbst ein für allemal jeder solchen Amtsführung entsagt hätte. Aber dieser Umstand hinderte nicht, daß der Kaiser, als Hadik noch in demselben Jahre mit einer umfangreichen Ausarbeitung über eine Reihe von Fragen hervortrat, die sich auf Abänderungen des bisherigen Militärsystems bezogen, sie sammt seinem eigenen und dem Gutachten Lacy's an L. sandte und ihn mit Berufung auf seine Einsicht und Redlichkeit um Mittheilung seiner Ansichten hierüber bat. Und als L. diesem Wunsche des Kaisers nachgekommen war, dankte ihm Joseph in den wärmsten Ausdrücken hiefür. Er möge, fügte er hinzu, Sorge tragen für die Gesundheit eines Mannes, dessen Herz von Tapferkeit und wahrer Vaterlandsliebe erfüllt sei, niemals aber zweifeln an seiner wahren Hochschätzung und zuverlässigen Freundschaft.

Die Gelegenheit, bei welcher Joseph diese Gesinnungen gegen L. erproben sollte, ließ nicht lang auf sich warten; der Krieg, in den Oesterreich im J. 1778 wegen der Frage der Erbfolge in Baiern mit Preußen verwickelt wurde, bot sie ihm dar. Als selbstverständlich mußte es dem Kaiser erscheinen, hiebei denjenigen seiner Generale nicht ohne Verwendung zu lassen, der sich den Preußen in dem letzten Kampfe wider sie am furchtbarsten gezeigt hatte. Von der Absicht ausgehend, zwei Armeen ins Feld zu stellen, dachte Joseph Anfangs L. zu derjenigen zu ziehen, bei der er sich selbst befinden werde, da doch, wie er sich ausdrückte, an der Abrichtung seiner eigenen Person fast am meisten gelegen sei. Aber zwei Rathgeber an seiner Seite zu haben, von denen man im Voraus wußte, welch verschiedenen Sinnes sie waren, konnte keineswegs räthlich erscheinen. Bei des Kaisers persönlicher Vorliebe für Lacy war es nicht zu verwundern, daß er sich für den Letzteren entschied, und da es noch überdies nothwendig war, der zweiten Armee, welche dem Prinzen Heinrich von Preußen entgegengestellt werden mußte, einen Führer zu geben, so erhielt L., am 27. Februar 1778 zum Feldmarschall ernannt, das Commando über dieselbe. Ehe es noch zu wirklichen Feindseligkeiten kam, versuchte Maria Theresia bekanntlich durch Absendung des Freiherrn v. Thugut in das preußische Hauptquartier den Frieden zu erhalten. Joseph erblickte jedoch in dieser Mission und in der von ihm besorgten Annahme der von preußischer Seite gestellten Bedingungen einen Schritt, den er für unvereinbarlich mit der Ehre des Staates und seiner eigenen erklärte. Käme die Vereinbarung zu Stande, schrieb Joseph vertraulich an L., so werde er sich, um die ganze Welt zum Zeugen seiner Mißbilligung jenes Verfahrens zu machen, von der Armee weg, ohne Wien zu berühren, wahrscheinlich direct nach Florenz begeben.

Die freimüthige Antwort, welche L. hierauf dem Kaiser ertheilte und durch die er ihm dringend abrieth von jeglicher Demonstration wider seine Mutter, ist ein schönes Denkmal des edlen Sinnes des Feldmarschalls, der es unter allen Umständen für seine oberste Pflicht hielt, auch dort nur die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen, wo man im Voraus wissen konnte, daß sie recht unwillkommen sein werde. Letzteres war denn auch wirklich der Fall und trug nicht wenig dazu bei, daß gerade zu jener Zeit die Bevorzugung Lacy's vor L. noch auffälliger als früher hervortrat. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß die Haltung Laudon's dem Prinzen Heinrich gegenüber den in ihn gesetzten Erwartungen nur wenig entsprach. Allerdings nicht L. selbst, wol aber der seine Vorhut commandirende Generalmajor Baron de Vins erlitt eine empfindliche Schlappe und L. wich vielleicht allzu rasch bis Münchengrätz und Cosmanos zurück, wo er sich an der Iser verschanzte. Trotz der ansehnlichen Verstärkung,

die Joseph ihm zusandte, fürchtete er sich dort nicht behaupten zu können. Um ihn von einem übereilten Schritte zurückzuhalten, eilte Joseph persönlich nach Münchengrätz zu L. Er fand ihn aufs Aeußerste unentschlossen und beunruhigt, und mannigfach waren die Klagen, in denen der Kaiser sich über ihn erging. Je mehr er ihn tadelte, um so glänzender war das Licht, in welchem er Laudon's Rivalen Lacy erblickte. Aber trotzdem war Joseph von der Erkenntniß durchdrungen, man dürfe auch L. nicht allzusehr zurücksetzen, um ihn nicht mißmuthig zu machen, denn sehr bald könnte der Anlaß sich ergeben, bei welchem man seiner dringend bedürfen würde. Darum wies er die Andeutungen Laudon's, er wünsche seiner Stellung enthoben zu werden, in ebenso entschiedenen als verbindlichen Ausdrücken zurück. Er würde aufs Höchste betroffen sein, erklärte er ihm, wenn er in diesem Augenblicke seines Beistandes, seines guten Rathes und seiner werkthätigen Hülfe beraubt wäre. „Meine Hochschätzung", fuhr Joseph fort, „die ich Ihnen widme, ist wohlbegründet, meine Freundschaft wahrhaft und mein Vertrauen vollständig. Streiten Sie also, ich ersuche Sie, mit mir gemeinschaftlich für die Rettung Böhmens, sonst sähe ich selbes verloren."

Als ein Glück für L. wurde es betrachtet, daß Prinz Heinrich die Vortheile nicht ausbeutete, die der Rückzug seines Gegners ihm eingeräumt hatte. Denn während man von Tag zu Tag darauf gefaßt war, L. werde sich dem Prinzen gegenüber an der Iser nicht halten und durch sein eigenes Zurückweichen das der österreichischen Hauptarmee und dadurch die Räumung des größten Theiles von Böhmen herbeiführen, ließ es der Prinz an den erwarteten Offensivoperationen vollständig fehlen. So erreichte der Feldzug sein Ende, ohne daß die Hoffnungen, welche seine in Oesterreich so überaus zahlreichen Anhänger in L. gesetzt, oder die Befürchtungen in Erfüllung gegangen wären, denen diejenigen sich hingegeben hatten, die eine von der allgemeinen Stimmung etwas abweichende Meinung von ihm hegten. Daß zu den Letzteren auch der Kaiser gehörte, war für Niemand ein Geheimniß, und wir finden zwar, daß er ihn hie und da mittelst schmeichelhafter Schreiben über verschiedene Dinge zu Rathe zog, aber keine Einwendung dagegen erhob, ja wol noch Laudon's Entschluß förderte, sich nach Beendigung des Feldzuges auf sein nunmehriges Besitzthum Hadersdorf bei Wien zurückzuziehen und dort still seine Tage zu verleben.

Etwa zehn Jahre hindurch war dies ununterbrochen der Fall, bis endlich der Krieg gegen die Pforte, in welchen der Kaiser im J. 1788 durch sein Bündniß mit Rußland verwickelt wurde, auch hierin eine Aenderung hervorbrachte. Anfangs freilich glaubte Joseph, der selbst wieder den Oberbefehl zu übernehmen und sich hiebei neuerdings auf Lacy's Rathschläge stützen zu wollen gedachte, Laudon's Bitte, auch ihn im Felde zu verwenden, ablehnen zu sollen. Allerdings behauptete der Kaiser, dies geschehe nur in der Absicht, um einen Mann von Laudon's Ansehen und Erfahrung allzeit zur Hand zu haben, wenn er dessen bedürfe, um ihm gegen das unzuverlässige Preußen den Rücken zu decken. Als jedoch der Feldzug gegen die Türken sehr ungünstig verlief, sah Joseph sich wol zunächst durch die Unzufriedenheit, welche über Laudon's Zurücksetzung in der Armee und in der ganzen Bevölkerung herrschte, genöthigt, ihm das Commando über das in Croatien befindliche Armeecorps zu übertragen, das früher der nunmehr erkrankte Fürst Karl Liechtenstein befehligt hatte. Obgleich es für L. eine starke Zumuthung war, der Nachfolger eines Mannes zu werden, der unter ihm gedient hatte und trotz mannigfach erprobter Tüchtigkeit mit ihm in gar keiner Weise verglichen werden konnte, so folgte er doch mit der ihm eigenen Selbstlosigkeit dem Rufe des Kaisers. Am 18. August traf L. bei seinem Armeecorps ein, das in der Belagerung der türkischen Festung Dubitza begriffen war. Zwei Tage später schlug er einen Angriff der Türken auf sein Lager sieg=

reich zurück, und am 24. August ergab sich die türkische Besatzung, nachdem sie sich mehr als vier Monate hindurch tapfer vertheidigt hatte, als kriegsgefangen. L. schritt nun an die Belagerung von Novi, dessen Besatzung jedoch gleichfalls energischen Widerstand leistete. Erst nach fast vierwöchentlicher Belagerung, am 3. October wurde Novi mit Sturm genommen und die Besatzung gefangen nach Slavonien abgeführt.

Nachdem der Kaiser in Folge der zunehmenden Zerrüttung seiner Gesundheit nicht mehr, wie er Anfangs gewollt und gehofft, im Stande war auch in dem Feldzuge des Jahres 1789 den Oberbefehl zu führen, und nachdem auch Lacy sich dieser Aufgabe nicht unterziehen zu können erklärt hatte, übertrug sie Joseph trotz der im Vorjahre durch L. errungenen Erfolge nicht ihm, sondern Hadik. Freilich war es auch mit Laudon's Gesundheit recht übel bestellt, aber um diejenige des noch um sechs Jahre älteren Feldmarschalls Grafen Hadik stand es nicht besser. Und da man L. für kräftig genug hielt, ihn neuerdings an die Spitze des an der Save befindlichen Armeecorps zu stellen, so hätte man gewiß besser gethan, ihn gleich zum Oberbefehlshaber über die gesammten österreichischen Streitkräfte zu ernennen. Nach wenigen Monaten sah man sich doch gezwungen dies zu thun, denn schon im Juli war Hadik in Folge von Krankheit und körperlicher Erschöpfung ganz unvermögend, das Commando noch länger zu behalten. Der Kaiser übertrug es nun an L., der gerade in der Belagerung von Berbir — Türkisch-Gradisca — begriffen war, und befahl ihm gleichzeitig die Unternehmung gegen Belgrad durchzuführen, mit deren Vorbereitung Hadik bisher beschäftigt gewesen war.

L. war über seine Ernennung zum Oberbefehlshaber und den hieran geknüpften Auftrag des Kaisers nichts weniger als erfreut. Gleich Joseph selbst, gleich Lacy und Hadik hielt er sich bei weitem nicht mehr für gesund und kräftig genug, ihn vollziehen zu können; er bat daher den Kaiser dringend, ihn desselben zu entheben. Er könne sich, schrieb er ihm, kaum mehr auf den Beinen erhalten und bitte ihn überhaupt, den Kriegsschauplatz verlassen zu dürfen. Erst auf Josephs erneuerten Wunsch entschloß sich L. zu längerem Bleiben und zur Uebernahme des Oberbefehls. Die Eroberung von Belgrad sei, fügte der Kaiser hinzu, der einzige entscheidende Streich, der den Türken während dieses Feldzuges versetzt werden könnte, und da L. diese Meinung theilte, zögerte er nicht länger dem Willen des Kaisers zu entsprechen. Aber nicht ohne große Besorgniß that er dies, denn seiner eigenen Meinung nach war die Unternehmung gegen Belgrad allzu gewagt und er hätte sie lieber unterlassen. Joseph und Kaunitz aber trachteten ihn mit größerem Selbstvertrauen zu erfüllen. Durch ihren Zuspruch zu besseren Hoffnungen auf einen glücklichen Ausgang der Belagerung angeregt, begann sie L. um die Mitte des September. Binnen drei Wochen kam er damit so weit, daß am 8. October die Capitulation abgeschlossen wurde, durch welche die Besatzung gegen das Zugeständniß ihres freien Abzuges Belgrad übergab.

Unbeschreiblich war die Freude, welche diese Nachricht in ganz Oesterreich erregte. Der Kaiser verlieh L., der das Großkreuz des Theresienordens schon seit mehr als 20 Jahren besaß, den dazu gehörigen Stern in Brillanten. Erwünscht wäre es ihm gewesen, wenn L. auch noch Neu-Orsowa zu erobern vermocht hätte, und in den ersten Tagen des November ging der Feldmarschall auch noch an diese Unternehmung; die weit vorgeschrittene Jahreszeit vereitelte jedoch ihre Durchführung. Am 24. November traf L. in Wien ein und begab sich sogleich nach Hadersdorf. Am folgenden Tage besuchte er den Kaiser und war erschreckt durch dessen krankhaftes Aussehen. Der nahe Tod stand ihm auf der Stirne geschrieben und L. zweifelte nicht, daß er mit raschen Schritten seinem Ende entgegen gehe. Bevor jedoch Josephs trauriges Schicksal sich erfüllte, gab er L.

einen neuen Beweis seiner Dankbarkeit und seines Vertrauens, indem er, von der Ueberzeugung durchdrungen, Preußen werde, mit Polen vereinigt, im kommenden Frühjahre einen bewaffneten Angriff gegen Oesterreich unternehmen, L. das Obercommando über das gegen Preußen ins Feld zu stellende Heer übertrug. Denn von dort her sei, ließ der sterbende Kaiser sich vernehmen, der Staat am gefährlichsten bedroht; er bedürfe also zu seiner Vertheidigung eines Mannes, der eben so sehr das vollste Vertrauen des ganzen Heeres besitze als er durch seine bekannten Thaten dem Feinde imponire.

Nach Josephs bald darauf eingetretenem Tode bestätigte sein Nachfolger Leopold nicht nur diese Verfügung, sondern er dehnte sie noch weiter aus, indem er L. zum Oberbefehlshaber sämmtlicher österreichischer Streitkräfte ernannte. Als solcher befand sich der Feldmarschall in den letzten Tagen des Juni 1790 in Mähren, als er ernstlich erkrankte. Das Uebel schien, so rasch es gekommen war, wieder behoben zu werden, aber binnen Kurzem kehrte es mit verdoppelter Stärke zurück und am 14. Juli starb L. zu Neutitschein. Sein Leichnam wurde nach Hadersdorf gebracht und im dortigen Schloßgarten begraben. Das Monument, das diese Stätte noch heutzutage ziert, war früher das eines türkischen Großwesirs, welches L. in Belgrad wegnehmen und, für ihn selbst bestimmt, nach Hadersdorf bringen ließ. Acht Jahre vor Laudon's Tode hatte ihm Joseph durch Aufstellung seines marmornen Brustbildes in einem Saale des Hofkriegsrathes ein ehrendes Denkmal gesetzt. Ein zweites errichtete ihm Graf Prosper Sinzendorff in seinem Parke zu Ernstbrunn.

Durch Laudon's Tod verlor Oesterreich den Mann, der so wie Eugen von Savoyen, obgleich er an diesen in keiner Weise hinanreichte, es in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts gewesen, in dessen zweiter sein glücklichster und populärster Heerführer war. Die Veranlassung zu dieser Popularität muß vor Allem in den zu wiederholten Malen von ihm errungenen, wahrhaft glänzenden Erfolgen gesucht werden. Auch daß L. so lange Zeit hindurch in geringen, ja selbst widerwärtigen Verhältnissen gelebt, daß er nur durch eigene Kraft und eigenes Verdienst sich denselben entrungen, daß er nichts der Gunst der Mächtigen, sondern Alles nur sich selbst zu verdanken, ja daß er am Kaiserhofe und im hohen Adel, der in Oesterreich zu jener Zeit noch so überwiegenden Einfluß besaß, sich geringer Förderung zu erfreuen und fast nur Gegnerschaft oder doch wenigstens Antipathien zu überwinden hatte, steigerte seine Beliebtheit im Volke und brachte die Wirkung hervor, daß man das höchste Vertrauen zu ihm hegte und ihn auch dort überall vorangestellt zu sehen wünschte, wo er doch kaum auf dem richtigen Platze gewesen wäre. So hatten diejenigen gewiß Unrecht, welche der Meinung waren und ihr hie und da auch recht unverhohlen Ausdruck verliehen, L. hätte statt Lacy zum Präsidenten des Hofkriegsrathes ernannt werden sollen. So sehr L. als ausübender Feldherr, wenn man so sagen darf, sich vor Lacy hervorthat, so sehr übertraf ihn der Letztere wieder an allgemeiner Bildung, an militärischem Wissen, an Organisationstalent. Mochte sie auch zunächst die Wirkung der übergroßen Bescheidenheit Laudon's sein, ein Körnchen Wahrheit lag doch seiner steten Klage zu Grunde, er habe in seiner Jugend zu wenig und nicht hinlänglich tüchtigen Unterricht genossen und er könne diesen Mangel im Alter nicht mehr ersetzen. Ueberhaupt waren Laudon's äußere Erscheinung, seine Verkehrsweise mit Anderen wol der Vorstellung, die man sich von ihm entwarf, wenn man nur von seinen kühnen Waffenthaten gehört, ihn aber niemals gesehen hatte, durchaus widersprechend. Da war nichts von jenem gemüthsfreudigen, zuversichtlichen Auftreten, wie sie das Bewußtsein des eigenen Werthes, der eigenen Thaten und ihrer Anerkennung durch die Außenwelt gewöhnlich verleiht. Ueber Laudon's ernstem, verschlossenem Wesen lag un=

ablässig ein schwerer Hauch von Trübsinn, ja von Melancholie, und wer sich in den Anblick seiner Gesichtszüge vertieft, wie sie auf seinen Marmorbildnissen auf uns gekommen sind, wird sich des Gedankens kaum erwehren, nicht das Antlitz eines vom Schicksal in seltenem Maße begünstigten, siegreichen Feldherrn, sondern das eines der unglücklichsten Menschen vor sich zu sehen, die jemals gelebt haben. Und so wie es schwer fällt, sich den Contrast zwischen Laudon's äußerer Erscheinung und den von ihm vollbrachten kriegerischen Thaten auch nur einigermaßen zu erklären, so wenig darf der Unterschied aus dem Auge verloren werden, der zwischen dem L. des siebenjährigen Krieges und dem seiner späteren Lebenszeit doch eigentlich obwaltet. Schon während des Feldzuges von 1778 war von dem kühnen Unternehmungsgeiste, der etwa zwei Jahrzehnte früher das charakteristische Merkmal seines Auftretens bildete, wenig mehr zu verspüren. Und hierin mag denn auch eine Art von Entschuldigung für den Kaiser liegen, daß er noch zehn Jahre später nicht leicht zu dem Entschlusse gelangte, L. das Commando einer ansehnlichen Heeresabtheilung in dem Kriege gegen die Türken anzuvertrauen. Selbst als dies geschehen, ja als L. sogar zum obersten Führer der Hauptarmee ernannt worden war, hätte er sich, wie wir gesehen haben, gern der ihm übertragenen Aufgabe entzogen, Belgrad wieder zu erobern. War er aber einmal wirklich an sie geschritten, dann führte er sie freilich mit dem früheren Nachdrucke, der früheren Thatkraft unwiderstehlich durch. Und daß er dies in seinem hohen Alter, kaum zwei Jahre vor seinem Hinscheiden vollbrachte, warf auf die letzte Lebenszeit dieses vielgeprüften, aber auch vielerprobten und vielgefeierten Mannes einen Glorienschein, der auch heutzutage noch nicht völlig verlöscht ist. v. Arneth.

Laudon: Johann Ludwig Alexius Freiherr v. L., k. k. Feldmarschalllieutenant, geb. 1762 zu Riga, ein Neffe des siegreichen Feldmarschalls Gideon v. L. und würdig seines Namens. Denn auch er strebte dem Höchsten zu, durchdrungen von seines Oheims Selbstentsagung, hohem Sinne und treuer Pflichterfüllung, und auch ihm gebührt, wenngleich er seines Ahnen unverwelkbare Lorbeeren nicht zu erringen vermochte, dennoch als wackerem Charakter, kühnem und sorgsamem Truppenführer ein Ehrenplatz in der Geschichte. Alexius L., welcher anfänglich in russischen Militärdiensten stand und dortselbst die Hauptmannscharge bekleidet hatte, fand bei Beginn des baierischen Erbfolgekrieges in seines Oheims Infanterieregiment Nr. 29 die gewünschte Aufnahme. Nachdem er die Kenntniß des Truppendienstes sich angeeignet, suchte der Feldmarschall persönlich dessen Ausbildung zu fördern, indem er sich ihn zur Zeit des Türkenkrieges 1788—90 als Major und Flügeladjutant erbat und selben auch als Oberstlieutenant und Generaladjutanten bei sich behielt. Nach des Feldmarschalls Ableben, 1790, übernahm L. das Commando des Infanterieregiments Nr. 29, sorgte für dessen Completirung und Schulung und wußte es unter allen Verhältnissen treu, tapfer und standhaft zu erhalten. An dessen Spitze nahm er an den Kämpfen 1793—95 Theil und errang mit ihm besonders namhafte Erfolge 1793 bei der Besitznahme der Weißenburger Linien am 13. October, im Waldgefecht bei Brumpt am 18. October, ferner 1795 bei Vertreibung des Gegners nächst Kostheim am 3. October. Zu entschiedeneren, selbständigen Leistungen bot sich L. die Gelegenheit, als er im Mai 1796 zum Generalmajor befördert und mit dem Commando einer Brigade in Tirol betraut worden war. Mit dieser hatte er bei Beginn der Operationsbewegungen zum Entsatze Mantua's die Deckung der Landesgrenzen gegen Graubündten und das Veltlin zu bewirken, für etwa 2000 Mann in durchaus gebirgigem Terrain zweifellos eine höchst schwierige Aufgabe. Laudon's rastlose Thätigkeit, umsichtige Befehlsgebung und Erhaltung strenger Manneszucht hat selbe mit bestem Erfolge

durchgeführt und so das bei Neumarkt stehende Reservecorps der Hauptarmee in seiner rechten Flanke vor Bedrohung bewahrt. Als aber bei der Hauptarmee das wechselnde Waffenglück dem Gegner Vortheile brachte und Joubert im Etschthale mit Uebermacht vorrückte, da mußte auch L. im März 1797 bis Meran weichen. Doch weder das allgemeine Mißgeschick, noch seine eigene bedrängte Lage hatten seine Kaltblütigkeit und Energie erschüttert. In wenigen Tagen wußte er seine Truppen zu sammeln, Landesschützen zur Verstärkung herbeizuziehen, alle aber zu neuer Offensive zu begeistern. Schon bei Glaning am 27. März entschieden siegend, drängte er nun in stetem Kampfe den Gegner bis Roveredo, Torbole, Riva und somit aus Südtirol. Laudon's bedeutende Verdienste um die Wiedergewinnung Tirols wurden durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Militär-Maria-Theresienordens öffentlich geehrt. Gleichfalls den strengsten Anforderungen entsprechend, waren Laudon's Leistungen als Brigadier in den Kriegsjahren 1799 und 1800; seine zähe Ausdauer auf jedem Gefechtsfelde, seine geschickte Truppenleitung in dem Entscheidungskampfe bei Novi am 15. August 1799, sowie die bewirkte kraftvolle Zurückweisung der feindlichen Uebergangsversuche über den Naviglio bei Turbigo am 31. Mai 1800 brachten ihm die verdiente Anerkennung. L. avancirte zum Feldmarschalllieutenant und bekam eine Truppendivision in Galizien zugewiesen. In dieser Stellung nahm er Theil an dem Feldzuge 1805, während welchem ihm ganz besonders der Gefechtstag bei Elchingen am 14. October zur Ehre gereicht, denn er hielt dem an Zahl bedeutend mächtigeren Gegner unverzagt Stand, wies zwei kräftige Angriffe desselben zurück und wich erst, als der mit herbeigerufenen frischen Truppen verstärkte Feind zum dritten Angriff schritt. 1809 fand L. nur bei der Reservearmee in Mähren Verwendung und schon nach dem Schönbrunner Frieden verließ er, seiner geschwächten Gesundheit wegen, den activen Dienst. L. starb den 22. Novbr. 1822 auf seinem Gute Hadersdorf bei Wien.

Wurzbach, Biograph. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich, 16. Bd., Wien 1867. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden &c., 1. Bd., Wien 1857. (Gräffer) Geschichte der k. k. Regimenter &c., 2. Aufl., Wien 1800. Schels, Oesterr. milit. Ztschr., 1822 4. Bd.; 1832 1. Bd.; 1837 3. Bd. (Schönhals) Der Krieg 1805 in Deutschland, Wien 1873. Schinzl.

Lauer: Franz Freiherr v. L., k. k. Feldzeugmeister und Generalgeniedirector, dessen hervorragende kriegswissenschaftliche Ausbildung und gründliche Kenntniß des Ingenieurwesens dem Staatswohle in ernsten Zeiten wiederholt wahrnehmbaren Nutzen brachten, kam 1735 als Sohn eines k. k. Offiziers zur Welt und wurde nach genossener häuslicher Vorbildung der Wiener Ingenieurschule zur Erziehung übergeben. Dort legte er den festen Grund zu seinem bedeutenden Wissen; im Geniecorps aber, in welchem er 1755 als Kadet seine Eintheilung erhielt, erlangte er die nöthige praktische Erfahrung. Wie sehr sein Wirken schon als junger Offizier befriedigte, bezeugt der Umstand, daß L. in Anerkennung seiner Verwendbarkeit und Tapferkeit während der Kämpfe des siebenjährigen Krieges, wobei er bei Leuthen am 5. Decbr. 1757 für kurze Zeit in feindliche Gefangenschaft gerieth, rasch bis zum Hauptmann vorrückte. Die nun folgenden Friedensjahre waren für L. eine Zeit ununterbrochenen Studiums, dessen Erfolge wesentliche Steigerung erfuhren gelegentlich einer Visitirungsreise mit dem Ingenieurgeneral Pellegrini 1771 nach Ungarn, Slavonien, dem Banat und Siebenbürgen, dann 1775 und 1782, als sich L. aus eigenem Antriebe zur Erweiterung seiner fortifikatorischen Anschauungen nach Italien begab. In Würdigung der sichtlichen Befähigung Lauer's wurde selber nach dem Feldzuge 1778, welchem er als Oberstlieutenant beiwohnte, der Festungsbaucommission

in Böhmen beigezogen; er entwarf den Festungsplan für Theresienstadt und setzte 1787 Pleß in Vertheidigungszustand. Zu voller Entfaltung seines Wissens und Könnens, zur Bethätigung von Muth und Opferfreudigkeit fand L. aber zunächst in dem Türkenkriege 1788—90 den gewünschten Anlaß. Als Oberst, welche Charge er 1783 erreicht hatte, befehligte er die Arbeiten der Genietruppe anfänglich bei Dubicza, dann bei Belgrad. Bei letzterem Orte leitete er freiwillig und ohne Ablösung 14 Tage lang den Tranchéenbau und den Kampf gegen die Vorstädte; sieben Tage hindurch verblieb er während des Hauptangriffs auf die Festung in den Laufgräben. Laudon und Pellegrini anerkannten Lauer's Verdienste um den Fall Belgrads durch die Empfehlung für die Verleihung des Ritterkreuzes des Militär-Maria-Theresienordens, welches ihm auch bald hierauf zugesprochen wurde. 1789 erfolgte überdies auch noch die Ernennung Lauer's zum Generalmajor, 1790 dessen Erhebung in den Freiherrnstand. Daß unter der Einflußnahme eines solchen Generals die Ausbildung der ihm untergeordneten Offiziere und Mannschaft des Ingenieurcorps eine fruchtbringende gewesen, zeigten die wenige Jahre später ausgebrochenen großen Kämpfe mit Frankreich, in welchen L. überdies auch persönlich im Interesse des Heeres und des Staates einzugreifen vermochte. Seine vielfältige, in ihren Details den Umfang eines Buches fordernde Thätigkeit galt ebenso der Wahl der Vertheidigungs- als Angriffspunkte, dem Baue von permanenten und flüchtigen Befestigungen, von Minen, Brücken und Straßen, sowie auch der Führung des Kampfes selbst, in welchem Lauer's geistiges Uebergewicht geeint mit heldenhafter Tapferkeit, seinen Truppen voranleuchtete. Zu den schönsten Gedenktagen Lauer's in diesen Kriegsjahren zählen die Betheiligung an der Einnahme der Lauterburger Linien im October 1793, die Belagerung, Wegnahme und Sprengung des Forts Louis im Januar 1794, und endlich die schwierigen Kämpfe um Mannheim 1795. Für die entschiedene, geschickte und erfolgreiche Durchführung der letzteren wurde L. das Commandeurkreuz des Militär-Maria-Theresienordens zuerkannt. Anfangs 1796 befehligte der im März dieses Jahres zum Feldmarschalllieutenant beförderte Lauer als Prodirector und Inspector das Geniewesen, als Oberdirector die Ingenieurakademie, im Juli 1796 suchte er durch persönliche Anschauung und Einwirkung die Vertheidigungsfähigkeit Mantuas zu heben, 1797 verfügte er an Ort und Stelle die vorzunehmenden fortifikatorischen Arbeiten längs der niederösterreichischen Landesgrenze, im selben Jahre leitete er auch als Geniedirector von Wien die Verstärkung der Befestigung der Stadt, die Einbeziehung des Wiener Berges und der Leopoldstädter Insel in den Vertheidigungsrayon. Nur noch ein Mal kam L. in feindliches Feuer; es war dies in der verlorenen Schlacht bei Hohenlinden, am 3. Decbr. 1800. Im nächsten Jahre trat er nach 45jährigen, ehrenvollen, anstrengenden Kriegsdiensten als Feldzeugmeister in den Ruhestand, lebte zu Krems und starb dort am 11. Sept. 1803.

Wurzbach, Biograph. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich, 14. Bd., Wien 1865. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden &c., 1. Bd., Wien 1857. (Gräffer) Kurze Geschichte der Regimenter &c., 2. Bd., Wien 1801. Vollständige Gesch. von der Belagerung und Einnahme der Festung Belgrad &c., Prag 1789. Schels, Oesterr. milit. Ztschr., 1824 2. Bd.; 1825 2. Bd.; 1831 4. Bd.; 1832 3. Bd.; 1833 1. Bd.; 1834 3. Bd.; 1837 3. Bd.; 1846 3. Bd.

Schinzl.

Lauer: Georg L. (Laur), deutscher Drucker zu Rom im 15. Jahrhundert. Sein Geburts- und Todesjahr sind unbekannt, als seine Heimath aber bezeichnet er selbst des öfteren Würzburg, „Herpipolis“ (sic), wie er sich auch einen „Clericus“ nennt. Seine typographische Thätigkeit fällt

zwischen die Jahre 1470 bis einschließlich 1481, in welchen er gegen 54 Erzeugnisse veröffentlichte, die zu den besten Druckdenkmalen gehören. Seine Kunst übte er zuerst allein und zwar nach seiner eigenen Angabe im Kloster St. Eusebius, erscheint dann aber in den J. 1472—74 mit der Bezeichnung „Romae“ in Verbindung mit einem seiner Landsleute, dem Bernhard Pflugel (Pfliegl) und beide nennen sich Magistri (artis typographicae). Mit dem J. 1481 verschwindet sein Name in den typographischen Annalen und es scheint, daß er um diese Zeit entweder gestorben oder in sein Vaterland zurückgekehrt war. In Hassel's Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde, 1868, S. 471, wird aus den Excerpten aus der Kölner Universitätsmatrikel auch ein „Georgius Laur de herbipoli“ als am 27. April 1496 eingetragen, aufgeführt. Der Verfasser dieser Mittheilungen, C. Krafft, begleitet, ohne unseres Druckers Erwähnung zu thun, dieses Excerpt mit den Worten: „Freund des Cochlaeus. Nachdem er mehrere Jahre in einer der Bursen Cölns gelehrt hatte, wurde er Pastor zu St. Peter und nahm 1525 als Canonicus zu St. Aposteln seinen von Frankfurt vertriebenen Landsmann, den Johann Cochlaeus, in sein Haus auf“. Es ist schwer anzunehmen, daß dieser L. mit unserem Drucker identisch sei. Zwar, daß Geistliche im 15. Jahrhundert sich praktisch mit der Buchdruckerkunst beschäftigen, würde hier nicht entgegenstehen, denn zu gleicher Zeit mit L. betrieben, um von mehreren zu schweigen, zu Rom als Cleriker die Buchdruckerkunst: Adam Rot von Metz, Eucharius Silber von Würzburg, Stephan Planck von Passau, Georg Sachsel von Reichenhall und Bartholom. Golsch von Hohenbart, oder von anderen Nationalitäten: Petrus Posa zu Barcelona, Baptist Farsengo zu Brescia, Casp. Campugnani und Andre de Bosiis zu Mailand, Bonetus Locatellus zu Venedig &c. Aber L. würde, als er Cochlaeus bei sich aufnahm, mindestens ein Greis von 85—90 Jahren gewesen sein, was zwar nicht unmöglich, jedoch unwahrscheinlich ist. Unter seinen Preßerzeugnissen, sämmtlich in Folio, verdienen hervorgehoben zu werden: „Clementis Papae V. Constitutionum opus . . .“, 1472 (durch L. und Pflugel); „Decretales Gregorii IX . . .“, 1474; „Guil. Duranti Rationale divinorum officiorum“, 1477; „Hieronymi Epistolarum et Tractatuum Pars secunda“, 1479; „Jo. Francisci de Pavinis . . de officio et potestate Capituli Sede vacante“, 1481. Correctoren in seiner Officin waren (nach Maittaire, A. T. I. 289) die römischen Gelehrten Coelestinus, Pomponius Laeta und Platina. Zu derselben Zeit arbeiteten zu Rom, jedoch schon seit 1465 und bis einschließlich 1500, weitere 25 Buchdrucker deutscher Abkunft, außerdem zwei zweifelhafte (vgl. Lichtenstein: Hermann), von welchen Ulrich Han in Bd. X, 495, seine Würdigung fand und als die weitaus bedeutendsten: Paul Leenen, Stephan Planck, Vitus Puecher, Sixtus Riessinger, Eucharius Silber, Conrad Sweynheim u. a. m. ihre Besprechung seiner Zeit finden werden. Der deutsche Drucker zu Rom, Joh. Hugo v. Gengenbach (um 1485, wenn nicht schon 1482), welchen Goedeke in seiner Monographie „Pamphilus Gengenbach“ unerwähnt läßt, dürfte wol der Vater oder ein Verwandter des letzteren Druckers und Dichters gewesen sein. Nach Geßner's Buchdruckerkunst, III. 296—297, hatte auch Hans v. Laudenbach, der später zu Heidelberg eine Officin besaß, im 15. Jahrhundert zu Rom seine Kunst betrieben. Denn vor der Zerstörung der ersteren Stadt war an dem Augustinerkloster daselbst die Grabschrift zu lesen: „Hannß von Laudenbach ist mein Nam | Die ersten Bücher druckt ich zu Rom | Bitt für meine Seel, Gott gibt dir Lohn | starb 1514 uff St. Stephan“, doch ist bis jetzt kein Druck bekannt geworden, der seinen Namen trüge. Einen Nürnbergischen Drucker und Verleger „Johann Lauer“ erwähnen für die Jahre

1605, 1609 und 1618 Goedeke's Grundriß, I. 163 und Weller's Annalen, II. 80 und 131.

Panzer, Ann. typogr. II. (Roma: p. 422—549) und daselbst weitere Quellen. J. Franck.

Lauer: Joseph Freiherr v. L., k. k. Feldzeugmeister, wurde den 18. Mai 1769 zu Grätz geboren. Er genoß unter der persönlichen Ueberwachung seines Vaters, des Feldzeugmeisters Franz v. L. (s. o.) eine gründliche Unterweisung in allen Kriegswissenschaften, ganz besonders im Ingenieurwesen und trat 1789 als Kadet in das Ingenieurcorps. Auch ihm läßt sich hingebungsvolle, umsichtige und tapfere Pflichterfüllung nachrühmen, die er bei jeder sich ihm darbietenden Gelegenheit zu bethätigen wußte. L. focht mit Bravour 1789—90 im Türkenkriege, 1793 am Rhein und hatte das Glück, schon als Hauptmann das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresienordens zu erringen für seine 1795 bei der Eroberung des Galgenberges nächst Mannheim, sowie bei der Belagerung und Einnahme dieses Ortes an der Seite seines Vaters geleisteten wesentlichen Dienste, die er trotz einer erhaltenen Verwundung nicht unterbrach. In die Jahre 1800—1813 fallen Lauer's mehrfache Verwendungen bei fortifikatorischen Bauten, dann seine eifrige Thätigkeit als Fortifikations-Lokaldirector zu Königgrätz, Ofen und Temesvár. An seine 1813 erfolgte Ernennung zum Generalmajor und Truppenbrigadier schlossen sich aber neue Kriegsehren, denn als Vertheidiger von Ferrara, sowie als Commandant des Belagerungs- und Blokadecorps von Gaeta führte seine entschiedene, wohlbedachte Befehlsgebung (1815) zu glücklichem Erfolge der kaiserlichen Waffen. L. wurde hierfür mit dem Commandeurkreuze des Leopoldordens ausgezeichnet. 1826 avancirte er zum Feldmarschalllieutenant, 1831—47 führte er das Commando der Festung Olmütz. In dieser eigenartigen Stellung waren es Sorgsamkeit, Gerechtigkeit und Güte, welche L. die Verehrung nicht nur seiner Untergebenen, sondern auch der Civilbevölkerung erwarben. Mit dem Charakter eines Feldzeugmeisters 1847 in den Ruhestand getreten, starb L. den 26. Febr. 1848 zu Wien.

Wurzbach, Biograph. Lex. des Kaiserth. Oesterreich rc., 14. Bd., Wien 1865. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden rc., 2. Bd., Wien 1857. Schels, Oesterr. milit. Ztschrft., 1819 3. Bd.; 1823 3. Bd. Branko, Gesch. d. k. k. Infanterieregiments Nr. 44 rc., Wien 1875. Schinzl.

Lauer: Julius Franz L., Philolog, geb. in Anklam am 25. Juli 1819, erhielt seine erste Vorbildung auf dem Progymnasium seiner Vaterstadt, besuchte von 1834 an das Gymnasium zu Neu-Ruppin und bezog Michaelis 1838 die Universität Berlin, wo besonders K. Lachmann und P. F. Stuhr auf die Richtung seiner Studien bestimmenden Einfluß ausübten. Nachdem er ein Jahr lang (1840—41) in Leipzig die Vorlesungen G. Hermann's, M. Haupt's und W. A. Becker's gehört, kehrte er nach Berlin zurück, wo er sich im J. 1843 die philosophische Doctorwürde erwarb durch die Abhandlung: „Quaestiones Homericae. Quaestio prima: de undecimi Odysseae libri forma germana et patria“, der bald mehrere Recensionen verschiedener auf homerische und mythologische Litteratur bezüglicher Schriften in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik folgten. Im April 1846 habilitirte er sich als Privatdocent an der philosophischen Facultät der Universität Berlin: in dieser Stellung hat er Vorlesungen über griechische Mythologie und über die epische Poesie der Griechen mit vorzugsweiser Berücksichtigung der homerischen Dichtungen gehalten. Eine weitere Vorlesung über die dramatische Poesie der Griechen hatte er angekündigt, zu einer anderen über griechische Privatalterthümer bereits ein detaillirtes Schema ausgearbeitet, als er durch zunehmende Körperschwäche genöthigt wurde, seine Lehrthätigkeit zu unterbrechen; in seiner Vaterstadt, wo er Erholung suchte,

erlag er schon am 22. März 1850 einem unheilbaren Herzleiden. Bei seinem Tode waren von einer größeren litterarischen Arbeit, einer „Geschichte der homerischen Poesie", 12 Bogen gedruckt, welche die Einleitung, das erste Buch („Die Ueberlieferung des Alterthums von Homer") und den Anfang des zweiten Buches („Der Ursprung der homerischen Gedichte") umfaßten; der Rest desselben ist von zwei Freunden des Verfassers, Theodor Beccard und Martin Hertz, nach dem hinterlassenen Manuscript und der zum Behuf der Habilitation vom Verfasser bei der Facultät eingereichten Schrift ergänzt und in Verbindung mit vier kleineren als „Homerische Studien" bezeichneten Aufsätzen (1. Ueber die Volkssage von Odysseus; 2. Der homerische Charakter des Odysseus; 3. Odysseus bei Sophokles; 4. Ueber die angeblichen Spuren einer Kenntniß von dem nördlichen Europa im Homer) herausgegeben worden unter dem Titel „Litterarischer Nachlaß von J. F. L. Erster Band. Zu Homer" (Berlin 1851; auch unter dem Specialtitel: „Geschichte der homerischen Poesie von J. F. L. Erstes und zweites Buch. Nebst Bruchstücken homerischer Studien"). Als zweiter Band des litterarischen Nachlasses folgte 1853 ein gleichfalls unvollendetes „System der griechischen Mythologie", welches ein anderer Freund des Verstorbenen, Hermann Wichmann, nach dessen für seine Vorlesungen ausgearbeitetem Hefte unter Benutzung einer besonderen Abhandlung desselben über Athene und sonstiger Collectaneen, sowie zweier nach seinen Vorlesungen von Zuhörern geschriebener Hefte bearbeitet hat. Dasselbe enthält außer der (historischen) Einleitung die Prolegomena und den ersten die Himmelsgötter behandelnden Theil der Darstellung der griechischen Götterwelt; beigegeben sind als „Anlagen" ein Aufsatz über Athene mit dem Widder (aus der Archäologischen Zeitung) und die Recension einer Schrift von Sommer: „De Theophili cum diabolo foedere", Berlin 1844 (aus den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik). Beide größere Werke legen trotz ihres trümmerhaften Zustandes von der Selbständigkeit und Tiefe der Forschung und der Sorgfalt und Sauberkeit der Darstellung des Verfassers ein ehrenvolles Zeugniß ab.

Vgl. Th. Beccard und M. Hertz im Vorwort zum ersten und H. Wichmann im Vorwort zum zweiten Bande des Litterarischen Nachlasses.

Bursian.

Laufberger: Ferdinand Julius Wilhelm L., Maler, gehört mit König, Rieser, Storck und Sturm zu jener Gruppe von Künstlern, deren Namen eng verknüpft sind mit dem Aufschwung der österreichischen Kunstindustrie, welcher unter v. Eitelberger's thatkräftiger Führung in den 60er und 70er Jahren Platz gegriffen hat. In Laufberger's vielseitigem Wirken sind zwei deutlich getrennte Perioden zu unterscheiden: die erste, seine Thätigkeit als Illustrator, Caricaturenzeichner und Genremaler umfassend, die zweite, der monumentalen Kunst und dem kunstgewerblichen Unterrichte gewidmet. L. ist am 16. Febr. 1829 zu Mariaschein in Böhmen geboren. Die dürftigen Verhältnisse, in denen Laufberger's Eltern lebten, hinderten nicht, daß der Knabe ins Gymnasium geschickt wurde (1837—40 zu Schüttenitz bei Leitmeritz). Schon früh regte sich bei dem Knaben ein auffallender Trieb zum Zeichnen. Als im J. 1840 die Eltern nach Prag übersiedelten, drängte L. zur Malerlaufbahn. Die Mutter ging denn auch mit dem Knaben zu Rudolf Müller (damals Corrector an der Prager Akademie, jetzt Professor am Realgymnasium zu Reichenberg), welcher Laufberger's Talent erkannte und dasselbe durch mehrere Jahre mit Rath und That unterstützte. Er unterrichtete einstweilen privatim den Knaben, der noch die Piaristenschule in Prag besuchte, im Kopfzeichnen bis zu seinem Eintritt in die Akademie, welcher 1844 stattfand. Im J. 1852, als Ruben, der bisherige Director an der Prager Akademie, nach Wien berufen worden, zog L. mit diesem seinem

Meister gleichfalls nach der Donaustadt. Zuvor aber hatte er noch eine Sommerreise durch Nordungarn und Galizien unternommen und volle Skizzenbücher und Mappen heimgebracht. In Wien folgten nun einige Jahre bitteren Mangels, bis L. in der 1854 gegründeten xylographischen Anstalt von Waldheim ausgiebige Beschäftigung fand. Unter den zahlreichen illustrirten Publicationen, welche schon damals Waldheim's Anstalt verließen, sind wenige, an denen L. nicht mehr oder weniger als Zeichner Antheil hätte. Die „Mußestunden" (erschienen von 1859—63), „Waldheim's illustrirte Zeitung" (1862 und 1863), die „Illustrirten Blätter" (von 1864—66), sowie das bekannte Witzblatt (der 1856 gegründete) „Figaro" boten dem jungen Künstler Gelegenheit, seine Begabung für das rasche Auffassen des Charakteristischen an Formen und Bewegungen zu verwerthen. Viele Anregung bot die Reise, welche L. als Zeichner im J. 1855 mit einem Dampfer des Triester Lloyd die Donau abwärts bis zur Sulinamündung mitmachte. Auf der Heimreise sah er Constantinopel, einige griechische Städte und Triest. Als Frucht der Studien an der Akademie entstanden einige Cartons mit historischen Darstellungen. Die eigentliche Begabung Laufberger's aber machte sich in einer Reihe von launig erfundenen Genrebildern Luft, welche in der zweiten Hälfte der 50er Jahre im österreichischen Kunstverein ausgestellt waren. Hervorzuheben wären „„Privatgelehrter beobachtet eine Sonnenfinsterniß", „Gebirgsreisende rasten vor einem Bauernhause", „Ein alter Junggeselle" und „Markt in Oberungarn". Von größter Bedeutung für den Künstler war eine längere Reise (vom März 1862 bis August 1864), welche den Abschluß seiner akademischen Studien bildete. Die bedeutendsten Städte Deutschlands wurden berührt. Ein längerer Aufenthalt in Berlin gab Gelegenheit zum Copiren in der Gallerie, welches aber noch nicht hinreichte bei dem vorwiegend zum Zeichnen veranlagten Künstler auch den Farbensinn (welcher zeitlebens eine schwache Seite Laufberger's geblieben ist) zu wecken. Erst in Paris im Louvre und im Atelier Cogniet, welches der Künstler einige Zeit hindurch besuchte, zeigt sich eine Besserung im Colorit. Dem Pariser Aufenthalte verdanken wir dasjenige Werk des Künstlers, welches unter seinen Staffeleibildern die hervorragendste Stelle einnimmt, den „Galleriebesuch im Louvre". Sehr tiefgehend war der Einfluß, den L. in Italien erfuhr. Eine lange Reihe von Skizzenbüchern aus jener Zeit und der Charakter fast aller nach dieser Reise entstandenen Schöpfungen des Künstlers geben davon Zeugniß. Einen besonders tiefen Eindruck scheinen ihm in Florenz die Kindergestalten des Luca della Robbia gemacht zu haben, welche uns in Laufberger's späteren Compositionen wiederholt begegnen, allerdings in moderner aber dennoch keuscher und reiner Auffassung. Nach der Rückkehr von dieser Studienreise verging fast ein volles Jahr, ehe der Künstler an eine größere Aufgabe herantreten konnte; eine solche aber wurde ihm zu Theil, als man ihm den Entwurf und die Ausführung des Bühnenvorhanges für komische Oper und Ballet im Wiener Opernhause übertrug. Mit feinem Verständniß für den decorativen Zweck des Ganzen führte er dieses Werk zu Ende. Es bildet die erste und vielleicht gelungenste jener monumentalen Arbeiten, welche die zweite Periode von Laufberger's Werken kennzeichnen und zu deren Ausführung ihm durch die zahlreichen hochbedeutenden Neubauten, welche zu jener Zeit in Wien entstanden sind, Gelegenheit geboten wurde. Als größere Aufträge wären zu nennen: die malerische Ausschmückung des Treppenhauses in dem von Ferstel erbauten österreichischen Museum, die Decoration in der Vierung der berühmten Votivkirche und der Sgrafittoschmuck in den beiden Höfen des von Hasenauer erbauten Museums für die Kunstsammlungen des österreichischen Kaiserhauses. Die Entwürfe für die großen Glasmalereien über den zwei Portalen der Rotunde in der Wiener Weltausstellung 1873, sowie die

Sgrafittodecoration der österreichischen Abtheilung der Pariser Weltausstellung 1878 trugen Laufberger's Namen in die weitesten Kreise. Höchst segensreich und noch gar nicht in ihrer ganzen Ausdehnung zu überblicken war die Lehrthätigkeit Laufberger's an der Kunstgewerbeschule des österreichischen Museums; zum Professor an derselben war er am 29. Juni 1868 ernannt worden und wirkte dort mit wahrem Feuereifer bis zu seinem am 16. Juli 1881 erfolgten Tode. Das österreichische Museum veranstaltete im Februar und März 1882 eine Ausstellung des künstlerischen Nachlasses von L.

Die beste Charakteristik des Malers findet sich in dem von R. v. Eitelberger geschriebenen Nekrolog in den Mittheilungen des österr. Museums, Jahrg. XVI, S. 402 ff. Biographien in dem Kataloge der Laufberger-Ausstellung im österr. Museum (Wien, H. O. Miethke), in der Zeitschrift für bild. Kunst, Jahrg. XVII, S. 261 (mit Abbildungen, darunter Porträt nach Griepenkerl), abermals in den Mittheilungen des österr. Museums, Jahrg. XVII, S. 19, endlich in den Graphischen Künsten, Jahrg. IV, Heft 3 (reich illustrirt, mit einem Stich nach einem Selbstporträt). Das Radirwerk des Künstlers ist zusammengestellt in der Allgem. Kunstchronik, 1882, S. 83 ff.

Th. Frimmel.

Laufenberg: Heinrich v. L.: s. die Nachträge zu Bd. XVIII.

Lauffer: Johann Jakob L., Geschichtschreiber, wurde 1688 in dem damals bernischen, jetzt aargauischen Städtchen Zofingen geboren. Zuerst besuchte er die verhältnißmäßig guteingerichteten Schulen seiner Vaterstadt, dann, als Student der Theologie, die Akademie in Bern und die Universitäten zu Halle und Utrecht, woran sich eine wissenschaftliche Reise in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden schloß. Eine philosophisch-theologische Abhandlung über die Thorheit der Gotteslängnung (Atheus amens) kam 1714 in Amsterdam heraus. Im J. 1718 wurde er in Bern Professor der „Geschichte und Eloquenz“. Als solcher war er der Lehrer Albrecht Haller's und scheint überhaupt durch seine Vorträge das Interesse an dem Studium der Geschichte in weiterem Kreise geweckt zu haben. Eine Frucht dieser Anregungen war es, daß er 1724 von der Regierung den Auftrag erhielt, als Landeshistoriograph die nur bis 1616 geführte Stadtchronik bis auf die Gegenwart fortzusetzen. Er verfaßte nun seine „Beschreibung helvetischer Geschichten“, war aber erst bis zum Jahre 1656 gelangt, als am 23. Febr. 1734 ein unglücklicher Sturz von der Treppe seinem Leben ein Ende machte. Das Werk wurde in den Jahren 1736—38 in Zürich gedruckt in 18 Bänden, nebst 4 Bänden „Beiträge zur helvetischen Geschichte“ mit den urkundlichen Beilagen und Excursen. Der halbamtliche Charakter seiner Arbeit gab dem Verfasser die Möglichkeit zur Benutzung der öffentlichen Archive, legte ihm jedoch andererseits eine gewisse Zurückhaltung auf, die für den Werth des Buches nicht günstig sein konnte. Die Kenntniß der älteren Zeiten ging L. fast vollständig ab; große Weitläufigkeit der Darstellung und Schwülstigkeit des Stils werden ihm außerdem zum Vorwurf gemacht; immerhin war diese Geschichte ein für jene Zeit wichtiges Werk und blieb durch die Verwerthung der schwer zugänglichen Quellen — die nur unglücklicherweise nirgends angegeben sind — noch lange die unentbehrliche Grundlage für alle Späteren.

Bernisches Freitagsblättlein von 1734, S. 93 u. ff. — Zurlauben, Tableaux historiques de la Suisse, Tom. II p. 112. — Lutz, Nekrolog ber. Schweizer, S. 288. — Walthardt, Description de la ville de Berne, p. 231. — v. Tillier, Berner Geschichte, V. 469 u. ff. — Argovia, Zeitschrift d. histor. Gesellsch. d. Kantons Aargau, XII. S. 56.

Blösch.

Laukhard: Friedrich Christian L. (geb. 1758, † 1822). — Das Interesse für diesen „bekannten literarischen Vagabunden“, wie ihn Häusser ge-

nannt hat, knüpft sich hauptsächlich an seine von 1792—1802 in sechs Bänden veröffentlichte Selbstbiographie, welche, wie die wenige Jahre vorher erschienene des famosen K. F. Bahrdt (vgl. den Art.), eine der Hauptquellen für die Cultur- und Sittengeschichte Deutschlands in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bildet. Und wer an optimistischer Schwärmerei für „die gute alte Zeit“ leidet und an pessimistischer Schwarzseherei in Bezug auf die Zustände der Gegenwart, in welcher alles schlechter geworden sei, der muß, wenn ihm überhaupt noch zu helfen ist, durch diese beiden Schriften gründlich geheilt werden. Die seichte und rohe Aufklärerei jener Zeit, die Misère der damaligen Kleinstaaterei, die Abhängigkeit jeder Beförderung von persönlicher Gunst oder Ungunst, die Käuflichkeit der Aemter und die Bestechlichkeit der Beamten, die Rohheit der akademischen Sitten bei Professoren wie Studenten, die nicht seltene Verlotterung auch des Familienlebens, die trotz Kant und Winckelmann, Lessing und Herder, Goethe und Schiller das große Publicum noch durchaus beherrschende Geschmacklosigkeit in Bezug auf Kunst und Litteratur, die kleinliche Beschränktheit des Bürgerthums, die gedrückte Lage des mißachteten Bauernstandes, das alles findet, an dem Faden der Lebensereignisse der Verfasser selbst aufgereiht, eine auf persönlichem Erleben und Erfahren beruhende Darstellung. Dabei verräth L. allerdings in noch höherem Grade wie Bahrdt ein inneres Behagen in der breiten Darstellung des Gemeinen und Häßlichen. Er streift mit plumper Hand allen Schmelz von dem menschlichen Leben rücksichtslos ab und desinficirt seine Darstellung von dem letzten Atom einer idealen Auffassung. Aber dafür ist er auch aufrichtiger und namentlich in Bezug auf sein persönliches Sein und Verhalten von jeder Schönfärberei so völlig frei, daß er sich vielmehr gefällt, in wahrhaft cynischer Offenheit seine Thorheit, Sittenlosigkeit, Unbeständigkeit und Liederlichkeit in unverhüllter Nacktheit zu präsentiren; und doch hat er daneben auch für ehrenhafte Charaktere, tüchtige Gelehrte, bewährte Freunde öfter ein anerkennendes Wort. Zugleich hat er vor dem bereits 1792 gestorbenen Bahrdt voraus, daß er die volle Entwickelung der weltbewegenden Ereignisse der französischen Revolution und ihre Wirkungen nicht blos aus der Ferne mit angesehen, sondern großentheils in nächster Nähe persönlich mit erlebt hat. Er liefert zu ihrer Geschichte manchen beachtenswerthen Beitrag und beweist dabei trotz seiner Neigung zu den Lehren und Einrichtungen der Neufranken ein offenes Auge für das Thatsächliche und einen klaren Blick für seine Beurtheilung. Dabei wird er von einer leichten Fassungsgabe, einem ausgezeichneten Gedächtniß und einer guten Schulung in den alten Sprachen unterstützt, von welcher aus er auch mit den neueren eine ausgebreitete Bekanntschaft geschlossen und durch eine große, durch alle Wechsel seines unruhigen Lebens nicht unterbrochene Belesenheit eine Menge mannigfaltiger Kenntnisse sich erworben hat. Trotz alledem ist seine Darstellung zu geistlos, als daß man sie frivol nennen könnte: sie ist eben nur durch eine aufrichtige Gemeinheit charakterisirt. Von einem unter allen Umständen unbedingte Erfüllung fordernden Pflichtgebot weiß er nichts. Um geradezu zu stehlen und direct zu betrügen, wäre er zu ehrlich, auch wohl zu stolz gewesen, aber um eines äußeren Vortheils willen katholisch zu werden, hatte er nicht übel Lust. Das Verhalten des Menschen sah er wesentlich als eine Folge seiner äußeren Verhältnisse und seiner natürlichen Leidenschaften an, und war daher geneigt, alles zu entschuldigen, wenigstens bei sich selbst, wenn er auch anderen gegenüber mit verurtheilenden Prädicaten nicht eben sparsam ist. Obwol er sonach keine Spur von wahrer Reue über sein wüstes Leben zeigt und kein Gefühl der schweren Verschuldung, welche er dadurch auf sich geladen hat, so will er sein Buch doch als einen „nicht unebenen Beitrag zur praktischen Pädagogik“ angesehen wissen. „Ich habe bei meiner Biographie

gar den Zweck nicht, dem Leser eine mitleidige Thräne abzulocken und dem Publicum so was vorzuwinseln: nein, meine Begebenheiten sollen nur den Beweis erneuern: daß man bei sehr guter Anlage und recht gutem Herzen ein kreuzliederlicher Kerl werden und sein ganzes Glück ruiniren kann. Da wird nun vielleicht Mancher, der das liest, vorsichtiger in der Welt handeln, damit er nicht auch anrenne, wie ich angerannt bin". Es ist stark zu bezweifeln, daß Laukhard's „Leben und Schicksal" jemals einem Leser diesen pädagogischen Dienst erwiesen habe, wie hoch auch der culturhistorische Werth des Buches anzuschlagen ist.

L. war im J. 1758 zu Wendelsheim in der Unterpfalz geboren, einem Dorfe, welches damals zu der Rheingrafschaft Grehweiler gehörte, jetzt der großherzogl. hessischen Provinz Rheinhessen angehört, an deren südwestlicher Grenze es liegt. Sein Vater war der Prediger jener lutherischen Gemeinde und „genoß einer ganz guten Besoldung bei einem sehr ruhigen Dienst". Er war durch die Wolfische Philosophie zum Spinozismus vorgedrungen und ersetzte, was er dadurch an seinem evangelischen Glauben eingebüßt hatte, durch alchymistischen Aberglauben, welcher ihn viel Zeit und Geld kostete. Dem Sohne brachte er durch seinen Unterricht in den alten Sprachen eine solide Grundlage bei, hatte aber für die eigentlich pädagogische Aufgabe der Charakterbildung kein Verständniß; vielmehr gewöhnte er durch sein Vorbild seinen Sohn bald, das geistliche Amt als einen Miethlingsdienst anzusehen, unter dessen schützender Hülle man die eigene irreligiöse Anschauung und ungeistliche Gesinnung ungestört pflegen könne. Auch die gutmüthige aber schwache Mutter, eine Enkelin des berühmten Johannes Schilter in Straßburg, vermochte die frühe praktische Bekanntschaft des Sohnes mit den leichten Sitten seiner pfälzischen Heimath nicht zu verhindern, welche durch eine dem Trunk ergebene Tante und nichtsnutziges Gesinde gefördert wurde. Nachdem L. eine Zeitlang zu Dolgesheim in dem Pensionat des in Latinis und Graecis wohlbeschlagenen, aber durch und durch rohen Inspectors Kratz verweilt hatte, wurde er, 13 Jahre alt, dem Gymnasium zu Grünstadt übergeben, dessen Unterweisung jedoch der Vater längere Zeit durch den sehr unzulänglichen Unterricht eines Hauslehrers unterbrechen ließ. Schon als Gymnasiast spann L. ein Liebesverhältniß mit seiner Therese an, auf welches er in seiner Lebensbeschreibung mit einer gewissen Sentimentalität immer wieder zurückkommt, und welches ihn im Anfang geneigt machte, behufs einer ordentlichen Versorgung zur römischen Kirche überzutreten. Bereits mit 16 Jahren bezog er die Universität Gießen, welcher er vom Herbst 1774 bis Ostern 1778 als akademischer Bürger angehörte. Bis zum Mai 1775 konnte er dort noch die persönliche Bekanntschaft und die Vorlesungen des ihm in mancher Beziehung geistesverwandten Bahrdt genießen. Seine allerdings sehr ins Schwarze oder vielmehr ins Schmutzige gemalte Beschreibung jener Universitätsjahre bildet einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des akademischen Lebens jener Zeit und wird durch seine beiden akademischen Romane, die Annalen der Universität Schilda und den Eulenkapper, welche beide wesentlich aus seinen Gießener Erlebnissen hervorgegangen sind, ergänzt. Wenn man sich übrigens gewöhnt hat, die Universität Gießen als die Hauptrepräsentantin des unglaublich rohen damaligen Studenten- und Professorentreibens zu betrachten, so hat dies eben in den gerade jener Universität vorzugsweise gewidmeten Schilderungen Laukhard's seinen Grund: er selbst läßt es nicht an Andeutungen fehlen, daß es anderwärts nicht viel besser bestellt war. Die Kunde davon hat er sich durch öftere „Donquixotische Reisen" verschafft, welche er von Gießen aus unternahm. So ist er Ostern 1776 in dem benachbarten Wetzlar Zeuge einer auf Werther's Grabe dargebrachten sentimentalen Ovation gewesen und hat dann auch die Universität

Marburg, im Herbst 1776 Jena, welches mit Gießen um den Preis des correcten studentischen Comments concurrirte und später Mainz kennen gelernt. Als er von Gießen abzog, führte ihn in Frankfurt seine leichtsinnige Liederlichkeit österreichischen Werbern in die Hände, von welchen er nur durch die wohlwollenden Bemühungen eines ehrenhaften Majors befreit wurde. Trotz seines wüsten Lebens hatte er indessen in Gießen so viel gelernt, daß der gelehrte Vater mit seinen Kenntnissen wohl zufrieden war und ihn zu deren Consolidirung noch ein Jahr lang auf die Universität Göttingen schickte, wo er bis Ostern 1779 verweilte. In die Heimath zurückgekehrt, wußte er, trotz seiner notorischen Liederlichkeit, sich durch seine gewandten Predigten so zu insinuiren, daß ihm ein Vicariat zuerst in Udenheim, dann in Obersaulheim übertragen wurde. Seine Bemühungen, in eine bessere Stellung zu gelangen, welche er in Darmstadt, Heidelberg und in Franken, bei welcher letzteren Gelegenheit er auch die Universität Erlangen kennen lernte, anstellte, blieben jedoch durch seine eigene Schuld ohne Erfolg, indem es ihm jedesmal gelang, den schlechten Ruf, welcher ihm voranging, durch ein neues Beispiel zu bestätigen. Ja er wurde infolge seines anstößigen Wandels und seiner lästerlichen Reden, welchen er niemals einen Zügel anlegen mochte, seiner Stelle entsetzt. Zunächst fand er nun seinen Unterhalt als Jagdaufseher, Kellermeister und Sprachlehrer bei dem Freiherrn v. Goldenberg, welcher als pensionirter Major in Guntersblum bei Oppenheim lebte. Die Aussichten, im Leiningenschen oder in Straßburg, wo er sich längere Zeit aufhielt, oder in Darmstadt eine passendere Stellung zu finden, zerschlugen sich wieder wie die früheren; dagegen wurde er nach einiger Zeit in sein bescheidenes Amt in Obersaulheim wieder eingesetzt. Hier blieb er, bis es seinem Vater durch seine Bekanntschaft mit Semler gelang, ihn am Waisenhause zu Halle unterzubringen. Wohl schon im Herbste 1781 reiste er über Erfurt und und Jena dorthin, wenigstens war nach seiner Angabe die Rectorwahl von 1782 die erste, die er in Halle mitmachte. Er selbst fand im Anfang Befriedigung in dem geordneten Leben, welches er als Insasse und Lehrer des Waisenhauses führte, obgleich er auch hier nicht unterlassen konnte, durch übelangebrachtes Rationalisiren in seinen Religionsstunden Anstoß zu erregen. Später wurde er Semler's Hausgenosse, ein Verhältniß, welches für seine Studien in hohem Grade förderlich war, dabei aber freilich seinen Leichtsinn nicht in demselben Maße, wie das frühere vor Versuchungen schützte. Sein gesundes Urtheil über wissenschaftliche Dinge wird durch seine Bemerkung über den im Herbst 1783 nach Halle berufenen F. A. Wolf bethätigt: „Wolf fing an Kollegien zu lesen; da aber die Studenten auf dergleichen gar nicht achteten, so waren anfänglich seine Lehrstunden wenig besetzt. Aber bald lernte unsere Jugend, was sie an Wolfen hatte, und Wolf wurde fleißiger besucht. Selbst Herr D. Semler war sein geflissentlichster Werber. Wolf ist indeß der Mann nicht, der erst in die Welt hineinposaunt und à la Basedow allerhand philanthropinische Luftschlösser baut; daher wurde auch sein Seminarium der Welt erst durch den Effekt bekannt: und doch hat dieses Seminarium schon mehr Gutes geleistet, als alle Dessauische, Marschlinzer und Heidesheimer Philanthropine: selbst Herrn Heynes Seminarium ist mit dem Hallischen in Rücksicht des wirklich gestifteten Nutzens kaum zu vergleichen. Ich sage nur noch, daß die schon rühmlich bekannten jungen Männer, Schellenberg, Fülleborn, Ideler, Fischer, Koch, Rambach und mehrere andere, Herrn Wolfs Schüler gewesen; und durch seine Bemühung in den Stand gesetzt sind, die alte griechische und römische Litteratur und nach beiden die deutsche zweckmäßig zu benutzen". L. selbst wurde durch Semler veranlaßt, außer dem Unterricht, welchen er im Hebräischen und anderen Sprachen ertheilte, auch wirkliche Vorlesungen über deutsche Reichsgeschichte und Kirchen=

geschichte zu halten, und er erwarb sich das formelle Recht dazu, indem er am 11. Januar 1784 das Magisterexamen bestand und am 18. öffentlich disputirte und promovirt wurde. Allein sein unüberwindlicher Hang zu einem unordentlichen Leben führte dahin, daß er in einer Art von Verzweiflung über kleine Schulden, die er im Augenblick nicht zu decken wußte, sich wenige Monate darauf als Soldat bei dem in Halle garnisonirenden v. Thadden'schen Regiment anwerben ließ. Die Kinder liefen ihm auf der Straße nach und sangen: „L. hin, L. her, L. ist ein Zottelbär!" oder auch die Variante: „L. ist kein Magister mehr!" Schon im Mai 1784 wohnte er der ersten Revue bei Magdeburg bei. Nachdem er sodann den Winter 1786 auf 87 auf Urlaub in der Heimath gewesen war, machte er vom 5. Juni bis zum 10. October 1790 den erfolglosen Feldzug nach Schlesien mit und lernte bei dieser Gelegenheit Berlin kennen. Von Seiten seiner Vorgesetzten bis zum Herzog Friedrich August von Braunschweig hinauf hatte er sich stets eines rücksichtsvollen Wohlwollens zu erfreuen, namentlich aber widmete ihm der Exfranziscaner Bispink, welcher sich in Halle als Buchhändler niedergelassen hatte, eine trotz aller seiner Extravaganzen treu ausharrende und thatkräftige Freundschaft. So konnte er sogar seine schriftstellerische Betriebsamkeit in dieser Zeit fortsetzen, wovon insbesondere seine derbe Kritik der Selbstbiographie Bahrdt's, welcher damals in Halle ein Asyl, allerdings aber auch auf der Festung zu Magdeburg ein Jahr lang eine unwillkommene Unterkunft gefunden hatte, Zeugniß ablegt. Die guten Anfänge eines geordneteren Lebens, welche L. gemacht hatte, wurden indessen schon 1791 durch den Tod seines Gönners Semler erschüttert und gingen im folgenden Jahre in seiner Theilnahme an der unglücklichen Campagne in Frankreich völlig unter. Der vornehmen Darstellung, welche Goethe von diesem Feldzug gegeben hat, dient Laukhard's plebejischer, aber nicht minder wahrheitsgemäßer Bericht, der allerdings eher aus der Froschmaus-, als aus der Vogelperspective abgefaßt ist, zur Bestätigung und Ergänzung. Am 14. Juni 1792 marschirte L. aus Halle, kam am 9. Juli in Coblenz an und hatte da während eines sechswöchentlichen Aufenthaltes hinlängliche Zeit, das arrogante und nichtsnutzige Treiben der Emigrirten kennen zu lernen. Am 19. August erfolgte der Einmarsch in Frankreich und bereits am 22. October kehrte die Armee in der traurigsten Verfassung auf deutschen Boden zurück. Hier erlebte L., bei den betheiligten Truppen in Dienst stehend, am 2. December die Einnahme von Frankfurt, am 23. Juli 1793 die von Mainz und wurde während der Belagerung von Landau auf Veranlassung oder wenigstens unter Mitwissen des Kronprinzen von Preußen unter der Maske eines Deserteurs in die Festung geschickt, um mit Hülfe des ihm von früherer Zeit her bekannten Dentzel, welcher als Repräsentant des Nationalconvents sich in derselben befand, deren Uebergabe zu bewerkstelligen. Der Plan hatte keinen Erfolg, vielleicht weil L. selbst sich nicht ernstlich darum bemühte; und als gegen Ende des Jahres die Belagerung aufgehoben werden mußte, wurde L. mit vielen anderen Deserteuren und Gefangenen am 28. December in das Innere von Frankreich abgeführt. Ueber Weißenburg und Straßburg, wo er die Bekanntschaft von Eulogius Schneider machte, Kolmar, Belfort, Besançon, Dole, Macon, kam er am 21. Jan. 1794 in Lyon an, noch zeitig genug, um den letzten Kämpfen des Sansculottismus mit der beginnenden Gegenrevolution beizuwohnen. Nach einem Ausflug nach Vienne, Grenoble und Avignon erhielt er bei einem Duell eine Verwundung, welche ihn infolge seiner unverbesserlichen Nachlässigkeit jahrelang quälte, übrigens Veranlassung wurde, daß er im Hospital zu Dijon eine Anstellung als Krankenwärter erhielt, die ihm noch Zeit ließ, durch Ertheilung von Privatunterricht sich eine ganz leidliche Subsistenz zu verschaffen. Ein Fluchtversuch,

welchen er gleichwohl nach der Schweiz unternahm, mißrieth, und bald darauf erweckte ein unvorsichtiger Brief, welchen er an den damals in Paris weilenden Dentzel geschrieben hatte, um sich die Erlaubniß zu einem Besuch der Weltstadt zu erwirken, wieder den alten durch seine Spionage in Landau begründeten Verdacht, sodaß er in der Conciergerie gefangen gehalten wurde und mit genauer Noth der Guillotine entging. Bald nachher erhielt er durch die treuen Bemühungen Bispinks und durch die Nachsicht der Behörden, welche es mit kleinen Fälschungen in den erforderlichen Documenten nicht genau nahmen, die Erlaubniß zur Rückkehr. Der Abschied aus Frankreich veranlaßt ihn zu folgender charakteristischen Selbstapostrophe: „Du gehst jetzt aus einem Lande, in welches du auf die unwürdigste Weise von der Welt getreten bist. Du hast wollen das Deinige beitragen, die Freiheit einer edlen Nation stürzen zu helfen — eine Freiheit, deren wohlthätigen Einfluß du selbst gefühlt und genossen hast. Geh, L., schäme dich! du bist ein Niederträchtiger, ein Verworfener. Sprich ferner nicht mehr von Schurken: denn du gehörst in ihre Klasse, stehst mit unter den verächtlichsten. Die Franzosen hätten recht gehabt, wenn sie dich deiner Unternehmungen wegen mit dem Tode bestraft hätten; und noch auf der Guillotine hättest du dir selbst bekennen müssen, daß sie dir nicht Unrecht thäten. Aber wie sind sie mit dir verfahren! — Welchen Ersatz kannst du ihnen geben? — Hier faßte ich den festen Vorsatz, von den Franzosen niemals anders zu reden oder zu schreiben, als wie es die Wahrheit nach meiner Ueberzeugung fordere: und durch diesen Vorsatz wurde ich um etwas beruhigter. — Es ist eine erzfatale Sache um ein böses Gewissen, welches um so beißender anspricht, je schonender die natürliche Strafe unserer schlechten Handlungen eintritt." Am 4. Febr. 1795 trat er die Reise über Besançon, Belfort und Hüningen nach Basel an. Da ihm aber die Herren Baseler einen Paß nach Zürich, wohin er Empfehlungen von Bispink hatte, verweigerten, so begab er sich nach Freiburg im Br. und ließ sich hier trotz seiner Begeisterung für die französische Republik als Korporal bei der Bande anwerben, aus welcher die Emigranten eine streitbare Armee gegen ihr Vaterland zu bilden gedachten. Indessen fand selbst L. diese Gesellschaft so schlecht, daß er bereits am Palmsonntage nach Offenburg desertirte und bei den schwäbischen Kreistruppen in Dienst trat, in welchem er sich wieder, von seinen Vorgesetzten begünstigt, sehr wohl befand, bis er durch den Kronprinzen von Preußen die Entlassung aus seiner preußischen Dienstpflicht erhielt. Am 27. October 1795 nach Halle zurückgekehrt, schlug seine Hoffnung, durch den Kronprinzen eine feste Anstellung, etwa als Lector an der Universität, zu erhalten, fehl, weil er es immer wieder im wesentlichen selbst verschuldete, daß die von den Behörden einzufordernden Berichte nicht günstig ausfallen konnten. Im Herbst des Jahres 1797 trat er in den Ehestand ein, welcher auch mit einigen Kindern gesegnet wurde. Obwol L. auch die schwarze Wäsche seines häuslichen Lebens mit gewohnter Ungenirtheit vor dem Publicum ausbreitet und „über das fehlgeschlagene Glück, welches er mit seinem Hannchen zu genießen hoffte", sich mit der „leidigen Erfahrung" tröstet, „daß tausend Ehen, wo nicht unglücklicher, doch auch um kein Haar besser sind als die seinige"; so scheint doch das neue Verhältniß für seine Lebensführung nicht ohne heilsame Einwirkung geblieben zu sein. Sobald der Kronprinz im November 1797 als Friedrich Wilhelm III. König geworden war, beeilte sich L., sich bei ihm eine Audienz zu erwirken, bei welcher er auch, obgleich er mit dem Stock in der Hand seine Aufwartung machte, sehr gnädig empfangen wurde, welche aber aus den oben bereits angegebenen Gründen so wenig zu dem gewünschten Resultat führte, daß er, als im Sommer 1799 der König und die Königin Halle besuchten, einen weiteren Annäherungsversuch gar nicht mehr machte. Da auch

anderweite Bewerbungen fehlschlugen, beschied er sich, nach wie vor durch Schriftstellern und Unterrichtgeben seine Subsistenzmittel sich zu verschaffen. Mit dem Jahre 1802 bricht seine Selbstbiographie ab. In ihrem letzten Absatze spricht er die Absicht aus, in dem genannten Jahre noch seine Mutter in der pfälzischen Heimath zu besuchen, sowie die Hoffnung, in der künftigen Ostermesse dem Publicum mit den Beobachtungen, welche er auf dieser Reise machen werde, seine Aufwartung zu machen. Diese Hoffnung hat sich, wie gesagt, nicht erfüllt und von dem Augenblicke an, wo seine eigenen ausführlichen Mittheilungen aufhören, sind nur sehr dürftige Notizen über sein abenteuerliches Leben aufzutreiben. So konnte Meusel im 14. Band des Gelehrten Teutschlands ihn als im Jahre 1806 verstorben bezeichnen. Er war aber vielmehr, wie dies im 18. Band auch theilweise berichtigend nachgetragen wird, 1804 Pfarrer zu Veitsrodt im Saardepartement geworden, wurde am 12. August 1807 seiner Stelle entsetzt und wegen seiner Schriften zu Trier in Untersuchung gezogen. Dort lebte er noch im J. 1811, ist aber am 28. April 1822 als Privatlehrer zu Kreuznach gestorben. — Was M. v. Geismar (Edgar Bauer), Deutschland im 18. Jahrhundert, 2. Ausgabe, Leipzig 1851, über ihn mittheilt, beruht lediglich auf der Selbstbiographie.

In dem nachfolgenden Verzeichnisse seiner großentheils sehr selten gewordenen Schriften sind die anonym erschienenen mit einem * bezeichnet: „Diss. inaug. de Ruperto Palatino", Hal. 1783, 4°. — „Diss. de J. Bruno", Ib. 1783, 4°. — *„Carmina et Epigrammata quaedam selecta", Goetting. 1780. — „Abriß der römischen Geschichte, z. Vorlesungen", 1783. — *„Abhandl. d. Grafen von Arco über den Einfluß des Handels auf den Geist und die Sitten der Völker; aus dem Französ." O. O. 1788. — *„Beyträge und Berichtigungen zu Dr. Bahrdt's Lebensbeschreibung in Briefen eines Pfälzers", 1791. — „Merkwürdiges Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben", 5 Thle. (in 6 Bden.), Halle 1792—1802. — *„Briefe eines preuß. Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Neufranken", 1.—5. Pack. Germanien (Altona) 1793—96 (nach Laukhard's eigener Angabe rühren nur der 1. u. 2. Pack von ihm her). — „Die Reichsarmee in ihrer wahren Gestalt &c.", 1796. — „Anleitung zur Uebung in der französischen Sprache", 1797, 1805, 1813. — „Leben und Thaten des Rheingrafen Karl Magnus, den Joseph II. auf zehn Jahre ins Gefängniß nach Königstein schickte, um da die Rechte der Unterthanen und anderer Menschen respectiren zu lernen; zur Warnung für alle winzige Despoten, Leichtgläubige und Geschäftsmänner geschildert", 1798. — „Denkschrift über die Einnahme der Festung Mainz durch die französischen Truppen im J. 1792, aufgesetzt von Rudolph Eickemeyer. Mit Bemerkungen herausgegeben", 1798. — *„Annalen der Universität zu Schilda, oder Bocksstreiche und Harlekinaden der gelehrten Handwerksinnungen in Teutschland; zur Auflösung der Frage: Woher das viele Elend durch so manche Herren Theologen, Aerzte, Juristen, Kameralisten und Minister?" 3 Thle. 1798—99. — *„Teutsch gesprochen mit Herrn Pott über seine Ausgabe der Briefe rechtschaffener Männer an den Doctor K. F. Bahrdt . . . . 1798. — *„Sammlung erbaulicher Gedichte für alle die, welchen es Ernst ist, das Wohl ihrer Unterthanen, Untergebenen und Mitmenschen nicht zu untergraben, sondern nach dem Gesetze der Gerechtigkeit und Menschenliebe zu fördern und dadurch Menschenwohl zu begründen und zu erhalten", 1798. Dieselbe Sammlung unter folgenden Titeln: *„Zuchtspiegel für Fürsten und Hofleute", 1799; *„Zuchtspiegel für Theologen und Kirchenlehrer", 1799; *„Zuchtspiegel für Adeliche", 1799; *„Zuchtspiegel für Eroberungskrieger, Advokaten und Aerzte", 1799. — „Der Mosellaner- oder Amicistenorden, nach seiner Entstehung, innern Verfassung und

Verbreitung auf den Teutschen Universitäten dargestellt, und zur Zurechtweisung der Schrift: Graf Guido von Taufkirchen, wie auch zur Belehrung über das akademische Ordenswesen für Universitätsobrigkeiten und Studierende", 1799. — „Franz Wolfstein oder Begebenheiten eines dummen Teufels", 2 Bde, 1799. — „Erzählungen und Novellen", 2 Bdchen., 1800. — „Marki von Gebrian oder Leben und Abentheuer eines Französischen Emigranten; ein politisch-komischer Roman", 2 Thle., 1800. — „Fasten-Ressource" (in Gemeinschaft mit Dornsteg herausgegeben), 1800. — *„Bild der Zeiten oder Europas Geschichte von Karl dem Großen bis auf Bonaparte", 2 Bdchen. mit 6 Kupfern, 1801. — „Bonaparte und Cromwell; ein Neujahrsgeschenk für die Franzosen von einem Bürger ohne Vorurtheil; aus dem Französischen mit einigen Anmerkungen", 1801. — „Anekdotenbuch oder Sammlung interessanter Begebenheiten aus der wirklichen Welt", 1. Thl. 1802. — „Eulenkapper's Leben und Leiden; eine tragische Geschichte", 1804. — Corilla Donatini oder Geschichte einer empfindsamen Buhlerin", 1804. — Wilhelm Stein's Abentheuer", 2 Bde., 1810. — „Vertraute Briefe eines alten Landpredigers an einen seiner jüngeren Amtsbrüder", 1811. G. Baur.

Laun: Konrad Wilhelm Adolf L., geb. zu Bremen am 31. December 1807 als Sohn des Kaufmanns F. G. L., erhielt seine Vorbildung auf der Vorschule und Gelehrtenschule seiner Vaterstadt und studirte dann Philosophie und Philologie in Göttingen, wo Otfried Müller besonders anregend auf ihn wirkte, und in Berlin, wo er während vier Semester Hegel, Schleiermacher, Böckh und Karl Ritter hörte und viel in Künstler- und Litteratenkreisen verkehrte. 1831 promovirte er in Göttingen und übernahm dann eine Hülfslehrerstelle am Gymnasium in Bremen. 1835 ging er nach Frankreich, um der französischen Sprache und Litteratur ein tieferes Studium zu widmen und verlebte in Bordeaux 11 Jahre als Privatlehrer und Professor der deutschen Sprache und Litteratur am Collége royal, wobei er auch eine rege journalistische Thätigkeit in deutschen und französischen Blättern entwickelte und das gegenseitige Verständniß beider Nationen zu fördern suchte. Ende 1847 kehrte er nach Deutschland zurück und ward nach einem längeren Aufenthalte in Bremen 1848 Lehrer an der höheren Bürgerschule in Mannheim, welche Stelle er 1851 mit einer entsprechenden am Gymnasium und an der Militärschule in Oldenburg vertauschte. Er wirkte hier als Lehrer des Französischen und Deutschen bis 1869, wo er in den Ruhestand trat. Wie er jedoch immer unausgesetzt selbst litterarisch thätig gewesen war und in seinem weiten Verkehrskreise eifrig litterarische Interessen gefördert hatte, so wandte er sich jetzt mit ungehemmtem Eifer zur Betreibung seiner Lieblingsstudien und -Aufgaben, unter denen ihm besonders die Herausgabe der Werke Molière's „mit deutschem Commentar, Einleitungen und Excursen" voranstand. Er arbeitete mit jugendlicher Kraft und Freudigkeit, hatte aber das Unglück, daß seine Augen von 1877 an schwächer wurden und 1879 fast vollständig erblindeten. Trotzdem war es ihm vergönnt weiter zu arbeiten, da ihm außer treuen Freunden auch seine Frau geb. Meier (L. war in erster Ehe mit D. Schünemann verheirathet gewesen und hatte von ihr drei Töchter) treuen Beistand leistete. Im März 1881 feierte er das Jubiläum seiner Promotion, bei welcher Gelegenheit ihm der Großherzog von Oldenburg die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verlieh und seine alma mater Georgia Augusta ein erneutes Diplom sandte. Bald darauf begannen aber seine Leiden die Kraft des Körpers zu erschöpfen und am 14. September 1881 starb er. — L. hat sich namentlich als formgewandter Uebersetzer einen Namen von gutem Klange erworben und durch seine Molière-Ausgabe viel für die Kenntniß dieses Dichters gethan. Außer dieser Ausgabe sind seine Schriften: „Poetische Nachbildungen ausländischer Gedichte",

1846; „Liederklänge aus England und Spanien“, 1852; „Fremde Dichtungen“ (mit F. Ruperti), 1862; „Bryant’s amerikanische Gedichte“, 1863; „Lieder und Chansons von Béranger“, 1869; „Dichtercharaktere“, 1869; „Lieder und Balladen von Burns“, 1869; „Racine’s Tragödien“, 1869; „W. Irving, ein Lebens- und Charakterbild“, 1870; „Oliv. Goldsmith’s Leben“, 1876; „Mérimée’s Novellen“, 1872; „Longfellow’s Gedichte“, 1879; „Racine’s Tragödien“ (Textausgabe mit Commentar und Einleitungen), 1874 ff.; „Lafontaine’s Fabeln“ (desgl.), 1877, und besonders seine Molière-Uebersetzungen, die mehrfach in neuer Durcharbeitung und zuletzt 1880 unter dem Titel „Ausgewählte Lustspiele von Molière. In fünffüßigen, paarweise gereimten Jamben übersetzt“ erschienen.

Reinhard Mosen.

Laun: Benedikt L., Architekt, Bildhauer und Ingenieur, geb. um 1450, † am 29. September 1531. Dieser bedeutende, bisher unter dem Namen „Laun“ in der Kunstgeschichte bekannte Meister soll urkundlichen Nachrichten zufolge, welche kürzlich Dr. Wernicke aufgefunden und im Anzeiger für deutsche Vorzeit veröffentlicht hat, nicht aus der böhmischen Stadt Laun, sondern aus Piesting im Erzherzogthum Oesterreich stammen und scheint obigen Beinamen erst nach seinem Tode erhalten zu haben. Ueber seine Jugend und Bildungsgeschichte wissen wir nicht das Mindeste. Wie sich aus seinen Arbeiten entnehmen läßt, hat er eine tüchtige Schule durchgemacht und Vieles gesehen, ehe er, angezogen von dem unter König Wladislaw II. aufblühenden Kunstleben, nach Böhmen wanderte. Ums Jahr 1480, vielleicht schon etwas früher, finden wir ihn im Osten des Landes, wo er die Restauration der 1461 abgebrannten Pfarrkirche zu Hohenmauth und den Wiederaufbau der Marienkirche in Kuttenberg leitete. Durch diese mit seltener Meisterschaft ausgeführten Werke scheint der Künstler sich solches Ansehen verschafft zu haben, daß er 1482 vom König nach Prag berufen wurde, eine neue Residenz auf dem Hradschin zu erbauen. Dieser Bau, von welchem ein Flügel mit dem sogenannten Wladislaw’schen Saal noch besteht, entsprach den Wünschen des hohen Bauherrn so sehr, daß Benedikt das Amt des Dombaumeisters und den Titel eines obersten königlichen Werkmeisters erhielt, auch ihm die Ausführung des Schlosses Bürglitz (der Sommerresidenz Wladislaw’s, 1493 gegründet) übertragen wurde. Um dieselbe Zeit errichtete der Meister in einer Seitenkapelle des Prager Domes für den König ein Oratorium und verband dasselbe durch einen auf Schwibbogen ruhenden Gang mit der Residenz, eine ganz aus Astwerken, Blumen, Wappen, Emblemen u. dgl. bestehende Steinmetzarbeit von eben so geistreicher Erfindung wie sorgfältiger Durchbildung. Die Arbeiten auf dem Hradschin wurden nach dem Zeugnisse Balbin’s 1502 glücklich vollendet; in Bürglitz war L. bis etwa 1508 beschäftigt. Bald nachher übernahm er den Ausbau der berühmten St. Barbarakirche zu Kuttenberg, eines höchst großartigen fünfschiffigen Domes, welcher um 1380 von Peter von Gmünd (Bd. IX S. 275 ff.) angelegt, nach einer Unterbrechung von vollen 100 Jahren von Mathias Raysek fortgesetzt, aber bei dessen Tod (1505) erst im Chorschluß vollendet worden war. Benedikt arbeitete für das Langhaus dieser Kirche einen neuen Plan aus, wandelte das ursprünglich basilikaförmige Gebäude in einen Hallenbau mit gleich hohen Schiffen um und scheint persönlich die Aufstellung einiger Joche geleitet zu haben, da seine mehrmalige Anwesenheit zwischen 1510 bis 1512 urkundlich sicher gestellt ist. Längere Zeit dürfte sich der Meister schwerlich in Kuttenberg aufgehalten haben, doch wurde nach seinem Plane fortgearbeitet, bis 1548 der Bau für immer eingestellt wurde. — Bis zu dem 1516 erfolgten Tode des Königs Wladislaw größtentheils in dessen Aufträgen beschäftigt, ließ er sich später aus nicht bekannten Gründen in Laun nieder, wo er zwei prachtvolle Stadtthore, verschiedene Privathäuser und als 1515 die dortige Pfarrkirche

St. Nikolaus durch Feuer zerstört worden war, dieselbe laut einer noch vorhandenen Inschrift zwischen 1520—1528 von Grund aus neu aufführte und vollendete. Zur selben Zeit wurde von ihm auch die Marienkirche zu Brüx erbaut, wie denn der Meister ähnlich seinem großen Zeitgenossen Michel Angelo noch als Greis in voller Geistesfrische und Thätigkeit fortwirkte. Die Anzahl der von ihm ausgeführten Bauwerke und Sculpturen ist fast unübersehbar; besonders reich ist der Norden Böhmens, wo, abgesehen von vielen Zerstörungen, die Städte und Ortschaften Aussig, Leipa, Graupen, Bensen, Czernosek, Kommotau und Slavietin mit Denkmalen seines Kunstfleißes ausgestattet sind. Dabei mußte der Meister, wie es die damaligen Verhältnisse mit sich brachten, kunstreiche Steinarbeiten, Figuren, Kanzeln, Altäre u. dgl. eigenhändig herstellen. In den Kirchen zu Aussig und Laun erblickt man zierliche Kanzeln, in Bürglitz mehrere in Stein ausgeführte Statuen, in Brüx Sgraffiten und zu Kuttenberg zahlreiche Reliefs, alle in der Hauptsache von seiner Hand gefertigt. Unübertroffen steht Meister Benedikt als Constructeur aller Arten von Gewölben: seine Kenntnisse in diesem Fache waren so allgemein anerkannt, daß er häufig in fremde Länder berufen wurde, um Gutachten über Bauführungen abzugeben oder obwaltenden Gebrechen abzuhelfen. Dieser Thatsache haben wir zu verdanken, daß die Nationalität des Künstlers ermittelt wurde. In besonders naher Beziehung stand Benedikt zu der Oberlausitzer Bauhütte und dem Magistrat von Görlitz; wußte dieser in schwierigen Angelegenheiten nicht Bescheid, wurde der Rath unseres Meisters eingeholt. Im Görlitzer Rathsarchiv befinden sich zwei an Benedikt gerichtete Briefe vom J. 1516, in dem einen wird er „Benedict von Piesting wergmeister zu Prag und Cuttenberg", im anderen „Benedict Ryet von Pyesting, wergmeister zu Prag und Kuttenberge" genannt. Ferner liegt ein Bericht des Magistrats von Annaberg an Herzog Georg von Sachsen, d. d. 27. Jänner 1519 vor, betreffend ein Gutachten, welches die Meister Benedix Ried aus Prag, Hans von Torgau und Hans Schickendanz über den Annaberger Kirchenbau abgegeben haben. In diesem Bericht wird Benedix als „königlicher Majestät zu Böhmen oberster Werkmeister des Schlosses zu Prag" angeführt. Endlich nennt der tüchtige Görlitzer Stadtbaumeister Wendel Roßkopf den Benedikt von Piesting seinen Lehrherrn, von welchem er in Prag freigesprochen worden sei. Unter solchen Umständen kann an der Identität des zu Annaberg, Görlitz und anderen Städten der Lausitz und Sachsens beschäftigten Meisters Benedikt Ried mit dem Benedikt von Laun kein Zweifel obwalten.

L. oder Ried war einer der letzten und begabtesten Gothiker, welcher jedoch den Verfall des Stils ebenso wenig aufhalten konnte als es die Böblinger, Roritzer und die vielen Meister von Nürnberg, der wackere Adam Krafft an der Spitze, zu thun vermochten. Die Formen der Renaissance waren dem Meister nicht unbekannt und er mengte häufig dergleichen Ornamente, korinthische und jonische Kapitäle, kanelirte Säulen, Zahnschnitte, Schlangeneier, Mäander u. dgl. in seine gothischen Architekturen ein, ohne jedoch ein Bauwerk oder nur eine einzelne Partie vollständig im Renaissancestil durchzubilden. Sein Hauptwerk, der Residenzbau in Prag, wurde 1541 durch eine ungeheure Feuersbrunst schwer beschädigt und späterhin unter Kaiser Rudolf II. gründlich umgebaut; nur die kunstreichen und festen Wölbungen des großen Saales und der anstoßenden Gemächer haben dem Feuer widerstanden und sind von späteren Modernisirungen ziemlich verschont geblieben, während die Thüren, Fenster und Wände von italienischen Baumeistern eine durchaus neue Gestalt erhielten. Dieser Saal (Krönungs- oder Wladislaw'scher Saal) hat eine Länge von 170 Fuß, eine Breite von 50 Fuß und eine Höhe von 45 Fuß Wiener Maßes und bildet eine imposante, mit verschlungenen Netzgewölben überspannte Halle, wol das be-

deutendste Werk dieser Art, welches sich in Oesterreich erhalten hat. Bürglitz besitzt einen ähnlichen, aber von Säulen unterstützten Saal mit köstlichem Erker und reichem plastischen Schmuck: an der Außenseite des Saalbaues erblickt man die in Sandstein ausgeführten Statuen des Königs Wladislaw II. und seiner Gemahlin, der französischen Prinzessin Anna de Foix, einer Nichte des Königs Ludwig XII. von Frankreich. Der größte Theil des Schlosses Bürglitz aber liegt in Ruinen. Völlig frei von allen Unbilden der Zeit und von entstellenden Zuthaten geblieben sind die St. Nikolauskirche zu Laun und das Innere der Marienkirche in Kuttenberg, Letztgenannte Kirche wird von Kennern einstimmig als die einfachste, zweckmäßigste und schönste aller Landkirchen Deutschlands anerkannt und verdient in der That als Muster aufgestellt zu werden; an der Launer Kirche hingegen entfaltet der Meister den ganzen Reichthum seiner Phantasie. Bei bescheidenen Größenverhältnissen, die Gesammtlänge beträgt nur 140 Fuß, die Gesammtbreite 85 Fuß Wiener Maßes, wußte der Künstler den beschränkten Raum scheinbar bis ins Unendliche auszudehnen: die Linien wachsen, verschlingen sich, regen das Auge an und befriedigen es zugleich. Der hohe künstlerische Werth wird diesem Gebäude, einer durch sechs Säulen (drei auf jeder Seite) eingetheilten Halle, durch das eigenthümlich construirte Gewölbe verliehen. Kunstreicher noch sind die Wölbungen der Pfarrkirchen in Brüx und Aussig, vor Allem aber der Barbarakirche zu Kuttenberg, wo die Rippen sich in Spiralen um die Pfeiler herumwinden und zu sechsseitigen Sternen gestalten. Leider ist der auf eine Länge von circa 340 Fuß beantragte Bau unvollendet geblieben. Meister Benedikt starb zu Laun und wurde in der Vorhalle der von ihm erbauten Pfarrkirche mit großem Gepränge begraben; ein ihm daselbst gesetzter Denkstein ist jedoch nicht mehr vorhanden. Vorzugsweise Techniker und Verstandesmensch hat er sich von den Ausschreitungen der Spätgothik ziemlich fern zu halten gewußt und dem Innenbau stets größere Aufmerksamkeit gewidmet als den Façaden. Seine Sculpturen sind, wie es der gothische Stil bedingt, mehr Decorationsarbeiten als selbständige Werke: die figürlichen Darstellungen sind richtig und effectvoll gezeichnet und dem Aufstellungsorte gut angepaßt, seine Modellirung und Ausdruck darf man aber nicht suchen. Als Schüler werden genannt: der Görlitzer Roßkopf, die Saatzer Bär und Wšetečka und (wol mit Recht) der Launer Steinmetz Straczryba, welcher 1572 einen herrlichen Brunnen zu Laun herstellte, der aber 1700 abgetragen wurde.

Balbin, Miscell. I, III, S. 127. — Weleslawina, Hist. Kalender, S. 492. — Dlabacz, Künstlerlexikon, I. S. 184 ff. — Grueber, Kunstgeschichte von Böhmen, IV. S. 193 ff. — Wernicke, Germanischer Anzeiger, Jahrg. 1881, S. 141 u. 198. Grueber.

Launay: de la Haye de L., Franzose von Geburt, trat im Frühling 1766 in preußische Dienste, um hier nach dem Vorbilde seiner Heimath nebst einigen Gefährten die Leitung der von Friedrich dem Großen um diese Zeit eingerichteten Administration des Droits et Péages, d. h. des größten Theils der indirecten Steuern, zunächst auf sechs Jahre zu übernehmen. Die Idee zu der Aenderung der bisherigen Verwaltung der indirecten Steuern ging von dem französischen Philosophen und General-Steuerpächter Helvetius aus, der während eines Aufenthalts zu Potsdam, Frühling 1766, den König mit dem französischen Pachtsystem näher bekannt gemacht und für dasselbe einzunehmen gewußt hatte. Gemäß dem von ihm vorgeschlagenen Plane übernahm L. nebst drei anderen Regisseurs die Verwaltung der meisten indirecten Abgaben auf sechs Jahre gegen ein bestimmtes hohes Jahrgehalt und eine sehr hohe Prämie von den über das bisherige Durchschnittsquantum zu erzielenden Ueberschüssen. Als die ersten sechs

Jahre mit dem 31. Mai 1772 abgelaufen waren, erneuerte Friedrich den Contract mit L., dem jetzt zwei neue französische und zwei deutsche Regisseurs zur Seite traten. Doch behielt L. die oberste Leitung und den directen Verkehr mit dem Monarchen, dessen völligen Vertrauens er sich nach wie vor erfreute. Dies hatte er sich durch die Erfüllung des Versprechens höherer Einkünfte erworben, deren Friedrich zur Herstellung von Heer und Staat nach dem siebenjährigen Kriege dringend bedurfte. Nach Launay's eigener Aufstellung brachte er dem Staat während der 21 Jahre seiner Verwaltung über 42 Millionen Thaler Mehrertrag ein als seine Vorgänger, d. h. im Jahresdurchschnitt genau die zwei Millionen, die Friedrich von seinem Generaldirectorium 1765 verlangt, dieses aber als nicht zu beschaffen bezeichnet hatte. Nach den Aufstellungen der Commission, die Friedrich Wilhelm II. gleich in den ersten Wochen seiner Regierung zur Prüfung des Rechenschaftsberichts von L. einsetzte, schrumpft freilich diese Summe bei Abrechnung des Mehrertrags von dem inzwischen hinzugekommenen Westpreußen (1772) und der bedeutend gesteigerten Bevölkerungsziffer auf ein sehr unbeträchtliches Quantum zusammen. Directe Gegner Launay's, wie Mirabeau, bezichtigen ihn geradezu vermittelst der „Regie“ nicht nur keine Mehreinnahme, sondern eine sehr bedeutende Belastung des Staatssäckels und mehr noch des armen Mannes durch die erhöhten Auflagen auf Fleisch, Bier und Wein und die sehr hohen Erhebungskosten und Prämien geschaffen zu haben. Die unparteiische Nachwelt kommt zu dem Resultat, daß diese Frage sich mit völliger Gewißheit überhaupt nicht beantworten läßt. Soviel steht fest, daß, abgesehen von dem hohen Procentsatz der Verwaltungsunkosten, das System selbst von der gesammten Bevölkerung als schwerer Druck empfunden, seine Aufhebung durch Friedrich Wilhelm II., Ende 1786, mit freudiger Genugthuung begrüßt wurde. L. selbst stand sich nach einer der Wahrheit wohl ziemlich nahe kommenden Berechnung auf 10,000 Thaler jährlicher Prämien neben einem festen Jahrgehalt von 15,000 Thalern. Er erhielt also in den zwei Decennien seiner Amtsführung etwa 500,000 Thaler, d. h. mehr als irgend ein Beamter des preußischen Staates je vor ihm. Wenn Friedrich II. ihm seine volle Huld bis zum Tode bewahrte, ihm auch bei der Kündigung ihres Vertrags für sich und seine Kinder eine jährliche Pension von 5000 Thaler zugesagt hatte, so schlug dies Verhältniß in sein Gegentheil um mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. Dieser bestellte alsbald eine Commission, bestehend aus dem Minister v. Werder und zwei Geheimen Finanzräthen, behufs Untersuchung der Launay'schen Verwaltung seit ihrem Beginn. Gleichzeitig wurde L. seiner Stellung enthoben und ihm befohlen, sich von Berlin nicht eher zu entfernen, als bis das Resultat der Untersuchung vorläge. Diese führte zu dem oben angedeuteten Ergebniß, ohne daß dem bisherigen Leiter der Acciseverwaltung eine directe Unregelmäßigkeit nachgewiesen werden konnte. Er erhielt daher die Erlaubniß, Berlin und Preußen zu verlassen und kehrte nach Paris zurück, indem er freiwillig auf die von Friedrich d. Gr. ihm zugesicherte Pension verzichtete. Mit ihm fiel sein System, das er in einem Compte rendu und einer späteren „Justification“ sich vergeblich zu rechtfertigen bemühte.

Vgl. Mirabeau, De la Monarchie Prussienne (Ausg. von 1788), Bd. IV, 1. S. 242—352 bringt die Apologie Particulière de M. de la Haye de L., das Compte-rendu au Roi par le Conseiller Privé des Finances de la H. de L. etc. und sein eigenes Examen du Compte-rendu au Roi etc. Gegen dies letztere publicirte de Launay seine Justification du système d'économie politique et financière de Frédéric II, Roi de Prusse. Pour servir de réfutation à tout ce que M. le Comte de Mirabeau a hazardé à ce sujet dans son ouvrage de la Monarchie Prussienne (auch deutsch zu Berlin erschienen).

Preuß, Friedrich der Große, III. 1—21 und Riedel, Der brandenburg-preußische Staatshaushalt in den beiden letzten Jahrhunderten, S. 103 u. 139.

Isaacsohn.

Launitz: Nikolaus Karl Eduard Schmidt v. d. L. wurde als Sohn des lutherischen Predigers und Propstes im kurländischen Städtchen Grobin am 23. November 1797 geboren. Er war von neun Kindern das jüngste. Nachdem ihm früh die Mutter durch den Tod entrissen worden, leitete die älteste Schwester Dorothea, verehelichte Pastorin Baumbach die Erziehung des Knaben, bis der Tod des Vaters (1809) eine Auflösung der Familie veranlaßte. L. wurde zu weiterer Ausbildung der Erziehungsanstalt Hundeiker's auf Vechelde bei Braunschweig übergeben. 1815 bezog er die Universität Göttingen und begann die Vorbereitung zur diplomatischen Laufbahn, für die sein Vormund ihn bestimmt hatte, mit dem Studium der Jurisprudenz. Bald aber suchte er andere Wege zur Entwickelung der ihm nächstliegenden Interessen. Der bekannte Kunsthistoriker Fiorillo, in dessen Hause L. lebte, wies ihn auf das Studium der Kunstgeschichte hin. Seine Vorträge und Anregungen, die Schriften Winkelmann's und Fernow's, wie der Verkehr mit dem Kupferstecher Riepenhausen dem Aelteren geben dem Geiste Launitz' bleibend die Richtung. Unter den Fächern, die er als stud. juris zu hören hatte, gewann die gerichtliche Medicin für seine weitere Entwickelung insofern Bedeutung, als sie ihn zum Studium der Anatomie führte, welche damals in Langenbeck einen vortrefflichen und anregenden Vertreter besaß. Derselbe war schon mit der Herstellung der Icones anatomicae beschäftigt, ein Werk, das nicht ohne Einfluß auf die späteren ähnlichen Arbeiten Launitz' geblieben ist. So wurde sein Talent nicht sowol durch frühe Uebung noch durch den unmittelbaren Eindruck künstlerischer Werke entwickelt, als vielmehr durch wissenschaftliche Beschäftigung mit einzelnen Lehr- und Hilfsdisciplinen der Kunst. Der Ausgangspunkt wie der Studienweg Launitz' weichen durchaus von den gewöhnlichen Entwickelungsbedingungen junger Künstler ab und haben ihm ganz besonders jene Lehrhaftigkeit und Lehrfähigkeit gegeben, in welcher vor Allem seine Bedeutung lag. — Ein Besuch der Kunstsammlungen Dresdens bestärkte L. in dem Plane, sich ganz der Kunst zu widmen. Die Auflösung der studentischen Verbindung, welcher er angehört hatte, gab den äußeren Anlaß zur Ausführung dieser Absicht. L. verließ 1816 Göttingen, hielt sich einige Zeit in Hildburghausen auf, wo ihm neue kunstwissenschaftliche Anregung durch den Kunstschriftsteller Sickler zu Theil wurde und wandte sich dann nach Rom.

Wie vor 300 Jahren war Rom in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts wiederum Hauptstadt und Mittelpunkt der höchsten Kunstbestrebungen. Es genügt an Cornelius, Overbeck, Veit, Wilhelm Schadow, Wächter, Schick, Koch, Thorwaldsen, Gibson, Tenerani zu erinnern, zu denen sich oft Rauch und Tieck gesellten, die in den Marmorbrüchen von Carrara arbeiteten. Hierzu die Anregung berühmter Gelehrter und Kunstfreunde: Niebuhr, Bunsen, Champollion, der Kronprinz Ludwig von Baiern. Kurz bevor L. nach Rom kam, waren die von Haller (Bd. X S. 438 ff.) auf Aegina gefundenen Stücke der Giebelgruppe des Athenetempels dort eingetroffen. Dann kamen Nachrichten, endlich Abbildungen vom Phigaliafries, zugleich Sammlungen von griechischen Vasenbildern. In der Nähe Roms wurden etrurische Malereien aufgedeckt, die Schrift der Obelisken zum Theil gedeutet, große künstlerische Unternehmungen begonnen und ausgeführt. Auch an erschütternden Ereignissen fehlte es nicht. Der Tod des Papstes und die Neuwahl, der Brand der Paulsbasilika setzten die römische Gesellschaft in lebhafte Bewegung. Das Jubeljahr zog eine unzählbare und bunte Masse von Pilgern nach Rom. Kunstsinnige Fürsten erschienen zu längeren oder kürzeren Besuchen und hinterließen Aufträge an die Künstler. Unter solchen allgemeinen Verhält-

nissen verbrachte L. seine Lehrjahre und die erste Zeit seines selbständigen Schaffens in Rom. Es ließe sich der Einfluß nachweisen, den jedes der erwähnten Ereignisse auf den lebhaften jungen Mann übte. Auch die speciellen Verhältnisse waren seinem Entwickelungsgange und seinen Studien außerordentlich günstig. Von Hildburghausen hatte er einen Empfehlungsbrief an Canova mitgebracht, doch keinen Gebrauch davon gemacht. Ein Besuch im Atelier Thorwaldsen's wurde bestimmend für seine Kunstrichtung. Durch Vermittlung eines der Brüder Riepenhausen wurde L. bald nach seiner Ankunft in Rom unter die Schüler Thorwaldsen's aufgenommen, unter denen er auch den um ein Jahr älteren Tenerani traf. Die Arbeiten des Meisters, zu denen auch die Restaurirung der Aegineten gehörte, wiesen ihn von vornherein auf das Studium der Antike. Er sah den Meister an den Reliefs aus der Ilias und Odyssee und an dem Alexanderzuge arbeiten, er selbst wurde an der Restaurirung der Aegineten beschäftigt. Die erste selbständige Arbeit von L. (1820) war ein Relief für das Grab seines bei Leipzig gefallenen Bruders. Hier ist noch ein Schwanken des Stils unverkennbar. Seine folgenden Werke gehören sowol im Stoff wie in der Ausführung der classischen Richtung an. Es entstanden ein Merkur, der sich die Flügelschuh anlegt, eine Venus, das Haar trocknend, eine Muse mit der Leier, dann im Auftrage des Kronprinzen von Baiern eine Colossalbüste Justus Möser's für die Walhalla. Bei einem Besuch in Petersburg wurden L. die Standbilder der russischen Generale Kutusow und Barclay de Tolly aufgetragen, Arbeiten, die jedoch nicht zur Ausführung gelangten, weil nach dem Tode Kaiser Alexanders I. von Rußland diese Aufgabe anderen Künstlern zugewandt wurde. Für die Heimath schuf L. im Auftrage der kurländischen Ritterschaft ein Denkmal der letzten Herzogin von Kurland. Nach Rom zurückgekehrt, widmete er sich mit Vorliebe ornamentalen Arbeiten. Er gründete eine Terracottafabrik — später vom Marchese Campana fortgeführt, — in welcher besonders decorative Reliefs nach antiken Vorbildern wie nach eigenen Compositionen hergestellt wurden. Der Brand von San Paolo fuori le mura lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Ziegelfabrikation und veranlaßte ihn Ziegel herzustellen, welche die Verbreitung der Flammen weniger beförderten als die alten Hohlziegel. Zugleich betrieb er architektonische und anatomische Studien, wie archäologische und künstlerische Sammlungen.

Das Jahr 1829 unterbrach in erschütternder Weise diese vielseitige, freudige Thätigkeit. Ein Schiff, dessen Ladung für ihn bestimmt war, ging unter, die Decke seines Ateliers stürzte ein und zertrümmerte begonnene Arbeiten, und das Schlimmste: der Tod entriß ihm in wenigen Stunden einen Sohn und die Gattin, die er sechs Jahre früher heimgeführt hatte. L. entschloß sich die drei Kinder, die ihm geblieben waren, zu den Seinigen in der Heimath zu bringen, ließ sich aber von Freunden in München überreden, sie vor der Hand dem nordischen Klima nicht auszusetzen. Er ließ sich in Frankfurt nieder, wo ihm in dem schon früher ihm befreundeten Hause Gontard die liebevollste Aufnahme zu Theil wurde. Von 1830 ab wurde Frankfurt a. M. sein bleibender Wohnsitz. Vornehmlich beschäftigten ihn dort Büsten und Reliefs für Grabmonumente. Der Frankfurter Friedhof weist eine Reihe dieser und größerer Arbeiten auf. Es folgten Bestellungen für andere Städte, so für Hamburg, Haag, Haarlem. Im Haag schmückte L. das Giebelfeld des Akademiegebäudes mit einer Gruppe. Für Frankfurt führte er das Denkmal aus, das die Stadt ihrem um die Niederlegung der Festungswerke und um die schönen Spaziergänge hochverdienten Bürger Guiollet errichten ließ (1837). Die Hochreliefs am Sockel dieses Monuments stellen die Niederreißung der Mauern und die Anpflanzung der Anlagen in Gestalten von etwa ein Drittel Lebensgröße dar. Sie gehören nicht nur zu den

schönsten Werken von L., sondern zu den besten derartigen Arbeiten der modernen Kunst.

Naturanlage und Bildungsgang wiesen L. alle Zeit auf eine wissenschaftliche Behandlung der Kunst. Als Lehrer der Kunstwissenschaften, als Förderer des Kunstsinnes und Kunstgeschmackes durch das lebendige Wort ist L. wol noch bedeutender gewesen als in seinem reichen Kunstschaffen. Seine Vorträge über plastische Anatomie, über Kunstgeschichte, über einzelne künstlerische und archäologische Fragen haben ihn in die Reihe der bedeutendsten Kunstgelehrten seiner Zeit gestellt. Nachdem er eine reiche Lehrthätigkeit am Städel'schen Institut entfaltet, auch zu Vorträgen über Kunstgeschichte nach Düsseldorf berufen war, mußte er 1837 der feinsinnigen Großfürstin Helene und ihren Töchtern, dann dem damaligen Thronfolger von Rußland Kunstgeschichte dociren und den letzteren nach Italien begleiten. Frucht dieser Reise war u. A. die Statuette des späteren Kaisers Alexander II. — Im J. 1839 verehelichte sich L. mit Therese v. Soiron aus Mannheim. Als 1840 die Jubelfeier der Buchdruckerkunst in Frankfurt festlich begangen wurde, hatte L. die Gruppe der drei ersten deutschen Buchdrucker als decorativen Festschmuck hergestellt. Das Werk erregte den stürmischen Beifall der Frankfurter, die auf Vorschlag des Dr. Stiebel die Ausführung desselben in dauerhaftem Material beschlossen und hierzu freiwillige Beiträge sammelten. Der augenblicklichen Begeisterung entsprach freilich die dauernde Theilnahme an dem Werke nicht. L. selbst mußte mancherlei Verdruß hinnehmen, manches Opfer bringen, bis endlich 1857 die galvanoplastisch hergestellte Gruppe auf ihren Sockel gesetzt werden konnte. Auch heute noch ist das Denkmal insofern nicht der Idee des Schöpfers entsprechend, als es nicht seinem Entwurf gemäß ein Brunnendenkmal geworden ist. In diesem Werke zeigt sich L. vor Allem als denkender Künstler. In dem gothischen Unterbau, in den Gestalten der herumgeordneten Städte und Wissenschaften, in der Wahl des Detailschmuckes spricht sich klar der Gedanke der Bedeutung des Buchdrucks für Wissenschaft und Leben aus. Die Composition ist trotz des Figurenreichthums vorherrschend architektonisch. Auch die Gruppe der drei Buchdrucker ist mehr nach architektonischen als nach malerischen Principien geordnet. Die Schwierigkeit, eine Gruppe ohne gemeinsame Handlung in voller plastischer Form als ein geschlossenes Ganzes darzustellen, ist auch hier nicht ganz überwunden. Der bauliche Hintergrund wirkt ungünstig, einen passenden Standpunkt zu finden fällt dem Beschauer bei dem Verkehr in Frankfurt schwer. Dennoch ist der Gesammteindruck ein sehr würdiger, die Form stilvoll und vornehm. — Einen Anlaß, seines menschliches Empfinden zu zeigen, gab L. der Auftrag, das Portal des heiligen Geisthospitals mit zwei Nischenfiguren zu schmücken. Sowol die zusammensinkende Gestalt der Kranken wie die dankerfüllte der Genesenen sind von außerordentlich schönem Ausdrucke. Wie in allen seinen Werken bleibt auch bei diesen Figuren L. jedem künstlichen Pathos fern. Er sucht immer nur die einfachsten Mittel zu verwenden, das schlichteste Maß der Bewegung zu zeigen und erreicht gerade auf diesem Wege die ernstesten Wirkungen. Als schönstes Werk dieser Richtung muß das Monument der Gräfin von Reichenbach, Gemahlin des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen, bezeichnet werden. Es gehört bereits einer späteren Zeit an (1857—59), zeigt aber noch mehr als all' seine anderen Werke Launitz' künstlerisches Gefühl und vollendete Technik. Strenger stilisirt, doch in den Gesichtszügen naturalistischer, ist das Monument des Kurfürsten selbst. Das Tympanon über dem Portal des hessischen Mausoleums — die Frauen am Grabe — ist von ergreifender Innigkeit. — Zwischen dem Entwurf zu dem Gutenberg-Denkmal und der letzterwähnten Arbeit liegt eine Reihe sehr interessanter Werke, welche den Künstler immer mehr auf dem Wege zu scharfer Charakteristik zeigen. Für die

Façade der von Stüler erbauten Börse hatte L. zwei allegorische Gestalten und eine volkstypische zu bilden: Land- und Seehandel und Australien. Die Herstellung der letzten Figur führte ihn zu ethnologischen Studien, denen er mit besonderer Vorliebe oblag. Seine vielfachen Reisen — er hatte London, Paris und Italien wiederholt besucht — boten ihm reichen Stoff zu Beobachtungen, in Frankfurt selbst fehlte es nicht an Typen verschiedenster Racen. L. hatte sich die charakteristische Darstellung derselben zur Aufgabe gemacht und studirte die Eigenart der Volkstypen nicht blos als Künstler, sondern als Mann der Wissenschaft. So entstand eine Reihe von Racen- und Volkstypen, die als Lehrmaterial in höheren und mittleren Schulen bald Eingang fanden. Die Aufgabe, den Palast des Principe Torlonia in Rom mit vier Statuen zu schmücken, gab L. Anlaß in Pagengestalten die vier Nationen Italiener, Franzosen, Deutsche und Niederländer zu charakterisiren. Für den Krystallpalast von Sydenham arbeitete er in volkstypischer Gestalt eine Statue des russischen Handels. Zur Darstellung historischer Typen gab ihm die Bestellung von Ahnenbildern des Fürsten von Leiningen Gelegenheit. Ein Monument, das er für den Kaiser Nikolaus von Rußland entworfen hatte, das aber zur Ausführung nicht gekommen ist, charakterisirte u. A. die Stände des russischen Volkes. Auch die Erscheinungen der unbelebten Welt fesselten sein Interesse. Immer mehr widmete er sich der wissenschaftlichen Beobachtung. So entstand ein Werk über das Gesetz des Faltenwurfs, das er die Anatomie der Gewandung nannte. In dem Grabdenkmal der Familie Rothschild hatte er Gelegenheit, diese seine Beobachtungen an einem schwerdurchwirkten Teppich auch künstlerisch darzulegen. Die Vorlesungen über Kunstgeschichte wurden fortgesetzt. In einem Zeitraum von 30 Jahren wußte L. das Frankfurter Publikum durch sie für die Kunst zu interessiren. Auf dem Gebiete der Kunstforschung war er unermüdlich thätig. Er veröffentlichte eine Reihe von Aufsätzen kunsthistorischen Inhalts, hielt auf archäologischen Congressen Vorträge in Hannover (1864) über Polyklet, in Heidelberg (1865) über antike Gewandung, construirte Modelle von Tivoli, Capri, Carrara und Athen, machte Vorschläge zur Restaurirung des Pasquino in Rom &c. Er zeichnete ferner Tafeln zu einem Werke über plastische Anatomie und ließ Wandtafeln zur Veranschaulichung des antiken Lebens und der antiken Kunst erscheinen. Sein Atelier war ein kleines Museum der vorzüglichsten Kunstschätze alter und neuer Zeit geworden und nichts konnte anregender sein als die Erklärungen und Belehrungen, die er jungen Künstlern, die ihn besuchten, dort in freundlichster Weise ertheilte. Er sprach klar, einfach, kurz. Nebeneinander waren Reliefs von Thorwaldsen, Rauch, Schwanthaler gestellt. Er charakterisirte sie mit wenig Worten: „Thorwaldsen dachte wie ein Grieche, Rauch sprach griechisch, Schwanthaler machte griechische Exercitien.“ Eine Stunde in Launitz' Unterhaltung war ein ganzes Collegium werth.

Im J. 1861 traf L. der Schmerz, auch seine zweite Gattin verlieren zu müssen. Durch eine Reise zu seinem Lieblingsdichter Rückert nach Neuseß bei Koburg suchte er sich aufzurichten. Er modellirte die Büste Rückert's und entwarf ein Monument für den Naturforscher Sömmering, das jedoch nicht ausgeführt wurde. Kleinere Aufträge wurden noch erledigt, so das Denkmal, das Frankfurt seinem einstigen Bürger Moritz v. Bethmann setzte. Aber das Alter erhob auch an den sonst so elastischen und lebensfrohen Mann seine Ansprüche. Er durfte zurückblicken auf Vieles, das ihm gelungen, auf Mehr, dessen Ausführung ihm nicht gestattet gewesen. Seine größten und liebsten Entwürfe sind Entwürfe geblieben, andere Werke nicht so vollendet wie er sie geplant. Sein Wunsch, die Sammlungen seines Lebens in der Heimath aufgestellt zu sehen, ging nicht in Erfüllung, weil die kurländische Ritterschaft den von L. geforderten

Bau für dieselben nicht erstellen konnte. Doch durfte er auf ein erfolgreiches Leben im Dienste der Kunst, auf sein eigenes künstlerisches Schaffen, mehr aber noch auf seine Lehrthätigkeit mit befriedigtem Gefühle zurückblicken. L. starb am 12. December 1869. An der Rückwand seines schlichten Leichensteins befindet sich ein Relief Thorwaldsen's: Die Frauen am Grabe des Auferstandenen. Es ist eine der ersten Arbeiten, die L. als Schüler Thorwaldsen's von dessen Hand entstehen sah.

Mit Benutzung der Zeitschr. f. bild. Kunst, Jahrg. V, 1870.

v. Pezold.

Lauremberg: Johann L., Satiriker, geb. am 26. Februar 1590 zu Rostock, Sohn des hervorragenden Professors der Medicin Wilhelm L., Bruder des von A. Tscherning gefeierten Verfassers der Acerra philologica, Peter L., bezog 1608 die Universität der Vaterstadt, bereiste 1612—1617 Holland, Frankreich, England und Italien, in Paris und Rheims auch medicinischen Studien nebenher obliegend, wirkte — schon 1613 für einen Lehrstuhl empfohlen — seit 1618 als Professor der Poesie in Rostock, veröffentlichte außer kleineren Editionen 1622 einen lexikographischen Antiquarius, der ihn in älteren Lateinern, besonders Plautus, wohlbewandert zeigte, auch eine Karte von Mecklenburg, ging dann zur Mathematik über, welches Fach er seit 1623 an der dänischen Ritterakademie Soroe, ein Vorgänger J. E. Schlegel's, vertrat. Er heirathete. Spätere Bekümmernisse milderte die Huld Friedrichs III., den er in Soroe unterrichtet hatte. Er starb am 28. Februar 1658. Sein Sohn Sebastian erhielt 1662 die erledigte Professur. Lauremberg's akademische und höfische Gedichte sind wenig charakteristisch. Lateinische Gelegenheitscarmina, einmal gar ein französisches. Sein vieractiger „Pompejus magnus“ ist ein Jugendexercitium nach antikem Muster. Einem griechischen Epithalamium „Κύπρις πλέουσα“ folgen 1634 steife hochdeutsche Hofkomödien mythologischen Inhalts (erschienen 1648 im „Triumphus nuptialis“); aber in die Harpyienscenen hat er, norddeutschen Traditionen des 16. Jahrhunderts getreu, ein komisches niederdeutsches Bauerngespräch geschoben und anderswo verdutzte Landleute in der Stadt gezeigt. Im Plattdeutschen wurzelte seine Kraft, die er auch in der akademisches Treiben theils bitter, theils launig geißelnden Satyra nicht voll bewähren konnte. Niedersächsischen Realismus und Conservatismus paart er mit klassischer Bildung, den Grobianismus des 16. Jahrhunderts mit humanistischem Geistreichthum. Im Dialect ging der derbe Mecklenburger den Gebrechen seiner Zeit zu Leibe; 1652 „Veer Scherzgedichte“ von Hans Willmsen L. Rost (Rostochiensis; man ergänzte später falsch: Licentiat Rost). Dieselben erschienen alsbald auch dänisch, 1654 hochdeutsch durch C. C. Dedekind, oft aufgelegt, seit 1700 als „De veer olde beröhmede Sch.“ mehrmals mit J. Rachel's lahmeren hochdeutschen Satiren vereinigt. Sie kämpfen robust, saftig, zielsicher gegen das französische „Allemode“ nach dem Wahlspruch „bi dem olden will ik bliven“ und würden nur zu altfränkisch, reactionär, ja poesiefeindlich erscheinen, gäbe ihnen nicht die Berührung mit den horazischen Sermonen und das in I und II fein benutzte Motiv der Seelenwanderung eine höhere Geltung. Die Composition ist nachlässig mit Absicht, der Abschluß meist kunstlos, etwa ein phlegmatisch unmuthiges „it mach gahn als it geit“, „darüm ik numehr swige“. Das erste Gedicht straft allgemeiner Wandel und Manieren der Menschen, das zweite mit wuchtigen Hieben und hanebüchenen Belegen die äußerlichen Narrheiten der Kleidermode, das dritte in der gleichen polternden und anekdotenhaften Art und unter Empfehlung schlagender Abwehr die innerlichen Narrheiten der Sprach- und Titelvermengung, das vierte die Modepoesie durch Vorführung eines alten Bettelpoeten und ein Gespräch mit zwei Reimaristarchen. Marinische Tropen werden so cynisch wie er-

götzlich parodirt. Die „Epitome der deutschen Prosodie" — Opitzens? — schiert ihn nicht. Mögen seine Verse laufen, lang und kurz, wie magere Ferkel neben der fetten Sau, kleinere jambische Zeilen neben Alexandrinern — seine Art ist selbstbewußt conservativ und das Niederdeutsche — stolz schaut L. auf Reinke de Vos — schlägt durch seine kernige Beharrlichkeit den Proteus Hochdeutsch.

(Aeltere Litteratur s. Jördens 3, 149 ff.) — J. Grimm, Germania 2, 298 ff. Lappenberg 1861, Bibliothek des litterarischen Vereins, Bd. 58; sehr verdienstlich, aber nicht ohne philologische Fehler. Trefflich W. Braune, Hallenser Neudrucke, Heft 16 f., 1879 (Text und Wörterbuch). Jellinghaus, Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, 1877, S. 91 ff.; zwei niederdeutsche Bauernscenen, vgl. o. Ebenda 1879 S. 186 f. ein paar Bemerkungen Sprenger's zu Braune's Ausgabe. Die Lappenbergsche veranlaßte das Köthener Programm von E. Müller 1870 und minder ergiebige kleine Arbeiten Latendorfs: Germania 19, 351 u. 21, 53 ff., „Zu L.'s Scherzgedichten", Rostock 1875. Erich Schmidt.

Lauremberg: Peter L., Sohn des Professors der Medicin und Mathematik zu Rostock, Wilhelm L., † 1612, und älterer Bruder des Satirikers Johann L., ward am 26. August 1585 zu Rostock geboren. Schon in seinem 11. Jahre übersetzte er griechische Gedichte in lateinische Verse und verfertigte eigene lateinische Gedichte. Er beschäftigte sich dann besonders mit Mathematik und Medicin und hielt schon als Student in Rostock Vorlesungen über Astronomie. Im J. 1608 ging er zur Fortsetzung seiner Studien nach Leyden; von hier zog er nach Löwen, nach Paris, Saumur u. s. f., theilweise als Hofmeister einiger preußischen Adligen; später reiste er nach Poitiers und Toulouse mit einem jungen Engländer. In Montauban hielt er mathematische Vorlesungen und erhielt in Folge der Anerkennung, die diese fanden, dort im Jahre 1611 eine philosophische Professur. Schon war er bereit einem Rufe nach Montpellier als Professor der Medicin zu folgen, als ihm von Hamburg aus die Ernennung zum Professor der Physik und Mathematik an dem hier neu gegründeten akademischen Gymnasium zukam. Diesem Rufe folgte er im J. 1614. Im J. 1624 ging er als Professor der Poesie nach Rostock, in welchem Amte er bis zu seinem am 13. Mai 1639 erfolgten Tode verblieb. Die hamburgische Stellung aufzugeben veranlaßte ihn wahrscheinlich die geringe Anzahl von Zuhörern, welche sich damals auf dem akademischen Gymnasium befanden; es war sogar in den Kreisen der Bürgerschaft in jener Zeit (um 1623) davon die Rede, das Institut wieder aufzuheben; jedenfalls hatte L. in Rostock eine viel reichere Thätigkeit, wie sie seiner Begabung, junge Leute in die Studien einzuführen, entsprach. Seine zahlreichen Schriften, größerntheils von nur geringem Umfang, behandeln Gegenstände der Medicin, Mathematik, Astronomie, aber auch der Musik, der Beredtsamkeit und Anderes. Seine Vorlesungen und Disputationen soll er stets ohne Concepte gehalten haben. — Auch sein einziger ihn überlebender Sohn, Jacob Sebastian L., geb. 1619 zu Hamburg, † 1669 als Professor der Jurisprudenz und Geschichte in Rostock, war ein frühreifes Genie; er hielt (nach Jöcher II, Sp. 2304) schon in seinem 11. Jahre zu Rostock eine lateinische Rede.

Molleri Cimbria literata II, S. 455—460. Nicolaus Wilckens, Hamb. Ehrentempel, Hamburg 1770, S. 472 ff. Jöcher II, Sp. 2305. Rotermund III, Sp. 1389 ff. Lexikon der hamb. Schriftsteller IV, S. 377 ff., woselbst S. 383 auch die weitere Litteratur genannt wird. l. u.

Laurent: Josef Gerhard L., wurde am 8. Januar 1808 in Aachen geboren. Er absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog dann die Universität Bonn, um an dieser Philologie zu studiren. Nach Absolvirung seiner akademischen Studien übernahm er die Stelle eines Erziehers im gräflich Hatz-

feld'schen Hause und lebte nach Erledigung dieser Aufgabe in seiner Vaterstadt als Privatgelehrter der Wissenschaft, dem Unterricht und der Erziehung von Kindern einzelner befreundeter Familien. Als der durch seine Geschichte Aachens bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts und durch seine zahlreichen Monographien wohlverdiente Christian Quix gestorben war, übertrug seine Vaterstadt ihm im J. 1844 die Stelle eines Stadtbibliothekars und mit dem Jahre 1862 gleichzeitig diejenige eines Stadtarchivars, Functionen, die nach seinem Hinscheiden wieder gesondert wurden. Die Besorgung beider Stellen bot große Schwierigkeiten, da wegen des vom Könige Friedrich Wilhelm IV. gutgeheißenen Planes der Wiederherstellung des alten sogenannten Krönungs- oder Kaisersaales in seiner ihm von Gerhard Chorus (Bd. IV S. 137) um die Mitte des 14. Jahrhunderts gegebenen Ausdehnung von 160 Fuß Länge und 60 Fuß Breite die verschiedenen durch Zwischenwände entstandenen Säle, unter Anderem auch der für die Stadtbibliothek entfernt, und diese in einem Privathause auf dem Markte vorläufig untergebracht werden mußte, bis sie endlich ihre heutige Aufstellung in dem Gebäude der alten Redoute auf dem Komphausbad erhielt; auch das Archiv mußte von Neuem und besser geordnet werden. Mit glücklichem Erfolge unterzog L. sich dieser Aufgabe. Durch seine gewonnene gründliche Kenntniß des Inhaltes des Stadtarchivs, durch seine Gewandtheit, die verschiedensten und schwierigsten Handschriften zu lesen, vor Allem aber durch sein freundliches Entgegenkommen hat er manchen Gelehrten die Benutzung des Archivs erleichtert. L. schrieb die Urkunden seines Archivs von der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, bis wohin der Codex diplomaticus Aquensis von Christian Quix geht, bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts sauber und correct ab. Wahrscheinlich hatte er die Absicht, den vielfach ungenauen und uncorrecten Quix'schen Abdruck von Neuem herauszugeben, wenigstens die Fortsetzung des Quix'schen zu bringen, zu welcher die von L. genommenen und im Besitze seiner Familie befindlichen 270 Urkundenabschriften ein vortreffliches druckfertiges Material liefern. Ein großes Verdienst um die Kenntniß der sittlichen, ökonomischen, gewerblichen und bürgerlichen Verhältnisse nicht blos Aachens, sondern auch eines beträchtlichen Theiles des nordwestlichen Deutschlands im 14. Jahrhundert hat L. sich durch die Herausgabe und Erläuterung der Aachener Stadtrechnungen aus den Jahren 1334, 1338, 1343, 1344, 1346, 1349, 1353, 1383, 1385, 1387, 1391, 1394 und 1396 nebst Mittheilungen über Münzen und einem Glossar erworben. Seit dem Schlusse des Jahres 1875 ist das schon 1865 erschienene interessante Werk im Buchhandel vorräthig unter dem Titel: „Aachener Zustände im 14. Jahrhundert, auf Grund von Stadtrechnungen nach den Stadtarchiv-Urkunden mit Einleitung, Register und Glossar". Die Rechnungen des 14. Jahrhunderts, welches für Aachen eine Periode der Blüthe war, bringen eine außerordentliche Fülle von Nachrichten, über Herrscher, Herrscherin und den Hof bei den Krönungen und den wiederholten Besuchen in Aachen, über die den Hof begleitenden geistlichen und weltlichen Fürsten und den niederen Adel, über Feste, Kleidung, Gegenstände des Luxus, über Sitte, Gewohnheiten, Geldwerth, Natur- und Kunstprodukte, Topographie, Einkommen und Ausgaben der Stadt, über Stadtobrigkeit, Stadtdiener, bürgerliche Gewerbe, geistliche Genossenschaften, Unterstützung der Dürftigen, über Weinbau, Meth- und Bierproduktion, Wein- und Methspenden an vornehme und befreundete Personen von der Stadt, über Bündnisse der Stadt mit den Nachbarfürsten, den Herzogen von Brabant und Jülich, den Erzbischöfen von Köln und der Stadt Köln, über Aufbringung der Kosten des Bundes durch Errichtung von Zollstätten, über Zollgegenstände, gemeinschaftliche Kriegsunternehmungen der Fürsten und der Städte Aachen und Köln gegen verschiedene Schlösser, Griepekoven, Zur Dick, Reifferscheid, über Bewaffnung, Verpflegung der Mannschaften, Disciplin, Wurfgeschosse, über Dienst-

verhältnisse oder Mannschaft verschiedener Rittergeschlechter zur Stadt und Befestigung dieser, über Entstehung des gothischen Chores an der Krönungskirche und des zweiten Rathhauses mit dem herrlichen Königssaale, endlich über hervorragende Persönlichkeiten, namentlich den Ritter Gerhard Chorus. Als nach dem vom Könige Friedrich Wilhelm IV. genehmigten Plane das Aachener Rathhaus durch den Baurath Ark an der hinteren Stirnmauer durch das massive Treppenhaus eine Stütze gewonnen und das Innere desselben, namentlich der Saal, seinen alten Umfang, auch den Schmuck der Rethel'schen und Kehren'schen Fresken erhalten hatte, gab die Stadtverwaltung unserem L. den ehrenvollen Auftrag, einen Plan zu entwerfen, die Stirnmauer des monumentalen Gebäudes mit den entsprechenden historischen Standbildern zu schmücken. L. entledigte sich des Auftrages so, daß er in Erwägung des Umstandes, daß das Rathhaus einen wesentlichen Theil der karolingischen Pfalz einnimmt, daß dasselbe ferner durch seinen Saal als der Mittelpunkt der Festlichkeiten nach den Krönungen und endlich in seinen übrigen Räumen der Verwaltung der freien Reichsstadt diente, einen dreifachen Bildercyclus, Karl den Großen und seine Umgebung, Karl IV. nebst den Kur- und anderen bei den Krönungen fungirenden Fürsten und zuletzt die Vertreter der Reichsstadt Aachen, ihre Beamte und Zunftvorstände darstellte. Wenn auch der Entwurf Widerspruch fand, so wird man doch in nächster Zeit, wo die Restauration der Stirnmauer ihrer Vollendung entgegengeht, auf denselben wol wieder zurückkommen müssen, weil er der geschichtlichen Entwickelung des Baudenkmals und der Stadt allein entspricht. L. starb am 24. Januar 1867 in Folge eines unglücklichen Sturzes. Haagen.

Laurentii: Georg Michael L., evangelischer Theolog, wurde als der Sohn eines Pfarrers am 2. Mai 1670 in dem gothaischen Dorfe Wiegleben geboren und erhielt nach dem frühen Tode seines Vaters seine Erziehung bei einem Vetter in Saalfeld, der ihn die dortigen Schulen besuchen und auf den Universitäten Jena und Halle Theologie studiren ließ. Nachdem er dann in Gotha ein Jahr lang Hauslehrer gewesen war, begab er sich 1695 zu seiner weiteren Ausbildung nach Gießen und einigen größeren norddeutschen Städten, machte 1697 auf Kosten der verwittweten Gräfin Charlotte Henriette von Solms-Braunfels eine Studienreise nach mehreren niederländischen Hochschulen und übernahm, zu diesem Zwecke in die Heimath zurückgerufen, am 10. September 1697 das Pfarramt in Schönau vor dem Walde und Wipperoda. Nach dreijähriger Wirksamkeit daselbst kam er als Pfarrer nach Tüttleben bei Gotha, 1715 in gleicher Eigenschaft nach Gahme bei Ebersdorf und 1716 nach Roben bei Gera, worauf er 1719 einem Rufe als Archidiakonus nach Greiz folgte. Hier starb er am 16. November 1724. — Als theologischer Schriftsteller hat sich L. neben einigem minder Wichtigen durch seine „Kurzen Erklärungen der Bücher des Neuen Testamentes in Tabellen" bekannt gemacht. Er gab diese Commentare nach und nach in den Jahren 1704—1726 heraus. Sie sind meist zu Halle, einzelne auch zu Gotha und Leipzig gedruckt und der Mehrzahl nach wiederholt aufgelegt worden. Die Apostelgeschichte und die Offenbarung des Johannes fehlen in dieser Sammlung.

(J. G. Brückner,) Kirchen- und Schulenstaat im Herzogthum Gotha, II. Thl. 7. Stück, Gotha 1759, S. 79; III. Thl. 9. Stück (1762), S. 87 bis 89. — Rotermund zu Jöcher, 3. Bd. (1810), Sp. 1401. — Aug. Beck, Geschichte d. gothaischen Landes, Bd. III, Thl. II, Gotha 1876, S. 189 u. 306. Schumann.

Laurentii: Johann Gottlieb L., Sohn des Pfarrers Georg Michael L. (s. o.), geb. den 16. August 1706 zu Tüttleben im Herzogthum Gotha, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater und gedachte sich aus besonderer

Neigung zum Zeichnen der Malerei zuzuwenden. Am Abend vor seiner Abreise nach Leipzig, wo er sich weiter ausbilden sollte, erkrankte er jedoch ernstlich und ließ sich dann nach der Wiedergenesung durch seinen Vater für die ernste Wissenschaft gewinnen. Durch einen Hauslehrer vorbereitet, trat er 1722 in das gothaische Gymnasium ein und studirte seit 1725 in Jena die Rechte. Die dazu nöthigen Geldmittel erhielt er, da sein Vater inzwischen gestorben war, durch das Wohlwollen einer vornehmen Gönnerin. Nach Vollendung seiner Studien übernahm er eine Hauslehrerstelle in der Familie eines gothaischen Amtmanns und bereitete sich nebenbei durch eifriges Lesen der gerichtlichen Akten zu seiner künftigen juristischen Thätigkeit vor. Im Frühling 1729 als Gerichtsactuarius in Großfahner angestellt, vertauschte er dieses Amt 1733 mit demjenigen eines Regimentsquartiermeisters und Lieutenants im sachsen-gothaischen Leibregiment und zog mit demselben im folgenden Jahre an den Rhein und nach Italien, als Herzog Friedrich III. bei Gelegenheit des polnischen Erbfolgekrieges den Kaiser mit einem Truppencorps von 5000 Mann unterstützte. Im October 1736 nach Gotha zurückgekehrt, wurde er bald darauf mit dem Titel eines Kriegsactuarius als Controleur bei der Kriegskasse angestellt und im nächsten Jahre, als er einen Ruf als kaiserlicher Regimentsquartiermeister abgelehnt hatte, zum Kriegssecretär ernannt. Nachdem er 1746 als Assessor ins Kriegscollegium eingetreten war, erfolgte 1756 seine Beförderung zum Kriegscommissionsrath und 1759 zum Kriegsrath mit Sitz und Stimme. Als solcher starb er den 2. Juni 1765. — Die besonderen Werke und die Beiträge in Zeitschriften, welche von L. herrühren, bewegen sich meist auf militärisch-juristischem und kriegsgeschichtlichem Boden. Von jenen sind folgende die hauptsächlichsten: „Abhandlung von den Kriegsgerichten der alten Deutschen, besonders in Ansehung der peinlichen Gerichtsbarkeit, von den ältesten Zeiten an bis zu dem zehnten Jahrhunderte" (1753); „Abhandlung von den Kriegsgerichten zu unsern Zeiten, besonders in Ansehung der peinlichen Gerichtsbarkeit" (1757) und „Beyträge zur Historie des deutschen Kriegswesens und zur Schreibart in Kriegssachen" (1758).

J. Fr. Jugler, Beyträge zur juristischen Biographie, 1. Bd., 2. Stück (1774), S. 410—425. — Meusel, Lex. — Rotermund zu Jöcher, 3. Bd.

Schumann.

Laurentii: Laurentius L., geistlicher Liederdichter. Er war geboren in der Stadt Husum am 8. Juni 1660 und Sohn eines angesehenen Bürgers. Der Vater hatte großes Interesse für Musik und wußte dieses auch auf den Sohn zu übertragen. Doch sollte derselbe erst eine gelehrte Bildung sich aneignen und besuchte zu dem Ende das Gymnasium der Vaterstadt und die Universität in Kiel. Nachher hat er sich ganz der Musik gewidmet und fand schon 1684 Anstellung als Cantor und Musikdirector an der Domkirche in Bremen, wo er auch, 62 Jahre alt, am 19. Mai 1722 gestorben ist. Man hat nicht weniger als 150 geistliche Lieder von ihm, die meist alle nach schon bekannten Kirchenmelodien verfaßt sind. Er hat sie gesammelt herausgegeben unter dem Titel: „Evangelica Melodica, d. i. Geistliche Lieder und Lobgesänge nach dem Sinn der ordentlichen Sonn- und Festtagsevangelien", 1700. Der Verfasser zählt zu den besten Dichtern der pietistischen Schule. Seine Lieder zeichnen sich aus durch edle Einfalt und Salbung in biblischer Sprache, zum Theil durch echt poetischen Gehalt. Die von ihm angekündigten Epistel- und Casuallieder, die schon gedichtet waren, sind nicht zum Druck gelangt und wol verloren gegangen. Von jenen Evangelienliedern sind mehrere in die Gesangbücher und Anthologien übergegangen und haben sich zum Theil noch im Gebrauch erhalten; so die Lieder: „Du wesentliches Wort, von Anfang her gewesen"; „Ermuntert euch, ihr Frommen"; „Jesu, was hat dich getrieben"; „Ihr armen Sünder kommt zu Hauf"; „O Mensch,

wie ist dein Herz bestellt"; „Wach auf, mein Herz, die Nacht ist hin"; „Warum willst du doch für morgen".

Vgl. Wetzel, Anal. hym. II, Gotha 1754, S. 546. Koch, Gesch. des Kirchenliedes, 3. Aufl., IV. 281. Goedeke, Grundriß, II. 473. Brümmer, Dichterlexikon, I. 502. Carstens.

Laurentius von Brindisi. Geb. am 22. Juli 1559 zu Brindisi, † am 22. Juli 1619. Sein Vater Wilhelm de Rossi und seine Mutter Elisabeth Masella stammten beide aus alten Patricierfamilien seiner Heimathstadt. Vier Jahre alt, wurde er vom Vater „auf sein heißes Bitten" in das Kapuzinerkloster S. Paolo zu B. gegeben, wo ihn ein berühmter Prediger, Virgilio Giacomo, erzog. Ein ausgezeichnetes Gedächtniß befähigte ihn, schon zwei Jahre danach im Dome zu predigen. Um diese Zeit starb sein Vater. Die Mutter bat ihn vergeblich, zu ihr zurückzukehren. Er begab sich vielmehr, um ihrem Drängen zu entgehen, dreizehn Jahre alt zu dem Bruder seines Vaters, einem Geistlichen, der zu Venedig die Erziehung der Cleriker für S. Marco leitete. Obgleich dieser ihn die Kutte ablegen ließ, blieb er im Verkehr mit den Kapuzinern und wurde bald unter die Aspiranten ihres Ordens aufgenommen. Am 18. Februar 1575 trat er zu Verona als Noviz in denselben ein, wobei er seine Taufnamen Julius Cäsar in Lorenzo umtauschte. Am 24. März des folgenden Jahres legte er die Gelübde ab und wurde nun gegen den Brauch des Ordens sofort zum Studium nach Padua gesandt. Unterstützt durch sein Gedächtniß, eignete er sich dort mit Leichtigkeit die vorgeschriebenen Kenntnisse an und lernte zugleich Griechisch, Syrisch, Chaldäisch und Hebräisch. Letzteres sprach er fließend, wie er später ebenso rasch Deutsch, Czechisch, Französisch und Spanisch lernte. Nach Ablauf der Studienzeit wurde er, dreiundzwanzig Jahre alt, obgleich er noch nicht Priester war, alsbald zum Prediger und wenig später zum Lehrer der Theologie in Venedig bestimmt. Zuerst dort, dann in den meisten bedeutenderen Städten Italiens waltete er mit großem Erfolge des Predigtamtes, zu dessen Zwecken er sich eingehend mit der heiligen Schrift beschäftigte, die er bald auswendig wußte. Wiederholt und zu Rom drei Jahre lang predigte er auch hebräisch den Juden, welche jeden Samstag in einer Kirche versammelt wurden. Gegen Ende der achtziger Jahre wurde er Guardian zu Venedig, 1590 Provincial in Toscana, später Provincial in Venedig und 1598 Generaldefinitor des Ordens. Im folgenden Jahre wurde er auf Ansuchen des Erzbischofes von Prag mit dreizehn Ordensgenossen, worunter nur ein Deutscher war, als Generalcommissar abgesandt, um den Orden in Böhmen einzuführen. Am 28. August kam er nach Wien, wo er sich einige Monate aufhielt und auf Bitten des Erzherzogs Matthias fünf seiner Begleiter zur Gründung eines Klosters zurückließ. Ende 1599 in Prag angelangt, erbaute er, von Kaiser Rudolf II., dem Erzbischofe und katholischen Adligen unterstützt, im folgenden Jahre auf dem Hradschin unweit des kaiserlichen Schlosses ein Kloster. Gleichzeitig gründete er Klöster in Graz und München, denen sich — wohl vornehmlich in Folge seiner Bemühungen — in den nächsten Jahren andere in den österreichischen Hauslanden, in Baiern, Augsburg u. s. w. anreihten. Eine Zeit lang waren L. und die Seinen in Prag von Ausweisung bedroht, da die protestantischen Stände diese auf Grund alter Verordnungen forderten und Rudolf II., der damals an schweren Anfällen von Melancholie litt, krankhaften Argwohn gegen die Mönche faßte. Die kaiserlichen Minister hielten sie jedoch und Rudolf wandte ihnen, nachdem sich sein Zustand gebessert, seine Gnade wieder zu. 1601 begleitete L. den Feldmarschall Rusworm in den Türkenkrieg und eine — indes unbegründete — Ueberlieferung schreibt seiner begeisternden Einwirkung den Sieg bei Stuhlweißenburg zu. 1602 reiste er zum Generalcapitel seines Ordens nach Rom und wurde dort zum Ordensgeneral erwählt, in welcher Eigenschaft er zu

Fuß, trotz einem Nierenleiden gewaltige Märsche machend, binnen der drei Jahre seiner Amtsführung die Kapuzinerklöster in Spanien, in Frankreich, Flandern, Deutschland und Italien visitirte und mit äußerster Strenge alle Verstöße gegen die Ordensregel und namentlich gegen das Gelübde der Armuth beseitigte. Nach Beendigung des Generalats schickte ihn Papst Paul V. auf Bitten Rudolf's II. im Juni 1606 als Generalcommissär nach Prag zurück. Er hatte dort schon früher zu den vornehmsten Mitgliedern der katholischen Hofpartei in Beziehungen gestanden; nun wuchsen sein Einfluß und Ansehen; Karl von Liechtenstein (s. d.), bis in den Herbst 1607 des Kaisers erster Minister, brachte täglich mehrere Stunden bei ihm im Kloster zu und er durfte es wagen, die Minister von der Kanzel herab zu tadeln, wenn sie zu wenig Eifer für den Katholicismus zu bezeigen schienen. Im Juni 1609 sandten ihn der spanische Botschafter und der päpstliche Nuntius zu Prag nach Spanien, um Philipp's III. Unterstützung für ein Bündniß der katholischen Reichsstände zu erwirken. Herzog Maximilian von Baiern, den er unterwegs besuchte, erweiterte seine Aufträge. Er meldete darauf aus Madrid die gewünschten Zusagen, indes stellte sich bald heraus, daß er Besseres gehört hatte, als man dort gesagt hatte und gewähren wollte. Der Papst hatte auf Maximilians Bitten erlaubt, daß L. nach der Rückkehr seinen Wohnsitz in München nehme. Er ging jedoch wieder nach Prag und kam nur im Juni 1610 im Auftrage des spanischen Botschafters für einige Tage nach München. 1611 suchte er vergeblich zwischen dem Herzog von Baiern und Wolf Dietrich von Salzburg zu vermitteln und begleitete dann ersteren auf seinem Kriegszuge wider den Erzbischof. Im folgenden Jahre zog er mit einer ihm von Maximilian beigegebenen Schutzwache acht Monate lang predigend in Baiern und den benachbarten Landschaften und Reichsstädten umher. Im Frühjahr 1613 reiste er wieder nach Rom und wurde als Generalvisitator in die Provinz Genua entsendet, wo man ihn zum Provinzial erwählte. Nach Ablauf dieses Amtes zog er sich, von der Gicht gequält, in das Ordenshaus nach Venedig zurück. Der Kaiser bediente sich seiner in der Folge, um den Herzog von Mantua zur Nachgiebigkeit in einem Lehensstreite zu bewegen; der Papst schickte ihn 1617 nach Mailand, um die Beilegung des monferratischen Krieges zu fördern, und auch mit dem Herzoge von Parma pflog er politische Verhandlungen, indeß spielte er, so viel ersichtlich, in diesen Angelegenheiten ebenso wie in denen der Liga nur eine untergeordnete Rolle. 1618 wohnte er als Vertreter der venezianischen Provinz dem Generalcapitel zu Rom bei und machte sich dann auf den Weg, um im Auftrage Maximilians von Baiern die Kirche und das Kloster zu besichtigen, welche der Herzog ihm zu Ehren seinem Orden in Brindisi erbauen ließ. In Neapel übernahm er jedoch auf Bitten einer Adelspartei, deren Beschwerden gegen den Vicekönig dem Könige von Spanien vorzutragen, und nach langwieriger Reise kam er im Juni 1619 nach Belem bei Lissabon, wo er Philipp III. fand. Dort starb er nach kurzem Krankenlager an der Ruhr. — L. war ein strenger Asket und hielt bei seinen Untergebenen auf die genaueste Beobachtung der Ordensregel und insbesondere des Gelübdes der Armuth. Sein glühender Eifer scheute keine Mühe und Gefahr und ließ ihn auch Großen und Fürsten mit rücksichtsloser Unerschrockenheit entgegentreten. Dabei erfüllte ihn schwärmerische Frömmigkeit; schon als Knabe fiel er in Verzückungen und in späteren Jahren mehrten sich diese; für die Beendigung einer Messe brauchte er nicht selten zwölf und mehr Stunden, ja bisweilen las er die Nacht durch bis in den Morgen hinein. Seine feurige, oft von Thränenströmen begleitete Beredtsamkeit und seine ganze Persönlichkeit brachten tiefen Eindruck hervor. Wie vom Volke, so wurde er auch von den Ordensgenossen, der Geistlichkeit und den katholischen Höfen, an welchen er verkehrte, noch bei Lebzeiten als Heiliger ver=

ehrt. Am 23. Mai 1783 wurde er selig, am 8. December 1881 heilig gesprochen.

Angelo Maria de' Rossi: Vita del P. Lorenzo da Brindisi, Roma 1710 (mit Bildniß) und Bonaventura da Coccallio: Ristretto istorico della vita, virtù e miracoli del b. Lorenzo da Brindisi, Roma 1783. (Die übrigen Lebensbeschreibungen sind Auszüge oder Uebersetzungen dieser beiden Werke.) Einzelnes ist oben aus den neueren Werken über die Geschichte Rudolfs II. und Maximilians von Baiern sowie aus ungedruckten Acten beigefügt oder richtig gestellt. Stieve.

Laurentius von Schnifis, geistlicher Dichter, mit seinem eigentlichen Namen Johann Martin geheißen, welchen er späterhin anagrammatisch in „Mirant" verkehrte, war geboren zu Schnifis in Vorarlberg am 24. August 1633. Mit Glücksgütern nicht gesegnet, verließ er früh die Heimath, besuchte als fahrender Schüler mehrere deutsche Städte, mit Musik und Reimkunst seinen Unterhalt suchend, verdingte sich in Wien an einen Theaterunternehmer und kam endlich, von einem glücklichen Stern geführt, nach Innsbruck, wo er am Hoftheater des Erzherzogs Ferdinand Karl ein Engagement fand. In dieser Stellung schwang er sich binnen Kurzem zu Besitz und Ehren empor, allein der frühe Tod des genannten Fürsten (1662) brachte seinem Lebensgange eine unerwartete Wendung. Von tiefer Schwermuth erfaßt, wie Laurentius selbst in einer seiner Dichtungen schildert, entsagte er der Bühne, studirte Theologie und wurde Priester. In der Folge begab er sich in das Noviziat des Kapuzinerklosters in Zug, woselbst er am 10. August 1665 das Ordenskleid empfing. Fortan wirkte er in mehreren Klöstern der vorderösterreichischen Ordensprovinz als Seelsorger und Prediger, oblag jedoch nebenbei mit Eifer der Poesie und Musik, wie seine zahlreichen gedruckten Dichtungen und Compositionen genugsam beweisen. Die gelehrten Pegnizschäfer, zumal Sigmund von Birken und Georg Phil. Harsdörffer schwebten ihm als Muster vor; doch übertraf er sie an Phantasie und Gefühlstiefe bedeutend. Kaiser Leopold I., der eines seiner Werklein (Mirantische Mayenpfeiff) selbst zu lesen sich herabließ, begabte ihn mit dem Ehrentitel eines poeta laureatus. An seinem Todestage ließ er sich noch eines seiner Lieder von den Freuden des Himmels unter Saitenspiel vortragen; am Claviere sitzend, starb er zu Constanz am 7. Januar 1702. Sein erstes und zugleich sein Hauptwerk: „Mirantisches Flötlein, Oder Geistliche Schäfferey, in welcher Christus unter dem Namen Daphnis die in den Sündenschlaff vertieffte Seel Clorinda zu einem besseren Leben aufferwecket", Constanz, bei David Hauff, 1682, ist dem Bischof Emerich Sinelli von Wien gewidmet. Die weiteren Dichtungen des Autors sind bei Goedeke I, 476 aufgezählt; doch fehlt dort das Gebetbuch „Viel-färbige Himmels-Tulipan", 5. Aufl., Einsiedeln 1753, das großentheils in Reimen geschrieben ist.

Romualdus Stockacensis, hist. Prov. Ant. Austriae Fr. M. Capuccinorum Campod. 1747, p. 324—25. Vorarlberger Volksblatt, Jahrgang 1873, Nr. 78—97. Georg Westermayer.

Laurentius: Jacob L., als Exeget und mehr noch als heftiger Apologet im 17. Jahrhunderte bekannt, war um 1585 zu Amsterdam geboren und hatte nacheinander die Predigerstellen zu Oude-Niedorp (1612), Diemen (1613), Hoog-Karspel (1617), Naarden (1618) und Amsterdam (1621) inne, wo er 1644 gestorben ist. Um 1617 begann er wider den Jesuiten Maximilian van der Sande oder Sandaeus, welcher die Reformation angegriffen hatte, den Kampf in seinem „Apologeticus primus" und „Apologeticus secundus contra Sandaeum", sowie in der Schrift: „Canteriata Jesuitarum conscientia". Als Sandaeus hierauf mit einer „Castigatio conscientiae Jesuiticae canteriatae" geantwortet hatte, erschien zu Amsterdam von Laurentius' Hand „Vulpina jesuitica" und

„Prodiga Jesuitarum liberalitas“, von Sandaeus in den „Hyperbolae et castigatio prodigae Jesuitarum liberalitatis“ (1619) widerlegt. Bald griff er auch die katholischen Ansichten von der Autorität der alten Kirchenväter in seiner zu Leyden 1624 herausgegebenen Schrift „Reverentia ecclesiae Romanae erga S. Patres veteres subdola“ an und führte mit dem Heidelberger Dominicaner Coppenstein (Bd. IV, S. 471), welcher den Katechismus angefochten hatte, einen Federstreit. Er verfaßte in diesem Anlaß seine „Apologia catechesis Heidelbergensis“ und „Invicta veritas s. refutatio castigationis Coppensteinianae“, Amst. 1627. Nicht weniger entschieden trat er dem Katholicismus entgegen in seiner „Fabula papistica infernalis tripartita, de purgatorio, limbo puerorum et limbo patrum“, Amsterdam 1632, und im „Dialogus eucharisticus“ 1637. In seinem Antipapismus war er durchaus einseitig, wie seine Schrift: „Hugo Grotius papizans“ 1642, besonders darthut, indem er darin die Ansichten des Grotius ganz ungenau und ohne Zusammenhang citirt. Noch 1830 hat der bekannte Kohlbrügge (Bd. XVI S. 432) eine neue, dem Herrn Bilderdyk gewidmete Ausgabe dieses Schriftchens besorgt. Auch durch exegetische Arbeiten hat L. sich als gelehrter Theolog gezeigt: „Explicatio locorum difficilium in epistolis Paulinis“, Amst. 1624; „Expositio septem epistolarum Asiaticarum“, Amst. 1629, Harderov. 1649; „Carcer regius s. expositio historiae patriarchae Josephi“, Amst. 1630, 1642, 1670; „Sancti apostoli Jacobi epistola catholica explicata“, Amst. 1635, 1639, 1645, 1662, und „Commentarius perpetuus in epistolam priorem et secundam s. apostoli Petri“, Amst. 1641, 1647, Genev. 1649. Seine antipapistischen Schriften sind auf den römischen Index gesetzt. Seine „Conciones sacrae“ wurden nach seinem Tode 1649 zu Amsterdam publicirt.

Vgl. Pacquot, Mem. II, p. 615; Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb. van Slee.

Laurer: Johann Friedrich L., verdienter Pharmakologe, ward geboren am 26. Sept. 1798 zu Bindlach bei Baireuth und starb als ordentlicher Professor der Medicin zu Greifswald am 23. Nov. 1873. Seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt er auf dem Baireuther Gymnasium und widmete sich hinterher in der zu ihrer Zeit weit berühmten Officin des Apothekers Funk der Pharmacie. Von seinem Principal früh in das tiefere Studium der Pflanzenkunde eingeführt, machte er in dem für alle Freunde und Pfleger der Naturwissenschaft offenen Hause desselben die Bekanntschaft David Heinrich Hoppe's, des berühmten Regensburger Professors der Botanik, welcher an dem strebsamen Jüngling Gefallen fand und ihn wiederholt auf Fußreisen durch die Salzburger Alpen mitnahm. Bei solcher Gelegenheit lernte er den Professor Dr. Hornschuch aus Greifswald kennen und folgte 1824 dessen Einladung, an der pommerschen Hochschule Medicin zu studiren. Rosenthal, damals Professor der Anatomie, nahm ihn zum Assistenten an. Auf Grund seiner Inaugural-Schrift: „Disquisitiones anat. de Amphistomo conico“, Greifswald 1830, zum Doctor promovirt, fuhr er fort, bei Rosenthal als Prosector zu wirken. Trotz mancher Widerwärtigkeiten in Folge eingetretenen Personalwechsels bei der zunächst vorgesetzten Behörde harrte er 24 Jahre in dieser Stellung aus, obwohl er sich gleichzeitig 1830 für Anatomie und Physiologie und später 1849 für Pharmakologie habilitirt hatte. Am 15. Januar 1836 ward er zum außerordentlichen Professor befördert, nahm seit 1838 an den Aufgaben und Arbeiten der delegirten medicinischen Prüfungscommission, meistens als Examinator der Chirurgie, ununterbrochenen Antheil und rückte nach langem Hoffen und Harren endlich am 1. April 1863 in die ordentliche Professur der medicinischen Facultät für das Fach der materia medica auf. Die Anatomie, die Arzneimittellehre, die Bryologie und Lichenologie verdanken seiner Forschung viel, wenn er auch mit großer Selbst-

verleugnung die Resultate derselben oft genug Anderen zur Veröffentlichung und Ausbeutung überließ. Die mit unglaublicher Geduld von ihm hergestellten sauberen anatomischen Präparate, dauernde Zierden des Greifswalder anatomischen Museums, tragen kaum seinen Namen; bei dem von ihm geradezu neu und zeitgemäß hergestellten Handbuch der Arzneimittellehre von Seifert ließ er den Leser glauben, es handle sich nur um eine zweite Ausgabe der Schrift seines vormaligen Lehrers und Freundes. Die Lichenenflora in der Kratzmann'schen Schrift: „Der Kurort Marienbad“ war lediglich das Ergebniß seiner Wanderungen und Bestimmungen und die reichen Materialien, welche er während seiner Bereisungen des Riesengebirges gewonnen hatte, überließ er unbedenklich den „Lichenologischen Bemerkungen“ seines Freundes, des Majors von Flotow in der Regensburger Bot. Ztg. 1828 (S. 594—704 und 721—751). Ebenso bereitwillig unterzog er sich der Bearbeitung der von Sieber in Neu-Holland und auf Mauritius gesammelten Flechten und in nicht geringem Umfange trug er zur Förderung der von Hepp und Rabenhorst veröffentlichten „Lichenes exsiccati“ bei. Trotz dieser edlen Selbstvergessenheit brach sich die Anerkennung seines großen Verdienstes in der Gelehrtenwelt Bahn. Selbständig veröffentlichte L. in der Regensburger Bot. Ztg. Flora 1827, S. 289 u. flg. die erste, im Lichte der modernen Lichenologie bearbeitete Lichenen-Flora Rügens (87 Species); in der Linnaea von v. Schlechtendal 1827, Bd. II auf S. 38—46, wies er sieben Pflanzenarten aus Mauritius und Neu-Holland als neu nach und stellte sie abgebildet dar; ebenso kommen in Nylander's Synopsis meth. 1859 zwei neue Laurer'sche Romalinen vor und endlich in Körber's Parerga lichenol. aus dem J. 1861 eine neue Lecidella irrorata. Den fleißigen Sammler und Beobachter zu ehren, wurden manche neue oder für neu gehaltene Pflanzen-Gattungen nach seinem Namen benannt. Kamen Laurer's Verdienste um die Universität Greifswald, was seine amtliche Beförderung anbetrifft, auch erst spät zur Anerkennung, und war es ihm erst in den letzten Lebensjahren vergönnt, die Grundsteine zur gegenwärtigen pharmakologischen Sammlung der medicinischen Facultät zu legen, so wird sein Name dafür um so länger genannt werden, nachdem derselbe gleichsam mit Lapidarschrift in den Archiven der wissenschaftlichen Lichenologie verzeichnet worden ist. Die Langsamkeit seiner Beförderung gestattete ihm erst spät die Begründung eines eigenen Heerdes: mit der Wittwe des verstorbenen Universitätsbuchhändlers Koch geb. Krey seit dem 18. August 1852 verheirathet, lebte er bis zu ihrem im J. 1858 erfolgten Tode in glücklicher, jedoch kinderloser Ehe. Eine Störung erlitt dieselbe dadurch, daß er in Folge vielfacher Kränkung und Zurücksetzung, wie schon früher einmal der Fall gewesen, von geistiger Schwermuth befallen und Genesung in einer Heilanstalt zu suchen genöthigt ward. Die letzten 15 Lebensjahre flossen dem endgiltig Genesenen, aber mehr und mehr Vereinsamten in treuer sorgfältiger Erfüllung seiner Lehrpflichten, auf botanischen Reisen nach dem Fichtelgebirge, oder im engeren Freundeskreise hin. Von starker Constitution und bis in das höhere Alter vorhaltender physischer Kraft ertrug er auf seinen weit ausgedehnten botanischen Excursionen, anscheinend ohne Ermüdung, die stärksten Strapazen. Immer war er heiteren Sinnes und von seltener Gutmüthigkeit, die freilich oft gemißbraucht, aber nie erschüttert ward. Ein dauerndes Andenken sichert ihm neben seiner erfolgreichen Lehrthätigkeit und seinem wissenschaftlichen Verdienst die mit seiner Gemahlin vereinbarte Stiftung der beiden Laurer'schen Stipendien für bedürftige Studirende der Universität Greifswald. Seine mit Aufwendung großer Geld- und Zeitopfer in's Leben gerufenen lichenologischen Herbarien hat er testamentarisch dem großen Staats-Herbarium in Berlin vermacht.

Münter's Biographie in „Mittheilungen aus dem naturwissenschaftlichen Verein von Neu-Vorpommern und Rügen" von Marsson, Berlin 1875, VII, S. 129—134; Album und Personalacten der Greifswalder Universität.

Häckermann.

Laurop: Christian Peter L., Forstmann, zumal ausgezeichneter Kenner der forstwissenschaftlichen Literatur, wurde am 1. April 1772 zu Schleswig geboren. Sein Vater war Oberförster in königl. dänischen Diensten und mit einer starken Familie gesegnet, denn Christian war das dreizehnte Kind. Er erhielt seine erste Bildung theils in öffentlichen Schulen, theils durch Privatunterricht und beschloß, durch das väterliche Beispiel bestimmt, sowie durch den Rath des seinem Vater vorgesetzten Jägermeisters von Warnstedt unterstützt, sich dem forstlichen Berufe zu widmen. Da sich in seinem Vaterlande keine Gelegenheit zu praktischer Ausbildung in diesem Fache bot, wendete er sich nach Deutschland. Hier trat er 1788 beim kurhessischen Oberförster Müller zu Steinau (Grafschaft Hanau) in die forstliche Lehre und kehrte, in bester Weise vorbereitet, 1790 in sein Vaterland zurück. Auf dieser Rückreise nahm er noch Gelegenheit, sich drei Monate zu Ilsenburg am Harze aufzuhalten, um die nach dem Plane der beiden berühmten Forstmänner von Langen (Bd. XVII, S. 656) und von Zanthier ausgeführte Wirthschaftseinrichtung und Betriebsleitung in den gräflich Stolberg-Wernigerode'schen Forsten kennen zu lernen. Alsbald nach seiner Zurückkunft glückte es ihm, in eine offene Stelle des in Kiel stehenden berittenen Feldjägercorps, mit welchem zugleich eine Forstlehranstalt verbunden war, einrücken zu können. Mit Eifer warf er sich nun auf das theoretische Studium der Forstwissenschaft, wozu er schon während seiner Lehrzeit durch Selbststudium der besten damaligen forstlichen Werke den Grund gelegt hatte. Das Studium der Kriegswissenschaft zog ihn aber nebenbei so mächtig an, daß er eine Zeit lang beide Wissenschaften trieb, bis der Tod seines Vaters zu einer Entscheidung drängte, welche zu Gunsten des Forstfaches ausfiel. Er trat daher 1795 aus dem Militärdienste, in welchem er fünf Jahre verbracht hatte, aus und fand Gelegenheit, sich als Gehilfe des Jägermeisters von Warnstedt für seine künftige Bestimmung weiter auszubilden. Im Juli 1798 trat er mit einem königlichen Stipendium eine zweijährige Forstreise an, welche für seine späteren Schicksale dadurch von Bedeutung wurde, daß er einflußreiche Verbindungen anknüpfte. In anmuthiger Weise schildert er in seiner Selbstbiographie, unter dem Abschnitt: „Forstreisen", den damaligen Zustand der von ihm besuchten Waldungen (bei Eutin, Harz, Solling, Reinhardswald, Söhre, Rhön, Thüringerwald, Siegener Hauberge, mehrere Oberforste in Württemberg und Hessen rc.) und die Anknüpfung seiner Beziehungen mit so vielen deutschen Forstwirthen, hierunter den besten des Faches (v. Uslar, v. Witzleben, Käpler, H. Cotta, G. L. Hartig, Oettelt, Bechstein, Reitter, Jäger, Jeitter, v. Hartmann, W. Heyer u. A.). Am längsten — drei Monate — verweilte er in Dillenburg bei Hartig, dessen Institut damals von 75 jungen Forstwirthen aus allen Theilen Deutschlands besucht war. Ende August 1800 wieder glücklich in der Heimath gelandet, ward er nach Kopenhagen als Hilfsarbeiter in das Forstbüreau der königl. Rentkammer berufen. Die Gunst des Kammerpräsidenten Graf v. Reventlow, welchem er speciell beigegeben war, bereitete ihm zwar eine sehr angenehme Stellung, allein das gespannte Verhältniß zwischen Dänen und Deutschen erweckte in ihm doch die Sehnsucht nach seinem Geburtslande. Da boten sich ihm 1802 unerwartet zwei Anträge von Lehrstellen, einer aus Kursachsen, der andere aus Sachsen-Meiningen. Er nahm — mit dem Vorbehalt des Rücktrittes in dänische Dienste — die Stelle als Lehrer der Forstwissenschaft an der Akademie Dreißigacker an, woselbst er mit seinen Vorlesungen im Herbste 1802 begann. Die

Meininger Stelle hatte er, obschon sie geringer dotirt war, der kursächsischen deshalb vorgezogen, weil gleichzeitig mit jener seine Ernennung zum Assessor des herzogl. Forstcollegiums verbunden war. Schon 1803 wurde er, unter Beibehaltung seiner Lehrerstelle, zum Forstrath und Mitglied des Kammercollegiums befördert, weil er dem Anerbieten, als Oberforstbeamter in die Dienste eines anderen Fürstenhauses zu treten, keine Folge gegeben hatte. Nachdem er später auch noch einige andere Anträge abgelehnt hatte, entschloß er sich endlich doch dazu, weil — nach dem Tode des Herzogs — an der Anstalt Manches anders geworden war. So trat er im Frühjahr 1805 als Forstdepartementsrath in fürstl. Leiningen'sche Dienste nach Amorbach über, wo sich ihm ein ausgedehnter Wirkungskreis eröffnete, weil eben eine neue Landes- und Forstorganisation in's Leben getreten war. Noch war diese nicht ganz durchgeführt, als (1806) die Mediatisirung des Fürstenthums erfolgte. Da dasselbe der badischen Oberhoheit unterstellt wurde, trat L. 1807 als Oberforstrath und Mitglied der Centralstelle für Forst- und Bergwesen in badische Dienste, mit dem Wohnsitze in Karlsruhe. Hier gründete er, da es in Baden an einer forstlichen Lehranstalt fehlte, 1809 ein Privatforstinstitut, welches — obschon nur auf Inländer berechnet — doch auch von vielen Ausländern besucht wurde und sich überhaupt eines guten Rufes erfreute, bis es 1820, „als Verhältnisse ganz eigener Art eintraten" (Laurop) aufgegeben werden mußte. Als 12 Jahre später eine öffentliche Forstschule in Verbindung mit dem Polytechnicum in's Leben trat, wurden von ihm abermals einige Vorträge über forstwissenschaftliche Gegenstände übernommen. Anfang 1842 trat er in Folge vorgerückten Alters in den Ruhestand, doch behielt er seine Vorträge am Polytechnicum noch bis zum Jahre 1847 bei und erreichte bei voller Gesundheit das hohe Alter von 86 Jahren. Er starb am 13. Mai 1858, nachdem ihm von elf Kindern bereits acht in den Tod vorausgegangen waren, in Karlsruhe. Sein verdienstliches Wirken war schon zu seinen Lebzeiten durch Aufnahme in zahlreiche wissenschaftliche und gemeinnützige Vereine (er war u. A. auch zweiter Director der Societät für Forst- und Jagdkunde zu Dreißigacker) und eine Ordensverleihung anerkannt worden. — L. begann, seinem Berufe mit großer Wärme und Treue ergeben, schon sehr frühzeitig mit schriftstellerischen Arbeiten. Er schrieb seine ersten forstwissenschaftlichen Aufsätze 1794 und 1795 in Reitter's Journal für's Forst- und Jagdwesen, in Leonhardi's ökonomische Hefte ꝛc. und veröffentlichte im Laufe seines langen Lebens eine ganze forstwissenschaftliche Bibliothek. Ohne Zweifel gehörte er mit zu den fleißigsten Autoren und zu den besten Kennern der forstwissenschaftlichen Literatur, deren fortschreitende Entwickelung er bis an sein Lebensende mit wahrhaft jugendlichem Eifer verfolgte. Seinen Schriften fehlt jedoch die Originalität, da er eigentlich nur im Zimmer — nicht auch im Walde — sammelte und nur reproducirte. Er besaß das Talent, das von Anderen Producirte und in der Literatur Niedergelegte zu einem wohlgeformten Ganzen abzurunden und einem größeren Leserkreise mundgerecht zu machen. Zu eigenen Forschungen fehlte ihm, da er die Waldwirthschaft nur von anderen betreiben sah, theils die Gelegenheit, theils aber auch die erforderliche naturwissenschaftliche Grundlage. Wie das weiter unten folgende Verzeichniß seiner Schriften beweist, ließ er fast kein forstliches Gebiet unbearbeitet, hat daher schon aus diesem Grunde auf keinem hervorragende Leistungen aufzuweisen. Seine Darstellung ist klar und verständlich. Hervorzuheben wäre noch seine Thätigkeit als Lehrer und als Beamter. Obgleich er eigentlich von vornherein keine große Neigung zum Lehrfach hatte, gewann er dasselbe doch mit der Zeit lieb, und die Frequenz, deren sich sein eigenes Institut erfreute, spricht dafür, daß er seinen Posten als Docent wohl ausfüllte. An der badischen Forstorganisation von 1834, durch welche die Geschäftsleitung

zwei besonderen Stellen unter der Bezeichnung „Forstpolizei-Direction“ und „Direction der Forstdomänen und Bergwerke“ zugetheilt wurde, nahm er sehr eifrigen Antheil. Sein Charakter war friedfertig und zur Milde geneigt, sein Wesen bescheiden; fremde Verdienste erkannte er ohne Neid an.

Laurop's Schriften sind, chronologisch geordnet, folgende: „Ueber Forstwirthschaft, besonders über Erhaltung, Abtrieb und Wiederanbau der Wälder“ (1796); „Ueber den Anbau der Birke und deren Vorzüge vor anderen Holzarten, besonders in holzarmen Gegenden“ (1796); „Freimüthige Gedanken über den Holzmangel, vorzüglich über den Brennholzmangel in den Herzogthümern Schleswig und Holstein und die Mittel ihm abzuhelfen“ (1798); „Etwas über die Cultur und Benutzung der Kiefer“ (aus den ökonomischen Heften, Januar 1799, besonders abgedruckt); „Ideal einer vollkommenen Forstverfassung und Forstwirthschaft“ (1801); „Briefe eines in Deutschland reisenden Forstmannes ꝛc.“ (1802 u. 1803); „Grundsätze der natürlichen und künstlichen Holzzucht“ (1804); „Grundsätze der Forstbenutzung und Forsttechnologie“ (1810); „Grundsätze des Forstschutzes“ (1811, 2. Aufl. 1833); „Die Hiebs- und Culturlehre der Waldungen“ (2 Theile 1816 und 1817); „Die Staatsforstwirthschaftslehre, systematisch dargestellt“ (1818); „Die Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen; von Bechstein begonnen und von L. fortgesetzt, III. Theil: Der Waldbau (1822); IX. Theil: Die Forstdirection (1823); XV. Theil: Handbuch der Forst- und Jagdliteratur. Von den ältesten Zeiten bis Ende des Jahres 1828 systematisch geordnet“ (1830); „Das Forst- und Jagdwesen und die Forst- und Jagdliteratur Deutschlands in geschichtlichen allgemeinen Umrissen dargestellt“ (1843); „Handbuch der Forst- und Jagdliteratur von 1829—1843“ (1844); „Ergänzungsheft, die Literatur aus den Jahren 1844 und 1845 und Nachträge aus früheren Jahren enthaltend“ (1846). — Von Zeitschriften gab er folgende heraus: „Zeitschrift für die Forstwissenschaft“ (2 Bände à 2 Hefte 1802 und 1803), gemeinschaftlich mit August von Hartmann; „Annalen der Forst und Jagdwissenschaft“, vom 3. Band ab unter dem Titel: „Annalen der Societät der Forst- und Jagdkunde zu Dreißigacker“ (6 Bände 1811—1821), den ersten Band gemeinschaftlich mit Christoph Wilhelm Jacob Gatterer; „Sylvan, ein Jahrbuch für Forstmänner, Jäger und Jagdfreunde“ (9 Jahrgänge 1813—1823), gemeinschaftlich mit Valent. Friedrich Fischer; „Beiträge zur Kenntniß des Forstwesens in Deutschland“ (4 Hefte 1819—1821), gemeinschaftlich mit G. W. von Wedekind; „Jahrbücher der gesammten Forst- und Jagdwissenschaft und ihrer Literatur“ (3 Bände 1823—1825); „Forstwissenschaftliche Hefte“ (1827 u. 1828); „Archiv der Forst- und Jagdgesetzgebung der deutschen und anderer Staaten“ (1827 u. 1828); „Systematische Sammlung der Forst- und Jagdgesetze der deutschen Bundesstaaten von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten“ (1827—1833), gemeinschaftlich mit Stephan Behlen; „Taschenbuch zum Nutzen und Vergnügen für Wald- und Jagdfreunde“ (1831), gemeinschaftlich mit W. F. von der Borch. Außerdem gab er Beckmann's „Beiträge zur Verbesserung der Forstwissenschaft“ mit Zusätzen und Anmerkungen heraus (1805) und verfaßte zahlreiche Artikel und Recensionen aus dem Gebiete der Forst- und Jagdwissenschaft in Encyklopädien (Ersch und Gruber), Wörterbücher (Pierer) und Zeitschriften (Reitter's Journal für Forst- und Jagdwesen, Leonhardi's ökonomische Hefte, Niemann's schleswig-holsteinische Provinzialberichte, in die Haller allgemeine Literaturzeitung, die Leipziger Literaturzeitung u. dergl. mehr).

Gwinner, Forstliche Mittheilungen, III. Bd., 10. Heft, S. 3 (Selbstbiographie). Monatschrift für Forst- und Jagdwesen, 1858, S. 277 (Todesanzeige). Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, 1865, S. 491

u. 604. Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstl. Chrestomathie, I. S. 163, Nr. 325, Bem. 155: das. II. S. 176, Nr. 360 u. 361; S. 181, Nr. 373a u. 373b; das. V. 1 S. 10, Nr. 54; S. 43, Nr. 150; S. 50 u. 51, Nr. 179; S. 66, Nr. 248a; S. 85, Bem. 8. Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon S. 291. Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums rc. II. S. 268, Bem. 58, S. 280, 334, 392, 393; das. III. S. 83, 370 u. 397. Fr. v. Weech, Badische Biographien, II. S. 13 (Schg.). Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland, 1879, S. 635 u. 636. R. Heß.

Lauson: Johann Friedrich L., war geboren zu Königsberg als Sohn des Regimentsquartiermeisters Friedrich L. am 15. Octbr. 1727. Er besuchte das Collegium Fridericianum, studirte von 1744 die Rechte, ward 1751 Lehrer an der Löbenicht'schen Schule, noch in demselben Jahre an der Kneiphöfischen Domschule, legte diese Stelle aber schon 1765 freiwillig nieder und lebte als Privatmann. Später machte er eine Reise nach Deutschland und ward nach seiner Rückkehr Zoll- und Plombage-Einnehmer in seiner Vaterstadt, wo er am 4. Octbr. 1783 starb. L. ist lyrischer Dichter, versuchte sich aber auch in einem Trauerspiel „Gafforio". Seine Gedichte erschienen in zwei Bänden: „Erster Versuch in Gedichten", 1750; zweiter 1756. Sie haben nichts Hervorragendes, zeigen vielmehr von einer sehr mittelmäßigen Begabung des Dichters, welcher sich leicht ins Breite und lehrhafte Betrachtung verliert. Am meisten gerühmt ward „Die Laute". Am besten sind die kleinen Sprüche und Epigramme. Er schrieb auch eine Lobrede auf Simon Dach zur Feier des hundertjährigen Todestages dieses Dichters 1759. Eines gewissen Rufes erfreute er sich als poetischer Improvisator und gab eine kleine Auswahl extemporirter Gedichte den beiden Bänden seiner Gesammtausgabe mit. Seine Bibliothek vermachte er seiner Vaterstadt, welche sie noch in ihrer Sammlung bewahrt. Am meisten Interesse hat L. durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu seinen größeren Landsleuten, namentlich Hippel und Hamann.

Vgl. meinen Aufsatz in der Altpreußischen Monatsschrift X. Heft 1. S. 1—22. Brenning.

Lautenbach: Konrad (Kunz) L., Theolog und lateinischer und deutscher Dichter im 16. Jahrhundert. Sein Geburtsort ist das thüringische Dörfchen Mutislar (d. i. Motzlar a. d. Ulster im weimar. Amt Geisa), wo er im Jahre 1534 zur Welt kam. Welchen Standes seine Eltern waren, ist nicht überliefert. Nachdem der junge L., mit sehr guten Anlagen begabt aber eben so unruhigen Geistes, die ersten Elemente des Wissens in den Schulen zu Eisenach und Nordhausen sich angeeignet hatte, durchzog er nach der Weise der damaligen fahrenden Schüler als „Bachant" mehrere Jahre lang einen großen Theil Deutschlands, gelangte nach Erfurt, Frankfurt, Mainz, Heidelberg und endlich im März des Jahres 1553 auch nach Straßburg, dem damaligen Emporium der Wissenschaften, wo er des Umherstreifens müde, fürs erste sich dauernd niederließ. Hier fing er an auf das eifrigste ernsteren Studien obzuliegen, durchlief in drei Jahren alle Classen des Gymnasiums, wurde 1556 bei der Univers iät immatriculirt und studirte nun theologische und philosophische Wissenschaften unter den Lehrern Johannes Sturm und Valent. Erythraeus sowie Hieron. Zanchius, Ludwig Rabus und Joh. Marbach. Dieser letztere hatte L. so lieb gewonnen, daß er auf seine Empfehlung hin schon ein Jahr darauf zum Prediger in Mundelheim bei Straßburg angestellt wurde, in Folge des Interims aber diese Stelle in demselben Jahre (1557) wieder zu verlassen genöthigt war. Nun fand er in Straßburg selbst als Geistlicher Verwendung und machte sich als solcher durch seine angenehmen, ernsten und würdevollen Predigten bei dem Volke sehr beliebt. Als damals Philipp der Aeltere seine Hanauer Grafschaft

zu reformiren anfing, erbat er sich 1562 von dem Straßburgischen Rathe L. zum Prediger in Neuweiler, allein schon nach zwei Jahren vertauschte er diese Stelle auf Anrathen Marbach's mit jener zu Hunkweiler, einem reichen und fruchtbaren württembergischen Orte des Oberelsasses. In dieser seiner Stellung verwendete er seine Muße zu litterarischen Arbeiten, übersetzte den Josephus Flavius, der von 1571—1736 achtzehn Auflagen erlebte und den Catalogus testium veritatis in das Deutsche und begann die Fortsetzung von Joh. Sleidanus' „De statu religionis". Von diesen Arbeiten in Kenntniß gesetzt lud ihn Kurfürst Ludwig nach Heidelberg ein mit der Zusage, ihm zur Vollendung der letzteren jedwelche Hilfe zu gewähren, was L. dankbar annahm und hier sein Werk auch zu Ende führte. Aber noch ein anderes Geschäft hatte ihm der Kurfürst übertragen: die Ordnung der damals einigermaßen in Verwirrung gerathenen Heidelberger Bibliothek. Auch diesen Auftrag führte er in zwei Jahren zur vollsten Zufriedenheit aus. Als aber nach dem Hingang Ludwigs VI. bekanntlich eine veränderte Religionsanschauung in der Kurpfalz sich geltend machte (s. Bd. XIV. S. 311), wurde auch L., der unerschütterlich an seinem Glauben festhielt, seiner Dienste entlassen und begab sich wieder nach Straßburg zurück. Doch schon nach zwei Monaten berief ihn der Frankfurter Rath als Prediger an die Katharinenkirche, welchem Rufe er folgte und wo er noch zehn Jahre segensreich seines Amtes waltete, bis er den 18. April 1595 starb. Sein Symbolum war: Durabilis misericordiae patriae lex Jesus. L. hat sich nicht nur durch die bereits erwähnten wissenschaftlichen Werke einen Namen gemacht, sondern beschäftigte sich auch vielfach mit dichterischen Arbeiten. Hierher gehören u. a.: „Icones Evangeliorum . . . mit Lateinischen vnd teutschen Verßlein . . .", 1587. 4°. und „Spiegel geistlichen Lebens auß Cor. Musei Lateinischen Rhitmis in Teutsche Reimen versetzt", 1590. 8. Unter dem Namen „Thrasibulus Torrentinus Mutislariensis" gab er 1586 mit 121 Holzschnitten (neue Ausg. 1592) und „in Rheimen verfaßt" heraus: „Im Frauwenzimmer wirt vermeldt von allerley schönen Kleidungen vnd Trachten der Weiber, hohes vnd niders Stands . . Durchaus mit neuwen Figuren gezieret . . Durch den weitberühmbten Jost Amman wonhaft zu Nürnberg gerissen . ." (Franckf. S. Feyrabend). Eine Uebersetzung des Ulricus Molitor „Von Hexen vnd Unholden, verteutscht durch C. L. von Mutißlar" hatte er schon 1575 zu Nürnberg erscheinen lassen. Sein Bildniß bei Freher a. a. O. S. 288.

Adami Vitae Theolog. (8.) p. 665—667. Freheri theatr. vir. erudit. p. 290—291. Clessius, Elenchus II, 256. 273. Jöcher II, 2318. Goedeke, Gr. I, 284. 289. 383. Weller, Ann. II, 379. 386. J. Franck.

Lautensack: Künstlerfamilie in Nürnberg. Paul L., Maler, war zu Bamberg 1478 geboren, siedelte aber 1525, der Religion wegen, nach Nürnberg über. Durch das Lesen der Apokalypse vertiefte er sich in schwärmerische Ansichten, und da er diese nicht für sich behielt sondern in einem Bilderbuch verbreitete, hatte er Händel mit der Obrigkeit, die ihn schließlich 1542 aus der Stadt verwies. Doch wußte er sich bald darauf wieder einzuschleichen. Seine religiöse Gesinnung hielt ihn nicht ab, ein Bild für die Wallfahrtskirche Grimmenthal zu malen, das ihn mehrere Jahre beschäftigte. In Bamberg befinden sich noch einzelne Gemälde von ihm in Privatsammlungen, meist Copien nach Stichen M. Schongauer's und Holzschnitten A. Dürer's. In München ist die Begegnung Joachims mit der Anna unter der goldenen Pforte vom Jahre 1511. Das Jahr seines Todes ist nicht festgestellt; man glaubt, er sei 1558 (nach Füßli 1561) in Nürnberg gestorben. Andere sagen, ohne Begründung, er wäre 1564 in Wien dem Tode verfallen. Vgl. auch Herzog's Real-Encyclopädie s. v.

Hans Sebald L., des Vorigen Sohn, geboren 1524 in Bamberg, doch seit 1528 in Nürnberg, Maler und Radirer. Das zuweilen angeführte Geburtsjahr 1507 ist entschieden falsch, denn auf seinem radirten Eigenbildniß vom J. 1554 nennt er sich dreißigjährig. Wo er die Kunst erlernte, ist unbekannt. Von Bildern wird gleichfalls keine Nachricht gegeben. Dagegen war er als fleißiger Radirer thätig und hinterließ viele Blätter, die sehr geschätzt werden. Im J. 1552 gab er zwei Ansichten von Nürnberg (von Osten und Westen, jede aus drei Platten bestehend) heraus, davon er dem Rath ein colorirtes und jedem Rathsherrn ein schwarzes Exemplar offerirte, wofür ihm am 21. März desselben Jahres 50 Fl. als Geschenk gegeben wurden. Seit dem J. 1556 befand er sich in Wien, wo er den Titel eines k. k. Majestät Antiquitäten Abconterfetter hatte und wo er das große, zur Feier des Kaisers Ferdinand stattgehabte Turnier herausgab. Es hat den Titel: „Thurnier Buch Wahrhaftiger Ritterlicher Thaten, so in dem Monat Junii des vergangenen LX Jars in und außerhalb der Stadt Wien zu Roß und zu Fuß auff Wasser und Lannd gehalten worden, mit schönen Figuren contrafet ꝛc.“ Es erschien in Wien 1560. Drei Jahre darauf soll er in Wien gestorben sein. Bartsch beschreibt 59 Blätter, Bildnisse (darunter auch das seines Vaters Paul 1552, als dieser 74 Jahre alt war), oben genannte Hauptblätter und Landschaften. Passavant bereichert das Verzeichniß um 10 Blätter; außerdem befand sich bei Brentano eine unbeschriebene Landschaft und in der kaiserl. Sammlung zu Wien ist eine Ansicht dieser Stadt mit allegorischer Darstellung der Belagerung durch die Türken, datirt 1558. Füßli erwähnt noch zwei radirte Bildnisse von Luther und Katharina von Bora, die aber verschollen sind.

Heinrich L., ebenfalls ein Sohn von Paul, Goldarbeiter und Maler, geb. zu Bamberg am 3. Febr. 1522. Als zehnjähriger Junge trat er in Nürnberg bei einem Goldschmidt in die Lehre; er befaßte sich mehr mit Zeichnen als mit der Malerei und gab 1553 ein geschätztes Werk über Perspective und Proportionen des menschlichen Körpers und des Rosses heraus, das er mit Holzschnitten illustrirte. Ob ihm die Blätter mit dem Monogramm H. L., die Bartsch IX, 474 anführt, angehören, wie Nagler vermuthet, bleibt dahin gestellt. Er ließ sich später in Frankfurt a. M. nieder, wo er 1590 starb.

Adolph L., Zeichner und Radirer in Frankfurt a. M., war höchst wahrscheinlich des Vorigen Sohn. Er muß aber seine Vaterstadt verlassen und die Kämpfe der Kaiserlichen gegen Türken und Polen mitgemacht haben. Nach seiner Zeichnung hat Sibmacher die Belagerung von Gran 1595 radirt; ihm selbst dürften vier Blätter: „Kämpfe des Erzh. Maximilian von Oesterreich bei Krakau“, 1587 zuzuschreiben sein.

S. Füßli. Bartsch IX. Passavant III. Sighart, Gesch. der bild. K. in Baiern. Andresen, Deutscher P. G. II. Wessely.

Lautenschlager: Ottmar L., Jugendschriftsteller, geb. am 27. Juli 1809 zu Amberg, 1833 Priester, wirkte als Vicar und Pfarrer, † als Kaplan am St. Josephs-Spital zu München am 24. August 1878. Eingeführt von Fr. S. Häglsperger begann er seine bald zahlreichen, immer aber anspruchslosen „Erzählungen“ (1836), welchen er botanische Titel, wie „Knospen“, „Pfingstrosen“, „Maiblumen“, „Malven“, „Tulpen“, „Pelargonien“, „Hyazinthen“, „Lilien“ ꝛc. vorzusetzen liebte. Andere seiner Büchlein benannte er „Das Fest der hl. drei Könige oder Maria Ward“ (1840), „Die Liebe und das Kreuz“, „Treue und Barmherzigkeit“ (1851). Einer besonderen Beliebtheit erfreute sich „Der Findling“ (1844) und „Cassilda, die Mohrenfürstin von Toledo“ (1851). L., welcher anfänglich unter dem Pseudonym „Priester Ottmar“ oder auch „K. Emil Pellisov“ schrieb, berücksichtigte bei diesen zum Theil in Ton und Haltung

sehr gelungenen Erzählungen nur jugendliche Leser; er behauptet deshalb neben Christoph von Schmid, Dr. W. Bauberger und Isabella Braun eine sehr achtungswerthe Stellung im Bereiche der Jugendlitteratur. Wie sehr er das Richtige traf, beweist, daß schon 1847 eine aus 24 Bändchen bestehende Gesammtausgabe erschien, welche schon 1855 und 1877 in neuen Auflagen vorliegt. Außerdem verfaßte L. eine für weitere Kreise berechnete Volkserzählung „Agnes und Sophia“ (1842) und eine „Geschichte der christlichen Religion und Kirche für das Volk“, 1848 in 3 Bänden.

Vgl. M. Brühl, Gesch. der kathol. Litt. Deutschlands, 1861. S. 668 ff. u. Beil. 66 Augsb. Postztg. 31. Aug. 1878. Nr. 247 Baier. Kurier 5. Sept. 1878.

Hyac. Holland.

Lauterbach: Anton L., lutherischer Theolog des 16. Jahrhunderts, geb. den 13. Januar 1502 zu Stolpen im Meißnischen, † den 18. Juli 1569 als Superintendent zu Pirna in Kursachsen. Er hatte 1517 ff. zu Leipzig studirt, war daselbst Baccalaureus geworden, kam später nach Wittenberg, wurde Luther's Schüler, Haus- und Tischgenosse, wurde auf Luther's Empfehlung 1533 Diakonus zu Leisnig, wo er mit einer früheren Nonne in die Ehe trat. 1537 wurde er Diakonus in Wittenberg, 1539 aber nach Einführung der Reformation im Herzogthum Sachsen Pastor und Superintendent zu Pirna und zu mancherlei anderen kirchlichen Geschäften verwendet. Während seines zweimaligen Wittenberger Aufenthaltes wie nachher stand er in nahem persönlichen Verkehr mit Luther und Melanchthon, schrieb Luther's Predigten nach und zeichnete seine Colloquia oder Tischreden auf. Diese seine handschriftlichen Aufzeichnungen, besonders ein aus dem J. 1538/9 stammendes Tagebuch Lauterbach's, zum Theil unmittelbar an Luther's Tisch niedergeschrieben und daher die ganze Frische und Schmucklosigkeit des Selbstgehörten bewahrend, bilden den Kern und die Grundlage der sowohl 1571 von H. P. Rebenstock, Pfarrer zu Eschersheim bei Frankfurt, neuerdings von Bindseil, Lemgo 1863—66 herausgegebenen lateinischen Colloquia Lutheri, als der 1566 und später von Joh. Aurifaber und Andern redigirten und edirten deutschen Tischreden, — einer der wichtigsten, jedoch mit Kritik zu gebrauchenden Quellen für Luther's Lebensgeschichte. Von sonstigen Schriften Lauterbach's ist Nichts bekannt als eine von ihm gemeinsam mit Pfeffinger, Greser und Zeuner herausgegebene Trostschrift an vertriebene böhmische Prediger. Briefe Luther's an ihn stehen in der Sammlung der Lutherbriefe von De Wette-Seidemann, Briefe Melanchthon's an L. im Corp. Reform. Bd. III bis IX.

Vgl. Jöcher II, 2319; Rotermund III, 1417 und die dort citirten Schriften von Wilisch, Dietmann, Erdmann, Seckendorf, Kapp, Schelhorn ꝛc., besonders aber Seidemann, Lauterbach's Tagebuch, Dresden 1872; Köstlin, Leben Luther's, 2. Aufl. 1883. II, 426 und Register S. 700.

Wagenmann.

Lauterbach: Hieronymus L., Astronom und Humanist, geb. den 16. Juni 1531 in der (damals noch österreichischen) Oberlausitz, † im J. 1577 zu Graz. Er studirte in Wien und erhielt daselbst 1556 als Erster seines Curses, den Grad eines Magisters der freien Künste. Bald darauf wurde er Professor der Mathematik an der Universität, 1561 sogar Dekan der Artistenfakultät. Seine Besoldung scheint jedoch eine schmale gewesen zu sein, denn als man ihn mit 200 fl. Gehalt, freier Wohnung, Heizung und Beleuchtung als Professor am landschaftlichen Gymnasium und „Landschaftsmathematikus“ nach der steirischen Hauptstadt berief, folgte er willig diesem Ruf. Als später durch Chytraeus die „Stiftsschule“ begründet ward, bestellte man L. zum Senior der Schule und übertrug ihm zugleich auch an dieser neuen Schule den Unterricht in Mathe-

matik und Astronomie. Er starb in günstigen Vermögensumständen, die er wol in erster Linie seinen Kalendern zu danken hatte, denn er bezog für diese ein weit besseres Honorar als seine Amtsnachfolger Stadius und Kepler. Der steirische Landschaftsmathematikus war eben strenge genommen nichts anderes als ein Kalendermacher, und L. scheint nach den von ihm herrührenden litterarischen Produkten dieser Art auch ein guter Astrolog im Sinne seiner Zeit gewesen zu sein. Als Poet hat er sich durch mehrere in elegantem Latein verfaßte Gelegenheitsgedichte bekannt gemacht. Auch als Lehrer scheint er Rühmliches geleistet zu haben, denn Stadius, der ja in seine Fußstapfen trat, sagt in seiner Practica für das J. 1578: „Es ist unlaugbar, wie bishero in einer Ersamen Landschaft angerichten löblichen Schuel allhie, neben anderer gutter khünst und sprachen erklerung, das studium Astronomicum, sovil müglich gewesen, ist colirt und fleißig proponirt ist worden.“

Peinlich, Die steyrischen Landschaftsmathematiker vor Kepler, in Grunerts Archiv der Math. u. Phys., 54. Theil. S. 470 ff. Günther.

Lauterbach: Johann L., Rector und gekrönter Poet zu Heilbronn, geb. den 16. Juni 1531 zu Liebau in der Oberlausitz, studirte unter Melanchthon in Wittenberg, wurde Hofmeister beim Grafen Hohenlohe und erhielt 1553 das Rectorat in Heilbronn, woselbst er am 11. Octbr. 1593 starb. Unter seinen Schriften finden sich: „De Carminibus veterum Germanicorum dissertationes II“, 4°. Musikdirector Otto Kade in Schwerin besitzt ein anderes Druckwerk von ihm, betitelt: „Cithara Christiana Psalmodiarum sacrarum libri 7 . . . Christliche Harpffen geistlicher Psalmen und Lobgesang sieben Bücher“, Leipzig 1587. 8°, enthält geistliche deutsche und lateinische Lieder. Seine weiteren Poesien und Schriften verzeichnet Jöcher II, Sp. 2319 nach einer handschriftlichen Autobiographie (Heilbronner Bibliothek). Rob. Eitner.

Lauterbach: Wolfgang Adam L., Rechtsgelehrter, geb. am 12. Decbr. 1618 zu Schleiz im Voigtlande, † am 18. August 1678 zu Waldenbuch bei Stuttgart. Eines Bürgermeisters Sohn empfing L. in seinem Geburtsorte eine ziemlich dürftige humanistische Bildung, bezog im 18. Lebensjahr (1636) die Universität Jena und vollendete nach zweijährigem Aufenthalt dortselbst seine juristischen Studien in Leipzig. Hier hielt er sodann fleißig Privatvorlesungen und benutzte die nächsten Jahre zu längeren Reisen, welche er theils allein, theils als Begleiter adeliger Studirender unternahm. Bei dieser Gelegenheit lernte er die Universitäten Heidelberg, Straßburg und Tübingen näher kennen und hielt sich nach einem Besuche der Schweiz und des Elsasses 1648 mehrere Monate in Speier auf, um sich mit dem kammergerichtlichen Verfahren vertraut zu machen. Im October 1648 ging er wieder nach Tübingen, wo er gegen Ende des vorhergegangenen Jahres als Doctor beider Rechte promovirt hatte, und erhielt dort im November 1648 als ordentlicher Professor den Lehrstuhl für Pandekten, welchen er nahezu 30 Jahre mit Auszeichnung einnahm, weshalb er von seinen Amtsgenossen achtmal zum rector magnificus und sehr häufig zum Dekan erwählt wurde. Als am 22. Decbr. 1657 sein Schwiegervater Thomas Lansius (Lanse aus Bergen in Oesterreich) mit Tode abging, wurde ihm die Oberaufsicht über das Collegium illustre übertragen, zugleich ernannte ihn Herzog Eberhard III. zum wirklichen Rath und Beisitzer am Hofgerichte. 1677 öffnete sich ihm ein neues Feld der Thätigkeit; in ehrender Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen wurde er als Regierungsrath, Consistorialdirector und Mitglied der Universitäts-Visitationsdeputation nach Stuttgart gerufen. Nur ungern verließ er das ihm theuer gewordene Lehramt und zog im Juni 1678 nach Stuttgart. Dort aber sollte ihm ein nur kurzer Wirkungskreis beschieden sein. Anfangs August desselben Jahres von einer in Stuttgart herrschenden

Krankheit befallen, hoffte er von Luftveränderung günstige Wendung des Leidens. Er machte sich am 14. August auf den Weg, kam jedoch nur bis zum nahen Schlosse Waldenbuch, wo er tief erschöpft Rast halten mußte. Wenige Tage später — am 18. August 1678 starb er schmerzlich betrauert nicht blos von seinen Amtsgenossen sondern von dem ganzen gelehrten Deutschland. Die Leiche wurde auf herzoglichen Befehl unter Glockengeläute und Betheiligung aller dazwischen gelegenen Orte nach Tübingen gebracht und dort in der Stiftskirche bestattet.

L. war ein bedeutender Jurist, einer der bedeutendsten seines Jahrhunderts. Junge Studirende und bemoste Häupter, angehende Rechtsbeflissene und solche, welche nach dem Doctorhute strebten, zogen aus den verschiedensten Theilen Deutschlands und selbst von weiterher nach der Eberhard-Universität, um dem geistvollen und zündenden Vortrage des gefeierten Lehrers zu folgen, oder unter seinem Vorsitze den hochgeschätzten Tübinger Doctorgrad zu erringen. Daher kommt es auch, daß sich unter Lauterbach's Schriften eine so auffällig große Zahl von Dissertationen — man zählt deren 111 — befindet. Diese Dissertationen von ungleichem Werthe erschienen zuerst in alphabetischer Ordnung zu Tübingen 1694. — 1728 wurden sie unter dem Titel: „W. A. Lauterbachii Dissert. academicae, de selectis nobilissimisque juris privati tam communis quam statutarii argumentis“ etc. etc. gleichfalls zu Tübingen in 4 Quartbänden, aufs Neue herausgegeben, vermehrt durch einige Dissertationen von Lansius und durch eine von Lauterbach's Sohn, Ulrich Thomas, De condominio territorii. Lauterbach's Hauptwerk ist jedoch das bekannte „Compendium juris, brevissimis verbis sed amplissimo sensu et allegationibus universam fere materiam juris exhibens“ etc. etc. Er gab das Werk nicht selbst heraus, sondern mit seiner Genehmigung sein vieljähriger Schüler und Verehrer, der Licentiat Advocat Joh. Jac. Schütz zu Frankfurt a. M. Dasselbe erschien kurz nach Lauterbach's Tod 1679 zu Tübingen, und machte in der juristischen Welt großes Aufsehen. Denn es gab kaum eine deutsche Hochschule, an der nicht die Pandekten nach Lauterbach's Compendium gelesen wurden, kaum ein Spruchcollegium oder einen Gerichtshof, die nicht bei ihren Consilien und Urtheilen Lauterbach's Compendium zu Rathe zogen, wie es denn auch ein unentbehrliches Inventarstück jeder juristischen Büchersammlung bildete. So erfuhr das Compendium von 1679 bis 1744 (ed. noviss. Tüb.) Auflage um Auflage, anfänglich fast nach jedem zweiten oder dritten Jahre, von denen jedoch die meisten durch zahlreiche Schreib- und Druckfehler entstellt sind. Als Ausnahme gelten nur die erste Auflage und neben jenen von 1686 und 1694 die von dem bekannten Tübinger Juristen Ferd. Christoph Harpprecht 1697 herausgegebene, welcher in der Vorrede versichert, nahe an tausend errata verbessert zu haben. Noch gründlicher ging der Jenenser Joh. Friedr. Hertel zu Werke, der in einem besonderen Buche (1735) zehn tausend (decem millia) „sphalmata et errores“ zusammenstellte, welche er in dem Schütz-Lauterbach'schen Compendium entdeckt hatte. Die erwähnte Vielzahl von Auflagen, namentlich aber die mannigfachen Bearbeitungen dieses Werkes erinnern lebhaft an Schiller's Worte: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun“; denn die Literärgeschichte kennt nicht weniger als elf Schriftsteller, welche das Lauterbach'sche Compendium durch Erläuterungen, Anmerkungen u. dgl. noch sachdiensamer zu machen bemüht waren. Die Reihe eröffnete Arnold Pagenstecher (Köln 1694), dann Sam. Stryck (dessen succinctae annotationes von 1700—1741 zu Leipzig neunmal in 4° aufgelegt wurden), Gottl. Gerh. Titius (Leipzig 1703), Joh. Klein (Rostock 1707. 4°), Friedr. Ludovici (Halle 1711), Joh. Heinrich v. Berger (später Reichshofrath) (Wittenberg 1715, 4. ed. 1735), Joh. Heinr. Mollenbeck in Gießen (Lemgo 1717), Mich. Rhoden (Frankfurt a. O. 1717), Heinrich Freiesleben (Altenburg 1735. 4°), Jer. Hesse

(Wittenberg 1730), endlich Joh. Jac. Füldener (Breslau 1736. 4°). — Wol kein Pandekten-Handbuch war so lange im Gebrauche wie jenes Lauterbach's, und wol keines genoß jenes Ansehen, ein Ansehen, welches in der That seines Gleichen sucht. Ja das Compendium hätte vielleicht eine noch längere und umfassendere Benützung gefunden, wäre die Schreibweise faßlicher gewesen. Allein L. liebte es, seinen Thesen zahlreiche Einwände und rationes dubitandi entgegenzustellen, welche den geregelten Fortgang der Darstellung hemmen und den Anfänger leicht verwirren; sodann bediente er sich der „ramistischen" Lehrmethode, die bis Ende des 17. Jahrhunderts üblich, für juristische Disciplinen aber wenig geeignet war. Diese Methode führt ihren Namen von Petrus Ramus (de la Ramée, zu Paris 1572 in der Bartholomäusnacht ermordet), der aber selbst nicht in dem Stile schrieb, welchen man heutzutage den ramistischen nennt. Dieser letztere kennzeichnet sich durch die sog. Dichotomie (Zweitheilung), durch Anwendung der schon von Aristoteles und den Scholastikern überkommenen vier Causae (causae efficientes), nämlich: Stoff, Form, bewegende Ursache und Wirkung, sowie durch Tabellendarstellung. Wie die übrigen Gelehrten so waren auch die Rechtsgelehrten jener Zeit bemüht, jeden Satz des positiven Rechtes in der Digestenordnung auf sehr gekünstelte und gezwungene Weise nach diesen „quatuor causis efficientibus" zu behandeln. Mit dem Aufhören dieser Stilweise verschwanden nach und nach die in dieser Methode abgefaßten Bücher, und allmählich wurde auch Lauterbach's Compendium bei Seite gelegt. Einige Zeit nach dem Compendium, also gleichfalls nach L.'s Tode erschien das „Collegium theoret.-practicum ad quinquaginta Pandectarum libros methodo-synthetica pertractum", Tub. Vol. I., 1690. 4°, welches bis 1784 sechsmal aufgelegt wurde. Die Herausgabe besorgte auf Verlangen des Herzogs Karl Friedrich Lauterbach's ältester Sohn, Ulrich Thomas, welcher hierbei Vorarbeiten von Schütz zu Grunde legte, trotzdem aber wegen Kriegsunruhen und dienstlicher Geschäfte den 2. Band erst 1706 fertig bringen konnte. Der 3. erschien 1711, das weitläufige Register 1714. Das Coll. ist ein Commentar über das Compendium, und sind namentlich die ersten 19 Bücher mit besonderer Sorgfalt behandelt, welche überdies der frühere Professor und spätere R.-K.-G.-Beisitzer Erich Mauritius, ein Schüler Lauterbach's seiner näheren Durchsicht unterzog. Neben diesen theoretischen Arbeiten lieferte L. auch praktische und äußerte entschiedenen Einfluß auf die Fortentwickelung des Rechtes. So hat der baierische Gesetzgeber Freiherr v. Kreittmayr bei Lösung gemeinrechtlicher Controversen öfters Lauterbach's Ansicht zum Gesetze erhoben und viele Rechtsuchende, angezogen von dem Rufe des großen Rechtslehrers wandten sich mit ihren Streitigkeiten an die Tübinger Juristenfakultät, deren Zierde eben L. war. In Folge dessen fertigte derselbe, welcher ohne Ermüdung sechs bis sieben Stunden an seinem Schreibtische zubringen konnte, mehr als 300 Consilien über Fragen des bürgerlichen Rechtes, welche von seinem Enkel, dem brandenburgischen Hof- und Regierungsrathe Adam Friedrich L. gesammelt, den zweiten und dritten Band der bekannten neun Folianten umfassenden Tübinger Consilien (nova collectio consiliorum juridicorum Tubingensium) bilden (Tüb. 1732—36. Fol.), und in der Praxis vielfach benützt wurden; während jene des peinlichen Rechts in dem vierten Bande Aufnahme fanden. L. war dreimal verheirathet, das erstemal (1648) mit einer Tochter seines berühmten Amtsgenossen Lansius; die zweite Ehe schloß er (1665) mit einer Tochter des württembergischen Oberrathes Hartnig, die dritte (1677) mit Anna Rosina Stieber. Aus beiden ersteren Verbindungen entstammten 11 Kinder, von welchen der älteste Sohn Ulrich Thomas Erwähnung verdient. Er widmete sich gleich seinem Vater der Rechtswissenschaft, gab (wie bereits erwähnt) außer einer Dissertation, dessen Colleg. theoret.-pract. heraus

und starb 1710 als Reichskammergerichtsassessor. Näheres über seine Lebensumstände berichtet Moser in seinem erläuterten Württemberg Thl. II. S. 255. Der Historiograph und magister eloquentiae Magnus Hessenthaler hat Wolfg. Ad. L. in der „Effigies Lauterbachiana, seu virtutum structura ex Lauterbachii vita repraesentata“ (Stuttgart 1681, Fol.), einem nun sehr selten gewordenen Druckwerk ein ehrenvolles litterarisches Denkmal gesetzt. Ein gut ausgeführter Stich von B. Kilian in 4° stellt L. in der Gelehrtentracht des 17. Jahrhunderts dar; das lang herabwallende Haar umrahmt ein volles Gesicht; die festgeschlossenen Lippen und der Blick verrathen Scharfsinn und Thatkraft. Auch J. Amman hat Lauterbach's Porträt in Kupfer gestochen. — Ein vollständiges Schriftenverzeichniß bei Jugler, Beyträge zur juristischen Biographie, Band 3, S. 87—104.

Lauterbachii coll. theoret. pract. P. I. Praefatio. — Stolle, Hist. d. jurist. Gelahrtheit S. 108. — Jugler a. a. O. S. 83—105. — G. G. Büchner, erläut. Voigtland, Dresden 1732. S. 102. — Gundling, Samml. kleiner deutscher Schriften, S. 21—25. — Hugo, Lehrb. eines civilist. Cursus Bd. 6. S. 39 u. 386. — M. Hessenthaler's Effigies Lauterb. etc. — Stintzing, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, Bd. 1. S. 145—50.

Eisenhart.

Lauterburg: Ludwig L., wurde am 15. Decbr. 1817 in Bern in der Familie eines Rechtsanwalts geboren. Schwache Gesundheit hielt ihn von den Spielen der Jugend zurück, Neigung zu den Büchern trat dagegen frühe hervor. Geschichte und Geographie zogen ihn besonders an; die Revolution des J. 1830/31, in Folge deren selbst die Schüler nach Parteien sich unterschieden, weckte seinen politischen Sinn. Selbständiger Arbeitstrieb für die Gegenstände seiner Interessen zeichnete ihn mehr aus als Schulfleiß. Zur theologischen Laufbahn bestimmt trat er 1837 in die noch junge Hochschule über, beschäftigte sich indessen auch hier mehr mit seinen Liebhabereien als mit Fachstudien und warf sich, eine treibende Natur, mit leidenschaftlichem Eifer auf Bethätigung in dem schweizerischen Studentenverein der „Zofinger“. Der vaterländischen Geschichte gab er sich mit Begeisterung hin, angeregt namentlich durch Professor Kortüm, dem er dann, als er dem Ruf nach Heidelberg folgte, als Wortführer der Studirenden die Abschiedsrede hielt. Schon als Student war er die Seele einer kleinen Gesellschaft, die sich die Fortsetzung von Haller's Bibliothek der Schweizergeschichte (vgl. den Artikel: Gottlieb Emanuel Haller) zum Zweck gesetzt hatte. Im J. 1841 wurde er Candidat und diente nun vier Jahre lang als Pfarrvicar in verschiedenen Landgemeinden — Pieterlen, Kirchlindach, Aetigen — auch neben der Amtsthätigkeit, besonders durch Vorträge, Abendunterhaltungen u. dgl., geistiges Leben anregend. Nach einem Aufenthalte in Lausanne, wo er Alexander Vinet und die Historiker Vulliemin und Monnard kennen lernte, übernahm er eine Lehrerstelle im Waisenhause seiner Vaterstadt. Als Mitstifter des „Männer-Zofinger-Vereins“, des „litterarischen Museums“, des „historischen Vereins“, als Mitglied der „Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft“, des „Vereins für christliche Volksbildung“ und des „Protestantisch-kirchlichen Hülfsvereins für zerstreute Glaubensgenossen“ genügte er seinem rastlosen Thätigkeitstriebe. Bald trat er auch publicistisch auf; und von 1848 an widmete er sich, seinem Amte entsagend, ganz privater Arbeit und öffentlichem Wirken. Eben bereitete eine politische Veränderung sich vor, und als im Frühling 1850 die neu gebildete sog. conservative Partei den Kampf mit der bisherigen Regierung aufnahm und die Mehrheit für sich gewann, da war L. einer ihrer Wortführer, der bei jeder Gelegenheit mit Wort und Schrift die gestürzte Regierung angriff, die Sache der neu eingesetzten verfocht. Er wurde Mitglied

des Großen Rathes und Leiter der Parteivereine. Das Aufgeben der strengen Parteiorganisation nach dem ungünstigen Wahlergebnisse von 1854 und die Einsetzung einer aus Männern beider Lager gemischten Regierung, der sog. Fusion, bewog ihn zu unmuthigem Rücktritt vom politischen Leben. Immerhin führte er noch die Redaction des „Berner Boten", eines von ihm begründeten Blattes, das ihm als Waffe diente „gegen Alles, was er als böse, als gemeinschädlich, als unehrenhaft und unsittlich erkannte", und das vermöge seiner volksthümlichen Sprache und achtungswerthen Haltung einen bedeutenden Einfluß ausübte. Im November 1857 wurde L. auch Bernischer Vertreter im schweizerischen Nationalrathe; seine Hauptwirksamkeit blieb jedoch auf dem nächstliegenden Gebiete, er war Präsident der städtischen Schulcommission, Mitglied der Schul- und Kirchen-Synode und des Gemeinderathes, vorzüglich blieb er der Mann freiwilliger Vereinsthätigkeit für gemeinnützige und wissenschaftliche Zwecke. Er stand an der Spitze der Sammlung in Bern zur Unterstützung der abgebrannten Ortschaft Glarus (1861), und war Präsident des „historischen Vereins für den Kanton Bern" und Mitglied des leitenden Ausschusses der „Allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz". Schon im J. 1852 hatte er das „Berner Taschenbuch" begründet, dessen 13 von ihm redigirte Jahrgänge eine Fülle lokalhistorischen und vorzüglich biographischen Stoffes enthalten und das noch heute fortgesetzt wird. Er war im Begriffe, mit immer gleicher Energie an die Herausgabe eines Schweizerischen biographischen Lexikons zu gehen; es wäre das Werk seines Lebens geworden; da starb er am 3. Septbr. 1864 an einem Typhusanfall. Unabhängigkeit und Uneigennützigkeit, starkes aber reizbares Gefühl, waren die Haupteigenschaften seines Charakters, der auf ausgesprochen religiösem Grunde ruhte. Sein Grundsatz: „Ein Gleichgültiger in Vertheidigung der Wahrheit ist schädlicher als zehn Angreifer", zeichnet sein Wesen. — Seine Sammlung von circa 20 000 Broschüren, Flugblättern u. dgl. wurde Eigenthum der Berner Stadtbibliothek.

Vgl. Ludwig Lauterburg, ein Biedermann der Bernischen Neuzeit, biographischer Versuch von A. Dubius, im Berner Taschenbuch von 1865 mit Bildniß. — Nekrologe in den Bernischen Tagesblättern. Blösch.

Lauterwald: Matthias L, Philolog und Theolog des 16. Jahrhunderts, geb. c. 1520 zu Elbing, studirte auf Kosten des Herzogs Albrecht von Preußen in Wittenberg, wo er ein eifriger Schüler Melanchthon's war. Um 1549 kam er „als neugebackener Wittenberger Magister" nach Königsberg, wo ihm eine mathematische Professur in Aussicht gestellt war. Bald aber mischt er sich in die theologischen Händel, welche nach der Ankunft Andreas Osiander's in Königsberg begannen. Schon am 5. April 1549 betheiligt er sich mit wenig Geschick und Glück an Osiander's Disputation; von Osiander höhnisch zurückgewiesen und gereizt, publicirt er am folgenden Tag 12 Thesen über die Buße gegen Osiander, die er mit Gefahr seines Lebens zu vertheidigen sich vermißt, um damit seinem Taufgelübde und seinem in Wittenberg geleisteten Magistereid Genüge zu thun. Der Senat beauftragt den Rector Johann Bretschneider, L. zu inquiriren, was er für Rathgeber oder Mitwisser gehabt. Der Streit erneut sich, als L. im Mai 1549 eine Disputation ankündigt de luce inaccessibili et de tenebris, worin einige gegen Osiander gerichtete Sätze vorkamen: die Disputation wurde auf Befehl des Herzogs verboten, dem M. L. das Lesen untersagt. Der Streit wurde immer erbitterter und endete vorerst mit der Verabschiedung Lauterwald's 1550. Er ging nach Wittenberg zurück, um hier seine Studien fortzusetzen, wurde 1551 Prediger in Schulpforte, später Prediger zu Eperies in Ungarn, wo er frühe starb. Er war „ein höchst seltsames Geschöpf, das nicht leben konnte, wenn es nicht zu streiten hatte", so daß Melanchthon meint (ep. ad Camerar.), er werde

noch in Charons Nachen fortfahren zu disputiren. Gegen Osiander schrieb er 1) eine Schrift „De nova poenitentiae definitione“, wie es scheint ungedruckt; 2) „De luce et tenebris“, 1549 (s. oben); 3) „Fünf Schlußsprüche“, Wittenberg 1552; 4) „Bedenken was zu halten sei von Joh. Tauler's Offenbarung ꝛc.“ Später soll er in seiner Polemik soweit gegangen sein, daß er die lutherische Lehre von der Glaubensgerechtigkeit verleugnete: nicht durch den Glauben allein, sondern nur durch denselben in Verbindung mit Buße und neuem Gehorsam werde der Mensch gerecht.

Vgl. Hartknoch; Arnold; Salig; Jöcher; besonders aber Planck, Geschichte des protest. Lehrbegriffs IV, 209 ff. und Möller, A. Osiander S. 314 ff. Wagenmann.

Lauth: Thomas L., Arzt, geb. den 19. August 1758 in Straßburg, hatte an der Universität seiner Vaterstadt zuerst Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften, später Medicin studirt. Nach seiner 1781 erfolgten Promotion machte er eine größere wissenschaftliche Reise, zuerst nach Paris, wo er sich bei seinen Studien vorzugsweise an den großen Chirurgen Delpech anschloß, und später nach London, den Niederlanden und Deutschland, wo er mehrere Universitäten besuchte. Im J. 1782 nach Straßburg zurückgekehrt, wurde er zum Adjunct des Geburtshelfers Ostertag, 1784 nach Lobstein's Tode zum Prosector und Prof. extraordinar. und 1785 zum Prof. ord. der Anatomie und Chirurgie ernannt. Bald darnach erhielt er einen Ruf nach Tübingen, den er jedoch ausschlug. In seiner Eigenschaft als Militärarzt wurde ihm 1795 die Stelle des Chefarztes am großen Hospital der Stadt übertragen, und zwei Jahre später übernahm er das Amt des Stadtphysikus. Sein Tod erfolgte plötzlich nach Rückkehr von einer Reise nach Deutschland am 16. Septbr. 1826. — Von seinen litterarischen Arbeiten ist die bekannteste und bedeutendste die vortreffliche „Histoire de l'anatomie“, von der jedoch nur der erste Theil, bis Harvey reichend, im J. 1815 erschienen ist. Auch mit der von ihm besorgten „Scriptorum latinorum de aneurysmatibus collectio“ (1785) hat er sich um die Litterargeschichte der Medicin verdient gemacht. A. Hirsch.

Lauze: Wigand L., Biograph Philipps des Großmüthigen in einer hessischen Chronik, die er in Annalenform von Noah's Zeiten bis auf die der Abfassung herabgeführt hat. Nur der zweite Theil, die Darstellung der Regierung des Landgrafen Philipp, ist gedruckt (in der Zeitschrift für hess. Geschichte, 2. Suppl., 1. u. 2. Bd.), der ganze erste Theil ruht noch handschriftlich in der Casseler Landesbibliothek. — Ueber das Leben des Chronisten ist fast nur das wenige bekannt, was sich aus seinem Werke erkennen läßt. Danach ward er Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts zu Homberg in H. geboren, dessen Verfassung und Berühmtheiten er ein eigenes, leider verlorenes Kapitel gewidmet hat und wo seine Verwandten urkundlich nachgewiesen sind. Seine Studien machte er in Erfurt. Eobanus Hessus und wahrscheinlich auch Euricius Cordus waren hier seine Lehrer, und von dort aus wird er auch Mutianus Rufus in seinem Gothaer Tusculum aufgesucht haben, das er mit seinen sinnvollen Inschriften anschaulich beschreibt. Auf dem Titel einer späten Abschrift wird L. als Regierungssecretär bezeichnet, doch ist das aus den Aeußerungen, die man darauf hat beziehen wollen, nicht zu ersehen. Vielleicht war er Stadtschreiber oder ein Magistratsmitglied seiner Vaterstadt. Sicher ist durch sein eigenes Zeugniß, daß er länger oder kürzer Vorsteher im Hospital zu Hayna war. 1541 unterzeichnete er als „Vigandus Lutze“ eine Urkunde; und wenn er in demselben Jahre seine Anwesenheit bei einer akademischen Feier in Marburg erwähnt, dessen Universität Besitztitel an Hayna hatte, so mag das in dieser Eigenschaft gewesen sein. — So dürftigen äußeren Daten gegenüber läßt sich

über Lauze's Bildung, Kenntnisse und Auffassung als Historiker besser urtheilen. Vor Allem ist er mit Leib und Seele Hesse. „Von dem löblichen Herkommen, Geschlechten, Leben, Thaten und Absterben der Könige und Fürsten zu Hessen, auch was sich bei eines jeden Regierung in derselben Landschaft zugetragen und verlaufen hat", so überschreibt er sein Werk. Er beginnt bei dem fabelhaften Ascennas, der 254 Jahre nach der Sündfluth mit seinem Zunamen Thuisco ein „Erzvater und Anfänger aller Deutschen", mithin erster König der Hessen gewesen sei, und führt dann durch die heilige und profane Geschichte herunter bis zu dem Fürsten, in dessen letzter Periode er während weniger Jahre (um 1560), doch nicht ohne größere Sammlungen gemacht zu haben, die umfängliche Chronik zusammengeschrieben hat. Mit litterarischen Hülfsmitteln war er vortrefflich gerüstet: von dem ersten Historiker, dem „theuren Mann" Moses ab verfügt er über eine sehr stattliche Reihe von Gewährsmännern, bis auf die humanistischen Zeitgenossen Celtis, Irenicus, Beatus Rhenanus, Krantz, Hedio, Sleidan; und die Polemik, mit der er alten und neuen Historikern entgegentritt, z. B. den Berichten Cäsar's über den König „Ehrenvest", „den er, Florus und Andere ganz mit Unrecht Ariovistus nennen", dem lügnerischen Hunibald (er glaubt an seine Existenz, schilt ihn aber einen „geborenen Barbonus und groben Esel"), oder den Angaben des Irenicus über griechische Ansiedlungen im alten Germanien, zeigt, daß er selbständig und bisweilen nicht ohne einen Anflug verständiger Kritik zu lesen wußte. Quellenmäßigen Werth hat die Darstellung der früheren Zeiten, vielleicht mit Ausnahme einzelner lokalgeschichtlicher Angaben für das 14. und 15. Jahrhundert, nicht, zur Historiographie des Humanismus aber geben auch diese Partien werthvolle Aufschlüsse. Für die Geschichte seiner Zeit wird das Werk eine stets zu beachtende Quelle bleiben. Neben den größeren Darstellungen, denen er überall selbständig gegenübersteht, verwerthet L. hier gern und ausführlich die Flugschriften, gedruckten Ausschreiben und Verordnungen aus beiden Lagern, besonders die des Landgrafen. Wahrscheinlich hatte er auch Zutritt zu den Akten der Kanzlei. Mehrfach nennt er als seine Gewährsmänner hervorragende Beamte von Cassel, und ohne Frage schöpfte er Vieles aus solchen Mittheilungen wie aus eigener Erfahrung. Vorzüglich nahe stand er den gelehrten Kreisen des Landes, die sich in der Marburger Universität zusammenfanden und deren religiöse, litterarische und politische Anschauungen das Werk getreu widerspiegelt. Mittelpunkt des zweiten Theils ist vor Allem der Landgraf selbst als der „wahrhafte und getreue Vatter des Vatterlandes", der die in der Epoche wirkenden Ideen am lebendigsten in sich aufgenommen und ihnen die kirchlichen, wissenschaftlichen und staatlichen Organe geschaffen hatte. Möglich, daß der Fürst, welcher für die Geschichte ein herzliches Interesse hatte, wie er denn Sleidan's Werk wesentlich gefördert und schon in dem Testament von 1542 einen „eigentlichen, gründlichen und wahrhaftigen Historienschreiber" seiner Thaten verlangt hat, die Arbeit Lauze's anregte und unterstützte. Er würde dann einen Biographen erworben haben, der bis heute noch nicht übertroffen ist und mit seiner naiven Wiedergabe der in Philipp und seinem Staat kräftigen Gesinnung auch neben der erschöpfendsten und treuesten historischen Reproduktion einen eigenthümlichen Rang behaupten wird. Das Werk endigt mit der „herlichen Bekanntnuß des Landgrafen zu Hessen und seiner Theologen vom Abendmahl des herren Jesu Christi, den achten Tag im Weinmonat" 1561, ziemlich gleichzeitig, wie überhaupt die letzten Abschnitte, mit der Begebenheit selbst. Vielleicht hat den Chronisten der Tod während der Arbeit ereilt, und ist es daher zu erklären, daß das Buch ungedruckt hinterlassen ist.

Vgl. Schmincke, Monim. hass. IV. Wenck, Hess. Landesgesch. I. Zeitschr. f. h. G. a. a. O. I, Vorwort.

Lenz.

Lavater: Hans Rudolf L., geb. 1491, † am 10. Januar 1557. — L. stammte aus einem ursprünglich in Rheinau unweit Schaffhausen angesessenen, von seinem Berufe im Dienste des dortigen Klosters den Namen (lavator) führenden, im J. 1446 in Zürich eingebürgerten Geschlechte. In seiner Jugend Glaser, mehr aber noch Kriegsmann, nahm er an den Feldzügen der Schweizer in Italien, 1512 am Pavierzuge gegen die Franzosen, 1521 an den beiden Zügen in die Romagna im Dienste Papst Leo's X. Antheil und bekleidete im letzten derselben bereits an der Seite des obersten Hauptmanns, Georg Berger von Zürich, seines Schwestermannes, den Posten des Fähndrichs, d. h. des zweiten Befehlshabers im Range. Dies gab Zürich auch Veranlassung, ihn im J. 1524 einem der angesehensten Magistraten der Stadt, dem Sekelmeister Jakob Werdmüller, als Mitgesandten an Papst Clemens VII. nach Rom beizuordnen, um von letzterem die der Stadt von Leo X. verheißenen, aber noch rückständigen Zahlungen für jene Kriegshülfe einzufordern; eine Sendung, die freilich ohne Erfolg blieb. Wohlgestalt, ein kräftiges und entschlossenes, dabei aber auch einnehmendes Wesen hatten L. diese Auszeichnungen erworben. Er war aber auch frühe schon mit voller Theilnahme der geistigen Strömung gefolgt, die Zürich jetzt beherrschte, und schloß sich seit Zwingli's Auftreten an dessen reformatorische Bestrebungen mit allem Nachdrucke an, ermuntert durch den greisen Sekelmeister Niklaus Räuchlin, seit 1516 sein Schwiegervater, den schon seit Jahrzehnten sehnliches Verlangen nach einer Aufrichtung der Kirche aus ihrem tiefen sittlichen und geistigen Verfall beseelte. So lenkten sich denn die Blicke seiner Mitbürger mehr und mehr auch auf L. und diese übertrugen 1525 dem vier und dreißigjährigen Manne das wichtige Amt eines Landvogtes der Grafschaft Kiburg, die einen Dritttheil des ganzen zürcherischen Gebietes umfaßte. L. bewährte sich in dieser Stellung sofort aufs Trefflichste. Als die Bewegung, welche in Deutschland die Schrecken des Bauernkrieges hervorrief, auch im schweizerischen Landvolke Keime trieb und in einer großen Versammlung der Zürcher Bauern in Töß unweit Winterthur am 5. Juni 1525 einen Ausdruck fand, war es vorzüglich L., der durch sein Erscheinen unter den Versammelten, durch sein leutseliges, kluges und zugleich festes Benehmen den unschädlichen Verlauf des Tages bewirkte und der Bewegung damit die Spitze brach. Mit ähnlichem Erfolge vertrat L. Zürichs Sache im nahen Thurgau, wo die reformirte Bevölkerung gegen die katholische Mehrheit der regierenden eidgenössischen Orte zu schützen und der Landvogt von Kiburg hiebei das nächstberufene, natürliche Organ der zürcherischen Regierung war. Als aber 1529 förmlicher Krieg zwischen den Orten beider Confessionen, der sog. erste Kappeler Krieg, losbrach, erhielt L. Auftrag und Gelegenheit seine militärische Begabung in Zürichs Dienste zu bethätigen, indem er an der Spitze eines Aufgebotes aus der Grafschaft Kiburg den Thurgau und das stiftsanctgallische Rheinthal besetzte und der Stadt Zürich huldigen ließ. Mitten in diesen Anordnungen traf ihn die Nachricht vom Abschlusse eines Waffenstillstandes, der Befehl, einzuhalten, und als er nach Zürich und Kappel eilte, um den jetzt angeknüpften Friedensunterhandlungen nahe zu sein und unbedingtes Nachgeben gegenüber den Forderungen der Gegner zu verhüten, gelang es ihm nicht, seine Ansichten zur Geltung zu bringen. Ungeachtet Zwingli's eindringlichen, von L. und andern Freunden des Reformators unterstützten Vorstellungen wurde der Friede vom 25. Juni 1529 („Erster Kappeler Friede") abgeschlossen, der selbst das von L. Gewonnene wieder preisgab. Eine noch viel schwerere Prüfung harrte aber Lavater's. Als die unentschiedenen und verworrenen Zustände, welche der ebengeschlossene Friede schuf, nach kurzer Frist zum Ausbruche des zweiten Kappelerkrieges führten, dem Zürich in ungünstigster Lage, gelähmt durch innere Zwietracht und durch Mißverständniß mit Bern,

entgegentrieb, wurde L. zum Kriegshauptmann ausersehen und konnte nicht verweigern, dem Rufe zu folgen, obwohl er die volle Schwierigkeit seiner Aufgabe voraussah. Hemmnisse aller Art, Unentschlossenheit und Uneinigkeit in den Räthen, Lauheit, Zögerung, heimlicher Widerstand lähmten seine Anordnungen; ihm ertheilte Vollmachten wurden im wichtigsten Augenblicke wieder beschränkt. Als er endlich mit dem kleinen, in Eile zusammengerafften Heerhaufen der vorausgesandten zürcherischen Grenzhut in Kappel zu Hülfe zu kommen vermochte, fand er dieselbe schon in den Kampf verwickelt, in welchem er nur ihren Widerstand gegen den überlegenen Feind zu theilen, aber ihre und der Seinigen Niederlage nicht abzuwenden im Stande war. Mit genauer Noth entkam er selbst aus dem blutigen Treffen, das Zürich Zwingli und viele seiner besten Männer entriß, nachdem er Alles gethan, was seine Stellung ihm vorschrieb und persönliche Tapferkeit vermochte. Von den Vorwürfen, die jetzt gegen ihn ertönten, sprach ihn die auf sein Verlangen angeordnete eingehende Untersuchung völlig frei und mit ungeschwächtem Vertrauen seiner Obrigkeit übernahm er wieder die Verwaltung seiner Landvogtei. Mit Bullinger, der an Zwingli's Stelle trat, verband ihn sofort nahes Einverständniß. An Bullinger und L. als an die Häupter der entschiedenen Evangelischen in Zürich wandte sich das Vertrauen Landgraf Philipps von Hessen im October 1533. Bullinger und L. vermittelten 1534 die Anknüpfung neuer freundschaftlicher Beziehungen Zürichs zu Bern. Und als L. 1536 als nunmehriges Mitglied des täglichen Rathes, der eigentlichen Regierung, in Zürich Wohnsitz nahm, gestaltete sich seine Verbindung mit Bullinger zu enger, dauernder Freundschaft, die bei Lavater's beginnendem Aufsteigen zu den höchsten Staatsämtern von wesentlicher Bedeutung für Zürich war. Dem Sekelmeister L. widmete Bullinger 1543 seine Auslegung des Evangeliums St. Johannis. Die Ende 1544 erfolgende einhellige Ernennung Lavater's zum Bürgermeister und die 13 Jahre seiner Amtsführung als solcher neben seinem gleichgesinnten Collegen Haab, bilden den Höhepunkt der zürcherischen Reformationszeit. Im Einverständnisse der Häupter des staatlichen Gemeinwesens mit dem Vorsteher der Kirche, deren Einrichtungen ihre abschließende Gestalt erhielten, war das Verhältniß beider Institutionen jetzt richtiger, weil mit gleichartigerem Gewichte beiderseits gestaltet als zur Zeit, da neben Zwingli's überragender Gestalt der ehrenwerthe, aber dem Reformator nicht gewachsene Amtsvorgänger Lavater's, Diethelm Röust, gestanden hatte. Aber Bullinger blieb das von ihm beklagte Geschick beschieden, L., der ihm freilich an Alter um 13 Jahre voranging, und die Zeit des Zusammenwirkens mit ihm lange zu überleben.

Neujahrsblatt f. d. zürcherische Waisenhaus auf das J. 1864 (Bgmstr. H. R. Lavater. Von C. Pestalozzi). — Dazu Berichtigung in Mörikofer, J. C. Ulrich Zwingli, II, S. 3 und 495. Zürich 1867 9. — Egli, Pfarrer E., Die Schlacht von Cappel 1531. 8°. Zürich 1873. G. v. Wyß.

Lavater: Johann Kaspar L.*).

Lavater: Ludwig L., Antistes in Zürich; geb. am 1. März 1527, † am 15. Juli 1586. — Im Schlosse Kiburg geboren, als Sohn des dortigen Landvogtes, nachmals zürcherischen Bürgermeisters Hans Rudolf L. (s. oben), wurde L. schon frühe dem geistlichen Stande bestimmt. 1538 Zögling der Klosterschule in Kappel, 1543 des Carolinums in Zürich, wo Bullinger sich seiner annahm, setzte er seine Studien 1545 in Straßburg, später in Paris unter Pierre Ramu und in Lausanne unter P. Viret fort, besuchte dann noch Italien und trat nach seiner Heimkehr in den Dienst der zürcherischen Kirche. Durch

*) Der Artikel wird am Schlusse dieses Bandes nachgeliefert werden.

vorzügliches Talent als Prediger und sein ganzes Wesen erwarb er sich rasch allgemeine Anerkennung, so daß er schon 1550 zum Archidiakon am Großmünster, d. h. zu einem der beiden nächststehenden Gehülfen des Oberstpfarrers oder Antistes ernannt wurde. Dem Freunde seines Vaters, seinem eigenen hochverdienten Gönner, Bullinger, stand er also jetzt zur Seite und ihn verband nun auch engere äußere Verwandtschaft mit demselben; Bullinger's Tochter Margaretha ward am 8. Mai 1550 Lavater's Gattin. 35 Jahre lang wirkte L. in diesem Amte, als Prediger und zugleich als fruchtbarer Schriftsteller, als ihn beim Rücktritte von Antistes Gwalther (Bd. X, S. 289) der Große Rath am 29. Decbr. 1585 zu der erledigten Würde des Vorstandes der zürcherischen Kirche berief. Nur wenige Monate lang bekleidete er dieselbe; denn schon im Juli des folgenden Jahres machte eine kurze heftige Krankheit seinem Leben ein Ende. Unter den zahlreichen Schriften Lavater's, meist Kanzelreden oder Commentaren zu Büchern der h. Schrift, auch deutschen Uebersetzungen von Werken von Bullinger, sind vorzüglich hervorzuheben: ein „Leben Bullinger's“ in deutscher Sprache, 1576, ein „Leben Pellikan's“, lateinisch, als Einleitung zu des letztern Commentarien zum Alten Testament, 1582; eine „Geschichte des Abendmahlsstreites“, lateinisch und deutsch, 1563 und 1564; eine vortreffliche lateinische Beschreibung der Einrichtungen und Gebräuche der zürcherischen Kirche, 1559, und ein beliebtes, mehrfach wiederholtes Buch: „Von Gespensteren, Unghüren, Fälen ꝛc. De Spectris, lemuribus, et insolitis fragoribus et praesagitionibus etc.“, Zürich 1570, 1578 und Frankfurt 1586, das später auch ins Französische und Italienische übersetzt wurde. Lavater's Leben beschrieb Johann Wilhelm Stucki in seiner nach Lavater's Tode veranstalteten Ausgabe von 58 Homilien des Letztern zur Erklärung des Buches Nehemia, Zürich 1586.

Lavaterus, L., Liber Nehemiae homiliis VIII expositus. Cum praefat. J. Guil. Stuckii. Tiguri 1586. J. H. Hottinger, Schola Tigurinorum Carolina. Tiguri 1664. — Leu, Helv. Lexikon XI. 380 ff., Zürich 1756. — Neujahrsbl. der Gesellschaft der Chorherren in Zürich auf das Jahr 1832 (flüchtig). — G. R. Zimmermann, Die Zürcher Kirche von der Reformation bis zum dritten Reformationsjubiläum, I, 104. Zürich 1877.

G. v. Wyß.

Laven: Philipp Franz L., wurde am 20. Nivose XIII (d. i. am 11. Jan. 1805) zu Trier von katholischen Eltern geboren. Sein Vater war Kaufmann daselbst. Nachdem der Sohn das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt, studierte er auf der Universität Bonn klassische Philologie, Geschichte und Litteratur, kehrte dann nach Trier zurück und wirkte hier vom J. 1827 an 22 Jahre lang als Lehrer am Gymnasium. Im J. 1849 wurde ihm das Amt eines Bibliothekars an der Trier'schen Stadtbibliothek übertragen, das er bis zu seinem Tode, am 14. April 1859, verwaltete. Seine Studien und litterarischen Arbeiten bewegten sich vorzugsweise auf dem Gebiete Trier'scher Archäologie, Geschichte und Sagenkunde; er war auch Gründer der archäologischen Zeitschrift Treviris, deren erste Jahrgänge er redigirte. Nebenher ging seine Beschäftigung mit der Poesie, und er war der erste, der die Mundart seiner Vaterstadt in Gedichten zur Anwendung brachte. Seine poetischen Publicationen sind: „König Orendel von Trier, oder: Der graue Rock. Gedicht des 12. Jahrh., übersetzt“ (1845), „Kleine Lieder. Enthaltend Gebete und Betrachtungen für Kinder“ (1846), „Trier und seine Umgebungen in Sagen und Liedern. Mit Bemerkungen über die Quellen dieser Sagen“ (1851), „Gedichte in Trier'scher Mundart. Mit angehängtem Glossar“ (1857), „Octona. Achtzeilige Lieder“ (1858). Zwölf seiner Kinderlieder wurden von Maintzer in Musik gesetzt.

Nach Familienmitth. Franz Brümmer.

Laves: Georg Ludwig Friedrich L., geb. zu Uslar am 17. Decbr. 1788, machte seine ersten Studien auf der Akademie der bildenden Künste zu Cassel und bei seinem Oheim Jussow, kurhessischem Oberbaudirector; 1807 bezog er die Universität Göttingen; seit 1809 unter westfälischer Herrschaft angestellt, erhielt er nach Wiederherstellung des Königreichs Hannover am 4. Mai 1814 die Stelle eines Hofbauverwalters und ging 1816 nach Italien, um dort seine baukünstlerischen Studien zu vollenden. Ein Plan von ihm zu einem Schlosse am Anfang der Herrenhäuser Allee bei Hannover kam nicht zur Ausführung, dagegen wurde ihm die von Jussow empfohlene Restauration des alten Residenzschlosses in der Stadt übertragen. Der Bau wurde 1817 begonnen, er vermittelte in sehr interessanter Weise die Verbindung der neuen und alten Theile, erhielt einen prachtvollen giebelbekrönten Porticus in den edeldurchgebildeten Formen des korinthischen Stils, löste überhaupt die Aufgabe, soweit es bedingende Verhältnisse gestatteten, in künstlerischer Weise, sie ist aber nicht vollendet worden. Nach dem Vorbilde der Triumphalsäulen des Trajan und Marc Aurel führte ferner L. 1825 bis 1832 die c. 160 Fuß hohe Waterloosäule zu Hannover aus; sodann 1842 bis 1847 in ausgezeichneter Weise das Mausoleum, welches der König Ernst August für sich und seine Gemahlin Friederike errichten ließ. In schon vorgerücktem Alter erhielt L. den Auftrag zum Entwurf und Bau des neuen königlichen Hoftheaters (1848—1852), das ungeachtet einzelner Mängel, die indessen nicht dem Baumeister allein zur Last zu legen sind, sowohl durch sein Aeußeres, als besonders durch seine Gesammtwirkung des Logenhauses zu den ansehnlichsten Schöpfungen dieser Art gehört. Für die Bedeutung als Constructeur spricht u. a. die unter dem Namen Laves'scher Balken bekannte Construction, wofür der Erfinder durch die Ernennung zum Ehrenmitglied der Royal institution of british architects und mehrere Orden ausgezeichnet wurde. Als ein Hauptverdienst, das sich L. um Hannover erworben hat, muß schließlich noch sein Plan des neuen Ernst-August-Stadttheiles und der Anschluß desselben an die alte Stadt hervorgehoben werden: mit der sehr gelungenen Lösung dieser Aufgabe hat Hannover erst den Charakter einer modernen Residenzstadt erhalten. L. starb als hannoverscher Oberhofbaudirector am 30. April 1864. Er gehörte zu den bedeutendsten Architekten seiner Zeit. „Selbstverständlich müssen zur richtigen Beurtheilung der genannten Werke und bei gerechter Abwägung der Verdienste des Meisters die Zeitumstände und die vorhandenen Hülfsmittel berücksichtigt werden; heute würde manches leicht sein, was damals zu den größten Schwierigkeiten gehörte und manches andere würde heute bei der fortgeschrittenen Kunstkenntniß und unseren abweichenden Ansprüchen anders als man damals wollte oder konnte, behandelt werden müssen. Durch die Casseler Schule, die sich aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herleitet, und der ja auch Klenze seine erste Ausbildung verdankt, wurde Laves' Kunstrichtung bestimmt. Großartige Gesammtwirkung und Ruhe bilden den Hauptcharakterzug seiner Werke, dies streift jedoch zuweilen an Monotonie und eine gewisse Kälte, die um so mehr hervortritt, als — vielleicht aus Mangel an Geldmitteln, jedoch wol auch aus Mangel inneren Bedürfnisses des Künstlers — die zur Belebung der klassischen Architektur nothwendige Skulptur fast gänzlich fehlt und somit ein Hauptkunstmittel zur Milderung der starren streng mathematischen Symmetrie und zur Vervollständigung des geistigen Ausdrucks unangewendet blieb".

Vgl. H. Köhler, Nekrolog des O.-H.-D. Georg L., in der Zeitschrift des Architekten- und Ingenieur-Vereins für das Königreich Hannover, Bd. XII. Heft 4. Jahrg. 1866. J. H. Müller.

Lawätz: Heinrich Wilhelm L., war geboren in Rendsburg am 27. April 1748, wo sein Vater Justizrath Heinr. Franz L. († 1762) als königl. Pro-

viantmeister lebte. Im elterlichen Hause durch Hauslehrer vorbereitet, bezog er 1764 das Gymnasium in Altona und studirte dann von 1767 zuerst in Leipzig, wo er mit Chr. F. Gellert in Verkehr kam, und darauf in Kiel. Nach vollendeten Studien ward er daselbst als Regierungssecretär bei der damaligen großfürstlichen Regierung angestellt, dann zum Klosterschreiber und Syndikus an dem adeligen Kloster in Uetersen erwählt und 1801 zum Administrator an dem königl. Leihinstitut in Altona ernannt. Als dieses 1813 aufgehoben ward, zog er sich ins Privatleben zurück und starb am 27. Juni 1825. In seiner Jugend fühlte er sich zur Poesie hingezogen. Es erschienen von ihm, nach Gellert'schem Vorbild: „Geistliche Oden und Lieder", 1775; auch ein Lustspiel: „Die Temperamente", 1777 zugleich mit einer philosophischen Abhandlung unter demselben Titel, ferner ein Schauspiel „Die Diamanten", 1795 und noch eine „Sammlung vermischter Lieder", 1790. Vorher hatte er ein „Moralisches Wochenblatt" herausgegeben, 1768 in 4 Theilen. — Dann hat er sich als Bibliograph bekannt gemacht durch ein weitläufig angelegtes, aber nicht zu Ende geführtes Werk: „Handbuch für Bücherfreunde und Bibliothekare", 1. Theil in 4 Bänden, 2. Theil in 2 Bänden mit Nachträgen und dreifachem Register, 1788—95. Die beiden ersten Bände handeln von der Gelehrsamkeit überhaupt, die folgenden geben die Litteratur der Biographie. Auch erschien von ihm 1790 „Neues Journal aller Journale oder skiagraphische Uebersicht der vorzüglichsten Zeitschriften", 12 Stcke. Ferner verfaßte er: „Die Tugenden und Laster, sowie überhaupt über Neigungen und Leidenschaften der Menschen, belegt mit Beispielen aus der Geschichte", Flensb. 1789—92, 3 Theile.

Vgl. die Schriftstellerlexika von Kordes, Lübker-Schröder und Alberti s. v. N. Nekrolog d. Deutschen III, S. 1488. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Provinzialber. 1825, 4, 583. Carstens.

Lawätz: Johann Daniel L., Bruder des Heinr. Wilh., geb. in Rendsburg am 17. März 1750, war ein sehr angesehener und bemittelter Kaufherr in Altona, ward königl. Etatsrath, 1813 Konferenzrath, auch 1810 Ritter vom Danebrog und Danebrogsmann, 1820 Commandeur des hessischen Löwenordens. Er starb auf seinem Landsitz Neumühlen bei Altona am 7. Octbr. 1826. Durch Studium, Reisen und vielfältige Verhältnisse hatte er sich zu einer seltenen Stufe weltbürgerlicher Bildung emporgeschwungen. Zum Kaufmann erst ausgebildet, interessirten ihn insbesondere Industrieanlagen und schuf er solche mit Glück in seinem Neumühlen. Aber nicht allein das Eigene, sondern eben so sehr das Allgemeine nahm sein Interesse in Anspruch. So ward er der Stifter und langjährige Vicepräsident der patriotischen Gesellschaft in Altona, die von 1812 an viele Jahre hindurch der Provinz zum Segen in mannigfacher Beziehung gewirkt hat. Die Provinzialberichte von Petersen herausgegeben enthalten seinen Plan derselben und die Jahresberichte. In der Zeit der dänischen Geldkrisis schrieb er anonym: „Briefe eines alten Holsteiners an seinen Sohn in Schleswig über die neue Münze und Bank", 1788, und „Bemerkungen über die neue Einrichtung des Geldes in den Herzogthümern Schleswig und Holstein", 1789. Hierauf beschäftigte ihn sehr die Verwaltung des Armenwesens. Er schrieb sein bekanntes Buch „Ueber die Sorge des Staates für seine Armen und Hülfsbedürftigen", 1815, 322 S. Der Verfasser wollte namentlich radicale und sich aufs Ganze erstreckende Vorschläge zur Abhülfe des Arbeitsmangels der Unvermögenden darbieten. Er faßt seine Grundsätze darin zusammen: es müsse der Arme lernen, durch Arbeit sich selbst aufzuhelfen, sein Zustand müsse nicht blos physisch sondern auch moralisch gebessert, dem ferneren Entstehen der Armuth vorgebaut werden, daß die festeste Dauer der Hülfe begründet und daß dies Alles durch die einfachsten Mittel erreicht werde. Sechs Mittel werden von

ihm angegeben und in eben so vielen Abschnitten beschrieben. Zur weiteren Ausführung schloß sich hieran seine Schrift: „Ueber Armencolonien“, 1821, und rief er auch eine solche ins Leben, die Colonie Friedrichsgabe bei Quickborn, doch ohne den erwünschten und erwarteten Erfolg. Es ist von ihm gesagt: „Wie er ausgezeichnet war in Vielem, so insonderheit darin, daß er, je älter er ward, desto menschenfreundlicher.“

Vgl. die Schriftstellerlexika von Kordes, Lübker-Schröder und Alberti s. v. N. Nekrolog der Deutschen 1826. S. 1017. Rüder II, 490. Carstens.

Laymann: Paul L., geb. 1575 zu Innsbruck, trat 19 Jahre alt in den Jesuitenorden, lehrte in den Schulen desselben Philosophie, kanonisches Recht und Theologie zu Ingolstadt, München und Dillingen und starb 1635 zu Constanz an der Pest. Seine bedeutendste und bekannteste schriftstellerische Leistung ist seine „Theologia moralis“ (Charakteristik derselben in Werner's Geschichte d. kath. Theol. Deutschlands, S. 50 ff.), welche in erster Auflage zu München 1625 ans Licht trat, und bis a. 1723 eine Reihe von Auflagen erlebte. Als eine nicht uninteressante litterargeschichtliche Notiz möge hier die Thatsache Erwähnung finden, daß gegen dieses Werk in der Mitte des 18. Jahrhunderts eine Polemik eröffnet wurde von dem Veroneser Giuseppe Torelli: De probabili vitae morumque regula dialogus inter Laymannum et Philopatrum (dazu noch zwei andere Dialoge ähnlichen Inhaltes aus derselben Feder, 1743; alle drei Dialoge abgedruckt in Torelli's Opere varie. Pisa 1834). — Gleich seinem Ordensgenossen Friedrich Spee suchte L. auf Milderung des Vorgehens in den Hexenprozessen hinzuwirken; diesem Bemühen verdankte seine Schrift: „Processus juridicus contra sagas“ ihr Entstehen (die erste Auflage derselben ist unbekannten Datums; eine deutsche Uebersetzung derselben durch Quirinus Botter erschien zu Aschaffenburg 1629). Einen lebhaften Antheil nahm er an den kirchenpolitischen Fragen seines Zeitalters. Das von Kaiser Ferdinand II. erlassene Restitutionsedict veranlaßte ihn zu zwei Schriften, in deren erster er das kaiserliche Edikt zu vertheidigen bemüht war („Pacis compositio, seu dissertatio de compositione pacis inter Principes et Ordines Imperii Romani Catholicos et Augustanae Confessioni adhaerentes in Comitiis Augustae 1555 edita a quibusdam Jurisconsultis adversus Lutheranorum commenta, a. 1629 quaestionibus illustrata“, Dillingen 1629), während er in der zweiten Schrift nachzuweisen suchte, daß diejenigen Orden, welche nicht einen gemeinsamen Gesammtbesitz haben, in welchen vielmehr jedes einzelne Ordenshaus seine selbständigen Besitzthümer habe, nicht berechtigt wären zu verlangen, daß die Güter der durch Zerstörung untergegangenen Klöster ihres Ordens an die noch bestehenden übrigen Klöster desselben Ordens restituirt würden; es sollte vielmehr die Gesammtmasse solcher herrenlos gewordener Güter zur Gründung und Dotirung gemeinnütziger kirchlicher Anstalten, Schulen und Seminarien verwendet werden („Justa defensio Romani Pontificis, Augustissimi Caesaris, S. R. E. Cardinalium, Episcoporum, Principum et aliorum, demum minimae Societatis Jesu in causa monasteriorum exstinctorum et bonorum ecclesiasticorum contra quosdam a se ipsis delectos judices“, Dillingen 1631). Laymann's Ausführungen wurden lebhaft bestritten von Caspar Scioppius und von dem Benedictiner aus dem Stifte Ochsenhausen Romanus Hai (Bd. X S. 378), welche darauf bestanden, daß die restituirten Güter an die alten Orden, welchen sie einst gehört, zurückzukommen hätten (Verzeichniß der hierauf bezüglichen Controversschriften bei Backer, Ecriv. d. l. Comp. d. Jesu I, p. 450 f. und VII, p. 291). Als ein Opus posthumum Laymann's wurde noch ein „Jus canonicum“ edirt (Dillingen 1663). Er selbst hatte zu seinen Lebzeiten als kanonistische Arbeit veröffentlicht: „Quaestiones canonicae de praelatorum ecclesiasticorum electione, institutione et potestate ex libro I Decretalium“ (Dillingen 1629). Werner.

Layritz: Paul Eugenius L., geb. den 13. Novbr. 1707 zu Wunsiedel im Vogtlande. Seine Großeltern hatten mit den anderen Evangelischen während des 30jährigen Krieges aus Böhmen fliehen müssen und sich dann in Hof in Baiern niedergelassen. Von den beiden Söhnen derselben wurde der eine Generalsuperintendent in Weimar, der andere Pastor in Wunsiedel. Letzterer war der Vater des Paul Eugen. Dieser, der Sohn, der nach des Vaters Wunsch Theologie studirte, zeichnete sich schon in den Schulen des Gymnasiums, wie auf der Universität unter seinen Mitstudirenden durch große Befähigung aus, er gerieth aber in Leipzig auf die Bahn eines ausschweifenden Studentenlebens und in Zweifel an der Wahrheit der christlichen Lehre, weshalb er vom Predigerberuf absehen wollte, zu großer Betrübniß seines Vaters. In Jena aber, wohin er übersiedelte, brachten ihn die Vorträge des Magister Spangenberg (nachmaligen Bischofs der Brüdergemeine) von seinen Abwegen wieder zurück, und besonders hatte daselbst sein Bekanntwerden mit dem Grafen Zinzendorf einen heilsamen Einfluß auf ihn. Er sah einst einen Mann auf der Straße von einem Haufen Studenten verfolgt mit Hohngelächter und Schimpfreden, ging neugierig dem Manne nach, vernahm daß derselbe der Graf Zinzendorf sei und hörte noch am Abend desselben Tages im Hause eines Freundes des Grafen eine Rede, die er an eine Versammlung von Studenten und Bürgern hielt über den Vers: Quidnam possit enarrare, quam sit dulce Te amare. Diese Rede gab seinem christlichen Leben eine neue kräftige Anregung. Nun wurde er auch mit Aug. Herm. Francke, Dr. Knapp in Halle, mit dem Abt Steinmetz und andern berühmten Männern der gläubigen Theologie näher bekannt. Nach vollendeten Studien kehrte er zu seinem Vater zurück, dem er ein treuer Gehülfe im Predigtamt wurde bis zu dessen Tod 1731. Gleich nachher erhielt er durch Steinmetz's Vermittelung die Berufung als Conrector einer in Neustadt an der Aisch neu entstandenen, nach dem Muster des Francke'schen Pädagogiums in Halle eingerichteten Schule. Hier war seine Wirksamkeit eine sehr erfolg- und segensreiche. Er war in den klassischen Sprachen sehr zu Hause, sprach ein fließendes Latein und verstand es bei fester Ordnung und geregelter Lehrmethode seinen Schülern den Unterricht faßlich und anziehend zu machen. Auch seine ganze äußere Erscheinung war für die Jugend ebenso gewinnend als Respekt einflößend. Bald wurde er zu den vorzüglichsten Schulmännern Deutschlands gezählt; Schüler kamen in großer Zahl, selbst aus den fernsten Gegenden Deutschlands. Ein Compendium der Logik, das er damals herausgab, wurde in vielen andern Schulen ebenfalls eingeführt. Die ihm 1740 angebotene Stelle als Rector des Pädagogiums in Kloster-Bergen, dem Ort, wo Steinmetz wirkte, lehnte er ab, um sich der Brüdergemeine, mit welcher er schon längere Zeit bekannt war, anzuschließen. Er übernahm die Direction des Seminars und Pädagogiums damals in Marienborn, einem später aufgegebenen Gemeinort im Büdingschen und sodann in Barby, wohin diese Institute versetzt wurden. Hier verfaßte er mit Hülfe seines nachmaligen Schwiegersohnes Theodor Christ. Jembsch ein Lexikon der lateinischen Sprache (in der Druckerei des Halle'schen Waisenhauses gedruckt), ein treffliches Werk, das sich wieder des allgemeinsten Beifalls und großer Verbreitung zu erfreuen hatte. Reich an gediegenem Inhalt war ferner die Schrift: „Gedanken über eine vernünftige und christliche Kindererziehung", welche in Barby in der Unitätsbuchhandlung herauskam. Später wurde er zum Mitglied der Direction der Brüderkirche erwählt, wonach er 1775 auch die Bischofsweihe erhielt. Mehrere beschwerliche und weite Reisen hatte er in dieser amtlichen Stellung auszuführen, z. B. eine Visitationsreise nach Labrador zu den dortigen Missionsplätzen unter den Eskimos. Er blieb fortwährend thätig in diesem Amt bis zu seinem Heimgang, welcher durch einen

Schlagfluß herbeigeführt wurde. In friedevollster und glaubensfreudigster Weise verschied der kurz vorher noch muntere Greis im Alter von 80 Jahren am 31. Juli 1788. Römer.

Lazius: Wolfgang L., Mediciner und Historiker, wurde zu Wien am 31. October 1514 geboren. Er stammte aus einem schwäbischen Geschlechte, sein Vater Simon (aus Stuttgart), Doctor der Medicin und Philosophie, hatte mit Beatus Rhenanus als dessen intimer Freund unter Crato in Schlettstadt studirt und war auch mit Reuchlin im besten Einvernehmen (Geiger, Reuchlin's Briefwechsel S. 167). 1511 zog er nach Wien, wo er als Professor der Medicin wirkte und natürlich mit allen Humanisten im Verkehre stand. Die Mutter Ottilie, eine geborene Schallautzer, aus einem angesehenen Wiener Bürgerhause, überlebte den Sohn lange, sie wird noch 1571 erwähnt. Der frühreife Knabe studirte unter Georg Rithaymer zu Wien, wie sein Handexemplar der Briefe des Filelfo zeigt, das er mit reichlichen Marginalien bedeckte. Sie sind auch für den Lehrvorgang des Gräcisten Rithaymer lehrreich. Mit 16 Jahren erwarb er das philosophische Magisterium, studirte dann zu Wien und zu Ingolstadt, dem er später noch gerne gefällig ward (vgl. Prantl, Geschichte d. Universität L.-J., München I, 279), reiste als Begleiter eines jungen Barons von Starhemberg durch Niederdeutschland, Belgien, Frankreich und erlangte endlich in Ingolstadt den medicinischen Doctorgrad. In Wiener Neustadt begann er 1530 seine ärztliche Praxis, 1536 wurde er Lector humanistischer Fächer in Wien, wandte sich aber bald darauf ganz und gar zur Medicin. Doch ging er wol finanzieller Gründe halber als Militärarzt nach Ungarn, bis ihn dringende Bitten seiner sehr besorgten Gattin (cf. Cod. Pal. Vindob. 9472) bewogen, 1541 wieder nach Wien zu kommen. 25 Jahre war er nun an dieser Hochschule thätig, er bekleidete die Professur der Theorie, der Practica und außerdem der Anatomie und Chirurgie. Als Professor intercalaris (d. i. als Lehrer der letzteren Fächer) hatte er auch die Verpflichtung anatomischer Demonstrationen, versprach ein Collegium über Dioscorides zu lesen, womit er die Rolle eines Magister sanitatis und die in Pestzeiten gefährliche Thätigkeit eines Spitalarztes verband. Die Facultät ehrte den überaus emsigen und sehr angesehenen Mann durch achtmalige Wahl zum Decan; zweimal wurde er Rector der Universität (1546 und 1561). Es fehlte aber auch nicht an ärgerlichen Zwistigkeiten; besonders durch die confessionellen Gegensätze erhitzten sich die Gemüther. L. stand stets auf Seiten seines Landesfürsten. Hatte ihn dieser ja doch in den Adelstand erhoben, ihn zu seinem Leibarzt und zum sehr gut gezahlten Hofhistoriographen und geheimen Rath gemacht! 1563 wurde er Universitätssuperintendent. — Vielleicht eben diese Parteinahme Lazius' für des Kaisers intimste Wünsche und der Nutzen, der ihm daraus erfloß, brachten ihn mit seinen Collegen in Collisionen, vornehmlich aber mit den reformatorisch Gesinnten. Im fünften Decanate (1550) wurde ihm seine Stellung so verleidet, daß er abdankte, hauptsächlich wol, weil er sich mit seinem speciellen Amtsgenossen, dem Italiener Giuseppe Salandi so gar nicht vertragen konnte. — Neben den zahlreichen Bemühungen, die den Gelehrten in Athem hielten, entwickelte L. als Frucht seiner Lieblingsbeschäftigung, der historischen Forschung eine unglaubliche Rührigkeit als Schriftsteller. Diesen antiquarischen Neigungen zu Liebe unternahm er viele Reisen durch die jetzt deutsch-österreichischen Lande, die Schweiz, Elsaß, Breisgau und Schwaben, um die Klöster zu besuchen, die Urkunden und Inschriften zu besehen und abzuschreiben und — was auch eine seiner Passionen bildete, — Münzen, Wappen und Alterthümer zu sammeln oder wenigstens abzuzeichnen. Es versteht sich von selbst, daß er auch eine große Bibliothek anlegte, die nach seinem Tode mit der kaiserlichen vereinigt wurde.

L. (dessen Porträt u. A. vor der Ausgabe seiner Rerum Graecarum ll. angebracht ist) war stets von schwächlicher Gesundheit, die er gar nicht schonte, das Uebermaß der Berufspflichten und litterarischen Arbeiten brach endlich seine Kraft, er starb zu Wien am 19. Juli 1565 im 51. Lebensjahre. Zu St. Peter wurde er begraben, wo ihm auch ein Grabmonument errichtet wurde. Die Vermögensumstände des Hofhistoriographen waren sehr günstig geworden, der Lazzenhof in Wien, in dem er gern seine Freunde zu gelehrten Symposien vereinigte, war sein Eigenthum. L. war am meisten auf dem Gebiete der alten und der österreichischen Geschichte thätig, Geographie, Numismatik, Epigraphik zogen ihn an, nicht minder beschäftigte ihn auch die Chronologie des habsburgischen Hauses und die Geschichte des Mittelalters. Wenn er auch an Johann Jordanus, dem kaiserlichen Rathe und Franz Igelshofer, zwei sehr eifrige Collaboratoren hatte, so wird man doch nicht zweifeln, die letzte Redaction etwaiger Collectionen stets ihm zuzuschreiben. Im allgemeinen wird man dem Urtheile Aschbach's beipflichten können, der vielfach ein gemeinsames Arbeitsfeld mit L. bebaute, wenn er schreibt: Allerdings läßt sich manches an der Methode und den Leistungen des L. aussetzen. Seine Eilfertigkeit und ungeduldige Ueberstürzung bei der Behandlung und Herausgabe von Stoffen, die eine ruhige und gründliche Untersuchung erheischt hätten, führten ihn zu manchen unrichtigen Urtheilen und Schlüssen, zu falschen Behauptungen und Zusammenstellungen. Seine Conjecturen und Verbesserungen sind häufig willkürlich und entbehren der gehörigen Begründung, man vermißt nicht selten tieferes Studium und eine gesunde Kritik. Scaliger beurtheilte ihn scharf mit den Worten: C'estoit un grand ratisseur; il faisoit tout imprimer sans jugement, comme Gruter. Es ist aber doch nicht zu leugnen, daß er für die Behandlung mancher Zweige der historischen Wissenschaft höchst vortheilhafte erste Anregungen gab und zuerst auf Manches hingewiesen, was früher zur Erklärung unbekannter oder schwieriger Dinge nicht beachtet worden war. Sein erstes und bekanntestes Werk erschien unter dem Titel „Vienna Austriae Rerum Viennensium Commentarii in quatuor libros distincti, in quibus celeberrimae illius Austriae civitatis exordia, vetustas, nobilitas, magistratus Familiaeque ad plenum (quod ajunt) explicantur", Basil. 1546. 4°. L. entschuldigt sich in dem mit Prolog-Gedichten eingeleiteten Werke wegen der Druckfehler und läßt den Brief des Oporinus beidrucken, der als Grund derselben seine Krankheit angiebt. Das Buch ist dem Gemeinderath von Wien gewidmet. In der Praefatio nennt er Beatus Rhenanus seinen Lehrer. Wenn man bedenkt, mit welchem Unsinn er aufzuräumen hatte, so wird man nachsichtiger gegen seine Irrthümer werden, die er übrigens selbst einsah und durch spätere Auflagen, zu denen er nie kam, zu verbessern trachtete. Der Schwabe Heinrich Abermann, Rector der Bürgerschule zu St. Stephan in Wien gab Lazius' „Vienna" in deutscher Uebersetzung mit eingehenden Anmerkungen 1614 heraus (auch in einer Ausgabe von 1692 zu Frankfurt a. M.). Uebrigens sind viele Mittheilungen ganz werthvoll, so z. B. die über die Wiener Magistrate und Geschlechter. L. gab aber auch alte Handschriften kirchlichen Inhalts heraus, so 1547 das „Fragmentum Vaticinii cujusdam Methodii Episcopi", 1522 „Encomium Virginitatis" des Alcimus Avitus von Vienne, 1560 zu Antwerpen „Fragmenta quaedam Caroli M. aliorumque incerti nominis in veteris ecclesiae ritibus et caerimoniis a Wolfgango Lazio eruta a tineis etc.", das dem Wiener Bischof Anton von Müglitz gewidmet ist u. v. A. (vgl. darüber J. v. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität III. B.). Weitaus wichtiger sind seine Bemühungen auf dem Gebiete der römischen und griechischen Alterthumskunde. Sein Hauptwerk hat den Titel: „Reipublicae Romanae in exteris provinciis bello constitutae commentariorum libri XII etc.", Basileae 1551. Fol. Zweite nach einem Manuscripte des L. verbesserte und vermehrte Auflage Frankfurt 1593.

Fol. In der Dedication des Buches an König Ferdinand I. klagt L., daß des Aventinus, Stabius und Manlius Forschungen über diesen Stoff entweder verloren oder so verborgen seien, daß sie mit Motten und Schaben ums Dasein kämpfen; was aber Beatus Rhenanus zu seiner Zeit in Angriff genommen, sei durch des trefflichen Mannes unzeitigen Tod unterbrochen worden. Schwierig sei ihm dann dies Werk geworden, den Erwerb habe er dieser Arbeit nachgesetzt und dadurch Schaden gelitten, nicht zuletzt an seiner Gesundheit. Wie gewöhnlich kommt er auch hier auf sonstige Arbeiten seiner Feder zu sprechen, begründet in der weitschweifigsten, ihm überhaupt eigenen Weise, die Wahl der Dedication, preist den Alciat und fällt dabei in sehr vorsichtiger Art (doctos semper excipio) gegen die Bartolisten aus. Er unterläßt es nicht, seiner Verdienste und Verbesserungen auf dem Gebiete der Inscriptionen wie des Rechtes zu gedenken, und in deutlichen Anspielungen an die Liberalität Ferdinands zu appelliren. Daß er Citate gebe, begründet er damit, daß dadurch Alles besser bewiesen werde und daß die ersten Männer in seinem Fache, Alciat und Beatus Rhenanus es so gehalten hätten. Wie in allen Werken ist auch in diesem die Diction des Gelehrten ungemein schwerfällig und breit, man kann nicht sagen, daß seine Darstellung anziehend oder lebendig wäre. Dennoch hat er in gelehrter Materialiensammlung sich wesentliche Verdienste erworben und sich u. a. ähnlich wie in unseren Tagen Mommsen bemüht, die römischen Ausdrücke durch Verdeutschung deutlicher zu machen (cf. 180. 184. 186. 189 ꝛc.). Dazu kommt noch die Aufmerksamkeit, welche er den Münzen und Inscriptionen zuwandte; seine Belesenheit in den Alten ist aber wirklich eine sehr bedeutende. Neben diesen benutzte er auch spätere, z. B. Claudian, Sidonius Apollinaris, die Byzantiner (u. A. Prokopios und Agathias), Jordanis, Cassiodor, selbst Zeitgenossen, wie er denn auch den Erasmus citirt. Uebrigens scheint er nach Zetteln gearbeitet und Materienregister gehabt zu haben, die er dann bei der Herausgabe benützte; die beigegebenen Abbildungen (z. B. 124) sollen erläutern. Dieses Werk gab aber auch Anlaß zu einer Mystification. L. citirt nämlich (S. 85) ein Fragment des Vellejus, das in der Wiener Hofbibliothek bewahrt wurde. Welch' glücklicher Fund, nachdem die einzige Vellejus-Handschrift (des Klosters Murbach) nach der Edition des Beatus Rhenanus verschwunden war! M. Hertz aber (Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum X, 293 f.) wies nach, daß dieses Fragmentum eine „systematische nicht ohne eine gewisse Summe von Kenntnissen unternommene Fabrikation" sei, die für die Geschichte der nachkarolingischen Zeit nicht ohne Interesse wäre. — In mancher Hinsicht noch werthvoller ist sein Werk: „Historicarum Commentationum rerum graecarum libri duo etc.", Basel. Auch diese Schrift ist König Ferdinand gewidmet. Die Praefatio beginnt mit den üblichen Klagen über das den Musen abgewendete Zeitalter, Alles scharre Gold zusammen und setze die Studien hintan, hauptsächlich wol, weil man wisse, daß für die gelehrte Arbeit kein hinlänglicher Lohn zu erhalten sei. Er aber halte sich an den Satz des Themistokles: desidiam esse hominis vivi sepulturam; der Durst nach Wissen habe ihn zur Erforschung des Alterthums getrieben und so komme er nunmehr zu jener Partie, die er eigentlich vor Rom und Deutschland hätte behandeln sollen. Die beigegebenen Kupfer und Karten entschuldigte er damit, der Kaiser möge Verzeihung gewähren meae arti, quam in sculpendo aere titubantibus meis manibus non satis feliciter consecutus sum ob insignem vero penuriam eorum artificum in Austria subire nolens volens coactus sum. Mit großer Sorgfalt sucht er alle Quellen in den Bereich seiner Betrachtungen zu ziehen, selbst Ausgrabungen und Münzen in Siebenbürgen und Rumänien, auch Inscriptionen schreibt er ab. Häufig citirte er auch Dichter mitten unter den Historikern, wie denn überhaupt keine rechte Scheidung und Kritik besteht; Geschichte, Numismatik, Geographie und Mythologie laufen bunt

durcheinander. Das II. Buch ist Maximilian (II). gewidmet; in der Dedication spricht der Verfasser die Hoffnung aus, die Habsburger werden Griechenland der Türkei entreißen. Auch hier rühmt er sich wieder, viele Schwierigkeiten und Dunkles in den Pceten erklärt zu haben. Das zweite Buch ist eine Geschichte von Athen mit besonderer Berücksichtigung der Feste und Bräuche, der Colonien rc. vielfach natürlich nach Pausanias; Homer citirt er in der lateinischen Uebersetzung des Eoban Hesse. Wol mag man aber Wachler Recht geben, wenn dieser das Hauptverdienst des Buches in der Anwendung der Numismatik auf historische Untersuchungen sieht. „L. war der erste musterhafte Ausleger alter Münzen. Dies zeigte er besonders in dem Werke: „Commentariorum vetustorum numismatum maximi scilicet operis et quatuor sectionibus multarum rerum publicarum per Asiam, Aphricam et Europam antiquitatis historiam nodosque Gordianis difficiliores comprehendentis . . . . ., Viennae 1558. Fol. Epigraphischer Art ist das Werk: „Exempla aliquot S. Vetustatis Rom. in saxis quibusdam opera nobilis viri D. Hermetis Schallauczeri Caes. Maj. Consil. et architecturae praefecti hic Viennae erutis, una cum interpretatione Wolfgangi Lazii“, Viennae 1560. Fol. Die Erklärungen sind nach Aschbach's Urtheil nicht als gelungen zu betrachten. Für die deutsche Geschichte ist das beinahe am meisten citirte Werk des L.: „De gentium aliquot migrationibus, sedibus, reliquiis linguarumque initiis et immutationibus ac dialectis libri XII“, Basileae per J. Oporinum 1557. Fol. das wichtigste. „Obwol nun Beatus Rhenanus den Fleiß des L. sehr rühmt, wären ihm die Migrationes wol kaum besonders werthvoll erschienen. Sie sind auch jetzt ganz veraltet. Jedenfalls viel dankenswerther sind seine Beschreibung des Türkenkrieges (1556 in Ungarn) unter dem Titel: „Rerum contra Turcas in Pannonia . . . . gestarum narratio“, seine noch ungedruckte Geschichte des schmalkaldischen Krieges (Cod. Pal. Vindob. 7959 und 7688, cf. Chmel, Handschriften der Wiener Hofbibliothek I, 662 ff.), eine Reihe von historischen Darstellungen zur Geschichte Ungarns (cf. Aschbach, Geschichte der Wiener Universität III). Mit großer Vorliebe setzte er des Stabius und Cuspinian Arbeiten über das habsburgische Haus fort, diesem Studium entstammen: „Commentariorum in Genealogiam Austriacam libri duo etc. Basil. per J. Oporinum et Nic. Episcopium“, 1564 Fol. Das Werk war die Frucht großer Anstrengungen und mannigfacher Reisen, in fieberhafter Eile arbeitete er daran; man kann wol sagen, er schrieb es mit dem Aufwande seiner letzten Kraft, inmitten der Arbeit schloß er ab, den ursprünglich weiter führenden Plan aufgebend, weil er sich sagen mußte, es sei ihm nicht mehr so viel Lebensdauer gegönnt. Nebenher geht die Bemühung für die Geographie Oesterreichs und Ungarns, die Vorarbeit einer geplanten österreichischen Geschichte war, Materialiensammlungen dazu finden sich auf den Hofbibliotheken zu München (Halm, Deutsche Handschriften d. Münchner Hofbibl. Nr. 1184) und Wien (Cod. Pal. Vind. 7996, 7894, 7961, 8664). Ein sehr merkwürdiges Werk sind seine Typi chorographici. die mit Abbildungen der verschiedensten Volkstrachten und einem sehr genauen, bis ins Einzelnste gehenden, allerdings hie und da auch Fehlerhaftes bringenden Atlas versehen sind. Außer diesen massenhaften Schriften giebt es aber noch manches Handschriftliche von L., das in den Codices (der Wiener Hofbibliothek) Nr. 7866, 7864, 9472, 11 229 rc. enthalten ist, dazu kommen Reden, Gelegenheitsgedichte (Cod. 7960), Adversaria und dgl. (cf. darüber Aschbach a. a. O.). Mehrfach kam der rührige Mann in Controversen, so mit Caspar Bruschius, den er des Plagiates anklagt (cf. Horawitz, Caspar Bruschius, 134 ff., 168 ff.) und mit J. A. Brassicanus, mit dem er wegen Carnuntum in eine gelehrte Fehde gerieth, der er in einer sehr ausführlichen, an den von ihm hochverehrten B. Rhenanus gerichteten Apologie Ausdruck gab,

einer Schrift, die ich demnächst publiciren werde. Rhenanus bedauerte die letztere Fehde, schrieb aber: Utinam Germania multos tui similes haberet. Placet mihi et de Carnunto et de Illyrico sententia tua. Schließlich sei noch des Antheils des L. an der Entdeckung der Nibelungenlieder (cf. Dümmler, Piligrim von Passau S. 97) und des sog. Ottokar von Horneck gedacht.

Ueber L. vgl. außer den Angaben bei Khautz und Denis: Rosas, Geschichte der Wiener Universität II, S. 51 ff.; Camesina in den Berichten des Alterthums-Vereins (namentlich über Familie und Personalien), vor Allem Aschbach's dritten nachgelassenen Band seiner Universitätsgeschichte.

Adalbert Horawitz.

Leber: Ferdinand Joseph Edler von L., Professor der Chirurgie, k. k. Rath und Leibchirurg zu Wien, wurde daselbst am 31. Decbr. 1727 geboren. Er war der Sohn eines ganz unbemittelten Instrumentenmachers, seine Mutter eine Hebeamme. Nachdem er schon im 13. Jahre seinen Vater verloren, wurde er zu einem Wundarzt in die Lehre gegeben, studirte später die Chirurgie unter Jaus, Laudes und Retter und erwarb im März 1751 die Magisterwürde in derselben, wobei er sich als so kenntnißreich erwies, daß van Swieten ihm kurze Zeit darauf eine Anstellung als Hospitalarzt zu Breitenfurt in Niederösterreich erwirkte. Allein schon im folgenden Jahre erhielt er auf die Verwendung seines Gönners De Haën einen Ruf an das große Stadt-Bürgerspital in Wien, womit zugleich die Aufsicht über die beiden größten Vorstadt-Spitäler (Marxer und Bäckenhaus) verbunden wurde. Außerdem war er seit 1757 beauftragt, die Criminal-Inquisiten, denen die sog. peinliche Frage (Tortur) bevorstand, ärztlich zu untersuchen. Volle 19 Jahre blieb L. in diesem entsetzlichen Amte als „Folterarzt“, bis endlich die Folter 1776 auf immer aus den Gerichtshöfen der Erbstaaten verschwand. Nicht wenig hatte dazu L. durch seine schriftlichen und mündlichen Vorstellungen bei Maria Theresia über die Widersinnigkeit und Grausamkeit des Verfahrens beigetragen. L. hatte seit dieser Zeit die Obliegenheit, bei allen in den Kerkern der Hauptstadt befindlichen Gefangenen ein Gutachten über ihren Geisteszustand abzugeben und hatte auch bei dieser seiner 28 Jahre fortgesetzten Thätigkeit Gelegenheit, viel Gutes zu wirken. — Vom J. 1756 an verrichtete er unter De Haëns Aufsicht mehrere Jahre hindurch alle chirurgischen Operationen auf der damaligen medicinisch-chirurgischen Klinik. Im J. 1761 wurde er, nach dem Tode des Professor Jaus, mit der Lehrkanzel der Anatomie und der theoretischen Wundarzneikunst betraut und erhielt er bei dieser Gelegenheit den Titel eines k. k. Rathes. Er bekam weiterhin von der Kaiserin den Auftrag, bei allen Criminalfällen seinen Bericht zu erstatten, auch für den Codex austriacus über die Verletzungsarten nach ihrer Tödtlichkeit eine Instruction für Wundärzte und Richter zu verfassen, die als ein gründliches und gediegenes Elaborat dem erwähnten Criminal-Codex als Anhang beigefügt ist. Es fällt in diese Zeit auch seine erste Schrift „Abhandlung von der Nutzbarkeit des Schierlings in der Wundarzneikunst“, Wien 1762. Zehn Jahre später folgten seine „Vorlesungen über die Zergliederungskunst“, Wien 1772, zweite Ausgabe 1778, nach Hyrtl's Urtheil ein für die damalige Zeit gutes Compendium, das, außer einer lateinischen Bearbeitung („Praelectiones anatomicae“, Vindobonae 1777) und außerdem daß es als Unterrichtsbuch an in- und ausländischen Universitäten in Gebrauch war, noch viele Jahre später von J. C. Rosenmüller unter dem Titel: „Umriß der Zergliederungskunst umgearbeitet und vermehrt“, Leipzig 1808 herausgegeben wurde. — Am 1. Febr. 1776 zeichnete ihn Maria Theresia durch Ernennung zu ihrem Leibchirurgus aus und erhob ihn zwei Jahre später sammt seiner Nachkommenschaft in den erbländischen

Adelstand mit dem Ehrenwort „Edler von"; die Universität verlieh ihm honoris causa den Doctortitel. 1786 gab L. seine bis dahin gehaltenen anatomischen Vorträge auf und vertauschte sie mit denen über chirurgische Krankheiten, Operations-, Maschinen- und Bandagenlehre, denen er bis zu seinem Tode vorstand. Bei dieser Gelegenheit hatte er seine trefflich geordnete Sammlung anatomischer und pathologisch-anatomischer Präparate der Wiener Universität zum Geschenk gemacht. Weitere Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, bestanden darin, daß ihm der Kaiser Franz 1801 eine Personalzulage und 1805, nachdem er 44 Jahre lang ein Lehramt als Professor versehen hatte, die große goldene Ehrenmedaille mit der Kette verlieh, die ihm in der Aula der Universität in einer besonderen Feierlichkeit überreicht wurde. Ungeachtet seines hohen Alters fuhr L. unermüdlich in der Ausübung seines Berufes bis zu seinem Tode, der am 14. October 1808, im 81. Lebensjahre erfolgte, fort. — Mit einem biederen und redlichen Charakter, aber auch einer Derbheit, die mitunter abschreckend sein konnte, verband L. große Herzensgüte und Uneigennützigkeit, mit der er, ein Freund und Wohlthäter der Armen, denselben bis zu den letzten Tagen seines Lebens 50 Jahre lang einen großen Theil seines Lebens opferte und dabei noch Viele derselben anderweitig unterstützte. Leber's Wirken als Anatom war auf sein Lehrfach beschränkt, jedoch war er, nach Hyrtl, ein guter Anatom, der alle chirurgisch verwerthbaren Capitel gründlich und genau abhandelte und stets praktische und faßliche chirurgische Illustrationen zu seinen anatomischen Vorträgen zu geben wußte. Bis zur Gründung der Josephs-Akademie (1783) war er der einzige, viel in Anspruch genommene Operateur in Wien, der außerdem in mehreren kleinen Aufsätzen in Plenk's Sammlungen chirurgischer Beobachtungen, eine Anzahl von Instrumenten und Apparaten bekannt machte, die theils von ihm erfunden, theils verbessert waren (wie das Linsenmesser, das krumme Scalpell zur Ausschälung des Augapfels, die Unterbindungsnadel für die Rippenschlagader, eine Saugspritze zur Entleerung der Eiterbrust, ferner ein Hörrohr, Harnrecipienten ꝛc.). Es ging aus seinem Unterricht eine Menge der tüchtigsten Wundärzte hervor.

Vgl. (Salzburger) Medicin.-chirurg. Zeitung, 1808. Bd. 4, S. 237. — — v. Wurzbach, Biogroph. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich. Bd. 14. 1865. S. 266. — Jos. Hyrtl, Vergangenheit und Gegenwart des Museums für menschliche Anatomie an der Wiener Universität, Wien 1869. S. XXXIV.

E. Gurlt.

Lebert: Heinrich L., elsässischer Blumenmaler, geb. zu Thann 1794, † zu Colmar 1862. Für das Baumwolldruckgeschäft Hartmann in Münster thätig, verwandte er seine Muße auf künstlerische und dichterische Studien, welche Landschaft und Sprache seiner Heimath wiederspiegeln.

A. Stöber, Alsatia 1862—1867, S. 406. L. Spach, Oeuvres choisies 2, 445—458.

M.

Lebert: Herrmann L. (ursprünglich Lewy), Arzt, wurde am 9. Juni 1813 in Breslau geboren, wo seine in Berlin ansässigen Eltern der kriegerischen Verhältnisse wegen für kurze Zeit Aufenthalt genommen hatten. Seine wissenschaftliche Vorbildung genoß L. auf dem Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, das er im J. 1831 mit einem glänzenden Maturitäts-Zeugnisse ausgestattet verließ, um sich dem Studium der Medicin und der Naturwissenschaften zu widmen. Die ersten vier Semester seiner Studienzeit brachte er an der Universität zu Berlin zu, wo er sich vorzugsweise mit Botanik und Zoologie beschäftigte, für welche er sich schon während seines Aufenthaltes auf der Schule lebhaft interessirt hatte, und des Unterrichts in der Anatomie und Physiologie von Rudolphi theilhaftig wurde. Später wandte er

sich nach Zürich, wohin ihn Schönlein wegen dessen Hochschätzung und Verwerthung der Naturwissenschaften für Medicin ganz besonders hinzog, und wo er sich auch an Oken anschloß. Im März 1834 erlangte er, nachdem er unter Schönlein's Vorsitz seine Inauguraldissertation „De gentianis in Helvetia sponte nascentibus“ vertheidigt hatte, die Doctorwürde und wandte sich nun zur Vervollkommnung seiner wissenschaftlichen Ausbildung nach Paris, wo er anfangs vorzugsweise der Botanik und Zoologie seine Aufmerksamkeit zuwandte, später auch dem Studium der Medicin oblag; nächst Dupuytren war es der damals im Hopital de la Pitié lehrende Kliniker Louis, der ihn aufs lebhafteste fesselte, so daß er während seines $1^1/_2$jährigen Aufenthaltes in Paris die Klinik desselben fast täglich besuchte, später auch in ein befreundetes Verhältniß zu demselben trat. — Die naturwissenschaftlichen Ausflüge, welche er während seiner Studienzeit von Zürich aus gemacht hatte und auf welchen er mit mehreren in der Schweiz lebenden Gelehrten bekannt und befreundet geworden war, hatten ihm den Aufenthalt in diesem Lande so lieb gemacht, daß er, nachdem er Paris 1836 verlassen, beschloß, sich dort als Arzt zu habilitiren, und zwar ließ er sich in Bex (Kanton Waadt) nieder, da ihm gerade hier ein besonders reiches Feld für seine botanischen und zoologischen Studien geboten war. — Im Frühjahr 1838 wurde er von der Waadtländer Regierung zum Arzte der Bäder und des Hospitals von Lavey (in der Nähe von Bex) ernannt und es ist ihm durch Verbesserung der Badeeinrichtungen für die Schwefelquelle und durch Anlage von Soolbädern in Bex gelungen, den dortigen Heilquellen das Ansehen zu verschaffen, dessen sie sich heute erfreuen. — Die ausgedehnte ärztliche Praxis, welche die Kräfte Lebert's in hohem Grade in Anspruch nahm, und das Bedürfniß nach wissenschaftlicher Thätigkeit, dem er unter diesen Umständen um so weniger genügen konnte, reiften in ihm den Entschluß, seinen Aufenthalt zwischen Bex und Paris zu theilen, so daß er den Sommer über der ärztlichen Praxis in Bex widmete, während des Winters sich wissenschaftlich in Paris beschäftigte, und diesen Entschluß hat er denn auch während dreier Jahre (1842 bis 1845) ausgeführt. — In Paris begegnete L. mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten, mit welchen er manchen landläufigen Ansichten und Doctrinen in der Medicin energisch entgegentrat, besonders bei der medicinischen Jugend anfangs einem — wie er sich ausdrückt — wohlwollenden Mißtrauen, allein es gelang ihm leicht, dasselbe zu überwinden, Männer, wie Robin, Broca, Follin, Leudet, Verneuil, an seinen pathologisch-anatomischen und mikroskopischen Arbeiten sich betheiligen zu sehen und zu denselben in ein freundschaftliches Verhältniß zu treten und im Frühling 1845 wurde ihm von der französischen Regierung der ehrenvolle Auftrag, in Gemeinschaft mit Robin an der Seeküste vergleichend-anatomische Präparate für ein neu zu gründendes anatomisches Museum anzufertigen. Nach Erledigung dieses Auftrages ging er im Anfange des Januar nach Bex zurück, machte, nach Beendigung der Saison, eine Reise nach Berlin, um hier die Kliniken von Schönlein und Dieffenbach zu besuchen (bei welcher Gelegenheit er erfuhr, daß ihm vom König Friedrich Wilhelm IV. für seine wissenschaftlichen Leistungen die große goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst verliehen worden war) und begab sich im Frühling 1846 wieder nach der Schweiz. — Dieses getheilte Dasein wurde ihm auf die Länge der Zeit lästig, er sehnte sich nach einem dauernden Aufenthalte in einem wissenschaftlichen Centrum und so entschloß er sich auf Rath seiner Pariser Freunde gegen Ende des J. 1846 ganz nach Paris überzusiedeln. Hier begann ein Leben reich an wissenschaftlicher und praktischer Thätigkeit, dieselbe nahm im Verlaufe der folgenden Jahre aber so große Dimensionen an, daß L. sich allen an ihn gestellten Ansprüchen mit seinen Kräften nicht mehr gewachsen fühlte; die Unmöglichkeit, eine große

Praxis mit streng wissenschaftlichem Forschen zu verbinden, wurde ihm immer klarer und so sah er sich vor die Alternative gestellt, der einen oder der andern Richtung in seinem Wirkungskreis zu entsagen. Ein am Ende des J. 1852 an ihn ergangener Ruf als Professor der medicinischen Klinik und Director des Krankenhauses in Zürich gab den Ausschlag; er folgte dem Rufe, trat im Sommersemester 1853 die ihm übertragene Stellung an und bekleidete dieselbe 6 Jahre lang. Im J. 1859 erhielt L. einen Ruf als Professor der medicinischen Klinik nach Breslau, und verwaltete dieses Amt bis zum J. 1874. In Zürich, wie später in Breslau, war seine consultative Praxis, der sich der Kliniker in Universitätsstädten nicht wohl entziehen kann, so umfangreich geworden und hatte die Kräfte des an sich schwächlichen Mannes in so hohem Grade erschöpft, daß er sich veranlaßt sah, in dem genannten Jahre seine Stellung als Universitätslehrer ganz aufzugeben und seinen Aufenthalt wieder in der ihm theuer gebliebenen Schweiz zu nehmen. L. kehrte an den ersten Ort seiner ärztlichen Thätigkeit, nach Bex zurück; lebte abwechselnd hier, in Vevey und Nizza, bis am 11. August 1878 der in Bex erfolgte, plötzliche Tod seinem vielbewegten Leben ein Ende machte. — Das Leben und Wirken Lebert's fällt in eine Entwickelungsepoche der Medicin, mit welcher sich ein großartiger Umschwung in dieser Wissenschaft vollzogen hat, herbeigeführt durch das zum vollen Bewußtsein der Forscher gelangte Verständniß von dem innigen Zusammenhange, der zwischen der Heilkunde und den Naturwissenschaften besteht und durch das Bestreben, diesen Zusammenhang vermittelst Einführung der streng naturwissenschaftlichen Methode in die Bearbeitung der medicinischen Doctrinen herzustellen. Die Wege, welche zur Erreichung dieses großen Zieles führen konnten, vor allem die methodische Pflege der allgemeinen und vergleichenden Anatomie und Physiologie, der Entwickelungsgeschichte und der pathologischen Anatomie und Physiologie, waren von den großen Naturforschern und Aerzten jener Zeit, einem Oken, Döllinger, Magendie, Joh. Müller, Schönlein u. a. vorgezeichnet und betreten worden, und diesen großen Vorbildern, vor allem seinem, von ihm hochverehrten Lehrer Schönlein hat L., wenn auch nicht immer mit dem Erfolge, welchen er sich von seinen Arbeiten versprochen, doch stets mit rühmenswerthem Eifer nachgestrebt. — Seine litterarische Thätigkeit, mit welcher er die Resultate seiner Forschungen niedergelegt hat, ist eine sehr große, die verschiedensten Gebiete der Medicin umfassende gewesen. Seine ersten Arbeiten betreffen vorzugsweise die vergleichende Anatomie und die Entwickelungsgeschichte (dieselben sind in den Annal. des Sciences naturelles 1844—49 und in Müller's Archiv für Anatomie und Physiologie 1846. 1847 veröffentlicht), ferner die experimentelle Pathologie (darunter als Hauptwerk „Physiologie pathologique“, 2 Vols. mit Atlas 1845, als Fortsetzung zu demselben „Abhandlungen aus dem Gebiete der Chirurgie und pathologischen Physiologie“, 1847, und die später von ihm angestellten Infectionsversuche der Tuberculose, in Virchow's Archiv 1867 veröffentlicht), und die pathologische Anatomie (vorzugsweise „Anatomie pathologique générale et spéciale“, 2 Vols. Text und 2 Vols. Tafeln, 1854—62, von der Pariser Akademie der Wissenschaften 1863 gekrönt, seine bedeutendste Leistung, der einige andere, demselben Gebiete angehörende Arbeiten über Hirngeschwülste, angeborene Erkrankungen des Gefäßsystems ꝛc. vorausgegangen sind). — Auch einige, die allgemeine und specielle Pathologie und Therapie betreffende Arbeiten, so namentlich „Traité pratique des maladies scrofuleuses et tuberculeuses“, 1849 (in deutscher Uebersetzung 1851) und „Traité pratique des maladies cancereuses etc.“, 1851, die erste von der medicinischen Akademie, die zweite von der Académie des sciences in Paris mit dem Preise gekrönt, gehören dieser ersten Periode seiner wissenschaftlichen Laufbahn an. — Die in der zweiten, mit dem Anfange seiner klinischen

Thätigkeit beginnenden Periode veröffentlichten Schriften verfolgen vorwiegend praktische Tendenzen; dahin zählen von den größeren Werken das „Handbuch der praktischen Medicin", 2 Bde., 1859 (in 2., 3. u. 4. Auflage 1860. 1862. 1871), ferner „Allgemeine Pathologie und Therapie ꝛc.", 1864, die Lehre über die „Krankheiten der Blut- und Lymphgefäße" (in dem 5. Bande des von Virchow herausgegebenen Handbuches der speciellen Pathologie und Therapie), und „Klinik der Brustkrankheiten", Bd. I. II. 1873. 1874, und zahlreiche, theils in Monographien, theils in Journalartikeln (besonders in Virchow's Archiv für pathologische Anatomie, in der Berliner klinischen Wochenschrift, im Archiv für klinische Medicin, im Correspondenzblatt für Schweizer Aerzte ꝛc.) veröffentlichte Arbeiten über Cholera, Typhus, die bösartigen Formen von Gelbsucht, über den acuten Gelenkrheumatismus ꝛc., ferner zahlreiche monographische und journalistische Artikel über Bade- und klimatische Kuren, sowie interessante Untersuchungen über die Pilzkrankheit der Fliegen und der Seidenraupe. Ein Blick über die große Reihe der wissenschaftlichen Arbeiten Lebert's, deren Zahl im J. 1869 bereits auf 101 gestiegen war, giebt den Beweis eines ungewöhnlichen Fleißes und reicher praktischer Erfahrung, gleichzeitig aber auch einer Vielseitigkeit seines Wissens auf den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaften und der Heilkunde, welche ihn eben befähigte, die auf die naturwissenschaftliche Bearbeitung der Medicin hingerichteten idealen Ziele zu verfolgen. Er war einer der ersten, die nach dem Vorgange Müller's das Mikroskop für die pathologisch-anatomische Forschung verwerthet hatten, und an die Ausführung des vorzugsweise von Magendie angeregten Gedankens, die pathologischen Vorgänge auf dem Wege des Experimentes zu prüfen, herangetreten waren, und so gebührt ihm, abgesehen von der Förderung, welche die praktische Heilkunde durch ihn erfahren, die Anerkennung, an der jüngsten Reform der Medicin rüstig mitgearbeitet und, neben dem Ophthalmiater Sichel, als Evangelist der deutschen Wissenschaft, derselben auf französischem Boden die ihr gebührende Geltung verschafft zu haben.

Ueber sein Leben vgl. die von ihm (Breslau 1869) veröffentlichten autobiographischen Notizen. A. Hirsch.

Lebrecht: Fürchtegott L., geb. am 16. Novbr. 1800 zu Memmelbach in Baiern, † am 1. Septbr. 1876 in Berlin, war ein vorzüglicher Kenner des Talmud und der mittelalterlichen jüdischen Litteratur. Die Studien dazu machte er in Fürth und in Preßburg, wo er unter dem berühmten Moses Sofer eine hohe Stufe der Gelehrsamkeit erreichte. 1827 ging er nach Halle zu Gesenius, von dem er grammatisch geschult wurde, während er seinerseits jenem in Bezug auf das neuhebräische Gebiet helfend zur Seite stand. Später begab er sich nach Berlin und entwickelte von nun an eine vierzigjährige schriftstellerische und wissenschaftliche Thätigkeit, durch welche er mannigfaltige verdienstliche Aufschlüsse über dunklere Partien der jüdischen Geschichte und Litteratur verbreitete. Bis 1848 war er daselbst Lehrer am Zunz'schen Seminar, von da an bis zu seinem Tode Hauptlehrer an der Veitel Heine'schen Lehranstalt, die, im Jahre 1774 begründet, lange Zeit eine Stätte ungeordneter talmudischer Forschungen blieb, bis sie durch L. zu einer wissenschaftlichen Anstalt erhoben wurde und christlichen wie jüdischen Studirenden zur Quelle wichtiger Orientirung diente. Dabei schrieb er, meist unter dem Zeichen F. Lt., gediegene Aufsätze für die verschiedensten Zeitschriften, besonders für den Orient, die Allgemeine Zeitung des Judenthums, die historischen Jahrbücher für Kritik, Geiger's Zeitschrift; aber auch populäre Artikel, z. B. für die Spener'sche und Vossische Zeitung, die jedoch immer geistvoll und gehaltreich waren. Unter größeren Schriften nennen wir: „Handschriften und erste Ausgaben des babylonischen Talmud", 1862;

„Kritische Lese verbesserter Lesarten und Erklärungen zum Talmud", 1864. Seine letzte Arbeit über Betarus erschien nach seinem Tode im Magazin für die Wissenschaft des Judenthums im Jahre 1877: „Bether, die fragliche Stadt im Hadrianischen Kriege. Ein 1700jähriges Mißverständniß. Beitrag zur Geschichte und Geographie des alten Palästina". Er selbst urtheilt darüber S. 3: Zum Ausbau meiner Stadt habe ich schwere Baumstämme zu fällen und unter Gefahr des Mißlingens zu behauen; aber ich hoffe, es wird bei dieser Arbeit so viel gesundes Bauholz abfallen, daß selbst, wenn der Hauptstamm bricht, doch schöner Baustoff genug zu kleineren Ausführungen zu gewinnen sein werde. — L. war unverheirathet, ein bescheidener, liebenswürdiger Mann, den ein gewisser gutmüthiger Sarkasmus wohl kleidete.

Vgl. über ihn M. Steinschneider im Bolletino degli Studii Orientali. A. I. 1876. p. 153. Imman. Ritter.

Lebrecht: Michael L., — in der siebenbürgisch-sächsischen Mundart lautete der Name Löprich — ist der Sohn eines wohlhabenden Bürgerhauses in Hermannstadt, hier am 16. November 1757 geboren. Durch seine Freude an dem Studium überwand er den Willen seines Vaters, der ihn dem gewerblichen Leben zuführen wollte; das seit 1756 mit durch den trefflichen Felmer (Allg. d. Biogr. VI. 616) neu organisirte Hermannstädter Gymnasium nahm den Jüngling unter den Rectoren Mart. Arz und Jacob Aurel. Müller in seine Zucht, deren namentlich die excentrische Phantasie desselben bedurfte. Ein Zeugniß der letzteren bieten „Die Merkwürdigkeiten Samuel Hirtendorn's" (Klausenburg, I. Bd. 1778, II. 1780), ein Roman, den L. noch als Gymnasialschüler schrieb, so abenteuerlich und zügellos in der Erfindung, so ungelenk in der Darstellung, selbst sprachlich — im Zeitalter Klopstock's, Wieland's und Lessing's — so mangelhaft, daß es erklärlich ist, wie der Verfasser später das Buch „nicht geschrieben zu haben wünschte". Vom April 1773 an in der höheren Abtheilung des Gymnasiums, verließ er dasselbe im April 1778 und trat auf den Rath des Rectors als Erzieher in ein ungarisch-adliges Haus im Hunyader Comitat; wie es die damalige Ordnung forderte, legte er 1779 die Maturitätsprüfung ab und bezog die Universität Erlangen, wo er besonders Succow, Seiler, Rosenmüller, Schreber, Isenflamm hörte. Am 26. Febr. 1784 trat er als öffentlicher Lehrer in den Dienst des Hermannstädter Gymnasiums, wurde 1789 Diaconus an der Kirche daselbst und am 11. Febr. 1796 von der Gemeinde Klein-Scheunern zum Pfarrer gewählt. Als solcher starb er am 30. August 1807. — Sofort nach dem Antritt seines Lehramts erhielt L. als „Lehrer der Redekunst und Geographie" die Aufgabe, seine Schüler mit ihrem Vaterland bekannt zu machen; der Mangel fast aller Hilfsmittel in deutscher Sprache für diese Wissenschaft — in Folge dessen selbst Kaiser Josef II. laut Kundmachung der Statthalterei in Ofen 1785 einen Preis von 100 Ducaten für ein brauchbares Schulbuch der vaterländischen Geographie aussetzte — bestimmte ihn sofort zum Versuch, demselben abzuhelfen. Nach zweijährigem Sammeln legte er, gefördert, wie er dankbar bekennt, von vielseitiger Unterstützung auch aus der Ferne, Hand an's Werk; die Arbeit erschien vom 26. Mai 1785 an stückweise in der „Siebenbürger Zeitung", die Mart. Hochmeister seit dem Januar 1784 in Hermannstadt herausgab; der durch nachträgliche Berichtigungen theilweise verbesserte Satz wurde dann zusammengestellt und erschien 1789 als „Versuch einer Erdbeschreibung des Großfürstenthums Siebenbürgen". Es lag in der Natur der Sache und noch mehr in den schweren damaligen „Hindernissen der Schriftstellerei in Siebenbürgen", daß das Buch mannigfach Lücken und Irrthümer bot; aber es ist als erster Schritt auf einer bis dahin fast unbetretenen Bahn aller Anerkennung werth und erhält dauernde Bedeutung dadurch, daß es die Josefinische Comitats- und Bezirkseintheilung

gibt. Eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage auf Grund der 1790 wiederhergestellten alten politischen Eintheilung erschien mit einer kleinen Generalkarte von Siebenbürgen in Hermannstadt bei M. Hochmeister 1804; das Buch hat trotz mancher Mängel ein Jahrzehnt lang dem Bedürfniß fast allein genügen müssen. Die geographischen Studien führten L. naturgemäß auf das Feld der vaterländischen Geschichte, deren Stern eben damals in schönem Aufgang begriffen war. Aber die Werke, die sie behandelten, waren lateinisch, oder doch nicht für das Volk bestimmt; für sein Verständniß wollte L. die Vergangenheit des Landes darstellen, gemeinnützig, faßlich, nicht blos für das Gedächtniß, sondern für das Herz, das aus den Thathandlungen der auftretenden Personen ihren Charakter bestimmen und zur Menschenkenntniß geführt werden sollte. Auch die äußere Form diente jenem Zwecke; die Erzählung fließt in Abendunterhaltungen dahin, von Dialogen durchbrochen, nicht selten in „steifem, theologischem Ton", lehrhaft, in gemächlicher Breite. Es ist ein stattlicher Band, diese „Geschichte von Siebenbürgen in Abendunterhaltungen vors Volk. 1. Theil. Vom Anfang der Bevölkerung Siebenbürgens bis auf die Gründung des ungarischen Reichs (997)", die in Hermannstadt 1784 erschien, nach der Weise jener Zeit in die Geschichte unmittelbar vor und nach der Sündflut getheilt, in die Wirren der Gothen, Hunnen, Avaren viel tiefer eingehend, als der Zweck der siebenbürgischen Geschichte erforderte. Das Buch erschien 1791 in einer neuen (Titel-)Ausgabe, fast nur im ersten Bogen wenig geändert, als „Geschichte der aboriginen dacischen Völker in Abendunterhaltungen"; so wie es nun ist, hat es seiner Zeit nicht wenig dazu beigetragen, den Sinn für geschichtliche Lectüre in Land und Volk zu wecken und zu nähren. Dasselbe gilt von Lebrecht's anderem Werke „Siebenbürgens Fürsten", das als „Zeitschrift" — warum er sie „statistische" Zeitschrift nennt, ist unerklärlich — im Jahre 1791 und 1792 in Hermannstadt bei M. Hochmeister erschien. L. hatte ursprünglich die Geschichte Siebenbürgens durch alle Jahrhunderte zu schreiben beabsichtigt; nach Windisch's und Gebhardi's Geschichte von Ungarn stand er von der Darstellung der Zeit unter den ungarischen Königen ab, — blos eine Lebensskizze Johann Hunyadi's in der „Siebenbürger Quartalschrift" (Bd. I, Hermannstadt 1790) ist von seiner Hand — weil „die siebenbürgischen Begebenheiten" während dieser Zeit „uns kaum so viel geben, daß man zehn Bogen damit füllen könnte, wenn man auch Alles sammelt, was nur etwas näheren Bezug auf unser Land hat". So tiefes Dunkel deckte damals noch die Innerentwickelung von Siebenbürgen und seines reichen, vielgestaltigen Völkerlebens! Auch Lebrecht's Fürstengeschichte ist fast ausschließlich nur die Geschichte der Kriege, der großen Haupt- und Staatsactionen; auf Rechts- und Culturzustände geht sie nirgends ein; selbst die Reformation erwähnt sie nicht; doch in jenen Theilen schöpft sie meist aus guten Quellen und Hilfsmitteln, aus Istvanfi, Khevenhüller, Bethlen, Pray u. s. w. und der Verfasser wächst zweifellos im Fortschritt seines Werkes. Eine Ergänzung zu Lebrecht's geographischen und historischen Arbeiten bildet seine Schrift „Ueber den Nationalcharakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen", Wien 1792, die, wenn auch nicht ohne geschichtliche Irrthümer — die Szekler sind Nachkommen der Attilanischen Hunnen; unter den Sachsen ist noch deutsches Blut aus der Zeit der Gothen, der Züge Karls des Großen gegen die Avaren und den Tagen Stefans des Heiligen —, doch im Wesen und Leben derselben mit parteilosem Wohlwollen Licht und Schatten nachzuweisen versucht, zum Bild der Lebensart und Tracht jener Zeit auch heute noch lehrreiche Züge bietend. Welch ein treuer Sohn seines Volkes insbesondere L. war, geht auch aus der „Geschichte der Sachsen" überschriebenen „Ballade" hervor, die zur Volksfeier der Installation

des, nach der Wiederherstellung der siebenbürgischen Verfassung neu erwählten Comes Mich. Brukenthal 1790 im Druck erschien; den historischen Inhalt und die Belege dazu hatte L. zurecht gelegt; in die, lange Zeit gern gelesenen fließenden Verse hatte jenen Stoff Sam. Mohr, Buchhalter in der Hochmeister'schen Buchhandlung, gebracht. Größere dichterische Begabung hatte Lebrecht's Gattin, eine Tochter des Stolzenburger Pfarrers Thomas Filtsch, welche die Verfasserin heute noch wirksamer Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart ist. Zwei derselben: „Die Bauernhochzeit“ und „Unerträglich“ sind aus K. Schuller's „Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart“, Hermannstadt 1840, auch in Firmenich's „Germaniens Völkerstimmen“ (II. 823 und III. 427) übergegangen.

Kurze Mittheilungen über L. in: Siebenbürgische Provinzialblätter, Bd. III, Hermannstadt 1808 und J. Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, Bd. II, Kronstadt 1870. G. D. Teutsch.

Le Bret: Johann Friedrich Le B., Historiker und Theolog, geb. am 19. Nov. 1732 zu Untertürkheim, Württemberg, † 6. April 1807. Nach in Tübingen zurückgelegten Studien nahm er 1757 eine Hauslehrerstelle bei einem protestantischen Kaufmann in Venedig an, machte nach deren Beendigung (1761) eine längere wissenschaftliche Reise durch Italien, wurde Repetent und Vicar in Tübingen, 1763 Lehrer am Gymnasium in Stuttgart, 1767 Regierungs- und Consistorialbibliothekar, 1779 Lehrer der Staatskunde an der Militärakademie, Consistorialrath und Oberbibliothekar, 1782 Kanzler der Karlsschule, 1786 Kanzler, erster Professor der Theologie, Abt zu Lorch und Propst der Georgenkirche in Tübingen. — Er veröffentlichte eine Reihe von Schriften (Adelung zählt 46 auf), welche zum Theil werthvolle Sammelwerke bilden und namentlich darauf gerichtet sind, das System der römischen Curie bekannt zu machen, außerdem italienische kirchliche Zustände, solche der griechischen Kirche schildern, übersetzte verschiedene italienische Werke, schrieb Abhandlungen, Programme u. s. w. über theologische und andere Gegenstände. Besondere Erwähnung verdienen: „Pragmat. Geschichte der so berufenen Bulle in coena domini und ihrer fürchterlichen Folgen für den Staat und die Kirche“ u. s. w. O. O. 1769, 2 Thle. Frankfurt u. Leipzig 1772. Th. 3 das. 1774. 4. „Geschichte der Deutschen“ in Heilbronner Staatengesch. 2. u. 3. Th. 1771 f. „Sammlung der merkwürdigsten Schriften, die Aufhebung des Jesuitenordens betr.“ 1773 f. 4 St. „Gesch. v. Italien u. allen allda gegründeten alten und neuern Staaten“ u. s. w. 1778—1787, 10 Bde. 4. (Allg. Welthistorie Th. 40—46). „Merkwürdiger Versuch der röm. Curie, den Herzog August, Churfürst v. Sachsen, zum kathol. Glauben zu bewegen“, in Posselt's Magazin 1785, 1. Heft. „Orat. II. de jure principis evang. circa vicarios apost.“, Tub. 1793. „Magazin zum Gebrauch der Staaten- und Kirchengeschichte, vornehmlich des Staatsrechts katholischer Regenten in Ansehung ihrer Geistlichkeit“, Ulm 1771—1787, 10 Thle., enthält viele interessante Abhandlungen und Urkunden zum Staats- und Kirchenrechte.

Autobiogr. in einem Tübinger Progr. 1786 und in Baier, Magazin für Prediger, Bd. 12. N. Nekrolog, 1807. Adelung, Forts. von Jöcher III, 1459 ff. v. Schulte.

Lebrun: Johann L., Buchdrucker und Buchhändler zu Bergen (Mons) in Belgien im 17. Jahrhundert. Er war ohne Zeifel aus dieser Stadt gebürtig, aber in seiner Wirksamkeit erscheint er nur in dem einen Jahre 1637, vermuthlich weil mit geringen Mitteln ausgestattet und erdrückt durch die Concurrenz der Buchdrucker Franz Waudré (1623—1641) und Johann Havart (1628—1652). Im März 1635 hatte er sich an den König Philipp IV. mit der Bitte gewendet, eine Buchdruckerei nebst Buchhandel in der genannten Stadt einrichten zu dürfen. Seine Eingabe wurde dem Magistrate zur Begutachtung überwiesen,

und da diese günstig ausfiel, erhielt er den 27. Nov. 1636 die Erlaubniß. Zugleich wurde ihm ein Privileg zum Drucke des Werkes ertheilt: „De Participationibus s. Communione bonorum operum Religionum“, dessen Verfasser Antonius Ruteus war, ein Mitglied des Ordens „Minimorum S. Francisci de Paula“, und welches auch 1637 in 8. erschien. Aber es blieb dies auch das einzige Druckwerk, das bis jetzt von ihm bekannt geworden ist. Seine Officin trug die Hausmarke: der goldene Löwe.

Rousselle, Bibliographie Montoise, p. 282—283. J. Franck.

Lebrun: Karl August L., Schauspieler, Schauspieldirector und Dramatiker, geb. am 8. Oct. 1792 zu Halberstadt als der Sohn eines französisch reformirten Predigers zu Halberstadt, starb in der Nacht vom 24. zum 25. Juli 1842 in Hamburg. L., ein Pathe Tiedge's, dem dieser die Epistel „An Karl“ widmete, kam aus Gesundheitsrücksichten schon mit dem dritten Lebensjahre nach Berlin, wohin ihm nach dem früh erfolgten Tod des Vaters auch Mutter und Geschwister folgten. Die gute Schulbildung, die er genoß, hätte ihn wohl zum akademischen Studium befähigt, wenn nicht den längst gefaßten Plan die beschränkte Lage der verwittweten Mutter vereitelt und diese dadurch gezwungen hätte, ihren Sohn zu seinem Onkel, einem Berliner Bijouteriefabrikanten in die Lehre zu thun. Vielleicht hätte L. sich auch selbst bei wissenschaftlichen Studien nicht wohl befunden, denn schon als Knabe erwachte in ihm die Neigung zur dramatischen Kunst, die durch die Vorstellungen des unter Iffland's Leitung stehenden Hoftheaters noch genährt wurde. Auf Liebhaberbühnen erprobte er die junge Kraft und wie er dabei besonders Beschort als Vorbild nahm, so war es dann Labes, der ihm durch Fürsprache bei den Seinigen den Weg zu den wirklichen Brettern bahnte. 1809 ging L. nach Dessau zu seinem Onkel, einem Gymnasialprofessor und debütirte auf dem Hoftheater daselbst als Paul von Husch (Pagenstreiche). Währte auch das Engagement nur bis zum folgenden Jahre, so hatte er doch mit Hilfe des Regisseurs Mittel vieles für seinen Beruf gelernt und bethätigte dies in Memel, zu dessen Theatergesellschaft er 1810 gestoßen war und mit der er auch in Tilsit, Libau und Mitau spielte. Rasch fortschreitend, spielte L. während seines Würzburger (1812—15) und Mainzer Engagements (1815—17) bereits erste Rollen im Schau- und Lustspiel mit besonderem Erfolg und gastirte von Mainz aus, mit Beifall aufgenommen, in Frankfurt a. M., Köln, Düsseldorf und Aachen. 1817 erschien er zuerst in Hamburg in dem am 28. August eröffneten Apollotheater, das allerdings schon am 1. Dec. desselben Jahres bankrott wurde. L. spielte trotzdem mit den Mitgliedern auf Theilung weiter und trat am 1. Febr. 1818 ein Engagement am Stadttheater an, nachdem er mit Braunschweig eingegangene Verbindlichkeiten wieder gelöst hatte. Am 19. Febr. erschien er als „Felix Wahr“ (Der leichtsinnige Lügner) zuerst auf den Brettern des Stadttheaters, dem er nun bis 1837, seit dem 1. April 1827 als Mitdirector Friedr. Ludw. Schmidt's, angehörte. Als Schauspieler war L. vorzüglich, namentlich in Charakterrollen und hier wieder besonders im Feinkomischen. Seine Darstellungen waren voll Wahrheit und Natürlichkeit, belebt von glücklicher Laune, nie gestört durch Uebertreibung, immer abgetönt durch Geist und Bildung, die nichts Anstößiges aufkommen ließen. In Rollen wie „Perrin“ (Donna Diana), „Mercutio“, „Zettel“ (Sommernachtstraum), „Schnifflinski“ (Kammerdiener), „Habakuk“ (Alpenkönig und Menschenfeind), „Till“ in den Raupach'schen Lustspielen ꝛc. war er nahezu unübertrefflich. Rollen wie „Posa“ u. dgl., obgleich er sie auch gab, lagen ihm nicht, weil ihm die poetische Begeisterung fehlte. Leider läßt sich ihm als Director weniger Gutes denn als Schauspieler nachsagen, die Periode des Hamburger Stadttheaters, die seinen Namen mit an der Spitze trägt, zeigt ein Abwärts, wobei sogar oft Dinge erscheinen, die der Bühne Schröder's höchst unwürdig sind. Bei allen guten Eigen-

schaften gebrach es ihm doch an Charakter und durchgreifender Energie. Schlimmer war seine Trunksucht, die ihn so sehr beherrschte, daß er trotz aller Aergernisse, die er auf den Brettern erregte, doch immer wieder im trunkenen Zustande vor dem Publicum erschien. Als er einst als „Wallen" (Stille Wasser sind tief) die Worte sagte: „Bis Alles geordnet ist, gehe ich und trinke ein Gläschen", rief man ihm aus dem Parterre zu: „Nicht doch, Sie haben schon genug!" Trotz alledem konnte ihn die Hamburger Bühne nicht entbehren und schon im folgenden Jahr nach seinem Rücktritt gastirte er auf ihr, wie außerdem in Dresden, Leipzig, Berlin, Oldenburg, Mainz, Wiesbaden und Karlsruhe. Bald darauf erkrankte er und starb schließlich an der Aufregung, in die ihn der Hamburger Brand versetzt hatte.

Was er als Dramatiker geleistet hat, besteht großentheils in sehr geschickten Uebertragungen französischer Stücke, andererseits in eigenen kleinen Stücken, von denen er die ersten bereits in Memel aufführen ließ. Kotzebue dürfte ihm als Vorbild vorgeschwebt haben. Diese ungemein zahlreichen, in Sammlungen und Einzelausgaben erschienenen eigenen und übertragenen Arbeiten finden sich bei Goedeke III. 913 und im Hamburger Schriftstellerlexikon. Eine bis 1817 reichende Geschichte des Hamburger Theaters, die er verfaßt, ist in dem von ihm herausgegebenen „Jahrbuch für Theater und Theaterfreunde" (1841) gedruckt. Vermählt war L. seit dem 8. Juli 1820 mit Karoline Steiger, der am 28. April 1800 zu Hamburg gebornen Tochter des Regisseurs Anton Steiger (starb am 13. April 1809), die als „Infantin" (Don Carlos) 1803 zuerst die Bühne betreten hatte. Dann spielte sie Rollen wie „Preciosa" und ging um 1840 in das Fach der ersten Mütterrollen über. Erst 1850 zog sie sich von der Hamburger Bühne zurück, auf der sie u. A. die erste Darstellerin des „Bösen Geist" (Goethe's Faust) gewesen war. Ob Frau L. inzwischen etwa gestorben, konnte Verfasser nicht feststellen. Lebrun's Töchter Louise (geb. am 2. Juni 1822 zu Hamburg, vermählt am 11. März 1849 mit dem Sänger und Schauspieler Friedrich Abiger) und Antonie (geb. am 27. Juli 1823, vermählt 1847 mit dem Baronet William Henry Don) debütirten am 5. Januar 1839 als „Nina" und „Emmy" (Welche ist die Braut?) auf dem Hamburger Stadttheater, dem sie, wie auch ihre jüngere Schwester Julinka, längere Zeit als gern gesehene Mitglieder angehörten. Antonie ist von 1845—1847 Mitglied des Dresdner Hoftheaters gewesen und hat sich dann von der Bühne zurückgezogen.

Vgl. Lebrun's Nekrolog in Wolff's Alm. f. Freunde d. Schauspielkunst a. d. J. 1842, S. 105—122 (enth. auch Prätzel's Gedächtniß für den Entschlafenen); zur Charakteristik der Schmidt-Lebrun'schen Directionsepoche Schmidt's „Denkwürdigkeiten", herausgegeben von H. Uhde, II. 233—336 und Uhde's „Stadttheater in Hamburg", S. 10—93. Joseph Kürschner.

Lebrun: Franziska L., geb. Danzi, ausgezeichnete Sängerin, geb. 1756 zu Mannheim, † am 14. März 1791 zu Berlin (nach Schneider's Geschichte der Berliner Oper am 10. März). Sie war die Tochter des Violoncellisten Innocenz Danzi und die Schwester des Componisten Franz Danzi, beide leiteten vereint Franziska's Ausbildung und als diese 1771 zum ersten Mal in Mannheim auftrat, fand sie sogleich den auszeichnendsten Beifall und wurde in kurzer Zeit der Liebling der Hörer. Im J. 1775 heirathete sie dann den damals gefeierten Oboevirtuosen Ludwig August L. und erwarb sich unter dem Namen L. den größten Ruf. 1778 erschien sie auf der Scala in Mailand, 1781 und 1783 in London und wie hier wurde sie auch in München gefeiert, wo sie im Winter 1785 sang, um dann auch in Venedig und Neapel das Publicum mit ihrer herrlichen Stimme zu berücken. 1788 und 1789 begegnen wir ihr abermals in München, 1790 in Berlin, wo sie auch für die italienische Oper des Carneval 1791 engagirt wurde. Leider starb sie hier in diesem Jahre, nachdem sie nur wenige

Male aufgetreten war. Die Aufregung über den Tod ihres Gatten, anstrengende Proben zur Oper „Darius“, die Sorge, den Carneval zu stören, das Alles vereinte sich, sie auf's Krankenlager zu werfen, von dem sie nicht mehr aufstand. Franziska L. gehörte zu den gefeiertsten Sängerinnen der Zeit, ihre höchst reine, schöne und umfangreiche Stimme erreichte ohne Mühe das dreigestrichene F. Aber auch die Erscheinung der L., ihr dramatisches Talent, ihre Grazie, mit der sich Liebenswürdigkeit und Geist verband, machten sie zu einer höchst bemerkenswerthen Erscheinung. Ebenso rühmt man sie als Clavierspielerin und ihre im Druck erschienenen Clavierstücke, Duos und Trios, zeigen sie auch als Componistin von vortheilhafter Seite. Ihre ältere Tochter, Sophie, geb. am 20. Juni 1781 zu London, heirathete 1799 den Clavierbauer Joh. Ludw. Dülken in München (geb. am 5. Aug. 1761 zu Amsterdam). Sie war eine nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Italien anerkannte Clavierspielerin und unterrichtete auch ihre drei Töchter in dieser Kunst, von denen die jüngste, Violande, geb. 1810 zu München, nach Studien auf dem Pariser Conservatorium als Sängerin sich bekannt gemacht hat; sie war 1833 und 1834 in Basel als Concertsängerin engagirt und kehrte dann zu ihrer Mutter zurück. Die beiden älteren Schwestern Violandens, Fanny (geb. 1807 zu München) und Louise (geb. 1805 ebenda), erwarben sich guten Ruf als Pianistinnen. Fanny wurde 1827 die Gattin des Violinisten Anton Bohrer und als solche die Mutter der ausgezeichneten Pianistin Sophie Bohrer (s. Bd. III S. 83), Louise, ebenfalls 1827, die Gattin des Bruders ihres Schwagers Max Bohrer. Die jüngere Tochter Franziska's, Rosine, geb. am 13. April 1785 zu München, wurde von ihrem Onkel Danzi im Clavierspiel und Gesang ausgebildet und trat einige Zeit mit Erfolg als Sängerin auf. Nachdem sie jedoch am 30. Nov. 1801 den Münchner Hofschauspieler Stenzsch geheirathet hatte, ging sie zum Schauspiel über. 1830 wurde sie pensionirt und starb am 5. Juni 1855 zu München. Ihre Tochter Charlotte, geb. um 1802, gehörte von 1822 ab dem Münchner Hoftheater als Schauspielsoubrette an und wurde 1848 pensionirt.

Joseph Kürschner.

Lebschée: Karl August L., Architektur- und Landschaftsmaler, geb. am 27. Juli 1800 zu Schmiegel (Posen), kam 1807 nach München, besuchte im Alter von 14 Jahren die Akademie, zeichnete Figuren unter dem Schlachtenmaler W. v. Kobell, Thiere bei Wagenbauer, malte Landschaften unter Dillis und Dorner und versuchte sich als Kupferstecher und Radirer im Atelier von Karl Ernst Christoph Heß. Nach einer so gründlichen Vorbildung begann er eine Reihe von Werken in Steindruck und Radirung, welche durch ihre detaillirte Sauberkeit, durch schlichte Naturwahrheit und historische Treue den Namen des Künstlers zu Ehren brachten. Absonderliches Augenmerk verwendete er auf alle mit historischen Traditionen in Beziehung stehenden Ueberreste und Merkwürdigkeiten, zeichnete Ansichten, copirte Denkmale aller Art, insbesondere die älteren Bauten Münchens. Der Magistrat der Stadt, ebenso der Historische Verein von Oberbaiern erwarben eine werthvolle Sammlung von darauf bezüglichen Aquarellen und Handzeichnungen des Meisters. Vieles davon wurde in Stahlstich herausgegeben. L. beschäftigte sich auch mit Daguerrotypie und längere Zeit mit photographischen Reproductionen, doch gewann alsbald der Künstler und Zeichner die Oberhand. Am schätzbarsten sind seine Radirungen, welche mit großer Feinheit der Empfindung sich im Gebiete des landschaftlichen Genre oder im humoristischen Thierbilde („Sillo, der Hund als Soldat“, 1828) bewegten; seine wenigen Oelbilder sind steif und trocken; in seinen Aquarellen verband er öfters einen zarten Ton mit der historischen Treue, doch verleitete ihn letztere häufig zu sehr nüchternen Veduten. Der nicht nach Verdienst beachtete Künstler

wuchs allgemach zu einem Menschenfeind und Sonderling aus, hatte mit schweren Sorgen zu kämpfen und erschwerte selbst den wenigen Freunden, welche sein an herben Erfahrungen reiches Alter erträglicher zu machen suchten, ihren Liebesdienst, bis ihn am 13. Juni 1877 der Tod erlöste. Zu seinen besten Aquarellen gehören 27 „Erinnerungsblätter aus Münchens Vergangenheit" (im Besitze des Magistrats); 96 Ansichten „Altbaierischer Schlösser, Märkte und Städte" (im Besitze des Historischen Vereins von Oberbaiern) nach den im Antiquarium der kgl. Residenz von Peter Candid und dessen Schülern ausgeführten Wandgemälden. Als Radirungen erschienen: „Darstellung des englischen Gartens in München", 9 Blätter, mit Text von Lipowsky (München, 5. A. bei Hermann u. Barth, die Originalplatten in England); „Sechzehn componirte und radirte Blätter" (München 1827); 5 „Nachtstücke" (München 1828 bei Hermann); „Sechs Landschaftsstudien nach der Natur" (1828). In Lithographie gab L. heraus: „Album Russe ou fantaisies dessinées lithographement, d'après Alex. Orlowsky" (München 1826), zwölf Blätter verschiedener Ausrufer und Straßenverkäufer; „See-Landschaftsstudien" (ebendas. 1829); „Malerische Topographie des Königreichs Baiern" (1830) in 73 Stücken; eine „Sammlung malerischer Burgen und geschichtlich merkwürdiger Baudenkmale der baierischen Vorzeit" (1844) in 12 Blättern; „Panorama von Athen", gezeichnet von Ferd. Stademann (1841, in 11 Blättern und 6 Vignetten); „Thurnau und seine Umgebung" (Schloß des Grafen v. Giech) 38 Blätter. Außerdem lieferte L. 30 Initialen in Holzschnitten zu den „Alt-Münchner Wahr- und Denkzeichen" von Franz Trautmann (1864). Eine große Anzahl von Lebschée's Zeichnungen finden sich als Stahlstiche in dem dreibändigen Werke: „Das Königreich Baiern in seinen alterthümlichen, geschichtlichen, artistischen und malerischen Schönheiten" (München 1843 ff. bei G. Franz) u. s. w.

Vgl. Nagler 1839, VII. 379. Raczynski 1840, II. 450. Nagler, Monogrammisten, 1858, I. 939, II. 122, IV. 232. Realencyklopädie, Regensburg 1869, VIII. 928. Nekr. in Beil. 183 Allgem. Ztg. 2. Juli 1877. Lützow XII. 643. Seubert 1879, II. 422. Oberbaierisches Archiv 1879, XXXVIII. 127—164 mit Lebschée's Porträt in Lichtdruck (wo der erste Versuch gemacht wurde, die über siebenhundert Blätter zählenden Arbeiten dieses höchst achtenswerthen Künstlers beiläufig zu ordnen und zu verzeichnen). Ein großer Theil befindet sich auch in Maillinger's „Bilder-Chronik der Stadt München". Hyac. Holland.

Lecerf: Justus Amadeus L., bekannter Componist und Musiklehrer, geb. am 23. Juni 1789 zu Bosendorf bei Weißenfels, erhielt in Leipzig, wo seine Eltern bis 1810 wohnten, den ersten Musikunterricht, zuletzt vom Cantor der Thomasschule, August Eberhard Müller. Bereits während der Wintermonate 1803 und 1804 ließ er sich öffentlich durch den Vortrag Mozart'scher und Beethoven'scher Clavierconcerte hören. Nach vollendeten Rechtsstudien und Erlangung der Advocatur erwachte bei ihm die Neigung zur Musik immer stärker, so daß der Entschluß zur Reife kam, sich ganz und gar derselben zu widmen. Von 1815 an nahm er theoretischen Unterricht beim Cantor der Kreuzschule, Th. Weinlig in Dresden, später bei A. Reicha in Paris, der ihn dreiviertel Jahr lang an seinem contrapunktischen Unterricht im Conservatorium Theil nehmen ließ. Im Jahre 1817 bekleidete er die Stelle eines Gesang- und Clavierlehrers der Prinzessinnen von Carolath in Schlesien; 1820—1822 privatisirte er als Musiklehrer in Paris und ging hierauf Familienverhältnisse wegen nach Dresden. 1824 wurde er als städtischer Musikdirector nach Aachen berufen, wo er bis 1829 blieb, in welchem Jahre er sich in Berlin niederließ und daselbst bis 1843 als Gesanglehrer beim Cöllnischen Real-Gymnasium und an mehreren

Privat-Instituten wirkte. Familienverhältnisse veranlaßten ihn im J. 1843, sich abermals in Dresden niederzulassen, wo er Gesang- und Pianofortеunterricht ertheilte und am 28. März 1868 starb. Das von L. componirte Goethe'sche Singspiel „Jery und Bätely", mit der von dem Dichter eigens für den Componisten hinzugefügten Schlußscene, kam 1846 im Dresdner Hoftheater zur Aufführung. Von seinen anderen Werken sind zu erwähnen: „Trauermotette auf den Tod Friedrich Wilhelm's III." (Berlin, Trautwein), viele Lieder und Balladen, vier Hefte Gesänge und Gesangübungen für die Jugend (Trautwein), zwei Sonaten für Pianoforte u. s. w. Fürstenau.

Lechleitner: Georg Johann L., geb. am 1. April 1764 zu Serfaus in Tirol, † 27. Oct. 1840, erhielt in der Taufe den Namen Georg; P. Johann hieß er seit seinem Eintritte in's Kloster Stams, welcher jedoch erst in weit vorgerücktem Lebensalter erfolgte. Seine Gymnasialstudien legte er mit ausgezeichnetem Erfolge in Innsbruck zurück; eben daselbst trat er in das damals bestehende Generalseminar ein und wurde 1790 zum Priester geweiht. Nach Empfang der priesterlichen Weihen wirkte er theils als Seelsorger, theils widmete er sich dem Unterrichte begabter Jünglinge in Grammatik, Rhetorik und Philosophie, bis er im J. 1801 am Gymnasium in Hall eine Anstellung als Präfect und Professor der Rhetorik erhielt. Als das Gymnasium während der zeitweiligen Baiernherrschaft in Tirol aufgehoben wurde, erhielt er die Stelle eines fürstbischöflichen Hofkaplans in Brixen. Da im Jahre 1814 nach Vorübergang der zerrütteten Zeiten der napoleonischen Gewaltherrschaft die kirchlichen Verhältnisse Tirols geordnet und mehrere aufgehobene geistliche Stifte wiederhergestellt wurden, befand er sich unter den ersten Fünf, welche in das wiederhergestellte Cistercienserkloster Stams eintraten. Als Mitglied desselben legte er am 26. Nov. 1817 im Beisein des damaligen Gubernialrathes und späteren Fürstbischofes von Brixen Bernhard Galura, so wie seines Freundes, des Gubernialrathes Rapp die feierlichen Ordensgelübde ab, und widmete sodann den Aufgaben des anfänglich mit einer nicht ausreichenden Zahl von Kräften besetzten geistlichen Stiftes seine angestrengteste Thätigkeit, namentlich in der Pastorirung der dem Stifte einverleibten Pfarren. Erst in dem letzten Jahre seines Lebens ward es ihm vergönnt, sich bleibend in das Stift zurückzuziehen. Zweimal wurde seine Pastoration durch eine lehramtliche Thätigkeit unterbrochen; 1824 supplirte er die Lehrkanzel der Religionswissenschaft an der Innsbrucker Universität, 1826 lehrte er im Prämonstratenserstifte Wilten die Moraltheologie. Im J. 1840 feierte er am 20. August sein 50jähriges Priesterjubiläum, am 27. Oct. desselben Jahres wurde er Morgens im Bette todt gefunden. L. war auch als Schriftsteller thätig und ließ 1820—1838 eine Darstellung der „Philosophia theoretica et practica" in fünf Bänden erscheinen (Logica 1820; Metaphysicarum disciplinarum Pars I: De universalibus. 1824; Pars II: De Deo omnium rerum principio et fine ultimo. 1825; Pars III: Psychologia 1829; Philosophia practica: Jus naturae 1838). Die Darstellung der praktischen Philosophie vermochte er nicht mehr zu Ende zu führen; das im Drucke erschienene Jus naturae ist nur eine erste Abtheilung derselben. Er gehörte seiner geistigen Richtung nach der durch Herculan Oberrauch und Philibert Gruber (Bd. X, S. 5) begründeten theologisch-philosophischen Schule an. Der zweite Theil seiner Metaphysik wurde durch seinen Ordensgenossen P. Kaspar Sonnerer in's Deutsche übersetzt: „Vom Urgrunde und letzten Zwecke aller Dinge" (1839); der Uebersetzung ist ein interessantes Vorwort aus der Feder des Jos. v. Görres vorausgeschickt, welches nebst einer allgemeinen Charakteristik der Tiroler Schule auch eine kurze Ueberschau des Inhaltes der Schriften Lechleitner's bietet.

Werner.

Lechner: Kaspar L., Jesuit, geb. 1583 zu Reichenhall in der Erzdiöcese Salzburg, † zu Prag am 31. März 1634. Er lehrte theils zu Ingolstadt, theils zu Prag die Philosophie, dann durch vier Jahre die Moral, durch neun Jahre die scholastische Theologie, endlich über zwei Jahre lang die biblische Exegese. Er schrieb: De praedicatione logica; De transmutatione ad formam absolutam, an sit possibilis; De corpore sublimi i. e. meteorico; De anima vegetativa; De corpore animali — sämmtlich zu Ingolstadt 1615 f. gedruckt. Ferner: „Digitus Dei in bivio, sive tractatus de providentia Dei circa distributionem statuum“ (anonym, aus Ludw. de Ponte's zweitem Buche De perfectione christiana) 1619 u. 1620; „Dissertatio theologica de renuntiatione successionis et dispositione bonorum, quam religionum candidati faciunt“ 1623; „Eutychi-Nestoriana ubiquitas theologica dissertatione impugnata, contra Theodorum Thummium praedicantem Tubingensem“, 1624; „Theodorus Thummius analytice et libellis duobus de Papa Antichristo in typo descriptus“, 1626; „Dissertatio theologica de praedestinatione et reprobatione hominum“, 1627; „Sodalis Parthenius sive libri tres, quibus mores sodalium exemplis informantur“, 1621; vermehrt 1628 (die erste Auflage war anonym).

Vgl. De Backer, Biblioth. des écriv. de la Comp. de Jésus V, 424 f.; Hurter, Nomencl. lit. I, 587; Jöcher und Rotermund; Karl Werner, Gesch. der apologet. u. polem. Lit. IV, 559 u. dessen Gesch. der kath. Theol. in Deutschl. 65. Stanonik.

Lechner: Leonhard L., ein fleißiger Tonsetzer des 16. Jahrhunderts, über den wir neuerdings vortreffliche Quellenarbeiten in den Monatsheften für Musikgeschichte erhalten haben. Er war in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. im Etschthal geboren und scheint einer gelegentlichen Aeußerung gemäß in der Cantorei des Herzogs Wilhelm von Baiern in München Sängerknabe gewesen zu sein, wo er unter Orlandus de Lassus' Direction seine Studien gemacht hat. 1570 treffen wir ihn als Schullehrer in Nürnberg, wo er bereits als Componist Motetten und deutsche Lieder herausgibt, auch — wol nur des Verdienstes halber — eine Motetten-Sammlung seines einstigen Meisters Orlandus de Lassus, nebst Messen desselben, sowie die dreistimmigen, damals sehr beliebten Lieder Jacob Regnart's fünfstimmig setzt und in Nürnberg veröffentlicht. Diese rege Thätigkeit verschaffte ihm bald die Anerkennung seiner Zeitgenossen und der Graf Eitel Friedrich von Hohenzollern ließ ihn durch seinen Rath und Rechtsanwalt Johann Drezel zu sich auf sein Schloß zum Besuche einladen, wo er ihn gastfrei aufnahm und reich beschenkt entließ, wie uns L. in seinen Messen von 1584 selbst mittheilt. Aus diesem Besuche entspannen sich Unterhandlungen, ihn als Capellmeister nach Hechingen zu gewinnen und Lechner's lebhafter Geist, der an der Schulmeisterei in Nürnberg wol wenig Gefallen fand, ging schnell darauf ein, so daß er bereits in demselben Jahre (1584) als „wohlbestallter Capellmeister“ des Grafen Eitel Friedrich fungirt. Doch Lechner scheint hier nicht gefunden zu haben, was er erwartete, oder er ließ sich in der damals sehr abhängigen und einem Diener gleichkommenden Stellung zu Ungehörigkeiten hinreißen, kurz, nach Ablauf kaum eines Jahres entfernte er sich heimlich vom Schlosse Hechingen und suchte eine anderweitige Stellung. Da damals in Dresden die kurfürstliche Capellmeisterstelle erledigt war, so bewarb er sich zunächst um diese, suchte aber vor Allem mit Weib und Kind beim Herzog von Württemberg in Tübingen Schutz. Hier ließ ihn der Graf durch einen gewissen Peter Gadmeyer, Stadtschreiber, aufsuchen und zur Rückkehr bewegen. Das Schreiben, welches Gadmeyer dem L. vom Grafen überreichte, ist in einem freundlichen, fast bittenden Tone abgefaßt (s. Monatsh. f. Musikg. I, S. 185, sowie man die folgenden Schreiben ebenfalls dort abgedruckt findet). Lechner's Antwort aber,

was sehr zu seinen Ungunsten spricht, ist hochfahrend und setzt alle Rücksicht gegen seinen hochgestellten Herrn bei Seite; ohne einen triftigen Grund seines Entweichens anzugeben, besteht er nur darauf, daß er nicht nöthig habe, um seinen Abschied einzukommen. Der Graf griff nun zu Gegenmitteln, unterrichtete den Kurfürst von Sachsen von dem Entweichen Lechner's und bewog jenen, den ihm sonst so gut empfohlenen L. — der Herzog von Württemberg, der Herzog Wilhelm von Baiern und Orlandus de Lassus waren beim Kurfürsten zu Gunsten Lechner's eingetreten und hatten ihn schriftlich empfohlen — nicht anzustellen. Auch ein Schreiben des Grafen an den Markgrafen von Brandenburg in derselben Angelegenheit bewahrt das königlich sächsische Hauptstaatsarchiv auf. L. sah sich so von allen hochfliegenden Plänen verdrängt und mußte zufrieden sein, daß ihn der Herzog von Württemberg in Diensten behielt. Hier läßt sich seine Thätigkeit bis in's Jahr 1590 verfolgen, von da ab verschwindet aber jegliche Spur, so daß man nicht irre gehen wird, wenn man seinen Tod in diese Zeit setzt. L. hat in allen Musikformen Werke hinterlassen, von der Messe bis zum kleinen Liede und wenn er auch nicht die höchste Staffel des Ruhmes erreicht hat, so sind seine Werke mehrfach aufgelegt und vielfach verbreitet gewesen, wovon jetzt noch die auf öffentlichen Bibliotheken vorhandenen Exemplare Kunde geben, die in ganz Deutschland, vom höchsten Norden bis zum tiefsten Süden, in Ost und West zu finden sind. Die Monatshefte für Musikgeschichte geben im 10. Bande ein Verzeichniß seiner Drucke mit Angabe des Inhaltes und der Fundorte; man erkennt daraus am besten die einstige Beliebtheit Lechner's. Auch in der jüngsten Zeit sind einige seiner Gesänge wieder von Neuem herausgegeben, darunter befindet sich auch die sechsstimmige Gelegenheitscomposition an den Kurfürsten von Sachsen, die ihm helfen sollte, den sächsischen Capellmeisterposten zu erlangen: „Saxoniae Princeps Augustissime salve" (M. f. M. I, Nr. 12), die aber trotz ihrer vortrefflichen Arbeit den Zweck nicht erreichte. Besonders interessant und lehrreich finde ich aber die fünfstimmige Bearbeitung der Regnart'schen dreistimmigen Lieder, von denen die Monatshefte, Bd. VIII, Beilage zu S. 56, einen Satz neben dem Regnart'schen des Vergleiches halber bringen: „Ohn dich muß ich aller Freuden maßen". Das ist nicht nach heutigem Begriffe ein Arrangiren des dreistimmigen Satzes in einen fünfstimmigen, sondern eine vollständig neue Bearbeitung. Es ist als wenn zwei dasselbe Thema bearbeiten und Jeder einen vollkommen neuen Eindruck seiner Arbeit erzielt. Man erkennt daraus am Besten, wie gewandt die Alten in Behandlung ihrer Motive waren und daß ihre Stärke nicht in der Erfindung neuer und reizvoller Themas bestand, sondern in der Behandlung und Benützung eines Motivs. Rob. Eitner.

Lechner: Peter L., Benedictiner, geb. am 7. März 1805 zu Pfaffenhofen in Baiern, † am 26. Juli 1874 zu Scheyern. L. machte seine theologischen Studien zu München, löste dort 1829 die theologische Preisfrage und wurde darauf zum Doctor der Theologie promovirt. Nachdem er an mehreren Orten in der Seelsorge thätig gewesen, trat er 1839 in das von König Ludwig I. wieder hergestellte Benedictinerstift Scheyern ein und wurde dort 1843 Prior. 1847 ging er mit dem P. Bonifaz Wimmer nach Nordamerika, wo die baierischen Benedictiner das Kloster St. Vincent in Pennsylvanien gründeten. 1851 nach Scheyern zurückgekehrt, blieb er dort Prior und Novizenmeister bis zu seinem Tode. L. gründete 1832 als Domcaplan in Augsburg mit seinem Collegen Anton Schmid die Zeitschrift „Sion". Später hat er eine große Zahl von ascetischen und erbaulichen Schriften verfaßt, auch ein „Martyrologium des Benedictiner-Ordens", ein „Leben der Heiligen aus dem Orden der Capuziner", 3 Bde., 1863—65, und mehrere Biographien von Heiligen. Ein von ihm

ausgearbeiteter populärer Bibelcommentar ist erst 1881 mit einer Vorrede des Abtes Wimmer in St. Vincent veröffentlicht worden (Die hl. Schrift des N. T., 1 Bd.; A. T., 1. Band 1881).

Litt. Handweiser, 1874, 240; 1878, 489. Reusch.

Leckūchner: Hans oder Johannes L. (Lebküchner) von Nürnberg, war ein berühmter Fechtlehrer des 15. Jahrhunderts; er verfaßte, wie er selbst erzählt, im J. 1478 eine Anleitung zur Fechtkunst, die zum größeren Theile in deutscher Prosa ist, dazwischen aber in Versen; und zwar sind es gereimte, sogenannte leoninische Hexameter, die jedoch ziemlich schlecht gerathen sind. Sein Vorbild war der etwas ältere Lichtenauer, bei dem die gleiche Mischung prosaischer und poetischer Form sich findet. Er versah sein Werk mit Abbildungen, die die jedesmalige Stellung und Haltung der Fechtenden darstellen. In der Heidelberger Handschrift ist am Schluß ein lateinisches Zueignungsschreiben des Verfassers an den Pfalzgrafen Philipp beigefügt, welches in einer anderen Handschrift und in Drucken des 16. Jahrhunderts sich deutsch findet, doch ist das Lateinische wol das Original. Wir ersehen daraus, daß L. zur Zeit der Verfassung seines Werkes in Herzogen=Aurach lebte.

Vgl. Maßmann im Serapeum, 5, 50 ff. K. Bartsch.

Leclerc: David L., geb. 1680 in Bern, † 1738 in Frankfurt. In seiner Vaterstadt zum Maler gebildet, kam er 1698 nach Frankfurt a/M., wo er durch seine Vielseitigkeit Aufsehen erregte, indem er Oel=, Miniatur= und Schmelzfarben mit gleicher Geschicklichkeit zu behandeln wußte. Die Landgrafen Ernst Ludwig von Darmstadt und Karl von Kassel beschäftigten ihn; der letztere ließ den Künstler nach Paris reisen. Von da heimgekehrt, arbeitete L., mit Ausnahme eines zweijährigen Aufenthalts in London 1715—17, bis an sein Ende als Porträtmaler in Frankfurt. Mehrere seiner Bildnisse wurden gestochen.

Gwinner, Kunst und Künstler, S. 248. Stricker.

Lecoq: Karl Ludwig Edler v. L., preußischer Generalmajor, 1753 geboren, 1766 in den Dienst getreten, kam als kenntnißreicher und gebildeter Offizier in den Generalquartiermeisterstab, machte in diesem als Major die Rheincampagne mit, erwarb vor Mainz den Orden pour le mérite, ward 1802 zum Commandeur en chef des Grenadiergardebataillons ernannt und bei Ausbruch des Krieges von 1806 mit dem Commando der Truppen in Westfalen betraut. Er besaß das besondere Vertrauen des Königs und hatte in der Armee einigen Ruf; da unter seiner Leitung eine 1805 in 22 Blättern herausgegebene gute Karte von Westfalen aufgenommen war, hielt man ihn für die ihm gewordene Stellung für vorzugsweise geeignet. Er erfüllte indeß die von ihm gehegten Erwartungen wenig. Am 2. October in Münster angekommen, empfing er von Blücher am 9. die Nachricht vom Beginn der Feindseligkeiten und die Weisung, offensiv vorzugehen; kaum aber hatte er sich angeschickt, dieser zu befolgen, so trafen Nachrichten von den Ereignissen des 14. und der Befehl für ihn ein, nach der Elbe zu marschiren. Er setzte sich daher nach dieser Richtung in Marsch, fürchtete aber, jenen Strom nicht mehr zu erreichen, ging nach Hameln und bezog hier am 24. ein Lager. In der Festung commandirte General v. Schöler, ganz in der Nähe derselben stand außerdem General v. Hagken mit einem Truppencorps; alle drei Abtheilungen, gegen 10 000 Mann, theilten fortan gleiches Schicksal und für alle gemeinsam begannen schon am 10. November nach ganz unbedeutenden Gefechten, die Unterhandlungen mit den am 7. vor der Festung erschienenen Franzosen. Wenige Tage später verlegte L. des schlechten Wetters wegen seine Truppen aus dem Lager in die Stadt und schien zunächst an eine ernste Vertheidigung zu denken, bald aber wurden die unterbrochenen Verhandlungen von neuem aufgenommen und schon am

20. desselben Monats gingen die preußischen Führer, durch General Savary's Auftreten vollständig eingeschüchtert, eine Kapitulation ein, zufolge deren am 22. die in vollkommenem Vertheidigungszustande befindliche, mit allem Bedarf wenigstens noch für einen Monat auf das reichlichste versehene Festung, ohne daß sie überhaupt angegriffen war, 6000 Feinden überliefert werden sollte, welche nur über weniges Feldgeschütz verfügten. Die Soldaten sollten kriegsgefangen nach Frankreich gebracht, die Offiziere auf Ehrenwort entlassen werden. Auf die Nachricht hiervon brach unter den Truppen ein Meuterei aus, die Mannschaften zerstreuten sich zumeist und die Franzosen rückten ohne weiteres ein. L. wurde nicht weiter verwendet und starb zu Berlin am 14. Februar 1829.

L. v. Zedlitz, Pantheon des preuß. Heeres, II, Berlin 1836. — E. v. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807, II, 2. Auflage, Berlin 1855.

Poten.

Lecoq: Karl Christian Erdmann Edler v. L., königlich sächsischer Generallieutenant und commandirender General, geb. den 28. October 1767 zu Torgau, trat bereits in seinem 13. Jahre in die sächsische Infanterie, in der er am 30. Mai 1800 zum Major ernannt wurde. In den Feldzügen 1806, 1807 und 1809 kämpfte er mit Auszeichnung; ward schon am 22. Febr. 1810 Generallieutenant und erhielt 1812 den Befehl über das nach Rußland marschirende sächsische Corps. Auch 1813 ward ihm das Commando über die neuformirten sächsischen Abtheilungen anvertraut, mit denen er bei Großbeeren und Jüterbogk focht; ebenso stand er 1814 an der Spitze des in den Niederlanden verwendeten sächsischen Contingentes. Mit Eifer wirkte er für die Rückkehr des in Gefangenschaft gehaltenen Königs Friedrich August, ohne daß seine Bemühungen Erfolg hatten; er wurde im Gegentheil genöthigt, die Armee zu verlassen und nach Sachsen zu gehen, von wo er erst nach vollzogener Theilung des Landes wiederkehrte, um nunmehr auch die Trennung der Armee zu vollziehen, welche schwere Aufgabe er mit Geschick und Umsicht zur Ausführung brachte. Nach wiederhergestelltem Frieden ward L. zum commandirenden General der Armee ernannt, um deren Neuformation er sich in hohem Grade verdient machte. Sein Tod erfolgte am 30. Juni 1830 zu Brig im Kanton Wallis, auf einer Reise nach dem südlichen Italien. Winkler.

Le Dayn: Victor L. (De Dayn), Buchhändler und Buchdrucker zu Gent im 16. Jahrhundert. Biographische Nachrichten über ihn fehlen gänzlich. Als Buchhändler tritt er zuerst im J. 1540 auf und ließ seine Verlagswerke, welche ausschließlich nur aus einer einzigen Gattung: Münztafeln über Verhältniß und Vergleichung der Geldsorten nebst solchen über die Gewichte und Maße bestanden (vgl. auch Lambrecht, Jodocus), in der Regel in der Officin des Peter de Keysere (vgl. Bd. XV. S. 696) zu Gent herstellen. Nach den Forschungen neuerer belgischer Bibliographen war es L. auch selbst, der namentlich zu seinem „Manuel des Marchands“ die vortrefflichen Münztafeln, womit dieses Buch ausgestattet ist, geschnitten hat. Da indessen diese Publicationen mit großen Kosten verknüpft waren, wendete er sich bittlich an den Genter Magistrat um einen Zuschuß, der ihm auch 1542 bewilligt wurde. Als aber die Werkstätte Keysere's im J. 1548 oder 49 zu arbeiten aufhörte, errichtete L. selbst eine Buchdruckerei und zu diesem Zwecke unterstützte ihn nochmals die städtische Behörde im J. 1551, doch ging aus seiner eigenen Druckerei, so viel bekannt, nur ein einziges Buch hervor, das zwar mit einer Jahrzahl nicht versehen ist, jedoch das aus Brüssel datirte Privileg vom J. 1552 enthält. Sein Buchladen befand sich anfänglich „by Tsrepen huus (Stadthaus) inde Saysteghe

by de gulden handt", später aber, als er eine Druckerei errichtete, bezog er eine andere Wohnung „naest der Clocken by Beelfroit". Alle Bücher, welche seinen Namen tragen, gehören zu den größten Seltenheiten und wir nennen von seinen Verlagsartikeln: „Der Cooplieden Handbouxkin", 1540, 1546, 8⁰; „Le Manuel des Marchans moult vtile a trestous", 1545, 16⁰ und „Kalengier meter Eualuatie van allen gauden (Gulden) ende zeluezen penninghē . . , .", o. J. 16⁰; sein Druckwerk ist betitelt: „Een dobbel cyfer rekēbouck zeer profitelic . . . .", am Ende: „Gheprēt te Ghēdt by Victor de dayn ghezworen boucprenter . . . ." und in französischer Sprache: „Imprimé a Gand par Victor le Dayn . . . .". Von seinen beiden Marken aus den Jahren 1545 und 1552 trägt die erstere als Unterschrift auf einem fliegenden Bande die Worte „Sans de Dayng".

Vanderhaeghen, Bibliographie Gantoise, I. 94—97.

J. Franck.

Ledderhose: Konrad Wilhelm L., geh. Regierungsrath und Director des Hofarchivs in Kassel, geb. am 21. December 1751 in Hanau und † am 19. Decbr. 1812 in Kassel, war der Sohn des Superintendenten, Consistorialraths und Oberhofpredigers Johann Konrad L., der sich durch seine Predigten so auszeichnete, daß ihn der Landgraf Wilhelm VIII. bevorzugte und ihn von Hanau nach Kassel zog. Unter seinen sieben Kindern von seiner zweiten Frau, Dorothea Elisabeth, einer geborenen Pfannkuche, war unser Konrad Wilhelm das jüngste. Von früher Jugend an unterrichtete ihn sein Vater selber. Als die Familie von Hanau nach Kassel versetzt wurde, besuchte er die Lehrstunden einiger Lehrer an der Stadtschule, jedoch nur kurze Zeit. Hierauf that ihn sein Vater zu einem Vetter, dem Pfarrer Ledderhose in Obern-Aul. Hier blieb er, gut vorgebildet, bis zum Jahre 1766, besuchte alsdann das Collegium Carolinum in Kassel und konnte schon Ostern 1769 die Universität Marburg beziehen. An dem Kanzler Hombergk fand er einen Mann, der väterlich für den jungen Studenten sorgte. Er hatte das Studium der Rechtsgelehrsamkeit erwählt. Es waren tüchtige Männer, die ihn förderten. Ostern 1772 hörte er in Göttingen bedeutende Professoren, wie Böhmer, Claproth, Meister, Pütter und v. Selchow. Schon im Januar 1771 verlor er seinen Vater durch den Tod, und die Mutter war nicht im Stande, die weiteren Kosten aufzubringen. Er verließ Ostern 1773 Göttingen und unterwarf sich der Prüfung der Marburger Juristenfakultät. Schon im Jahre nachher wurde er durch Vermittelung seines väterlichen Freundes Hombergk Assistent bei der Marburger Universitätsbibliothek. Von dem Gehalte aber konnte er unmöglich leben. Wurde er im J. 1774 Archivar bei der Regierung in Kassel, so finden wir ihn im Sommer 1784 als Professor des bürgerlichen und des Staatsrechts, wie auch der deutschen Reichsgeschichte am Collegium Carolinum. Er war ein durch und durch gebildeter Mann, der seinen Posten ganz und voll ausfüllte. Es sind eine Menge Schriften, die aus seiner begabten Feder hervorgingen, theils in lateinischer Sprache, die er gut schrieb, theils in deutscher Sprache erschienen. Besonders warf er sich auf kirchenrechtliche Fragen. Ein Professor Robert in Marburg hatte in einem Programm behauptet, daß die äußere und öffentliche Ruhe der evangelischen Kirche nicht erschüttert werden könne, wenn mit den bisher angenommenen symbolischen Büchern eine Veränderung vorgenommen werde, und daß der Landesherr kraft des ihm zustehenden jus reformandi dazu berechtigt sei. Dawider schrieb L.: „Super jure principis circa mutandos libros, quos dicunt symbolicos", 1775. Wodurch er aber zu seiner Zeit einen geachteten Namen in seinem Vaterlande erlangt hat, ist sein Buch: „Beiträge zur Beschreibung des Kirchenstaates der Hessen-Kasselschen Lande", 1781. Diese so nützliche Zusammen-

stellung hat nur ein Mann von seinem Fleiße und seiner Umsicht bewerkstelligen können. Seine mancherlei Gutachten und Schriften sammelte er unter dem Titel: „Kleine Schriften" in 3 Bänden. Sein Landesherr Wilhelm IX. hatte sein „Hessen-Kasselisches Kirchenrecht" gnädig aufgenommen, so daß er glaubte, seine gesammelten Schriften ihm dediciren zu sollen, und ihm den Segen des Allmächtigen zu wünschen. In der Vorrede zu diesem Werke sagt er bescheiden, daß gegründeten Kritiken Niemand williger sein Ohr leihe, als er, er halte es mit dem Patriarchen des deutschen Staatsrechts (Joh. Jakob Moser), welcher sage: „Sich an Anderer Fehlern kitzeln, ist läppisch. Selber ohne Fehler sein wollen, ist thöricht. Anderer Fehler tadeln, ist eine schlechte Kunst, eine desto größere hingegen, es besser zu machen". Es läßt sich denken, daß ein so solider, rechtschaffener Charakter, welcher, wie seine Eltern, fest hielt an dem Bekenntnisse der Kirche, das durch die französische Revolution und die Freigeisterei hereinbrechende Verderben schwer fühlte und sich nicht enthalten konnte, ein Zeugniß wider den in Kirche und Schule auftauchenden Unglauben abzulegen. Er that dies in einer Broschüre, die noch Hengstenberg einmal in seiner Evangelischen Kirchenzeitung als ein schönes Zeugniß hervorgehoben hat.

Strieder, Geschichte Hessischer Gelehrten und Schriftsteller, Bd. VII und folgende. Duysing, Annalen der Gesetzgebung in den Kurhessischen Landen, Bd. II. Ledderhose.

Ledebour: Karl Friedrich v. L., kaiserlich russischer Staatsrath und Ritter mehrerer hohen Orden, wurde im J. 1786 zu Greifswald geboren, daselbst schon in seinem 19. Lebensjahre als außerordentlicher Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens angestellt und in seinem 25. Lebensjahre als ordentlicher Professor der Botanik, Mineralogie und Zoologie, sowie als Director des botanischen Gartens nach Dorpat berufen, von wo er nach 20jähr. Wirksamkeit als Emeritus schied, um unter Beibehaltung seines Gehaltes sein Leben in Deutschland der Wissenschaft zu widmen, indem er zuerst Heidelberg, dann München zu seinem Wohnsitz erwählte; hier starb er am Nervenfieber am 4. Juli des Jahres 1851. Seinen hervorragenden wissenschaftlichen Ruf begründete sich L. zunächst durch die in Gemeinschaft mit C. A. Meyer und Alex. v. Bunge in den Altai unternommene Reise und deren wissenschaftliche Bearbeitung („Flora altaica", bearbeitet von L., C. A. Meyer und Alex. v. Bunge), ganz besonders aber durch das Hauptwerk seines Lebens, welches erst nach seinem Tode durch die Munificenz der russischen Regierung beendet wurde, die „Flora rossica", eine durch Fleiß und Gewissenhaftigkeit der Bearbeitung höchst ausgezeichnete Leistung auf dem Gebiete der Floristik. — Eine indische Melanthinceengattung benannte Roth nach L., dann auch Link eine Umbellatengattung, die jedoch mit Tragium zusammenfällt. Russow.

Ledebur: August Ludwig Freiherr v. L. ist seinen Eltern, dem Präsidenten der Kriegs- und Domänenkammer zu Hamm und dessen Gattin, geb. Freiin v. Görz-Wrisberg, als der siebente von neun Söhnen am 18. Septbr. 1776 zu Hamm in Westfalen geboren. In dem Stifte zu Schildesche, dem Wohnsitz zweier weiblicher Anverwandten, erhielt er seine erste Erziehung und wurde für eine Civillaufbahn bestimmt. Doch gelang es ihm bald, die Einwilligung zum Eintritt in das Heer zu erlangen, dem er dann, gleich sieben seiner Brüder, mit Leib und Seele 56 Jahre hindurch angehörte. Zunächst wurde er in die Listen des in der Altmark garnisonirenden 7. Kürassierregiments eingetragen, zu welchem er am 19. Mai 1792 einberufen wurde. Als er nach schwerer Krankheit Anfang Juni in Salzwedel eintraf, war das Regiment bereits nach dem Rheine abgerückt. Er wurde nun beim Depot ausgebildet und

marschirte im Januar 1793, unterdessen zum Cornet befördert, mit einem Commando dem Regimente nach, welches bei Mainz stand. Erst der 14. September, der Tag von Pirmasens, führte das Regiment ins Gefecht, das es mit hoher Auszeichnung bestand; es nahm 13 feindliche Geschütze (die es fortan im Siegel führte) und es war L. vergönnt, von diesen Trophäen zwei Geschütze persönlich zu erobern. Im Verlaufe des Gefechts wurde er mehrmals und zum Theil sehr schwer verwundet, so daß er sich erst zum Feldzuge von 1794 wieder dem Regiment anschließen konnte. Nach geschlossenem Frieden (zu Basel) mit dem Regiment zur Demarcationslinie nach Westfalen commandirt, that L., getrieben von dem Verlangen nach höherer geistiger Ausbildung, den ungewöhnlichen Schritt, auf ein Jahr Urlaub zu erbitten, um in Göttingen studiren zu können. Anfänglich schroff abgewiesen und auf der Universität mit Mißtrauen empfangen, setzte er doch sein Vorhaben durch und studirte während des Jahres 1800 auf der Georgia-Augusta, von wo er in die Friedensgarnison zurückkehrte und sich mit Eifer dem Dienste widmete. In der Campagne von 1806 hatte er das Unglück, bei Auerstädt gefangen zu werden. Auf dem Marsche nach Frankreich entsprang er in Mechterstedt bei Gotha dem Transporte und gelangte nach ungeheueren Anstrengungen und Mühsalen nach Travemünde, von wo er sich am 18. November nach Rußland einschiffte. Dort aber ward er 4 Wochen hindurch als Arrestant festgehalten und gelangte erst gegen Weihnachten wieder ins Vaterland. In Königsberg hatte er den Vorzug, zur Dienstleistung beim Regiment der Garde du Corps commandirt zu werden, wo er bald Gelegenheit fand, sich bei dem selbständig ausgeführten Ueberfall von Bialokowo sehr auszuzeichnen und den Orden pour le mérite zu verdienen. Im Februar 1807 wurde er Stabsrittmeister und kehrte im Winter 1809 mit dem Regiment nach dessen Garnison Potsdam zurück, wo er im December 1811 Major wurde. Die Campagne von 1813 machte L. beim Regiment mit, ohne Gelegenheit zu finden, persönlich hervorragendes zu leisten. Dicht vor Paris wurde er zum Commandeur eines neu zu errichtenden Elb-National-Husarenregiments ernannt und mußte den Kriegsschauplatz verlassen, um in Aschersleben die Formation zu leiten. Mit dem neuen Regiment nahm er dann an der Belagerung von Magdeburg Theil, marschirte sodann nach Dresden und weiter nach Lübben und rückte 1815 nach dem Rhein, wo das Regiment der Rerservecavallerie unter Prinz Wilhelm zugetheilt wurde und der nunmehrige Oberstlieutenant v. L. nach der Schlacht von Ligny ein größeres Arrieregardecommando erhielt und dann nach Paris marschirte. Nach geschlossenem Frieden in die Garnison Aschersleben zurückgekehrt, blieb L., später als Oberst, Commandeur seines (des 10.) Husarenregiments bis zum Jahre 1830, wo er als Generalmajor Commandant von Kolberg wurde. In diesem ihm ganz neuen Wirkungskreise blieb er, 1840 zum Generallieutenant ernannt, bis zu seiner durch eine im Dienst erhaltene Verletzung nothwendig gewordenen Verabschiedung, die am 1. Decbr. 1848 erfolgte, und machte sich daselbst durch Reorganisation des Garnisonschulwesens besonders verdient. Gleich nach seiner Verabschiedung, nach 56 Dienstjahren, wurde er General der Cavallerie. L. zog sich nach Schwedt a. O. zurück, wo er am 26. April 1852 starb, ein durch die treueste Pflichterfüllung, Milde und wahrhafte Liebe zu seinen Mitmenschen ausgezeichneter Mann.

Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 u. 1807. Ein Zeit- und Lebensbild aus den hinterlassenen Papieren des Generals der Cavallerie A. L. Frhrn. v. Ledebur, Berlin 1855.

Ernst Friedlaender.

Ledebur: Friedrich Clemens (Joseph Egon Maria Anton) Freiherr v. L.-Wicheln, Bischof von Paderborn, geb. am 22. October 1770 auf dem Hause Düsse bei Oestinghausen im Kreise Soest, † am 30. August 1841 zu

Paderborn. Nach dem frühen Tode seines Vaters kam L. zu seinem Oheim, dem Weihbischof von Wendt zu Hildesheim. Er absolvirte dort das Gymnasium, studirte dann zwei Jahre an der neu errichteten Universität zu Bonn, ein Jahr zu Mainz und ein Semester zu Paderborn, wurde 1795 zum Subdiakon geweiht und trat nun die ihm verliehene Präbende im Domcapitel zu Hildesheim an. Später wurde er Hofmarschall des Fürstbischofs Franz Egon v. Fürstenberg von Hildesheim und Paderborn. Kurz vor der Säcularisation des St. Patrocli-Stifts zu Soest erhielt er die Propstei daselbst. — Während der Verhandlungen der hannoverschen Regierung mit dem römischen Stuhle und nochmals im J. 1824 wurde L. als Coadjutor des Fürstbischofs mit dem Rechte der Nachfolge in Vorschlag gebracht; seine Ernennung scheiterte jedoch an dem Widerspruch des Fürstbischofs. Dieser ernannte ihn aber nach dem Tode seines Generalvicars, des Weihbischofs v. Wendt (21. Jan. 1825) zu dessen Nachfolger, und als der Fürstbischof selbst am 11. August 1825 starb, wurde L. zum apostolischen Vicar für Hildesheim ernannt, aber schon am 10. November 1825 von dem neu organisirten Domcapitel zu Paderborn, dem Wunsche der preußischen Regierung entsprechend, zum Bischof von Paderborn gewählt. Er wurde als solcher am 3. Juli 1826 vom Papste präconisirt, darauf zum Priester geweiht und am 28. October consecrirt. Durch ein Breve vom 22. September 1826 wurde er auch zum apostolischen Vicar der nordischen Missionen ernannt (Mejer, Propaganda, II. 508). Im J. 1828 installirte er als Executor der Bulle Impensa (über die Circumscription der hannoverschen Diöcesen) das Domcapitel zu Hildesheim; er wurde von diesem am 4. Septbr. 1828 als Bischof postulirt, lehnte aber, dem Wunsche Friedrich Wilhelms III. entsprechend, ab. — L. war ein geistig nicht bedeutender, aber frommer, wohlthätiger und friedfertiger Bischof. In der ultramontanen Presse wurde er, namentlich wegen seiner Verordnungen über Conversionen, gemischte Ehen u. dgl., mehrfach angegriffen (Aschaffenburger Kirchenzeitung, 1831, A. B.; 1833, 1194). Seine Zustimmung zu der bekannten Convention über die gemischten Ehen vom Jahre 1834 nahm er unter dem 10. Jan. 1838 zurück (Höninghaus, Kirchenzeitung, 1838, 328). Bei der Huldigung am 15. October 1840 hielt er als ältester Bischof die Ansprache an Friedrich Wilhelm IV. im Namen der katholischen Geistlichkeit.

N. Nekrolog, 1841, Nr. 252. Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen, S. 226. 264. Reusch.

Ledebur: Leopold Karl Wilhelm August Freiherr v. L. ist am 2. Juli 1799 zu Berlin geboren. Nach kurzem Besuch des Gymnasiums zu Herford geschah seine weitere Ausbildung durch Privatstudien, die ihn befähigten, nach abgelegter Fähnrichsprüfung am 1. Januar 1816 in das Heer und zwar bei der zweiten Festungscompagnie in Stettin einzutreten. Am 1. März trat er zum zweiten Garderegiment zu Fuß über und wurde am 11. November desselben Jahres Offizier. Hochgradige Kurzsichtigkeit zwang ihn im December 1828 den Abschied zu nehmen, nachdem er am 15. November 1827 Premierlieutenant geworden war. Er verließ die Armee mit dem Charakter als Hauptmann und einem überaus günstigen Zeugniß über seine Tüchtigkeit, welches ihm von seinem Regimentscommandeur, Oberst v. Quadt, ausgestellt wurde. Ledebur's wissenschaftliche Befähigung, die sich in seinem Buche „Das Land und Volk der Brukterer", 1827, zuerst öffentlich documentirt hatte, veranlaßte seine bisherigen militärischen Vorgesetzten, v. Quadt und den Commandeur des Gardecorps, Herzog Karl von Mecklenburg, ihn beim Minister v. Altenstein zur Anstellung bei der Verwaltung der königl. Museen in Vorschlag zu bringen. Der Minister trug dem Könige vor, daß es erwünscht sei, einen Aufseher für die

Abtheilung der vaterländischen Alterthümer zu gewinnen, welcher zugleich seine Thätigkeit auf die Erforschung und Beschreibung von den geschichtlichen und Kunstdenkmälern in der ganzen Monarchie richten und dadurch einen Centralpunkt für diesen wichtigen Gegenstand insofern bilden müsse, als hierhin nach und nach ausführliche Beschreibungen aller Monumente dieser Art zusammengebracht würden. Diese Inventarien würden das Studium vaterländischer Geschichte fördern und dazu dienen, die Erhaltung vaterländischer Merkwürdigkeiten zu begründen. L. sei zu dieser Stelle vorzüglich geeignet und habe seine Befähigung dazu bewiesen in seiner gründlichen Arbeit über Denkmäler der Geschichte und Kunst im Fürstenthum Minden und der Grafschaft Ravensberg, welche in zwei Foliobänden vorläge und einen Beweis von seinen ausgezeichneten Kenntnissen in der vaterländischen Geschichte gäbe. Durch Cabinetsordre vom 11. Januar 1829 wurde L. zum Vorsteher der Abtheilung für vaterländische Alterthümer und im Jahre darauf, am 9. Mai, zum Aufseher der königl. Kunstkammer ernannt, deren Director er am 27. Februar 1832 wurde. In diesem Amte bewährte er 43 Jahre hindurch seine vielseitige Thätigkeit, von der hier nur sein Verzeichniß der über 12000 Nummern enthaltenden Siegelsammlung hervorgehoben sein mag, bis er am 13. December 1875 als geheimer Regierungsrath in den Ruhestand trat. Doch behielt er seine Stellung als Mitglied des am 14. März 1855 errichteten Heroldsamtes bis zu seinem am 17. November 1877 erfolgten Tode bei. L. war Domherr zu Zeitz und Ehrendoctor der Universität Leipzig. Auf dem weiten Gebiete vaterländischer Geschichte und Alterthumskunde ist L. ein vielseitiger und sehr fruchtbarer Schriftsteller gewesen. Im J. 1830 gründete er das 21 Bände umfassende „Allgemeine Archiv für die Geschichtskunde des Preußischen Staates“, welches zum großen Theile Arbeiten aus Ledebur's Feder enthält; im J. 1836 erschien sein Buch über „Die fünf Münsterschen Gaue und die sieben Seelande Frieslands“, gebaut auf mehrere Theile der Kindlinger'schen Handschriftensammlung; die lange Reihe von Arbeiten für die Geschichte seiner Heimath Westfalen, in denen er namentlich interessante Studien über die ältere Geographie des Landes macht, mag hier nur angedeutet werden. Schließlich heben wir noch seine sehr brauchbaren Bücher aus dem Gebiete der Genealogie und Heraldik hervor, von denen die „Streifzüge durch die Felder des K. Preußischen Wappens“, 1842, sein dreibändiges „Adelslexikon der Preußischen Monarchie“, 1854—57, und die „Dynastischen Forschungen“, 1853 und 1854, erwähnt werden mögen. Auch in der von ihm mitbegründeten „Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde“ stehen mehrere Aufsätze Ledebur's, z. B. eine „Geschichte der Königl. Kunstkammer“, 1865.

Acten des geh. Staatsarchivs, und Reuter, Leop. Frhr. v. Ledebur in der Zeitschrift für Preuß. Geschichte u. Landeskunde, 1878, S. 55—58.

Ernst Friedlaender.

Ledel: Sam. L., Naturforscher, geboren 1664, veröffentlichte in den Ephem. Acad. Nat. Cur. verschiedene kleine Abhandlungen, von denen „De Terlis Lusato-Silesianis“, 1689, und „Carpiones diu virentes“, 1691, zu erwähnen sind. L. starb 1717.

W. H.

Ledenbergh: Gillis van L., Utrechter Staatsmann, ward 1588 zum Secretär der Staaten der Provinz Utrecht erwählt und übte an dieser Stelle den Einfluß, welchen früher der Advocat besessen hatte, welches Amt damals aufgehoben war. Ein Gesinnungsgenosse Oldenbarnevelt's, wie jener ein Aristokrat und in der Religion ein Anhänger der Lehre Arminius', war er, als die Religionswirren während des zwölfjährigen Stillstands heftig wurden, der Führer

der Remonstranten und der holländischen Partei in seiner Provinz. Seine feindselige Haltung, dem Prinzen Moritz gegenüber, seine vertraute Correspondenz mit Oldenbarnevelt und den anderen Häuptern der Remonstranten in Holland zeichnete ihn den Gegnern aus, wie nur wenige seiner Landsleute, die es meistens nicht aufs äußerste ankommen lassen wollten. Nachdem Moritz seinen Staatsstreich in Utrecht geführt hatte, 1618, ward er am nämlichen Tage, wie Oldenbarnevelt, verhaftet und nach dem Haag geführt. Bei seiner Untersuchung wegen Hochverraths und Anstiftung des Bürgerkriegs (namentlich fielen seine geheimen Conferenzen mit den remonstrantischen Führern im Haag dabei ins Gewicht), ward er von den die Instruction leitenden Fiscalen so hart angefahren, daß er, nicht zweifelnd, sein Tod sei beschlossen, und, wie er in einem hinterlassenen Briefe sagte, aus Furcht vor der Tortur, im Gefängniß sich selbst entleibte, 23. September 1618. Der Haß seiner Feinde ward jedoch nicht gesättigt, seinem Körper ward später der Proceß gemacht und derselbe am Galgen gehängt. Mit Oldenbarnevelt war L. der einzige Führer seiner Partei, der seinen Widerstand mit dem Leben büßte.

Vgl. die gewöhnliche Litteratur des Zeitraumes, namentlich die Verhooren van Oldenbarnevelt und Verhooren van Hugo de Groot dazu; Wagenaar, Vad. Hist. Arend van Rees und Brill, Alg. Gesch. d. Vad. Monographien über Ledenbergh sind mir nicht bekannt, außer bei Scheltema, Staatkundig Nederland und van der Aa. P. L. Müller.

Lederer: Ignaz Ludwig Paul Freiherr v. L., k. k. Feldmarschall, wurde den 25. August 1769 zu Wien geboren. Wo und wie seine Erziehung statthatte, ist nicht bekannt; gewiß ist es dagegen, daß er schon als junger Offizier die Eigenschaften eines vorzüglichen Reiterführers zu bethätigen wußte. Es geschah dies in den ersten französischen Feldzügen im Dragonerregiment d'Arberg, jetzt Nr. 14, welchem er seit 1784 angehörte. Damals war es auch, wo L. eine seltene, ihm und seinen Regimentskameraden zu hohen Ehren gereichende Auszeichnung zu Theil wurde. In Anerkennung nämlich des todesmuthigen, wirksamen Verhaltens des Regiments bei Engen und Mößkirch sollten die Offiziere desselben ausnahmsweise und ohne Rücksichtnahme auf den Rang einen Rittmeister zur Beförderung zum Major vorschlagen. Kaum hatte der Brigadier Generalmajor Klenau den bei der Standarte versammelten Offizieren im Lager nächst Biberach, Mai 1800, diesen kaiserlichen Auftrag eröffnet, da erklärten alle ohne Bedenken L. als den Würdigsten. Die hiermit bekundete selbstlose Hochschätzung blieb L. auch als Oberst und Regimentscommandant gewahrt (1804—9), in welch' letzterem Jahre er zum Generalmajor ernannt und mit dem Commando einer Kürassierbrigade im Reservecorps des Fürsten Lichtenstein betraut worden war. Stets rasch entschlossen, persönlich beispielgebend, tapfer führte er selbe bei Regensburg, Aspern, Wagram und errang sich und seinen Truppen öffentliches Lob. Bald hierauf zum Feldmarschalllieutenant befördert, befehligte L. 1813 mit vollem Erfolge an Stelle des in feindliche Gefangenschaft gerathenen Generales der Cavallerie, Grafen Merveldt, das zweite Armeecorps bei Leipzig, entfaltete 1814 als Avantgardecommandant der Südarmee in den Gefechten bei St. Georges, Limonest, Romans große Selbständigkeit und scharfes Urtheil, so daß ihm ein vorwiegender Antheil an dem siegreichen Ausgange derselben zuzuschreiben ist, und machte sich auch 1815 im Armeecorps des Feldzeugmeisters Grafen Colloredo durch rechtzeitiges Eingreifen in die Operationen vortheilhaft bemerkbar. L. wurde für St. Georges mit dem Ritterkreuze des Militär-Maria-Theresienordens ausgezeichnet, für seine kriegerischen Verdienste im Allgemeinen durch die Ernennung zum zweiten Inhaber

des zweiten Dragonerregiments, jetzt Nr. 10, geehrt. Nunmehr kam L. als Divisionär nach Italien, wo seine eindringliche Einflußnahme auf den Geist und die Entwickelung der Truppen in der Verleihung der Würde eines geheimen Rathes und des Ordens I. Classe der Eisernen Krone die kaiserliche Anerkennung fand; von 1828—48 stand L., der 1830 zum General der Cavallerie befördert worden war, als commandirender General anfänglich in Mähren, dann in Galizien, schließlich in Ungarn. Juni 1848 verließ L. als Feldmarschall den activen Dienst und starb den 10. Septbr. 1849 zu Hütteldorf bei Wien.

Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserhauses Oesterreich ꝛc., 14. Bd., Wien 1865. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden ꝛc., 1. Bd., Wien 1857. Thürheim, Gedenkblätter aus der Kriegsgesch. der k. k. österr. Armee, 2. Bd., Wien und Teschen 1880. Relation von der Schlacht bei Aspern ꝛc., Wien 1809. Relation über die Schlacht bei Deutsch-Wagram ꝛc., Pest 1809. (Schels) Oesterr. milit. Ztschr., Wien 1821, 1. Bd., 1849 2. Bd. Aster, Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig ꝛc., 2. Thl., Dresden 1813. (Damitz) Gesch. der Feldzüge von 1815, 2. Thl., Berlin, Posen u. Bromberg 1838. Schinzl.

Lederer: Joachim L., Lustspieldichter, geb. am 28. August 1808 in Prag, † am 31. Juli 1876 zu Dresden. L., der Sohn eines jüdischen Kaufmanns, erhielt seine mangelhafte Erziehung durch Hauslehrer, studirte dann ein Jahr Medicin und als er an dieser den Geschmack verlor, die Rechte. 1839 erwarb er sich denn auch die juridische Doctorwürde, sah aber als Jude seinen Wunsch, Professor an einer Universität zu werden, von vorn herein vereitelt, und da ihm auch die Rechtspraxis auf die Dauer nicht zusagte, warf er sich der Schriftstellerei in die Arme. Er schrieb viel Humoristisches und Satyrisches und machte sich namentlich auf österreichischen Bühnen durch mehrere Lustspiele bekannt, von deren Dialog Laube sagt: er habe etwas Heimathliches, und dessen Witz durch seinen österreichischen Inhalt das österreichische Publicum zu behaglichem Lachen stimme. Seine Stücke ersetzen durch geistreiche Wendungen und echt komische Situationen, was ihnen an vollendeter Composition und Charakteristik abgeht. „Häusliche Wirren" und „Geistige Liebe" sind von ihnen am meisten gespielt worden; weniger „Die weiblichen Studenten", „Eine rettende That", „Die zwei Kranken" und „Die kranken Doctoren" (Mitverf. W. M. Gerle). J. K.

Lederlin: Johann Heinrich L., Philolog, geboren in Straßburg am 18. Juli 1672 als Sohn eines Schneiders, besuchte mit Unterstützung eines Gönners, des Bürgermeisters Joh. Leonhard Fröreisen, von October 1683 an das Gymnasium, von Ostern 1690 an die Universität seiner Vaterstadt. Von 1695 an war er als Vicar am oberen Gymnasium thätig, gab aber diese Stellung bald wieder auf, um sich auf Rath und mit Unterstützung Ulrich Obrecht's der akademischen Laufbahn zu widmen. Gegen Ende des Jahres 1702 wurde ihm, während er auf einer wissenschaftlichen Reise nach Holland und Paris begriffen war, ein Canonicat bei St. Thomas verliehen; bald nach seiner Heimkehr, am 7. März 1703, eröffnete er mit einer Rede „De mutuis hebraeae graecaeque linguae subsidiis" seine Lehrthätigkeit als Professor der griechischen und hebräischen Sprache, die er bis zu seinem am 3. Septbr. 1737 erfolgten Tode mit großer Gewissenhaftigkeit fortgeführt hat. Außer einer Anzahl meist auf einzelne Stellen des alten und des neuen Testamentes bezüglicher Programme hat er Ausgaben des Onomastikon des Julius Pollux (in Gemeinschaft mit Tib. Hemsterhuis, Amsterdam 1706) und der Varia historia des Aelian (Straßburg 1713) mit eigenen und fremden Anmerkungen besorgt, auch zwei Arbeiten älterer französischer Gelehrter, des Fr. Vigerus De praecipuis graecae dictionis idio-

tismis (Straßburg 1709) und des B. Brissonius De regio Persarum principatu (ebend. 1710) wieder abdrucken lassen.

Vgl. Th. Ch. Harles, De vitis philologorum nostra aetate clarissimorum Vol. III (Bremen 1768), S. 1 ff. B.

Ledermüller: Martin Froben L., wurde am 20. August 1719 zu Nürnberg geboren. L. führte ein sehr wechselvolles Leben. Nachdem er zunächst durch einen Hauslehrer, dann auf der höheren Schule seiner Vaterstadt eine gute Vorbildung genossen hatte, bestimmte ihn sein Vater ganz gegen seine Neigung zum Kaufmann und gab ihn in die Lehre. Nach drei Jahren gab er jedoch den beständigen Bitten des Sohnes nach und erlaubte ihm, eine Stelle bei einem Notar anzunehmen, um sich zum Schreiber auszubilden. Hier wurde der wißbegierige Jüngling in die Elemente der Rechtswissenschaft eingeführt und bezog im J. 1743 die Universität Jena, um Philosophie und Rechtswissenschaft zu studiren. Allein schon nach Verlauf eines Jahres verlangte sein Vater, der nur ungern seine Einwilligung gegeben hatte, daß er wieder nach Nürnberg zurückkehre. Um sich dem väterlichen Zwange zu entziehen, ließ L. sich anwerben und trat in kaiserliche Dienste. Als er jedoch dem gegebenen Versprechen entgegen als gemeiner Soldat eingestellt wurde, nahm er seinen Abschied. Auf seiner Reise nach Nürnberg wurde er zum französischen Kriegsdienste gepreßt; jedoch gelang es dem Vater, ihn loszukaufen. Der Empfang im väterlichen Hause, sowie die fernere Behandlung war jedoch so unerträglich, daß L. sich entschloß, zu entfliehen. Ein Freund, an den er sich in seiner Bedrängniß wandte, empfahl ihn dem Freiherrn v. Kaiserling, der ihn als Secretär mit nach Dresden nahm. Nachdem er darauf noch bei verschiedenen hochgestellten Personen die gleiche Stelle bekleidet hatte, gelang es ihm, in Nürnberg 1749 als Sollicitator beim Bürgermeisteramte angestellt zu werden. 1756 wurde er Procurator an dem Stadt- und Ehegerichte daselbst, mußte jedoch schon 1759 wegen Verlustes seines Gehörs diese Stelle wieder aufgeben. Er begab sich nach Erlangen und widmete sich, nachdem er ganz unerwartet sein Gehör wieder erlangt hatte, ganz seinen schon früher begonnenen physikalischen und mikroskopischen Untersuchungen. 1760 erhielt er das Decret als Justizrath und im folgenden Jahre einen Ruf als Assistent des unter Leitung des Hofrath Wagner stehenden Naturaliencabinets in Baireuth. Ein schmerzhaftes Leiden zwang ihn jedoch, nach wenigen Jahren auch diese Stelle wieder aufzugeben. Er siedelte nach Nürnberg über und konnte zu seinem großen Schmerze einen ehrenvollen Ruf nach Mannheim als Consistorialrath mit ansehnlichem Gehalt nicht annehmen. Er bezog eine Pension von 300 Gulden und wurde schließlich infolge seines körperlichen Leidens schwermüthig. L. starb am 16. Mai 1769. Seine sorgfältigen mikroskopischen Untersuchungen haben ihm einen hohen Ruf erworben. Seine Hauptwerke sind: „Mikroskopische Gemüths- und Augen-Ergötzungen, bestehend in 100 nach der Natur gezeichneten und mit Farben erleuchteten Kupfertafeln, mit Erklärungen", Nürnberg 1761. „Die mikroskopischen Gemüths- und Augen-Ergötzungen. Drittes Fünfzig, sammt einer getreuen Anweisung, wie man alle Arten von Mikroskopen geschickt, leicht und nützlich gebrauchen soll", Nürnberg 1762. „Versuch bei angenehmer Frühlingszeit die Vergrößerungsgläser zum nützlichen und angenehmen Zeitvertreib anzuwenden", Leipzig 1765. „Nachricht von einer Ausgabe der Abbildungen der seltensten und schönsten Stücke des hochfürstlichen Naturaliencabinets in Baireuth", 1762. Außerdem verfaßte L. noch zahlreiche Schriften über von ihm mikroskopisch untersuchte Gegenstände. L. wandte für die in den Aufgüssen entstehenden Thierchen zuerst den Namen Infusionsthierchen an. W. Heß.

Leeb: Johannes L., Bildhauer, geboren 1790 zu Memmingen, † am 5. Juli 1863 zu München. Erst zum Geschäft seines Vaters (Strumpfwirker) bestimmt, dann Steinmetzlehrling bei Naumann in Lindau 1805—9, durchwanderte er die Schweiz, arbeitete in Winterthur und Lausanne und Genf (1811 bei Decorirung der Villa Tronctain); ging nach Paris, um bei der bell' Escalier im Louvre beschäftigt zu werden, wo er 1812 und 1813 abwechselnd im Louvre und Pantheon mitwirkte und 1814 die Académie des quatres nations besuchte, um sich für die plastische Kunst die nöthigen Vorkenntnisse zu erwerben. In dieser Zeit hatte er das Glück, durch den baierischen Oberstkämmerer Karl Grafen von Rechberg an den Kronprinzen Ludwig empfohlen zu werden, welcher ihn mit der von demselben angekauften Albani'schen Sammlung nach München sendete, woselbst L. zwei Jahre lang nach den Entwürfen von Klenze's für die neue Glyptothek zahlreiche Verzierungen und Gypsmodelle ausführte; diese Beschäftigung hinderte ihn jedoch nicht, sein Studium im Figürlichen eifrig fortzusetzen. Eine lebensgroße Statue der „Leda" wurde mit Beifall aufgenommen und verschaffte ihm 1817 ein Stipendium zu einer zweijährigen Studienreise nach Italien, wo er zu Rom fleißig die Antike studirte und bei der zu Ehren des Kaisers von Oesterreich auf dem Capitol veranstalteten Ausstellung mit eigenen Werken erschien: einer Bacchantin und einem Basrelief, darstellend die den Pegasus pflegenden Horen (nachmals in Marmor für den Grafen Bray). In Neapel meißelte L. für den Herzog von Alba eine Gruppe des „Hylas mit einer Nymphe", eine „Psyche" und eine Büste von Paganini (1820—22). Zurückgekehrt nach Rom (1823) arbeitete er in Thorwaldsen's Atelier die colossale Büste Boerhave's für den Kronprinzen Ludwig (Walhalla), eine Marmorstatue des Evangelisten Matthäus für den König von Württemberg (in die Grabkapelle auf dem Rothenberg bei Stuttgart); gleichzeitig bildete er die Statue eines „jungen Mädchens mit einem Nest voll Amoretten" und einen „schlafenden Amor" für Graf Schönborn. Seit 1826 in München, wurde L. vielfach bei den großen Schöpfungen König Ludwigs verwendet, von ihm sind z. B. die 10 Büsten der berühmtesten Tondichter in der Apsis des großen Odeonsaales, zwei Statuen im Giebelfelde der Glyptothek (nach Wagner) und die Statuen des Perikles und Hadrian in den Nischen der Façade; 1832 modellirte L. die Büsten der griechischen Deputirten Botzaris, Miaulis und Kaliopulos; von Miaulis fertigte er auch eine kleine, von Stiegelmayer gegossene Statue (gestützt auf einen Anker, ein Fernrohr in der Hand); eine colossale Büste König Ludwigs; 1835 ein Marmor-Basrelief: die Verbindung des Rhein mit dem Main und König Ludwig als Vermittler zwischen Germania und Bavaria, auch viele Büsten für die bairische Ruhmeshalle rc. Außerdem modellirte er 1827 für den Grafen Bray ein 35 Fuß langes Relief mit Darstellungen aus der Odyssee (in Irlbach) und lieferte viele Grabmonumente, z. B. für den Grafen von Preysing (zu Niederaschau) und den Grafen Rechberg (zu Donzdorf) und das Grabdenkmal auf den Geschichtschreiber Lorenz von Westenrieder (unter den Arkaden des alten Münchener Friedhofes), ebenso den Denkstein für Simon und Xaver Häberl im Vestibulum des Allgemeinen Krankenhauses. Großes Aufsehen machte 1838 das Gypsmodell einer Reiterstatue: „Der Niobide Sypilus auf einem bäumenden Araber (!) vom tödtlichen Pfeile getroffen, zurücksinkend"; am Sockel: der Tod der Söhne der Niobe durch Apollo, jener der Töchter durch Diana; an den Schmalseiten die Genien des Lebens und Todes. Ein pfeilschleifender Amor in Marmor wurde 1851 auf der Londoner Exposition durch die Jury ausgezeichnet. Auch modellirte L. die „vier Jahreszeiten", welche (durch Lithographie und Terracotta) in Deutschland, der Schweiz und England Verbreitung fanden. Mit besonderer Vorliebe cultivirte L. den Gedanken, die

Plastik für Brunnenbauten in Anwendung zu bringen. Zahlreiche Entwürfe zeugen von seiner Phantasie und Originalität, namentlich gelang es ihm öfters, die Eigenthümlichkeiten eines öffentlichen Platzes, seine geschichtliche Bedeutung und den Charakter der Umgegend in einem bedeutungsvollen Brunnenbilde zusammenzufassen. So entstanden ein „Brunnen des Eros" mit zwei übereinander befindlichen Wasserbecken, in deren oberem der Liebesgott badet; der „Bavaria-Brunnen" (achteckig mit zwei Reihen von Wasserbehältern, in der Mitte die Bavaria, umher die acht Hauptflüsse mit den Hauptprodukten der betreffenden Kreise); ein „Brunnen der Venus victrix", zu ihren Füßen Amor und vier wasserspeiende Thiere; ein „Brunnen der Scylla" mit Hunden und Delphinen; dann mit wunderlicher Mischung: „Die Quelle Hippokrene mit Pegasus und Bellerophon", unten vier baierische Minnesänger (!). Das Beste dieser Art war sein „Danaiden-Brunnen" (1854 als Gypsmodell im Münchner Industrie-Ausstellungs-Gebäude) und der Brunnen in Genf (vgl. Nr. 42 Abendblatt der Neuen Münchner Ztg. 1856), wobei nach dem Concurrenzausschreiben die „Escalade von 1602" (die Abwehr des Einfalls des Herzog Karl Emanuel von von Savoyen durch die Bürger von Genf) zum Ausdruck kommen sollte; L. gewann den Preis und die Ausführung. Ebenso zur Zufriedenheit der Besteller löste L. die von derselben Stadt gestellte Aufgabe, ein Denkmal zum Gedächtniß des am 15. August 1815 erfolgten Anschlusses des Kantons Genf an die Eidgenossenschaft zu erfinden (1859). Gleichzeitig lieferte L. die allegorischen Figuren der „Perseverantia und Diligentia" für das Schulhaus in Winterthur. Mit der Statue des Historikers und Staatsmannes Burghard Zingg (für Memmingen) schloß L. seine künstlerische Thätigkeit. Er war ein guter, übrigens mehr decorativer Techniker im Stein, seinem ganzen Geiste und Schaffen nach ein Epigone von Thorwaldsen und Wagner. In seinem Nachlasse befand sich eine Sammlung aller seiner Brunnenentwürfe, 3 Hefte mit je 15 Blättern in Großfolio, sehr effektvoll in Farbe gesetzt; darunter viel Schönes, Großes und Originelles, aber auch viel Barockes und Geschmackwidriges, wie er denn Zeitlebens einer zopfigen Auffassung der Antike huldigend, trotz allen Ansätzen nicht zu einer nationalen und volksthümlich wahren Behandlung seiner Kunst kam.

Vgl. Stuttgarter Kunstblatt 1835, S. 419. A. v. Schaden, Artist. München 1836, S. 61 ff. Nagler 1839. VII, 390 ff. Raczynski II, 495. Vinc. Müller, Handbuch von München 1845. S. 157. Regnet Nr. 190. Morgenblatt zur Bayer. Ztg. 1863. Kunst-Vereins-Bericht f. 1863. S. 51.

Hyac. Holland.

Leenen: Paul L., deutscher Buchdrucker zu Rom im 15. Jahrhundert. Obgleich die Stadt Lüttich die Kunst Gutenbergs erst 1556, demnach mehr als ein Jahrhundert nach ihrer Entdeckung,, erhalten hatte, und sonach anderen niederländischen Städten in der Geschichte der Typographie weit nachstehen muß, so darf sie sich doch rühmen, mehrere verdienstvolle Buchdrucker und Buchhändler erzeugt zu haben, welche bereits im 15. Jahrhundert ihre Kunst oder Thätigkeit in der Fremde ausübten. Zu den letzteren gehörte u. a. Jehan (Johannes) von Lüttich „Marchand libraire à Tours" um 1492, (Panzer a. a. O. III, 56), zu den ersteren aber L., der von 1474 bis 1476 zu Rom thätig war. Um jedem Zweifel betreffs seiner Nationalität zu begegnen, bezeugt er auf seinen Drucken wiederholt, daß er „Clericus dioecesis Leodiensis" sei. Da der Name L. offenbar vlämisch ist und die Diöcese Lüttich früher über einen Theil der Gebiete Limburg und Brabant sich erstreckte, so unterliegt es keinem Zweifel, daß seine Heimath eine dieser beiden Provinzen und wahrscheinlich die Stadt Lüttich selbst war, obgleich ihn allerdings Becdelièvre de Hamal in seiner „Biographie

liégoise (Liége 1839) nicht kennt, wie ihn denn auch auffallenderweise F. X. Laire in seiner „Spec. typogr. roman. XV. saec.“ (Romae 1778. 8⁰.) gar nicht aufführt. Ueber seinen äußeren Lebensgang fehlt jede Nachricht, da er sich aber „Clericus“ nennt, so gehörte er vermuthlich, wie eine große Zahl deutscher und ausländischer Drucker jener Zeit (vgl. d. Art. Lauer: Georg) ursprünglich dem geistlichen Stande an. Wenn es indessen sicher ist, daß damals Geistliche sehr oft mit dem Namen Clerici bezeichnet wurden, so wäre es doch ein Irrthum zu glauben, daß unter diesem Worte jederzeit und unter jeder Bedingung ein Priester verstanden werden müsse. Allerdings beschäftigten sich im 15. Jahrhunderte nachweislich auch viele Geistliche, ja ganze Klöster mit dem Bücherdrucke und es steht beispielsweise von Sixtus Riessinger von Straßburg (vgl. d. Art.) urkundlich fest, daß er 1471—1481 zu Neapel und Rom die Buchdruckerkunst betrieb, vorher Priester war, in hohem Alter in seine Vaterstadt zurückkehrte und als Geistlicher starb. Aber so wie das Wort „Magister“, dessen sich in älteren Zeiten häufig angesehene Buchdrucker bedienten, nicht immer den akademischen Grad sondern nur die „Meisterschaft“ andeuten will, eben so gaben sich die Bezeichnung „Clericus“ (Ducange, Glossar. med. et inf. lat. Par. 1842. II, 394; Roquefort und Santander a. d. a. O.) auch Gelehrte, Schullehrer und Schüler, Rechtskundige, nicht minder auch Rubricatoren, Kalligraphen und Abschreiber oder Kopisten. Und bezüglich unseres Künstlers kann man annehmen, daß gerade er, ehe er Buchdrucker ward, der Classe der Abschreiber angehörte. Denn wie im Mittelalter in gut geordneten Klöstern und Abteien aller anderen Länder (Lacroix, Fourbier et Seré, histoire de l'imprimerie p. 15—16) ein besonderes Scriptorium für die Mönche zum Abschreiben der Codices eingerichtet war, so war gerade im Lütticher Lande (Martène et Durand, Voyage littér. II, 58. 173) die Zahl dieser Copisten sehr beträchtlich, die sich vorzugsweise mit dem Abschreiben der zum religiösen Dienst nothwendigen oder solcher Handschriften beschäftigten, welche ein Bischof Personen von Auszeichnung oder sonst ihm untergebenen Klöstern schenken wollte. Als Buchdrucker begegnen wir L. zuerst im J. 1474, in welchem er seine Pressen zu Rom aufgeschlagen hatte und in Verbindung mit dem Deutschen Johannes Raynard oder Raynardi arbeitete. Das erste Werk, welches sie veröffentlichten, war die „Lectura super quarto Decretalium“ (Gr. Fol.) des berühmten Bologneser Juristen Ant. Butrio, Professors daselbst, zu Ferrara und Florenz; der Druck, ausgegangen den 26. Aug. 1474 hat zum Kolophon: „per Johan | nem reinardi et Paulum leenen clericum | leodiens. . . .“ Im J. 1475 veröffentlichten sie das Buch des Rechtsgelehrten und Professors an der Universität zu Padua „Bartholomaei Cepollae de servitutibus“, Fol. (wiedergedruckt zu Genf 1759), aber schon 1476 beschlossen beide Drucker ihre kurze gemeinschaftliche Thätigkeit mit der Publicirung der damals in großem Ansehen stehenden lateinischen Grammatik des Nicol. Perotti, Erzbischofs von Sipanto: „Rudimenta grammatices“, Fol. Anlangend den Geschäftsgenossen unseres Reynard (Raynardi, Reinard, Reynhard, auch Raynaldi), so existiren zwar mehrere Drucke aus derselben Zeit, welche dessen Namen allein tragen, allein es ist kaum zu zweifeln, daß auch an diesen L. Theil genommen habe, um so weniger, als wir sehen, daß die Unterschrift des ersten Theiles des erwähnten Druckes „de servitutibus“, den Namen „Reynard“ allein zeigt, während in der des zweiten beide Drucker genannt sind, obgleich beide Theile nur ein einziges Werk bilden. R. hieß, wie er selbst angiebt „von Enyngen Const (antiensis = Constanz); war artt. magister, hätte zuerst zu Trevi im Kirchenstaate 1470 und 1471 gearbeitet, siedelte dann 1473 nach Rom über, wo er zuerst mit den Deutschen Theobald Schenckbecher, dann mit Wendelin de Wila (Weil in Schwaben), endlich mit L. sich verband. Mit ihm

darf nicht seines Vornamens wegen, der vielleicht nur auf einem Druckfehler beruht, verwechselt werden der gleichfalls zu Rom arbeitende Raynald de Noviomagio (Nimwegen oder Neumagen, Dorf im Trier'schen), sodann nicht die beiden Straßburger Marcus Reynhardus, Buchdrucker zu Lyon 1477—1482 und Johann Reynardi alias de Greningen = Joh. Grüninger, Bd. X, 53. Bezüglich dieses letzteren (wir schalten diese Notiz als Zusatz zu G. hier ein) hat H. Lempertz in seinen Bilderheften 1862, Tafel 3, als Facsimile's gegeben: einen Brief des Gr. vom J. 1525 an Wilh. Pirkheimer, facsimilirt von Baum und auf wirklich altes Papier gedruckt; unterhalb des aufgeklebten Briefes derselbe in Typendruck nebst Erläuterungen; ferner ein Druckersignet vom J. 1514 sowie vier Zierleisten aus dem Ptolemäus von 1525, über die der Brief handelt, eine derselben mit Grüninger's Monogramm. Die Originale befanden sich damals in der Sammlung des Herausgebers der Bilderhefte.

Audiffredi, Catal. editt. saec. XV. p. 165. 216. Panzer, A. t. II, 448. 460. 467. Brunet, Man. III, 679. Roquefort, Dict. de la langue romane, voc. Clerc. De la Serna Santander, Dict. bibl. du XV. siècle I, 117. II, 259. 289. Hain 4176. 4852. 12651. Meersch, Recherches I, 479—492.

J. Franck.

Leeu: Gerhard L. (de Leeu), Buchdrucker zu Gouda und Antwerpen und neben Johann von Westphalen (Bd. XIV, S. 478) und Dirk Martens (s. d.) der bedeutendste niederländische Drucker im 15. Jahrhundert und für dieses eben so hervorragend, wie es für das 16. Plantin gewesen ist. Gleichwol ward ihm bisher in Deutschland eine eingehendere Besprechung nicht zu Theil. Sein Geburtsort ist Gouda im südlichen Holland, wo er einer der angesehensten Familien angehörte, deren Glieder seit mehreren Jahrhunderten die höchsten städtischen Aemter verwaltet hatten. Da er seine Kunst von 1477 bis 1493 betrieb, so dürfte er um die Mitte des Jahrhunderts geboren sein. Seine Kunst hat er wahrscheinlich zu Köln bei Ulrich Zell oder Johann Koelhoff oder zu Löwen bei Johann von Westphalen erlernt, und brachte es darin vermuthlich schon, ehe er seine eigene Officin gründete, zu großer Fertigkeit, wie man aus der technischen Vollendung seiner Drucke und ihrer raschen Folge schließen kann. Einige Bibliographen haben die Behauptung aufgestellt, daß seine Thätigkeit bereits 1473 mit der Ausgabe der „Gulden legende" des Jacob de Voragine begonnen habe, eine Ausgabe jedoch dieses Buches von diesem Jahre ist ganz und gar apokryph. Vielmehr trat L. zuerst 1477 hervor mit den „Epistelen en evangelien van den geheelen jaere", „op de Pinxter avont" (Panzer a. a. O. I, 4427). Noch vor Ende des nämlichen Jahres erschienen: „Die vier uterste ofte de leste Dingen", und „De Historie van t' Lyden Jesu Christi". Bis zum März 1484, um welche Zeit er (Lambinet p. 418) ein vlämisches Andachtsbuch über den englischen Gruß (Pater et Ave) vollendete, setzte nun L. seine Thätigkeit in seiner Vaterstadt fort; die Zahl der Werke dieser 7 Jahre erhebt sich jedoch nicht über 30—40. Gouda, zu jener Zeit großer religiöser Genossenschaften, die das Glück der ersten Buchdrucker bildeten, entbehrend und vermuthlich auch nur eine sehr geringe Zahl von Gelehrten und Schriftstellern in seinen Mauern bergend, war eben kein geeigneter Platz für einen talentvollen Mann wie L., konnte ihm auch keinen genügenden Absatz bieten. Diese Erwägungen mögen ihn denn schließlich bestimmt haben, nach Antwerpen überzusiedeln. Denn diese Stadt hatte bereits zu jener Zeit einen großen Theil der Handelsthätigkeit geerbt, in deren Besitz Brügge mehrere Jahrhunderte lang gewesen war, hierher strömten täglich nicht nur Fremde aus allen Theilen der damals bekannten Welt, sondern auch die Waaren des nördlichen und südlichen Europas, für welche Antwerpen der Stapelplatz geworden war. Wol gegen den

Monat Juli des J. 1484 verlegte also L. seine Pressen nach Antwerpen; den 23. Juni (op sente Baptista auont) ließ er noch zu Gouda eine neue Ausgabe der erwähnten „Epistelen ende evangelien“ ausgehen. Schon vom September dieses Jahres an ließ er in Antwerpen die „Gemmula vocabulorum“, einen Druck von 400 Seiten, erscheinen und 15 Tage später die Abhandlung des Albertanus Brixiensis „De arte loquendi et tacendi“. Nach Maittaire, dem darin Visser und Panzer folgen, müßte man freilich Leeu's Uebersiedelung nach Antwerpen schon ins J. 1480 zurückverlegen, denn zu diesem Jahre führt er eine englische Ausgabe des Romans des Raoul Lefèvre von Jason und Medea an. Diese Ausgabe wird aber von keinem anderen gewissenhaften Bibliographen verzeichnet und es hat sich trotz des unablässigen Nachspürens der englischen Bibliomanen nirgends eine Spur davon gefunden. Es mag eben bei jener Angabe eine falsche Datirung der wirklich bei L. erschienenen Ausgabe von 1493 vorliegen. Wol aber scheint es, daß L. neben seiner Presse in Antwerpen auch die zu Gouda fortarbeiten ließ. Maittaire, Lambinet und Visser citiren die Ausgabe eines Werkes: „Exercitium puerorum grammaticale per dietas distributum“, gedruckt zu Gouda 1486. Wenn dies Datum richtig ist, so kann dies Buch nur von L. zur Zeit hergestellt worden sein, wo er sich bereits zu Antwerpen niedergelassen hatte, denn die „Collatie broeders“, welche später eine Druckerei zu Gouda besaßen, fingen erst (Panzer a. a. O. p. 445) im J. 1496 zu arbeiten an. Außerdem beschreibt Brunet eine vlämische Uebersetzung des „Dialogus creaturarum“, veröffentlicht durch L. zu Gouda 1486. Von Leeu's erstaunlicher Thätigkeit in Antwerpen giebt es Zeugniß, daß er 1484 innerhalb 10 Tagen drei Werke edirte, von welchen eines 85, ein anderes 305 Blätter zählt: den 12. Juni die „Statuta provincialia dioecesis Trajectensis“, den 19. den „Samensprack van de seven sacramenten“ und den 22. Juni die „Epistelen van den gehaele jaere“, im J. 1489 in 15 Tagen vier Werke: den 4. März das „Opusculum vitae et passionis Christi“ (131 Bl.), den 14. „Petrarchae de secreto conflictu curarum suarum“ (42 Bl.) und zugleich des Albertus Magnus „De virtutibus animae“ (32 Bl.), endlich den 18. des Poggius Florentinus „Liber de nobilitate“ (14 Bl.). Die verhältnißmäßige Unbeholfenheit des damaligen Mechanismus läßt eine solche Productivität noch erstaunlicher erscheinen. L. hat sich durch die zahlreichen und geschmackvollen Arbeiten, welche er während seiner neunjährigen belgischen Periode ausführte, einen unsterblichen Namen in der Typographen-Geschichte Antwerpens erworben. Ueberdies ist die größere Zahl seiner Produkte, die in lateinischer und französischer, in vlämischer und englischer Sprache erschienen, mit Holzschnitten verziert. Die Zahl seiner bis jetzt gefundenen, zu Gouda und Antwerpen veröffentlichten Drucke beläuft sich auf 176, wobei den belgischen Forschern noch ein Druck entgangen ist, welchen Denis in seiner Bücherkunde I, 151 aus einem besonderen Grunde anführt. Es ist dies „De arte dictandi tres libri expliciunt: editi a magistro engbarto de leydis 1454“, (das Jahr der Abfassung oder der Abschrift, nicht des Druckes) Impressit Gerardus Leeu, o. J. Fol. Ganz besonders aber befleißigte sich L., jene alten Chroniken und Ritterromane, sämmtlich geschmückt mit Holzschnitten, ausgehen zu lassen, welche heute die Freude der Bibliophilen aller Länder bilden und, wenn der Zufall sie auf irgend eine öffentliche Auction führt, mit ganz unglaublichen Preisen bezahlt werden. In dieser Classe von Büchern ist in erster Linie zu erwähnen seine „Cronycles of England“, 1493, Fol. von William Caxton, von welchem Buche auffallender Weise in ganz Belgien selbst kein Exemplar mehr existirt und der oben erwähnte Roman von Jason und der Medea, für den, obwol dem Exemplare ein Blatt fehlte, bei der Roxburgh'schen Bücherversteigerung der fabelhafte Preis von

von 2362 Fr. 50 C. gezahlt wurde. Es gehören ferner hierher: „Die hystorie van Reynaert die Vos“, 1479. 4⁰: „D' hystorien van Troyen“, 1479. 1482. Fol.; „De historie van deme uramen ridder Paris. Vnde vāder schone Vienna“, 1487. 1488. Fol. Außer diesen verdienen noch hervorgehoben zu werden die drei Drucke „Salomonis et Marcolfi dyalogus“ o. J. (1482) 4⁰; „Moralissimus Catho“, 1485. 4⁰. und „Fabulae et vita Esopi“, 1486. 4⁰. Alle diese Werke, von der größten Seltenheit, sind mit gothischen Charakteren gedruckt und Meermann und Falkenstein haben hiervon Facsimile's gegeben. L. zeichnete sich aber nicht blos als Drucker aus, sondern er glänzte auch durch Geist und Gelehrsamkeit. Val. Andreas und Walvisch sprechen ihm sogar die Autorschaft des „Dialogus creaturarum“ so wie der „Gesta Romanorum moralisata“ zu, zweier Werke, die im 15. Jahrhundert in großem Ansehen standen und zahlreiche Ausgaben und Uebersetzungen erlebten; andere Schriftsteller halten ihn auch für den Verfasser einiger Gespräche, deren Existenz jedoch nicht hinreichend verbürgt ist, wie ihm auch die Autorschaft der eben genannten Werke wol mit Recht abgesprochen wird. Immerhin stand er u. A. mit Erasmus während dessen Aufenthaltes im Kloster zu Stein in der Nähe Goudas sowie mit dem Philologen Jac. Canterus in Briefwechsel; einen Brief unseres Druckers nahm der erstere mit so großem Vergnügen auf, daß er (Er. op. epist. 398) ihm antwortete: „Tantum enim, me Hercule, veteris tum eloquentiae, tum eruditionis prae se ferunt, ut nisi jam ubique gentium tuorum natalium splendore nobilitate esset Frisia, nemo te neque barbara regione, neque his natum saeculis crederet“. Seine Wohnung in Gouda, worin er auch seine Pressen aufgestellt hatte, lag nahe bei „Kraalingen brügh“ nördlich vom Canale, der hart an den Mauern des Fischmarktes vorbeifließt; doch hatte er 1479 seine Officin „auf dem großen Platz“, 1482 in „de Konincstraat“, endlich 1483 in „de Koestraat“. In Antwerpen aber befand sich seine Werkstätte in einem nahe dem Kloster von Notre-Dame gelegenen, mit dem Schilde des St. Markus bezeichneten Hause „in sinte Marcus naest Onsen Vrouwen part“. Von seinen Druckerzeichen, deren er mehrere gebrauchte, besteht das, welches er am häufigsten auf seinen in Holland gedruckten Werken in Anwendung brachte, in einem, an einem Baumzweige hängenden Schilde, zur Rechten findet sich das Wappen der Stadt Gouda und zur Linken das des Druckers; dieses Zeichen, welches u. a. auch seine französische Ausgabe des Dialogus creaturarum, 1482 schmückt, ist durch Dibdin, Lambinet und Brunet wiedergegeben worden. Von den zwei Vignetten, welche er in Belgien verwendete, versinnlicht die eine, durch mehrere Antwerpische Künstler adoptirte, das Schloß dieser Stadt, die andere findet sich in seinen Drucken kleineren Formats und zeigt einen mit seiner Rechten das Wappen Antwerpens haltenden Löwen, dieses Wappen aber stellt ein Schloß und darüber beiderseits je eine abgehauene Hand vor, links zeigt sich das Wappen des Druckers. L. starb im J. 1493, sein letzter Druck trägt diese Jahreszahl (also nicht 1492). Allerdings beendigte L. jenen letzten Druck, Caxton's Cronicles of England, nicht selbst, denn der Kolophon desselben beweist, daß er bereits gestorben war, ehe es in die Oeffentlichkeit gelangte; sein Nachfolger Adrian van Liesvelt (vgl. d. Art.), beendigte es und gab es heraus. Diese ehrenvolle Unterschrift lautet gekürzt: „Enprentyd . . . of Andewarpe . . M. CCCC. XCIII. By maistir gerard Leew, a man of grote wysedom in aller maner of Kunyng: whych nowe is come from Lyfe vnte the doth, which is grete harme for many of poure man. Ohn whas sowle god allmyhty for hys hygh grace haue mercy. AMEN“. — L. hatte zu Antwerpen einen Verwandten, Nicolaus (Clas) L. Doch erscheint sein Name nur in den zwei Jahren 1487 und 1488; ohne Zweifel hatte er seine Kunst bei Gerhard erlernt, wenigstens

sind beider Ausgaben mit den nämlichen Charakteren gedruckt und mit denselben Holzschnitten und Wappen verziert. Das letzte seiner sechs Druckwerke ist: „Die historie van den VII vysen mannen van Rome“, am Ende: „Desse buck is gheprentet in die stat van Antwerpen bey mey Niclaes de Leeu . . . M. CCCC. LXXXVIII, den XI^{sten} dach in april“. 4°. So Verdienstliches übrigens L. auch geleistet hat, so reicht seine Thätigkeit doch nicht im Entferntesten an die seines Landsmannes Christoph Plantin (s. d.), der sein Geschäft in Antwerpen in den Jahren 1555—1589 zur größten Buchhändlerschöpfung der damaligen Zeit erhoben hatte.

Ein Verzeichniß der Antwerpener Drucker von 1482 mit Matthias v. d. Goes (Bd. IX, 326) beginnend bis zu Plantin 1550, vierzig Namen zählend, welches jedoch auf Vollständigkeit sowohl als Richtigkeit der Daten keinen Anspruch machen kann, findet sich im Serapeum 1847, 100 bis 101. Walvisch, Beschryving d. stad Gouda I, 229 ff. Val. Andreas, Bibl. belg. I, 353. Marchand, Hist. de l'imprim. p. 62. Maittaire, Ann. IV, 2, 480. Visser, Naamlyst p. 2. 5. 11. 22. 37. Meermann, Orig. typogr. II, 219. Brunet, Man. II, 74. Serna Santander, Dict. bibl. du XV. siècle I, 349. Lambinet, Origine de l'imprimerie II, 262—291. Dupuy de Montbrun, Rech. bibl. p. 18—20. 36—38. 44—47. 49. Dibdin, Biogr. Dec. II, 417. Panzer, Ann. typ. I, 6—12. 442—446. IV, 217. 218. V, 555. Meersch, Recherch. I, 101—110. 117—121. Falkenstein, Gesch. d. Buchdr. S. 257. 261. Le bibliophile belge 1846, 407. 455—465. 1847, 249—286. 1848, 29—45. Goedeke, Gr. I, 118. J. Franck.

Leeuw: Willem van der L., Kupferstecher und Radirer, geb. zu Antwerpen 1603, † um 1665. Sein Lehrer war P. Soutman, welcher viele Gemälde des Rubens in einer malerischen Weise radirt hatte. Auch L. hatte mit Vorliebe Compositionen der flandrischen großen Meister zum Vorwurf gewählt und eine Art in der Behandlung der Radirnadel sich zurecht gemacht, die uns selbst das Colorit der Vorbilder ahnen läßt. Unter den Blättern dieser Richtung ist besonders „Loth mit seinen Töchtern“, „Daniel in der Löwengrube“ und die Folge der großen Jagden, alle nach Rubens, hervorzuheben. Auch Rembrandt's wunderbare Behandlung des Clairobscur reizte ihn und sein „Tobias, der mit seinem Weibe in einem hohen Gemache weilt“, ist ein Meisterstück in wirkungsvoller Vertheilung von Licht und Schatten. Geschätzt wird auch das Brustbild eines Offiziers mit Federbarett, ebenfalls nach Rembrandt. Eine ganz andere Radirweise bekunden seine Blätter mit Landschaften nach Nieulandt.

v. Immerzeel. Kramm. Wessely.

Leeuw: Gabriel van der L., Maler und Radirer, geb. zu Dordrecht am 11. Novbr. 1643, † ebenda am 3. Juni 1688. Er war ein Schüler seines Vaters Sebastian, der, ein Schüler des Cuyp, ein Thiermaler war, aber später die künstlerische Laufbahn mit einer Beamtenstelle vertauschte. In sehr früher Zeit siedelte Gabriel nach Amsterdam über, wo man seine Bilder, Landschaften mit Thierstaffage, sehr schätzte. Hier ehelichte er die Schwester des Malers David van der Plaats, ließ sich aber deshalb nicht abhalten, seinen Wunsch zu erfüllen und Italien und Rom zu besuchen, wobei er über Frankreich und Turin kam und sich 14 Jahre daselbst aufhielt. Hier ahmte er die Malweise des Castiglione und Rosa da Tivoli glücklich nach und seine Bilder fanden Absatz. In Italien italianisirte er auch seinen Namen und nannte sich Leone. Nachdem er sich noch eine Zeit in Neapel aufgehalten hatte, kehrte er nach Amsterdam zurück, wo indessen jetzt seine Bilder nicht mehr gefielen, weshalb der Künstler wieder nach Italien zurückkehren wollte. Er besuchte Dordrecht,

um sich vor der Reise von seiner betagten Mutter zu verabschieden, da aber ereilte ihn der Tod und vernichtete seine Reisepläne. Er hat auch verschiedene Landschaften und Thierstücke mit einer breiten Nadel radirt, van der Kellen beschreibt 24 Blätter von seiner Hand. Sein jüngerer Bruder Peter blieb in Dordrecht, seinem Geburtsorte und ahmte in seinen Bildern Adrian van der Velde nach. Im J. 1669 wurde er in die Malergilde aufgenommen, deren Secretär (oder Regent) er 1678 wurde. Sonstige Nachrichten fehlen.

Houbraken. Immerzeel. Ph. van der Kellen, holl. peintre-graveur.

Wessely.

Leewis a Rychel: s. **Dionysius** Bd. V, S. 246.

Lefebvre: Simon L. (Le Febure), preußischer Oberstlieutenant, 1712 in Frankreich geboren, wurde 1748 auf ein Zeugniß, daß er in seinem Heimathlande zwei Jahre im Regiment des Grafen Löwendahl als Lieutenant gedient habe, als Hauptmann im preußischen Ingenieurcorps angestellt und wußte sich bald bei König Friedrich II. in Gunst zu setzen. Er erhielt den Auftrag, ein System der Fortification auszuarbeiten, nahm eine Karte der Kurmark auf und überreichte dem Könige eine Denkschrift über die zwischen Havel und Spree ausgeführten Nivellements. Seine auf Belidor's Theorien gestützten Ansichten über Minenwirkung brachten ihn in Widerspruch mit der herrschenden Meinung; Versuche sollten entscheiden. Sie wurden 1754 auf dem Jägerberge bei Potsdam angestellt und sprachen für die von L. empfohlenen „Globes de compression“ (Druckkugeln, überladene Minen). Er wurde nun beauftragt den Prinz Friedrich in der Befestigungskunst zu unterrichten und schrieb ein Buch über den Minenkrieg, erhielt aber nicht die Erlaubniß es zu veröffentlichen. Im Felde bewährte er sich dagegen keineswegs. Schon bei der ihm 1756 übertragenen Befestigung von Torgau zeigte er sich voll Bedenken und unentschlossen, so daß ihn der König zurechtwies, doch vollendete er diese Aufgabe im October 1757 zur Zufriedenheit. Auch vor Schweidnitz wollte er 1758 zunächst noch eine Parallele herstellen, als Oberst Balby, des Königs Drängen nachgebend, den Sturm auf das Galgenfort vorschlug, in Folge dessen die Festung am 16. April capitulirte. Zweimal gerieth er während des siebenjährigen Krieges in Gefangenschaft: zuerst 1757 in die der Schweden, als er vom Herzoge von Bevern von Stettin aus nach Anclam entsandt war, dann 1759 bei einer unbekannten Gelegenheit, doch wurde er beide Male bald wieder ausgewechselt. Des Königs Vertrauen büßte er gänzlich ein durch sein Verhalten bei der Belagerung von Schweidnitz im J. 1761, der denkwürdigsten des ganzen Krieges, über die er ein im Archive des Kriegsministeriums befindliches Tagebuch geführt hat. Er verdankte den Auftrag, die Belagerungsarbeiten zu leiten, dem Rufe, welchen er sich als Mineur erworben hatte, erwies sich aber von vornherein als unentschlossen und bemüht, die Verantwortlichkeit von sich abzuwälzen; mitunter scheint er ganz den Kopf verloren zu haben, des Königs Briefe ermuntern ihn beständig. L. stand hier dem berühmten Artilleristen Gribeauval (Bd. IX S. 651) gegenüber, der Minenkrieg dauerte 48 Tage und zeigt eine lange Reihe von Ungeschicklichkeiten und von Unglücksfällen auf preußischer Seite, endlich capitulirte Schweidnitz am 8. October in Folge einer gelungenen Minensprengung; der König belohnte L. mit einer Präbende. Nach dem Kriege schickte er ihn nach Neiße, sein Vertrauen zu ihm war indeß verloren. Er entzog ihm eine bisher neben seinem Gehalte gewährte Zulage und behandelte ihn fortan streng, wenn auch nicht ungnädig, 1770 beförderte er ihn zum Oberstlieutenant. Im Sommer des folgenden Jahres nahm sich L. in Neiße im Arrest das Leben; die Gründe der Gefangensetzung wie des Selbstmordes sind

nicht aufgeklärt. 1778 erschienen zu Mastricht in zwei Bänden die „Oeuvres complettes de Mr. le Febvre“.

U. v. Bonin, Geschichte des Ingenieurcorps und der Pioniere in Preußen, I, Berlin 1877. Poten.

Legeditsch: Ignaz v. L., k. k. General der Cavallerie, zweiter Inhaber des Husarenregiments Nr. 2, geb. 1791 zu Preßburg, war ursprünglich für den juridischen Lebensberuf bestimmt, wendete sich jedoch, dem Geiste der Zeit folgend, schon 1808 als ex propriis Gemeiner im Infanterieregimente Nr. 26 dem Militärdienste zu und avancirte noch im selben Jahre zum Lieutenant. 1809 wurde L. zum Husarenregimente Nr. 6 transferirt, in welchem er bis 1830 verblieb und an den Feldzügen 1812—1815 Theil nahm, gelobt als kühner, selbständig verwendbarer Offizier; als Stabsoffizier diente er anfänglich im 9., später im 6. Husarenregimente. Seit 1842 Generalmajor und Brigadier zu Tarnow bewährte L. zur Zeit der Unruhen in Galizien solch einen hohen Grad von Festigkeit und Thatkraft, daß er mit dem Ritterkreuze des Leopold-Ordens ausgezeichnet wurde. Mit der Ernennung zum Feldmarschall-Lieutenant war seine Versetzung nach Vorarlberg verbunden; 1851—1852 commandirte L. die Occupationstruppen in den Elbherzogthümern. In dieser schwierigen Stellung fand seine maßvolle, gerechte und wohlmeinende Führung der Geschäfte sowie die Erhaltung von Disciplin und Ordnung in der Truppe nicht nur die verdiente Anerkennung in der Verleihung der Würde eines geheimen Rathes und des Ordens der Eisernen Krone I. Klasse, sondern erfreute sich auch der Zustimmung der Bevölkerung des occupirten Gebietes. Gelegentlich des Abmarsches wurde nämlich in den Hamburger Journalen „Legeditsch’s strenge Rechtlichkeit sowie freundliches Benehmen gegen Jedermann, — ob reich, ob arm“ — hervorgehoben und weiter gesagt: „der verehrte General hat sich hier die allgemeine Liebe und Hochachtung erworben und hinterläßt bei seinem Abschiede den Ruf eines Biedermannes, dessen Name trotz der ihm gewordenen delicaten Mission bei uns in stetem Angedenken bleiben wird.“ L., welcher 1853 als General der Cavallerie in den Ruhestand getreten, widmete sich nun mit Eifer wissenschaftlichen Studien, zu welchem Behufe er eine leider nicht systematisch geordnete große Büchersammlung anlegte. Er starb den 11. Februar 1866 zu Graz.

Miltär-Zeitung. Wien 1866. Ernst, Geschichte des 9. Husarenregiments. Wien 1862. Blazekovič, Chronik des 31. Infanterieregiments. Wien 1867. Schinzl.

Legipont: Oliver L. (Legipontius), geb. am 2. Dec. 1698 zu Soyron im Herzogthum Limburg, nahe bei Verviers, † am 16. Januar 1758 zu Trier. Er war ein namhafter Historiker und Bibliograph, auch als Bibliothekar vielfach gesucht und geschätzt. Bei den Franziskanern zu Verviers genoß er den ersten Unterricht, die sogenannten Humaniora, die höheren Studien, die philosophischen, machte er auf dem Montaner Gymnasium zu Köln. Er trat hier in die Benedictinerabtei Groß-St. Martin ein, wo er der Klosterbibliothek vorgesetzt wurde. Am 22. Mai 1723 empfing er die Priesterweihe, 1728 wurde er zum Licentiaten der Theologie erhoben. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit zwei in französischer Sprache abgefaßten Abhandlungen, die eine die Geschichte des Tridentinischen Concils, die andere die wichtigsten Materien der Lehre und Disciplin der Kirche betreffend. Ein Streit, der zwischen dem Abte von St. Martin und den Kirchmeistern von St. Brigiden in Betreff einer Pfarrangelegenheit ausgebrochen war, veranlaßte ihn zu zwei gegen die Ansprüche der letzteren gerichteten Schriften: „Jurium Abbatiae S. Martini Coloniae legales vindiciae“ und „Clypeus veritatis et justitiae“. 1728 schrieb er: „Sapientiae studium Benedictino-philosophicum“ (Coloniae). „Abbreviatura diplomatum et privilegiorum congregationis

Bursfeldiensis“, „Fastorum Abbatum monasterii S. Martini majoris Colonien. Ord. S. B. exegesis historica“ und gegen Edm. Martène die Dissertation: „De benedictione Abbatis“. 1731 berief ihn der Abt Amandus Schell nach Mainz zur Uebernahme des theologischen Lehramtes. Zwei Jahre darauf findet man ihn in Wien als Erzieher dreier jungen Grafen von Laterman. Diese Stellung verließ er schon 1734 im März und begab sich nach Gottwich im Erzherzogthum Oesterreich, um einer Aufforderung des Abtes Godefried Bessel zu entsprechen und die dortige Bibliothek zu ordnen. Dann kehrte er nach Mainz zurück, um die auserlesene Dalberg’sche Bibliothek zum öffentlichen Gebrauche einzurichten. Zwei seiner Schriften gehören dieser Zeit an: „Discursus paraeneticus pro publica bibliotheca et societate eruditorum sub auspiciis excell. dni. Dalberg Moguntiae instituendis“ (1737, typ. Joan. Franckenberg) und „Regia amoris valles inter et montes erecta sive epithalamium carmen Friderico L. B. Dalbergio et Sophiae L. B. Wamboldiae scriptum“ (Mogunt. typ. J. H. Haefner). Auf Begehren des Abtes von Sponheim hatte er schon 1733 einmal die Pfarrverwaltung im benachbarten Bockenau übernommen; 1737 kehrte er dorthin zurück und wandte sich mit Eifer der Wiedergewinnung des Klosters Disibodenberg zu, das er eine Reihe von Jahren als Präfect verwaltete. Aus dieser Zeit stammen folgende Schriften: „Historia monasterii Disibodibergensis“, „Chronicon Sponheimense ab anno 1500 ad novissima tempora perductum“, „Brevis notitia monasteriorum ordinis S. Benedicti in Palatinatu profanatorum“, „Sciographia philologico-bibliographica“, „Systema novum erigendae, ordinandae et ornandae bibliothecae ejusque catalogi conficiendi facilem methodum exhibens“, „Syntagma de bibliothecis Moguntinis, earum origines, incrementa, fata, cimelia repraesentans“, „Specilegium antiquitatum Romanarum in agro Moguntino repertarum“, „Bibliographia Benedictina sive novus rei litterariae studiorumque monasticorum apparatus in IV classes distributus“ (Moguntiae, Joan. Haefner, 1738), „Deductio in artem heraldicam“, „Programma in rem genealogicam de juribus Electoris Moguntini“. 1739 kam er nach Köln in die Abtei St. Martin zurück, wo er beklagenswerthe Zustände antraf und mit Verdrießlichkeiten überhäuft wurde. Um sich Ruhe und Gesundheit herzustellen, zog er nach Flittard zu seinem Jugendfreunde Herschel, der dort als Pfarrer thätig war. In dieser Zurückgezogenheit schrieb er die „Dissertatio de ara Ubiorum et de antiquitate archidioecesis Coloniensis“. Vor Schluß des Jahres wurde er in die Abtei Laach berufen und katalogisirte 1740 die dortige Bibliothek, eine Arbeit, für die er nur acht Tage Zeit bedurfte. Nach der Rückkehr in’s Kölner Kloster schrieb er das Werk „S. Metropoleos Coloniensis antiquitas et praerogativae“, und aus dieser Zeit sollen auch seine handschriftlichen Zusätze zu dem Conatus chronologicus von Mörckens herrühren, welche gegenwärtig in der Bibliothek des Gymnasiums an Marzellen in Köln aufbewahrt werden. Zwei Jahre darauf wurde er nach Böhmen an das unter Maria Theresia’s Schutz in Prag errichtete adliche Collegium berufen. Hier entstanden die beiden Dissertationen „De notitia Romano-germanici Imperii“ und „De vera nobilitate generis et animi“. Nach einem Ausfluge, den er am 15. December 1745 nach Brünn in Mähren gemacht hatte, fand er seinen Schrank von einem Diebe erbrochen, und unter den geraubten Gegenständen beklagte er am meisten sein Manuscript „de Metropoli Coloniensi“, dessen Untergang auch von seinen wissenschaftlichen Freunden als ein großer Verlust für die Kölnische Geschichte betrauert wurde. 1746 gab er sein „Monasticon Moguntiacum sive succincta veterum monasteriorum in archiepiscopatu Moguntino notitia“ und ferner eine durch das Auftreten der Jesuiten gegen die von Benedictinern geleiteten Lehrinstitute hervorgerufene Schrift „Historia belli Jesuitici pro eripiendis Benedictinorum mona-

steriis“ heraus. Das Jahr 1747 (46?) brachte die „Dissertationes philologico-bibliographicae, in quibus de adornanda bibliotheca, etc. disseritur“ (Norimbergae). Dann durchreiste er fast ganz Deutschland in dem Bemühen, die Errichtung eines Benedictiner-Seminars in Heidelberg zu Stande zu bringen; erst 1748, bei einem in der Abtei St. Pantaleon zu Köln abgehaltenen Capitel der Aebte, gewann diese Angelegenheit günstige Aussichten. Zugleich erbat er sich die Bewilligung zur Herausgabe des „Bullarium congregationis Bursfeldensis“ und ließ das Schriftchen „Votum Anonymi pro Seminario Benedictino in universitate Heidelbergensi erigendo“ (Cosmopoli in Semilunio 1748) drucken. In Köln widmete er sich dann wieder gänzlich den wissenschaftlichen Studien und unternahm ein Werk „Lexicon veterum per Germaniam monasteriorum“, von welchem man nicht weiß, ob er dasselbe zum Abschlusse gebracht hat. Vor Auslauf des Jahres 1748 vollendete er die „Exegesis historica pastorum abbatiae S. Martini majoris“, welche er dem Abte Spix zuzueignen vorhatte, jedoch in Folge der übeln Behandlung, welche er im Kloster fand, unterdrückte. 1749 ließ der Abt die Erneuerung des Chores der Kirche vornehmen, wobei die ehrwürdigen alten Denkmale zur Zerstörung bestimmt wurden. Keiner der Mönche wagte es, Einspruch zu thun; nur L. trat dem Vorhaben entgegen und wandte sich an die päpstliche Nuntiatur in Köln — aber was konnte der alleinstehende erreichen! Der Verdruß über diese Barbarei warf ihn auf's Krankenlager. Genesen, folgte er der Einladung des Grafen Giannini, Scholasters zu Olmütz, um dessen vortreffliche Bibliothek zu ordnen und den Katalog anzufertigen. 1750 befand er sich zu Chur in Mähren, 1751 führte ihn der Graf nach Schlesien und übertrug ihm die Ausbildung seiner Neffen, der jungen Grafen von Wengersky. Hier entstand der „Tractatus de scientiis et artibus rite discendis“. 1752 gab er heraus: „Systema instituendae societatis literariae germanorum Benedictinae“ (Kempten) und „Methodus studiorum tum humaniorum tum superiorum“; 1754: „Ad eminent. dom. Angelum Mariam Quirinum epistola“. Nachdem am 14. Juni 1750 zu Olmütz sein Ordensgenosse Magnoaldus Ziegelbauer gestorben war, beschäftigte sich L. auf's Angelegentlichste mit dessen litterarischem Nachlasse, und so erschien 1754 das Werk „Historia rei literariae ordinis S. Benedicti. Opus a Magnoaldo Ziegelbauer ichnographice adumbratum, recensuit Ol. Legipontius“ (Augsb. u. Würzb. 1754. Fol.). Von 1755 an wanderte er, das Herannahen des Todes in sich fühlend, unruhig umher. Man findet ihn nochmals in Köln, dann in Gengenbaum, Ettenmünster, Crozingen, 1756 in Schwarzach, wo ihn das Fieber darniederwarf. Kaum genesen, ließ er sich in manchen anderen Städten und Klöstern erblicken. Gegen Jahresschluß kam er in Trier an, wo er als Gast der Abtei St. Maximin sein vielbewegtes Leben beendigte. Nur der kleinere Theil seiner Schriften ist im Druck erschienen. Das Kölner Stadtarchiv besitzt zwei Handschriften von ihm: „Fasti ecclesiae et abbatiae S. Martini“ und „Vita venerab. Adami Mayer abbatis S. Martini“.

Hartzheim, Biblioth. Col. Kessel, Antiquitates Monast. S. Martini maj. Col. Ennen u. Eckertz, Quellen z. Gesch. d. St. Köln, I (Vorbericht). Wegeler, Das Kloster Laach. Brunet, Manuel du libraire, III.

J. J. Merlo.

Le Grand: Joh. Lukas Le G., Director der helvetischen Republik, geb. am 30. Mai 1755, † am 4. Oct. 1836, entstammte einem 1640 aus Doornik in den spanischen Niederlanden (Tournay) in Basel eingewanderten Geschlechte, als einziger Sohn des Kaufmanns und Großrathsmitgliedes Daniel L. Schon im 11. Jahre vaterhalb verwaist, erhielt er seine Erziehung in der Anstalt von Planta und Neesemann in Haldenstein bei Chur, studirte Theologie in Göttingen

und Leipzig, wo er den Magistergrad erwarb und auf Zollikofer's Kanzel predigte, und veröffentlichte — nach Reisen in Frankreich und England heimgekehrt — 1773 in Basel: „Meditationes circa Eloquentiae sacrae officium et finem“ und „Observationes philologicae“. Inzwischen brachte ihn seine innere Entwickelung unter dem Einflusse der Zeit zu Zweifeln an der hergebrachten Glaubenslehre, er entsagte dem Kirchendienste und trat in den Kaufmannsstand über. Strenge Wahrhaftigkeit und die Achtung, welche er den kirchlichen Anstalten bewahrte, bewogen ihn zu diesem Schritte; erfüllt von dem Vorsatze, der menschlichen Gesellschaft und seinem Vaterlande in jeder mit seinem Gewissen vereinbaren Weise zu dienen, ergriff er auch seinen neuen Beruf in diesem Sinne. Mit Hingebung widmete er sich neben den Geschäften desselben Bestrebungen zum Wohle des Nächsten, trat Isaak Iselin's Gesellschaft zu Beförderung des Guten und Gemeinnützigen bei, wurde Mitglied der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach, 1787 einer der Begründer der allgemeinen Lesegesellschaft in Basel und folgte auch dem Rufe seiner Mitbürger zu Uebernahme öffentlicher Aemter. 1783 wurde er Mitglied des Großen Rathes, im gleichen Jahre Zunftmeister und als solcher Mitglied des Kleinen Rathes oder der Regierung. Hier übernahm L. die Leitung des Erziehungswesens, für das er, überdies angeregt durch Verkehr mit Basedow und Campe, vorzügliches Interesse hegte und bewirkte 1796 und 1797 eine Reform des Basel'schen Gymnasiums. Reichlich bethätigte er seinen Wohlthätigkeitssinn für Bedrängte und Nothleidende jeder Art, zumal als der Ausbruch der französischen Revolution und Frankreichs Krieg gegen die Coalition Basels Umgegend heimsuchten und zahlreiche Flüchtlinge auf schweizerischen Boden trieben. Als Mitglied des Kleinen Rathes, seit 1792 auch Landvogt von Riehen vor Basel, empfing L. in seiner Wohnung daselbst als auf neutralem Territorium am 26. December 1795 die aus österreichischer Gefangenschaft freigegebenen französischen Conventsdeputirten, gegen welche gleichzeitig vor einem anderen Thore von Basel die aus dem Temple in Paris entlassene Tochter Ludwig's XVI., Maria Theresia, nachmals Herzogin von Angoulême, an die Bevollmächtigten des Kaiserhofes in Wien übergeben wurde. Als die Grundsätze der Revolution auch in die Schweiz eindrangen und in Basel unter Leitung des seit 1796 einflußreichsten Mannes, des Oberstzunftmeisters Peter Ochs, eine Partei sich bildete, die auf Umgestaltung des Gemeinwesens im Sinne der Demokratisirung hinarbeitete, trat auch L., dessen Anschauungen mit jenen Grundsätzen im Wesentlichen übereinstimmten, dem „Club an der Rheinbrücke“ und der aus demselben hervorgehenden „Gesellschaft zur Beförderung bürgerlicher Eintracht“ bei, in denen die Partei ihren Ausdruck fand. Voll idealer Hoffnungen erblickte L. in ihren Bestrebungen den Anfang zur Verwirklichung allgemeiner christlicher Brüderlichkeit. Ehe indessen ein aus ihrer Mitte hervorgehender Antrag auf Abänderung des Fundamentalgesetzes im Sinne völliger Gleichberechtigung der Bürger und Unterthanen, der Städter und der Landleute, im Schoße der Behörden durchdrang, ergriffen die letzteren selbst die Initiative, traten in Versammlungen zusammen, mit denen die Regierung pactiren mußte, und bewirkten durch ihre Haltung, unterstützt durch die gleichgesinnten Städter, daß eine Garnison aus ihrer Mitte in die Stadt aufgenommen und ein Patent von der Obrigkeit erlassen wurde (20. Jan. 1798), welches vollkommene Gleichberechtigung und Verschmelzung von Stadt und Land zu einem politischen Ganzen verhieß. Eine Nationalversammlung von 60 Mitgliedern wurde aufgestellt (2. Februar) und übernahm mit dem Auftrage, die definitive Verfassung für das Gemeinwesen zu entwerfen, die einstweilige Regierung des letzteren. L., durch Charakter und Ansichten vorzüglich populär, wurde bei all'

diesen Vorgängen unausgesetzt in Anspruch genommen. Anfangs Januar erhielt der „beliebte Zunftmeister" den Auftrag, die in Liestal versammelten, durch Worte einer Rathsbotschaft aufgeregten Landleute zu beschwichtigen, was ihm aber trotz eindringlichster Bitten nicht gelang; am 19. Januar stellte man ihn an die Spitze der städtischen Deputation, welche die ländliche Garnison zum Einzuge in die Stadt einzuladen hatte, und in allen vorbereitenden Verhandlungen, in Commissionen und Ausschüssen, wie schließlich in der Nationalversammlung selbst, war L. stets unter den ersten Erwählten und Bevollmächtigten seiner Mitbürger. In besonderen Aufträgen der Nationalversammlung trat er an der Spitze von ihr bestellter Regierungscommissionen bei dem französischen Residenten Mengaud in Basel, auch als Mitglied einer Deputation auf, die am 24. Febr. vor den Räthen in Bern erschien, um dieselben, freilich ohne Erfolg, aufzufordern, Basels Beispiele zu folgen. Als aber die Invasion der Franzosen in der Schweiz Bern niederwarf und der Eidgenossenschaft eine nach Ochs' Vorschlägen vom französischen Directorium entworfene Einheitsverfassung aufzunöthigen begann, an welcher die Basel'sche Nationalversammlung vergeblich Abänderungen, zumeist unter Le Grand's Einfluß, anzubringen versuchte, erfolgte am 12. April 1798 in Aarau die Proclamirung der einen und untheilbaren helvetischen Republik durch die vereinigten Abgeordneten von zehn Cantonen und bei Constituirung derselben wurde L. am 18. April zum ersten Mitgliede der obersten Verwaltungsbehörde, des helvetischen Directoriums, ernannt. In Basel, dessen Nationalversammlung sich nun auflöste, erregte Le Grand's Berufung an die Spitze des neuen Staatswesens große Freude. L. selbst, obwol „mit Schauder auf das Uebermaß von Gewalt hinblickend, welches die Constitution seinen Amtsgehilfen und ihm verleihe", und nur mit schwerem Herzen sich von seiner Familie und seinem Handlungshause trennend, hielt es für Gebot der Pflicht, dem an ihn ergangenen Rufe zu folgen. Das Schwere seines neuen Amtes lag indessen thatsächlich nicht in der Fülle von Gewalt, womit das helvetische Directorium nach dem Buchstaben der Verfassung bekleidet war, sondern vielmehr in seiner Ohnmacht gegenüber den fränkischen Gebietern und in der Unmöglichkeit, in der es sich befand, in dem durch dieselben in jeder Weise ausgesogenen und bedrückten Lande eine Verfassung, die dem Geiste des Volkes völlig fremd und der Mehrheit nur durch Frankreichs Waffen aufgedrängt war, zu wirklichem Leben zu bringen und den zerrütteten inneren Frieden, den zerstörten Wohlstand des Landes wiederherzustellen. Mit aller Treue und furchtlosem Muthe harrte L. in der undankbaren Aufgabe aus, die ihm geworden. Es gelang ihm, manches Böse zu verhüten, manche ungerechte Verfolgung Einzelner zu hindern, wie z. B. nur sein Einfluß es war, der Lavater gegen den Zorn der französischen Bedrücker über dessen muthige „Worte eines freien Schweizers an die Große Nation" schützte. Er verwandte sich auch mit Erfolg für kirchliche, Armen- und Schulanstalten. Aber die energischen Protestationen Le Grand's und des Directoriums gegen die Willkür und Raubsucht der fränkischen Commissäre und Officiere blieben doch meist gänzlich wirkungslos und L. vermochte auch weder den verderblichen Abschluß der von Frankreich verlangten Offensiv-Allianz Helvetiens mit der Nachbarrepublik, noch die blutige Unterdrückung Nidwaldens durch Schauenburg im Herbste 1798 zu verhüten. Unter seiner Anregung und Unterstützung nahm sich dann Pestalozzi der Waisenschaar in dem verheerten Lande an. Schon beim Antritte seiner Stelle war es aber Le Grand's fester Entschluß gewesen, nicht länger als ein Jahr die Seinigen zu verlassen, für welche mittlerweile sein Schwiegervater die Obsorge und die Führung des von L. errichteten Fabrikgeschäftes in Arlesheim übernommen hatte, und nachdem sich L. schon im

September 1798 Urlaub zu öfterem Besuche daselbst hatte erbitten müssen, nöthigte ihn der Tod seines Schwagers noch vor Ablauf eines vollen Amtsjahres seine Entlassung aus dem Directorium zu verlangen, die ihm am 29. Januar 1799 ertheilt wurde. Aufrichtiges Bedauern auch der politisch Andersdenkenden begleitete den Rücktritt des allgemein hochgeachteten Mannes, der übrigens, merkwürdigerweise, noch immer für Helvetien frohe Erwartungen von den Wirkungen seiner Verfassung und dem Glücke der verbündeten französischen Waffen hegte, während die Schweiz sich gerade an der Schwelle der leidensvollsten Jahre befand, die ihr durch die Verpflanzung des europäischen Krieges auf ihren Boden und fruchtlose Erhebungen gegen die französische Gewaltherrschaft bevorstanden. L. wandte sich nun wieder den industriellen Geschäften, nicht minder aber und mit immer steigender Anstrengung einer philanthropischen Wirksamkeit zu, deren Quelle in einem innersten Bedürfniß lag, Anderen nach Kräften zu dienen und in welcher er sich nach und nach zu dem christlichen Glauben seiner Jugend zurückgeführt fand. In seiner Bandfabrik, die er von Arlesheim nach St. Morand, einem ehemaligen Kloster in der Nähe von Altkirch im Elsaß, verlegte, wo er sich mit einer Colonie von Schweizern niederließ, wurde er nicht nur der Brodherr, sondern wie das Familienhaupt seiner Arbeiter, deren leibliches und geistiges Wohl er sich eifrig angelegen sein ließ; vielfach unterrichtete er persönlich ihre Kinder; eine Beschäftigung, an welcher er besonderen Gefallen fand. Im J. 1812 aber veranlaßte ihn ein Besuch bei Oberlin im Steinthale in den Vogesen, seinen Wohnsitz in der Nähe von Oberlins Pfarrei aufzuschlagen und schließlich mit seiner Familie und seinem Etablissement sich in Fouday daselbst niederzulassen (1814). Ein Band vertrautester Freundschaft knüpfte sich sofort zwischen ihm und Oberlin. L. wurde des schon hochbejahrten und einsam stehenden Oberlin kräftiger Beistand und theilte sich mit demselben in das Werk der Fürsorge für die Bewohner des Thales, denen Le Grand's industrielle Thätigkeit im Augenblick einer Mißernte und der infolge Aufkommens der mechanischen Spinnstühle eingetretenen Stockung der bisherigen Baumwollenspinnerei eine neue Erwerbsquelle eröffnete. In den schweren Theuerungsjahren von 1816 und 1817 war L. neben Oberlin der Schutzgeist des Steinthales. Vorzüglichen Antheil aber nahm L. immer mehr an der Leitung der Schulen und des Unterrichtes im Thale, errichtete eine Pflanzschule für Handwerker und widmete sich, die commerziellen Geschäfte nach und nach ganz an seine Söhne überlassend, mit jugendlicher Wärme und Begeisterung seiner Lieblingsaufgabe, der Fürsorge für die Jugend, für welche er die Erbauung von Schulhäusern und die Anstellung der nöthigen Lehrer eifrig förderte. Auch des Werkes der Bibelverbreitung nahm sich L. mit Oberlin aufs thätigste an und blieb hiefür, wie für dasjenige der Mission in steter Verbindung mit seinen Freunden in Basel und den dortigen Anstalten und Gesellschaften. So hatte er Oberlin während mehr als eines Jahrzehnts zunächst gestanden, als dieser im Alter von 86 Jahren am 1. Juni 1826 seinen Lauf vollendete. L., eben von einer Reise in Missionsangelegenheiten heimkehrend, eilte an das Sterbebette des Freundes, den er bis zu dessen letztem Augenblicke nicht mehr verließ, und blieb der väterliche Berather und Tröster der ihres Hirten beraubten Bewohner des Steinthales. Seine und seiner Söhne thatkräftige Anregung bewirkte, dem Verstorbenen zum Gedächtniß, die Errichtung der Oberlin'schen Stiftung, deren Einkünfte zu Anstellung von Lehrerinnen für Kinder vom dritten Jahre an (die ersten entstehenden „Kleinkinderbewahranstalten") dienten. Als im Herbste gleichen Jahres Le Grand's Gattin ihm nach 46jähriger glücklicher Ehe durch den Tod entrissen wurde, gründete er, ihr zum Andenken, eine weitere ergänzende

Schule gleicher Art in Fouday. Zur lebendigeren Erinnerung an Oberlin ließ L. eine Büste desselben durch den trefflichen Bildhauer Ohmacht anfertigen, am 1. Juni 1827 in der Kirche zu Waldbach aufstellen, vertheilte zahlreiche Abgüsse derselben und wies den Erlös aus dem Verkaufe anderer der Oberlin'schen Stiftung zu. Unermüdet setzte er auch weiterhin seine Thätigkeit im Geiste des Verstorbenen fort, ertheilte noch im 79. Altersjahre, als schon seine Augen dunkel geworden waren, von seinem Zimmer aus Unterricht in den 5 Schulen der Oberlin'schen Stiftung und bis zu seinem letzten Augenblicke erfüllte warmes Interesse für die Erziehung der Jugend, für Volksbildung und Volkswohl den liebenswürdigen Greis. Im 82. Jahre starb er. Seine und seiner Gattin Gebeine deckt dasselbe Grab zur Seite von Oberlin's Ruhestätte auf dem Friedhofe von Fouday.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1836, S. 608 u. ff. — Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft in Zürich auf das Jahr 1858 (mit Le Grand's Bildniß) und die dort genannten zahlreichen Quellen.

G. v. Wyß.

Legros: Martin L., ein ausgezeichneter und berühmter Meister der Glockengießerkunst, aus Malmedy stammend, ist vom sechsten bis ins achte Decennium des vorigen Jahrhunderts für die Kirchen von Köln und einiger benachbarten Städte und Ortschaften viel beschäftigt worden. In Köln waren es die Stiftskirchen von St. Gereon, St. Pantaleon, St. Kunibert und St. Severin, sowie die Columbapfarrkirche, für welche er neue Geläute anfertigte; zu gleichem Zwecke erhielt er Berufungen von den Stiften zu Bonn und Neuß. Der Magistrat von Köln verlieh ihm, in Ansehung seiner seltenen Fachtüchtigkeit, als ein Ehrengeschenk das Bürgerrecht. Auf einer der Glocken, welche er 1771 für die Severinskirche goß, spricht er selbst sich in der Inschrift darüber aus: „Martinus Legros malmund. iure civis et tribulis a magistratu coloniensi donatus fudit 1771“. Sein gelungenstes Werk ist wohl das aus 5 Glocken bestehende Geläute der Gereonskirche, dessen Guß 1779 in dem städtischen Werkhause am St. Clarenplatze geschah. Nicht übertrieben ist das Urtheil, daß man ein herrlicheres, harmonischeres Geläute nicht leicht antreffen werde. Die handschriftlichen Notizen Denoël's erwähnen zweier Glocken in der Kirche zu Kempen, 1787 von Peter Legros, laut den Inschriften, gegossen. Dieser ist vielleicht Martins Sohn, der des Vaters Werkstätte angehört und dieselbe nach dessen Tode fortgesetzt hat.

J. J. Merlo.

Lehmann: Christophorus (Christoph) L., Chronist und Parömiolog. Geboren um das J. 1570 zu Finsterwalde in der Niederlausitz als der Sohn eines Rectors der lateinischen Schule (ludimoderator), wurde er frühzeitig Waise, konnte aber, unterstützt von dem Erbherrn seines Geburtsortes, Otto v. Dieskau, 1588 die Universität Leipzig beziehen. Hier erwarb er sich, durch Talent und Fleiß sich auszeichnend, 1591 die Magisterwürde und kam später, bekannt geworden mit dem Reichskammergerichtsprocurator Dr. Cogman, nach Speyer, wo er im Juni 1594 an der dortigen Gelehrten- oder Rathsschule (schola senatoria) als Lehrer angestellt wurde. In dieser Stellung machte er sich in kurzer Zeit so sehr verdient, daß man ihn schon 1595 zum Conrector beförderte und, da er durch seine Heirath mit der Tochter eines Speyerer Secretarius und Sachwalters in verwandtschaftliche Verbindung mit den angesehensten Familien der Reichsstadt trat, wurde er den 18. April 1599 zweiter, und weil er juridische Bildung, geschichtliche Kenntnisse, Gewandtheit der Feder, auch, wo es galt, diplomatische Redefertigkeit bewährte, im Oktober 1604 erster Stadtschreiber, ein Amt, das zu jener Zeit in den Reichsstädten mit das wichtigste

und politischer Natur war. Neben diesem seinem Amte übertrugen L. auch die Reichsstädte der Rheinischen Bank auf dem Städtetage von 1606 die Aufsicht und Leitung ihres gemeinsamen Archivs. Dasselbe enthielt eine Sammlung der Reichs- und Städtetagsacten, sowie andere einschlägige Urkunden und Schriften und die Hauptmasse desselben lag in Speyer (im Rathhof) aufbewahrt und die Documente, deren man bei Reichstagen bedurfte, wurden in Truhen nachgeführt. Durch diese Stellung aber in Verbindung mit seiner Speyerer Verwendung hatte L. die beste Gelegenheit, sich eine genaue, auf Urkunden gegründete Kenntniß der reichsstädtischen Verhältnisse zu verschaffen. Wie der außerordentlich fleißige Mann diese für seine wissenschaftlichen Zwecke verwerthete, hat er in seiner Chronik bewiesen. Aeußerst wichtig aber wurde diese seine genaue Kenntniß der städtischen Verhältnisse für Speyer. Wir begegnen dem gewandten Unterhändler auf Reichstagen (1608, 1613), Städteconferenzen, Unionsconventen, wie es jene bewegte Zeit forderte, wo die Parteien vor dem Ausbruch des 30jähr. Krieges sich noch in Bündnissen und Gegenbündnissen zu Schutz und Trutz auf diplomatischem Boden versuchten. Zweimal erfuhr L. die Auszeichnung zu einer besonderen Vertrauensmission von Seiten auswärtiger Stände erbeten zu werden: einmal von der Reichsstadt Frankfurt im J. 1612, das zweite Mal von dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz 1619. In mannigfaltigster Verwendung finden wir jedoch L. in den heimischen Angelegenheiten der Reichsstadt, wie er denn auch nach Niederlegung seines Lehramtes gleichwol von 1616—18 als Scholarch im Schulsache wirksam blieb. Wie aus den noch vorhandenen Rathsprotokollen jener Zeit hervorgeht, überall, es mag Großes oder Kleines sein, wenn nur irgend ein geschichtliches Verhältniß in Frage kommt, ist es L., an den im Rathe die Sache verwiesen, dessen Gutachten verlangt, dessen Entscheidung mehrentheils befolgt wird. Handelt es sich um das Recht, einen Theil des Platzes vor dem Münster zu pflastern, so wird L. gefragt und er giebt Auskunft, wie es mit der Ausdehnung der Immunität — des um den Dom sich ziehenden gefreiten Raumes — beschaffen sei; will ein neugewählter Bischof seinen feierlichen Einritt in die Reichsstadt halten, so wird L. beauftragt, in den Acten nachzuforschen, wie man das immer gehalten habe, sodaß den alten wohlerworbenen Privilegien nichts vergeben werde. Indessen sah sich L. dennoch wegen Zerwürfnisse mit dem Rathe bewogen, 1629 in die Dienste des Speyerer Bischofs Philipp Christoph v. Södern, der seit 1623 auch zum Kurfürsten-Erzbischof von Trier erwählt worden war, überzutreten, so jedoch, daß er fortwährend in gutem Vernehmen mit der Reichsstadt blieb und auch ohne, wie ihm, jedoch erst lange nach seinem Tode, fälschlich vorgeworfen wurde, seine Religion geändert zu haben. In der bischöflichen Regierung (Remling, Gesch. d. Bischöfe, II. 451) wirkte er zunächst als beisitzender Rath, doch scheint es, daß er bis 1632 seine Zeit hauptsächlich zu litterarischen Arbeiten verwendet habe, von diesem Jahre an zog ihn der Kurfürst in seine nähere Umgebung und bediente sich seiner ohne Zweifel bei seinen Streitigkeiten mit dem Trierer Domcapitel. Als aber die Verwaltung des Kurfürstenthums Trier, wie die des Bisthums Speyer in die Hände der stiftischen Capitel kam, fühlte er, daß seines Bleibens in Speyer nicht mehr sei. Und so nahm er nach 43jährigem Aufenthalte daselbst, noch bevor das Domcapitel zu Speyer, Winken von oben gehorsam, den förmlichen Beschluß faßte (6. April 1637) „die bischöflichen Räthe protestantischer Confession, unter dem Vorgeben, man könne sie nicht mehr bezahlen, nicht mehr in den Rath zu ziehen“ (Remling a. a. O., II. 495), im Februar 1637 die Stelle eines Syndicus in der evangelischen Reichsstadt Heilbronn am Neckar an. Aber es war ihm nicht beschieden, des neuen Amtes sich

zu erfreuen, denn schon wenige Monate später findet sich in dem evangelischen Kirchenbuch der Stadt Heilbronn aufgezeichnet: „Anno 1638 den 20. Januar ist allhier zu Grabe getragen worden Herr Georg Christoph Lehmann, Doctor von Speyer". Er hatte bei seinem Tode ein Alter von nahezu 70 Jahren erreicht; Nachkommen, die seinen Namen fortpflanzten, hat er nicht hinterlassen und ein Magister Theophilus Lehmann, der sich 1636 wiederholt um das Conrectorat am Retschergymnasium zu Speier bewarb, jedoch abgewiesen wurde, gehörte actenmäßig nicht in seine Familie.

Seinen litterarischen Ruf verdankt L. zwei Werken, der „Chronica der Freyen Reichs Stadt Speyr ..." und seiner Sprichwörtersammlung „Florilegium Politicum". Ganz besonders aber ist es die erstere, zugleich sein frühestes Werk, durch welches er sich nicht nur in Speyer einen Namen begründet hatte, um dessen willen man ihn als den „berühmten L.", ja den „deutschen Livius" mit bereitwilligster Hingebung anerkannte, sondern das auch weit über Speyer hinaus (soll doch der Minister Colbert befohlen haben, eine französische Uebersetzung der Chronik anzufertigen) im Gebiete deutscher Städtegeschichte einen bewährten Ruf bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat. Bei der Abfassung dieser seiner Chronik beobachtete er gewissenhaft das „nonum prematur in annum", denn erst nach zehnjähriger Arbeit übergab er das Manuscript vorschriftsmäßig dem Rathe der Reichsstadt zur amtlichen Censur, worauf der Druck, auch äußerlich ein stattliches Opus, in Großfolio zu Frankfurt 1612 in Verlegung Jonas Rosen erschien. Die dreifache Aufgabe, die sich L. setzte und in extenso schon auf dem Titel präcisirte, führt er in sieben Büchern von den ältesten Zeiten bis auf den Regierungsantritt Kaiser Maximilians I. durch. Im ersten schildert er die Zeit bis zum Untergang der Römerherrschaft im fünften Jahrhundert, im zweiten und dritten die Zeiten der fränkischen Herrschaft bis zum Aussterben der deutschen Karolinger, im vierten entwickelt er die Veränderungen, die sich nach der karolingischen Periode im deutschen Reiche unter den verschiedenen Ständen desselben allmählig bildeten und handelt dabei ausführlich von der Entstehung der Reichsstädte mit ihrer eigenen Regierung, insbesondere „was Gestalt die Statt Speyr zu Zeiten Kayser Caroli M. eine Reichsstatt gewesen und hernach zur Freyen Statt des H. Reichs worden und was es vor Jaren im Regiment daselbst vor Gestalt und Proceß gehabt". Das fünfte Buch umfaßt die Geschichte des Deutschen Reichs von den salischen Kaisern an bis auf Kaiser Albrecht I., wobei besonders berichtet wird, zuerst von der römischen Kaiser Macht und Hoheit „über die Stände von Italien und Deutschland, darneben was Gestalt und durch was Mittel des Reiches und der Kaiser Macht und Gewalt geschwächt und anderen zugewachsen" und endlich „was Gestalt zu derselben Kaiser Zeiten die Statt Speyer zu Vffnehmen komen". Im sechsten Buch erzählt L. „von unterschiedlichen innerlichen Empörungen in der Stadt Speyr" während des 14. und 15. Jahrhunderts, und das siebente und letzte Buch handelt „von Kaiser Alberti I. und dessen Nachfolger am Reich Regierung bis auf K. Maximilianum I., von unterschiedlichen Reichstägen, ... was Gestalt das Römische Reich in fernere Schwächung erwachsen ..., von vielfältigen Verbündnissen der höheren Ständt mit den Erbarn Freyen und Reichsstätten und derselben unter sich". Schon aus dieser Anlage des ganzen Werkes geht hervor, daß L. ein zu seiner Zeit seltenes, sehr richtiges Verständniß der drei großen Culturperioden hatte, in welchen die Geschichte unseres Vaterlandes seit dem Untergange der Römerherrschaft bis auf das Reformationszeitalter verläuft. Daß er diese Gliederung nicht blos äußerlich auffaßte, geht aus der sehr fleißigen und für seine Zeit sehr vollständigen und klaren Schilderung der social-politischen Verhältnisse hervor, welche den eigenthümlichen Charakter dieser Perioden im

Großen und Ganzen bestimmen. Erst nachdem er eine solche Grundlage gegeben und sodann „an der Kayser und Könige Beschreibung so viel zu diesem Werk gehörig“ das allgemein Geschichtliche entwickelt, beschreibt er immer, was in der Stadt Speyer sich zugetragen hat und welche Bischöfe zu jener Zeit regiert haben. L. schrieb seine Chronik in deutscher Sprache und zwar ist sein Deutsch für jene Zeit, wo man bereits begonnen hatte, unsere Muttersprache mit allerlei ausländischen Lappen zu verunstalten, von anerkennenswerther Reinheit, seine Darstellung ist durchgängig frisch und nicht selten wird er wahrhaft beredt, bei aller Breite zeigen seine Erzählungen eine ergötzliche Natürlichkeit und sicher ist, daß er an Sprache und Darstellungsgabe seinem Fortsetzer und Erweiterer Melchior Fuchs, der fast hundert Jahre, sowie seinem Biographen Baur, der 150 Jahre später schrieb, weit voransteht. Einen bedeutenden Werth aber gewinnt sein Werk besonders dadurch, daß er überall die wesentlichen Belegstellen für seine Angaben ausführlich mittheilt und auf solche Weise den Leser in den Stand setzt, die Resultate, die er gewinnt oder gewonnen zu haben glaubt, mit den Quellen selbst zu vergleichen. L. hat, wie er selbst in einem Schreiben an Landgraf Moritz von Hessen sagt (Baur a. a. O., S. 177), vier Bibliotheken benützt und in der That eine Menge von Schriftstellern gelesen, um sich die Zustände und Einrichtungen des Deutschen Reiches in geschichtlichem Zusammenhange klar zu machen. Für die Speyerer Angelegenheiten stand ihm das damals (Baur, S. 48) bereits von seinem Vorgänger im Stadtschreiberamte, Hermann Schießer trefflich geordnete reichsstädtische Archiv (die gegenwärtige schöne Ordnung dieses Archivs verdankt man dem sehr verdienten, am 18. August 1836 verstorbenen K. Kreisarchivar Peter Bernh. Geyer) zu Gebote, wie für allgemeinere Städteangelegenheiten das seiner Aufsicht anvertraute bereits erwähnte Archiv der Städte rheinischer Bank. Von den Urkunden, welche er benützte und seiner Chronik einverleibte, sind zunächst unstreitig die Kaiserurkunden die wichtigsten; übrigens hat er kaum die Hälfte dieser aus dem Zeitraum, welchen sein Werk behandelt, im Speyerer Archive vorhandenen Urkunden veröffentlicht, wie die Vergleichung mit den Geyer'schen Repertorien ergiebt. Außerdem enthält die Chronik noch einige päpstliche und mehrere bischöfliche Urkunden, sowie eine Menge Rathserlasse, Verträge mit benachbarten Fürsten und Städten, Vergleichshandlungen und, was zu dem Interessantesten des mitgetheilten urkundlichen Materials gehört, die alten Richterordnungen der Reichsstadt. Unter den letzteren hat er übrigens die sogen. Vierrichterordnung nicht nach dem ältesten Original von 1314, sondern in der etwas abgeänderten Redaction von 1328, enthalten im Cod. 6 (Geyer; bei Zeuß, Die freie Reichsstadt Speier, 1843, S. 2. Cod. C.) abdrucken lassen.

Aus dem Vorstehenden ist ersichtlich, daß im Vergleich mit anderen Chronisten L. ein sehr bedeutendes urkundliches Material mitgetheilt hat. Im Verhältniß zu dem aber, was im reichsstädtischen Archiv zu geschichtlicher Benutzung vorhanden war, ja selbst zu dem, was jetzt noch von letzterem übrig geblieben ist, hat er immer noch eine reiche Nachlese übrig gelassen, vgl. auch Rau a. a. O. S. 29 und dessen Geschichte der Regimentsverfassung von Speier, I. S. 26, 39, 40. Am schwächsten ist L., wo er sprachliche und etwa historisch-topographische Combinationen wagt. So sei u. a. nur erwähnt, daß er dem Leser zur Erklärung, woher der Name Nemetes (die germanische Völkerschaft in der Gegend des jetzigen Speyer) komme und was er bedeute, zumuthet zu glauben, derselbe sei entweder „ein Teutsch verzwickt Wort: Niemetshie (die in der Einöde wohnenden) oder der von den Wenden zuerst aufgekommene Name der Deutschen Nemetschi“ (Chron. B. I. Cap. 1), weshalb die Nemeter und

Wenden zuerst auch Nachbarn gewesen sein müßten. Wenn endlich die überall, besonders aber in der Geschichte der Kaiser und zumal Rudolfs von Habsburg, zahlreich eingestreuten „nützliche und lustige Exempel“ der Kritik oft Anlaß geben zur Uebung ihres Amtes, so darf nicht vergessen werden, daß doch die meisten derselben mit großem Geschicke ausgewählt sind, um einem größeren Leserkreise die geschichtlichen Gestalten recht frisch und lebendig vorzuführen. Gerade durch diese Bestandtheile ist seine Chronik, wie die elsässische seines Zeitgenossen Bernh. Hertzog durch seine Familiengenealogien populär geworden und geblieben in jener altväterlichen guten Zeit, in der man sich die Mühe nicht verdrießen ließ, Belehrung und Unterhaltung aus Folianten zu schöpfen. Selbst in unserem Jahrhundert noch, als man anfing, den Sinn für vaterländische Geschichte in Taschenbüchern zu pflegen, und noch in der gegenwärtigen Zeit in der Unterhaltungslitteratur (vgl. u. a. Illustr. Chronik der Zeit, 1878, S. 357), gewährte und gewährt diese Chronik, als ein wahres Florilegium in folio, dankbare Auslese. So ergibt sich denn als Gesammtresultat das Urtheil, daß die Speyerer Chronik bei allen Schwächen, Fehlern und Einseitigkeiten im Einzelnen, im Ganzen ein Werk ist von staunenswerthem Fleiße, für seine Zeit reicher Gelehrsamkeit, geschickter Auffassung und vielfach gelungener Darstellungsweise. Sie erlebte denn auch binnen hundert Jahren vier Auflagen: die zweite (diese allein in Quart) 1662, die dritte, von Melchior Fuchs, einem Speyerer, von 1665 bis 1680 Stadtschreiber daselbst, mit vielen Zusätzen vermehrt, 1698 und die vierte, ein Abdruck der dritten, 1711, sämmtlich zu Frankfurt a. M.

Das zweite Werk Lehmann's, welches nicht minder seinen Werth bis auf die Jetztzeit sich erhalten hat, ist seine Sprichwörtersammlung. Aehnlich dem Chronist und Amtmann Bernh. Hertzog (Bd. XII. S. 251), der in seinen Mußestunden mit Schwankdichtung sich beschäftigte, liebte es auch der Stadtschreiber L. zur Erholung von seinen historischen Studien, Sprichwörter und Apophthegmen zusammenzutragen. Mitten in den schlimmsten Wirren des 30jährigen Kriegs, von denen auch er manches zu leiden hatte, arbeitete er an dieser Sammlung, der er den Titel gab: „Florilegium politicum. Politischer Blumengarten. Darinn außerlesene Politische Sentenz, Lehren, Regulen vnd Sprüchwörter . . . vnter 286 Titulen . . . in locos communes zusammen getragen . . . impensis autoris Anno 1630“ o. O., doch ist das Druckerzeichen auf Bl. 8 das des Paul Helwig oder dessen Erben zu Wittenberg. Es ist dies die erste und einzige noch zu Lebzeiten des Verfassers erschienene Ausgabe, in der jedoch, wie in allen späteren jede Erklärung der Sprichwörter fehlt (12,605 Spr.). Die folgenden Ausgaben (sämmtlich in 12., keine einzige in 8.), bezüglich deren Zahl und Inhalt die bibliographischen bezw. parömiologischen Litteratoren vielfach sich widersprechen, sind nach persönlicher Einsicht und Prüfung: I. Editionen in einem Theile: 2. o. O. 1630 „impensis autoris“ (Nachdruck); 3. Franckf. Anth. Humm 1638; 4. ibid. 1638; 5. Lübeck, Joh. Jung 1639; 6. ibid. 1641. II. Editionen in drei Theilen: 7. Erster Theil, Frankf., Schönwetter 1640 (13662 Spr.); zweiter Theil ibid. 1641 (73 loci comm. mit 7065 Spr.); 8. Erster Theil ibid. 1643, dritter Theil (sehr niederes und schmales Duodez), ibid. 1642 (67 loci comm. 2195 Spr.). III. Editionen in vier Theilen: 9. Frankf., Schönwetter Erben, 1662 (2195 Spr.). Von allen diesen Ausgaben sind die von 1630, 1638, 1640, die von 1641 II. und 1662 I., II. und die von 1642 III. und 1662 IV. identischen Inhalts; demnach beläuft sich der Inhalt aller Theile des Florilegiums, aller „Sententz, Lehren, Regulen und Sprichwörter“ in Summa auf 22,922 Nummern, von denen jedoch ein Drittel theils aus anderen Sprachen entlehnte Sprichwörter, theils lediglich Moralsätze

oder geschichtliche Anekdoten sind. Eine Amsterdamer und Gießener Ausgabe existiren nicht. Wenngleich L. wie seine späteren ungenannten Fortsetzer jede Auslegung der Sprichwörter unterlassen hat, man müßte denn die sehr häufig aus den Alten entlehnten längeren und kürzeren Citate als solche gelten lassen, und wenn seine Arbeit den älteren Sammlungen des Agricola oder Sebast. Franck hinsichtlich der Darstellung sowol als der geistreichen Auffassung oder der seines Zeitgenossen Fr. Peters an Reichhaltigkeit (vgl. meine Mittheilungen im Anzeiger f. K. d. d. Vorzeit, 1866, 333 ff.) unbedingt nachsteht, so verdient doch seine Blumenlese das Lob, das ihr zu jeder Zeit und bis auf unsere Tage als einer der besten Sammlungen sprichwörtlicher Volksweisheit gezollt wurde, mit vollem Rechte. Denn L. trifft in seinen Sprüchen überall den rechten Sinn und Ton für jegliche Wahrheit, Ironie und Witz sind immer an der rechten Stelle, sein Schwert ist niemals stumpf, sein Muth stets ohne Furcht und seine Deutschheit ohne Ueberhebung. Es ist ein staunenswerth reicher Geist, ein heller Kopf, ein warmes Gemüth, das sich in den Sprüchen offenbart. Vor allem aber wird man, wie in seiner Chronik, so auch in diesem Florilegium die Spuren einer aus dem edelsten Boden der Nation erwachsenen starken und ungebrochenen echt deutschen Gesinnung finden. Was aber seine Zeitgenossen anbelangt, so stand diese Sammlung bei ihnen in so hohem Ansehen, daß sie der geniale Balthasar Schupp (Morhof, Polyh. §. 150) sogar „zunächst der Bibel setzte". Später war es Lessing, der das Andenken an das verschollene Werk im Anfang seines Wolfenbütteler Aufenthalts wieder erweckte und ein so großes Gefallen an dem kernigen treffenden Geist dieser Sprüche fand, daß er (Fülleborn, Lessing's Leben, III, 16) eine Bearbeitung des „Blumengartens" begann, an der Vollendung der Arbeit aber durch bibliothekarische und anderweitige Thätigkeit verhindert wurde. Unter den Neueren theilte dann Hoffmann von Fallersleben in seinen „Spenden zur Litteraturgeschichte" Proben aus dem Florilegium mit und noch 1879 erschien (Berlin, C. Duncker) eine Auswahl aus den drei ersten Theilen der Ausgabe von 1662. Nach dem Beispiel des L. hatte auch der jüngere H. Meibom einem seiner handschriftlichen Werke (in Hannover: Bodmann, N. 368) den Titel gegeben: „Florileg. ethico-politicum ex class. auct. vet. et novitiis collectum". L. ist schließlich auch der Verfasser einer Apophthegmensammlung „Exilium Melancholiae. Das ist: Unlust Vertreiber..." (Goedeke a. a. O.), welche jedoch erst nach seinem Tode, zu Straßburg 1655, 8⁰., erschien. Es ist dies eine Bearbeitung des französischen Originals: „La Chasse-ennuy, ou l'honneste Entretien des hommes compagnies" von Louis Garon (Caron), welches (Brunet, Manuel, II. 366) bereits zu Lyon 1628—31 gedruckt worden war. Ueber den Verfasser ist zu vergleichen Variétes historiques (Lyon 1836), S. 80—91. Unter dem Titel „Exilium Melancholiae" hat bekanntlich auch der Gründer der Münchener „Fliegende Blätter", Kaspar Braun, ein illustrirtes Buch herausgegeben. Von den übrigen Werken unseres L. sind noch anzuführen: „Reichshandlungen über den Religionsfrieden" (Frankf. 1631, 1640, 1707), sowie ein Commentar über die goldene Bulle, außerdem zwei lateinische Schulreden, von denen die eine zu Frankfurt gedruckt wurde. Auffallend ist es, daß sein Name auf allen Ausgaben der Chronik sowol als des Florilegiums hartnäckig als „Lehman" erscheint, während sein Biograph Baur (S. 7) ausdrücklich angibt, derselbe sei auf den Bestallungsbriefen im Speyerer Archive eigenhändig „Lehmann" unterschrieben, wie er sich denn auch in allen Acten Christophorus oder zuweilen auch Christoph schreibt und nur das oben erwähnte Heilbronner Kirchenbuch ihn Georg Christoph nennt. Ueber die Ableitung und Bedeutung des Eigennamens vgl. Anzeiger f. d. Kunde d. d. Vorzeit, 1860, 316—318.

Für die Chronik: Erh. Christ. Baur, Leben des Chr. Lehmann, Frankf. 1756. Morhof, Polyh. I. 256, 514, 595. Magiri Eponymolog. voc. Lehm. Fabricii Hist. biblioth. III. 45—46. Reimmann, Hist. litt. 547. Pütter, Litt. d. d. Staatsrechts, I. 162 ff. Löbel in Act. Academ. Theod. Palat., VI. 416 ff. Saxi Onomast. IV. König, Reform.-Gesch. d. Stadt Speyer. G. Rau, Chr. Lehmann und s. Chronica, 1859 (Programm, dem wir im wesentlichen gefolgt sind). — Für die Sprichwörtersammlung: Baur. — Heineccius, Hall. gel. Anz. Schottelius, Opus de ling. germ. p. 86. Goedeke, Gr., I. S. 113. Maltzahn, Bücherschatz, I. N. 1263—66. — Für das Exilium Melancholiae: Nopitsch, Litt. d. Sprichw., S. 45. Duplessis, Bibliographie Parémiologique, S. 335. Grässe, Trésor, II. 52b. III. 30 a b. Goedeke, Gr. II. 512. J. Franck.

Lehmann: Ernst Johann Traugott L., Professor des Bergrechts in Freiberg, bekannt als Uebersetzer der mineralogischen Schriften Agricola's, geb. am 10. März 1777 zu Baruth, † am 6. December 1847 in Freiberg. L. widmete sich, nachdem er die Bergwerkswissenschaft studirt hatte, dem praktischen Bergfache, erhielt 1803 die Stelle eines Bergamtsassessors in Voigtsberg und rückte 1809 zum Bergmeister vor. 1818 kam er nach Freiberg und wurde hier 1819 zum Oberbergamtssecretär befördert. Seit 1822 trug L. an der Bergakademie über bergmännischen Geschäftsstil und Bergrecht vor; 1824 erhielt er den Titel eines Professors und Oberhüttenamtsactuarius. Zuerst trat L. mit einer Dissertation: „Delibata quaedam de jurisdictione, judiciis at scabiniatibus metallicis", 1799, als Schriftsteller auf, veröffentlichte dann 1804 den Versuch einer systematischen Encyklopädie der Bergwerkswissenschaften und beendigte seine schriftstellerische Thätigkeit mit der Uebersetzung von Agricola's mineralogischen Schriften (mit Anmerkungen), welche in 4 Bänden 1806—12 erschienen sind. Auch betheiligte er sich an der Ausarbeitung von Ersch und Gruber's Encyklopädie.

Geschichte der Bergakademie Freiberg, 28. Gümbel.

Lehmann: Hermann Friedrich Christoph L., Philolog und Schulmann, geb. am 5. Juni 1821 in Greifswald als Sohn eines Bäckermeisters, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte von Michaelis 1838 an auf der Universität Greifswald, im Sommersemester 1840 in Leipzig, Michaelis 1840 bis Michaelis 1841 in Halle. Nachdem er einige Jahre Hauslehrer gewesen, Ostern 1844 bis Ostern 1845 seiner Militärpflicht genügt hatte, absolvirte er Anfang des Jahres 1846 das Examen pro facultate docendi und war dann mehrere Jahre hindurch als Hülfslehrer am Gymnasium in Stralsund thätig. Ostern 1849 wurde er als Adjunct nach Putbus, Ostern 1851 als ordentlicher Lehrer an das Gymnasium zu Greifswald berufen. Ostern 1861 übernahm er das Directorat des Gymnasiums in Neu-Stettin, welches Amt er, nicht ohne mannigfache Kämpfe gegen widerstrebende Elemente der Bevölkerung, in hochsinniger und segensreicher Weise bis zu seinem am 31. Mai 1879 erfolgten Tode geführt hat. Unter seinen litterarischen Arbeiten ist die bedeutendste das Werk „Claudius und Nero und ihre Zeit", von welchem nur der erste Band „Claudius und seine Zeit" (Gotha 1858) erschienen ist; ferner sind zu erwähnen die Schrift „De familiis quibusdam Romanis Caesarum aetate florentibus" (Gratulationsschrift zur 300jährigen Jubelfeier des Gymnasiums zu Stralsund am 20. April 1860) und die „Geschichte des Gymnasiums zu Greifswald. Zur Feier des 300jährigen Jubiläums dieser Anstalt" (Greifswald 1861). Außerdem hat er eine Anzahl kleinerer Aufsätze theils historischen, theils philologischen Inhalts in Programmen und wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht.

Vgl. Th. Reishaus im Biographischen Jahrbuch für Alterthumskunde, herausgegeben von C. Bursian, II. Jahrgang 1879, S. 33 ff. B.

Lehmann: Jakob Wilhelm Heinrich L., Astronom, geboren den 3. Januar 1800 zu Potsdam, † im J. 1863 zu Spandau, studirte Theologie und Mathematik, promovirte als Doctor der Philosophie und ward 1823 Inspector am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin. Im folgenden Jahre ging er als Conrector an das Gymnasium zu Greifswald, kehrte aber 1828 zur Theologie zurück und bekleidete nun längere Zeit Predigerstellen in den brandenburgischen Dörfern Derwitz und Krielow. Seit 1843 privatisirte er in Berlin, Potsdam und Spandau, lag jedoch fortwährend mit Ausdauer seinen Studien ob und verwerthete insbesondere sein eminentes Talent im Zahlenrechnen in der Weise, daß er für C. G. J. Jacobi und Encke ausgedehnte Rechnungen ausführte. Man hat von L. „Anfangsgründe der höheren Mechanik, nach der antiken, rein geometrischen, Methode bearbeitet" (1831). In Grunert's Archiv veröffentlichte er mehrere Aufsätze über Gegenstände der reinen Mathematik, über Maxima und Minima, über die Cykloide als Tautochrone und über die Berechnung der Zahl π. In dieser letzteren Abhandlung hat L. hauptsächlich die Ergebnisse bekannt gemacht, zu welchen Oberstlieutenant v. Tzahn im Verlaufe mühsamer Forschungen über die Rectification des Kreises gelangt war. Interessant ist nicht minder der in Schumacher's Jahrbuch (1841, 1843) publicirte „Versuch, das Wachsthum junger Menschen auf mathematische Gesetze zurückzuführen". Besondere Vorliebe hegte L. für die Kometenastronomie. Schon seine Doctordissertation (Göttingen 1822) hatte sich mit der Entstehung der Schweife beschäftigt; nun schrieb er auch noch eine Monographie über den Halley'schen Kometen und entwickelte im Jahrgang 1839 der „Astronomischen Nachrichten" eine Methode zur Berechnung der Kometenstörungen. Mehrere totale Sonnenfinsternisse, wie diejenige von 1842 und 1851, berechnete er in ihren Details voraus; die der ersteren gewidmete Schrift ist freilich erst post festum erschienen, da beim Hamburger Stadtbrand die ganze bereits gedruckte Auflage verloren ging. Die berühmte totale Verfinsterung vom 28. Juli 1851 beobachtete L. in Zoppot bei Danzig und machte dabei wichtige Wahrnehmungen betreffs des Anblickes und Colorites der Landschaft und betreffs des Verhaltens der Thierwelt. Wer die kosmologischen Anschauungen des als Theolog, wie als Mathematiker gleich gebildeten Mannes kennen lernen will, der muß den Artikel „Stabilitätsproblem" nachlesen, den er auf Nürnberger's Wunsch für dessen „Pop. astron. Handwörterbuch" (2. Bd., S. 475 ff.) verfaßte, und in welchem die Frage, ob unserem Weltsysteme eine ewige Dauer zugesprochen werden dürfe oder nicht, von den verschiedensten Seiten betrachtet und erschöpfend erörtert wird.

Poggendorff, Biograph.-litter. Handwörterbuch, 1. Bd. S. 1410 ff. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde, 2. Bd., S. 94, 170, 425, 447.

Günther.

Lehmann: Joh. Christ. L. wurde in Bautzen 1675 geboren, studirte in Leipzig Medicin und Naturwissenschaften, promovirte und wurde Professor der Physik und Medicin. Er erwarb sich Verdienste um die Verbesserung der sächsischen Salzwerke. Sein Hauptwerk ist: „Utilitatis physicae vera Specimina II", Lipsiae 1714—36. L. starb 1739.

W. Heß.

Lehmann: Johann Jakob L. ward am 17. October 1683 zu Erfurt geboren, studirte an der dortigen Universität und ward 1707 Magister. 1709 ging er nach Jena, ward dort 1712 Adjunct der philosophischen Facultät, 1717 Professor der Moral und starb am 29. Novbr. 1740. Seine Schriften, meist philosophischen Inhaltes, stehen bei Jöcher.

B. P.

Lehmann: Johann Gottlob L., Dr. med., bekannt als preußischer Bergrath in Berlin und Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst, zuletzt Professor der Chemie, Etatsrath und Director des kaiserl. Museums in St. Petersburg, hat sich als Mineralog, Geognost und Montanist zu seiner Zeit einen mit Recht großen Namen erworben und sich auch als fruchtbarer Schriftsteller ausgezeichnet. Geboren im Anfang des 18. Jahrhunderts, widmete sich L. zunächst dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften, besonders der Mineralogie, Chemie und Bergwerkswissenschaft, in welcher er sich durch fleißige Besuche der Bergbaue am Harz und im Mansfeldischen neben seinen theoretischen auch reiche praktische Kenntnisse aneignete. Er durchwanderte dann behufs geognostischer Studien einen großen Theil von Deutschland und wußte seine mit hellem Blicke angestellten Beobachtungen zu einem wohlgeordneten Ganzen zu verbinden, sodaß von ihm gesagt werden kann, daß er durch seine vortrefflichen Arbeiten der durch Werner später zur Wissenschaft erhobenen Geognosie neben Füchsel in Deutschland den Weg gebahnt habe. L. war überhaupt hier der Erste, welcher die Reihenfolge der Gesteinslagen durch lehrreiche, aus dem Saalgebiete und dem Mansfeldischen genommene Profile bildlich zu verdeutlichen versuchte und eine schärfere Charakteristik des Flötzgebirgs zu entwerfen begann. Auch als Mineraloge verdient er unter denen, welche den chemischen Eigenschaften der Mineralien besondere Beachtung widmeten neben Cronstedt als einer der ersten genannt zu werden. Mit der chemischen Abhandlung von Phosphoris, deren verschiedenen Bereitungen &c., trat L. zuerst 1750 als Schriftsteller vor das Publicum. Schon 1751 folgte: „Einleitung in einige Theile der Bergwissenschaft“ und 1752 „Verzeichniß oder Beschreibung der Münzen des &c. Liebeherr“, dann 1753 „De aëre sub terra latente causa movente vulcanorum“ und „Abhandlung von den Metallmüttern und von der Erzeugung der Metalle“. 1756 publicirte L. eine Schrift von epochemachender Bedeutung: „Versuch einer Geschichte der Flötzgebirge“. Gestützt auf die Erfahrungen des Kupferschieferbaues am Harze und auf die Ergebnisse aus dem Kohlenbergbau entwirft er hierin mit großer Umsicht ein Bild von der Zusammensetzung der Erdrinde und zeigt eingehend, daß ein großer Theil von Norddeutschland aus denselben und in derselben Reihenfolge übereinander geordneter Schichten bestehe, bei denen sich eine scharfe Scheidung in einen älteren und jüngeren Complex zu erkennen gebe. Er unterschied demgemäß zuerst mit Schärfe zwischen dem älteren I. Ur- oder Ganggebirge ohne Petrefacten, mit geneigten Schichten und vielen Erzgängen und II. jüngeren Flötzgebirge, welches er wieder im Einzelnen eintheilte, a) in eine ältere Reihe, das Steinkohlengebirge und zwar: 1) das alte rothe Todte, 2) blauen Schiefer, 3) Steinkohlen, 4) Dachgestein derselben, 5) blaues sandiges Gebirge, 6) eisenschäckiges rothes Gebirge; b) in eine jüngere Reihe, als: 1) das wahre rothe Todte nach der Bezeichnungsweise des Mansfelder Kupferschieferbergmanns, 2) blauer Thon, 3) kalkiger Thon, 4) Kupferschiefer, 5) Kammschale, 6) Mittelberg, 7) Dach, 8) Fäule, 9) Zechstein, 10) Rauchwacke, 11) Alabaster und Stinkstein und 12) Dammerde. Er führte damit zuerst die später als die Formation des Rothliegenden, Kupferschiefers und Zechsteins bezeichnete Gesteinsgruppe mit bestimmten Namen in die Wissenschaft ein. In ähnlicher Weise beschrieb er in der Schrift: „Von den Blumenabdrücken im Schiefer“ (Mém. de l'Acad. de Berlin, Vol. XII) die Kohlenschichten von Ilfeld. Daran reiht sich: „Physikalische Gedanken von den Erdbeben“, 1757. Um diese Zeit finden wir L. in Berlin als Bergrath und Lehrer thätig. Zum Dienste der in Berlin Studirenden, wie der Titel angibt, verfaßte er ein gleichfalls vorzügliches mineralogisches Werk unter dem Titel: „Entwurf einer Mineralogie“, 1759,

das drei Auflagen erlebte. Darin weist er auf die Unzulänglichkeit des Eintheilungsprincipes der Mineralien, einseitig nach den chemischen Verhältnissen oder blos nach dem äußeren Ansehen oder nach dem Gebrauche hin, es müsse dieselbe vielmehr erfolgen nach gewissen Grundsätzen, „die en général auf alle passen“, wobei er jedoch unversehens den chemischen Eigenschaften gleichwohl den Vorrang einräumt und die Mineralien hauptsächlich nach ihrem chemischen Verhalten charakterisirt. Sehr bemerkenswerth ist seine Eintheilung der Mineralien in fünf Klassen, nämlich: 1) Erden, 2) Salze, 3) brennliche Mineralien, 4) Steine 5) Metall. Von den Erden selbst unterschied er wieder 12 Sorten: Thon, Mergel, Mondmilch, Trippel, Bolus, Seifenerde, Kreide, Steinmark, bunte Kreide, Umbra, Ocker und Gartenerde, wobei er von der Kreide das Brausen mit Säuren und die Einschlüsse von Muscheln, die er bedenklich findet, angibt. Die Salze scheidet er in saure, Laugensalze und Mittelsalze und gibt an, daß die sauren mit den laugigen zu Mittelsalzen sich vereinigen. Er widmete den Salzen überhaupt in chemischer Beziehung eine eingehende Betrachtung unter Anerkennung der Theorie des Phlogistons. Weniger scharf ist das, was L. über die Steine anführt, indem er behauptet, die Grunderde aller dieser in Feuer härter werdenden Steinarten scheine eine durch verschiedene Umstände veränderte oder gemischte Thonerde. Bei den Metallen nimmt er an, daß sich in ihnen drei Erden befinden; die eine mache ihre Basis aus, die andere gebe die Malleabilität und die Kraft im Feuer zu schmelzen, die dritte verleihe metallischen Glanz und Schwere. Inzwischen war Lehmann's Ruhm so gestiegen, daß ihn 1761 die Kaiserin Katharina nach St. Petersburg berief, zum Professor der Chemie und Director des kaiserl. Museums ernannte und seit 1765 mit naturwissenschaftlichen Reisen im russischen Reiche beauftragte. Da machte das Zerspringen einer mit Arsenik gefüllten Retorte im chemischen Laboratorium, welche seinen Tod am 22. Januar, nach Anderen am 20. Februar 1767 in Petersburg herbeiführte, seiner umfassenden Thätigkeit ein rasches Ende. Unter seinen übrigen zahlreichen Publicationen sind hervorzuheben; „Cadmiologia oder Geschichte des Farbenkobalds“, 2 Bde., 1761—66; „Probierkunst“, 1761 (1775); „Specimen orographiae generalis“, 1762, worin er die Verbreitung und den Zusammenhang der Urgebirge schildert; „Sur un passage dèss de Pline histor. natur. (in Mém. de l'Acad. de Berlin, 1745), „Histoire de Chrysophreuse de Kosenitz“, 1755; „Sur les fleurs de l'astermontanus“, 1756; „Recherches chymiques sur une terre de saufre de Tarnowitz“, 1757; „Recherches hist. et chym. d'une mine d'argent. lamelleuse“, 1757; „Historia et examen lapidis nephritici“ (N. Comm. Acad. Petrop. X. 1764), „De entrochis et asteriis columnaribus trochlaeatis“ (das.), „De vitro fossili naturali seu de achato islandico“ (das. XII. 1766—67); „De cupro et orichalco magnetico“ (das.), „Specimen oryctographiae Stara Russiensis et Lacus Ilmen“ (das.); Von einer sehr eisenreichen Erde unweit Moskau“ (Abh. d. f. ök. Ges. in Petersburg, I., 1767); „Vom Torfe und von Torfkohle“ (das. II. 1773); „Vom Ziegelstreichen“ (das. III. 1774); „Vom Kohlenbrennen“ (das. IV. 1775); „Vom Alaun- und Vitriolsieden“ (das.); „Untersuchung von dem fäulnißwidrigen Pulver von Herißaut“ (Verh. d. Msch. te Harlem XI, 1769); „Von den magnetischen Theilen im Sande“ (das.)

Poggendorff, Bibl. HW. I. 1409; Hoffmann, Gesch. der Geogn., 60.

Gümbel.

Lehmann: Johann Georg L., Geodät und Topograph, geboren den 11. Mai 1765 in der Johannismühle bei Baruth (Niederlausitz), † den 6. September 1811 zu Dresden. Als Mühlknappe dienend, fiel L. in die Hände von

Werbern, und obwol ihn ein Edelmann der Umgegend vorläufig in Schutz nahm, so mußte er doch später gezwungen der Fahne folgen. Da er eine gute Hand schrieb, wurde er bald zum Compagnieschreiber befördert, und als sein Regiment nach Dresden verlegt ward, erlaubte man ihm sogar die dortige Kriegsschule zu besuchen. Hauptmann Backenberg, deren Chef, erkannte das graphische Talent des jungen Mannes und veranlaßte, daß derselbe in das Regiment des Generals v. Langenau als Sergeant aufgenommen wurde. Offizier konnte er jedoch aus Mangel an Mitteln zur Equipirung nicht werden, und so erhielt er, um sich ganz der Topographie widmen zu können, 1793 seinen Abschied. Er vermaß nunmehr mit einem von ihm verbesserten Meßtische die sächsischen Gebirgsgegenden und verfiel bei dieser Veranlassung auf seine berühmte Methode der Situationszeichnung. Dadurch machte er sich in weiteren Kreisen bekannt; man machte ihn zuerst zum Straßenaufseher des Wittenberger Kreises und alsdann zum Lieutenant und Lehrer an der sächsischen Ritterakademie. Im Feldzuge von 1806 zeichnete er sich mehrfach aus. Als im Jahre darauf Sachsen an Frankreichs Seite seinen früheren Verbündeten bekämpfen mußte, wurde der jetzige Kapitän L. bei den Belagerungen von Danzig und Graudenz verwendet, eine Thätigkeit, welche seine Gesundheit völlig untergrub. 1809 vermochte er zwar noch den Grundriß der neu erworbenen Stadt Warschau anzufertigen, allein schon ein Jahr später mußte er zunehmender Kränklichkeit halber nach Dresden zurückberufen werden, wo er zum Major und Plankammer-Inspector ernannt ward. Lange Leiden gingen seinem frühen Tode voran. Man hat von ihm außer einigen Plänen, worunter derjenige von Dresden (ibid. 1801) hervorragt, und außer einigen kriegswissenschaftlichen Aufsätzen (z. B. über die Schlacht bei Friedland) ein großes Werk, „Die Lehre vom Situationszeichnen", welches allerdings erst nach des Verfassers Tode von seinem Freunde, Professor G. A. Fischer, herausgegeben worden ist (2 Bde., 1812—16). Die charakteristischen Grundzüge seines Systemes sind aber bereits in der 1799 herausgekommenen Schrift „Darstellung einer neuen Theorie zur Bezeichnung der schiefen Flächen" enthalten. Diese wichtige, noch heute allseitig anerkannte, Theorie der Bergzeichnung verwendet im wesentlichen den Satz, daß die Helligkeit einer von vertikalen Strahlen getroffenen Ebene dem Cosinus des Winkels proportional ist, welchen sie mit der Horizontalebene bildet, daß also eine Fläche mit um so schwärzerer Schattirung zu versehen ist, je steiler ihr Abfall sich gestaltet. Jede Böschung wird demgemäß durch weiße und schwarze abwechselnde Striche dargestellt, und zwar werden die letzteren mit zunehmender Steilheit immer dicker, die ersteren im gleichen Maße dünner und dünner.

Brockhaus' Conversationslexikon. — v. Bauernfeind, Elemente der Vermessungskunde, 2. Bd., Stuttgart 1879, S. 523 ff. Günther.

Lehmann: Johann Gottlieb L., Philolog und Schulmann, geb. am 25. Mai 1782 zu Sonnewalde unweit Luckau, † am 30. Mai 1837. Vorgebildet auf der Thomasschule zu Leipzig, bezog er 1802 die Universität daselbst, um Theologie und Philologie zu studiren. Nachdem er 1805 sich die Magisterwürde erworben hatte, wurde er Hauslehrer bei Herrn v. Bülow in Baiernaumburg bei Sangerhausen; 1808 erhielt er seine erste Anstellung als Conrector zu Luckau, wo er sich durch rastlose Thätigkeit die Achtung seiner Collegen und Liebe der Schüler in hohem Grade erwarb. Im J. 1820 wurde er zum dritten Lehrer der Thomasschule ernannt, aber bereits 1822 nach Luckau als Rector des Gymnasiums zurückberufen, als welcher er noch 14 Jahre mit bestem Erfolge gewirkt hat. Als Philolog hat sich L. durch seine neue Bearbeitung der Hemsterhuis'schen Ausgabe des Lucian einen guten Namen gemacht, von der jedoch wegen zu geringen Absatzes nur die 9 ersten Bände (Leipzig 1821—31)

erschienen sind. Außerdem lieferte er zahlreiche Beiträge zum Lausitzer Wochenblatt und gab Schulreden (Leipzig 1828—30, 3 Abtheilungen) heraus.

Neuer Nekrolog der Deutschen für 1837, I. 606 ff. H.

Lehmann: Johann Georg Christian L., Botaniker, geb. am 25. Febr. 1792 zu Haselau bei Uetersen in Holstein, † am 12. Febr. 1860 zu Hamburg, studirte Medicin in Kopenhagen und Göttingen, wurde 1813 Dr. med. et chir. und ein Jahr darauf Dr. phil. durch die Universität Jena. Im J. 1818 wurde er als Professor für Physik und Naturgeschichte an das Gymnasium academicum nach Hamburg berufen und erhielt noch in demselben Jahre die Stelle eines Oberbibliothekars. Aus ersterer Stellung schied er erst mit seinem Tode. Abgesehen von seinen wissenschaftlichen Publicationen, erwarb sich L. um Hamburg große Verdienste durch den seit 1820 unter Beihülfe des Gärtners Ohlendorff von ihm angelegten botanischen Garten, für dessen Ausstattung er die Behörden und Freunde der Botanik zu gewinnen wußte, so daß jenes Institut, Dank seinem Eifer, bald eins der besten dieser Art in Deutschland wurde. Zum Director desselben berufen, verblieb L. auch in dieser Stellung, als der Garten 1832 Staatsinstitut wurde. Leider gerieth L. schon vom J. 1828 an in einen Streit mit den Kunstgärtnern James Booth und Söhne über die Rose „Königin von Dänemark“ und nach dessen Beilegung in einen neuen mit dem Pächter Staudinger zu Flottbeck bei Altona über eine gärtnerische Preisschrift, im Verfolge welches L. sogar zeitweise von seinen Aemtern suspendirt wurde. Wurde er nun freilich auch durch Richterspruch freigesprochen, 1849 in seine Aemter wieder eingesetzt und durch eine von seinem Beleidiger erlassene Ehrenerklärung glänzend gerechtfertigt, so wurden ihm doch viele Jahre seines Lebens durch diese Mißhelligkeiten verbittert. Von seinem Amte als Bibliothekar suchte und erhielt er 1851 seine Entlassung. Lehmann's wissenschaftliche Verdienste blieben nicht ohne Anerkennung. Er war Mitglied von 26 gelehrten Gesellschaften, darunter auch der kaiserl. leopoldinischen carol. Akademie, deren Adjunkt er war. Die botanische Wissenschaft verehrt in L. einen der thätigsten Monographen. Eröffnet wurde seine schriftstellerische Thätigkeit im J. 1817 mit einer „Monographia generis Primularum“, der bald darauf eine ähnliche Arbeit über die Asperifolien mit nußartigen Früchten (Isis, Heft IX) folgte. Ursprünglich hatte L. die Absicht, auf seinen „Prodromus e familia Asperifoliarum“, der 1818 erschienen war, eine ausführliche Historia Asperifoliarum folgen zu lassen. Er entschloß sich jedoch später, blos die neuen und weniger bekannten Species aus dieser Familie in heftweise erscheinenden Beschreibungen herauszugeben. So entstanden denn die „Icones rariorum plant. e familia Asperifoliarum“, deren fünf Hefte von 1821—25 veröffentlicht wurden. Die Kupfertafeln sind von Schröder in Leipzig in schwarzen Abdrücken trefflich gearbeitet. Der Text, Definitionen und Citate enthaltend, ist nur kurz behandelt. Nach einer kleineren Gelegenheitsschrift vom J. 1818: „Generis Nicotianarum historia“, beim Antritt seiner Professur am Gymnasium academicum seinen Collegen gewidmet, folgte Lehmann's bedeutendstes Werk: „Monographia generis Potentillarum“. Es ist diese Monographie eine sehr verdienstvolle Arbeit und werthvolle Ergänzung der Nestler'schen Abhandlung über denselben Gegenstand, die ihr an Vollständigkeit, Kritik und Schärfe der Beobachtung indessen weit nachsteht. Lehmann's Monographie behandelt 88 sichere und 13 zweifelhafte Arten, wobei allerdings die Gattungen Tormentilla und Comarum mit eingerechnet sind. Aus dem allgemeinen Theil der Arbeit erfährt man über Wohnort und Verbreitung der Potentillen, daß sie, in den gemäßigten Strichen fast der ganzen Erde vorkommend, vorzüglich die Hochgebirge Europas und Asiens bewohnen, daß jedoch einzelne

ähnlich wie die Weiden, sprungweise bis in die tiefsten Ebenen hinunterreichen. Was in diesem Theile der Arbeit über Lebensdauer, Größe, Habitus, Blattform und Blüthenbau der behandelten Gattung im Allgemeinen angegeben, ist klar und bestimmt. In dem zweiten, speciellen Theile, ist eine synopsis specierum gegeben nach der gewöhnlichen, von der Theilung der Blätter hergenommenen Eintheilung, die freilich gegenwärtig dem Standpunkt der Wissenschaft nicht mehr entspricht. Die Diagnosen der Arten sind fast sämmtlich umgearbeitet, die Synonyma und Varietäten mit großer Ausführlichkeit behandelt und die vielen Citate der Floren und Abbildungen zeugen von reicher Belesenheit und gewissenhaftem Fleiße. Die 20 Kupfertafeln, die ebensoviele Arten darstellen, sind zweckentsprechend. Als eine Ergänzung dieser Monographie schrieb L. 1835 „Monographiae generis Potentillarum supplementum". Hier sind noch weitere 10 Tafeln zugefügt und die Arten um einige vermehrt, bis die Arbeiten über diese artenreiche Gattung, deren Studium sich der Verfasser nahezu 40 Jahre gewidmet hatte, ihren Abschluß fanden in der „Revisio Potentillarum iconibus illustrata", die 1856 erschien. In dieser Abhandlung, veröffentlicht in „Nova act. Leop. vol. XXIII. suppl.", ist die Zahl der Arten bis auf 201 gestiegen; ihren Diagnosen sind vielfach kritische und erklärende Bemerkungen beigefügt, im übrigen aber ist die Bearbeitung in Bezug auf Synonymik, Vaterland, Fundort ꝛc. mit derselben Treue durchgeführt, wie in den früheren Theilen dieser Monographie, so daß dieselbe für alle späteren Arbeiten über die behandelte Pflanzengattung eine nothwendige und gute Grundlage bietet. Die für den Weltverkehr so außerordentlich günstige Lage Hamburgs hat L. zu Gunsten des ihm unterstellten botanischen Gartens trefflich auszunutzen verstanden. Eine Menge neuer ausländischer Gewächse sind durch ihn in Europa eingeführt, cultivirt und beschrieben worden. Die Publicationen dieser Beschreibungen erfolgten von 1828 an theils im Anschluß an die jährlich veröffentlichten Samenkataloge des Gartens, theils als Programmabhandlungen des Gymnasium academicum. Unter dem Collectivnamen: „Novarum et minus cognitarum stirpium pugillus I—X" bilden sie ein selbständiges Ganzes. Nur einige dieser pugilli seien hier dem Inhalte nach kurz angeführt. Im dritten pugillus (1831) werden die von Nathanael Wallich, Oberintendanten des botanischen Gartens zu Calcutta, in Ostindien gesammelten Potentillen beschrieben unter Vergleichung der aus anderen Gegenden bekannten Arten dieser Gattung. Dann enthält dieses Heft noch Beschreibungen neuer Gräser vom Kap der guten Hoffnung und in einem dritten Abschnitt eine ausführlichere Darlegung der bereits 1829 in Gemeinschaft mit J. B. W. Lindenberg im vierten Bande der Linnaea mit kurzen Diagnosen publicirten Lebermoose, besonders Jungermannieen aus der Sammlung der von Ch. Fr. Ecklon gemeinsam mit Karl Zeyher in Südafrika gesammelten Pflanzen. Auch im vierten bis siebenten pugillus (1832—38) werden außereuropäische Lebermoose beschrieben, in deren Bearbeitung sich L. und Lindenberg getheilt haben; im sechsten sind außerdem, von L. allein verfaßt, Analysen von südafrikanischen Cycadeengattungen, im achten (1844) Novitäten der Preiß'schen Sammlung aus Neuholland veröffentlicht. Der zehnte pugillus (1857) enthält ein Register der Lebermoose. Die von dem Reisenden Ludwig Preiß in den J. 1830—41 in Australien gesammelten, sehr zahlreichen Pflanzen wurden von L. unter eine Reihe namhafter Botaniker behufs Bearbeitung vertheilt, woraus ein Sammelwerk entstand unter dem Titel: „Plantae Preissianae, sive enumeratio plantarum quas in Australasia occidentali et meridionali-occidentali annis 1830—41 collegit L. Preiss etc." Von den beiden Bänden des Werkes erschien der erste 1844 und behandelt in vier Heften die Dicotyledonen; der zweite,

zwei Hefte umfassend, gibt Beschreibungen von 21 Monocotyledonen- und sieben Cryptogamenfamilien und kam 1846—48 heraus. Trotz der beträchtlichen Zahl der Mitarbeiter ist die Bearbeitung des Werkes im Ganzen ziemlich gleichmäßig gehalten und gibt eine genügende Basis für die Kenntniß der Flora Australiens. L. selbst hat nur eine kleine Zahl von Familien bearbeitet. Es ist das naturgemäße Schicksal der meisten Monographien einzelner Pflanzengruppen, daß sie in dem Maße, als die Erschließung neuer Forschungsgebiete reicheres Material der Wissenschaft zuführt, an Werth verlieren, wenn nicht in stetigem Flusse das Neue dem bereits Vorhandenen zugefügt wird. L. hat diesen Grundsatz während seines Lebens festgehalten. Dadurch beanspruchen seine Arbeiten mehr als ein historisches Interesse. Sie bieten durch die Sorgsamkeit in der Beobachtung und durch den Fleiß, mit welchem die Einzelheiten der Pflanzenbeschreibungen ausgeführt sind, durch meist treffliche Abbildungen, endlich durch das von ihm hinterlassene, durch seine Arbeiten bedingte Herbarium, das über 70000 Exemplare mit sehr vielen Originalien umfaßt, eine sichere Grundlage, auf welcher spätere Monographen mit Erfolg fortarbeiten können. Zum Schlusse seien noch von kleineren, in einzelnen Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen Lehmann's folgende, ihrem Titel nach, erwähnt: „Beschreibung einiger neuen und wenig bekannten Pflanzen“ (Neue Schriften der naturf. Gesellsch. zu Halle, Bd. III) — „Synopsis specierum generis Heliotropiorum“ (Nova act. Acad. Leop.-Carol. Vol. IX) — „Descriptio novi plantarum generis (Diplophyllum)“, (Magazin der Gesellsch. naturf. Freunde zu Berlin, 1818) — Ueber die Gattung Trichothalamus“ (Verhandl. d. Akad. d. Naturforscher, Bonn 1821) — „Zoologicarum, praesertim in faunam Hamburgensem observationum pugillus primus“ (Index scholarum in gymnas. acad. habendarum, 1822). — Als Biograph trat L. mit folgenden Abhandlungen auf: „Caroli Friderici Hartmanni vita, quam publica auctoritate scripsit L.“, 1829 — „Carolo Friderico Hippio diem mensis Augusti 27 feliciter celebranti gratulatus etc.“, 1830 — „Memoriam viri amplissimi Guilhelmi Amsinckii, juris utriusque Licentiati civibus commendat L.“, 1838.

Lexikon der Hamburg. Schriftsteller, Bd. IV. Wunschmann.

Lehmann: Johann Georg L., pfälzischer Geschichtsforscher. Der Geburtsort dieses verdienstvollen Mannes ist Dürkheim a. d. Haardt in der baier. Rheinpfalz, wo er den 24. December 1797 als Sohn des dortigen reformirten Pfarrers Joh. Wilh. L. geboren ward. Nachdem er die humanistische Anstalt (Collége) seiner Vaterstadt besucht, bezog er 1814, um Theologie zu studiren, die Universität Heidelberg, wo er der freisinnigen Richtung der Professoren Schwarz, Daub und Paulus sich anschloß, der er auch zeitlebens unverbrüchlich treu blieb, obschon mit den dreißiger Jahren die politische und in deren Gefolge auch die kirchliche Reaction sich über ganz Deutschland und besonders über die Pfalz verbreitete. Neben seinem Fachstudium gab er sich schon in Heidelberg mit Vorliebe dem der Alterthumswissenschaften hin, welche später so stark hervortrat. Im J. 1822 erhielt er seine erste Anstellung als Pfarrverweser zu Ellerstadt, wo er auch sein Erstlingswerk „Geschichte des Klosters Limburg“ verfaßte, wurde dann 1824 Pfarrer zu Altleiningen, 1828 zu Weisenheim am Berg, sodann 1840 zu Kerzenheim und endlich 1846 durch königliche Cabinetsordre zu Nußdorf bei Landau, eine Stelle, auf welcher er auch sein Leben beschloß und 30 Jahre lang als Geistlicher in Segen wirkte und ein ehrendes Gedächtniß seines Namens auf lange hinaus sich gestiftet hat. Aber mit dem pfarramtlichen Wirken war seine Thätigkeit nicht abgeschlossen. Was ihm einen Ruf verschaffte weit über die Grenzen der Pfalz, das war seine Be-

deutung als Geschichtsforscher und zwar hatten sich seine geschichtlichen Studien fast ausschließlich seiner Heimath, der Pfalz am Rhein, zugewendet. Nachdem er, seine Kraft gleichsam übend und prüfend, die Geschichte des Leininger, Dürkheimer und Neustadter Thales, sowie verschiedener Städte und Klöster verfaßt, schrieb er sein Hauptwerk „Urkundliche Geschichte der Burgen und Bergschlösser der bayrischen Pfalz“, 1857—66, 5 Bde., 8°, über welches Buch er selbst sagt, daß er dazu 20 Jahre mit bedeutenden Kosten die Materialien in vielen Archiven gesammelt habe und daß es ein Werk sei, wie wol keine deutsche Provinz eines gleichen sich werde rühmen können. Denn durch seine Forschungen ist die Geschichte der Pfalz aus dem Dunkel der Vergangenheit ins helle Licht getreten, und es zeigte sich, welch' ein reiches Leben auf dem pfälzischen Boden ehemals sich entfaltet hatte. Allerdings hat man und nicht ohne Berechtigung, seinen historischen Schilderungen den Vorwurf gemacht, daß sie hier und da trocken und nüchtern, und, weil doch zunächst für seine näheren Landsleute bestimmt, nicht populär genug geschrieben seien, aber dafür wird derjenige, welcher tiefer eingeht, hinreichend entschädigt durch die anziehende Fülle geschichtlichen Materials, das sich anderswo vielfach verwerthen läßt. Auch wird nirgends die kundige Hand der geschickten Zusammenstellung vermißt werden. Gründliche Forschung und sachgetreue Darstellung, diese zwei Haupteigenschaften eines Geschichtsforschers, besaß L. in hohem Grade und er wurde dabei unterstützt durch den seltenen Fleiß, mit dem er die Hülfswissenschaften der Geschichte anbaute. In der Alterthums-, Wappen-, Siegel- und Münzkunde war er vollständig Sach- und Fachkenner, in der Diplomatik, d. i. im Lesen und Erklären alter Urkunden war er anerkannter Meister und nicht selten kamen die Heidelberger Professoren Häusser und Gervinus, sowie andere zu dem einfachen Pfarrer von Nußdorf, um sich in dieser Hinsicht bei ihm Rath und Aufschluß zu erholen. Die ausgezeichneten Verdienste des Mannes wurden denn auch vielfach von außen anerkannt und gewürdigt. Er wurde zum Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften, so auch der Akademie der Wissenschaften zu München ernannt und erhielt Orden und Auszeichnungen jeder Art. Aber was seine Verdienste noch mehr hervorhebt, ist, daß sich in L. mit dem hervorragenden Gelehrten der gerade, echt deutsche Biedermann verband, der im Umgange einfach, herzlich und gemüthlich war. Dabei war er ein treuer Anhänger der unirten, d. h. der vereinigten reformirten und lutherischen Kirche der Pfalz. Von anderen seiner geschichtlichen Arbeiten verzeichnen wir, für die übrigen auf die unten stehenden Quellen verweisend, die nachfolgenden: „Geschichte der Herren und Grafen von Falkenstein am Donnersberge“ (geschrieben 1843 und 1872 erschienen als dritte Mittheilung d. histor. Vereins der Pfalz); „Geschichte des Stifts zum heil. Philipp von Cell in der Pfalz“, 1845, eine wissenschaftliche Monographie, die dem Verfasser seitens seiner theologischen Amtsgenossen viele Unannehmlichkeiten bereitete, weil man ihn und zwar wider besseres Wissen deswegen der Liebäugelei mit dem Katholicismus beschuldigte; „Geschichte der freien Reichsstadt Landau“, 1851; „Geschichte der Stadt Kaiserslautern“, 1853; „Urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg“, 1862—63; „Geschichte der Grafen von Zweibrücken“ 1864; „Geschichte der Grafen von Sponheim“, 1869. Seine Schrift „Dreizehn Burgen des Unter-Elsasses und Bad Niederbronn“, Straßb. 1878, bearbeitet nach ähnlichen Grundsätzen wie sein Hauptwerk über die pfälzischen Burgen wurde auf elsässische Staatskosten gedruckt. Seine große und werthvolle Urkundensammlung, enthaltend eine sehr bedeutende Anzahl merkwürdiger, zum Theil sehr alter Urkunden der deutschen Kaiser, der Bischöfe von Speyer, der pfälzischen Kurfürsten und zweibrückischen Herzoge, der pfälzischen Städte, Edlen

und Klöster, darunter namentlich ein ganzes Urkundenarchiv des ehemaligen Klosters St. Lambrecht in der Pfalz, ist nach seinem Tode von der Universität Heidelberg käuflich erworben und ein großer Theil der übrigen Sammlungen, worunter besonders Münzen aus der karolingischen Zeit, in das Eigenthum des Alterthumsvereins zu Mannheim übergegangen. L. starb den 5. August 1876.

Nach persönlichen und Familien-Mittheilungen; vgl. außerdem Giesebrecht, Nekrolog auf Lehmann in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie d. Wiss. zu München vom 28. März 1877, S. 79—81. Hautz, Gesch. der Universität Heidelberg, I. 118, 179, 440; II. 8, 9, 112, 114, 115. Union (evangel.-protest. Kirchenblatt der Pfalz), 1876, S. 210—211. Kaiserslauterer Zeitung, 1877, Nr. 201—203. Pfälz. Kurier (Polit. Zeitung), 1877, Nr. 24, 41, 51. J. Franck.

Lehmann: Karl Gotthelf L., physiologischer Chemiker, geb. am 7. März 1812 zu Leipzig, † am 6. Januar 1863 in Jena, studirte in seiner Vaterstadt acht Semester Medicin, promovirte 1835 zum Dr. med. et chirurg., habilitirte sich dort 1837, wurde 1842 außerordentlicher Professor der Medicin, 1847 Nominalprofessor der physiologischen Chemie und 1854 Ordinarius in Leipzig. Ostern 1856 wurde er nach Jena berufen als Professor der allgemeinen Chemie und erhielt den Titel Hofrath; 1858 wurde er Mitglied der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie. Er starb in Jena 1863. Seine wissenschaftlichen Arbeiten beziehen sich hauptsächlich auf Medicin und physiologische Chemie und finden sich theils in Erdmann's Journal für praktische Chemie und den Compt. rend. de l'Acad. franç., theils in medicinischen Zeitschriften. Außerdem schrieb L. verschiedene Lehrbücher: „Vollständiges Taschenbuch der theoretischen Chemie“, 6. Aufl. 1854; „Lehrbuch der physiologischen Chemie“, 3 Bde., 2. Aufl. 1853; „Handbuch der physiologischen Chemie“, 1854; „Zoochemie“, mit Huppert, 1858.

Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterbuch. Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena, von Johannes Günther, Jena 1858.

Ladenburg.

Lehmann: Peter Ambrosius L., ein Schriftsteller, geb. 1663 zu Döbeln, besuchte die Fürstenschule zu Meißen, studirte in Leipzig Theologie, aber auch Geschichte. Im J. 1690 ward er zu Leipzig Magister der Philosophie, hielt eine Zeit lang Vorlesungen und zog dann nach Hamburg. Hier ward er im J. 1693 unter die Candidaten des Ministeriums aufgenommen und bekleidete eine Hauslehrerstelle; doch bald wandte er sich von der Theologie ab und beschäftigte sich mit litterarischen Arbeiten. Er machte noch einige Reisen; sein eigentlicher Wohnsitz aber blieb Hamburg, wo er am 31. October 1729 starb. Im J. 1708 ward er vom Kurfürst von Sachsen und König von Polen zum Legationssecretär im niedersächsischen Kreise ernannt; im J. 1729 ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Unter seinen Schriften ist „Das jetzt herrschende Europa“ (in mehreren Theilen, Hamburg 1694—1700) eine Art Vorläufer des Gotha'schen genealogischen Almanachs; sein Werk „Die vornehmsten Europäischen Reisen“ eine Art Bädeker.

Moller, Cimbria literata II, S. 466 f. — Jöcher II, Sp. 2345. — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller IV, S. 408—411. l. u.

Lehmus: Daniel Christian Ludolph L., geb. den 3. Juli 1780 in Soest, † den 18. Januar 1863 in Berlin. Lehmus' Vater Christian Balthasar (Sohn von Joh. Adam, s. u.), der verschiedene astronomische und physikalische Schriften verfaßt hat, war zur Zeit der Geburt seines Sohnes Gymnasialrector in Soest und

leitete somit dessen gesammte Erziehung selbst. Letzterer studirte und promovirte in Berlin und übernahm 1814 daselbst eine Lehrstelle der Mathematik am Hauptberg-werks-Eleven-Institut. 1826 ward er Lehrer, das Jahr darauf Professor an der combinirten Artillerie- und Ingenieurschule; zugleich hielt er (bis 1837) Vorlesungen an der Berliner Universität. L. hat eine stattliche Anzahl von durchweg sehr brauchbaren und verdienstlichen Lehrbüchern und Aufgabensammlungen herausgegeben. Wir heben darunter hervor das „Lehrbuch der Geometrie“ (Berlin 1819—1820, 1826, 1840), in welchem unter Anderem eine ebenso einfache als geistvolle Lösung der berühmten „Aufgabe des Ottajano“ enthalten ist, die „Uebungsaufgaben zur Lehre vom Größten und Kleinsten“ (Berlin 1824) und besonders die „Anwendung des höheren Calculs auf geometrische und mechanische, besonders ballistische Aufgaben“ (Leipzig 1836). Im letztgenannten Werke studirt L., zuerst von deutschen Mathematikern, unter dem Namen „Curcumaeide“ eine gewisse interessante Curve der dritten Ordnung, welche seitdem als Logocyklik oder Strophoide eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Eigenthümliches Mißgeschick hatte er dagegen, wie er selbst launig erzählt, mit einem an die „Nouvelles Annales de Mathématiqnes“ eingesandten Aufsatze, welcher eine sehr elegante trigonometrische Auflösung des Malfatti'schen Problems enthielt; denn beim Abdruck desselben ward der Autorname in „Lechmütz“ verketzert, und selbst neuere historische Schriften führen diesen imaginären Mathematiker auf, in dem Niemand so leicht unseren L. erkennen dürfte.

Koner, Gelehrtes Berlin im Jahre 1845. — Vossische Zeitung vom 20. Jan. 1863. Günther.

Lehmus: Johann Adam L., ein außerordentlich fruchtbarer Dichter geistlicher Lieder, die aber wenig Verbreitung gefunden haben, wurde geboren am 2. Januar 1707 zu Rothenburg ob der Tauber. Die Familie war zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Rothenburg aus Breslau eingewandert und führte damals den Namen Lehms. Unser L., der seinen Vater, der Rector des Gymnasiums in Rothenburg war, schon im 10. Lebensjahre verlor, studirte in Jena unter Joh. Fr. Buddeus (Bd. III S. 500 f.) Theologie, ward im J. 1734 Pfarrer zu Scheckenbach, 1735 schon nach Rothenburg versetzt und rückte hier allmählich in den geistlichen Aemtern auf, bis er im J. 1762 Superintendent wurde. Seit dem J. 1734 war er mit einer Tochter des Senators Begold in Rothenburg verheirathet, die ihm, als sie im J. 1756 starb, 16 Kinder geboren hatte, von welchen sieben noch am Leben waren. Er selbst konnte bis in ein hohes Alter seinen Aemtern vorstehen und starb am 13. (oder 17.) Februar 1788. Seine zahlreichen geistlichen Lieder sind voll kräftiger Gedanken, aber Form und Ausdruck lassen zu wünschen übrig; dabei fehlt es ihnen vielfach an rechter Verständlichkeit, unter Anderem auch wegen vielfacher Anspielungen an weniger bekannte Ausdrücke und Geschichten der heiligen Schrift. Sie haben deshalb auch außerhalb ihrer Heimath wenig Verbreitung gefunden, doch sind noch in das württembergische Gesangbuch vom Jahre 1842 einige aufgenommen. Albert Knapp hat für seinen Liederschatz (1. Aufl. 1837) eine Anzahl Lehmus'scher Lieder bearbeitet; in dieser neuen Form tritt die geistige Kraft derselben recht hervor. — Lehmus' Lieder erschienen zuerst in drei Sammlungen: „Davids Psalter“, „Jesus in mehr als 100 Liedern“ u. s. f., „Jesus in 365 Oden“, welche in den Jahren 1762, 1766 und 1771 in Rothenburg herauskamen.

Richter, Allgemeines biogr. Lexikon, S. 194 f. — Knapp, Liederschatz, 1. Aufl., II. S. 858. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., V. S. 412—417. l. u.

Lehmus: Adam Theodor Albert Franz L., Dekan und Stadtpfarrer an der St. Johanniskirche zu Ansbach, gehört zu denjenigen Männern, welche das Bedürfniß, die Theologie wissenschaftlich zu begründen und zu erneuern, immer tiefer in die christliche Heilserkenntniß geführt hat, und welchen so die neuere Philosophie eine Brücke zum positiven Christenthum geworden ist. Er entstammte der in der ehemaligen Reichsstadt Rothenburg in Mittelfranken heimischen, angesehenen und verdienten Familie Lehmus und war der Enkel des durch seine „Jesuslieder“ bekannten, 1788 gestorbenen Superintendenten Johann Adam L. (s. o.). Sein Vater, Christian Balthasar, war vorübergehend Gymnasiallehrer in Soest (Westfalen), dann Rector des Gymnasiums in Rothenburg und zuletzt Pfarrer zu Wettringen und Adelshofen, wo er 1814 starb. Theodor L., das älteste Kind unter vier Geschwistern, war noch zu Soest am 2. December 1777 geboren, besuchte 1796 die Universitäten Halle und Jena und wurde schon 1800, 23 Jahre alt, zum Condiaconus an die evangelische Kirche zu Dinkelsbühl berufen. Gemüth und Denken befinden sich in ihm in wogender Gährung, als er sein Amt beginnt. Von Haus aus positiv erzogen, war er durch die Kant'sche Philosophie zu sittlichem Ernste geführt, von der Fichte'schen ideal angehaucht worden, so daß er, ohne die Historien des Christenthums zu leugnen, einem religiösen Idealismus auf rationalistischer Grundlage huldigte. Die Religion ist ihm noch Erhebung des endlichen Geistes zum Bewußtsein des Unendlichen. Aber seine Liebe zu Christus, seine Hingabe an seinen Beruf, das Gebet führen ihn immer tiefer. Seine philosophischen Studien setzte er fort, als er 1807 in der Eigenschaft eines Diacons nach Ansbach übergesiedelt war. Schelling, Daub, Marheineke, später auch Hegel beschäftigten und fesselten ihn unablässig; von ihrem Dienste hoffte er eine vernünftige Begründung der christlichen Heilswahrheiten. Diesen Standpunkt vertritt er in seinen Schriften: „Was heißt nach dem Bedürfniß der Zeit predigen?“, 1813; „Der Protestantismus“, 1817, und „An Herrn Archidiakonus Harms“, 1819. Er leugnet den Gegensatz zwischen Vernunft und Offenbarung, zwischen Rationalismus und Supranaturalismus und erklärt die Philosophie für das zum vollendeten Bewußtsein erhobene Christenthum. Harms antwortet ihm: „Daß es mit der Vernunftreligion nichts ist“, 1819. Aber da L. alles im Interesse des positiven Christenthums thut, kommt er demselben immer näher. Seine fortgesetzte Vertiefung in die heilige Schrift, das Studium Luthers und der Symbole, die Bekanntschaft mit Friedr. v. Meyer, Claudius, Hamann, Schubert, Steffens bieten ihm die Mittel zur richtigen Unterscheidung von Theologie und Philosophie. Vollzog sich auch sein Wirken in einem engeren Kreise, so hatte es doch vielseitige Anregung zur Folge. Seine zahlreichen litterarischen Publikationen, meist aus Synodalvorträgen entstanden, haben keine Bedeutung mehr; aber er selbst steht in der baierischen Landeskirche in gutem Andenken. Sein Entwickelungsgang ist ausführlich dargelegt von seinem Schwiegersohne Thomasius: „Wiedererwachen des evangelischen Lebens in der lutherischen Kirche Baierns“, Erlangen 1867, S. 204. Er starb am 18. August 1837 auf einer Reise zu Nürnberg. Buchrucker.

Lehndorff: Ahasverus v. L., Staatsmann und Soldat, dem bekannten preußischen Adelsgeschlechte angehörig, wurde am 9. Februar 1637 zu Steinort im Natangischen, dem alten Stammsitze der Familie, geboren. Sein Vater war Meinhard v. L., kurfürstlich brandenburgischer Landrath und Hauptmann zu Rastenburg, seine Mutter Elisabeth Freiin zu Eulenburg aus dem Hause Prassen. Die Familie besaß einen ziemlich ausgedehnten Grundbesitz; bei den damaligen, fast ununterbrochenen Kriegsläuften war aber das Land so ausgesogen, daß ihre Verhältnisse wenn auch nicht dürftig, so doch keineswegs glänzend erscheinen. L.

hatte fünf Brüder und sechs Schwestern. Da sein Vater frühzeitig starb, nahm sich ein Oheim mütterlicherseits seiner Erziehung an. Den Grund seiner späteren umfangreichen Bildung legten die Jesuitenanstalten zu Braunsberg und Posen. Achtzehnjährig verließ L. im J. 1655 letztere Anstalt und begab sich im folgenden Jahre auf die große, dem jungen Cavalier damals vorgeschriebene Reisetour. Er ging über Dänemark nach den Niederlanden, besuchte England, hielt sich darauf längere Zeit in Paris auf, wandte sich dann über Turin und Florenz nach Rom, sah Neapel, machte mit den Malteserrittern einige Streifzüge gegen Türken und Seeräuber, besuchte Venedig, lernte einen Theil Spaniens (Barcelona, Saragoza, Madrid, Segovia, Burgos) kennen und kehrte im J. 1664 über Paris wieder in die Heimath zurück. Fast aller europäischen Sprachen mächtig, ausgerüstet mit reichen wissenschaftlichen Kenntnissen, besonders auf dem Gebiete der Staats- und Kriegswissenschaft, unterstützt von einflußreichsten Verbindungen und einem empfehlenden Aeußern, begann er nun seine Laufbahn. Eine ihm angebotene Stelle als Kammerjunker in kurfürstlichen Diensten schlug er als zu wenig Aussicht auf Avancement bietend aus und trat, die Unzufriedenheit des Kurfürsten nicht scheuend, als Oberstlieutenant in die Dienste des Königs Johann Casimir von Polen. Der König ernannte ihn bald darauf zum Kammerherrn und übertrug ihm (für den Fall der Abwesenheit der Generalität und des Obersten) das Commando über sämmtliche deutsche Truppen in polnischen Diensten. Zu gleicher Zeit (1668) ernannte ihn der Kurfürst, der sich des gewandten, geistvollen jungen Mannes für spätere Zeit damit mochte versichern wollen, zum Hof- und Legationsrath, in welcher Stellung er nach Johann Casimir's Abdankung für die Wahl des kurfürstlichen Throncandidaten, Prinzen von Pfalz-Neuburg (freilich erfolglos), wirkte. Ob L. bei der bekannten Gefangennahme Kalkstein's (Bd. XV S. 16 f.) durch den kurfürstlichen Residenten Brandt in Warschau betheiligt war, wird vielleicht nie ganz aufgehellt werden: man glaubte es aber allgemein und er suchte deshalb so bald als möglich seine Beziehungen zum polnischen Hofe zu lösen. Im J. 1671 wurde er kurfürstlicher Kämmerer, einige Tage nachher kurfürstlicher Oberst, noch in demselben Jahre Johanniterritter und Landrath im Herzogthum Preußen. Mit letzter Stellung trat er zugleich in die Dienste seiner Heimath, wie es scheint, eine vermittelnde Stellung zwischen den politischen Tendenzen des Kurfürsten und dem historischen Rechte des Landes einnehmend. Als im J. 1672 Frankreich gegen Holland zog und dabei auch brandenburgische Festungen wegnahm, ergriff der Kurfürst offene Partei für Holland. Prinz Wilhelm von Oranien, mit L. von dessen Reisen her persönlich bekannt, trug diesem die Werbung eines Regiments für holländische Dienste an und mit Bewilligung des Kurfürsten ging L. auf diesen Antrag ein. Während des Feldzuges vertheidigte er längere Zeit Muyden, belagerte Naarden und kämpfte auch in den Schlachten von Senef, Oudenarde und St. Omer. Im J. 1674 lag er vor Bergen und führte hier acht Regimenter, die Brigade des Grafen Erbach, welche er unter Uebergehung von zehn Obersten erhalten hatte. Um dieselbe Zeit übertrug ihm der Kurfürst die Amtshauptmannschaft von Preußisch-Eilau (zu der, wie es scheint, später noch die von Bartenstein kam), was für ihn eine Veranlassung wurde, den ohnehin lästig werdenden holländischen Dienst zu verlassen. Die friedliche Thätigkeit in Preußen genügte L. aber auf die Länge auch nicht und als sich im J. 1676 der Kurfürst im Bunde mit Christian V. von Dänemark gegen Schweden rüstete, trat er als Generalmajor in dänische Dienste und commandirte bei der Belagerung von Stettin das dänische Corps, das den brandenburgischen Truppen zu Hülfe geschickt wurde. Im J. 1677 wurde er Landrath und Landvogt zu Schacken, im J. 1679 Obermarschall von Preußen und königlich dänischer Generallieutenant und im J. 1683 rückte er in die höchste Stellung

des Landes als Oberburggraf ein. Allen Ehren, die ihm in verhältnißmäßig so kurzer Zeit von den verschiedensten Fürsten zu Theil geworden waren, setzte die Gnade des Kaisers, der ihn am 10. August 1686 in den Reichsgrafenstand erhob (die Notificationsschreiben an den Kurfürsten von Brandenburg, wie an den Kurfürsten von Mainz als Reichskanzler und an das Reichskammergericht zu Speyer sind vom 16. August 1687 datirt), die Krone auf. L. war dreimal verheirathet: das erste Mal mit Anna Dorothea von Podewils († 1676), das zweite Mal mit der Tochter des Oberpräsidenten Otto von Schwerin, Luise Wilhelmine Freiin von Schwerin († 1681), das dritte Mal mit Gräfin Dönhoff, Tochter des Grafen Gerhard Dönhoff, königlich polnischen Kammerherrn und Truchseß des Großfürstenthums Lithauen, Herrn der Herrschaft Schweigsten. L. starb am 14. Februar 1688, kurz nach seinem eben vollendeten 51. Lebensjahre. Als der Kurfürst die Nachricht von seinem Tode erhielt, rief er tieferschüttert aus: „Ich habe meinen größten Staatsmann verloren!" — ein Wort, dessen volle Bedeutung freilich nur gewürdigt werden kann, wenn man bedenkt, daß eine so vorwiegend praktische Persönlichkeit wie L. in ihrem schriftlichen Nachlasse (aus dem ausschließlich die Darstellung bisher hat schöpfen können) immer nur einen verhältnißmäßig geringen Theil ihres Wesens abspiegelt.

Zu vergleichen über A. v. L. ist die auf Urkunden des gräflich v. Lehndorffischen Familienarchives zu Steinort in Ostpreußen ruhende Monographie des Verfassers dieses Abrisses: „Der Oberburggraf Ahasverus v. Lehndorff, 1637—1688". Dessau 1867. In zweiter (Titel-) Auflage ibid. 1868 (VI, 192 S.). Hofäus.

Lehr: Leopold Franz Friedrich L., Liederdichter, am 3. September 1709 geboren zu Kronenberg nicht weit von Frankfurt a/M., † am 26. Januar 1744. Sein Vater war nassauischer Hofrath. Beide Eltern hatten einen ernsten Sinn und suchten den begabten Sohn frühe zu Studien anzuhalten. Er besuchte das idsteinische Gymnasium, das er im J. 1727 mit glänzendem Zeugnisse verließ. Einst kam A. H. Francke auf einer Reise zu dem Hofrath L., der nichts Eiligeres zu thun hatte als seinen Sohn dem theuren Knecht Gottes zum Einsegnen vorzuführen. L. konnte es nie vergessen. Ehe er die Universität bezog, hielt er sich eine Zeit lang bei seinen Eltern auf. Von seinem sterbenden Vater erhielt er hier die mächtigsten Eindrücke auf sein Herz. In Jena studirte er Theologie unter Leitung des ebenso gelehrten als frommen Buddeus. Nach einem Jahre vertauschte er Jena mit Halle. Francke war zwar todt, aber in seinem Geiste wurde von seinen Freunden fortgearbeitet, besonders genoß L. das Vertrauen Freylinghausen's, dessen Kinder er unterrichtete. Im J. 1731 folgte er dem Ruf nach Köthen als Lehrer der Prinzessinnen. Zum wohlverdienten Lohn ward er 1740 zum Diaconus in Köthen ernannt, wo er eine gesegnete Wirksamkeit entfaltete. Mehrere Rufe, die an ihn ergingen, schlug er aus, er konnte sich von seiner Gemeinde, die ihn liebte und ehrte, nicht trennen. In Köthen war es, wo seine dichterische Ader in geistlichen lieblichen Liedern sich entwickelte. Er arbeitete mit dem trefflichen Liedersänger Allendorf (Bd. I S. 349), damals Hofprediger in Köthen, für die Sammlung der sogenannten Köthnischen Lieder. Eines seiner schönsten Lieder, von denen einige den Weg in die Gesangbücher gefunden haben, ist das Lied: „Mein Heiland nimmt die Sünder an", ein ächt evangelisches, inniges Lied. Wie sein Leben, so war auch sein Sterben erbaulich. Er predigte noch am Neujahrstage 1744 gewaltig, daß Alles ergriffen war, und reiste mit seiner Frau, Christina Maria geb. Stilke, in ihre Vaterstadt Magdeburg. In Kloster-Bergen und Magdeburg predigte er, Ewigkeitsgedanken durchzogen seine Seele. Er wurde bald bedenklich krank. Einem besuchenden Freunde sagte er: „Ich eile meiner Heimath zu. Dieses Lied habe

ich schon einige Jahre zuvor auf mein Ende gemacht.“ Sein Sterbebett verklärte sich zu einer lieblichen Kanzel, von welcher alle Besuchenden einen tiefen Eindruck mitnahmen. Wovon sein Herz voll war, davon strömte sein Mund über. Sein letztes Wort war der, in welchem sein Herz ruhte.

Vgl. Koch's Kirchenlied, 4. Bd., S. 446 ꝛc. und das Leben des L. F. F. Lehr nebst seinen Liedern, Schaffhausen 1850, von dem Unterzeichneten.

Ledderhose.

Lehrberg: Aron Christian L., war geboren zu Dorpat den 7. August 1770. Er wuchs unter den kümmerlichsten und bedrängtesten Verhältnissen auf, zeichnete sich aber durch Fleiß und Begabung auf der Hauptschule so sehr aus, daß es ihm durch die Unterstützung theilnehmender Menschenfreunde möglich wurde, 1788 die Universität Jena zu beziehen. Hier studirte er als Berufsfach Theologie, widmete sich jedoch mit dem größten Eifer der Völkerkunde, Philosophie und Pädagogik und stand auch mit Schiller in persönlichem Verkehr. Da die zugesagten Unterstützungen ausblieben, wurde er aus schwerer Bedrängniß durch die Großmuth des livländischen Kreismarschalls v. Bock befreit, der ihm die Mittel zum Besuch anderer Universitäten und weiterer Reisen gab, unter der einzigen Bedingung, daß er später der Erzieher seiner Söhne werde. L. studirte nun ein Jahr in Göttingen und hielt sich dann längere Zeit in Frankreich und in England auf, von wo er am Ende 1794 nach Dorpat zurückkehrte. Zwölf Jahre lang war er darauf Erzieher im Hause des Herrn v. Bock, zuerst in Dorpat, dann in St. Petersburg. Er nahm lebhaften Antheil an den Vorarbeiten für die Begründung einer Universität in Dorpat und deren Errichtung im J. 1802 erfüllte ihn mit großer Freude. 1807 wurde er Adjunct und bald nachher außerordentlicher Akademiker der Wissenschaften in St. Petersburg. Seine Studien beschäftigten sich vorzugsweise mit altrussischer Geschichte, Geographie und Genealogie. Mehrmalige Berufungen nach Dorpat hatte er aus Dankbarkeit gegen den Herrn v. Bock abgelehnt. Seine letzten Jahre waren durch schweres Gichtleiden getrübt, das ihm allmählich den Gebrauch seiner Hände und Füße raubte und zuletzt seinen Tod herbeiführte. Er starb am 24. Juli 1813 im rüstigsten Mannesalter, wegen seines edlen Charakters und seiner hohen Begabung von seinen Freunden tief beklagt. Während seiner Lebzeit war von ihm nichts im Druck erschienen. Erst nach seinem Tode gab der ihm durch gleiche Studien nahe stehende Philipp Krug im Auftrage der Akademie der Wissenschaften Lehrberg's gesammelte Abhandlungen unter dem Titel „Untersuchungen zur älteren Geschichte Rußlands“, Petersburg 1816, heraus. Sie zeugen von Lehrberg's großer Gelehrsamkeit, hervorragendem Scharfsinn und seiner Kritik und sind auch heute noch von Werth, besonders die Abhandlung über die Wohnsitze der Jemen, ein Beitrag zur Geschichte Neu-Finnlands. Bei längerem Leben würde L. unzweifelhaft Bedeutendes auf dem Gebiete der älteren russischen Geschichte geleistet haben. Aber auch jetzt ist er ein würdiger Genosse der Schloezer, Ewers, Krug und Kunik, einer jener deutschen Gelehrten, welche die wissenschaftliche Erforschung der älteren russischen Geschichte begründet haben. Erst lange nach Lehrberg's Tode erschien seine Abhandlung über den Criwe oder den nordischen Papst in den Sendungen der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst, I. S. 137 ff.. in der er, viel kritischer als Voigt in seiner Geschichte Preußens, schwerwiegende Bedenken gegen die Erzählung Peter v. Dusburgs erhebt.

G. F. Parrot, Biographische Notizen über L. vor den Untersuchungen.

Diederichs.

Lehrs: Karl L., einer der hervorragendsten Philologen dieses Jahrhunderts. Er wurde am 2. Januar 1802 in Königsberg in Preußen von jüdischen Eltern

geboren und führte bis zu seinem Uebertritt zum Christenthum den Vornamen Kaufmann. Sein Vater, Inhaber eines Engrosgeschäfts in Manufacturwaaren, sowie die (um 20 Jahre jüngere) Mutter werden als ruhige, milde Persönlichkeiten geschildert; ihre Bildung war die zu Anfang des Jahrhunderts in wohlhabenden jüdischen Familien gewöhnliche, der Vater las am liebsten Lessing. Von vier Geschwistern war nur ein Bruder älter, eine Schwester und zwei Brüder jünger. Einer der letzteren, F. Siegfried L., ein begabter Philologe, starb am 13. April 1843 im 37. Jahre in Paris, wo er für F. A. Didot die 1841 erschienene Ausgabe der griechischen Epiker besorgt hatte; die von ihm ebenfalls besorgte, fast druckfertig hinterlassene der griechischen Didaktiker (die zusammen mit den Bukolikern 1851 erschien) vollendete L., der auch die Vorrede dazu schrieb. — Das Leben der Familie war ein durchaus harmonisches; der behagliche Wohlstand, dessen sie sich erfreute, nahm erst in den zwanziger Jahren rasch ab. Doch während seiner Schul- und Universitätszeit war L. nicht nur jeder äußeren Sorge für seine Ausbildung überhoben, sondern genoß auch den Vorzug, in einer gebildeten Umgebung aufzuwachsen. Eine nicht ausgebreitete, doch heitere Geselligkeit belebte das Haus und es fehlte nicht an Zerstreuungen. Mit Vergnügen erinnerte sich L. noch in seinem Alter der regelmäßig im Sommer an Sonnabenden und Sonntagen unternommenen Spazierfahrten nach umliegenden Orten, die wohl den Keim des später bei ihm lebhaft entwickelten und innigen Naturgefühls in seine Seele gepflanzt haben mögen. Bis zum zehnten Jahre erhielt L. häuslichen Unterricht, dann wurde er in die Tertia des Friedrichs-Collegiums aufgenommen. Dies durch lange Vernachlässigung herabgekommene Gymnasium hatte 1810 durch W. v. Humboldt in F. A. Gotthold (Bd. IX S. 485), einem Schüler F. A. Wolf's, einen Director erhalten, der mit eben so viel Eifer als Erfolg seine Regeneration unternahm. Trotz seiner Härten, Schroffheiten und Wunderlichkeiten übte er auf seine Schüler durch seine aufrichtige Begeisterung für das griechische Alterthum und den Ernst seines Strebens einen wohlthätigen Einfluß. Unter den Lehrern war Lachmann, der an der Anstalt 1815—1818 wirkte, ohne Vergleich der bedeutendste; er war gegen die Schüler freundlich und erlaubte ihnen auch, ihn in seiner Wohnung zu besuchen. Den Religionsunterricht ertheilte der später durch den sogenannten Muckerproceß bekannt gewordene J. Ebel (geb. 1784, vgl. Bd. V S. 519 ff.). Seine bedeutende Persönlichkeit scheint auf Lehrs' religiöse Richtung nicht ohne Einfluß geblieben zu sein.

Auf der Universität, die L. zu Michaelis 1818 bezog, nachdem er sich schon auf der Schule für den zu wählenden Beruf entschieden hatte, war er so glücklich, den Unterricht des im besten Mannesalter stehenden Lobeck (geb. 1780, Professor in Königsberg seit 1814) zu genießen, dessen Aufmerksamkeit er durch seine ungewöhnliche Begabung und seinen ernsten Fleiß sogleich erregte. Lehrs' erste Arbeit für das philologische Seminar war eine griechisch geschriebene Abhandlung, über welche der Senior des Seminars, Friedrich Ellendt (Verfasser des Lexicon Sophocleum, Bd. VI S. 47) griechisch mit ihm disputirte; nachdem beide gesprochen, nahm Lobeck selbst die Erörterung des Gegenstandes in derselben Sprache auf „und zwar in einer Weise, als ob es seine Muttersprache wäre“. Lobeck bewies L. während dessen ganzer Studienzeit nicht blos die förderndste Theilnahme an seinen Studien, sondern erwiederte auch die begeisterte Verehrung des Jünglings mit der wärmsten Freundschaft, und das schöne Verhältniß beider Männer hat in gleicher Innigkeit bis zu Lobeck's Tode fortgedauert. Daneben erfreute sich L. eines vertraulichen Umganges mit Lachmann, und auch diese Freundschaft blieb eine dauernde, obwol zwei verschiedenere Naturen kaum ge-

dacht werden können; ihr lebhafter Briefwechsel (durch welchen Lachmann auch die Anregung zu den „Betrachtungen über die Ilias“ erhielt; vgl. Kammer, Ueber die Einheit der Odyssee, S. 15 ff.) wurde durch die großen politischen Differenzen, die namentlich seit 1848 zwischen ihnen hervortraten, nicht gestört. Auch mit Friedrich Jacob (Lachmann's Nachfolger am Friedrichs-Collegium, Bd. XIII S. 557), „einer anima candida“, war L. als Student befreundet.

Wenn auch griechische Sprache und Litteratur den Hauptgegenstand von Lehrs' Studien bildeten, so suchte er doch, wie es die Natur seines überall in die Weite und Tiefe strebenden Erkenntnißtriebes nicht anders zuließ, das ganze Gebiet der Alterthumswissenschaft kennen zu lernen, was bei ihrem damals so viel geringeren Umfange noch in viel höherem Grade möglich war als gegenwärtig. Auch war er weit entfernt, andere Fächer, deren Wichtigkeit für allgemeine Bildung er anerkannte, zu vernachlässigen; ja er scheint solchen Nebenstudien eine selbst damals ungewöhnliche Ausdehnung gegeben zu haben, da er sogar Vorlesungen über Mineralogie und Chemie hörte. Eine umfassende Beschäftigung mit den modernen Litteraturen war in der Bildungsatmosphäre, die ihn umgab, selbstverständlich; das für jene Zeit so charakteristische lebhafte Interesse für das Theater behielt er bis in sein hohes Alter; auch Musik scheint er getrieben zu haben. Nur gegen die Pädagogik, die damals in Königsberg von einem so hervorragenden Vertreter wie Herbart gelehrt wurde, der auch den Studirenden Gelegenheit bot sich durch praktische Uebungen darin auszubilden, verhielt er sich ablehnend: vollends „die Absicht, aus einem psychologischen Lehrbuch den Umgang mit Menschen zu erlernen, schien ihm die eines Unmündigen“. Herbart, dem diese stille Opposition eines von seinen Lehrern so hoch geschätzten Philologen nicht entgangen sein konnte, war dadurch so ungünstig gegen ihn gestimmt, daß er (1822) Alles that, um Lehrs' Ernennung zum Lehrer an einer Bürgerschule (die dieser wünschte, um in Königsberg bleiben zu können) zu verhindern, was ihm auch gelang. — Uebrigens schloß sich L. von dem geselligen Verkehr mit Altersgenossen keineswegs ab: zu welchen unter Anderen die Astronomen Scherk (geb. 1798, später Professor in Halle und Kiel, seit 1852 Lehrer an der Gewerbeschule in Bremen) und Rosenberger (geb. 1800, später Professor in Halle) und der Mathematiker und Physiker Friedrich Strehlke (geb. 1797, später Director der Petrischule in Danzig) gehörten. Auch von jungen Mädchen, bei denen seine Schüchternheit ihm nicht schadete, war er gern gesehen und ein beliebter Tänzer; noch als älterer Mann ließ er sich bewegen, seine Fertigkeit in der Tanzkunst in befreundeten Familien zu zeigen. Er übte auch die Reitkunst, und daß er Besitzer eines Galanteriedegens war, läßt vermuthen, daß er auch an allgemeinen studentischen Unternehmungen Theil nahm.

Im December 1822 machte L. das Gymnasiallehrerexamen, dessen Resultat ihm Lobeck, wie er in einem „an Herrn Studiosus Lehrs Hochedelgeboren“ gerichteten Billet sagt, voraussagen konnte. Kurz vorher war er zum Christenthum übergetreten. War der Zeitpunkt dieses Religionswechsels auch im Hinblick auf die demnächst anzutretende Laufbahn gewählt, so erfolgte er doch ohne Zweifel aus innerem Drange. Das Judenthum war in seiner Familie durch die Nachwirkungen des Rationalismus des 18. Jahrhunderts zum Deismus abgeschwächt. Auch setzten die Eltern diesem Uebertritt ebenso wenig Hindernisse entgegen als dem der Tochter (der 1825 „nach ihrem innigsten Wunsche“ erfolgte) und der anderen Söhne. Wenn sich übrigens auch in Lehrs' tief religiöser Natur die Neigung zum Christenthum selbständig entwickelt haben wird, so wurde sie nicht blos durch den Einfluß Ebel's, sondern auch durch den Lachmann's befestigt.

Nachdem L. am 7. März 1823 promovirt hatte, übernahm er zu Ostern d. J. die Vertretung des nach Italien gereisten Professors Schöler an dem Gymnasium zu Danzig, dessen Director Meineke (geb. 1790) war; er hatte auf den vier obersten Klassen fast ausschließlich im Griechischen zu unterrichten. Die in Danzig verlebte Zeit war für ihn eine in jeder Hinsicht glückliche. „Hier lernte man das Schulwesen in seiner wahren Gestalt kennen. Die vorherrschende Ansicht, den Lehrer als Künstler zu betrachten, dem man die Freude an seinem Werk nicht zu verkümmern habe, an den man aber berechtigt sei Anspruch zu machen auf stets zunehmende Vervollkommnung, verbreitete über die Lehrer eine freie Thätigkeit, deren wohlthätiger Einfluß auf die Schüler überging: und mit Vergnügen bemerkte man schon auf den niedrigeren Klassen einen wissenschaftlichen Geist und Fortschritte von Bedeutung." Der größte Gewinn entsprang für L. aus dem Verhältniß zu Meineke, der ihm „freundschaftlichsten Umgang, Anregung und Belehrung bot" und die Benutzung seiner reichen Bibliothek in der zuvorkommendsten Weise gestattete. Auch zwischen ihm und L. entstand hier eine für das Leben währende innige Freundschaft.

Nachdem L. während des Winters 1823/24 einen häuslichen Unterricht ertheilt hatte, der ihm viel freie Zeit übrig ließ, nahm er zu Pfingsten 1824 eine Stelle am Gymnasium zu Marienwerder an. Das hier verbrachte Jahr war ein sehr unerfreuliches; auch abgesehen von der notorisch übeln Verfassung der Schule hatte L. unangenehme Erfahrungen zu machen. Man suchte ihn auf jede Weise herabzudrücken, gab ihm keinen Unterricht auf den oberen Klassen, dagegen den naturwissenschaftlichen auf Quinta und beschränkte ihn in der Benutzung der Bibliothek. Erholung von diesen Widerwärtigkeiten fand er in seinen Studien, die er freilich im Uebermaß trieb; schon damals gefährdete er durch anhaltende Nachtarbeiten seine Gesundheit. Er setzte das in Danzig begonnene Studium des Eustathius fort und brauchte als „Gegenmittel" gegen diesen „ekelhaften Autor" die Beschäftigung mit Plato: bei der Lesung des Philebus bedauerte er zum ersten Mal nichts von Philosophie zu verstehn. Neben Plato war es vor Allem Goethe, dessen Werken er Erquickung und Erhebung verdankte: wie ihm dort und damals in einer einsamen Nacht die ganze Herrlichkeit der Iphigenie aufgegangen war, das blieb ihm stets unvergeßlich.

Zu Ostern 1825 wurde L. mit einem Gehalt von 600 Thalern als fünfter Oberlehrer an das Friedrichs-Collegium in Königsberg berufen. Wegen seiner der Sitte gemäß im nächsten Schulprogramm veröffentlichten Selbstbiographie wurde er von zwei Seiten zur Verantwortung gezogen: über seine geringschätzige Beurtheilung des Studiums der Pädagogik beschwerte sich Herbart, über seinen Tadel des Gymnasiums zu Marienwerder der dortige Director. Seine sehr ruhigen und sachgemäßen Erwiderungen auf beide Beschwerden sind noch vorhanden.

L. war in seiner Stellung am Friedrichs-Collegium von Anfang an überbürdet. Er hatte 24 Stunden wöchentlich im Griechischen, Lateinischen und Deutschen in den drei obersten Klassen zu geben und eine sehr große Anzahl von zum Theil schwierigen Correcturen zu liefern; dazu kamen noch einige längere Vertretungen. Seine Gesundheit begann zu leiden, sein Arzt Dr. Sachs mahnte zur Schonung, und Lachmann rieth ihm brieflich, sich den unbilligen Zumuthungen des Directors Gotthold energisch zu widersetzen. Es kam zwischen L. und diesem zu einem sehr gereizten Briefwechsel; L. beschwerte sich 1830 beim Consistorium, das ihn aber auf Grund eines Berichts des Directors abwies. Der amtliche Verkehr der Lehrer mit ihren vorgesetzten Behörden wurde übrigens damals noch in einem sehr gemüthlichen Tone geführt. L. beklagte sich, daß der Director

den Unterricht zerstückle, um alle angenehmen Gegenstände sich vorzubehalten, so die Erklärung des Horaz: „Warum auch nicht? Was kann man angenehmeres auf dieser betrübten Erde thun, als den Horatius lesen?“ — Und in der Antwort des Consistoriums heißt es unter Anderem: „Was Andere vermögen, vermag der wackere L. gewiß auch.“

Mit der Zeit wurde das Mißverhältniß von L. und Gotthold immer schlimmer, und da Lehrs' empfindlich organisirte Natur unter Feindseligkeiten stets sehr litt, wirkte dies mit der fortdauernden geistigen und körperlichen Ueberanstrengung, die er sich zumuthete, zusammen, um seine Gesundheit je länger je mehr zu untergraben; denn trotz seiner Ueberbürdung mit Schularbeiten setzte er seine Studien mit Zuhilfenahme der Nächte aufs energischste fort. Im J. 1831 habilitirte er sich als Privatdocent mit dem „Quaestionum Aristarchearum specimen“ und der Antrittsvorlesung „De ironia quatenus in historia studiorum Homericorum cernitur“, einem Produkt des anmuthigsten Humors (gedruckt in dem Programm der Königsberger Universität 1879, II), und schon 1833 erschien das auch durch die ungeheuren Massen des verarbeiteten Materials Staunen erregende Werk „De Aristarchi studiis Homericis“. Die Doppelstellung an der Schule und Universität steigerte natürlich noch die Arbeitslast. Im J. 1835 wurde L. zum außerordentlichen Professor an der Universität ernannt. Eine Eingabe an den Minister Altenstein, seine Lehrstunden an der Schule auf 12 herabzusetzen, und ihn von der Theilnahme an den Lehrerconferenzen zu entbinden, wurde, wenn auch in sehr freundlichem Tone, abschläglich beschieden. Dagegen wurde L. Urlaub zu Reisen behufs Wiederherstellung seiner Gesundheit wiederholt bewilligt: in den Jahren 1832, 1837 (wo er nach einer Kur in Franzensbad Prag, Wien und München besuchte) und 1844 (wo er nach einer Kur in Karlsbad den Rhein und die Schweiz bereiste und bis Mailand gelangte, in Zürich bei Sauppe einkehrte und auf der Philologenversammlung die längst ersehnte Gelegenheit fand, Gottfried Hermanns Bekanntschaft zu machen). Eine im J. 1842 erfolgte Wahl zum Director des Kneiphöfischen Gymnasiums in Königsberg lehnte er mit einem Hinweis auf die ihm wohlbekannte „schwierige und dornige Verpflichtung“ dieses Amtes ab. Endlich erreichte er im J. 1845 durch seine Ernennung zum ordentlichen Professor an der Universität die Möglichkeit, seine tief erschütterte Gesundheit wieder herzustellen und seinen Studien zu leben, ohne sie aufs neue zu gefährden. Es war hohe Zeit. Er machte damals den Eindruck eines siechen, hinfälligen, vor der Zeit gealterten Mannes, bei dem man nur noch auf eine kurze Lebensdauer rechnen konnte. Auch verging noch manches Jahr, bis er seine körperlichen Leiden und die durch sie hervorgerufenen trüben Stimmungen ganz los wurde. Zu der Faustischen Empfindung der Nichtigkeit aller wissenschaftlichen Bestrebungen gesellte sich bei ihm noch ein sehr bitteres Gefühl. Wie spät war er aus einer kaum noch erträglichen Lage durch eine Stellung erlöst worden, die ihm längst vor anderen gebührte und die er so manche Mittelmäßigkeit mühelos erreichen gesehen hatte. Es ist wenigstens erklärlich, daß er nach soviel widrigen Erfahrungen auch von Anwandlungen der Menschenverachtung nicht frei blieb. „Ich glaubte“, sagte er damals einmal, nachdem er die Biographie Beethoven's von Schindler mit leidenschaftlichem Antheil gelesen hatte, „wer sich solche Musik vormachen konnte, habe nie ganz unglücklich sein können: doch freilich, er hatte die Erbärmlichkeit der Menschen zu sehr kennen gelernt.“

Uebrigens hatte L. sein Schulamt trotz aller damit verbundenen Widerwärtigkeiten nicht blos mit der größten Gewissenhaftigkeit, sondern auch mit glänzendem Erfolg verwaltet. Er war eine durch und durch pädagogische Natur

im Sinne Fr. A. Wolf's, dessen Forderung „Habe Geist und wisse Geist zu wecken!" er wie selten ein Lehrer erfüllte. Er legte durch seinen Unterricht in den beiden obersten Klassen einen sicheren und umfassenden Grund in der Kenntniß der alten Sprachen und führte zugleich seine Schüler in das Verständniß des Homer und Horaz (von dem er die Satiren und Episteln mit Vorliebe interpretirte) ein, er legte Werth darauf sie durch Ciceronische Schriften mit der griechischen Philosophie bekannt zu machen; er brach sich eine Extrastunde ab, um mit Vorgeschritteneren Terenz zu lesen. Obwol er streng, zuweilen schroff war und gelegentlich von den Primanern „unser Tyrann" genannt wurde, hing die Mehrzahl doch sehr an ihm. Man fühlte durch, daß ihm die Bildung seiner Schüler wirklich am Herzen lag, auch imponirte seine Gelehrsamkeit gewaltig, und sein zuweilen barockes Wesen (z. B. Versinken in Minuten langes Nachdenken) störte diesen Eindruck nicht im Geringsten. Seine Abhängigkeit von Sympathieen und Antipathieen zeigte sich freilich auch hier; er hatte entschiedene Lieblinge, andere konnte er nicht leiden und behandelte sie zuweilen mit verletzendem Hohn. Aufzeichnungen in seinem Nachlaß, die gerade aus der letzten Zeit seiner Thätigkeit an der Schule stammen, zeigen, mit wie tiefem Ernst er seine Pflicht als Lehrer auffaßte. „Was das heute für ein griechisches Abiturientenexamen war, sagt er in einem dieser schriftlichen Selbstgespräche im September 1843, nachdem ich das ganze Jahr unermüdlich hinterher gewesen! Sie lernen nichts, weil sie nichts lernen wollen!" Und nun macht er sich Punkt für Punkt die Gründe dieser Erscheinung klar. Andere dort aufgezeichnete Betrachtungen zeigen, wie ihm in pädagogischen Fragen auch das Geringste wichtig erschien: so über nachlässige Haltung (der Schüler und der Lehrer) während des Unterrichts, über das Tragen von Abzeichen bei Schülern, über Versuche, einen Studentencomment in die Prima einzuführen. Alle diese Erörterungen sind in einer Weise durchdacht und ausgeführt, daß man auch hier sieht, wie er mit ganzer Seele Lehrer war.

Auch nach Lehrs' Entfernung von der Schule blieb sein Interesse für sie ein sehr lebhaftes. Desto mehr schmerzte es ihn, daß an die Stelle der Anschauung Wolf's und W. v. Humboldt's von der Aufgabe des Gymnasialunterrichts eine andere getreten sei, nach welcher das Gymnasium „nicht angesehen werde, was jene wollten, als griechische Idealschule, sondern als lateinische Trainirschule." (Pop. Auff. [2] S. 496). Die Resultate des Gymnasialunterrichts erschienen ihm je länger desto unbefriedigender, und er kam allmählich zu der Ansicht, daß in der Realschule erster Ordnung durch Lectüre der englischen und der mit dem Geist der griechischen Kunst erfüllten deutschen Dichter mehr Bildung erworben werden könne als durch die der klassischen Dichter im Original, wie sie jetzt betrieben werde. Auch befürwortete er eifrig die Zulassung der Realschulabiturienten zur Universität. Als Examinator der Candidaten des höheren Schulamts legte er 1854 sein Amt aus Unmuth über die Prüfungsordnung nieder, in welcher er die Tendenz fand, Mittelmäßigkeiten heranzuziehen und aus denselben Gründen 1869 die Mitdirection des philologischen Seminars. Die Wirksamkeit an demselben sei ihm verleidet, heißt es in seiner Eingabe an den Cultusminister, seit das Prüfungsreglement die Bildung der Schulamtscandidaten „nicht mehr auf wissenschaftliches Eindringen und wissenschaftliche Erhebung, sondern auf normative Einschulung gestellt habe", und „der Standpunkt der nunmehr unter einen sehr wirksamen Studienzwang gestellten jungen Männer ein ganz anderer geworden sei als früher."

Seine hohe pädagogische Begabung bewährte L. auch als Universitätsdocent in vollstem Maße. „Richtiges Verständniß der antiken Welt und ihres Geistes auch bei Anfängern zu erwecken, sie für ihr Studium zu erwärmen und zu be-

geistern, hat schwerlich jemals ein Lehrer besser verstanden als er. Von der mächtigen Energie und der Tiefe der Empfindung, die sein ganzes Wesen durchdrang und auch weniger empfängliche Gemüther mit sich fortriß, blieben die wenigsten unberührt. Schon durch die völlig zwanglose und vom Gewohnten abweichende Art seines Vortrags übte L. einen eignen Zauber. Seine lebhafte Natur litt ihn nicht lange auf dem Katheder, meist schritt er während des Sprechens auf und ab, oft lebhaft gestikulirend, nur von Zeit zu Zeit in seine, auf zerknitterte Blätter geschriebenen Notizen blickend. Der Vortrag war fast immer frei, häufig durch Nachsinnen unterbrochen, aber gerade weil er nicht den Eindruck des Fertigen, Ausgearbeiteten machte, empfanden die Zuhörer das unmittelbare Werden seiner Darstellung in jedem Moment lebendig und fühlten sich in die Geistesarbeit des Lehrers mit hineingezogen. Ein gewisser natürlicher Adel des Denkens und Empfindens, die Genialität seiner Anschauung und Behandlung, die eigenthümliche, zuweilen gräcisirende Ausdrucksweise, die kräftige und wohltönende Stimme erhoben seine Vorlesungen in jeder Beziehung über das Gewöhnliche. Nicht selten vergaß L. auch hier seine ganze Umgebung; sein Vortrag glich einem Selbstgespräch, einem lauten Denken; abgewandt von der Sinnenwelt schienen seine in ungewöhnlichem Glanz leuchtenden Augen sich in eine geistige Welt zu versenken, und nie war seine Beredtsamkeit hinreißender als gerade in solchen Augenblicken."

Die Gegenstände der wichtigsten Vorlesungen von L. waren: Encyklopädie und Geschichte der Philologie, griechische Litteraturgeschichte, griechische Alterthümer, griechische Syntax, Metrik; ferner Erklärungen des Hesiod, Aeschylus, Sophokles, Pindar, Aristophanes, des Thucydides und Plato.

Das Streben, seine Schüler in die Denk- und Anschauungsweise des Alterthums einzuführen, bewog ihn, sie soviel als möglich mit Aeußerlichkeiten zu verschonen, die ihre Aufmerksamkeit von Wichtigerem ablenken und sie verführen konnten, den Schein an die Stelle des Wesens zu setzen. Ebensowenig als auf den Schein der Vollständigkeit legte er Werth auf äußerliche Regelmäßigkeit, und die Philologie in abgegrenzte Fächer abzutheilen widerstrebte ihm durchaus. Die Mittheilung nackter Thatsachen, litterarischer Notizen und Quellenangaben beschränkte er aufs äußerste, oft zu sehr. Man konnte aus seinen Vorlesungen nicht viel Schwarz auf Weiß nach Hause tragen, und vollends zur Vorbereitung auf das Gymnasiallehrerexamen waren deren Nachschriften wenig beliebt. „Vielwissen bildet den Geist nicht" war für L. auch beim Unterricht der oberste Grundsatz. Die so oft sich aufdrängende Wahrnehmung, daß das Verfahren der Meister in der Hand ihrer Nachtreter so oft zum dürren Schematismus und zur Schablone wird, von deren Anwendung die Geistlosigkeit allein das Heil erwartet, erfüllte ihn je länger je mehr mit einer Art von Haß der so viel gemißbrauchten Worte „Methode" und „System". Daß Haupt sich als Ziel gesetzt hatte „Methode zu lehren" blieb ihm unverständlich. Eines der „Zehn Gebote für klassische Philologen", die er bei seinem 50jährigen Doctorjubiläum (7. März 1873) drucken ließ (und die nicht, wie Ribbeck [F. W. Ritschl II. 450] angibt, von ihm in Gemeinschaft mit Ritschl, sondern von ihm allein verfaßt sind) lautet: „Du sollst den Namen Methode nicht unnütz im Munde führen." „Es ist immer noch die Art des Fabricius", sagte er von manchen vielgepriesenen Arbeiten, in denen ein weitschichtiger, anspruchsvoller Apparat mit peinlicher Befolgung technischer Regeln ausgelegt ist, ohne daß damit ein nennenswerthes Resultat erzielt wird. Ueber jene Art von Ehrfurcht vor der Ueberlieferung der alten Texte, die deren Buchstaben über den Geist stellt, dachte er wie Bentley. „Erst kommt der gesunde Menschenverstand, sagte er wol gelegentlich scherzend, dann kommt der

gesunde Menschenverstand noch einmal, und dann kommen die Codices — noch lange nicht“; und eines der erwähnten Zehn Gebote lautet: „Du sollst nicht vor Handschriften niederfallen“. Von diplomatischer Kritik bekamen seine Zuhörer wenig zu hören. Dagegen machte er gern auf Thema's aufmerksam, die eine gründliche Behandlung verdienten und war unermüdlich in der Unterstützung und Ermunterung solcher, die Fleiß und guten Willen zeigten, und auch diejenigen, welche die Universität bereits verlassen hatten, fanden ihn zu Rath und Hülfe stets bereit. Zwischen ihm und seinen Schülern entwickelte sich nicht selten ein dauerndes persönliches Verhältniß, und die Zahl derer, die mit unbegrenzter Liebe an ihm hingen, war nicht klein. Und er, der wie einsame Menschen oft für Beweise von Liebe und Verehrung sehr dankbar war (wie sie ihm namentlich sein 50jähriges Doctorjubiläum von Nah und Fern in reichem Maße brachte), erwiderte diese Zuneigung stets von ganzem Herzen; und da er überall, wo ein gemüthlicher Antheil sein Urtheil beeinflußte, nicht objectiv zu sein vermochte, überschätzte er zuweilen die Arbeiten seiner Schüler und glaubte dann, daß ihnen die verdiente Anerkennung nur darum fehle, weil sie nicht von dem Haupte einer großen Schule mit einer für weite Kreise maßgebenden Autorität ausgesprochen werde. An der Anerkennung der Arbeiten seiner Schüler lag ihm sehr viel mehr als an der seiner eigenen, und nichts konnte ihn tiefer verletzen, als eine wirklich oder scheinbar ungerechte Geringschätzung derselben.

Lehrs' schriftstellerische Thätigkeit hatte sich bis zu seinem Uebergange zur Universität so gut wie ausschließlich auf dem Gebiete der griechischen epischen, vor Allem der Homerischen Poesie und der wissenschaftlichen Behandlung derselben durch die Alexandriner bewegt. Sein Buch „De Aristarchi studiis Homericis“ (1833) war ein in dreifacher Hinsicht Epoche machendes. Es erschloß zuerst die Erkenntniß der wahren Bedeutung der Alexandrinischen Gelehrsamkeit, und vor Allem des größten Philologen des Alterthums, die auch F. A. Wolf nur geahnt hatte, und zeigte ihn als das, was er war, einen Bentley durchaus ebenbürtigen Mann ersten Ranges. Es wies ferner den Weg zur Behandlung der großen Scholienmassen, zu deren Trennung in ihre ursprünglichen Bestandtheile und ihrer Zurückführung auf ihre alten Quellen. Es legte endlich einen neuen Grund für die homerische Exegese (deren von Aristarch richtig erkanntes Princip, Homer nur aus sich selbst zu erklären, der späteren Philologie so völlig verloren gegangen war, daß es nach 2000 Jahren wieder entdeckt werden mußte); und ebenso legte es einen neuen Grund für die Homerische Textkritik, auf den zunächst Immanuel Bekker seine erste Homer-Ausgabe (1845) stellte. Der Masse des philologischen Publikums blieb Lehrs' Leistung lange so gut wie unbekannt und sie ist auch nur sehr langsam in weitere Kreise gedrungen. Die erste Auflage dieses Buchs, das jedem Philologen, vor Allem jedem Homer interpretirenden Gymnasiallehrer unentbehrlich sein sollte, war erst nach einem Menschenalter vergriffen; und daß auch die zweite (1865 bei Hirzel erschienene, im Wesentlichen durchaus unveränderte, aber mit zahlreichen deutsch geschriebenen Aufsätzen vermehrte) verhältnißmäßig wenig gelesen worden ist, geht daraus hervor, daß Bücher, deren Verfasser L. ausgeschrieben haben, noch immer neben dem seinigen als gleichwerthig genannt werden. — Von den 1837 erschienenen „Quaestiones epicae“ sagte G. Hermann, daß von diesen fünf Abhandlungen die letzte keine kleine, die vier anderen wahre Herkulesarbeiten seien und daß das Buch zu denen gehöre, die noch nach Jahrhunderten ihren Werth behalten. Dennoch ist von demselben noch nicht einmal die erste Auflage ganz vergriffen. Einen noch kleineren Leserkreis haben die beiden letzten, demselben Gebiete angehörenden Arbeiten von L. gefunden. Den

Gegenstand der „Herodiani Scripta tria minora" (1848) bildete die Herstellung dreier Ueberreste der überaus umfangreichen schriftstellerischen Thätigkeit eines der größten Alexandrinischen Philologen, denen eine Anzahl von Abhandlungen verwandten Inhalts beigegeben ist. Lehrs' letzte größere Arbeit „Die Pindarscholien. Eine kritische Untersuchung zur philologischen Quellenkunde" (1873) schließt sich jenen früheren vollkommen ebenbürtig an.

Doch Sprachforschung, Kritik und Exegese war für L. niemals Zweck, sondern stets nur Mittel zum Eindringen in die geistige Welt des griechischen Alterthums. Hier war für ihn die wahre Heimath, nach der er wie ein an eine ferne Küste Verschlagener „das Land der Griechen mit der Seele suchend" sein Leben lang hinstrebte; und alles, was außerhalb dieser Welt lag, war für ihn Fremde und Barbarenthum. Das leidenschaftliche Verlangen nach dem Anschauen idealer Schönheit, das ihn ganz erfüllte, fand seine vollste Befriedigung durch die Schöpfungen des griechischen Geistes. Seine Manifestationen in Kunst und Poesie, in Religion und Philosophie, sowie im Staatsleben in ihrem wahren Wesen zu erkennen, sich immer aufs neue in sie zu vertiefen, durch die Kraft der hier gewonnenen Anschauungen sich über alle einengenden und ausschließenden Schranken in die Welt der Ideen zu erheben — das war das Streben, das bis zu seinem letzten Athemzuge auch seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen Ziele und Richtung gab.

Das Verständniß des griechischen Staatswesens erschloß ihm erst Grote's Geschichte von Griechenland. Das Erscheinen dieses Werkes, das ihm die hochwillkommene Ueberzeugung gab, daß die Aufgaben des Staates von der Athenischen Demokratie in relativ vollkommener Weise gelöst worden seien, war für ihn ein Ereigniß. In dieser Ueberzeugung bestärkte ihn die lebhafte Zustimmung des von ihm auch als Staatsmann hochverehrten Ministers Theodor v. Schön († 1856), der über „das zunftgerechte, aber beschränkte" Urtheil der Berliner Philologen spottete, die (wie sein Freund Meineke ihm mittheilte) den Werth des Grote'schen Werkes vollkommen anerkannten, „aber nicht weil Grote der erste Staatsmann ist, welcher als solcher uns ein Bild von Griechenland gibt, sondern weil er ein gutes Quellenstudium gemacht habe." (Briefe von Th. v. Schön an K. Lehrs, mitgetheilt von Fr. Rühl. Altpreußische Monatsschrift Bd. XV S. 632—641.) Uebrigens hatte L. auch für die politischen Zustände und Entwickelungen der Gegenwart ein geradezu leidenschaftliches Interesse. Seine Grundanschauung war ein abstrakter Radikalismus, mit dem er jedoch unter dem Einfluß starker Antipathieen und Sympathieen in wesentlichen Punkten, zeitweise oder für die Dauer in den entschiedensten Widerspruch gerathen konnte. Daß er kein Politiker war, wußte er sehr wohl.

Mit der antiken Philosophie beschäftigte sich L. nur, weil und insofern sie ihm zum Verständniß des griechischen Geisteslebens unentbehrlich war; daß Bergk eine Geschichte der griechischen Litteratur mit Ausschluß der griechischen Philosophie hatte schreiben können, das gehörte ihm zu den größten Unbegreiflichkeiten. Ein philosophischer Kopf war er ebenso wenig als ein politischer; von neueren Philosophen studirte er außer Spinoza nur Kant. Er war (wie Schön, der letzte lebende Schüler Kant's) ein eifriges Mitglied der Königsberger Kantgesellschaft, bei deren jährlichen Festmahlen an Kant's Geburtstage er nicht zu fehlen pflegte; leider hat sich eine von ihm als Bohnenkönig bei einem solchen 1849 gehaltene Rede „Die Philosophie und Kant gegenüber dem Jahr 1848" nicht erhalten. Doch am unwiderstehlichsten zog ihn Plato an; denn „diejenige Weltanschauung, welche das ganze Leben unter die Begriffe des Schönen und der Liebe stellt, welche in dem sehnenden und liebenden Aufstreben nach der Schönheit der Idee

die Verklärung des Lebens findet", war auch die seine. Die beiden Dialoge, in welchen diese Weltanschauung ihren künstlerisch vollendetsten Ausdruck findet, Phädrus und das Gastmahl, gab L. in deutscher Uebersetzung 1869 mit einer schönen Einleitung über Plato und Sokrates heraus.

In die griechische Poesie und Kunst hatte L. sich so eingelebt, daß die dort angeschlagenen Töne am reinsten in seiner Seele wiederhallten, ihm ihre Gestalten ebenso nahe, ja näher standen als die der modernen Dichtung, daß alles, was dort das moderne Gefühl in der Regel fremdartig berührt, für ihn das naturgemäße geworden war. Er stand den griechischen Dichtern wie ein antiker Mensch gegenüber und ebenso wenig als einem solchen war es ihm möglich, sich die Ilias als ein aus Einzelliedern entstandenes Conglomerat zu denken. Er war vielmehr wie das ganze Alterthum von der Ueberzeugung durchdrungen, daß „diese Planmäßigkeit eines großen Gedichts, diese religiöse und moralische Größe, diese wohlthätige Beruhigung, in welche durchweg alle Disharmonieen unfreundlicher Erscheinungen sich auflösen, nie einer Masse, nur Einzelnen, den Begabtesten und Edelsten unseres Geschlechts gegönnt gewesen sind." Je mehr er die Urtheile der neueren und neuesten Homerischen Kritiker über die ganzen Gedichte oder deren einzelne Theile „erschreckend" fand, desto mehr lag es ihm am Herzen, daß seine Ansicht immer von neuem eindringlich vorgetragen werde. Bei einer gelegentlichen Erwähnung der W. v. Humboldt'schen Aeußerung, daß noch im Momente des Todes einige Homerische Verse, selbst aus dem Schiffskataloge, ihm mehr das Gefühl des Ueberschwankens aus der Menschheit in die Gottheit geben würden, als irgend etwas aus einem anderen Volke, erklärte er, buchstäblich dasselbe auch von sich sagen zu können, und dies war weder Scherz noch Phrase. Selbst diejenigen Dichter, deren Verständniß für Moderne am schwersten ist, wie Pindar, waren für ihn die Quelle eines unmittelbaren Genusses in einem Grade, wie es seit dem Untergange des Alterthums wol nur bei wenigen der Fall gewesen ist. Freilich haben es auch wenige mit dem Verständniß der antiken Poesie so ernst genommen. Noch in seinem 72. Jahre klagte er, wie das Verständniß großer Geister so langsam aufgehe, wie er im Aeschylus von der Tiefe einer Stelle in einer Weise wie nie vorher erfaßt worden, einer Stelle, die er doch wol fünfzig Mal gelesen. Die Gewinnung des richtigen Verständnisses für den künstlerischen Werth der antiken Poesie betrachtete er allerdings als eine der wichtigsten Aufgaben der Philologie. Auf gute Uebersetzungen legte er, wie W. v. Humboldt, großen Werth und hielt auch das Uebersetzen für das beste Mittel zum vollen Erfassen des Originals.

Dem Wunsche zur richtigen Schätzung der antiken Poesie beizutragen und zugleich dem lebhaften Interesse für die Schule verdankt auch das subjectivste Buch von L. „Q. Horatius Flaccus. Mit vorzugsweiser Rücksicht auf die unächten Stellen seiner Gedichte" (1869) seine Entstehung. So sehr „sein Herz und Sinn von jeher an den Satiren und Episteln gehangen hatte", so gering schätzte er die Oden. Seit wir durch Goethe und auch durch Heine den vollen Begriff wahrer lyrischer Poesie erhalten, sei die früher für sie gehegte unbedingte Bewunderung nicht mehr erlaubt. Daß man in den Gymnasien die Lectüre des Dichters vorzugsweise auf die Oden beschränkte, darin sah er das Streben, seine Wirkung zu vernichten: „denn Horaz ist nicht in den Oden". Er fühlte sich hier zu einem energischen Protest herausgefordert. Je mehr er die feine Bildung, den Geist und Geschmack des Horaz bewunderte, um so weniger konnte er sich entschließen, ihm so viele matte und nüchterne, gemachte und geschmacklose Stücke, wie die Oden sie enthalten, zuzuschreiben. Wie auf allen Kunstgebieten, fühlte er sich auch hier in seinem ästhetischen Urtheile so vollkommen sicher,

daß er sich getraute, die Nachahmungen und Zusätze überall vom Original zu unterscheiden. Die Wenigsten werden seine Kritik im Princip gut heißen, oder auch im Einzelnen seinen Entscheidungen über „Horaz und Nichthoraz“ beipflichten; doch die Einsichtigen werden erkennen, mit wie viel tiefer eindringendem Verständniß er diese Kritik geübt und in wie ganz anderer Weise er die ästhetische Würdigung dieser Odenpoesie gefördert hat, als Hofmann-Peerlkamp.

Doch ohne Vergleich am wichtigsten erschien L. die Gewinnung einer richtigen Erkenntniß der griechischen Religion (das Wort „Mythologie“ war ihm zuwider); nicht blos weil sie die ganze griechische Poesie durchdringt, sondern auch weil in ihm das religiöse Element so stark war. Dem Christenthum entfremdete er sich erst in Folge der gewaltsamen und künstlichen Restaurationsversuche im Anfang der Regierung Friedrich Wilhelm IV., dann aber je länger je mehr, so daß er ihm zuletzt feindlich gegenüberstand. „Aus seinen Aeußerungen über das Christenthum in den ‚Populären Aufsätzen‘ spricht etwas wie der verhaltene Haß des Enttäuschten, der sich den Gegenstand seiner Liebe ganz anders vorgestellt hat, als er sich ihm nachher enthüllte.“ Ein Materialist ist er aber nie geworden. Er war ein zu tiefer Geist, um sich mit der Ersetzung eines Dogma durch ein anderes zu begnügen: „daß es gelungen sei Gott in die Zelle zu comprimiren“, dadurch fand er sich in seiner Erkenntniß nicht gefördert, und ebenso wenig befriedigte ihn der „Alte und der neue Glaube“ von Strauß. Dagegen lebte er sich allmählich in die Anschauungen, aus denen heraus „Die Götter Griechenlands“ gedichtet sind, in einer Weise ein, wie es wol selten ein moderner Mensch vermocht hat. Immer aufs neue vertiefte er sich mit einer Art andachtsvollen Entzückens in die Herrlichkeit der griechischen Götterwelt. Wenn L. zu den Rationalisten unter den Erklärern der griechischen Mythologie gerechnet worden ist, so ist ein größeres Mißverständniß überhaupt nicht denkbar. Die scherzhafte Aeußerung seines damaligen Collegen K. W. Nitzsch, „er sei ein pietistischer Heide“, ist insofern zutreffend, als sie die Innigkeit und Innerlichkeit seines Verhältnisses zu dem griechischen Polytheismus andeutet. Auch die griechische Anschauung von Weltordnung und Weltgesetz war in ihm in hohem Grade lebendig und er suchte die Lösung der Räthsel des Lebens auf den von den Griechen gewiesenen Bahnen. Alle Versuche, die in vollendeter Schönheit und Großartigkeit vor seiner Seele stehenden Göttergestalten auf ihre embryonischen Urformen zurückzuführen, waren ihm in tiefster Seele zuwider; und die vergleichende Mythologie war ihm (auch abgesehen von ihren Extravaganzen und Verirrungen) ebenso antipathisch wie die Symbolik: es war für ihn eine Art von Entweihung eines Heiligthums. Denn die Grundlagen der nach seiner Ueberzeugung einzig wahren Erkenntniß der griechischen Religion waren ihm in gewissem Sinne so theuer wie Heilswahrheiten; gegen Ansichten, die diese Erkenntniß „verbauten“, hatte er nicht blos die nervöse Empfindlichkeit des Musikers gegen den Mißklang, sondern auch etwas von dem Ingrimm des Glaubenseifrigen gegen Irrlehren. Wo er solchen Ansichten begegnete, fühlte er sich zurückgestoßen, und selbst Gelehrte, die er hochschätzte, konnten ihm dadurch, daß sie sich in diesem Punkt als „Ungriechen“ zeigten, entfremdet werden. Je isolirter er mit seinen Anschauungen war, je weniger er hoffen durfte damit durchzudringen, desto leidenschaftlicher vertrat er sie und ging in seiner Polemik oft über das Maß hinaus. Ganz vorzugsweise beschäftigte ihn das Verhältniß der griechischen Religion zur Ethik. Die ethisch-religiösen Ideen der Griechen sich zu erklären, oder „lieber zu verklären“, wie den Glauben an den Neid der Götter, die Nemesis, die Hybris, die Ate: dies waren für ihn Aufgaben von der höchsten Wichtigkeit, und die Oberflächlichkeit, mit der er diese schwierigen Fragen als neben-

sächliche erledigen sah, war ihm schon allein ein Beweis, daß das wahre Verständniß der griechischen Religion den meisten Mythologen fehlte. Seine „Populären Aufsätze aus dem Alterthum, vorzugsweise zur Ethik und Religion der Griechen" (1856, in zweiter sehr vermehrter Ausgabe 1875), ein vielleicht von der großen Mehrzahl der Fachgenossen nur mit Kopfschütteln oder Achselzucken aufgenommenes Buch, hielt er selbst wol für seine werthvollste Arbeit.

Will man von Lehrs' ganzer wissenschaftlicher Thätigkeit ein richtiges Bild gewinnen, so ist es unmöglich, den Menschen vom Gelehrten zu trennen. Sein Verhältniß zu seiner Wissenschaft glich dem eines Künstlers zu seiner Kunst, die Forschung war bei ihm keine rein geistige Thätigkeit, er legte immer auch etwas von seiner Seele hinein. Was Goethe von der Kunst gesagt hat, daß sie sich ohne Enthusiasmus nicht begreifen lasse, galt in seinen Augen auch vom griechischen Alterthum: der Enthusiasmus unterschied ihm auch hier die Geweihten von den bloßen Thyrsosschwingern. Unablässig strebte er seinen Horizont zu erweitern, neue Begriffe, neue Anschauungen zu gewinnen. In der Allseitigkeit seines wissenschaftlichen Interesses hat er kaum seines Gleichen gehabt; bis zu seinem Lebensende blieb es ihm Bedürfniß, „überall hin seine Fühlhörner auszustrecken", jede bedeutende Erscheinung auch auf den ihm fernliegendsten Gebieten der Alterthumswissenschaft kennen zu lernen. Wenn von irgend Jemand gesagt werden konnte, daß er „immer lernend alt wurde", so war er es; das Lernen, nicht das Wissen, war für ihn der Zweck des Lebens.

Ebenso unmöglich wie die specialistische Beschränkung auf ein noch so großes Gebiet seines Fachs war für ihn auch die zünftlerische auf seine Wissenschaft: vielmehr blieb die Thatsache des Zusammenhanges aller Kultur der Leitstern, den er auch bei seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen nie aus den Augen verlor. So gab es für ihn auch keine Scheidewand zwischen Wissenschaft und Leben. Daß der in Frankreich und England längst ausgeglichene Gegensatz zwischen Gelehrten und Schriftstellern bei uns noch fortbesteht, ja nicht selten den Charakter der Feindseligkeit annimmt, empfand er als einen schweren Mangel unserer Kultur. „Bei Völkern, die Verstand brauchen, sagt er (Pop. Aufs. ² S. 450), wird Gelehrsamkeit zur Bildung. Das große Reservoir der Gelehrsamkeit versumpft nicht, sondern gibt ab und erfrischt sich." Die dünkelvolle Beschränktheit, die jedes wissenschaftliche Buch, das sich an einen größeren Leserkreis als den der Fachgenossen wendet, ignorirt oder mit Mißtrauen betrachtet, verachtete er. Je länger je mehr neigte er zur Unterschätzung der Fachgelehrsamkeit, da „die Kritik, d. h. nämlich Gabe des Urtheils und Kunst des Urtheilens, den Menschen selten, den Gelehrten seltener vergönnt ist" (a. a. O. S. 487). Er meinte, daß der Blick der nicht in Schuldoctrinen und Traditionen befangenen Laien auch in wissenschaftlichen Dingen oft richtiger sei als der der Gelehrten. Von den übeln Eigenschaften, die diesen nachgesagt zu werden pflegen, als Aufgeblasenheit, Rechthaberei, Kleinlichkeit, war er völlig frei, am wenigsten war eine Spur von Pedanterie in ihm. Seine Bescheidenheit war eine fast demüthige. Für fremde Leistungen hatte er nicht blos stets die neidloseste, freudigste Anerkennung, sondern neigte im Allgemeinen dazu, insofern sie nicht gegen seine innersten Ueberzeugungen verstießen, sie zu überschätzen. Unter den mitlebenden Philologen stand ihm nach dem Tode von Lobeck, Meineke und Lachmann, Ritschl am nächsten; er war der ihm in vieler Beziehung congenialste und nach seiner Ansicht gesündeste von allen. (Vgl. Ribbeck, F. W. Ritschl II. 449 u. 556 ff.). Aber auch ganz heterogene Naturen, wie Haupt, den er sehr hoch schätzte, vermochte er ebenso vollkommen zu würdigen, wie sein eigner soviel reicherer und größer angelegter Geist für Haupt und seines Gleichen incommensurabel blieb.

In allen Schriften von L. empfängt der Leser den Eindruck einer bedeutenden und eigenartigen Persönlichkeit. In seinen früheren, lateinisch geschriebenen Büchern bewundert man die imponirende Energie im Bewältigen von Massen, die Schärfe und Strenge der stets gerade auf ihr Ziel losgehenden Untersuchung, die Ruhe, Sicherheit und Reife und zugleich die Knappheit der Darstellung: man versteht es, daß J. Stuart Blackie (Homer and the Iliad I. 362) den Verfasser des Buchs über Aristarch one of the most masculine of German scholars nannte. Seine Abneigung gegen das Lateinschreiben (obwol er es correcter schrieb als das Deutsche) nahm allmählich immer mehr zu. Je mehr er, dem es Herzenssache war von der erkannten Wahrheit andere zu überzeugen, das Bedürfniß hatte, auch seiner Sprache die lebhafte Bewegung seines Innern mitzutheilen, desto weniger genügte ihm das Latein mit seinem disciplinirten, die subjective Freiheit einengenden, übrigens auch für die Begriffssphären, in denen er sich zu bewegen liebte, ganz unzureichenden Ausdruck. Obwol seine deutschen Schriften Stellen von hinreißender Beredtsamkeit und vollendeter Schönheit enthalten, so verleitete ihn doch oft das Streben, alles was ihn erfüllte, so eindringlich als möglich vorzutragen, in Wortbildungen und -stellungen sowie im Satzbau der Sprache Gewalt anzuthun; auch glaubte er manches wagen zu dürfen, was nur im Latein und Griechischen erlaubt ist. — Seine geistige Regsamkeit nahm im Alter eher zu. Bis zu seinem Lebensende blieb er unermüdlich Ansichten zu bekämpfen, die ihm falsch und gefährlich erschienen, zu jeder Erweiterung richtiger Anschauungen seine freudige Zustimmung auszusprechen, namentlich in zahlreichen Artikeln, Aufsätzen und Recensionen, die in Schade's „Wissenschaftlichen Monatsblättern" erschienen. Noch auf dem Sterbebette corrigirte er für den Druck und bei seinem Tode fanden sich einige Abhandlungen fast oder ganz druckfertig vor. Die Wärme, Frische und Energie in der Behandlung wie im Ausdruck ist auch in diesen Arbeiten des Siebzigers eine wahrhaft jugendliche. Eine Sammlung seiner kleinen Schriften ist von Professor A. Ludwich zu erwarten.

Für seinen Schönheitsdurst suchte L. in der Poesie aller Zeiten und Völker Befriedigung. Im Wesentlichen war sein Kunstgefühl durch die in der Zeit unserer klassischen Litteratur, in welcher seine ganze Bildung wurzelte, herrschenden Richtungen bestimmt. Inniger und wärmer als seine Liebe und Verehrung für Goethe kann kaum die eines Mitgliedes der „stillen Gemeinde" gewesen sein. In die Probleme der Shakespearischen Tragödien vertiefte er sich immer von neuem, doch liebte er auch Byron enthusiastisch. Seine Vorliebe für die englische Litteratur, die eben so groß war als seine Abneigung gegen die französische, hing mit seinem Hange zusammen, alles Englische zu bewundern, der ihn zuweilen zur Unterschätzung des Werths deutscher Institutionen und Leistungen verführte und ihn trotz seines Radikalismus in der englischen Verfassung eine annähernde Verwirklichung seines Staatsideals erblicken ließ. Die Kunst, die auf der Reproduktion mittelalterlicher Empfindungsweise beruht, blieb ihm immer fremd oder antipathisch, auch Uhland mochte er nicht. In der Musik war seine Genußfähigkeit fast unerschöpflich; für den geistvollen Vortrag eines klassischen, besonders Beethoven'schen Stückes, das ihm ein neues Verständniß eröffnete, war er stets sehr dankbar, und es gereichte der Königsberger philosophischen Facultät in seinen Augen zur Ehre, daß sie (1842) Franz Liszt das Doctordiplom ertheilt hatte. Seine musikalische Bildung bahnte ihm den Weg zum Verständniß der griechischen Metrik. Als das Grundprincip, aus dem heraus sich allein das Wesen der griechischen Versmaße erklären lasse, erkannte er den Tact und somit die Nothwendigkeit der Annahme verschiedener tactischer Werthe der Längen und Kürzen, sowie von Pausen. In den bildenden Künsten, wo es ihm an Anschauungen

sehr fehlte, war er der strengste Idealist. Seine Verehrung für Cornelius war eine fast grenzenlose und durch den Eindruck der Person des Meisters, der ihn einmal in seinem Atelier umhergeführt hatte, noch verstärkt worden. Von Winckelmann's Ansichten sich zu entfernen, erschien ihm stets gewagt, und jede Einwendung gegen die unbedingte Bewunderung des Apoll von Belvedere erregte ihm Mißbehagen.

Lehrs' äußeres Leben verlief seit seiner Ernennung zum ordentlichen Professor überaus gleichförmig. Im J. 1849 wurde er (hauptsächlich auf Haupt's Veranlassung) unter sehr vortheilhaften Bedingungen auf den durch G. Hermann's Tod erledigten Lehrstuhl nach Leipzig berufen; er lehnte diesen Ruf ab, hauptsächlich weil er in allzu großer Bescheidenheit glaubte, nicht an die Stelle des von ihm am höchsten verehrten Philologen treten zu dürfen. Seines Mangels an Befähigung für jede rein praktische, namentlich jede geschäftliche Thätigkeit war er sich sehr wohl bewußt und entzog sich daher auch soviel als möglich der Bekleidung von Universitätsämtern. Jedes Streben nach Einfluß, nach Auszeichnungen oder Vortheilen lag ihm fern. Seine sämmtlichen Vorlesungen hielt er stets unentgeltlich. Von seiner Berufung nach Leipzig hat er dem preußischen Kultusministerium niemals eine Anzeige gemacht. Sein Wahlspruch war der epikurische, im Verborgenen zu leben. Seine allmählich hergestellte Gesundheit blieb bei einer streng geregelten Lebensweise bis zu seinem Lebensende ungestört. Seit 1844 verließ er Ostpreußen nicht mehr. Im Sommer pflegte er einige Wochen an dem wildschönen, herrlich bewaldeten Samländischen Ostseestrande oder auf dem Gute seines Freundes und ehemaligen Schülers, Herrn v. Fahrenheid (geb. 1816), Beynuhnen in Litthauen, zu verbringen, wo derselbe eine im Privatbesitz in ihrer Art vielleicht einzige, namentlich an Gypsabgüssen nach Antiken überaus reiche Kunstsammlung gebildet und mit künstlerischem Geschmack in Haus, Garten und Park aufgestellt hat. Die Freundschaft, die beide Männer verband, entsprang aus der gleichen Begeisterung für das Griechenthum, seine Kunst und Poesie.

Unter seinen übrigen Freunden stand ihm in seinem früheren Mannesalter der geistvolle, eine Zeit lang zur Ebel'schen Secte gehörende Arzt und Universitätskliniker Sachs († 1849) und der große, auch philologisch fachmäßig gebildete Mathematiker K. G. Jacobi (geb. 1804, † 1851), in seinen späteren der edle, unendlich liebenswürdige Rosenkranz († 1879) am nächsten. Für den Mangel einer eigenen Häuslichkeit fand er einen Ersatz in einer befreundeten Familie, an die ihn besonders die lebendige und verständnißvolle Theilnahme fesselte, welche die Hausfrau all seinen Beschäftigungen und Interessen entgegen brachte. Er pflegte dort regelmäßig die Abende zuzubringen und als diese Familie einige Jahre vor seinem Tode Königsberg verließ, war sein Leben ein sehr einsames. Der Verkehr mit Frauen zog ihn besonders an. Daß er auf das Zusammenleben mit seiner Schwester (die sich 1832 verheirathete) hatte verzichten müssen, war für ihn sehr schmerzlich gewesen. Er war nicht blos für den Eindruck weiblicher Liebenswürdigkeit und Anmuth sehr empfänglich, sondern schätzte auch die Richtigkeit der weiblichen Empfindung und des weiblichen Urtheils sehr hoch. „Das Frage nur bei edlen Frauen an, sagt er in einem seiner Briefe, ist ein wahres und weitgehendes Wort zur Prüfung und Rectificirung unserer oft durch die Ecken des Lebens angestoßenen Seelen". Der immer aufs neue schmerzlich empfundene Gegensatz zwischen Idee und Wirklichkeit machte ihm das Leben bei dem tiefen Ernst, mit dem er es auffaßte, schwer. „Ich bin", so schrieb er 1870 an einen Freund, — „leider — gewiß kein geringerer Pessimist als Sie. Aber mich zu verlieben in den Pessimismus, davor nehme ich mich, soviel ich kann, in Acht. Und zwar liegt das darin, weil in meinem Innersten denn doch

ein unausrottbarer Hintergrund des Optimismus liegt — so sehr die schlechte Realität oft dagegen die Oberhand behält — wie er in den Menschen überhaupt unausrottbar liegt. Er liegt auch in jedem Einzelnen, der, und so lange er einen Unterschied zwischen recht und unrecht, gut und böse statuirt." — In Lehrs' scharf ausgeprägten Gesichtszügen war der jüdische Typus unverkennbar, sie belebten sich wunderbar durch jede geistige Anregung, und das Auge erhielt dann einen strahlenden Glanz. Das Profil erinnerte an das Porträt Savonarola's von Fra Bartolommeo. Seine Haltung war gebückt, sein Anzug verrieth, namentlich im Winter, gleich sehr sein Wärmebedürfniß und seine Gleichgültigkeit gegen den Eindruck seiner äußeren Erscheinung. Er erlag am 9. Juni 1878 einem lange schleichenden, doch von ihm so gut wie gar nicht empfundenen Blasenleiden nach zehntägiger Krankheit.

Vgl. O. Schade, Prof. Dr. Karl Lehrs †, in dessen Wissenschaftlichen Monatsblättern 1878, Nr. 6, S. 86—96 (wo auch L.'s Selbstbiographie aus dem Michaelisprogramm des Friedrichs-Collegiums von 1826 abgedruckt ist); Ed. Kammer, Karl Lehrs, ein Rückblick auf seine wissenschaftlichen Leistungen in Bursian's Jahresberichten über die Fortschritte d. klass. Alterthumswissenschaft, 1879; Arthur Jung, Zur Erinnerung an Karl Lehrs, wissenschaftliche Beilage des Programms des kgl. Gymnasiums zu Meseritz, Ostern 1880. F. v. Fahrenheid, Briefe von Karl Lehrs an einen Freund. Königsberg 1878. Der ungedruckte Briefwechsel von L. war mir nur zum geringsten Theil zugänglich. Dagegen konnte ich außer eignen, mehr als vierzigjährigen Erinnerungen, Mittheilungen von L.'s Schwester, Frau Henriette Wolf in Berlin und von seinem Jugendfreunde Friedrich Strehlke benutzen. Die Schilderung L.'s als Docent verdanke ich meinem Collegen Prof. A. Ludwich.

L. Friedländer.

Lehwaldt: Hans von L., preußischer General-Feldmarschall, im Juni 1685 in Preußen geboren, trat 1700 in den Dienst, nahm am pommerschen Feldzuge von 1715 Theil und wurde bei Friedrichs II. Thronbesteigung Generalmajor. Während des 1. schlesischen Krieges befand er sich zunächst bei der Armee des Fürsten Leopold von Anhalt in den Lagern von Brandenburg und Gröningen, marschirte mit dieser 1742 nach Schlesien und wohnte dann der Schlacht von Czaslau (17. Mai) bei. Im 2. schlesischen Kriege finden wir ihn zuerst unter dem General von der Marwitz in Oberschlesien, dann commandirte er ein abgesondertes Corps und zog sich durch die Unentschiedenheit, welche er mehrmals zeigte, das Mißfallen des Königs zu; ein Erfolg, den er über die Oesterreicher am 14. Febr. 1745 bei Habelschwerdt davon trug, verschaffte ihm Friedrichs Gunst von neuem. Sein Verhalten bei Hohenfriedberg (4. Juni) und ein glückliches Treffen, welches er am 11. September bei Neustadt an der Mettau lieferte, sowie sein Verhalten während der Schlacht bei Soor (30. September), wo er mit seinem Corps aus dem Lager von Trautenau auf den Kanonendonner losmarschirte und der Armee den Rücken deckte, befestigten ihn in derselben. Als dann der König im December dem Fürsten Leopold von Anhalt nach Sachsen zu Hülfe eilte, sandte er L. mit einer Abtheilung voraus, welcher so Gelegenheit erhielt, bei Kesselsdorf (15. December) mitzufechten und durch die Wegnahme dieses Dorfes durch die von ihm befehligte Infanterie des rechten Flügels des ersten Treffens wesentlich zur Entscheidung der Schlacht beizutragen. Bereits 1743 war er General-Lieutenant geworden, hatte 1744 den schwarzen Adlerorden, später noch andere Gunstbezeugungen erhalten und war 1757 Gouverneur von Königsberg in Preußen. Als in diesem Jahre die Russen unter Feldmarschall Graf Apraxin mit bedeutenden Kräften in die Provinz einfielen, führte L. ihnen gegenüber das Commando. Mit 24 000 gegen 90 000 Mann griff er

sie, auf Geheiß des Königs, am 30. August bei Groß-Jägerndorf an; Fehler in seinen Dispositionen, die große Uebermacht des Feindes und einzelne unglückliche Zufälle hatten zwar den Verlust der Schlacht zur Folge, aber die Russen nutzten ihren Sieg nicht aus, sondern räumten sogar die Provinz. L. wurde nun mit seinen Truppen nach Pommern gesandt, wo General von Manteuffel gegen die Schweden focht. Im Januar 1758 kam er auf dem Kriegsschauplatze an, welchen der Feind ihm bald überließ, indem er sich auf Stralsund und Rügen beschränkte. Der König hatte aber mehr Energie und Initiative von seinem Feldherrn und namentlich eine Unternehmung auf Rügen erwartet, zu der L. sich nicht entschließen konnte (Marschall v. Sulicki, Der siebenjährige Krieg in Pommern, Berlin 1867). Im April wurde er daher durch den General Graf Dohna ersetzt und ging seiner geschwächten Gesundheit wegen nach Berlin. Sein Tagebuch über die Kriegsjahre 1757 bis 1758 ist abgedruckt im 1. Bande des Journals Bellona (Dresden 1781). Im J. 1759 wurde er hier Gouverneur, im October 1760 mußte er nochmals das Schwert ziehen, um die Stadt — wenngleich vergeblich — gegen Russen und Oesterreicher zu vertheidigen. Am 1. Juli 1762 übernahm er von neuem sein preußisches Gouvernement; am 16. Novbr. 1768 starb er zu Königsberg. Während seiner Commandoführung im siebenjährigen Kriege gab der König ihm, wie anderen Generalen, deren schätzenswerthe Eigenschaften er durch Zutheilung einer jüngeren Intelligenz zu steigern dachte, einen der jüngeren Offiziere seiner Umgebung bei, zuerst den Oberst-Lieutenant von der Goltz. Als dieser bei Groß-Jägerndorf gefallen war, erbat L. sich einen Ersatz, welchen er in der Person des jüngeren Stutterheim erhielt.

(König) Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten verdient gemacht haben, II, Berlin 1789.

Poten.

Lehwaldt: Wenzel Christoph von L., ist im April 1718 in Ublick in Preußen geboren. Er trat im Februar 1731 beim Röder'schen Regimente in die Armee und machte mit dem Regimente erst die Feldzüge am Rhein 1734 und 1735 und später die Campagnen des großen Königs auf den verschiedensten Schlachtfeldern mit. Am 3. Decbr. 1735 wurde er Fähnrich, am 12. Septbr. 1740 Offizier, am 25. Febr. 1745 Premier-Lieutenant, am 15. Febr. 1757 Kapitän. Namentlich bei Groß-Jägerndorf (30. Aug. 1757) erwarb sich das Regiment hervorragende Verdienste. Bei Zorndorf wurde L. verwundet. Am 11. Juli 1759 zum Major befördert, erlebte er in dem Gefecht bei Köln an der Elbe die vollständige Auflösung des Regiments, welches bis auf wenige Mann, die sich mit den Fahnen retteten, gefangen genommen wurde. Er hatte Gelegenheit sich überall, zum Theil in selbständigen Commandostellen auszuzeichnen und sein Regiment, welches im siebenjährigen Kriege einen Abgang von 3853 Mann hatte, verdiente sich die mehrmals ausgesprochene Anerkennung des Königs. Am 30. Juli 1770 wurde L. Oberst und commandirte während der Jahre 1777 und 1778 das Regiment, dem er nun 44 Jahre angehörte. Chef des Regiments war damals der General-Lieutenant von Alt-Stutterheim. Am 24. April 1778 zum Generalmajor ernannt, befehligte L. im baierischen Erbfolgekriege eine Brigade bei der Armee des Königs in Schlesien und wurde am 25. Novbr. desselben Jahres Chef des Regiments Fürst von Nassau-Usingen Nr. 47. Am 5. März 1786 (?) wurde L. General-Lieutenant und bald darauf (1788?) pensionirt. Er starb am 27. December 1793. L. war dreimal vermählt, 1) mit einem Fräulein von Zepplin, 2) mit einem Fräulein von Kunheim, 3) mit einer Freiin von Eulenburg.

Oelsnitz, Gesch. des 1. Infant.-Regts. (König) Biograph. Lexikon II, S. 380 ff.

Ernst Friedlaender.

Lehzen: Johann Heinrich Wilhelm L. wurde am 5. Januar 1806 zu Neustadt unter dem Hohnstein bei Ilfeld geboren. Sein Vater, Justizbeamter, wurde bald darauf nach Verden und 1811 an das Tribunal erster Instanz zu Osnabrück versetzt, wo er sich rasch in das französische Recht einarbeitete, wie verschiedene Schriften über den französischen Civilprozeß, den Familienrath, das Vormundschaftsrecht beweisen, sich aber doch zu der deutschen conservativen Partei des Gerichts hielt, unter der wiederhergestellten Landesherrschaft als bewährter Kenner des Landesrechts mit der Bearbeitung des zweiten Theils des „Corpus constitutionum Osnabrugensium“ betraut und zum Rath bei der Justizkanzlei und Director des Consistoriums ernannt wurde. Der Sohn besuchte das Rathsgymnasium, das sich unter Fortlage und Abeken (Bd. I, S. 8) einer hohen Blüthe erfreute, bis Ostern 1824 und studirte dann drei Jahre lang die Rechtswissenschaft in Göttingen. Zuerst als Amtsauditor in Leer, dann in Osnabrück thätig, wurde er 1830 nach dem zweiten Examen supernumerärer Amtsassessor cum voto bei dem Amte Hagen im Bremischen. Die Verwaltungsgeschäfte, die ihm hier hauptsächlich oblagen, verschafften ihm reiche Belehrung über die Marschverhältnisse, und die Geschicklichkeit, welche er in den Verhandlungen über Deiche und Schleusenbauten mit den Interessenten bewies, gereichten ihm bei den vorgesetzten Behörden so zur Empfehlung, daß er 1831 als Hülfsarbeiter in die Landdrostei zu Stade, 1835 in das Ministerium des Innern zu Hannover berufen wurde. Sein Chef, v. d. Wisch, ließ damals Gesetzentwürfe vorbereiten, wie sie zur Ordnung des bäuerlichen Immobilien- und Erbrechts nach den Reformen der Ablösungsgesetze erforderlich waren, und neben seinen Collegen Wendt und von Bothmer erhielt L. die Aufgabe, eine die Dispositionsbefugniß über Bauernhöfe regelnde Vorlage auszuarbeiten. Der königliche Staatsstreich von 1837, dem der Minister sich nicht, wie die Referenten von seinem Rechtssinne erwartet hatten, widersetzte, unterbrach diese heilsame Thätigkeit. Die Verfassung nach dem Herzen des Königs Ernst August stellte die alte Duplicität des Finanzwesens wieder her und setzte zur Verwaltung der Landescasse ein Schatzcollegium ein, theils durch königliche Ernennung, theils durch Wahlen der Provinzialstände gebildet. In der Osnabrücker Landschaft drangen gegen die von dem Einfluß Schele's beherrschte Ritterschaft die Curien der Städte und Bauern, die sich nach einem Candidaten unter den tüchtigen jungen Männern der Ministerialbüreaus umgesehen hatten, durch und erwählten im September 1842 einmüthig, nachdem er sich durch Erwerb des nöthigen Grundbesitzes qualifizirt hatte, den geheimen Canzleisecretär L. zum Schatzrath, der im Februar 1843 die königliche Bestätigung erhielt. Die neue Stellung brachte ihn in folgenreiche Verbindungen: sein aus der Wahl der Calenberger Landschaft hervorgegangener College war der Graf Bennigsen, eine durch Geist wie durch Charakter und Gesinnung ausgezeichnete Persönlichkeit; bei einem Besuche in Osnabrück im Sommer 1843 knüpfte sich die Bekanntschaft mit Stüve, der als Bürgermeister von Osnabrück den größten Einfluß auf Lehzen's Wahl gehabt hatte, und wurden Pläne zu gemeinsamer Arbeit verabredet. Als Schatzrath nicht-adeligen Standes nahm L. im Frühjahr 1844 seinen Platz in der zweiten Kammer der Ständeversammlung ein und bewährte sich bald durch seine Sachkunde wie durch seine Unabhängigkeit als eines der hervorragendsten Mitglieder. Die Versammlung erwählte ihn zu einem der ständischen Commissare, welche die Verwaltung des Eisenbahnwesens zu überwachen hatten; und die Regierung bewies ihm ihr Vertrauen, indem sie durch ihn wichtige Gesetzentwürfe, wie die ostfriesische und lüneburgische Deichordnung und das Ent- und Bewässerungsgesetz ausarbeiten ließ und ihn zusammen mit dem Banquier Hostmann von Celle zu der Leipziger Conferenz abordnete, welche im Herbst 1847 die deutsche Wechselordnung be-

rieth. Während sein Begleiter gleich anderen kaufmännischen Mitgliedern früh heimkehrte, gehörte L. bis zu Ende zu den aufmerksamsten Theilnehmern der Commission. Das J. 1848 berief ihn an die Spitze der Landesangelegenheiten. Am 20. März reichten Falcke (Bd. VI, S. 546) und sämmtliche Departementsminister dem Könige ihre Entlassung ein und empfahlen, den Grafen Bennigsen mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu beauftragen. Dieser wandte sich zunächst an seinen Collegen L. und einigte sich mit ihm über die dem Könige zu machenden Vorschläge. Am 20. Abends berief ein Brief Lehzen's Stüve nach Hannover. Zwei Tage darauf fand in Lehzen's Wohnung die Berathung des Programmes statt und am Abend begaben sich die neuen Ministerialvorstände zum Könige, um den Eid abzulegen. L. hatte das Finanz- und Handelsministerium übernommen und führte es bis zur Entlassung des Märzministeriums am 28. October 1850. Es war eine Zeit der angestrengtesten, aber auch fruchtbarsten Thätigkeit. Dank der Nachgiebigkeit Ernst Augusts und der Unterstützung beider Kammern gelang es dem Ministerium, unter strenger Einhaltung des Rechtsweges eine befriedigende Umgestaltung der Verfassung in dem Gesetz vom 5. Septbr. 1848 zu Stande zu bringen. L. hatte dabei für sein eigenes Ressort die tiefgreifendsten Reformen durchgeführt, vor allem die dem Könige wie dem Lande verderbliche Cassentrennung durch Cassenvereinigung ersetzt, das Schatzcollegium und das Eisenbahncassenwesen neugeordnet, außerdem verschiedene Gesetzentwürfe namens des Gesammtministeriums für die ständische Berathung bearbeitet, wie die Geschäftsordnung der Kammern, das Preßgesetz u. a. m. und innerhalb wie außerhalb der Kammern dem Führer des Ministeriums in den schweren Kämpfen dieser wie der nachfolgenden Zeit getreulich secundirt. Auch in der deutschen Frage theilte er ganz den Standpunkt Stüve's, und nach seinem Wunsch hätte Stüve sich sofort nach Ablehnung der Kaiserkrone nach Berlin begeben sollen, um zu versuchen, König Friedrich Wilhelm IV. auf seinem Wege zu befestigen. Die Unterstützung Lehzen's war um so werthvoller, als er, in Hannover lebend und an den öffentlichen Geschäften betheiligt, von den maßgebenden Personen und Verhältnissen genauere Kenntniß hatte als Stüve, den man elf Jahre lang widerrechtlich von der Theilnahme an den landständischen Geschäften fern gehalten hatte, durch das eindringende Studium der Finanzen mit den Kräften des Landes vertraut war und in seiner Ruhe und Kaltblütigkeit wie in der Bestimmtheit seines Wesens eine nicht zu unterschätzende Ausrüstung für die Anforderungen solch' aufgeregter Zeiten besaß. Leider ließ sich nicht dasselbe von seiner Körperconstitution sagen, die an sich schon nicht stark, durch die gewaltigen Arbeitsanstrengungungen des Frühlings und Sommers 1848 heftig erschüttert wurde. Der Harz, wo er Erholung suchte und fand, brachte ihn mit Verhältnissen zusammen, die zu den besserungsbedürftigsten seines Ressorts gehörten; Arbeiten, die ihren Abschluß in der königlichen Verordnung vom 9. August 1850 fanden, organisirten die Harzverwaltung durch eine Sonderung der technischen und der Regierungsgeschäfte. Schon vorher war es ihm gelungen, das von Adelsvorrechten und Protectionswesen beherrschte Forstfach zu reformiren. 1848 wurden die Oberforstämter und die adelige Forstcarriere aufgehoben, durch die Verordnung vom 12. Juli 1849 die bisher fehlende Scheidung einer höheren Dienstlaufbahn für wissenschaftlich ausgebildete von einer unteren Laufbahn für blos praktisch geschulte Forstleute eingeführt. Im Postwesen wurde ein einheitlicher Groschentarif für den Umfang des Landes festgesetzt, die Portofreiheiten beseitigt, die Besoldungsverhältnisse der bisher mannigfach auf Nebenerwerb angewiesenen Beamten geregelt. In der Domanialverwaltung bewirkte er eine Veräußerung der Gewerbebetriebe wie der fiscalischen Mühlen, die Ueberlassung kleinerer Grundflächen in Einzelpacht an Bedürftige und

erlangte er vom Könige im Gegensatz zu dem bisher befolgten System, das die aus der Ablösung der Domanialgefälle sich reichlich ansammelnden Capitalien lieber zu allen anderen Unternehmungen und oft unvortheilhaft verwendet, als dem Lande zur vorschußweisen Bestreitung seiner Ausgaben anvertraut hatte, die Darleihung dieser Summen für die Zwecke des Eisenbahnbaues. So gelang es, ohne zu dem von Ernst August wie von seinem Finanzminister gleichmäßig perhorrescirten Mittel des Papiergeldes zu greifen, den gesteigerten Anforderungen an die Staatscasse, wie sie namentlich aus dem Kriege mit Dänemark erwuchsen, mittels einer Anleihe und einer Erhöhung der indirecten Steuern gerecht zu werden. So segensreich sich die Reformen für das Land bewährten, so wenig verlegen war der mißvergnügte Adel, als die Zeit der Reaction günstig wurde, dem Könige die Minister und den der Finanzen ganz besonders um jener Neuerungen willen zu verdächtigen. Wer hatte die Unzufriedenheit der getreuen Forstleute verschuldet, Domanialverkäufe eingeleitet? Als er nun gar auf Abstellung der Unordnungen im Militärhaushalt drang, die Vertretung einer widerrechtlichen Veräußerung von Domanialgrundstücken aus der vormärzlich Zeit ablehnte und offen und loyal dem ständischen Ausschuß die Acten vorlegte, stieg die höfische Mißstimmung gegen L. aufs höchste. Dazu kam daß L., der in seiner Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit dem Könige die Schwierigkeiten und Bedenken jeder Frage auseinanderzusetzen für nöthig erachtete, diesem niemals eine bequeme und sympathische Persönlichkeit war. So wurde denn auch, als das Ministerium auf sein wiederholtes Ersuchen endlich seine Entlassung erhielt, fast ihm allein von seinen Collegen kein Antrag zum Wiedereintritt in den Staatsdienst gemacht. Später nach Klenze's Tode (Herbst 1853) hat man ihn wiewol vergebens zu dessen Nachfolger in der Zollvereinsconferenz oder zum Chef der neuen Zolldirection zu gewinnen gesucht. Dennoch blieb keiner der Märzminister so in der vollen Kenntniß des weiteren Ganges, den die Geschäfte nahmen, als L. Sein Nachfolger im Amte, von Hammerstein, erholte sich vielfach bei ihm Rathes, und bei den Verhandlungen über den Anschluß Hannovers an den Zollverein gelang es dem Einfluß seiner Gutachten eine Ermäßigung der Tarife durchzusetzen. Ihm fiel dann auch in der zweiten Kammer, deren Mitglied er ununterbrochen blieb, das finanzielle und volkswirthschaftliche Referat über den Vertrag vom 7. Septbr. 1851 zu, während Stüve die politische Seite zu beleuchten hatte. Aber auch in der in Folge der ritterschaftlichen Ansprüche immer bedrohlicher sich gestaltenden Verfassungsangelegenheit war er einer der Führer. So suchte er im Sommer 1853 als Referent des Verfassungsausschusses einer maßvollen die Beschwerden der Gegner entwaffnenden Verfassungsänderung das Wort zu reden, gewann auch für seine Anträge eine große Zahl der Mitglieder, in Folge unkluger demokratischer Gegnerschaft aber nicht die volle Mehrheit. Als das Ministerium Lütcken im November 1854 die Landesverfassung in Frankfurt als unrechtmäßig und unheilvoll verklagte, vereinigten sich die Väter jenes Gesetzes, Stüve und L., zu dessen Vertheidigung in einer nachher unter dem Titel: „Beleuchtung der königl. hannoverschen Denkschrift" veröffentlichten Eingabe, die das Ministerium so empfindlich traf, daß es Stüve, L., Braun und Bennigsen als einen Wohlfahrtsausschuß, ein stetiges Ministercomité der Bundesversammlung denunzirte, das bei jedem Anlaß zu besonderen Conferenzen zusammentrete und mit Hülfe der parlamentarischen und demokratischen Parteien die wirklichen Minister paralysire. Die Thatsache, daß die Ministerialvorstände von 1848 auch nach ihrer Entlassung zusammengehalten, wiederholt in Bielefeld sich zu politischer Besprechung vereinigt und demgemäß gehandelt hatten, war richtig, aber welche Stirn gehört dazu, die Möglichkeit dieser Erscheinung, welche nach dem geltenden Rechtszustande nicht verhindert werden

könne, als einen Beweis für dessen Mangelhaftigkeit zu benutzen! Als dann nach dem Verfassungsumsturz vom 1. August 1855 im December Neuwahlen zur zweiten Kammer stattfanden, gab das Land L. ein glänzendes Zeichen seines Vertrauens, indem es ihn sechsmal wählte. Aber noch ehe die Stände zusammentraten, setzte eine heftige Lungenentzündung, die ihn zu Anfang Januar 1856 befiel und sich nach kurzer Hoffnung auf Genesung wiederholte, seinem Leben am 3. März ein Ziel. Die Regierung erwies ihm noch im Tode die Aufmerksamkeit, daß sie durch die Polizei die Theilnehmer des Leichengefolges aufzeichnen ließ. Am Tage seines Todes wurde der Druck des Werkes vollendet, dessen Bearbeitung ihn in den letzten fünf Jahren beschäftigt hatte. Nachdem ihn schon früher der Nationalökonom Georg Hanssen, mit dem L. zuerst in Leipzig 1847 bekannt geworden war, zur Umarbeitung des älteren Ubbelohde'schen Buches über die Finanzen Hannovers aufgefordert hatte, wurde das Werk: „Hannovers Staatshaushalt", in zwei Theilen, der letzte in zwei Hälften zerfallend, 1853—1856 erschienen, besonders auf den ihm von Windthorst vorgetragenen Wunsch von Ständemitgliedern zur Erleichterung der Budgetprüfung geschrieben. Die Darstellung schließt sich deshalb an die Positionen des Etats nach dem Gegensatz von Einnahmen und Ausgaben an, erläutert diese dann aber aufs sorgfältigste nicht blos nach der finanziellen Seite hin, sondern auch auf die Quellen der Einnahmen und die Zwecke der Ausgaben eingehend, und liefert in der Entwickelung der gegenwärtigen Zustände aus denen der letzten Jahrhunderte neben der Statistik auch der Geschichte des Landes die willkommensten Beiträge. — Zwischen L. und Stüve bestand seit ihrer Collegenschaft im Ministerium die innigste Freundschaft; wiederholt wohnte er während seiner Anwesenheit als Ständemitglied in Hannover in Lehzen's Hause; und wenn dies Zusammenleben für Stüve nach seinen eigenen Worten eine Quelle vieler schöner Stunden und der Grund einer Gemeinschaft des Denkens und Handelns geworden ist, die er zu den besten Gütern seines Lebens zählte, so liegt darin eine für beide Freunde gleich ehrende Anerkennung.

Biographie Lehzen's von Stüve, handschriftlich, mir durch die Güte der Schwäger Lehzen's freundlichst zur Benutzung überlassen. Hausmann, Erinnerungen S. 211, 236. Meine Aufsätze über Stüve in den Preußischen Jahrbüchern Bd. 31 u. 32. Hanssen, Gött. gel. Anz. 1855 St. 21 ff., 1856 St. 136 ff. Frensdorff.

Leib: Johannes L. (nicht Leibe), Arzt, Jurist, Theolog und Parömiograph, geb. zu Streufdorf in Sachsen-Meiningen den 28. April 1591. Sein Vater war daselbst Gerichts- und Lehn-Schultheiß. Den Grund zu seinen Studien legte er auf den Schulen zu Heldburg, zu Schleusingen (1608) und Gotha (1610), bezog 1612 die Universität Jena, 1615 Altorf, 1616 Ingolstadt und 1617 nochmals Altorf und ließ sich hierauf 1619 in Coburg als praktischer Arzt nieder, wo er auch, 75 Jahre alt, den 15. März 1666 starb. Auf den genannten Hochschulen hatte er zwar vorzugsweise den juridischen Studien sich gewidmet, zugleich aber auch die theologischen und philosophischen betrieben und war auch bereits 1616 zu Altorf zum Poëta laureatus gekrönt worden. Aus allen diesen Disciplinen ließ er denn auch größere und kleinere Schriften ausgehen, wie aus der juridischen u. a. einen „Tractat von Ganerben" (Schleusingen 1666), „De prioritate creditorum" und aus der theologischen „Zodiacus Christianus" und „De Praedestinatione ad vitam aeternam". Als Dichter veröffentlichte er: „Epigrammata de laudibus et laboribus Gustavi Adolphi R. Sueciae" so wie er auch der Verfasser des zur Feier des Schlusses des dreißigjährigen Krieges gedichteten Kirchenliedes ist: „Nun danket alle Gott für seine große Gnade", das in mehrere Gesangbücher übergegangen ist. Ganz besonders

aber hat er sich um die deutsche Sprichwörterkunde im weiteren Sinne verdient gemacht durch seine den Forschern auf diesem Gebiete noch heute sehr nützliche Schrift: „Studentica h. c. Apophthegmata, symbola et proverbia . . . germanico-latino-italica“ (Coburg 1627. 12°). Der Werth dieser Sammlung beruht nicht sowohl in den eigentlichen Sprichwörtern, als vielmehr in der großen und interessanten Zahl von Wahlsprüchen, Devisen und Inschriften hoher Häupter, als von Päpsten, Kaisern, Königen ꝛc., besonders der sächsischen Kurfürsten. Ein solches Symbolum war u. a. der mit großen Buchstaben im Schlafzimmer des Kurfürsten Friedrich des Weisen („mit eigenen Händen“ Zinckgreff I, 98) angeschriebene Spruch, woraus zugleich Friedrichs Kenntniß des Homer erhellt (Leib Nr. 626): „Es steht keim Fürsten zu, welcher da Rath soll schaffen Eim gantzen Land, daß er ein gantze Nacht thu schlaffen“ (Il. B. 24. 25. Sil. Ital. 3. 172: Turpe duci totam somno consumere noctem). Ein anderer Wahlspruch, dessen Anfangsbuchstaben V. D. M. I. E. Friedrich nicht blos auf den Aermel seines eigenen Rockes sticken, sondern auch auf den Kleidern seinerr Diener und als Inschrift auf Gebäuden und Geräthen anbringen ließ (F. Keyser, Reform.-Alm., Erfurt 1817. S. XXXVIII) ist einer von Spalatin für den Fürsten angelegten Spruchsammlung entnommen; er findet sich Jesai. 46, 8: Verbum Domini (nostri) manet in aeternum, Spötter deuteten damals die Buchstaben auch anders aus: Verbum Diaboli Manet In Episcopis (Zinckgr.-Weidner's Apophthegm., Amsterd. III. 233). Aber der Spruch wurde auch (Joh. Matthesius, Homiliae, Leipz. 1590. I. Bl. 60) an Privathäuser geschrieben, und bei dieser Gelegenheit giebt der gemüthliche Matthesius den Buchstaben folgende Auslegung: Vnsere Doctores Machen Immer Errores; der Franziskaner Joh. Nasus wiederum wollte interpretiren: Veni Daemon, Mentiamur In Ecclesia, was ihm aber Joh. Nigrinus (Widerlegung . . . 1571. Bl. N. a/b) so corrigirte: Verte Doctrinam Monachorum In AEternum. Vgl. auch J. v. Radowitz, Die Devisen und Motto des späteren Mittelalters (Stuttgart 1850) und M. Löbe, Wahlsprüche, Devisen und Sinnsprüche d. Kurfürsten und Herzoge von Sachsen Ernestinischer Linie (Leipzig, Duncker u. H. 1878) und dessen eingehende Recension von Fr. Weinkauff in der Jenaer Lit.-Zeitung 1878. Art. 181.

Witte, Diar. biograph. ad a. 1666. Wetzel, Lieder-Historie II, 64—66. Jöcher II, 2346. J. Franck.

Leib: Kilian L., s. am Schluß dieses Bandes.

Leibniz: Gottfried Wilhelm L., geb. in Leipzig am 21. Juni alten Stiles, d. h. 1. Juli neuen Stiles, 1646, † am 14. Novbr. 1716, war einer aus Polen stammenden Familie entsprossen, deren Glieder bald Leubnizii bald Lubenieczii hießen; sein Vater nannte sich Leibnütz, er selbst schrieb seinen Namen auf dem Titelblatte seiner Erstlingsschrift (1663) Leibnuzius, auf jenem einer zweiten (1666) Leibnüzius, hierauf später in lateinischer Form ausnahmslos Leibnitius, in deutscher Form nur einige Male „Leibnitz“, sonst immer „Leibniz“. Den Vater, welcher Notar und Professor der Moral war, verlor L. schon früh durch den Tod (September 1652), seine Mutter, welche im Februar 1664 starb, war eine Tochter des Professors der Jurisprudenz, Wilh. Schmuck, beide Eltern hegten und bethätigten eine fromme Gesinnung. Schon in seinen Knabenjahren, in welchen er die Nicolaischule besuchte, zeigte er eine frühreife hervorragende Begabung, und als er (1654) den Zutritt in die von seinem Vater hinterlassene Bibliothek erkämpft hatte, begann er dieselbe planlos zu verschlingen, wobei von ihm aus dem Umkreise der antiken Litteratur hauptsächlich die Prosaiker und unter den Dichtern Virgilius benützt, aber auch reichlich die Kirchenväter beigezogen wurden; eine Probe seiner Gewandtheit legte er einmal (1659) da-

durch ab, daß er zum Erstaunen seines Lehrers an Einem Tage 300 lateinische Hexameter anfertigte. Im letzten Jahre der Gymnasialstudien warf er sich mit Eifer auf Logik, besonders auf die Lehre von den Kategorien und von der logischen Eintheilung, wobei ihm im Hinblicke auf die Forderung gewisser Ordnungsfächer aller Begriffe bereits damals die Idee eines „Alphabetes" der menschlichen Gedanken auftauchte; desgleichen hatte er schon in dieser frühen Altersstufe in Folge der Lectüre theologischer Controversschriften Anwandlungen zu Versuchen einer Friedensstiftung. Noch nicht 15 Jahre alt ging er zu Ostern 1661 an die Universität seiner Vaterstadt über, wo er auf Wunsch seiner Verwandten sich als Jurist inscribirte, aber auch philosophische und mathematische Vorlesungen hörte; im Gebiete der Philosophie wirkte auf ihn einflußreich Jakob Thomasius (der Vater des berühmteren Christian Thomasius), ein anregender Aristoteliker, welcher auch als der erste die damals noch nicht gepflegte Geschichte der Philosophie vertrat. Der jugendliche L. versenkte sich nun gleichzeitig in das Studium des Aristoteles und in jenes des Cartesius, wodurch in seiner Seele zwischen diesen beiden Grundanschauungen ein Kampf erwuchs, welchen er einmal auf einem einsamen Spaziergange zu Gunsten des Cartesianismus entschied, d. h. es siegte in ihm vorerst die mechanische Erklärung des natürlichen Universums, und er war hiermit auf den Weg zur Mathematik gewiesen. In üblicher Weise machte er nach zweijährigem Studium sein philosophisches Baccalaureatsexamen und vertheidigte am 30. Mai 1663 unter dem Vorsitze des Thomasius seine gedruckte *) „Disputatio metaphysica de principio individui", welche mit Leibniz' späterer Monadenlehre nichts zu schaffen hat, sondern nur ein in der Scholastik unzähligemale besprochenes Thema (das sog. principium individuationis) betrifft und sich hiebei auf die Seite der sog. Nominalisten stellt (eine der beigefügten Disputationsthesen spricht die Unechtheit der Briefe des Phalaris aus). Unmittelbar hierauf begab er sich nach Jena, wo er bis zum Herbste 1663 verweilte, um bei dem Mathematiker Erhard Weigel zu hören, welcher excentrische Mann in seiner Wissenschaft durchaus nicht auf der Höhe der Zeit stand, aber alle wissenschaftlichen Gebiete mathematisch zu systematisiren gedachte und als erfinderischer Streber in Projectenmacherei das Möglichste leistete. Zurückgekehrt nach Leipzig erhielt L. am 26. Januar 1664 die philosophische Magisterwürde und zur Disputation behufs der Erlangung aller Rechte eines Magisters (6. Dec. 1664) veröffentlichte er „Specimen difficultatis in iure seu quaestiones philosophicae ex iure collectae", womit als Gegenstück die Druckschrift „De conditionibus, specimen certitudinis in iure" zusammenhängt, welche er am 14. Juli 1665 unter dem Vorsitze Schwerdendorffer's vertheidigte, um das juristische Baccalaureat zu erwerben. Der damals übliche Weg, in das akademische Lehramt einzutreten, forderte es, daß er in der philosophischen Facultät „pro loco disputirte" (am 7. März 1666), wobei er eine „Disputatio arithmetica de complexionibus" schrieb, deren Inhalt die ersten Blätter seiner noch im gleichen Jahre gedruckten „Dissertatio de arte combinatoria" bildet. In dieser Schrift nun führte er einen Grundgedanken aus, welcher ihn fortan neben aller verschiedenartigsten Thätigkeit stets beseelte; nämlich er beabsichtigt unter ausdrücklicher Anknüpfung an Raimundus Lullus und Athanasius Kircher eine Zurückführung zusammengesetzter Begriffe auf einfache, welch' letztere durch passende Charaktere auszudrücken seien und in solcher Form durch manigfache Combination und Permutation wieder zur Entdeckung neuer Wahrheiten benützt werden

*) Nur jene Arbeiten Leibniz', bei welchen ich ausdrücklich von „Druckveröffentlichung" oder von „Erscheinen" u. dgl. spreche, hat er selbst zum Drucke gebracht, alle übrigen, sowie natürlich die zahlreichen Briefe, sind uns erst durch die verschiedenen Sammelausgaben aus dem in Hannover befindlichen handschriftlichen Nachlasse kund geworden.

können, so daß sich eine „ars inveniendi et iudicandi“ ergebe und mittelst eines „filus meditandi“ eine tabellarische Schematisirung aller Wissenschaften ermöglicht sei (so liegen hier Encyclopädie, allgemeine Zeichensprache und, wenn man will, selbst eine erste Veranlassung des späteren Algorithmus bereits im Keime vor); als Anhang fügte er einen mathematischen Beweis für das Dasein Gottes hinzu. Während er hierauf im Herbste 1666 auch in der juristischen Facultät den Doctorgrad zu erwerben wünschte, glaubte dieselbe, da gleichzeitig mehrere ältere Bewerber sich einfanden, ihn als den jüngsten zu einem späteren Promotionsacte zurückstellen zu müssen; L. aber nahm dieses berechtigte Verfahren der Facultät in unschöner Empfindlichkeit übel auf und verließ seine Vaterstadt für immer. Zunächst begab er sich an die Universität Altorf, wo er auf Grund einer gedruckten Dissertation „De casibus perplexis“ (die sog. juristische Logik betreffend) am 5. Novbr. 1666 zum Doctor beider Rechte promovirt wurde und dabei einen so hohen Grad von Kenntnißreichthum und Gewandtheit zeigte, daß man ihm sofort eine außerordentliche Professur anbot. Er lehnte jedoch ab und ging nach Nürnberg, wo er einmal (Anfang 1667) eine Vereinigung des Ordens der Rosenkreuzer traf und durch einen litterarischen Witz, d. h. eine Zusammenstellung unverständlicher alchymistischer Redensarten, die Stelle eines Secretärs dieser Gesellschaft erhielt. Wichtiger aber und entscheidend für sein ganzes Leben war eine andere Bekanntschaft, durch welche er auch alsbald jener unwürdigen Stellung entrissen wurde. Nämlich im März 1667 war Joh. Christ. von Boineburg, ehemaliger Minister des Kurfürsten von Mainz (s. Allg. d. Biogr. Bd. III, S. 222) nach Nürnberg gekommen; derselbe hatte als Minister im Auftrage seines Herrn eine Vermittelung zwischen Oesterreich und Frankreich angestrebt und war, da er die von letzterer Seite drohende Gefahr durchschaute, schließlich (1664) vom Kurfürsten fallen gelassen worden, kehrte auch, obwol bald eine andere Wendung eingetreten war, nicht mehr in die Dienste desselben zurück, verblieb aber fortan in inniger Berührung mit dem mainzer Hofe; außerdem hatte er im Sinne des Kurfürsten stets an den Bestrebungen thätigen Antheil genommen, welche damals auf Vereinigung der christlichen Confessionen gerichtet waren (er selbst war 1656 zum Katholicismus übergetreten). Dieser Mann nun, welcher ein lebhaftes Interesse für alle geistigen Bewegungen jener Zeit hegte, lernte in Nürnberg zufällig unseren L. kennen und durchschaute sofort die hervorragende Begabung desselben, so daß er ihn einlud, mit ihm nach Frankfurt a. M. zu gehen; hiermit aber war für L. die Einführung sowol in gelehrte Kreise als auch in die hohe europäische Politik und in kirchengeschichtliche Fragen angebahnt. Von Frankfurt aus, wo er mit Boineburg noch im März 1667 eintraf, ging er einige Monate später nach Mainz, und um sich beim dortigen Kurfürsten (Joh. Philipp v. Schönborn) einzuführen, widmete er demselben eine Schrift, welche er auf der Reise nach Altorf rasch entworfen hatte, nämlich „Methodus nova discendae docendaeque iurisprudentiae cum subiuncto catalogo desideratorum in iurisprudentia“ (anonym gedruckt 1668). In derselben giebt er der Rechtswissenschaft einen theokratischen Hintergrund, so daß im Hinblicke auf das im Reiche Gottes waltende Recht und Gesetz in der „allgemeinen“ Jurisprudenz auch die Theologie enthalten sei; die „besondere“ theilt er in eine positive, eine historische, eine exegetische und eine polemische, und in dem Anhange, in welchem er an Bacon's Schrift De augmentis scientiarum anknüpft, spricht er den Wunsch aus, daß bei künftiger Gesetzgebung das einheimische Recht zur Geltung komme, sowie daß das Rechtsstudium überwiegend auf die Praxis gerichtet werde. Als im folgenden Jahre Boineburg selbst nach Mainz kam, begann für L. eine ausgedehnte und vielseitige Thätigkeit, da er von seinem Gönner in allen möglichen Angelegenheiten in Anspruch genommen

wurde. Zunächst wurde er aufgefordert, dem Andreas Lasser, welcher mit einer Verbesserung des römischen Rechtes beauftragt war, an die Hand zu gehen, und so erschien als gemeinschaftliche Arbeit beider ein Druckbogen „Ratio corporis iuris reconcinnandi“ (1668); sodann verfaßte er für Boineburg eine Widerlegung der berühmten von Pufendorf (unter dem Pseudonym Severinus de Monzambano) im J. 1667 veröffentlichten Schrift De statu imperii germanici; ferner durch die Abneigung, welche Boineburg gegen Freigeisterei hegte, wurde L. (noch 1668) veranlaßt, einen Aufsatz über das Dasein Gottes zu schreiben (gedruckt 1669 unter dem Titel „Confessio naturae contra atheistas“ als Anhang zu Th. Spizelius, De atheismo eradicando) wobei der Beweisgrund darin liegt, daß den Körpern nur Beweglichkeit zukomme, also als Ursache der wirklichen Bewegung ein unkörperliches Wesen angenommen werden müsse, woran sich dann auch ein Kettenschluß für Unsterblichkeit der Seele anreiht. Der realen Politik gehört ein Gutachten „De foedere Rhenano“ an, welches L. abgab, als (1668) der Kurfürst von Mainz aus Argwohn gegen Ludwig XIV. ein Bündniß mit Trier und Lothringen schloß, aber auf Boineburg's Rath der von Holland, England und Schweden geplanten Tripelallianz fern blieb. Als es sich im September 1668 um die Besetzung des polnischen Thrones handelte, wandte sich auf den Rath des Kurfürsten von Brandenburg der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg als Bewerber um jene Königswürde an Boineburg, welchem er zugleich antrug, als sein Gesandter zum polnischen Reichstage abzugehen, und da letzterer diesen (bekanntlich erfolglosen) Auftrag annahm, verfaßte für ihn L. unter dem Pseudonym Georgius Ulicovius Lithuanus die Schrift „Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo“ (auf dem Titel des Druckes steht fingirt „Vilnae 1659“, in Wahrheit ist sie gedruckt in Danzig 1669). Unter der vortrefflich durchgeführten Maske eines polnischen Edelmanns wendet er sich dabei mittelst einer förmlichen Wahrscheinlichkeitsrechnung der Politik zunächst gegen den Prinzen Condé als Candidaten Frankreichs, ebenso aber auch gegen Rußland, und bezeichnet es als das richtige, daß Polen als Vormauer Deutschlands und der Christenheit von einem deutschen Fürsten regiert werde. Zur nämlichen Zeit hegte er den Wunsch, sich durch ein litterarisches Unternehmen eine selbständige Stellung zu schaffen, und zu diesem Behufe ging einerseits ein von ihm niedergeschriebener „Vorschlag, die Direction des deutschen Bücherwesens an Kur-Mainz zu ziehen“, sowie der Entwurf „De vera ratione reformandi rem literariam“, auf eine möglichste Centralisation des Buchhandels mit dem ausgesprochenen Hintergedanken einer auf Encyclopädie abzielenden litterarischen Societät, und anderseits knüpfte er hieran den Plan einer halbjährigen Zeitschrift, in welcher alle erscheinenden Druckschriften durch Auszüge oder durch Kritik besprochen werden sollten. Für diese „Semestria literaria“ oder „Nucleus librarius“ bewarb er sich durch eine an Leopold I. gerichtete Bittschrift (1668) um ein kaiserliches Privilegium, wobei er zur Begründung ein „Consilium de literis instaurandis condendaque encyclopaedia“ beifügte. Er betrieb die Sache in Wien auch durch Briefe an den Bibliothekar Lambecius und an Gudenus, sandte sodann 1669 abermals eine Denkschrift „Nuclei librarii semestralis utilitas, imo necessitas“ an den Kaiser, ja auch Boineburg, welcher sich für die Angelegenheit interessirte, schrieb an Lambecius und an den Vicekanzler Grafen Königseck, aber es erfolgte in Wien kein günstiger Entscheid, und so mußte der ganze Plan aufgegeben werden. Unterdessen trat an L. auch wieder eine theologische Aufgabe heran; nämlich der freisinnige Kurfürst Karl Ludwig in Mannheim (derselbe, welcher auch dem Spinoza einen Lehrstuhl an der Heidelberger Universität anbot) hatte den Socinianern, welche durch König Johann Kasimir aus Polen verbannt worden waren, seine Zuflucht in Mannheim gewährt, wohin auch der Prediger derselben, Wisso-

watius, kam, welcher antitrinitarische Schriften veröffentlichte. Und da nun sowohl Boineburg als auch Phil. Jak. Spener, welcher damals von Frankfurt öfter nach Mainz kam, dieser Anorthodoxie entgegenzutreten wünschten, veranlaßten sie L. zur Abfassung der Schrift „Defensio trinitatis per nova reperta logica s. responsio ad obiectiones Wissowatii“ (gedruckt 1669), worin er eigentlich nur negativ vom logischen Standpunkte aus Fehlschlüsse der Gegner aufzudecken suchte. Wahrscheinlich fallen in diese Zeit auch einige kleinere Manuscripte, so zunächst „Bedenken, welchergestalt den Mängeln des Justizwesens in theoria abzuhelfen“, woselbst er vorschlägt, einen ganz kurzen Ueberblick des Rechtes nach Art einer Landkarte zu entwerfen und in einem Nucleus die Gesetze in kürzestem Wortlaute zusammenzufassen; ferner „Von den Privilegien des Erzhauses Oesterreich“ und „Quanti sit momenti, imperium esse apud domum Austriacam“, woran wir seinen etwas früheren Ausspruch knüpfen können, daß, wenn auch Deutschland keinen Virgilius habe, doch nach Niederwerfung des Erbfeindes sich ein Epos erwarten lasse, welches eine Austriade sein werde. Auch der kleine Aufsatz „De affectibus“ dürfte ohngefähr um diese Zeit geschrieben sein; jedenfalls aber ist aus einem Briefe (April 1669) an Jac. Thomasius, mit welchem er seit seiner Universitätszeit in Correspondenz geblieben war, ersichtlich, daß er bereits sich vom Cartesianismus abgewendet hatte und bei Hinneigung zu Aristoteles auf eigene Gedanken über den Begriff der Bewegung gerieth. Gegenüber diesem brieflichen Selbstbekenntnisse darf die Abhandlung „De vita beata“, welche etwa gleichzeitig sein mag, nicht als Zeugniß für eine cartesianische Richtung Leibniz' benützt werden, denn während sie allerdings aus einzelnen Stellen des Descartes zusammengetragen ist, folgt bei Leibniz' häufiger Gewohnheit, zu eigener Belehrung manigfache Auszüge zu machen, aus dem Excerpte noch keineswegs eine Zustimmung. Gegen Ende 1669 veranlaßte ihn Boineburg, eine neue Ausgabe der Schrift des Marius Nizolius, „De veris principiis et vera ratione philosophandi“ (1553) zu veranstalten, und dieselbe erschien 1670 mit einer Epistola ad Thomasium und einer einleitenden Dissertatio de stilo philosophico Nizolii (in einer 2. Aufl. 1674 unter dem Titel Antibarbarus philosophicus), worin L. als Erforderniße des philosophischen Stiles überhaupt Klarheit, Wahrheit und Eleganz bezeichnet und auf die hierauf bezüglichen Vorzüge der deutschen Sprache hinweist. Ein Briefwechsel mit Oldenburg (welcher in London als Consul der Stadt Bremen gelebt hatte, dann aber 1663 Secretär der Royal Society geworden war und bekanntlich in regstem Verkehre mit Spinoza stand) ergab sich dadurch, daß 1669 in den Philosophical Transactions zwischen Huygens und Wren ein Streit über das Princip der Bewegung geführt wurde, worüber um 1670 L. seine eigene Ansicht mittheilte. In einem der Briefe legte er (1670) auch ein Schreiben an Hobbes bei, worin er das nämliche Thema nicht ohne Zustimmung besprach, während er mit ihm bezüglich der Lehre vom Staate nicht einverstanden sein konnte. Auch an Spinoza richtete er im gleichen Jahre einen Brief, welcher jedoch nicht die Philosophie betraf, sondern als „Notitia opticae promotae“ den Gedanken enthielt, daß mittelst einer neuen Form der Linse ein Fernrohr construirbar sei, welches zugleich als Distanzmesser diene. Etwa um diese Zeit dürfte der Aufsatz geschrieben sein: „Bedenken von Aufrichtung einer Akademie oder Societät in Teutschland zu Aufnahme der Künste und Wissenschaften“ nebst einem als „Grundriß eines Bedenkens 2c.“ bezeichneten Auszuge; er nimmt dabei den schon betreffs der Semestria gefaßten Gedanken wieder auf und führt ihn in deutsch-patriotischer Gesinnung mit theologisirendem irenischen Hintergrunde näher aus. Nachdem L. im Juni 1670 durch Boineburg's Vermittelung die Stelle eines Rathes am Ober-Revisions-Collegium zu Mainz (d. h. am höchsten Gerichtshofe des Kurfürstenthums) erhalten hatte,

wurde er lebhafter in die Politik beigezogen. Indem nämlich zwischen den zunächst interessirten rheinischen Höfen eine Meinungsverschiedenheit darüber bestand, ob gegen Ludwig XIV. mehr ein aggressives oder ein zuwartendes Verhalten einzuschlagen sei, traten Mainz und Trier zu einer Conferenz in Schwalbach zusammen (Juli 1670), wozu neben Boineburg auch L. eingeladen wurde. Dort verfaßte letzterer in voller Uebereinstimmung mit seinem Gönner in den drei Tagen vom 6. bis 8. August das „Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa et status praesens im Reich jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen“, worin er sich gegen einen Eintritt in die Tripelallianz (Holland, England, Schweden) erklärt, vorläufig gutes Vernehmen mit Frankreich empfiehlt, aber zugleich fordert, daß zur Gewährleistung des westfälischen Friedens die Reichsstände und auch der Kaiser (nicht als solcher, sondern) als Reichsstand in eine „teutsch-gesinnte Union“ mit wechselndem Directorium zusammentreten sollen, um für Wohlfahrt zu sorgen und Schäden abzustellen. Und nachdem (25. August) Lothringen von den Franzosen überfallen worden war, fügte er am 2. November dem „Bedenken“ einen zweiten Theil hinzu, welcher zunächst sich an Hollands Thatkraft wendet, sodann aber neuerdings das deutsche Schutzbündniß in Form einer „Partikular-Union“ der bedrohten Reichsstände als unerläßlich nothwendig erweist, wobei Deutschland als das Hauptglied Europa's und der Kaiser als Anwalt der Christenheit bezeichnet wird, woneben für Frankreich sehr wohl eine ruhmvolle Aufgabe im Oriente liegen könne. Im Zusammenhange damit stand eine kleinere Denkschrift „Zur Aufrechthaltung des westphälischen Friedens“ (1670) und im Auftrage des Kurfürsten von Mainz zwei Gutachten über jenen Paragraphen dieses Friedens, welcher mit den Worten „Et ut eo sincerior“ beginnt (1671); die Allianz aber, welche L. empfohlen hatte, kam thatsächlich 1671 zwischen dem Kaiser, Mainz, Trier, Münster und Sachsen zu Stande. Zu Anfang des J. 1671 führte L. einmal mit Boineburg, welcher stets ein warmes Interesse für theologische Fragen bewahrte, ein längeres Gespräch über das Abendmahl und die hiemit zusammenhängende Spaltung der Confessionen, wobei die irenischen Pläne beider mitspielen mußten, und auf Boineburg's Wunsch richtete L. hierüber einen sehr ausführlichen Brief an den Jansenisten Anton Arnauld, welcher seit 1668 wieder in Paris lebte. L. nimmt dabei an, daß durch die cartesianische Auffassung der Materie als Ausdehnung sowohl der katholische als auch der protestantische Standpunkt in der Abendmahlsfrage verneint werde, und findet seinerseits, daß Bewegung das Wesen des Körpers und auch das Wesen des Denkens ist, welche beide unabhängig von Ausdehnung in der „Substanz“ punctuell vereinigt sind (erster Keim der Monadenlehre), was, wie er meint, beide Confessionen zugestehen könnten. Unterdessen hatte er seine Auffassung der Bewegung selbst näher ausgeführt, wovon er die Grundzüge bereits im December 1670 brieflich an Thomasius mittheilte, und im J. 1671 erschien seine „Hypothesis physica nova“ in zwei Theilen, deren ersten „Theoria motus concreti“ er der Royal Society, sowie den zweiten „Theoria motus abstracti“ der Pariser Akademie widmete; der Kern derselben ist, daß Denken und Bewegung die zwei letzten Ursachen alles Seienden sind, und daß in der Körperwelt aus Einer Bewegung alle übrigen erklärt werden müssen, jene Eine aber in der Axendrehung der Erde vorliegt, welche durch einen Weltäther als letztes bewegendes Princip hervorgerufen wird; im zweiten Theile berührte er auch bereits die Geometrie des Untheilbaren und die Arithmetik des Unendlichen. Den ganzen Inhalt dieser Schrift legte er (1671) auch in einem ausführlichen Briefe an den in Rom lebenden Honoratus Fabri dar, betreffs des Weltäthers aber kam er in Correspondenz mit Otto v. Guericke, dem Erfinder der Luftpumpe (s. Allg. d. Biogr. Bd. X, S. 93), welcher für das Be-

stehen eines leeren Raumes stritt. Aus einem gleichzeitigen Briefe Oldenburg's an L. (Mai 1671) geht hervor, daß letzterer allen Ernstes glaubte, das Perpetuum mobile erfunden zu haben, während ersterer ihn zur Vorsicht und zur Erkundigung bei Fachmännern mahnte (übrigens beschäftigten sich damals mit diesem Problem gar manche bedeutende Leute). Im gleichen Jahre begann sein brieflicher Verkehr mit Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg (s. Allg. d. Biogr. Bd. XIV, S. 178 ff.), an welchen ihn bereits 1669 der dänische Resident in Hamburg Habbeus v. Lichtenstern empfohlen hatte. L. schrieb (1671) dem Herzog in größter Ausführlichkeit, was er bisher geleistet habe und was er noch zu leisten gedenke; so erwähnt er die Ars combinatoria, seine juristischen Arbeiten, den philosophischen Inhalt des Briefes an Arnauld und die damit zusammenhängenden Ergebnisse der Hypothesis physica, als künftige Aufgaben aber bezeichnet er mit einiger Ruhmredigkeit ein Alphabet der menschlichen Gedanken, eine Rechenmaschine, Förderung der Optik durch einen tubus diopticus, Erfindungen in Nautik und Hydrostatik, Untersuchungen über das Naturrecht und natürliche und geoffenbarte Religion zum Zwecke einer Vereinigung der Confessionen, wobei er bemerkt, daß er sich mit einem Werke betitelt Demonstrationes catholicae beschäftige (also eine Vorarbeit zum späteren Systema theologicum); einen an den Herzog gerichteten Aufsatz „De libero arbitrio et divina providentia" schickte er zugleich an alle namhaften Theologen der verschiedenen Bekenntnisse. Als er im Sommer 1671 von einem Ausfluge nach Straßburg, wo er den daselbst studirenden Sohn Boineburg's besucht hatte, nach Mainz zurückkehrte, nahte für ihn eine wichtige und reichhaltige Lebensperiode heran. Unter den deutschen Fürsten war der Gedanke eines europäischen Krieges gegen die Türken längst nicht neu, und in richtiger Erwägung mußte hiebei Aegypten als der eigentliche Lebensnerv der Türkei betrachtet werden; insbesondere aber hegte der Kurfürst von Mainz stets den Plan, Oesterreich und Frankreich zu einem derartigen Zwecke zu vereinigen, jedoch als die Gefahr, welche durch Ludwig XIV. für Deutschland drohte, immer sichtlicher wurde, erhielt die ursprüngliche Idee allmälig die Wendung, daß die Thätigkeit dieses Erbfeindes nach dem Oriente abgelenkt werden solle. In diesem Sinne hatte L. sich bereits in dem „Bedenken, welchergestalt 2c." geäußert und seitdem auch in Anknüpfung an Baco's Schrift De bello sacro und selbst an Marino Sanuto's Secreta fidelium crucis (geschrieben im J. 1321) dieses Project weiter verfolgt, ja sogar zum Gegenstande eines lateinischen Gedichtes gemacht (December 1670). Somit erschien er als der geeignete Mann, welchem der Kurfürst Johann Philipp im Herbste 1671 den Auftrag ertheilen konnte, eine hierauf bezügliche Denkschrift zu verfassen. Und während in Mainz die Absicht bestanden hatte, daß behufs allgemeiner beruhigender Verhandlungen Boineburg nach Paris gesandt werde, welcher außerdem dort Privatangelegenheiten zu betreiben hoffte, kam man bald zu dem Entschlusse, daß an dessen Stelle L. die Mission an den Hof Ludwigs XIV. übernehme, und der Kurfürst ertheilte demselben gern den nöthigen Urlaub. Die Denkschrift hatte den Titel „Specimen demonstrationis politicae de eo, quod Franciae intersit inpraesentiarum seu de optimo consilio, quod potentissimo regi dari potest", und um die persönliche Vertretung einzuleiten, stellte L. ganz kurz in französischer und in lateinischer Sprache die Gründe zusammen, durch welche Frankreich vom Kriege gegen Holland abgemahnt werden sollte, wobei die Expedition nach Aegypten den Hintergrund bildete. Diese kleine zweisprachige Schrift schickte Boineburg, während die Action gegen Holland bereits begonnen hatte, am 20. Januar 1672 an Ludwig XIV. ohne Nennung des Verfassers, und als der Minister Arnaud de Pomponne am 12. Febr. antwortete, daß der König weitere Eröffnungen gerne sehen werde, erwiderte Boineburg am 4. März daß der Verfasser selbst nach Paris kommen werde. Am 19. März reiste L. mit Be=

glaubigungsschreiben nach Paris ab, und erst dort vollendete er für den Fall, daß sein mündlicher Vortrag gute Aufnahme fände, die umfangreiche Hauptschrift „De expeditione Aegyptiaca regi Franciae proponenda Leibnitii iusta dissertatio“. In derselben erörtert er zunächst die Stellung Frankreichs in Europa, dann Aegyptens geographische Lage und Bedeutung, wobei auch vom Nutzen eines etwa herzustellenden Suezcanales die Rede ist, hierauf die Befürchtungen, Hoffnungen und Vortheile, welche für alle einzelnen Staaten Europa's sich aus der Expedition ergeben, endlich den richtigen Zeitpunkt, die Gerechtigkeit und die religiöse Begründung des Unternehmens. Ein Auszug dieser ausführlichen Darlegung war die Schrift „Consilium Aegyptiacum“, bestimmt für Boineburg, welcher veranlaßte, daß der Kurfürst dem in Mainz eingetroffenen französischen Gesandten die Sache mittheilte, worauf jedoch nach einiger Zeit vom Minister de Pomponne die Antwort einlief, daß seit Ludwig dem Heiligen die heiligen Kriege nicht mehr Mode seien. L. selbst, welcher nicht zu einer Audienz bei Ludwig XIV. gelangte, blieb in Paris thätig für den ägyptischen Plan, mußte aber, wenn ihm auch keine direkte Abweisung zu Theil wurde, bald erfahren, daß man sich nicht näher darauf einließ. (Uebrigens kannte Napoleon I. vor seinem ägyptischen Feldzuge den Leibniz'schen Vorschlag nicht, sondern erhielt erst 1803 bei Besetzung Hannovers Kenntniß davon.) Der Pariser Aufenthalt aber, welcher von längerer Dauer war, hatte für L. allmälig weitere Folgen anderer Art. Er kam in persönlichen Verkehr mit Ant. Arnauld, Galloys, dem Physiker Papin, dem Reisenden Thevenot, dem Minister Colbert und dessen Bibliothekar Baluze, sowie mit Huet; letzterer lud ihn ein, sich an der von ihm geleiteten Ausgabe der Classiker in usum Delphini zu betheiligen, worauf L. erklärte, den Petronius und den Marcianus Capella übernehmen zu wollen und wirklich ans Werk ging, aber bald den Wunsch andeutete, von dieser Aufgabe dispensirt zu werden. Er warf sich nämlich jetzt mit Eifer auf Mathematik, in welcher er bei seiner Ankunft in Paris noch sehr geringe Kenntnisse besaß, ja, wie er selbst später gestand, „in superba matheseos ignorantia“ sich befand; aber seine hohe Begabung brachte ihn in Bälde weiter. Noch 1672 bekam er Kenntniß von Pascal's Rechenmaschine und ersann hierauf eine andere vollkommenere; auch beschäftigte er sich bereits mit der neueren Lehre von den Reihen und deren Summirung. Neben diesen Studien bearbeitete er für Boineburg (welcher im December 1672 starb) ein Gutachten, daß während des holländischen Krieges ein Eintritt Brandenburgs in die Action möglichst fernzuhalten sei. Am 11. Januar 1673 ging er mit dem kurmainzischen Gesandten nach London, wo er sofort Oldenburg besuchte und durch denselben veranlaßt wurde, seine Rechenmaschine bei der Royal Society vorzulegen (ein Exemplar dieser Maschine, welches 1876 in der Modellkammer der Göttinger Universität gefunden wurde, ist seit 1880 in Hannover); auch traf er dort mit dem Mathematiker Pell zusammen, welcher ihn auf Schriften Mouton's und Mercator's hinwies, gegen deren ersteren er die Selbständigkeit einer bereits gewonnenen eigenen Ansicht betonen konnte. Daß er bei diesem Londoner Aufenthalte nicht mit Collins bekannt wurde, welcher in Newton's Arbeiten eingeweiht war, geht aus einem Briefe Oldenburg's (vom 6. April 1673) hervor. Anfangs März nach Paris zurückgekehrt, erfuhr er, daß der Nachfolger des am 12. Febr. verstorbenen Kurfürsten von Mainz ihm noch weiteren Urlaub gestattete, und somit verblieb er in Paris, obwol seine äußeren Verhältnisse eben nicht die günstigsten waren, denn er mußte seinen Lebensunterhalt dadurch erwerben, daß er für höher gestellte Personen Eingaben, Gutachten u. dgl. verfaßte. Doch gab er einer durch Habbeus v. Lichtenstern vermittelten Einladung, eine Secretärstelle beim dänischen Minister Grafen Güldenlöw anzutreten, keine Folge, und auch als Herzog Johann

Friedrich von Braunschweig-Lüneburg einen Brief, in welchem L. (26. März) seine Bemühungen für den ägyptischen Plan darlegte, durch das Angebot einer Stellung am hannoverschen Hofe beantwortete (15. April), scheint L. vorerst noch andere Pläne gehegt zu haben, wenigstens erkundigte er sich im Juli vertraulich, ob er nicht als Historiograph nach Wien kommen könne. In Paris interessirte er sich eifrigst auch um die Gewerbe und Künste, beschäftigte sich mit mechanischen, physikalischen, nautischen Problemen verschiedener Art, faßte einmal auch den Plan, Elementa iuris naturalis zu schreiben, warf sich aber, was die Hauptsache war, nunmehr gründlichst auf die höhere Mathematik. Nachdem er durch Oldenburg's Einfluß (9. April 1673) zum Mitgliede der Royal Society ernannt worden war, machte er die Bekanntschaft des Christian Huygens, welcher als größte Autorität der Mathematik durch Colbert (1666) an die Pariser Akademie berufen worden war (s. Allg. d. Biogr. Bd. XIII, S. 481). Es war damals in Anknüpfung an die Schriften des Archimedes und des Apollonius, sowie an Descartes' analytische Geometrie, bei welcher die Curven noch in geometrische und mechanische getheilt waren, in Frankreich und England eine reichhaltige Litteratur über mehrere schwierige Probleme entstanden, woran sich Pascal, Fermat, De Sluze, Cavalieri, Honor. Fabri, Mercator, Huygens, Gregorius a Vincentio, Wallis, Barrow betheiligten. Der hauptsächliche Kern lag in dem sog. Tangenten-Probleme (sowohl dem directen als dem umgekehrten), sowie in der Quadratur der Curven und der Cubatur der krummen Flächen, womit nun auch L. sich beschäftigte, indem er die Mehrzahl dieser genannten Autoren studirte und dabei zugleich seine eigenen Wege zu gehen begann. Schon im August 1673 war er in einer „Methodus nova investigandi tangentes linearum curvarum“ darauf gekommen, daß das umgekehrte Tangentenproblem sich auf Quadratur, d. h. auf Summationen, zurückführe, und in emsiger Verfolgung dieses Gedankens konnte er (15. Juli 1674) an Oldenburg schreiben, daß er eine Zahlenreihe für die Quadratur des Kreises gefunden habe; nachdem er (October) zwei Aufsätze, nämlich „Schediasma de methodo tangentium inversa“ und „Schediasma de serierum summis“ niedergeschrieben, machte er (26. Octbr.) abermals Mittheilungen seiner mathematischen Pläne an Oldenburg, worauf dieser (8. Decbr.) antwortete, daß Newton ähnliches für alle Curven gefunden habe. Neben diesen Studien mußte er (1674) auf Verlangen des Herzogs Ludwig von Mecklenburg, welcher eine Scheidung seiner zweiten Ehe und Wiederanerkennung seiner getrennten ersten Ehe anstrebte, ein Rechtsgutachten ausarbeiten: „De matrimoniorum principum Germaniae protestantium in gradibus solo canonico iure prohibitis contractorum validitate“; auch verfaßte er (1674) unter dem Namen „Sempersibisimilis“ eine Denkschrift über die durch österreichische Soldaten erfolgte Gefangennahme des Straßburger Bischofs Wilhelm Egon von Fürstenberg (s. Allg. d. Biogr. Bd. VII, S. 301) sowie einen Aufsatz „Des affaires de Suede“ (wenn man ihm auch noch drei gedruckte anonyme Flugschriften dieses Jahres zuschreiben wollte, so durfte wenigstens die bloße Vermuthung nicht wie geschichtliche Thatsachen verwerthet werden). Das folgende Jahr aber sollte für seine mathematischen Verdienste entscheidend werden. Wenig bestimmtes wohl ist aus einem Blatte, betitelt „Geometria amönior“ zu entnehmen, welches den Plan eines weitgreifenden Werkes enthält (April 1675); auch sind wir nicht ausführlich unterrichtet über die Arbeiten, welche er gemeinschaftlich mit Tschirnhaus machte, der im September von London, wo er mit Oldenburg und Collins verkehrt hatte, nach Paris kam. Aber die Hauptsache ist, daß er in einem Manuscripte vom 29. Octbr. 1675 zum ersten Male die noch jetzt üblichen Integral- und Differerential-Zeichen verwendet, wobei er die blos angedeutete Integral-Rechnung noch calculus summatorius nennt (daher $\int$ = summa), die Differential-

rechnung aber näher ausführte; alsbald (11. Novbr.) folgte eine Anwendung seines Verfahrens auf das umgekehrte Tangentenproblem mittelst gleicher Bezeichnung, nämlich „Methodi tangentium inversae exempla", und am 21. Novbr. fand er eine Differentialformel, deren Gültigkeit für alle Curven ihm sofort einleuchtete, so daß er selbst die Worte beifügte „ecce elegantissimum specimen", etwas später (26. Juni 1676) bearbeitete er auch das directe Tangentenproblem in „Nova methodus tangentium". Schon am 26. März 1676 sprach er sich klar über die weitgreifende Bedeutung der von ihm gewählten Zeichen aus und erkannte seinen Algorithmus richtig als eine neue Operationsbasis, denn derselbe war in der That das gemeinsame verallgemeinernde Band für die bisherigen Einzelnleistungen anderer Mathematiker und zugleich der Anfang aller folgenden Entwickelung der höheren Analysis. Am 26. Juli erhielt er durch Oldenburg abschriftlich einen Brief Newton's (vom 23. Juni), worin dieser mittheilte, daß er eine einheitliche Lösungsmethode verschiedener Probleme besitze, worauf L. (27. August) an Oldenburg antwortete, daß er seinerseits eine andere Methode auf Grund des unendlich kleinen anwende. Das letzte Manuscript welches er in Paris verfaßte, war „De quadratura arithmetica circuli, ellipseos et hyperbolae". Er hatte bereits am 21. Januar 1675 an das oben erwähnte Angebot angeknüpft, welches ihm von Herzog Johann Friedrich (April 1673) gemacht worden war; aber die Verhandlungen zogen sich so in die Länge, daß L. wiederholt an den einflußreichen Abbé Galloys und selbst an den Minister Colbert sich wandte, um Mitglied der Pariser Akademie zu werden oder sonst eine bleibende Stellung zu erlangen; und im October 1675 schrieb er an einen Verwandten (Aeg. Strauch in Gießen) über eine käufliche Stelle in Paris, zu deren Erwerbung er 500 Thlr. nöthig habe, doch ein Geschenk des genannten Herzogs überhob ihn dieser Bemühung. Endlich erhielt er von letzterem den formellen Ruf (September 1676) als Vorstand der herzoglichen Bibliothek und in freier sonstiger Thätigkeit mit dem Titel eines Hofrathes und einer Besoldung von 600 Thlr. nach Hannover umzusiedeln. Im October trat er die Reise an, aber über England und Holland. In London kam er jetzt mit Collins zusammen, welcher ihm die Einsicht in einen Theil seiner Correspondenz gestattete; und wahrscheinlich ist damals das Manuscript „Excerpta ex tractatu Newtoni manuscripto de analysi" entstanden; gewiß hingegen ist, daß Newton am 24. Octbr. einen für L. bestimmten Brief an Oldenburg richtete, worin er Mittheilungen über die Entstehung seiner eigenen Methode machte und dieselbe durch ein Anagramm des Satzes „data aequatione quotcunque fluentes quantitates involvente fluxiones invenire et vice versa" andeutete (also nach Umfluß eines Jahres, nachdem der Algorithmus von L. gefunden war). Auf dem Schiffe, welches ihn von England nach Holland führte (Ende October) schrieb er („Pacidius Philalethes seu prima de motu philosophia", worin er den Begriff einer continuirlichen Schöpfung erörterte; in Amsterdam wurde er durch eine Besprechung mit Hudde veranlaßt, in einem Aufsatze „Calculus tangentium differentialis" die Grundzüge der Differentialrechnung zu entwickeln, woran er die Angabe knüpfte, daß er auch die Berührungsebenen krummer Flächen mittelst seiner Methode finden könne. Im Haag besuchte er Spinoza, mit welchem er Gespräche über die Grundsätze der Philosophie führte, dabei aber einen so abstoßenden Eindruck empfing, daß er in einem Briefe an Galloys sich nahezu wegwerfend über Spinoza's Ansichten äußerte; endlich in Delft suchte er Leeuwenhök, den Entdecker der Samenthierchen, auf.

Gegen Ende December 1676 traf L. in seinem neuen Bestimmungsorte ein, wo er sogleich wieder mit verschiedenartigsten Dingen sich beschäftigte; er schrieb (Januar 1677) „Explication sommaire de l'Apocalypse", setzte brieflich

an Hocher in Wien den Gedanken eines neuen Gesetzbuches auseinander, welches Codex Leopoldinus heißen solle, und als Joh. Dan. Kraft, welcher dem Entdecker des Phosphors, Brand in Hamburg (s. Allg. d. Biogr., Bd. III, S. 236), das Geheimniß abgekauft hatte und mit Joh. Kunkel ausbeutete, im J. 1677 nach Hannover kam, verschaffte ihm L. eine Pension und verfaßte seine „Historia inventionis phosphori“ (gedruckt 1710). Nachdem er durch Oldenburg wieder Abschrift eines Briefes Newton's empfangen hatte, theilte er letzterem (11. Juni 1677) seine Methode betreffs des Tangentenproblems, jedoch ohne Erwähnung des Algorithmus, mit und fügte bei, es werde wol kein großer Unterschied von jenem sich zeigen, was Newton geheimnißvoll angedeutet hatte; vom 11. Juli hierauf ist das Manuscript, datirt „Methode générale pour mener les touchantes des lignes courbes“ und etwas später fällt „Nova algebrae promotio“, den ersten Keim der Determinanten enthaltend. Daneben wurde er in eine Frage des deutschen Staatsrechtes beigezogen, indem eine Meinungsverschiedenheit über Stellung und Titel jener Minister entstanden war, welche von den deutschen Fürsten zu dem Congreß in Nimwegen (1676—1679) abgesandt wurden; Frankreich schürte den partikularistischen Ehrgeiz und der französisch gesinnte Herzog Johann Friedrich, welcher seinen Delegirten als einen „hohen Gesandten“ anerkannt wissen wollte, veranlaßte L., unter dem Pseudonym „Caesarinus Fuerstenerius, De iure suprematus ac legationis principum Germaniae“ zu schreiben (1677 f. binnen Jahresfrist sechsmal gedruckt). Er sucht dabei jenes Bestreben durch Gründe zu rechtfertigen und überhaupt grundsätzlich die kaiserliche Oberhoheit mit der Einzelnsouveränität zu vereinbaren, da der Reichsstand nicht dem Kaiser, sondern dem Reiche, d. h. aber eben den Reichstagen und vereinigten Reichsständen, und somit wieder sich selbst unterworfen sei. Ein Auszug aus dieser Schrift ist: „Entretiens de Philarète et d'Eugène sur la question du temps agitée à Nimwègue touchant le droit d'ambassade des électeurs et princes de l'empire“ (1677 in zwei Auflagen), und als Ergänzung ist das Manuscript „De libero territorio“ zu betrachten, sowie „Germani curiosi admonitiones ad monita collegio electorali falso adscripta“. Außerdem fallen in diese Zeit die ersten Arbeiten betreffs einer allgemeinen Zeichensprache, welche er durchaus nicht für ein unausführbares Ideal hielt, sondern seit den ersten Andeutungen (in der Ars combinatoria 1666) auch in späteren Jahren immer wieder durch mannigfache Aufsätze der Verwirklichung näher zu bringen versuchte. Der Gedanke Leibniz' stand damals durchaus nicht allein, sondern gerade in den Sechziger Jahren waren vier Werke erschienen, welche derselbe kannte und benutzte, nämlich: Joh. Joach. Becher, Character pro notitia linguarum universali, 1661 (s. Allg. D. Biogr., Bd. II, S. 201), Georg Dalgarn, Ars signorum v. character universalis et lingua philosophica, 1661, Athan. Kircher, Polygraphia nova, 1663 (s. ebenda Bd. XVI, S. 1 f.), John Wilkins, Essay toward a real character and a philosophical language, 1668, und zu Dalgarn und Wilkins hatte L. schriftliche Randbemerkungen gemacht. Sein Grundsatz bestand darin, daß, wie im Handelsverkehre häufig nicht mit Geld, sondern durch Zettel, Checks oder Marken bezahlt werde, ebenso in der Wissenschaft richtig gewählte „Charaktere“ oder Zeichen einzuführen seien, welche von jedem Gebildeten, abgesehen von aller Sprachenverschiedenheit, verstanden werden könnten und zugleich zu Rechnungsoperationen wie algebraische Zeichen zu verwenden seien („calculus ratiocinator“), so daß jeder Streit künftig durch Rechnung entschieden werde. In solchem Sinne schrieb er (1677): „Dialogus de connexione inter res et verba et veritatis realitate“ und arbeitete (1678) an einem „Calculus philosophicus“, sowie (1679) an einer „Characteristica geometrica seu Analysis situs“, welche er an Huygens schickte. Zugleich begann in Hannover die Correspondenz Leibniz' sich zu er-

weitern, welche ja später eine staunenswerthe Ausdehnung erhielt. Zunächst war es um diese Zeit der Cartesianismus und insbesondere der cartesische Beweis für das Dasein Gottes, worüber er an Arnold Eckhard, Professor der Mathematik in Rinteln, mit welchem er durch den Abt von Loccum Molanus bekannt geworden war, mehrere Briefe richtete, desgleichen an den kursächsischen Residenten in Hamburg, Chr. Philipp, sowie an Malebranche in Paris und wieder über des letzteren Recherches de la verité an Simon Foucher in Paris; auch ein Schreiben an den Polyhistor Conring (s. Allg. D. Biogr. Bd. IV, S. 446 ff.) betraf denselben Gegenstand, der Briefwechsel aber mit ihm wurde bald abgebrochen, da derselbe in der Philosophie ein Reactionär war; theologischen Meinungsaustausch hegte L. auch mit Ludwig v. Seckendorf, mit Tschirnhaus aber besprach er brieflich die höhere Analysis, ohne gerade volle Zustimmung zu finden. Im J. 1678 wurde er Geheimer Justizrath und als solcher Mitglied der Kanzlei für Justizsachen, deren Vorstand der Vicekanzler Ludolph Hugo (s. Allg. D. Biogr. Bd. XIII, S. 329) war, und vielleicht dürfen wir es einem Einflusse Leibniz' zuschreiben, daß in den welfischen Territorien die Hexenprocesse abgeschafft wurden. In einem Aufsatze „De republica" (1678) erörterte er die nationalökonomische Seite des Staates, und das ihm zugekommene Exemplar von Spinoza's Ethica versah er mit kritisch ablehnenden und tadelnden Bemerkungen. Wahrscheinlich in das Jahr 1679 fällt „Ermahnung an die Teutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, nebst Vorschlag einer teutsch gesinnten Gesellschaft", womit die zwei Manuscripte zusammenhängen „De fundatione ad scientiam provehendam instituenda" und „Consultatio de naturae cognitione ad vitae usus promovenda instituendaque in eam rem societate Germana"; auch an Ludwig XIV. richtete er zwei Denkschriften „Préceptes pour avancer les sciences" und „Discours touchant la méthode de la certitude et l'art d'inventer"; es mochte ihm nämlich die Zeit nach dem Abschlusse des Nimweger Friedens (1679) als passend erscheinen, um in Deutschland und Frankreich Pläne zu verwirklichen, auf welche er auch später immer wieder zurückkam. Zur selben Zeit wurde er durch die vom Herzoge gewünschte Verbesserung der Silberbergwerke im Harz nicht blos zur Erfindung einer Maschine behufs Beseitigung der Grubenwässer, sondern auch zu mineralogischen und geognostischen Studien geführt, an welche er alsbald Untersuchungen über das Münzwesen knüpfte, von wo er wieder gelegentlich zu dem für jene Zeit beachtenswerthen Ausspruche gelangte, daß die Staatswirthschaft der weitaus wichtigste Theil der Wissenschaft vom Staate sei. Als am 28. December 1679 Herzog Johann Friedrich auf der Reise in Augsburg unerwartet gestorben war, verfaßte L. für die Leichenfeier die „Personalia" (gedruckt 1685) und ein Gedicht „Epicedium in obitum Johannis Friderici", sowie ein französisches Gedicht an die Thronfolgerin. Noch im letzten Lebensjahre des eigenthümlich gearteten Fürsten, welcher bereits 1651 zur katholischen Confession übergetreten war, fingen irenische Bestrebungen an, festere Gestalt zu erlangen, indem der von Bossuet's Plan, die Akatholiken zur Rückkehr zu bringen, begeisterte Spinola auf seinen Rundreisen 1679 nach Hannover gekommen war; L. griff den von Bossuet (1678) begonnenen Briefwechsel jetzt lebhaft auf, richtete nach Wien eine „Relation pour la cour impériale" und schrieb auch an Huet, welcher mit einem Bekehrungsversuche antwortete; durch den Tod des Herzogs aber kam die Sache vorerst auf kürzere Zeit wieder ins Stocken. Dem neuen Regenten Herzog Ernst August (s. Allg. D. Biogr. Bd. VI, S. 261 f.) stand L. anfangs persönlich nicht so nahe und in dem Gefühle, daß es ihm überhaupt in Hannover zu eng sei, blickte er nach Wien, wo er nach dem eben eingetretenen Tode des Lambecius Vorstand der Bibliothek oder etwa Historiograph oder kaiserlicher Rath zu werden wünschte;

einen Antrag jedoch (Januar 1680), in dänische Dienste zu treten, lehnte er ab. Im April aber erhielt er vom Herzoge den Auftrag, die Geschichte des welfischen Hauses zu schreiben und besonders die Genealogie desselben zu erforschen, und bald ergab sich eine nähere Verbindung mit dem Hofe, indem er verschiedene Vorschläge, nämlich „Repraesentanda“ (d. h. über die Lücken der hannoverischen Bibliothek und die Nothwendigkeit einer Kunstkammer) und „Von nützlicher Einrichtung eines Archivi“, auch über Förderung der Chemie und über Münzwesen ausarbeitete, hauptsächlich aber dadurch, daß er mit der Gemahlin des Herzogs, Sophie (Tochter Friedrichs von der Pfalz, Mutter der nachmaligen Königin von Preußen Sophie Charlotte) in dauernden persönlichen und brieflichen Verkehr trat, wobei zumeist philosophische und theologische Gegenstände besprochen wurden. Auch verfaßte er (1682) Denkschriften und Gutachten über das vom Herzoge beabsichtigte Primogeniturstatut, welches dann auch vom Kaiser bestätigt (Juli 1683) und nicht ohne Kämpfe im welfischen Hause durchgeführt wurde. Unterdessen waren die Wogen der europäischen Politik sowie der Kriegsereignisse hoch gegangen, und L., welcher mit dem deutsch gesinnten Ernst August sich in voller Uebereinstimmung befand, schrieb über die räuberische Einnahme Straßburgs (1681) mehrere Aufsätze, z. B. auch ein poetisches „Epitaphium Argentinae“, sowie bezüglich der etwas ängstlichen Vorsicht Brandenburgs eine kleine Abhandlung „Sur les plaintes de Brandenbourg“ (1682). Die zur gleichen Zeit von Osten heranstürmende Gefahr besprach er in den Manuscripten „Anti-Turcica“ und „Quelques reflexions sur la présente guerre de Hongrie“, und als am 14. Juli 1683 die Belagerung Wiens durch die Türken begann, verfaßte er außer einer kleinen Schrift „Ueber den Entsatz von Wien“ seinen berühmten „Mars Christianissimus auctore Germano Gallo-Graeco“ zunächst lateinisch welchen er mit Genehmigung des Herzogs in französischer Uebersetzung mit Belassung des lateinischen Titels, jedoch unter der Beifügung „ou Apologie des armes du Roy très chretien contre les chretiens“ durch den Druck veröffentlichte (1684, die 1685 erschienene deutsche Uebersetzung „Der allerchristlichste Mars“ ist nicht von ihm selbst gefertigt); im Hinblicke auf die Gefahr, daß Ludwig XIV. sich mit den Türken vereinige, entwickelt er in Form der Ironie eine Vertheidigung der Franzosenfreunde, da ein solcher König, welcher bei all seinen Waffenthaten die erhabensten Ziele civilisatorischer Aufgaben verfolge, sich wie ein Statthalter Gottes über alle Rechtsgründe hinwegsetzen dürfe und ein neues Völker- und Staatsrecht aufstellen müsse. Während langdauernde Verhandlungen der deutschen Fürsten mit Frankreich über einen Waffenstillstand stattfanden, welcher endlich im August 1684 auf 20 Jahre geschlossen wurde, schrieb er „Raisons de part et d'autre touchant la guerre ou l'accommodement avec la France“ und denselben Gegenstand in ausführlicherer Darlegung behandelnd „Consultation touchant la guerre ou l'accommodement avec la France“, wobei er aus Opportunitätsgründen, um zu retten, was möglich ist, sich für den Abschluß einer Vereinbarung erklärte; in die gleiche Zeit fällt die Satire „Das L'hombre-Spiel der Fürsten“. Neben diesen politischen Arbeiten hatte er eine kleine Abhandlung „Num dentur territoria clausa“ und (1683) eine Schrift verfaßt, in welcher er eine Anwendung der mathematischen Lehre von den Reihen auf Kapitalien und deren Werthe gab, nämlich „Meditatio iuridico-mathematica de interusurio simplici“. Außerdem beschäftigte ihn um diese Zeit der Gedanke „Staatstafeln“ zu entwerfen, d. h. eine graphische Uebersicht aller für einen Regenten wichtigen Dinge und Verhältnisse, womit neben der inhaltsreichen Darlegung „Remarques sur un libre intitulé: Nouveaux interests des princes de l'Europe“ auch die Schriften „Essay de quelques raisonnements nouveaux sur la vie humaine“ und „Quaestiones calculi politici circa hominum vitam“, sowie Aufsätze über Regi=

stratur und Medicinalwesen zusammenhingen; gewiß beachtenswerth ist, daß ihm dabei die damals kaum noch in Keimform bestehende Wissenschaft der Statistik vorschwebte. Zu all diesen verschiedenen Arbeiten war aber auch wieder die Beschäftigung mit religiösen Reunionsplänen gekommen, seitdem (1683) Spinola abermals in Hannover eingetroffen war und Molanus am dortigen Hofe öfters verkehrte, wo der Herzog Ernst August der lutherischen und dessen Gemahlin Sophie der reformirten Confession angehörten. Der Reunion im Sinne Spinola's waren der Kaiser Leopold und der Papst Innocenz XI. geneigt, sogar mit Einschluß des Gedankens an ein allgemeines Concil, an welchem auch die Akatholiken theilnehmen sollten; in anderer Weise mehr nach dem Plane Bossuet's dachte sich Ludwig XIV. die Sache, und Ernst August betrieb die Angelegenheit im Allgemeinen darum lebhaft, weil er so betreffs der von ihm längst angestrebten Kurwürde die möglichen confessionellen Einwände zu beseitigen hoffte. L. selbst, welcher stets irenische Gedanken gehegt hatte, bezeichnete seinen persönlichen Standpunkt in mehreren Briefen an den Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels (s. Allg. D. Biogr. Bd. VI, S. 285), welcher zum Katholicismus übergetreten war und auch ihn zum gleichen Schritte überreden wollte; er schrieb nämlich an denselben, daß er in die äußere Communion der katholischen Kirche unmöglich eintreten könne, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu kommen, wol aber sich der inneren Communion versichert glaube, etwa ebenso wie jene, welche durch einen ungerechten Spruch excommunicirt wurden. Mag er hierbei einer wie immer gearteten speculativen Idee sich hingegeben haben, so hatte er jedenfalls die Aufgabe, im Dienste seines herzoglichen Herrn in der Angelegenheit thätig zu sein; er nahm den Briefwechsel mit Bossuet wieder auf und entwarf (März 1683) eine „Methodus unionis“, verfaßte hierauf (December) „Regulae circa Christianorum omnium unionem“ (dies später gedruckt 1691), dann 1684 den Aufsatz „Des methodes de reunion“, sowie gleichzeitig „Anmerkungen über einen Discurs, so 1683 aufgesetzt worden, dessen Titel „Kurioser Staatsmercurius“, worin er die protestantisch confessionellen Einwände bekämpfte, welche gegen den Kaiser erhoben worden. Auch hegte er schon 1684 den Plan, anonym eine Exposition des Glaubens zu verfassen, welche mehreren Bischöfen und eventuell auch dem Papste vorgelegt werden solle, worauf sich jedoch der Herzog nicht einließ; aber L. verfolgte seinerseits für sich den Gedanken weiter in einer kleineren Schrift „Projet pour finir les controverses de religion“ und bald darauf (1686) in einem ausführlicheren Manuscripte „Systema theologicum“, worin er unter der Maske eines Katholiken, welcher die Protestanten zu seiner Confession hinüberziehen will, in der That ein Gebäude einer verbesserten Glaubenslehre aufzustellen versucht, welches einer „natürlichen Religion“ näher träte und schließlich auf eine „moralische Gewißheit“ sich stützen könnte. Unterdessen hatte er in den von Mencke (1682) gegründeten „Acta eruditorum“ (bekanntlich der ersten wissenschaftlichen Zeitschrift Deutschlands nach dem Vorbilde des im J. 1666 begonnenen Journal des Savans) im Mai 1684 einen Aufsatz „De dimensionibus figurarum inveniendis“ veröffentlicht, welchen der von Paris zurückgekehrte Tschirnhaus für sich beanspruchte, sowie L. seinerseits manches, was jener ebendort zum Drucke gebracht hatte, als sein geistiges Eigenthum reclamirte; der über solchen Prioritätsstreit entstandene Bruch wurde durch den Herausgeber Mencke im Juli wieder vermittelt, L. aber gab, um weiteren Publikationen früherer mit Tschirnhaus gemeinschaftlich gemachter Arbeiten zuvorzukommen, im October 1684 ebendaselbst seine „Nova methodus pro maximis et minimis“ heraus, womit er zum ersten Male seine denkwürdige, bereits vor neun Jahren gefundene Methode der höheren Analysis zur Oeffentlichkeit brachte, wenn auch in einer sehr abstracten Form und nur auf Differentialrechnung, nicht aber auf Integralrechnung, ausgedehnt.

Gleichfalls in genannter Zeitschrift im nämlichen Jahre erschienen seine „Meditationes de cognitione, veritate et ideis“, in welchen er hauptsächlich eine ablehnende Kritik gegen Descartes übte. Vom Cartesianismus hatte er bezüglich des Begriffes der Bewegung bereits 1669 sich abgewandt, und es scheint, daß er inzwischen seine eigene dynamistische Anschauung, wornach zwischen dem quantitativen Maße der Bewegung und der treibenden Kraft zu unterscheiden sei, weiter verfolgt habe, so daß wir mit einiger Wahrscheinlichkeit den „Essai de dynamique“ in die Zeit um 1685 setzen dürfen. Gewiß wenigstens ist, daß er im Februar 1686, als er einen „Discours de metaphysique“ brieflich dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels mittheilte, ausdrücklich an seinen Dynamismus anknüpfte, wobei sichtlichste Keime des Begriffes der „lebendigen Kraft“, sowie überhaupt der Monadenlehre und der prästabilirten Harmonie sich zeigen; mit diesen metaphysischen Fragen aber verband er in merkwürdiger Weise zugleich auch die theologischen Probleme der göttlichen Gnade und Wunderwirkung, des Ursprunges der Sünde, des Verhältnisses zwischen menschlicher Freiheit und göttlicher Vorhersehung, der persönlichen Unsterblichkeit u. dgl. Und da der Landgraf die Uebermittelung dieser Schrift an den schon oben erwähnten Ant. Arnauld besorgte, nahm L. den Briefwechsel mit letzterem wieder auf (April bis December 1686), wobei er sich über den Occasionalismus, über Substantialität der Seele und über die Leeuwenhök'sche Präformation äußerte, ja einmal sogar die Frage erörterte, wie denn Gott beschließen konnte, einen gerade so gearteten Adam zu erschaffen. In den Actis eruditorum 1686 erschien einerseits „Brevis demonstratio erroris memorabilis Cartesii circa legem naturalem“, d. h. gegen die Annahme, daß die Quantität der gesammten Bewegung im Universum unverändert bleibe, und andererseits „De geometria recondita et analysi indivisibilium atque infinitorum“, eine erste Andeutung der Integralrechnung mit Erwähnung der vorangegangenen Entdeckungen sowie auch der Leistungen Newton's. Wahrscheinlich in den Jahren zwischen 1684 und 1687, d. h. jedenfalls vor seiner Reise, verfaßte L. mehrere Aufsätze, welche der weiteren Durchführung der sogenannten allgemeinen Charakteristik gewidmet waren, nämlich: De scientia universali seu calculo philosophico, Initia scientiae generalis, De natura et usu scientiae generalis, Synopsis libri, cui titulus erit „Scientia nova generalis“, Guilelmi Pacidii initia et specimina scientiae generalis, Fundamenta calculi ratiocinatoris, Non inelegans specimen demonstrandi in abstractis, Addenda ad specimen calculi universalis, deren einige immerhin an eine Zahlenmystik streifen, wenn auch L. von seinem Plane das stolze Wort Bacon's „instauratio et augmentatio scientiarum“ gebraucht. Das diese Pläne zusammenfassende Manuscript „Historia et commendatio linguae characteristicae universalis“ ist wahrscheinlich in eine spätere Zeit (vielleicht erst um 1695) zu setzen. Abgesehen von einem wiederholten Briefwechsel mit Arnauld über Spinozismus, bewegende Kraft und substantielle Formen, d. h. Monaden, sowie von einem Briefe an Pierre Bayle über die Continuität scheint L. im J. 1687 mit den Vorbereitungen zu der größeren Reise beschäftigt gewesen zu sein, deren Nothwendigkeit sich in Folge des vor sieben Jahren erhaltenen Auftrages bezüglich einer Geschichte des welfischen Hauses allmählich herausgestellt hatte. Es handelte sich nämlich um die Durchforschung zahlreicher deutscher und italienischer Archive, wobei er in seiner Weise mit der Verfolgung des besonderen Zweckes zugleich allgemeine Gesichtspunkte verband. Im October 1687 trat er die Reise an und begab sich über Kassel und den Mittelrhein zunächst nach Frankfurt, wo er einige Zeit bei dem Orientalisten und Historiker Hiob Ludolf verweilte, welcher ihn zur Theilnahme an einem von ihm beabsichtigten Collegium historicum imperiale eingeladen hatte (dasselbe trat 1690 ins Leben); L. arbeitete da eine Denkschrift über die Noth-

wendigkeit aus, daß mit diesem Institute eine eigene Zeitschrift für Sammlung geschichtlicher Quellen verbunden werde. Am 11. December traf er in Aschaffenburg ein, am 21. in Nürnberg und am 31. in Sulzbach, wo er bis zum 1. Februar 1688 mit Christian Knorr von Rosenroth (s. Allg. D. Biogr. Bd. XVI, S. 327) verkehrte, dessen „Cabbala denudata“ er mit demselben durchstudirte; von da ging er nach München, wo er sich mit Durchforschung der Handschriften Aventin's beschäftigte, hierauf wandte er sich über Böhmen nach Wien, wo er im Mai 1688 eintraf. Allerlei Erlebnisse und Eindrücke, welche er bis dahin erfahren hatte, legte er schriftlich nieder in „Einige curiose Anmerkungen, so auf meiner bisherigen Reise gemacht“. In Wien fand er reichste und verschiedenartigste Beschäftigung; zunächst war er thätig für die Interessen des hannoverischen Hauses, welches schon längst nach der neunten Kurwürde gestrebt hatte, während Frankreich stets Widerstand dagegen erhob; L., welcher schon 1685 in dieser Frage gearbeitet hatte, suchte am kaiserlichen Hofe die Wege zu ebnen und verfaßte die Denkschrift, welche Herzog Ernst August im folgenden Jahre (1689) an Leopold I. einreichte (zunächst erfolglos, die Investitur als Kurfürst geschah erst im December 1692). Außerdem beutete er die Handschriften der Wiener Bibliothek vielfachst für befreundete Gelehrte aus, unternahm auch einen Ausflug in die ungarischen Bergwerke, eine Hauptsache aber lag darin, daß er sich wieder in die hohe europäische Politik beigezogen fand. Es erfolgte nämlich am 24. September 1688 die Kriegserklärung Ludwigs XIV. gegen Oesterreich, worauf L. sofort in einigen Aufsätzen, welche wol sicher zur Kenntniß des Wiener Hofes gelangten, seinen Standpunkt darlegte; es sind dies: „Spiritus Gallicanus et axiomata Ludovici XIV Europae detecta“, ferner „Remarques sur un manifeste françois“ (ein solches war nämlich erschienen unter dem Titel „Mémoire des raisons qui ont obligé le Roy à reprendre les armes“) und „Vergleichung des orientalischen und occidentalischen Türken“ (d. h. als Letzterer erscheint Ludwig XIV.). Es hätte nicht bezweifelt werden sollen, daß die vom 18. October datirte kaiserliche Beantwortung der französischen Kriegserklärung wirklich von L. verfaßt wurde, welcher auch die in derselben obwaltenden Grundsätze in ausführlichster Weise in den „Reflexions sur la déclaration de la guerre que la France a faite à l'Empire“ darlegte. Gleichzeitig richtete er an Kaiser Leopold I. eine Denkschrift „Geschwinde Kriegsverfassung“, d. h. eine Uebersetzung und Erläuterung einer aus 22 Sätzen bestehenden Ordonnance, welche Ludwig XIII. im J. 1636 erlassen hatte, um möglichst schnell ein Heer auf die Beine zu bringen; daneben schrieb er „Bedenken in Betreff des Münzwesens“, worin er eingehendste Kenntniß der damaligen mißlichen Verhältnisse, sowie der möglichen Mittel einer Abhilfe bekundete, ferner „Kayserlicher Majestät und des Reichs Recht auf die Judenschaft zu Frankfurt“. Auch beschäftigte er sich mit dem oben erwähnten Plane Ludolf's, an welchen er mehrfache Rathschläge mittheilte, worunter wir auch den Gedanken finden, daß das Erlernen der Sprachen durch Transscription in ein lateinisches Universalalphabet erleichtert werden solle. Noch von Wien aus schickte er an die Acta eruditorum einen Aufsatz, welcher dort im Februar 1689 erschien und die Angabe enthielt, daß er die Hauptsätze Newton's, ohne dieselben zu kennen, von sich selbst aus, aber nach verschiedener Methode gefunden habe (hierin lag der erste Anlaß, daß Newton sich verletzt fühlte und später der Prioritätsstreit eine so bittere Gestalt annahm). Ende Februar 1689 verließ er Wien und kam am 4. März in Venedig an, wo er bis zum 30. blieb; nach zweiwöchentlichem Aufenthalte in Ferrara traf er am 14. April in Rom ein, von wo er Anfangs Mai einen kurzen Ausflug nach Neapel machte. In Rom wurde er alsbald als Mitglied in die von Ciampini gegründete Academia fisico-matematica auf-

genommen, woran er Bemühungen knüpfte, daß durch die Curie den Klöstern der Betrieb der Naturwissenschaften anbefohlen werden möge, da hierdurch nur der Ruhm des göttlichen Schöpfers erhöht werden könne. Durch den Jesuiten Grimaldi wurde er in die Studien eingeführt, welche aus dem in China bethätigten Missionsgeschäfte der Jesuiten erwachsen waren, und er sammelte nicht nur den Stoff zu seiner später (1697) verfaßten Schrift „Novissima Sinica“, sondern vermittelte es auch, daß deutsche Gelehrte mit Grimaldi über asiatische Dinge und Verhältnisse in brieflichen Verkehr traten. Daneben arbeitete er an einem dyadischen Systeme der Arithmetik, d. h. einer Rechnung ausschließlich mit 0 und 1 als Symbol der Schöpfung aus Nichts; als er ein Heft der Acta Eruditorum erhielt, in welchem ein Auszug aus Newton's (1687 erschienenem) Werke „Philosophiae naturalis principia mathematica“ gegeben war, schrieb er seine eigene Ansicht nieder in „Dynamica de potentia et legibus naturae corporeae“ und schickte einen Aufsatz „Tentamen de motuum coelestium causis“ an die Acta Erud. (1689), worin er den Versuch Newton's, das Dasein und Wirken Gottes daraus zu erweisen, daß die Bewegungen der Materie nicht lediglich aus der Attraction erklärt werden können, durch das Gleichniß zu beseitigen suchte, daß das Newton'sche Universum eben eine Uhr vorstelle, welche der ungeschickte Uhrmacher zeitweilig aufziehen und richten müsse. In Rom wurde er auch veranlaßt, die von ihm später überarbeitete Schrift „Notata quaedam circa vitam et doctrinam Cartesii“ (gedruckt 1693) zu verfassen, und außerdem richtete er an Papst Alexander VIII. ein Gedicht betreffs der Nothwendigkeit eines heiligen Krieges gegen die Türken (zwei anonyme Flugschriften, als deren Verfasser man ihn vermuthen wollte, können unerwähnt bleiben). Das Angebot einer Bibliothekarstelle an der Vaticana schlug er aus, da daran die Bedingung des Confessionswechsels geknüpft war. Im November 1689 reiste er von Rom nach Florenz, wo er mit Magliabecchi verkehrte, hierauf nach Bologna, wo er den Anatomen Malpighi besuchte, und im December traf er in Modena ein, welches er insoferne als ein Reiseziel betrachten durfte, als er dort im Archive eine entscheidende Entdeckung betreffs der Verwandtschaft des Braunschweigischen und des Este'schen Hauses machte. Auf der Rückreise begab er sich zunächst wieder nach Venedig, von wo aus er (März 1690) einen längeren Brief an Arnauld über die Grundsätze der Monadenlehre richtete und dann im Auftrage des Herzogs Ernst August nach Wien, woselbst er im Interesse der ersehnten Kurwürde zu wirken hatte. Im Juni traf er wieder in Hannover ein und schrieb alsbald einen „Bericht über die Reise nach Süddeutschland“, sowie „Brevis synopsis historiae Guelficae“ (zugleich auch in deutscher Uebersetzung); auch reifte die Zusammenstellung der gewonnenen Urkunden soweit heran, daß er 1691 dem Herzoge einen ersten Entwurf des späteren Werkes vorlegen konnte. Etwa in diese Zeit dürfte ein von L. mit keiner Ueberschrift versehenes Manuscript fallen, in welchem neben allgemeinen Erörterungen über Philosophie und Theologie die Frage über Körper und Ausdehnung polemisch gegen Descartes besprochen wird; eben letzteres that er auch in einem im Journal des Savans 1691 erschienenen Aufsatze „Sur la question, si l'essence du corps consiste dans l'étendue“. Gleichzeitig verarbeitete er das bei seinen Studien über die Harzbergwerke gesammelte Material zu einer Schrift „Protogaea“ (ein Auszug daraus ist in den Actis Erud. 1693 gedruckt), worin er eine völlig vulkanistische Erklärung der Gestaltung der Erdoberfläche gab und auch über die Verbreitung und Wanderungen der Hauptstämme des Menschengeschlechtes sich äußerte. Die politische Lage veranlaßte ihn, in einer Denkschrift „Consultation sur les affaires générales à la fin de la campagne de 1691“ die bisher neutralen Fürsten Deutschlands und Italiens zu einer Vereinigung und zu Erwägungen über eine verbesserte

Kriegsführung zu ermahnen, woran sich (1692) sein „Projet de descente en Biscaye“ als positiver Vorschlag anschloß. Im J. 1691 wurde L. wieder wie vor acht Jahren durch die Reunionsbestrebungen in Anspruch genommen, an welchen sich jetzt lebhaft die Herzogin Sophie von Hannover und eine Schwester derselben, welche Aebtissin in Maubuisson war, und außerdem eine Frau v. Brinon betheiligten, durch welch letztere die Schriftstücke nicht nur an Bossuet, sondern auch direct an Ludwig XIV. übermittelt wurden. Nachdem Pelisson in seinen „Reflexions sur les différents de la religion“ im Sinne Bossuet's eine Bekehrung der Reformirten beabsichtigt hatte, vertheidigte L. gegen ihn brieflich einen gemäßigten Indifferentismus, welcher auch noch einen gewissen Grad hierarchischer Autorität erträglich finden könne, zugleich aber setzte er seinerseits der Zumuthung, zum Katholicismus überzutreten, entschiedenst seine Angehörigkeit an die Augsburger Confession entgegen (diese Correspondenz wurde mit Leibniz' Erlaubniß gedruckt: Lettres de M. Leibniz et de M. Pelisson de la tolérance et des différents de la religion. 1693). Er schickte auch des Molanus' „Cogitationes privatae“ an Frau v. Brinon, und dem Molanus übersandte er seine eigenen „Cogitationes privatae“, welche eine Umarbeitung seiner früheren „Regulae circa Christianorum omnium unionem“ (vom J. 1683) waren, Molanus aber übermittelte diese Schrift an Bossuet, welcher die Reunion als unausführbar bezeichnete, da die katholische Kirche unbedingt am Tridentinum festhalten müsse. L. jedoch sah sich genöthigt, dem Hofe zu lieb noch immer wie früher den Standpunkt des vom Kaiser gestützten Spinola zu vertreten und setzte sich hiermit in längerem Briefwechsel schließlich (August 1692) der Antwort Bossuet's aus, daß über Religion sich nicht in gleicher Weise wie bei diplomatischen Angelegenheiten verhandeln lasse. Daneben lag ein Gegenstand der Correspondenz mit der Herzogin Sophie (1691) auch in dem Auftreten einer jungen Schwärmerin, welche unmittelbare Eingebungen von Christus zu empfangen glaubte, worüber L., wenn auch nicht schlechthin unbefangen, doch in milder Duldsamkeit sich äußerte und von schärferen Maßnahmen abrieth. Ein von Spinola verfaßtes „Sommaire historique des négotiations religieuses“ copirte er für sich (1693) und wahrscheinlich entstand um diese Zeit sein Manuscript „Dialogue entre un habile politique et un ecclésiastique d'une piété reconnue sur des sujets de religion“. Zugleich aber finden wir ihn während des Jahres 1692 in rastloser Beschäftigung mit den mannigfaltigsten Dingen. In einem „Mémoire pour des personnes éclairées et de bonne intention“ entwickelte er wieder seine Gedanken über Gründung einer weitgreifenden gelehrten Gesellschaft, an Huet richtete er ein ausführliches kritisches Schreiben „Animadversiones in partem generalem Principiorum Cartesianorum“ und an Huygens seine Bedenken über Newton's Himmelsmechanik, deren Starrheit ihn abstieß, während er seinerseits une matière liquide annehmen zu müssen glaubte; wichtig ist auch seine 1692 erneute Correspondenz mit Papin, dessen Versuche über die Dampfkraft er genau verfolgte und durch Vorschläge neuer Experimente förderte, wobei er insbesondere die Lehre vom Kräftemaß erörterte; daneben schrieb er „Bedenken über Seidenziehung“, auf welchen Gegenstand er später mehrmals zurückkam, und mit dem Helmstädter Bibliothekar v. d. Hardt (s. Allg. D. Biogr. Bd. X. S. 595) verkehrte er brieflich über die Harmonie der verschiedenen Sprachen, während ein längerer Briefwechsel mit Nicaise, Canonicus in Dijon, sich auf Linguistisches, Litteratur, Antiquitäten, politische Geschichte, Cartesianismus und auf die Streitigkeiten zwischen Fenelon und Bossuet erstreckte; gleichzeitige Sendschreiben an Malebranche hatten selbst die Folge, daß dieser sich von Descartes abwandte und in den sogenannten Theodiceefragen den Ansichten Leibniz' näherte; ferner mit Foucher correspondirte er über Theilbarkeit und Bewegung, sowie mit dem

Marquis de l'Hospital, dem ersten Franzosen, welcher an Leibniz' mathematische Leistungen anknüpfte, über den Ausbau der Integralrechnung. Indem er so in Frankreich allgemein bekannt war und in hohem Ansehen stand, erhielt er (1692) durch Vivier die Aufforderung, in französische Dienste zu treten, was er ablehnte, da er eben mit den Ergebnissen seiner Reise und seiner geschichtlichen Forschungen beschäftigt war. Dem Streben Hannovers nach der neunten Kurwürde waren noch immer neben confessionellen Bedenken mancherlei Einwände entgegengetreten, worüber L. überallhin vermittelnd zu wirken versuchte, und da es sich auch um das zur Kur gehörige Erzamt handelte, bezüglich dessen Sachsen und Württemberg Einsprache erhoben, verfaßte er (December 1692) die Denkschrift „Vom Unterschiede zwischen dem Reichs-Haupt-Banniere und der württembergischen Sturmfahne", sowie er auch auf Ludolf, welcher ein Gegner der neuen Kurwürde war, einzuwirken versuchte. Als erste Frucht seiner historischen Studien erschien 1693 der „Codex iuris gentium diplomaticus", dessen Vorrede „De notionibus iuris et iustitiae" die Grundzüge einer Rechtsphilosophie enthält, in welcher die aristotelische Eintheilung der Gerechtigkeit mit der von Hugo Grotius vorgenommenen Gliederung verbunden und ein theologisirender Abschluß erreicht wird, zugleich aber auch eine patriotische Vertheidigung der Rechte Deutschlands eingeflochten ist; vielleicht fällt das Bruchstück „Vom Naturrecht" ungefähr in die gleiche Zeit. Neue Folgerungen der höheren Analysis, über welche er mit Newton noch einen freundschaftlichen, aber letzten Briefwechsel führte (17. März und 26. October 1693), veröffentlichte er in den Actis Erud. (1693 f.), nämlich „Supplementa geometriae practicae"; d. h. über Integrirung logarithmischer Functionen, und „Nova calculi differentialis applicatio". Ebendort erschien 1694 eine kurze Abhandlung „De primae philosophiae emendatione et de notione substantiae", worin er den für die Monadenlehre entscheidenden Grundsatz aussprach, daß das wahre Wesen der Substanz in Thätigkeit bestehe. Zu seinen geschichtlichen Arbeiten erhielt er einen Gehülfen an Joh. Georg Eckhart, welcher 1694 von Dresden nach Hannover kam (s. Allg. D. Biogr. Bd. V, S. 627) und nun fortan in dauernder wissenschaftlicher Verbindung mit L. blieb; daß aber letzterer in einem Briefe an Spanheim (November 1694) den Wunsch äußerte, nach Pufendorf's Tod als Historiograph in brandenburgische Dienste zu treten, ist wol ein eigenthümliches Zeichen seiner Strebsamkeit. Als 1695 der Herzog von Modena sich mit einer Tochter des verstorbenen Herzogs Johann Friedrich vermählte, schrieb L., welcher mit den Keimen dieser Angelegenheit bereits bei seinem Aufenthalte in Modena vertraulich zu schaffen hatte, eine „Lettre sur la connexion ancienne des maisons de Brunsvic et d'Este". Einem ersten Angriffe gegen die Differentialrechnung, welchen Bernhard Nieuwentiit in den Actis Erud. durch „Considerationes circa analyseos ad quantitates infinite parvas applicatae principia" gemacht hatte, antwortete L. ebendort (1695) durch den Aufsatz „Responsio ad nonnullas difficultates", wobei er den schwierigen Begriff des Unendlichkleinen zu berichtigen versuchte, sowie er damals überhaupt die Absicht hegte, eine „Scientia infiniti" zu schreiben; ein kurzes „Specimen dynamicum" erschien am gleichen Orte. Im nämlichen Jahre aber veröffentlichte er zum ersten Male einen zusammenfassenden Grundriß der in seinem Geiste allmählich entstandenen Monadenlehre mit Einschluß der prästabilirten Harmonie; nämlich im Journal des Savans (1695) erschien „Système nouveau de la nature et de la communication des substances", und als dagegen Foucher Einwände erhoben hatte, folgte ebendort „Remarques sur les objections de M. Foucher" nebst „Eclaircissement du nouveau système de la communication des substances", sowie bald darauf (1696) „Lettre à M. Basnage" und „Extrait d'une lettre de Leibniz sur son hypothèse de philosophie" (letztere beiden wurden

später auch als 2. und 3. Eclaircissement bezeichnet). Die hier niedergelegten Grundsätze suchte L. zugleich für die Fragen der Erkenntnißtheorie zu verwerthen und verfaßte somit (1696) „Reflexions sur l'essay de l'entendement humain de Locke“ (desselben Essay concerning human understanding war 1689 f. erschienen); das Manuscript schickte er selbst an Locke, damit es in der beabsichtigten französischen Uebersetzung des Werkes veröffentlicht werde, jener aber legte keinerlei Werth darauf, und so wurde Leibniz' Aufsatz erst nach Locke's Tod in der Sammlung der nachgelassenen Briefe desselben gedruckt (1708). Im März 1696 traf L. mit Johann Bernoulli, welcher fleißig am Ausbaue der höheren Analysis gearbeitet hatte, die Vereinbarung, daß er seinerseits statt des bisher gebrauchten Wortes „summatio“ sich fortan des Ausdruckes „integralis“ bediene, Bernoulli hingegen an Stelle des von ihm gewählten Zeichens „J“ (integralis) künftig $\int$ (d. h. summatio) anwende, wodurch sonach die jetzt noch übliche Bezeichnungsart eingeführt war. Im Briefwechsel mit Bernoulli kommt L. auch stets auf den von ihm eingeführten Begriff der lebendigen Kraft zurück (d. h. nach seiner Annahme ist die Bewegungskraft $= M \times C^2$, während die Cartesianer sie als $M \times C$ nahmen) und der gleiche Gegenstand erscheint auch in der Correspondenz mit Wallis sowie in einigen Aufsätzen in den Actis Erud. Daneben mit pädagogischen Fragen beschäftigt, brachte er mancherlei einzelne Gedanken über Reform der Schulen zu Papier und verfaßte (1696) „Projet de l'éducation d'un prince“, woselbst er das Verfahren empfahl, welches wir jetzt Anschauungsunterricht nennen; ein gleichzeitiger Entwurf einer Instruction betreffs Untersuchungen über die tatarischen Sprachen verfolgte ein Ziel, welches heutzutage der Völkerpsychologie zugewiesen wird, und ein Brief an Gabriel Wagner „Vom Nutzen der Vernunftkunst oder Logik“ gibt Zeugniß davon, wie einläßlich er auch mit diesem Gebiete vertraut war; in die gleiche Zeit fällt ein Manuscript „De origine Germanorum“. Als 1696 Franz v. Helmont nach Hannover kam, führte ihn L. auch bei der Kurfürstin Sophie ein, und es knüpften sich hieran mehrere Unterredungen philosophischen und theosophischen Inhaltes. Am 29. Aug. 1696 wurde er zum Geheimen Justizrathe ernannt, wodurch er wol fester an Hannover gebunden werden sollte, denn er äußerte um jene Zeit öfter, daß er anfange sich zu langweilen und an eine Reise nach Holland denke, wo ihm der überhand nehmende Deismus einer Bekämpfung zu bedürfen schien. In Folge einer in Engensee (1696) gehaltenen Conferenz der Mitglieder des welfischen Hauses wurden ihm zur Fortsetzung der geschichtlichen Arbeiten 400 Thaler zugewiesen, welche Unterstützung jedoch 1698 wieder zurückgezogen wurde. Als eine Nebenfrucht aber der welfischen Historiographie erschien 1697 „Historia arcana Alexandri VI. Papae seu excerpta ex diario Joh. Burchardi“ und wahrscheinlich um diese Zeit schrieb er auch „Flores sparsi in tumulum Johannae papissae“. Wenn wir es für beachtenswerth halten müssen, daß er in einem Briefe an Burnet (Mai 1697) bekennt, er sei jetzt in seinen philosophischen Ueberzeugungen zum Abschlusse gekommen, so wird es uns als minder wichtig erscheinen, daß er im Journal des Savans (August) abermals am Cartesianismus eine ablehnende Kritik übt; hingegen die Manuscripte „Sentiment sur l'amour de dieu désinteressé“ (d. h. über Spinoza's amor intellectualis dei) und „De rerum originatione radicali“ (November 1697) zeigen die theologisirende Auffassung, welche bei ihm bezüglich der bestmöglichen Welt und verwandter Fragen obwaltete. Nachdem die Verhandlungen über eine Reunion der christlichen Confessionen seit vier Jahren abgebrochen waren, tauchte jetzt ein anderer irenischer Gedanke auf, indem man eine Vereinigung der beiden nicht-katholischen Bekenntnisse anstrebte, wobei L. wieder als Wortführer auftrat; derselbe richtete nämlich (Juni 1697) an den Secretär des Kurfürsten von Brandenburg eine „Kurze Vorstellung der

Einigkeit und des Unterschiedes bei den Protestirenden", welche in Berlin günstig aufgenommen wurde, aber doch vorerst nicht zu thätigem Eingreifen führte, während L. in dieser Angelegenheit auch nach Helmstädt ging, um mit Friedr. Ulr. Calixt (dem Jüngeren, s. Allg. D. Biogr. Bd. III, S. 705) zu verkehren, welcher, nicht ohne Anknüpfung an seinen Vater, Unionspläne verfolgte. Von der Vereinigung der sämmtlichen „Evangelischen" (welche Bezeichnung für Protestanten und Reformirte vom Berliner Hofe vorgeschlagen war) erwartete L., welcher mit der theologischen Richtung des Herm. Aug. Francke sympathisirte, auch eine Förderung des Missionswesens in Rußland und Asien. Während der langen Verhandlungen, welche endlich zum Abschlusse des Friedens zu Ryswijk (30. October 1697) führten, richtete L. nach Wien eine Denkschrift „An den Kaiser", worin er rieth, daß Oesterreich, selbst wenn es ganz allein stehe, kriegerischen Widerstand gegen Frankreich leisten solle, und seiner nicht sehr tröstlichen Ansicht über den erfolgten Friedensschluß gab er Ausdruck in „Considérations sur la paix de Ryswyk".

Sogleich aber nach dem Ryswyker Frieden trat in Berlin eine Wendung ein, welche für L. einflußreich wurde. Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg war (seit 1684) vermählt mit Sophie Charlotte, Tochter des hannoverischen Herzogs Ernst August, und sowie diese auch nach ihrer Verheirathung überhaupt im innigsten Verhältnisse mit ihrer Mutter Sophie verblieb, so neigte sie sich bei dem zwischen Hannover und Brandenburg bestehenden Zwiespalte erklärlicher Weise stets näher zur braunschweigischen Hauspolitik. Hierin lag wol eine der hauptsächlichen Ursachen zu dem Sturze des bis dahin in Berlin nahezu allmächtigen Danckelmann (s. Allg. d. Biogr., Bd. IV. S. 724); jedenfalls aber ist es Thatsache, daß nach der Entlassung dieses Staatsmannes L. in Berlin an Boden gewann, wo er nunmehr zu Gunsten der politischen Gesinnung der beiden Kurfürstinnen wirken und zugleich die obwaltende Spannung lösen zu können hoffte. Als glaubhaftes äußeres Motiv, um nach Berlin zu kommen, sollte die Gründung einer wissenschaftlichen Gesellschaft dienen, und so regte er bereits gegen Ende 1697 in Briefen an den brandenburgischen Cabinetssecretär und insbesondere an Sophie Charlotte den betreffenden Plan an, welchen er seinerseits ja schon früher in verschiedenen Manuscripten im Allgemeinen ins Auge gefaßt hatte; diese älteren handschriftlichen Entwürfe legte er der Kurfürstin, als sie 1698 von Berlin auf Besuch nach Hannover kam, persönlich vor. Im Zusammenhange mit diesen Gründungsgedanken stand es, daß er (noch Ende 1697) eine „Ermahnung an die Teutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, sammt Vorschlag einer teutsch gesinnten Gesellschaft" niederschrieb, worin er den Wunsch aussprach, daß nunmehr nach dem eingetretenen Friedensschluß sich die Deutschen in geistiger Erhebung gegen Frankreich aufraffen sollen; und etliche Wochen später verfaßte er „Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache", eine Schrift, welche den Kampf gegen den damaligen Mischmasch aufnahm und zugleich verwandt mit den Plänen einer allgemeinen Charakteristik auf die Nothwendigkeit richtig gewählter Zeichen hinwies, woraus sich ein dreifaches Wörterbuch ergeben solle, nämlich ein „Sprachbrauch", enthaltend die üblichen Worte, dann ein „Sprachschatz", die Kunstworte umfassend und ein „Sprachquell", worin die alten Wortformen zu sammeln seien. Ja sogar auf Ludwig XIV. blickte er in zwei kleinen Denkschriften: „Préceptes pour avancer les sciences" und „Discours touchant la méthode de la certitude et l'art d'inventer pour finir les disputes", insoferne jetzt Frankreich nach all seinen Siegen den Friedensruhm eines goldenen Zeitalters erwerben könne, wenn es mit vereinten Kräften die Verwirklichung einer Allwissenschaft fördere. Als am 23. Januar 1698 Kurfürst Ernst August starb,

verfaßte L. die sogen. Personalien, welche beim Leichenbegängnisse in der Schloßkirche verlesen wurden (gedruckt 1698). Dem Thronfolger Georg Ludwig, nachmaligem Könige von Großbritannien und Irland stand L. nicht so nahe, wol aber dauerte die Vertrauensstellung desselben bei der verwittweten Kurfürstin Sophie ebenso innig fort, wie der briefliche und persönliche Verkehr mit der brandenburgischen Kurfürstin Sophie Charlotte sich enger zu schürzen begann. Unterdessen war in Hannover der Faden der Reunionsgedanken fortgesponnen worden, und zwar in doppelter Richtung, nämlich einerseits bezüglich einer Vereinigung aller christlichen Confessionen und andererseits behufs einer Union der Akatholiken unter sich, welch letztere Absicht auch am brandenburgischen Hofe gehegt wurde und nebenbei eine politische Spitze gegen Ludwig XIV. in sich barg. Noch im December 1697 hatte Daniel E. Jablonski (s. Allg. d. Biogr., Bd. XIII. S. 523 ff.) eine irenische Schrift an Ernst August gerichtet, von welchem L. zu einem Gutachten hierüber aufgefordert wurde, und so ergab sich ein erneuter Briefwechsel des letzteren mit Bossuet und Molanus, sowie Verkehr mit den Helmstädter Theologen Fabricius und A. Schmidt, desgleichen mit dem Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, welcher die allgemeine Reunion bei Ludwig XIV. befürwortete, wodurch auch Du Héron, französischer Gesandter in Braunschweig, in die Correspondenz beigezogen wurde. Im Sommer 1698 fand in Hannover eine Conferenz zwischen Jablonski, Molanus und L. statt, worauf letztere beide gemeinschaftlich eine Denkschrift in deutscher Sprache mit dem Titel „Via ad pacem“ verfaßten, worin weitgehende Zugeständnisse des Protestantismus an den Katholicismus enthalten waren; L. seinerseits fügte unter Bezugnahme auf Spener ein „Tentamen irenicum“ hinzu. Im Januar 1699 schrieb Bossuet seinen letzten Brief an L., und die ganze Angelegenheit schlief vorläufig wieder ein, obwol noch im März die Helmstädter theologische Facultät einstimmig den Reunionsvorschlägen beitrat. Um so mehr nun glaubte L. an der engeren Union, d. h. an der Vereinigung der Protestanten und Reformirten, festhalten zu müssen, und indem er in dieser Absicht seinen Blick auch auf England richtete, schrieb er (20. April 1699) an den anglicanischen Bischof Burnet in Salesbury einen ausführlichen Brief, welcher als ein Hauptdocument seiner auf diesen Zweck zielenden Bestrebungen zu betrachten ist. Daneben hatte er 1698 die zum Codex iuris gentium gehörigen „Accessiones historicae“ veröffentlicht und auch in den Gebieten der Philosophie und der Mathematik gearbeitet. Da nämlich ein Streit über den Begriff der Natur zwischen dem Altorfer Joh. Chr. Sturm und dem Kieler Schelhammer ausgebrochen war, schickte L. an die Acta Erud. (1698) einen Aufsatz „De ipsa natura sive de vi insita actionibusque creaturarum“, worin er den Kern seiner Monadenlehre, d. h. den Grundsatz, daß das Wesen der Substanz in Thätigkeit bestehe, erörterte, und gleichzeitig schrieb er an Basnage in Rotterdam „Eclaircissement des difficultés que M. Bayle a trouvé dans le système nouveau de la nature“. In welch engem Zusammenhange aber die Monadenlehre mit seinen Principien der Dynamik sich befunden habe, ist aus einem an De Volder, Professor in Leyden, gerichteten Briefe (1698), ersichtlich, in welchem er an den oben erwähnten Begriff der lebendigen Kraft die Darlegung knüpfte, daß in jedem Körper ein Elasticität erzeugendes Fluidum walte und der Körper überhaupt ein Aggregat von Substanzen sei, welche mit Activität ausgerüstet sind. In einem damals erneuten Briefwechsel mit Wallis klärte er diesen, welcher ein Anhänger der alten Schule war, über das Verhältniß auf, welches zwischen seiner Differentialrechnung und der Fluxionsrechnung Newton's bestehe, und zwar ohne hierbei irgend Eifersucht zu zeigen (wichtig sind die Briefe vom 29. December 1698 und vom 30. März 1699); aber alsbald sollte der Prioritätsstreit beginnen. L. nämlich

hatte (wie es damals üblich war, daß die Mathematiker sich gegenseitig Aufgaben zuschickten) das Problem der sogen. Brachistochrone gestellt, über welches auch Newton eine Lösung einschickte, und in dem Berichte, welcher über die eingelaufenen Arbeiten in den Actis Erud. (1699) erschien, war Newton gleichsam als ein Schüler Leibniz's bezeichnet worden. Darauf nun erhob der in England lebende Schweizer Fatio de Duillier in einem Aufsatze „Lineae brevissimi descensus investigatio" geradezu den Vorwurf, daß L. ein Plagiat an Newton begangen habe, welcher überhaupt der erste Erfinder des neuen Calculs sei; dagegen wehrte sich L. in den Actis Erud. mittelst einer „Responsio ad Fatii imputationes". Er konnte sich dabei darauf berufen, daß Newton in einem Scholion der „Philosophiae naturalis principia" (1687) selbst die anerkennende Bemerkung ausgesprochen habe, daß L. eine ähnliche Methode besitze; aber L. fügte auch bei, er seinerseits habe bereits zehn Jahre früher seine Erfindung dargelegt und die ähnliche Methode Newton's erst jüngst durch Huygens erfahren (letzteres aber entspricht der Wahrheit durchaus nicht, da L. in seinem oben erwähnten Briefe an Oldenburg vom 11. Juni 1677 thatsächlich eine theilweise Bekanntschaft mit Newton's Verfahren bekundet hatte). Seit einiger Zeit schwebten am politischen Horizonte zwei Thronfolgefragen, welche ihre endgültige Entscheidung von der Zukunft zu erwarten hatten; nämlich einerseits war in England nach der Entthronung Jakobs II. durch die Bill of rights (1689) der Besitz der Krone an das protestantische Glaubensbekenntniß geknüpft worden, und da König Wilhelm III. überhaupt kinderlos war und auch die Kinder seiner protestantischen Schwägerin und Nachfolgerin Anna sämmtlich gestorben waren, fiel das Erbfolgerecht auf die Kurfürstin Sophie von Hannover als Enkelin König Jakobs I., während der katholische Sohn des gestürzten Jakob II., gleichfalls Jakob genannt, trotz der öffentlichen Meinung, welche ihn für einen unterschobenen Prinzen hielt, gleichfalls Ansprüche auf den Thron erhob und dabei von seiner Schwester Anna, sowie von Frankreich unterstützt wurde. Nachdem L. bereits im October 1696 diese Successionsfrage bei der Kurfürstin Sophie berührt hatte, wobei jedoch dieselbe sich entschieden für den Prätendenten Jakob III. erklärte, kam die Angelegenheit im September 1698, als König Wilhelm III. in Celle anwesend war, im Beisein Leibniz's wieder zur Sprache, welcher sich mit Wärme für den bestehenden Rechtsstandpunkt, d. h. für Annahme der eventuellen Succession äußerte, aber abermals auf spröde Abneigung der Kurfürstin stieß; nach wiederholten vergeblichen Besprechungen und Gutachten trat er im Juli 1700 in Correspondenz mit Stepney, um sich über die Lage der Dinge in England und besonders über die Stellung der dortigen Parteien zur Successionsfrage genau zu unterrichten, und gab neuerdings in schriftlicher Begründung seine Meinung kund, ohne jedoch bei Sophie Zustimmung zu finden. Eine zweite Thronfolgefrage, welche bekanntlich in Bälde nahezu ganz Europa in Bewegung setzte, lag in Spanien vor, wo mit dem Ableben des Königs Karl II. ein Erlöschen des Mannsstammes der spanischen Habsburger in Aussicht stand; im Hinblicke hierauf verfaßte L. (1700) zu Gunsten der österreichischen Ansprüche eine Denkschrift „Status Europae incipiente novo saeculo". Während er die „Mantissa codicis iuris gentium diplomatici" (1700) veröffentlichte, womit auch die „Monita ad Pufendorfium" und die „Observationes de principiis iuris" ungefähr gleichzeitig sein dürften, bahnte sich für ihn eine Wirksamkeit in Berlin an. Nachdem ihm schon im September 1699 Jablonski brieflich die Geneigtheit Preußens, ihn in Dienst zu nehmen, mitgetheilt hatte, erging an ihn anfangs März 1700 durch den Kurfürsten von Brandenburg die formelle Einladung, nach Berlin zu kommen, wo man eine Verbesserung des Kalenders beabsichtigte, zu welcher L. bereits von Hannover

aus Beiträge geliefert hatte. Kurfürst Georg Ludwig ertheilte den erforderlichen Urlaub, nachdem L. am 13. März als Mitglied in die Pariser Akademie aufgenommen worden, was übrigens nach Fürsprache des Berliner Hofes auf Befehl Ludwigs XIV. geschehen war. Dem Wunsche Leibniz's folgend suchte die Kurfürstin Sophie Charlotte ihren Gemahl zu überzeugen, daß die Kalenderverbesserung füglichst durch eine wissenschaftliche Gesellschaft gefördert werde, und Friedrich III. faßte auch in der That am 18. März den Beschluß, eine Societät der Wissenschaften in Berlin zu gründen. Betreffs der Ausführung schickte L. noch von Hannover aus zwei Denkschriften ein, reiste aber dann Mitte Mai selbst nach Berlin, wo sofort sein regster geistiger Verkehr mit Sophie Charlotte begann, welche den Sommer in dem benachbarten Lützenburg (d. h. jetzt Charlottenburg) verbrachte. Nach verschiedenen vorangegangenen Entwürfen, welche besonders die Dotation betrafen, verfaßte L. den Stiftungsbrief der „Societät der Wissenschaften", welcher vom Kurfürsten am 11. Juli unterzeichnet wurde, worauf am 12. L. die Ernennung zum Präsidenten erhielt. Als Aufgabe der Societät war bezeichnet, daß sie zur Ehre der deutschen Nation in Erhaltung der deutschen Sprache und Pflege der deutschen Geschichte thätig sei, daß sie dem gemeinen Nutzen durch Förderung der Naturbeobachtung und der Experimente diene, und daß sie zur Verbreitung des christlichen Glaubens in Hebung der Missionen beitrage (Philosophie war in den Umkreis der Thätigkeit der Akademie nicht aufgenommen). Eine Erzählung seiner auf die neue Anstalt gerichteten Bemühungen schrieb L., welcher alsbald eine Besoldung von 600 Thlrn. erhielt, mit der Ueberschrift „Societät der Wissenschaft in Preußen" nieder. Nachdem schon im Mai dieses Jahres (1700) Kaiser Leopold an den Kurfürsten Georg Ludwig das Ersuchen gerichtet hatte, daß L. behufs geplanter Reunionsverhandlungen nach Wien komme, folgte derselbe im September vom Bade Teplitz aus dieser Einladung und verweilte bis Mitte December in mehrfachem Verkehre mit dem kaiserlichen Hofe; nach dem Tode des Königs Karl II. von Spanien (1. November) verfaßte er auf Anstiften Hollands „Manifest contenant les droits de Charles III., Roi d'Espagne" (gedruckt 1704 und in spanischer Uebersetzung 1711), worin er in heftiger Weise sich über die Chicanen Frankreichs erging. In diese Zeit fallen auch handschriftliche Vorschläge über Seidenzucht und Maulbeerpflanzungen, über Assecuranzen und Unfallversicherung, sowie Briefwechsel mit Le Fort in Petersburg über Herstellung von Polyglotten, mit dem schwedischen Minister Sparvenfeld und dem Reisenden Witsen über slavische Sprachen, und ein kleiner Aufsatz über Cartesianismus im Journal de Trévoux (1700). Von Wien war L., ohne Hannover zu berühren, nach Berlin zurückgekehrt, wo er als Ausländer nicht ohne Mißtrauen aufgenommen war und auch bezüglich der gewünschten Blüthe der neu gegründeten Societät auf mancherlei Hindernisse stieß, da es vorerst nicht nur an einem Locale für dieselbe, sondern vor allem auch an Geldmitteln fehlte; er reichte verschiedene Entwürfe über Kalenderstempel, über Seidenzucht und über Missionswesen ein, und machte auch den Vorschlag, daß jährlich sämmtliche Aerzte Preußens an die Societät Berichte über alle Zweige der Medicinalstatistik einschicken sollen (verwirklicht wurde letzterer Plan viel später, nämlich erst durch ein Edict vom J. 1750). Ein erfreuliches Ergebniß seiner Thätigkeit war der „Monatliche Auszug aus allerhand neu herausgegebenen nützlichen und artigen Büchern", welcher 1700—1702 erschien und äußerlich als von Eckhart herausgegeben auftrat, aber dem Inhalte nach hauptsächlich von L. bearbeitet war, welcher dabei den Kampf gegen Franzosenthum, sowie gegen Fanatismus und Geschmacklosigkeit aufnahm. Auch bei den langen Unterhandlungen über die Erhebung des brandenburgischen Kurfürsten zum Könige von Preußen (die Krönung fand am 18. Januar 1701 in Königs-

berg statt) war L. beschäftigt, und in Folge dessen verfaßte er (1701) einen „Auszug verschiedener die neue preußische Krone angehender Schriften“, welchem er seinerseits einen Anhang „Betreffend dasjenige, was nach heutigem Völkerrecht zu einem Könige erfordert wird“, beifügte. Am höchsten aber schätzte er den Umgang mit der Regentin Sophie Charlotte, bei welcher er nöthigenfalls auch Schutz gegen Anfeindungen fand. Philosophische Gespräche mit derselben trugen schon 1700 den veranlassenden Keim zur späteren Theodicee in sich, insofern die hochgestellte geistvolle Dame, welche, geleitet von L., den Lauf der Litteratur verfolgte, sich von Pierre Bayle's Manichäismus, sowie von dessen schroffer Scheidung zwischen Religion und Philosophie abgestoßen fühlte und von ihrem Lehrer Beruhigung über die betreffenden Fragen erwartete. Mit den einläßlicheren Studien, welche nun L. in dieser Richtung machte, hängen wol verschiedene Manuscripte desselben zusammen, welche eben deshalb ungefähr in diese Zeit zu setzen sein dürften, nämlich „Refutation de Spinoza“, ferner „Observationes ad Mosis Maimonidis librum, qui inscribitur Doctor perplexorum“, sowie auch Anmerkungen (französisch) zu des Mercurius van Helmont kabbalistischer Schrift „Seder Olam seu ordo seculorum“. Sichergestellt aber ist die Abfassungszeit zweier Schriften zum Zwecke der Vertheidigung gegen den Benedictiner Franz Lami, welcher in seiner „Connaissance de soy-même“ (1699) die Lehre von der prästabilirten Harmonie bestritt; L. nämlich schrieb dagegen „Addition à l'explication du système nouveau touchant l'union de l'âme et du corps“ (1700) und „Réponse aux objections contre le système de l'harmonie préétablie qui se trouvent dans le livre de la connaissance de soy-même“ (1702). Inzwischen war L. wieder durch die englische Successionsfrage zu wiederholter Abwesenheit von Berlin veranlaßt; er hatte für die Kurfürstin Sophie über eine diese Angelegenheit betreffende Schrift des Engländers Fraiser ein Gutachten verfaßt („Reflexions sur un écrit Anglais“) und wurde im Jan. 1701 zu einer Conferenz in Celle beigezogen, bei welcher außer Sophie sich der Herzog Georg Wilhelm von Celle-Limburg (Bruder des verstorbenen Kurfürsten Ernst August) und der englische Gesandte Cresset einfanden. Indem dort die Kurfürstin bei ihrer früheren Ablehnung beharrte, hob L. in einer Denkschrift „Considérations sur le droit de la maison Brunsvic-Lunebourg à l'égard de la succession d'Angleterre“ die Gefahren hervor, welche für Europa drohten, wenn während des in sicherer Aussicht stehenden spanischen Erbfolgekrieges in der Person des präsumtiven Jakob III. (welchen auch L. für einen Bastard hielt) ein französischer Vasallenkönig den Thron Englands besteige. Hierdurch wurde Sophie etwas nachgiebiger gestimmt, und Englands König Wilhelm III., welcher sich stets für die hannoversche Succession erklärt hatte, konnte dem Abschlusse der Frage entgegensehen; auch L. setzte von Berlin aus seine Bemühungen fort und vertrat in erneutem Briefwechsel mit Stepney (März 1701) die Ansicht, daß die Angelegenheit gemeinsam vom Könige und vom Parlamente geregelt werden müsse. Dies geschah auch, und nachdem am 12. Juni der Parlamentsbeschluß die königliche Sanction erhalten, fand sich am 14. August in Hannover eine englische Kronbotschaft ein, welche der Kurfürstin die Successionsacte überbrachte; zu dieser Feierlichkeit war auch L. wieder dorthin geeilt, welcher dabei persönlich mit dem Freidenker Toland, als einem Mitgliede jener Gesandtschaft bekannt wurde, und durch philosophische Gespräche mit demselben wurde das Manuscript „Adnotatiunculae ad Tolandi librum de Christianismo“ veranlaßt. Im Sommer 1701 waren bedenkliche Differenzen politischer Art erwachsen, indem nicht nur Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg, welcher seit der Kurwürde feindselig gegen Hannover stand, sich an Frankreich anschloß, sondern auch Braunschweig-Wolfenbüttel einen Neutralitätsvertrag mit Lud-

wig XIV. einging, und indem nun Sophie Charlotte von Preußen um jeden Preis ein Zusammengehen mit Hannover wünschte, bethätigte sich L. als Vertrauensmann derselben sowol in dieser Richtung als auch in dem Bestreben, bei den übrigen Höfen zu vermitteln. Zugleich richtete er an Kaiser Leopold eine „Denkschrift über politische Sachen", worin er eine Coalition aller deutschen Fürsten mit Einschluß der nordischen Mächte behufs der Abwehr gegen Frankreich vorschlug, und bezüglich des spanischen Erbfolgestreites schrieb er „La justice encouragée contre un partisan Bourbonique", sowie er die gefährliche Lage Europas überhaupt in einer „Lettre à la république de Venise" schilderte. In Hannover war man über die öfteren Reisen Leibniz's nach Berlin bereits verstimmt und hegte den Argwohn, daß seine Thätigkeit überhaupt in höherem Grade Preußen zu gute komme, für welches er innerlich „inclinire"; der Kurfürst Georg Ludwig, welcher die welfische Geschichtschreibung als das unsichtbare Werk zu bezeichnen pflegte, gewährte allerdings (Juli 1701) die früher eingezogenen 400 Thlr. neuerdings, aber wollte dabei den Fortschritt der Arbeit controlliren und zu diesem Behufe einen Gehülfen bestellen; letzteres that übrigens in Bälde L. von sich selbst aus, indem er den Candidaten der Theologie Joh. Friedr. Hodann, welcher für ihn in den Aufgaben der allgemeinen Charakteristik gearbeitet hatte, auch zu den historischen Studien beizog. Im December 1701 ging er wieder nach Berlin, wo er erkrankte und hierdurch gehindert war, die nach Hannover reisende Königin zu begleiten, im März 1702 aber hatte er eine Familienangelegenheit des Kurfürsten Georg Ludwig (betreffs des Bruders desselben, Maximilian Wilhelm) in Wien zu erledigen, von wo er im Mai wieder in Berlin eintraf; dort verfaßte er für Sophie Charlotte einen an die Monadenlehre anknüpfenden Aufsatz über Materie und Sinneswahrnehmung und traf öfters mit dem nun in Berlin lebenden Toland zusammen, über welchen er sich in mehreren Briefen an die Kurfürstin Sophie äußerte, wobei meistens auch die englische Succession zur Sprache kam. Nach vorübergehendem Aufenthalte in Hannover war er von September 1702 bis April 1703 wieder in Berlin, in welcher Zeit er in Folge der Rechtsfrage über die sogen. oranische Erbschaft die Denkschrift verfaßte „Information sommaire touchant le droit incontestable de Sa Majesté le Roi de Prusse à la succession de son grand-père", und als Erzherzog Karl am 16. September in Mailand durch österreichische Truppen als König von Spanien ausgerufen worden, schrieb er „Dialogue entre un cardinal et l'amirante de Castille", woran sich ein deutsches Gedicht über den Beginn des spanischen Erbfolgekrieges anschloß, sowie er ein lateinisches Gedicht an Karl XII. von Schweden richtete. Daneben nahm er auch die höhere Analysis wieder auf, indem er in den Actis Erud. einen Aufsatz „Specimen novum analyseos pro scientia infiniti" veröffentlichte, und daß er nicht minder den Ausbau seiner Philosophie im Auge behielt, bezeugen die Manuscripte „Considérations sur la doctrine d'un esprit universel" (1702) und „Méditations sur la notion commune de la justice"; zu gleicher Zeit sandte er auch an Pierre Bayle behufs Vertheidigung der prästabilirten Harmonie einerseits „Replique aux reflexions de Bayle" und andererseits „Extrait du dictionnaire de M. Bayle article Rorarius de l'édition de l'an 1702 avec mes remarques". In Berlin hatte der Wunsch einer Vereinigung der Nichtkatholiken dazu geführt, daß ein förmliches Collegium irenicum ins Leben trat, welches nunmehr, nachdem die allgemeine Reunion mißlungen war, die Scheidewand gegen die Katholiken verschärfte, und da ein Mitglied dieses Friedensvereines, Joh. Jos. Winkler, insgeheim beim Könige eine Denkschrift „Arcanum regium" eingereicht hatte, welche auf ungehörigem Wege zum Drucke gelangte (1703) und den vollsten Absolutismus des Summepiscopates empfahl, richtete hierüber L. an die Helmstädter theo=

logische Facultät ein einschneidend kritisches Gutachten; auch nahm derselbe an der theologischen Disputation, welche im März 1703 in Lützenburg unter Anwesenheit der Königin gehalten wurde, keinen Theil. Etwas verstimmt kehrte er im Mai nach Hannover zurück, wo er wieder die englische Succession in einer Denkschrift „Sur les intérêts de l'Angleterre" besprach und seiner Trauer über den unglücklichen Zustand des Reiches in einem Manuscript „Fruits de la campagne de l'an 1703" Ausdruck gab, woran sich gegen Ende des Jahres das Promemoria knüpfte „Propositions de mettre l'électeur George-Louis de Brunsvic-Lunebourg à la tête d'une grande armée" (wirklich ausgeführt wurde dieser Gedanke erst 1707 durch Kaiser Joseph I.). Im folgenden Jahre, dessen Monate August und September er wieder in Lützenburg zubrachte, sandte er an den Kurfürsten Friedrich August von Sachsen eine Denkschrift betreffs Errichtung einer Akademie in Dresden (ein Gedanke, welcher doch wol an eine unrichtige Adresse gerichtet war) und im October 1704 verfaßte er ein „Memoriale an den Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz wegen Errichtung einer Akademie der Wissenschaften in Wien", d. h. er wollte diesen ausgesprochensten Jesuitenfreund als Mittel benützen, um bei desselben kaiserlichem Schwager Leopold I. einen längst gehegten Plan anzuregen. Die Hoffnung, nach Hugo's Tod (August 1704) die Stelle eines Vicekanzlers zu erlangen, zerschlug sich, und behufs einer Besserung der äußeren Lage reichte er beim Könige ein „Mémoire de Leibniz sur ses services pour le roi de Prusse" ein, worauf er auch wirklich die Summe von 1000 Thlr. erhielt. Außer einem lateinischen Gedichte auf die Schlacht von Höchstädt (13. August) und einem kleinen ironischen Aufsatze „La théologie des princes" (d. h. eine witzige Formulirung eines rein politischen Glaubensbekenntnisses) verfaßte er 1704 einen seiner wichtigsten philosophischen Entwürfe, nämlich „Nouveaux essais sur l'entendement humain", worin er sich grundsätzlich mit Locke's Empirismus auseinandersetzte und seine eigene Erkenntnißlehre näher entwickelte, worüber er kurz vorher (December 1703) bereits Andeutungen in einem längeren Briefe an Sophie Charlotte gegeben hatte; desgleichen dürfte in diese Zeit die Vollendung des für die Königin bestimmten Manuscriptes der Theodicee fallen. In diesen Jahren begann auch wieder eine ausgedehnteste Correspondenz Leibniz's, welche bis zu dessen Tod sich fortsetzte und hauptsächlich das Gebiet der höheren Analysis, sowie der Dynamik und Mechanik betraf; so vor allem mit dem Mathematiker Jakob Hermann, welcher eine Vertheidigung Leibniz's gegen die Angriffe des oben erwähnten Nieuwentiit unternommen hatte (s. Allg. d. Biogr., Bd. XII, S. 181 f.), ferner mit Varignon in Paris, welcher dort neben De l'Hospital der einzige Anhänger der Differentialrechnung war, mit Guido Grandi in Pisa, mit Zendrini in Venedig, daneben über mancherlei andere Gegenstände Briefwechsel mit dem Secretär der Pariser Akademie, Fontenelle, und mit dem Jesuiten Orban. Während L. von Januar bis März 1705 wieder in Berlin war, starb am 1. Februar die Königin Sophie Charlotte, welche sich auf Besuch in Hannover befand; aufs tiefste erschüttert, verfaßte er einen Lebensabriß seiner hohen Gönnerin, und der kurfürstlichen Mutter derselben spendete er Trost in mehreren Briefen, in welchen er die Unsterblichkeitsfrage im Zusammenhange mit der Monadenlehre besprach. Nach Hannover zurückgekehrt, erfuhr er deutliche Aeußerungen einer Verstimmung des Hofes über seine wiederholte Abwesenheit, und eine Cabinetsordre ertheilte ihm den Befehl, daß er nunmehr an der welfischen Geschichte fortarbeiten solle. Zugleich war er durch erneute Zwistigkeiten der Fürstenhäuser veranlaßt, einen „Discours sur les différents de la cour de Hannover avec la cour de Berlin" (1705) zu verfassen, und auch in der englischen Successionsangelegenheit handelte es sich jetzt um Gutachten über die Modalitäten der Ausführung, nämlich be=

treffs der Frage, ob ein Mitglied des Hauses Hannover nach England gehen solle und ob von dort her ein Jahrgeld für die Kurfürstin festzustellen sei, worüber L. einen lebhaften Briefwechsel mit Schulenburg führte. In die gleiche Zeit fallen die philosophischen Aufsätze „Considérations sur le principe de vie“ und „De modo distinguendi phaenomena realia ab imaginariis“, in welch letzterem er seine idealistische Auffassung der Materie erörterte, sowie auch eine in den Actis Erud. erschienene Recension einer Schrift Jaquelot's „De fidei et rationis consensu“. Ebendaselbst (1705) zeigte er auch Newton's neueste Arbeit „De quadratura curvarum“ an, wobei er stark betonte, daß die Differentialrechnung eben seine eigene Erfindung sei, während Newton nicht ohne Entlehnung aus derselben fortwährend die Lehre von den Fluxionen verwende; bei dem später ausbrechenden Streite aber verleugnete L. bis zu seinem Tode die Urheberschaft dieser Recension. Der folgende Jahrgang dieser Zeitschrift enthält einen Aufsatz Leibniz's „De lineae super linea incessu“, d. h. über die Erzeugung der Curven durch Bewegung. Mit L. trat 1705 auch Christian Wolff, welcher ihm schon früher seine mathematische Promotionsschrift gewidmet hatte, in längeren Briefwechsel, bei dessen Gelegenheit L. demselben (20. August) die Grundzüge der prästabilirten Harmonie mittheilte, was Wolff damals dankbarst in mehreren Antwortschreiben annahm und bekanntlich auch später in seiner Philosophie sattsam verwerthete, obwol er sich daneben einer autodidaktischen Selbständigkeit zu rühmen liebte. Als 1706 der Jesuite De Bosses (s. Allg. d. Biogr., Bd. III. S. 191) von Hildesheim nach Hannover kam, um L. zu besuchen, knüpfte sich hieran ein dauernder inniger Verkehr, indem jener die Absicht kund gab, die Lehre von den Monaden und der prästabilirten Harmonie mit dem scholastischen Aristotelismus zu vereinbaren, und dafür L. an denselben zahlreiche Briefe über philosophische und theologische Fragen richtete, wobei als hauptsächliche Gegenstände die Erbsünde und das Abendmahl der Katholiken und Protestanten in den Vordergrund traten. Eine Folge davon war, daß L., welcher die ausgedehnte Materie als ein bloßes dem Regenbogen vergleichbares Phänomen bezeichnete, da die Körper wesentlich Complexe von Monaden seien, nun durch die Einwände des genannten Jesuiten sich zu dem Zugeständnisse verleiten ließ, daß, wenn es reale Körper (z. B. der Leib Christi) geben soll, welche nicht Phänomene sind, eben ein vinculum substantiale der vielen Monaden anzunehmen sei. Durch dynastische Interessen war L. wieder zur Abgabe verschiedener Gutachten veranlaßt; als es sich nämlich um den Plan der Vermählung der braunschweig-wolfenbüttelschen Prinzessin Elisabeth Christine mit dem spanischen Thronprätendenten Erzherzog Karl handelte, kam um der spanischen Thronfolge willen der Uebertritt derselben zur katholischen Kirche in Frage, und während die Helmstädter theologische Facultät diesen Confessionswechsel gut hieß, mußte L. auf Befehl des Kurfürsten Georg Ludwig dagegen seine Stimme erheben, damit nicht etwa seitens Englands wieder Bedenken gegen die hannoversche Succession auftauchen könnten; und L. war jetzt auch in der That aus politischen Gründen (wegen der No-Popery-Rufe der Engländer) etwas schärfer gegen den Katholicismus und gegen die versöhnliche Toleranz der Helmstädter gesinnt. Uebrigens wurde auch eine neuerdings angeknüpfte Correspondenz desselben mit Fabricius, Molanus und dem Herzoge Anton Ulrich durch einen ziemlich schroffen Befehl des Kurfürsten (15. November 1706) eingestellt, welcher auf alle weiteren Reunionsbestrebungen verzichtet wissen wollte. Auch bei den Verhandlungen, welche der Vermählung des preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit der hannoverschen Prinzessin Sophie Dorothea vorhergingen, wurde L. beigezogen, und zu der im December stattfindenden Hochzeitsfeier begab sich derselbe wieder nach Berlin, wo er bis Mai 1707 verweilte. Hier wurde ihm wenigstens die

Freude, daß als erste Veröffentlichung der Societät der Wissenschaften ein Band Miscellanea erschien, aber im übrigen war kein rechtes Gedeihen der Anstalt bemerkbar, daher er neben abermaliger Betonung seines die Seidenzucht betreffenden Lieblingsgedankens eine Denkschrift über den Stand der Societät (25. April 1707) an den König richtete, dessen Antwort manche tröstlichere Hoffnung erwecken konnte. Daneben war er durch Hoheitsansprüche, welche Preußen auf schweizerische Gebietstheile erhob, zur Abfassung eines Gutachtens „Traité sommaire du droit de Frédéric roi de Prusse à la souveraineté de Neufchatel et de Valangin“ veranlaßt. Nach Hannover zurückgekehrt, wurde er (Juni 1707) vom Kurfürsten in geheimer Sendung an das schwedische Lager zu Altranstädt bei Leipzig abgeordnet, wo er mit den Gesandten der Großmächte zusammentraf, aber zu keiner Besprechung mit dem Könige Karl XII. gelangte. Verschiedenartigen wissenschaftlichen Interessen begegnen wir wieder in Leibniz's damaligen Briefen an Hanschius „De philosophia Platonica“, an Kestner über Rechtsphilosophie, an Coste „De la nécessité et de la contingence“, und insbesondere an Papin, mit welchem er über Dampfkraft, Centrifugalpumpe, Ballistik, Feuerspritzen, Hydrostatik u. dgl. sich äußerte und dabei bereits die Idee der jetzigen calorischen Maschinen, sowie selbst des Aneroidbarometers andeutete. Eine Hauptsache aber war, daß 1707 der erste Band der „Scriptores rerum Brunsvicensium“ erschien, d. h. der Beginn einer Sammlung mittelalterlicher Quellenschriften, deren Zahl in den weiteren Fortsetzungen (1710 und 1711) auf 157 Stücke anwuchs, sodaß für das daneben begonnene Hauptwerk der „Annales“ ein reiches Material vorlag, welches sich nicht blos auf das welfische Regentenhaus beschränkte, sondern auch weit auf die Universalgeschichte ausdehnte. Nachdem L. dieses erste größere Ergebniß, bei welchem er einigermaßen durch den oben genannten Eckhart unterstützt worden, vorgelegt hatte, erbat er sich vom Kurfürsten einen Geldzuschuß und für die Fortsetzungen ein Bogenhonorar von 2 Thlrn., was ebenso erfolglos war, als das (1708) gestellte Gesuch um die Mittel zur Durchforschung des Münchener Archives, welche nach der Meinung des Kurfürsten L. auf seine eigenen Kosten unternehmen sollte (der jüngst veröffentlichte Briefwechsel Leibniz's mit dem Minister v. Bernstorff gibt über diese unangenehmen Verhältnisse vielfachen Aufschluß). Im Spätherbste 1708 ging L., nachdem er seine jährliche Karlsbader Cur beendet hatte, heimlich und unter dem Pseudonym „Freybach“ nach Wien, wo er wieder betreffs der Gründung einer Akademie den Boden sondirte und auch mit dem dort accreditirten russischen Gesandten v. Urbich bekannt wurde, welcher alsbald an Peter d. Gr. zwei Denkschriften übermittelte, worin L. den Wunsch aussprach, daß in Rußland Bibliotheken, Laboratorien, Observatorien (besonders bezüglich der Abweichungen der Magnetnadel) und Sanitätscollegien eingerichtet, sowie ein schnellerer Verkehr mit China hergestellt werden möge. Von Wien reiste er anfangs Januar 1709 wieder nach Berlin, wo er einige Wochen durch die Fortsetzung der Miscellanea aufgehalten war, dann besuchte er Leipzig, um einen Mitarbeiter für die Annalen ausfindig zu machen, und Ende Februar traf er in Hannover ein, woselbst man seit Monaten gar nicht gewußt hatte, wo er sei (der Kurfürst beabsichtigte einmal, in den Zeitungen eine Belohnung für denjenigen auszuschreiben, welcher L. wiederfinden würde). Die erwähnte Frage über das vinculum substantiale veranlaßte ihn zu mehreren Briefen an Des Bosses und zu einem Aufsatze im Journal des Savans (1709) „Réponse aux objections du P. Lami“, welchem (1708) „Remarques sur un endroit des Mémoires de Trévoux“ vorausgegangen waren; neben einem Briefe an die Kurfürstin Sophie (April 1709) über Theodicee ist wol ungefähr um diese Zeit das Manuscript „Remarques sur le sentiment de Malebranche“ entstanden. Im J. 1710 erschien die neue Aus-

gabe von Adlzreiter's Annales Boicae gentis (s. Allg. d. Biogr., Bd. I, S. 88) in deren Vorrede L. linguistische Untersuchungen über den Ursprung der Baiern einflocht, und hieran knüpfte sich „Brevis designatio meditationum de originibus gentium", worin er den Gedanken einer allgemeinen Sprachen- und Völkertabelle verfolgte. Zur selben Zeit verfaßte er „Commentatio de anima brutorum", sowie einen Brief an Wagner „De vi activa corporis" und eine theistische Gegenschrift gegen Toland's Adeisidaemon. Auch veröffentlichte er jetzt die im Verkehre mit Sophie Charlotte entstandene Hauptschrift unter dem Titel „Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal" (1710), welcher als Einleitung ein „Discours de la conformité de la foi avec la raison" vorangeht und am Schlusse ein dreifacher Anhang beigefügt ist, nämlich „Reflexions sur l'ouvrage que M. Hobbes a publié de la liberté, de la necessité et du hazard", hierauf „Remarques sur le livre de l'origine du mal" (d. h. über eine Schrift des englischen Bischofes William King) und zuletzt ein lateinischer Aufsatz „Causa dei asserta per iustitiam eius cum ceteris eius perfectionibus cunctisque actionibus conciliatam". Er läßt in dieser Gesammtdarlegung allerdings die Grunddogmen des Christenthums im Ganzen unberührt und entwickelt gewissermaßen eine Vernunftreligion, aber alles trägt eben doch so sehr den Charakter eines Erbauungsbuches, daß der Jesuite Des Bosses keinen Anstand nahm, eine lateinische Uebersetzung des Werkes zu veröffentlichen und dabei Glaubenssätze des Katholicismus voranzuschicken; erklärlich ist es daher auch, daß eine innere Uebereinstimmung der Theodicee mit der Monadenlehre nicht herzustellen ist und das Hauptproblem der Herkunft des Bösen eine Lösung findet, welche vom Standpunkte der Philosophie aus als äußerst schwach bezeichnet werden muß. Wenn aber später der bekannte Tübinger Theologe und nachmalige Universitätskanzler Chr. Matthäus Pfaff auf seine Meinungsäußerung, daß die Theodicee wol nur zu scherzhaftem Vergnügen erdacht sei, die briefliche Antwort Leibniz's (vom 2. Mai 1716) erhielt, es sei hiermit der Nagel auf den Kopf getroffen und nur zu wundern, daß bisher noch Niemand dies Spiel bemerkt habe, so werden wir uns in dieser mehrfach besprochenen Sache Jenen anschließen müssen, welche annehmen, daß L. dem hochfahrenden Gottesgelehrten gegenüber sich einer Ironie bedient habe, da er ja schalkhaft beifügt, die Philosophie müsse eben häufig in Gestaltung von Hypothesen ihre Kräfte versuchen, während der theologische Professor Pfaff bei Widerlegung von Irrthümern den Theologen spielen müsse. In Berlin erhielt im December 1710 die Societät der Wissenschaften ohne Leibniz's Vorwissen einen neuen Director an dem Minister v. Printzen, worüber L., wie man gerne zugeben wird, in einige Verstimmung gerieth, wenn er auch nach brieflicher Aussage die Personenwahl selbst nicht ungern sah; ja er begab sich, ohne von seinem Kurfürsten beurlaubt zu sein, nach Berlin zu der am 19. Januar 1711 stattfindenden Festfeier, durch welche die jetzt so genannte „Akademie der Wissenschaften" gleichsam ihre eigentliche Inauguration finden sollte, wobei er sich allerdings in einer etwas schiefen Stellung sah; doch klärten sich die Verhältnisse allmählich, und er wurde auch zum Entwurfe eines neuen Reglements aufgefordert. Seine „Denkschrift über den Zweck und Bestand der Societät" enthält wol die Klage, daß eine gewisse Kälte bestehe, erörtert aber dann mit sichtlichem Interesse für die Sache die Nothwendigkeit einer schwungvolleren Thätigkeit und einer reichlicheren Fundirung der Anstalt; daneben richtete er ein Promemoria ähnlichen Inhalts „An den König Friedrich I. von Preußen". Da ihm nun von Hannover aus die Rückkehr dringend nahe gelegt wurde, reiste er am 7. Mai wieder ab und zu Hause angekommen, schrieb er eine „Kurze Erzählung von der Stiftung und Einsetzung der kgl. preußischen Societät der Wissenschaften". Eine abermalige

Correspondenz über die englische Succession kam in Verbindung mit dem neuen Plane, die anglicanische Kirchenverfassung und Liturgie in Preußen und Hannover einzuführen, welcher jedoch bald wieder einschlief; Briefe an Des Maizeaux, den Herausgeber des Bayle'schen Dictionnaire, betrafen die präſtabilirte Harmonie. Im September 1711 erhielt L. betreffs der Vollendung der Annalen einen seinen Fleiß überwachenden Mitarbeiter an Eckhart, welchen der Kurfürst zu diesem Zwecke von der Helmstädter Professur dispensirte. Auf Veranlassung des russischen Gesandten v. Urbich begleitete L. im October den Herzog Ulrich von Braunschweig, dessen Tochter mit Peter, dem Sohne Alexei's, verlobt war, nach Torgau, woselbst die Vermählungsfeier stattfand und L. (20. October 1711) eine Audienz bei Peter d. Gr. erlangte; dabei wurden theils die Finanzverhältnisse Rußlands besprochen, theils auf die nothwendige Förderung linguistischer und physikalischer Forschungen, insbesondere der Beobachtung der Magnetnadel, im russischen Reiche hingewiesen, und der Kaiser gab auch das Versprechen, derartige Pläne unterstützen zu wollen. Da L. nach seiner Heimkehr beauftragt wurde, für Peter d. Gr. eine Rechenmaschine zu besorgen, knüpfte sich hieran ein längerer Briefwechsel mit dem Hofprediger Teuber in Zeitz, welcher den Mechaniker Beßler bei Herstellung der Maschine überwachte (letzterer, welcher sich Orffyreus nannte, war ein eigenthümliches Genie und rühmte sich stets, das Perpetuum mobile wirklich erfunden zu haben). Mit all seinem Feuereifer aber verfolgte L. den Gedanken, die wissenschaftlichen Zustände Rußlands zu heben; außer Briefen an den Feldzeugmeister Leßczynski und den Gesandten Schleiniz richtete er (1712) an Peter d. Gr. unmittelbar oder mittelbar mehrere Schriftstücke, nämlich „Projet d'un conseil superieur des sciences et arts pour le Czar“, dann „Denkschrift über Untersuchung der Sprachen und Variation des Magnetes im russischen Reiche“, sowie „Denkschrift über die Verbesserung der Künste und Wissenschaften im russischen Reiche“, ferner „Specimen einiger Punkte, darin Moskau denen Scienzen beförderlich sein könnte“ und „Denkschrift für S. M. den Czar Petrus I. über eine Societät der Wissenschaften in Rußland“, woran sich ein Statutenentwurf einer in Petersburg zu errichtenden Akademie knüpfte (verwirklicht wurde dieser Plan Leibniz's erst 1725). Vom Czaren wurde er hierauf nach Karlsbad eingeladen, wo er vom 20. October bis 11. November verweilte und am 1. November die Ernennung zum geheimen Justizrath nebst Jahresgehalt von 1000 Thlrn. empfing, worauf er den neuen kaiserlichen Gönner noch nach Dresden begleitete. Neben der auf Rußlands geistigen Fortschritt abzielenden Thätigkeit hatte L. 1712 in die Acta Erud. einen Aufsatz „Ueber die Möglichkeit von Logarithmen negativer Zahlen“ geliefert und in das Journal des Savans eine ausführlichere Ueberarbeitung einer früher (1702, s. oben) an Pierre Bayle gerichteten Schrift, jetzt betitelt „Réponse aux reflexions contenues dans la seconde édition du dictionnaire critique de M. Bayle“; mit größter Wahrscheinlichkeit ist auch das Manuscript „Examen des principes de P. Malebranche“ in das J. 1712 zu setzen. Von Dresden aus kehrte L. nicht nach Hannover zurück, sondern begab sich eigenmächtig nach Wien, indem er wohl einen Privatauftrag vom Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel besaß, aber beim Kurfürsten Georg Ludwig nicht um Urlaub nachgesucht hatte. Von Wien her hatte er schon zu Anfang dieses Jahres Ehren empfangen, indem er dort (auf Fürsprache des genannten Herzogs) durch Decret vom 2. Januar zum Reichshofrath ernannt worden war (ob er, wie man gemeiniglich annahm, auch die Würde eines Reichsfreiherrn erhielt, ist immerhin zweifelhaft; jedenfalls wurde sein Name nicht formell in die Liste eingetragen). Er verweilte in Wien bis zum September 1714 und gerieth hierdurch erklärlicher Weise in eine mißliche Stellung zum hannoverschen Hofe, zu-

mal da er sich bereits zu Anfang seines Aufenthaltes neben dem Titel um die wirkliche Function und Besoldung eines Reichshofrathes bewarb. Nachdem im Januar 1713 aus Hannover eine Mahnung zur Heimkehr eingetroffen war, suchte er nachträglich um die Erlaubniß nach, in Wien das Amt des Reichshofrathes übernehmen und dabei in hannoverschem Dienste bleiben zu dürfen, worauf er nach langem Warten ein ungnädiges Antwortschreiben empfing; ja der Gesandte Hannovers in Wien warnte den Kaiser Karl VI. vor Leibniz's Projectenmacherei. Aber nachdem einmal ersichtlich war, daß L. durch Kaiser und Hof festgehalten sei, erhielt er (April 1713) aus Hannover Aufträge, in der damals streitigen Lauenburger Angelegenheit seinen Einfluß zu bethätigen; jedoch bezüglich der Fortsetzung der liegengebliebenen geschichtlichen Arbeiten wurde (1713) die Fürsorge getroffen, daß Eckhart dauernd nach Hannover umsiedle, welcher dann 1714 auch wirklich zum welfischen Historiographen ernannt wurde. In Wien waren es die dem Utrechter Frieden vorhergehenden Verhandlungen, durch welche L. wieder in die europäische Politik beigezogen und zur Abfassung zahlreicher Gutachten u. dgl. veranlaßt war. Vor dem Abschlusse des Friedens schrieb er: „Denkschrift über die politische Weltlage“, ferner „Kurzes Bedenken über den gegenwärtigen Lauf des gemeinen Wesens“ und „Consultation abrégée sur l'état présent des affaires“, sowie „Projet d'alliance avec les puissances du Nord“ und einen kurzen Aufsatz „Moyens“, in welch sämmtlichen er Vertrauen auf die gute Sache und demnach muthvolles Wagen nebst Opfermuth an Geld und Truppen forderte; und da eine anonyme Schrift „Soupirs d'Europe“ und im Anschlusse hieran ein französisch gesinnter Brief erschienen waren, verfaßte er „Reflexions d'un Hollandois sur la lettre contre les soupirs d'Europe“. Nachdem aber der Friede (April 1713) zu Stande gekommen war, erörterte L. in der ausführlichen Schrift „La paix d'Utrecht inexcusable“ die Vernunftwidrigkeit und Rechtswidrigkeit des nur durch Lüge und Feigheit ermöglichten Friedens; außerdem verfaßte er „Considérations relatives à la paix ou à la guerre“, worin er darlegte, daß, wenn der Krieg fortgesetzt werde, dies mit allen Mitteln und allseitigster Fürsorge geschehen müsse (wobei er weder die Montur der Soldaten, noch die Arzneien der Feldärzte vergaß), ferner „Nouvelles reflexions sur l'état des affaires“ und „Mémoire à l'empereur Charles VI. au sujet de la succession d'Angleterre“ (Juli), dann „Lettre d'un patriote à la sérénissime république de Venise“ und ein Lehrgedicht „Fabula moralis“ betreffs der Nothwendigkeit gründlicher Ausdauer in der Politik; selbst zum Humor griff er in der Schrift „Wunderliche und romaneske Einfälle die Staatsgeschäfte betreffend“ (Juni), worin er schildert, wie man in ganz Europa die Dinge einrichten könnte, wenn „Fortuna tanze, wie wir pfeiffen“. Unterdessen war bezüglich der mathematischen Leistungen Leibniz's in England eine schon früher durchblickende Feindseligkeit so weit herangereift, daß sie in einer litterarischen That in die Oeffentlichkeit gelangte; nachdem nämlich bereits 1708 Johann Keil in den Philosophical Transactions erklärt hatte, L. habe lediglich die Newton'schen Fluxionen mit verändertem Namen und anderen Zeichen herausgegeben, und später ebendort (1711) in etwas milderer Form die Identität der Differenzialrechnung mit den Fluxionen behauptet hatte, worüber sich L. ebendaselbst (December 1711) beschwerte, trat am 24. April 1712 in London eine von der Royal Society gewählte Commission zusammen, welche auf Grund eben dieser Annahme einer Identität der beiden Methoden den Ausspruch that, daß der neue Calcul der Zeit nach von Newton früher erfunden worden sei, während L. nur die Priorität der Veröffentlichung beanspruchen könne. Und in diesem Sinne erschien in London auf Anstiften Newton's noch 1712 das „Commercium epistolicum Joh. Collinsii aliorumque de analysi promota“, worin

Leibniz's Verdienst verneint war, eine anderartige und in der That eine vollkommenere und durchgebildetere Methode erfunden zu haben, welche in Folge einer sachgemäßeren Wahl der Zeichen sich auch wirklich fruchtreicher für die Fortbildung der höheren Analysis erwies. Ein Exemplar jener „Commercium" betitelten Schrift war 1713 an Christian Wolff geschickt worden, und durch diesen erfuhr der in Wien weilende L. die Sache, welcher aber dort von seinen Papieren entblößt, sich darauf beschränken mußte, einen längeren Brief Joh. Bernoulli's (vom 7. Juli) zu excerpiren und somit am 29. Juli 1713 ein Flugblatt „Carta volans mathematici" zu veröffentlichen, worin er seinerseits allerdings wieder zu weit ging, indem er die Methode der Fluxionen geradezu als ein Plagiat aus der Differenzialrechnung bezeichnete. Das Manuscript Leibniz's „Historia et origo calculi differentialis", welches keinenfalls früher verfaßt sein kann und auch immerhin als eine Parteischrift betrachtet werden muß, enthält nicht mehr jenen schroffen Vorwurf, sondern sucht nachzuweisen, daß Newton eigentlich nur von der alten sogen. Exhaustionsmethode hergekommen sei und sonach die Fluxionsmethode überhaupt sich von der aus dem Tangentenproblem erwachsenen Differentialrechnung unterscheide. Nach der Rückkehr aus Wien beabsichtigte L., ein anderes Commercium epistolicum entgegenzustellen, aber es fehlte ihm hierzu theils die Geduld, theils die nöthige Ordnung des handschriftlichen Materiales (Newton aber gab nach Leibniz's Tode eine zweite Auflage des Commercium heraus). In Wien aber, wo L. trotz der grassirenden Pest und eigener körperlicher Leiden ausharrte, war er seit Anfang 1714 wieder mit politischen Fragen beschäftigt; der Kaiser zog ihn nicht nur über Besserung der Finanzlage zu Rathe, sondern beauftragte ihn auch mit einem Gutachten über die Erbfolge in Toscana, und insbesondere waren es wieder die dem Rastatter Frieden (7. März 1714) vorhergehenden Verhandlungen, worüber L. drei Denkschriften verfaßte, nämlich „Considérations sur la paix qui se traite a Rastadt" (an den Kaiser gerichtet in abrathendem Sinne) und „Reflexions politiques faites avant la paix de Rastadt" und „Wie die Friedensunterhandlungen einzurichten vor dem Rastadter Frieden". Nach dem Abschlusse des Friedens faßten englische Kapitalisten den Plan, Kaiser Karl VI. zu unterstützen, wenn er Frankreich mittelbar durch einen Ueberfall der spanischen Colonien in Westindien angreifen wolle, und der Schotte Ker von Kersland, welcher hierfür als Unterhändler wirkte, wurde von L. unterstützt, indem dieser einen günstigen „Bericht an den Kaiser über die Kerslandischen Verhältnisse" verfaßte, wozu noch ein „Mémoire sur l'alliance de l'empereur avec le roy d'Angleterre" und eine sehr kurze Schrift „Mémoire pour des armements de mer sous commission de sa majesté impériale" kamen. Während L. neuerdings über die englische Succession in Briefwechsel mit Schulenburg und der Kurfürstin Sophie stand, starb letztere am 8. Juni 1714, und hierdurch verschwand der letzte Rest eines idealen Verhältnisses, durch welches er sich bis dahin immer noch an Hannover geknüpft fühlte. Der Kurfürst Georg Ludwig hatte ihm schon im vergangenen Herbste den Gehalt sistirt und wollte nun aus politischem Argwohn ihn an die gemeinschaftlich mit Eckhart fortzuführende Arbeit binden, worauf L. (Juli) mit der Bitte um einige Rücksichtnahme antwortete, da es ihm jetzt unmöglich sei, Wien zu verlassen. Dort nämlich stand er in lebhaftem Verkehre mit dem Prinzen Eugen von Savoyen (s. Allg. d. Biogr. Bd. VI, S. 420), für welchen er auf dessen Wunsch über einige Punkte der Theodicee Aufklärung zu bekommen, eine kurze Zusammenfassung seiner philosophischen Anschauungen in französischer Sprache unter dem Titel „Monadologie" niederschrieb (gedruckt erschien dieselbe erst 1720 in einer von Köhler gemachten deutschen Uebersetzung und hieraus 1721 in den Actis Erud. in lateinischer Uebersetzung, welche unter dem Titel

„Principia philosophiae“ in Dutens' Gesammtausgabe wieder abgedruckt ist; den französischen Originaltext gab erst Erdmann). Außerdem wandte er all seinen Einfluß auf, in Wien die Gründung einer Akademie der Wissenschaften zu veranlassen und verfaßte zu diesem Zwecke „Societatis imperialis germanicae designatae schema“, sowie „Kaiserlich deutsche Societät der Wissenschaften“ nebst ausführlichem Statutenentwurfe, woran sich noch „Errichtung eines Notiz-Amtes“ knüpfte, d. h. der Plan, mit der Akademie ein allgemeines Adreßbureau zu verknüpfen, dessen Vermittelung in allen möglichen Angelegenheiten angerufen werden könne. Er befürwortete die Akademie in Briefen an den Prinzen Eugen und an Kaiser Karl VI., ja letzterer versprach ihm bei der Abreise die Erfüllung seines Wunsches, aber die Sache scheiterte an der Opposition der Jesuiten. Wiederholte Gesuche Leibniz's um die Bestallung eines wirklichen Reichshofrathes wurden schließlich durch ein Decret beantwortet, welches ihm 2000 Gulden zuerkannte, aber zur Ausbezahlung kam die Summe nie. Ende September 1714 kehrte er nach Hannover zurück, von wo jedoch Georg Ludwig bereits am 11. September nach England abgereist war und dort als Georg I. den Thron bestiegen hatte. L. beabsichtigte, seinem Souveräne nach London zu folgen, aber die Minister gestatteten es nicht, theils aus politischen Gründen, da L. in Abweichung von ihrer Ansicht jedes Eingreifen in die englischen Parteiverhältnisse für bedenklich hielt, theils im Hinblicke auf die unerläßliche Vollendung des Annalenwerkes. In letzterer Beziehung wurde er durch ein sehr energisches Schreiben des Königs (30. November) zur Arbeit verwiesen, worauf er (16. December) nicht ohne einige Entrüstung antwortete; er gab sich nun wohl möglichst seiner historischen Aufgabe hin, fühlte aber, daß er in Ungnade sei, und dachte in tiefer Verstimmung daran, seine Tage in Wien oder in Paris oder als Historiograph Englands in London zu beschließen. Neben Briefen an Remond de Montmort über chinesische Philosophie und sonst über allerlei philosophische Fragen, an Bourget über die Theodicee und an Chamberlayne über Sprachvergleichung ist wahrscheinlich auch das Manuscript „Principes de la nature et de la grâce“, welches einen der Monadologie ähnlichen Inhalt hat, in das J. 1714 zu setzen. Um dieselbe Zeit hatte er an die Schwiegertochter König Georgs I., Prinzessin Karoline von Ansbach, mehrere tadelnde Bemerkungen über die Gefährlichkeit der Naturphilosophie Newton's geschrieben, und da hiervon Samuel Clarke Kenntniß erhielt, entspann sich (1715) eine bis zum Tode Leibniz' reichende polemische Correspondenz zwischen diesem und Clarke, wobei es sich um Newton's Auffassung des Raumes als sensorium dei, um Materialismus und mathematische Grundlagen der Philosophie, um Gottes Thätigkeit in der Welt, um Teleologie und Monadenlehre handelte; L. selbst beabsichtigte noch, den ganzen Briefwechsel zu veröffentlichen (herausgegeben wurde er später von England aus „A collection of papers which passed between the late learned Mr. Leibniz and Dr. Clarke in the years 1715 and 1716“, und hernach in französischer Uebersetzung von Des Maizeaux). Im Frühjahre 1715 bekam L. allerdings von Hannover wieder den bis dahin eingezogenen Gehalt und im Juni 1716 sogar die Nachzahlung des Rückstandes, aber bei Bearbeitung des Hauptwerkes „Annales imperii occidentis Brunsvicenses“, welches er noch bis zum Jahre 1005 fertig stellte (bekanntlich erst durch Pertz 1843 ff. in 3 Bänden herausgegeben, woselbst in der Vorrede Näheres über die Schicksale des Manuscriptes), mußte er vielen Verdruß durch seinen Mitarbeiter Eckhart erfahren, welcher ihn wiederholt (September und December 1715) beim Minister Bernstorff förmlich denuncirte. Auch von Berlin aus wurde ihm eine unliebsame Behandlung zu Theil, indem ihm dort, angeblich auf Wunsch der Mitglieder der Akademie, die jährlichen 600 Thaler, welche schon einige Zeit ausgeblieben waren, gänzlich sistirt wurden, weil er seit drei bis vier Jahren nichts mehr für die Societät gethan habe; er erwiderte darauf

(November 1715), daß die Societät, welche überhaupt unordentlich wirthschafte, ihn ohne Grund in jeder Beziehung bei Seite gesetzt habe. Er verfaßte in diesem Jahre eine Schrift „De origine Francorum“, von welcher er eine Copie auch an Ludwig XIV. schickte, und griff noch einmal in Verhältnisse Englands ein, als dort eine anonyme Schrift dem whigischen Ministerium vorwarf, daß Handel und Industrie nur auf Kosten der Grundeigenthümer gefördert würden, was eben L. zu widerlegen versuchte in „Anti-Jacobite ou faussetés de l'Avis aux propriétaires Anglais“. Auch das von dem französischen Philanthropen Charles Irénée Cartel Abbé de Saint-Pierre dargestellte Ideal eines ewigen Friedens besprach er durch „Observations sur le projet d'une paix éternelle de M. l'Abbé de Saint-Pierre“, und auf den Tod Ludwigs XIV. (1. September 1715) verfaßte er ein lateinisches Spottgedicht. Das letzte Jahr seines Lebens war neben körperlichen Leiden getrübt theils durch den fortdauernden Streit mit Clarke, theils durch Nergeleien betreffs des Annalenwerkes, indem ihm das Ministerium (Januar 1716) verbot, überhaupt noch auf Reisen zu gehen, welch unwürdige Behandlung er energisch zurückwies, und indem bald hernach (21. Februar) hinter seinem Rücken Eckhart mit der Vollendung der Arbeit beauftragt wurde; als eine Nebenfrucht aber der historischen Studien war ein Manuscript „Collectanea etymologica“ entstanden. Im April kam er in einem Briefe an Conti noch einmal auf den Unterschied zu sprechen, welcher zwischen seiner Differenzialrechnung und Newton's Fluxionen, von welchen er durch Oldenburg gehört habe, bestehe. Eine rühmende Recension in den Actis Erud. über Jak. Hermann's Phoronomie war das letzte, was er veröffentlichte; den englischen Mathematikern hatte er kurz vorher das Problem der sogenannten rechtwinkligen Trajectorien gestellt, und es war auch von Newton eine Lösung desselben eingelaufen, deren Beurtheilung aber L. nicht mehr vollenden konnte. Er war von Pyrmont, wo er (im Juli) wieder mit Peter d. Gr. und auch mit König Georg I. zusammengetroffen war, dieses Mal kränker heimgekehrt und die Gicht, welche sich seit einem Jahre auch auf Hände und Schultern geworfen hatte, trat immer heftiger auf; er kurirte auch mit allerlei Mitteln an sich selbst herum und schließlich stellten sich bedenkliche Steinschmerzen ein; am 14. November 1716 verschied er. Seiner Leiche folgte weder ein Geistlicher noch irgend Jemand vom Hofe oder vom Ministerium, nur Eckhart gab ihr die letzte Ehre; kurz L. wurde (wie Ker von Kersland sagte) wie ein Straßenräuber begraben. In der französischen Akademie hielt Fontenelle auf den Verstorbenen eine Lobrede, zu welcher Eckhart die Materialien lieferte, die Berliner Akademie hüllte sich in Schweigen.

Körperlich von mittlerer Statur hatte L. einen großen Kopf mit kleinen Augen, breite Schultern, magere krumme Beine und einen gebückten Gang; früher im Ganzen gesund litt er seit dem 50. Lebensjahre an der Gicht. Der Kern seines inneren Wesens lag in einer seltenen Vereinigung vielseitigster Beweglichkeit und zähester Ausdauer, so daß er in rastlosem Thätigkeitstriebe eine eigenthümliche Neigung zeigte, stets Pläne und Entwürfe zu machen, welche er mit diplomatisch kluger Feinheit und aalartiger Geschmeidigkeit zu verfolgen und auch unter Hindernissen immer wieder aufzunehmen verstand; zweifellos hatte er hierbei in jeder Beziehung nur das Beste im Auge, aber daß auch eine kleine Beimischung von Ruhmsucht und Eitelkeit sich einstellte, wird kaum verneint werden können. Wenn ihm auch Liebe zum Gelde vorgeworfen wurde, so dürfte wol zu erwägen sein, daß er, der kein Privatvermögen besaß und in einer wahrlich nicht glänzenden Stellung sich befand, theils durch seine häufigen Reisen, theils durch die mannigfachsten Gutachten und Rathschläge zu reichlichen Opfern an Zeit und Geld genöthigt war, für welche er Ersatz beanspruchen und suchen durfte; noch weniger mag ihm verübelt werden, daß er sich an hohe und höchste

fürstliche Persönlichkeiten anschmiegte, denn in damaliger Zeit konnte die Förderung idealer Ziele, welche er verfolgte, überhaupt nur von Oben ausgehen. Doch selbst wenn ihm die eine oder andere menschliche Schwäche anklebte, so sind es seine Leistungen, welchen dauernder Ruhm gebührt. Allerdings war er eine lernende und gelehrige Natur, aber mit dieser seiner allseitigen Receptivität verband sich ein ebenso ausgedehnter thatkräftiger Optimismus, welcher ihm auf dem berechtigten Gefühle seines eigenen Werthes begründet war, und wenn seine sämmtlichen Schriften in der That eigentlich Gelegenheitsschriften waren, so bethätigte er dabei jedesmal ein eigenthümliches Talent, aus dem Vorhandenen ein möglichst Bestes zu machen. Er sagte selbst, er habe wenige Menschen und wenige Bücher getroffen, aus welchen er nicht Etwas zu seinem Nutzen habe finden können; denn er besaß auch in hohem Grade ein Geschick, das Fremde dem Eigenen anzupassen und das Eigene dem Fremden zu nähern, so daß er Alles, was er empfing, von sich aus belebte und Alles, was er ergriff, mit neuen Ideen befruchtete; er brach nie und nirgends kühn mit dem vorhandenen Ueberlieferten, war aber erfinderisch in Wendungen, welche zu einer Lösung des ihm widersprechenden führen konnten, und so erblickte er in allen Gegensätzen, welche in Politik oder in Philosophie oder in Religion vorlagen, nur einseitig beschränkte Annahmen, deren berechtigter Kern schließlich in einen harmonischen Ausgleich sich einfügen lasse. So schöpfte er überall aus dem Leben in idealer Richtung für das Leben, und hierin lag ihm der Sinn seines Lieblingsspruches „In Worten die Klarheit, in Sachen der Nutzen", sowie überhaupt seine fast unermeßliche Leistungsfähigkeit auf die zwei Ziele hinsteuerte: Erkenntniß der Wahrheit und Veredlung der Menschen. Gleichmäßig begabt zu encyklopädischer Allseitigkeit und zu speculativer Tiefe, sowie unterstützt durch ein ganz außergewöhnliches Gedächtniß, strebte er nach Herstellung einer Harmonie zwischen philosophischer Auffassung und forschender Ehrfurcht vor den Thatsachen, und hierauf beruht es, daß er auch bei einzelnen, durch äußere Veranlassung hervorgerufenen Gutachten und Denkschriften stets höhere allgemeine Gesichtspunkte hegte. Abgesehen von der historischen Quellensammlung und dem Annalenwerke hat er keine Schrift großen Umfanges veröffentlicht oder verfaßt, da er überhaupt nicht eigentlich systematisch aufbauend, sondern mehr reflectirend und prüfend arbeitete; in allen Gebieten, mit welchen er sich beschäftigte, gab er Entwürfe, Pläne, Grundrisse, Versuche, Kritiken und zahlreiche einzelne Aufsätze und Abhandlungen, wozu eine fast unglaubliche Zahl von Briefen hinzutritt, in welchen er gelegentlich einzelne Fragen erledigte (eine in der Bibliothek zu Hannover befindliche Zusammenstellung weist 1054 Personen, darunter allein 32 fürstliche, auf, mit welchen er in längerer oder kürzerer Correspondenz stand); zuweilen legte er seine augenblicklichen Empfindungen auch in Gedichten nieder, kurz wo und so oft er eine Anregung fand, gab er von dem Seinigen dazu und suchte hierdurch auf einzelne Personen oder Verhältnisse einzuwirken, und wenn er dabei öfters eine pseudonyme Maske oder Anonymität wählte, so geschah dies in der Absicht, den Leser unbefangener an den objectiven Thatbestand zu binden. Sein Stil ist erklärlicher Weise im Ganzen ungleichmäßig, öfters etwas weitschweifig, zuweilen auch verwickelt, immer aber sachlich fesselnd, wenn auch nicht jedesmal anziehend oder reizend. — Durch seine so vielseitig in Anspruch genommene politische Thätigkeit zieht sich als belebendes Motiv die edelste patriotische Gesinnung hindurch, vermöge deren ihm die Erhaltung, Sicherung und Einigung des deutschen Vaterlandes als Endzweck aller Berathungen und Maßnahmen galt, sowie er auch deutsche Gesittung und deutsche Sprache gehoben und gefördert wissen wollte. Eine genaue Kenntniß des Rechtsgebietes befähigte ihn, in Angelegenheiten des Staats- und Völkerrechtes, sowie des Privatfürstenrechtes und des Kirchenrechtes

berathend mitzuwirken, und seiner Zeit vorauseilend blickte er vielseitigst auf die Aufgaben der Staatswirthschaft, wobei er Fragen über Binnen- und Seehandel, über Gewerbe, Maschinen- und Fuhrwesen, über Assecuranzen und Zolleinigung, über Besteuerung und Münzwesen berührte oder näher erörterte. Als Historiker gab er der Nachwelt ein mustergiltiges Vorbild in Benützung der Archive, und mit dieser sorgfältigsten Ausdauer in Sammlung der Quellen verband er den umsichtigsten kritischen Blick; weit über die Grenzen der ihm gestellten besonderen Aufgabe hinausgreifend legte er mittelst seines lebhaften auf alles menschlich Wichtige gerichteten Interesses den Grund zu einer Umwandlung des ganzen wissenschaftlichen Geistes, indem er eben in der Geschichte den Grundsatz einer stetigen fortschreitenden Entwickelung zur Geltung brachte. Ein gleiches Motiv waltete bei ihm in philologisch-linguistischer Richtung, indem er Stoffsammlung anzuregen versuchte und den Gedanken einer vergleichenden Sprachforschung in sich trug, durch welche eine Classification der Menschheit sich ergeben könne, insoferne das Princip einer ursprünglichen Onomatopöie verbunden mit begrifflichem Allgemeingehalte in der Mannigfaltigkeit der Wortbildungen durchgeführt werde. Als Mathematiker erwarb er sich im Gebiete der höheren Analysis unvergänglichste Verdienste, denn wenn auch Newton bereits um 1666 auf eine Methode kam, welche auf dem Begriffe der Function und der Variabilität beruht, d. h. auf seine Methode der Fluxionen, welche er 1669 handschriftlich an Oldenburg und Collins mittheilte, so war L. 1675 der Erfinder der von ihm so bezeichneten Differentialrechnung mit Einschluß des dazu gehörenden Algorithmus; und selbst wenn L. durch eine theilweise Kenntniß des Newton'schen Verfahrens unterstützt war (worüber ja gestritten werden mag), so hat er jedenfalls von sich aus das entscheidend Beste dazu gethan, durch welches die unbeholfenere Methode der Fluxionen auch thatsächlich verdrängt werden mußte, nachdem durch das Leibniz'sche Verfahren in einheitlicher Durchbildung das wichtigste Mittel zur Lösung der bis dahin unlösbaren Probleme gegeben war. Allerdings ist hierdurch nicht etwa Alles gerechtfertigt, was L. in dem späteren leidigen Prioritätsstreite gethan oder unterlassen hat; aber die Priorität selbst könnte ihm nur abgesprochen werden, wenn Fluxionenrechnung und Differentialrechnung völlig identisch wären. Auch im Gebiete der Mechanik und insbesondere der Dynamik war er von weitgreifendem Einflusse auf Joh. Bernoulli und dessen Nachfolger durch die Unterscheidung zwischen todten und lebendigen Kräften. Ausgedehnte Kenntnisse der Controverstheologie und der Kirchengeschichte verwerthete er in den damaligen Unionsbestrebungen zweifacher Richtung, wobei neben mancherlei äußerer Nöthigung ihm ein speculatives Ideal vorschwebte, indem er meinte, es lasse sich für Hauptfragen der Religion eine rationell natürliche Begründung finden und es werde hierdurch eine harmonische Vereinbarung der sogenannten natürlichen Theologie mit der geoffenbarten ermöglicht, worauf sich eine universelle Kirche mit einem gewissen Grade hierarchischer Verfassung aufbauen könne. Sowie er in solcher Weise an eine speculative Vergeistigung der Theologie dachte, welche gleichsam neben den Glaubenssätzen der Religion einhergehe, so besitzt auch seine Philosophie eine theologisirende Kehrseite, deren Gepräge in zahlreichen Aufsätzen und hauptsächlich in der Theodicee vorliegt. Die Monadenlehre, welche den Kern der eigentlich systematischen Denkweise Leibniz' bildet, mochte bei ihm wol durch Beschäftigung mit Giordano Bruno hervorgerufen worden sein, zeigt aber jedenfalls eine innere Verwandtschaft mit dem Begriffe der lebendigen Kräfte, indem er in der Thätigkeit den wahren Bestand des substantiellen Wesens erblickte; die unendliche Mannigfaltigkeit aber der Abstufungen dieser in einem Vorstellen bestehenden individuellen Thätigkeit faßte er in dem Begriffe einer prästabilirten Harmonie zusammen, vermöge deren alle Veränderungen im

Universum parallel gehen und in jeder Monade sich spiegeln. Die Darlegung der denkenden Monade führte ihn zu einem Gegensatze gegen den Locke'schen Empirismus und zu einer Unterscheidung zwischen rationeller und empirischer Wahrheit. Hierdurch aber war er von größtem Einflusse auf Christian Wolff und folglich mittelbar auf die gesammte deutsche Philosophie des 18. Jahrhunderts, sowie er betreffs des Verhältnisses zwischen Leib und Seele für jene Zeit den Anstoß zu den zahlreichen psychologischen Controversen über den sogenannten influxus physicus gab. So übte er in mehreren Zweigen der Philosophie eine nachhaltige befruchtende Wirkung aus, welche selbst jetzt noch theilweise im Herbartianismus bemerklich ist, während ihm im Gebiete der höheren Mathematik geradezu der Ruhm eines Urhebers aller nachfolgenden Entfaltung gebührt, sowie die Geschichtschreibung in ihm einen Vorläufer moderner Forschungsweise verehren darf und die deutsche Vaterlandsliebe dankbar zu einem solchen Vorbilde aufblickt.

Daß Lessing seine Absicht, eine Biographie Leibniz' zu schreiben, nicht ausführte, dürfen wir sicher bedauern; welch treffliche Leistung aber wir Guhrauer (2. Aufl. 1846) verdanken, ist allgemein bekannt (s. Allg. D. Biogr. Bd. X, S. 99 ff.); doch häufte sich später noch reiches neues Material durch die begonnenen Gesammtausgaben der Werke Leibniz'. Nachdem nämlich schon früher J. E. Erdmann die philosophischen Schriften herausgegeben hatte (1840), veröffentlichte in der von Pertz angefangenen Ausgabe Gerhardt sieben Bände mathematischen Inhalts, wozu bis jetzt von demselben Gelehrten besorgt der 1., 2., 4. und 5. Band der philosophischen Schriften kommt; die Gesammtausgabe von Onno Klopp umfaßt bis jetzt 11 Bände, jene von Foucher de Careil sieben Bände (vollendet ist keine derselben). Auf die Einzelneinleitungen dieser Herausgeber sei hiermit in biographischer Beziehung verwiesen; außerdem gab Distel Mittheilungen über Leibniz' Erben und Vermögensnachlaß im Archiv für sächsische Geschichte, Neue Folge, Bd. V, S. 192 und Bd. VI, S. 339 ff., woselbst auch die von dem französischen Abbé Buquoit gefertigte Grabschrift Leibniz' abgedruckt ist. Ergänzungen aber zu den genannten Ausgaben liegen vor bei Cousin, Fragmens de philosophie Cartesienne (1845), woselbst Leibniz' Briefe an Malebranche, und durch K. Biedermann, „Von und aus ungedruckten Leibniz'schen Handschriften" (in Westermann's Monatsheften, Juli 1882), und hauptsächlich in jüngster Zeit durch zahlreiche Veröffentlichungen Leibniz'scher Briefe, nämlich: Leibniz' und Huygens' Briefwechsel mit Papin, herausgegeben von E. Gerland (1881) und von demselben „Leibniz' Briefwechsel mit Von Staff" in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte, Neue Folge, Bd. X, Heft 2; ferner publicirte Distel in den Berichten der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, 1879, S. 104—154 und 1880, S. 187 f. Briefe an Herzog Moriz von Sachsen-Zeiz, an Flemming, an Bose und Bota, sowie in Schnorr's Archiv für Lit.-Gesch. Bd. XI, S. 349 einen Brief an Daum; sodann folgte noch Leibniz' Briefwechsel mit dem Minister v. Bernstorff, herausgegeben von R. Döbner (1882).

Ueber L. im Allgemeinen s. Edm. Pfleiderer, L. als Patriot, Staatsmann u. Bildungsträger (1876), Näheres über die Philosophie L.'s in den bekannten Werken von J. E. Erdmann u. Ed. Zeller, betreffs der Mathematik bei Gerhardt, Gesch. d. Math. (1877). Reichhaltigste Litteraturnachweise finden sich in der neuesten Auflage von Ueberweg's Grundr. d. Gesch. d. Phil. (Bd. III), etwa noch zu ergänzen durch Haupt, Opuscula, Bd. III, S. 108 u. 210 ff., sowie in neuester Zeit durch Meißner, L.'s Streit mit Clarke über den Raum (1881), Le Viseur, L.'s Beziehungen zur Pädagogik (1882) und Dasert, L. als Deutscher (1883).

Prantl.

Leich: Johann Heinrich L., gelehrter und fleißiger Philolog und Bibliograph in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Geboren 1720 zu Leipzig und begabt mit vortrefflichen Anlagen, betrieb er daselbst seine Studien mit glänzendem Erfolge, verbrachte jedoch den größten Theil seiner Zeit auf der Bibliothek dieser Stadt, um alte Handschriften zu vergleichen und deren verschiedene Lesarten festzustellen. Im Jahre 1748 wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der Leipziger Universität ernannt, in Folge seiner Schrift: „De Photii Bibliotheca", in welcher er mehrere durch die Abschreiber verdorbene Stellen wiederherstellte und die Irrthümer bemerklich machte, die den lateinischen Uebersetzern entgangen waren. Als er eben auch zum Professor der griechischen Sprache ernannt worden war, ereilte ihn, erst dreißigjährig, ein frühzeitiger Tod, den 10. Mai 1750. L. besaß sehr tiefe Kerntnisse in den alten Sprachen und der Geschichte, stand im Briefwechsel mit den bedeutendsten deutschen und italienischen Gelehrten und, obgleich noch jung, zählte er unter die Zahl seiner Freunde u. A. die Kardinäle Passionei und Quirini so wie die Deutschen Brucker und Wesalius. Unter seinen größeren und kleineren Werken verdient hervorgehoben zu werden vor Allen: „De origine et incrementis typographiae Lipsiensis" (Lips. 1740. 4°.). Diese Schrift behandelt die Buchdruckerei zu Leipzig von ihrem Anfange bis zur Zeit der Reformation, faßt in sich ein Verzeichniß der daselbst von 1480 bis 1517 gedruckten Bücher sowie eine Abhandlung über die mit Holztafeln hergestellten Werke, auch bringt sie Anzeige vieler Erzeugnisse des 15. Jahrhunderts, welche dem Bibliographen Maittaire entgangen waren. Im J. 1745 ließ er erscheinen: „Sepulcralia carmina ex Anthologia msc. graec. epigram. selecta cum vers. lat. et notis" (ibid. 4°.); neben der lateinischen Uebersetzung hat er auch eine solche in Prosa beigefügt, doch riefen seine Erklärungen, die nicht immer glücklich sind, vielfach die Kritik hervor. Ein Jahr darauf ließ er folgen: „De vita et rebus gestis Constantini Porphyrogeniti" (ibid.) 4°. Endlich ist L. auch Herausgeber einer guten Ausgabe des „Thesaurus eruditionis scholasticae" von Basilius Faber (Francof. 1749. 2 Bde. Fol.).

Acta Eruditorum, 1752. Jöcher. Biogr. univers.

J. Franck.

Leichhardt: Ludwig L., hervorragender Naturforscher und Australienreisender, wurde am 23. Octbr. 1813 zu Trebatsch in der Mark Brandenburg als Sohn eines Torfinspectors geboren, wuchs als Glied einer zahlreichen Familie in den beschränkten Verhältnissen eines kleinstädtischen Mittelstandes, aber zugleich unter dem Einflusse einer arbeitsamen, nach Bildung ringenden Umgebung auf. Die Einfachheit und Anspruchslosigkeit, die Fähigkeit zu ertragen, der Wissensdrang und nicht zuletzt die Religiosität, welche in so hohem Grade ihn in seinem späteren Leben auszeichneten und den Grund zu so großen Leistungen legten, sie gehören zu den Erbtheilen seines elterlichen Hauses. Seine Mutter war ein hervorragender Charakter und ihr stand der Sohn durch seine Geistes- und Gemüthsanlage besonders nahe. Nach Absolvirung des Gymnasiums zu Cottbus bezog L. im Herbst 1833 die Universität Göttingen, die er im Herbste 1834 mit Berlin vertauschte. In Göttingen hatte er erst Philologie studirt, wandte sich aber schon am Ende des ersten Semesters den Naturwissenschaften zu und siedelte nach einem Jahre nach Berlin über, wo er bis 1837 naturwissenschaftlichen, besonders geologischen und medizinischen Studien oblag. Durch die Freundschaft eines jungen Engländers, William Nicholson, wurde ihm darauf die Möglichkeit geboten, sich Jahre hindurch in London, Paris und Italien weiter in jener Richtung auszubilden, welche schon in den ersten Studienjahren ihm als die wünschenswertheste erschienen war, nämlich in der des Forschungs-

reisenden. Auch wurde in diesen Reisejahren es ihm allmälig immer klarer, daß Australien das Land sei, wo ein großes Feld für geographische Entdeckungen, und gleichzeitig aber auch für wissenschaftliche Forschung jeder Gattung sich eröffne. So verließ denn L. am 1. Octbr. 1841 London, um sich nach Sydney einzuschiffen, wo er im nächsten Frühling eintraf. Sein Freund Nicholson hatte ihm auch hier die Mittel zur Reise und zur Bestreitung seiner ersten Lebensbedürfnisse geboten. L., dem dadurch die Möglichkeit gegeben war, sich in der ersten Zeit ausschließlich seinen Forschungszwecken hinzugeben, arbeitete sich von den ersten Tagen an mit Eifer und Energie in seine hohe Aufgabe ein, indem er nicht blos das vorhandene spärliche Material zur Kenntniß Australiens bewältigte, sondern vor allem auch durch eigene kleine Reisen innerhalb der Kolonie sich die Praxis des Reisens, des Umganges mit diesen besonderen Menschen und dieser eigenthümlichen Natur, des Lebens in diesem Klima aneignete. Nicht minder machte er sich mit denjenigen Männern bekannt, die sich für die Erforschung des Innern Australiens, sei es in wissenschaftlicher, sei es in praktischer Richtung interessirten und unter welchen Mc. Clear und Lynd ihn besonders anregten oder ihm besonders nahe standen. So verbrachte er das erste Jahr fast ganz in Sydney, siedelte dann nach Newcastle am Hunter über und begann von hier aus seine einsamen Reisen auf zähem Klepper, ausgerüstet mit Decke, einigen Hemden, Theetopf, Thee und Zucker und einigen leicht tragbaren wissenschaftlichen Instrumenten. Vorzüglich die Geologie des Landes bildete hier den Gegenstand seiner Forschungen. Allmälig dehnte er seine Ausflüge weiter aus, endlich bis nach Moreton Bai, von wo er Anfangs 1843 schreiben konnte: „Ich habe nun sehr große Reisen in dieser Colonie vollendet, ich habe Vieles gesehen und Manches gelitten". So verflossen die ersten 3 Jahre seines australischen Aufenthaltes als wahre Lehrjahre. L. vereinigte am Ende derselben alle Eigenschaften, welche man von einem Forschungsreisenden fordern wird, vor allem Vertrautheit mit der Natur des Landes, daher gesteigerte Beobachtungsgabe, Vertrautheit mit seinem Klima, seinen Entbehrungen, theilweise auch mit seinen Bewohnern. Und was ebensoviel ist, er hatte sich das Vertrauen der gebildeten Kreise der Colonie in solchem Maße gewonnen, daß man ihm, dem fremd und freundlos gekommenen, nach Ablauf dieser vor Aller Augen abgelegten Probezeit die Führung einer Expedition übertrug, wo Vorgänger wie Sturt und Eyre und Mitstrebende wie Sir Thomas Mitchell auf dem Plane waren. Nichts spricht deutlicher für ihn als die reiche und allseitige Unterstützung, welche er fand, als er im Sommer 1844 mit dem Plane hervortrat, eine Forschungsexpedition von der Moreton-Bai an der Ostküste nach Port Essington an der Nordküste zu führen. Noch Ende August war er im Stande, Brisbane mit 8 Begleitern, 15 Pferden und einer Anzahl Ochsen zu verlassen und die Reise anzutreten. Er hat später seine Vorbereitung und Stellung zu derselben in sehr offenen Worten in der Einleitung zu seiner 1847 erschienenen Reisebeschreibung gekennzeichnet: „Ich hoffe, meine Leser glauben an meine Aufrichtigkeit, wenn ich sage, daß ich die Schwierigkeiten für groß und zahlreich hielt, größer sogar, als sie sich dann herausstellten. Aber während meiner Reisen durch die Sqattingdistricte hatte ich mich derart an ein vergleichsweise wildes Leben gewöhnt und hatte die Sitten der Eingeborenen so genau beobachtet, daß ich fühlte, es würden die einzigen wirklichen Schwierigkeiten, denen ich begegnen könnte, nur von localer Art sein. Und ich war überzeugt, daß bei vorsichtigem Vorgehen unter beständigen Aufklärungen nach vorwärts und seitwärts unseres Weges, ich fähig sein würde, meine Gesellschaft durch eine grasreiche und wohlbewässerte Gegend zu führen; und war ferner überzeugt, daß, wenn die Reise einmal begonnen sei, sie nur mit unserer Ankunft in Pt. Essington endigen werde". Die

Reise hat Leichhardt's Voraussicht nur bestätigt. Wenn auch die 2000 englischen Meilen, welche zu durchmessen waren, in erst 16 Monaten, statt wie L. geglaubt, in 5—6 zurückgelegt wurden, wenn auch der größte Theil der Sammlungen zurückgelassen werden mußte, so erreichte die Expedition mit Ausnahme eines Einzigen, der bei einem feindlichen Angriff getödtet worden war, des Ornithologen Gilbert, ihr Ziel und hatte sogar noch soviel Vorräthe, daß sie selbst weiter hätte gehen können. Nicht körperlich, sondern moralisch leidend, kam L. in Pt. Essington an, nicht durch die Strapazen der Reise, sondern durch das Benehmen seiner Gefährten herabgestimmt, in deren Auswahl der Idealist bei dieser so wenig wie bei den beiden folgenden Expeditionen glücklich gewesen war. Man darf diesen Punkt hervorheben, da vor allem Leichhardt's letzte Unternehmung wol hauptsächlich auch an dem ungenügenden Menschenmaterial seiner Gesellschaft zu Grunde ging. Aber der Empfang, den L. Anfangs 1846 in Sydney fand, wohin er sich zu Schiffe begab, ließ all' dies Ungemach vergessen. Er wurde als zurückkehrender Held, als längst aufgegebener Verlorengeglaubter mit Enthusiasmus aufgenommen und sein Name war einer der populärsten in der Colonie. Für seine künftigen Pläne war es aber am wichtigsten, daß man in Anerkennung seiner großen Leistung ihm aus Colonialmitteln 600 und aus dem Ertrage einer öffentlichen Sammlung 854 Pfund anbot, welche er in dem Gefühle annahm, sich in kürzester Frist durch eine neue gefährlichere Reise, nämlich von der Ostküste nach der Mündung des Schwanenflusses dankbar erweisen zu können. Was aber diese erste Expedition immer denkwürdig erscheinen lassen wird, das ist, daß sie die erste gelungene Reise von der Ost- zur Nordküste darstellt und daß L. auf derselben ein wissenschaftliches, vielseitiges und besonnenes Forschen entfaltete, dessen die großer Pioniere vom Schlage Sturt's und Eyre's nicht fähig gewesen waren. Das fühlte man nicht blos in der Colonie durch, daß hier eine viel besser fundirte, eindringendere, und damit fruchtbarere Arbeit vorliege, sondern in weiteren Kreisen erkannte man das Ungewöhnliche dieser Leistung an, wofür die Verleihung der goldenen Denkmünzen seitens der Londoner und der Pariser Geographischen Gesellschaft im J. 1846 bezw. 1847 Zeugniß ablegte. Man mag sagen, daß in dem Enthusiasmus der Colonisten materielle Interessen mit wirksam waren, die ja in diesen jungen Gesellschaften in alles gemischt werden, insofern der Bericht Leichhardt's einen wesentlich günstigeren, der Colonisation förderlicheren Zustand des Landes, wenigstens nördlich vom Wendekreis, kennen gelehrt hatte, als man ihn für das ganze Innere Australiens nach den sehr trüben Ergebnissen der Forschungen seiner Vorgänger angenommen hatte. Leichhardt's Reise warf ein großes Gewicht in die Wagschale der günstigeren Beurtheilung der Kulturfähigkeit Australiens. Aber man vergesse nicht, wie verhältnißmäßig glücklich er sein Unternehmen durchgeführt hatte, und welches helle Licht dies auf seine Umsicht werfen mußte. Endlich darf betont werden, daß, wenn auch der Bericht dieser Reise „Journal of an Overland Expedition in Australia from Moreton Bay to Port Essington“ (London) in der hastigen Pause zwischen dieser und der folgenden Expedition abgefaßt werden mußte, und wenn auch daher derselbe keinen Anspruch darauf erheben kann, ein litterarisches Kunstwerk zu sein, es doch eines der inhaltreichsten und belehrendsten Werke in der nachgerade reichen australischen Reiselitteratur darstellt. L. verwandte die Summen, die ihm als Belohnung zuerkannt worden waren, zur Ausrüstung einer zweiten Expedition, welche im December 1846 vom Condaminefluß aus westwärts ins Innere des Continentes vordringen und erst am Schwanenflusse endigen sollte, jedoch nach einer Fülle von Widerwärtigkeiten und Unfällen aller Art, schon nach einigen Monaten ergebnißlos abschloß. L. schrieb die Schuld am Mißlingen theils der mangelnden Uebung

und Ausdauer seiner Gefährten, vor allem aber den Krankheiten zu, welche fast vom Aufbruche an die Gesellschaft heimsuchten. Auch die etwas schwerfällige Ausrüstung mit einer großen Herde Schlachtvieh, welche eine allzureichliche Fleischnahrung gestattete, mag ungünstig gewirkt haben. Genug, L. selbst schrieb nach dieser Expedition in die Heimath: Erschöpft von Krankheit, mit unzufriedenen Gefährten, sah ich mich gezwungen, selbst ehe ich noch in unbekannte Gegenden eindrang, umzukehren. Man begreift und bedauert zugleich, daß L. nichts über diese Reise veröffentlicht hat. Der einzige Bericht darüber, den Zuchold merkwürdigerweise in seiner biographischen Skizze über L. wörtlich abgedruckt hat, ist von einem seiner unzufriedenen Gefährten verfaßt und entstellt Leichhardt's Charakter in böswilliger Weise. L. ging unentmuthigt, wenn auch mit tief erschütterter Gesundheit daran, eine dritte Expedition auszurüsten, die, 7 Männer (darunter den Deutschen Classen), 7 Pferde, 20 Maulthiere und 50 Rinder stark, im Februar 1848 von den Darling Downs aufbrach, um westwärts mit nördlicher Umgehung der von Sturt entdeckten bezw. angenommenen „Großen Wüste des Innern" ins Herz des Continentes und hinüber an die Westküste vorzudringen, wo er auch dieses Mal sich die Mündung des Schwanenflusses zum Ziel setzte. Er nahm $2\frac{1}{2}$—3 Jahre als die Dauer der Reise an. Die letzte Nachricht ließ L. von Macphersons Station (Cogoon) am 3. April 1848 nach Sydney gelangen. Seit dieser Zeit vernahm man nichts mehr von ihm. Als Ende 1851 die äußerste Frist von 3 Jahren verstrichen war, ohne daß die geringste Nachricht von der Expedition verlautet hätte, wurde im Anfang des nächsten Jahres unter H. Hely, Leichhardt's Gefährten auf der zweiten Reise, eine Aufsuchungs-Epedition ausgesandt, welche ohne bestimmtes Ergebniß nach 5 Monaten zurückkehrte. Sie hatte am Alicefluß die letzten Spuren der Verschollenen gefunden. Ohne alle Ergebnisse blieben die 1855, 1856 und 1858 von A. C. Gregory, 1865 von Mc. Intyre geführten Aufsuchungs-Expeditionen, und ebensowenig haben die Stuart'schen Durchkreuzungen des Continentes und die Telegraphen-Expeditionen auch nur ungefähr die Stelle errathen lassen, wo Leichhardt's Expedition, wie schon damals nicht mehr zweifelhaft sein konnte, zu Grunde gegangen war. Zwar traten mehrmals Leute auf, die behaupteten, Nachrichten über L. vernommen und selbst Ausrüstungsgegenstände seiner Expedition gefunden zu haben. Wahrscheinlich war nicht alles Lüge, was sie berichteten, aber weder Hume, noch Skuthorpe, noch die Anderen scheinen ganz bei der Wahrheit geblieben zu sein und es ist nun wenig Hoffnung mehr auf endgültige Aufklärung dieser Tragödie vorhanden. Das Einzige, was man heute sicher sagen kann, ist: die Expedition ist umgekommen, noch ehe sie den heutigen Weg des Ueberland-Telegraphen westwärts gehend, überschritten. Ueber den vermuthlichen bestimmten Ort hat sich Dr. Neumayer im Anhang zu Dr. L. Leichhardt's Briefen (1881), wie uns scheint, am zutreffendsten ausgesprochen. Diese Tragödie hat den Namen Leichhardt's mit der Strahlenkrone des Märtyrers umgeben und ihn zu einem der öftest genannten in der Entdeckungsgeschichte unserer Zeit gemacht; aber bei der Art, wie L. in seine Laufbahn eingetreten war, bei der Fülle der Befähigung zum Entdeckungsreisenden, welche seine erste große Expedition offenbarte, können wir sagen, auch ohne diese traurige Umstrahlung würde dieser theure Name für alle Zeit unvergänglich in die Annalen der Erdkunde eingegraben sein. Auch wenn gar nichts mehr von den Ergebnissen seiner letzten Reise verlauten sollte, wird L. als kühner, vielleicht nur zu kühner Reisender, als hochgebildeter Forscher, als trefflicher Beobachter, als idealer Förderer menschlichen Wissens eine der hervorragenden Charaktergestalten in der Geschichte der Entdeckungen bilden. Und dazu lassen die „Briefe an seine Angehörigen" (1881) ihn als einen Mann von ebenso edelm als unbeugsamen

Charakter erkennen. Es sind die Kehrseiten dieser schönen Eigenschaften: allzu stürmisches, begeistertes Vorgehen, das vielleicht nicht immer die Unzulänglichkeit der Mittel gehörig in Betracht zog, geringe Fähigkeit, Menschen niedrigerer Ordnung sich anzubequemen, endlich Rücksichtslosigkeit gegen den eigenen, nicht übermäßig starken Körper, welche dem Fortschritt dieses seltenen Mannes zu seinem hohen Ziele so frühzeitig ein Ziel setzten.

E. A. Zuchold, Dr. Ludwig Leichhardt, 1856. G. Neumayer und O. Leichhardt, Dr. Ludwig L.'s Briefe an seine Angehörigen. Mit Anhang: Dr. Ludwig Leichhardt als Naturforscher und Entdeckungsreisender, 1881. Beide mit Bildnissen. Ratzel.

Leichner: Eckard L., geb. in Salzungen am 15. Januar 1612, † am 29. August 1690 in Erfurt, Sohn eines Wirthes, besuchte die Gymnasien zu Eisenach und Coburg und bezog 1631 die Universität Straßburg, wo er zunächst Philosophie und Theologie studirte, sich aber 1633 zur Medicin wandte, welches Studium er 1636 in Jena fortsetzte; nachdem er hierauf seit 1638 in Weimar, Sondershausen und Nordhausen als Arzt practicirt und 1640 ein Physicat in Ohrdruff bei Gotha erlangt hatte, erwarb er in Jena am 29. Octbr. 1643 die medicinische Doctorwürde und wurde bald darauf (1644) in die medicinische Facultät der Erfurter Universität aufgenommen, wo er 1646 ordentlicher Professor wurde, woneben er 1658 das Amt eines Stadtphysikus übernahm. Er war ein äußerst streitbarer Herr, welcher, als er keinen Verleger mehr fand, die Mehrzahl seiner Schriften auf eigene Kosten drucken ließ; da er dieselben an alle Welt verschickte, kam er in eine ausgedehnte Correspondenz, z. B. auch mit Oldenburg, Boyle, Conring und Spener. Er wollte den logischen Unterricht an Gymnasien und Universitäten reformiren und verfaßte hierzu von 1652 bis 1687 nicht weniger als 16 Schriften (z. B. „Apodictica scolarum emendatio“ oder „Verae philosophiae idea generalis“ oder „Clavis analytica“ u. dgl.), in welcher er die cartesianische Logik bekämpfte und an der Hand des Aristoteles den Unterschied zwischen dem Gebiete der Meinung und dem wahrhaft analytischen Verfahren erörterte. Betreffs der Psychologie aber trat er in den Schriften „De generatione seu propagativa animalium multiplicatione“ (1649) und „De indivisibili et totali animae existentia“ (1650) als heftiger Gegner des Aristoteles und des sog. Generatianismus auf, indem er sich für den Inducianismus, d. h. Präexistenz der Seele erklärte; der Naturphilosophie gehörten an „De atomorum subcoelestium syndiacrisi“ (1645) und „Anti-Cartesius“ (1686), worin er auch gegen Le Grand stritt. In der Medicin bekämpfte er heftigst durch „De motu sanguinis exercitatio Anti-Harveiana“ (1665) und „De cordis constitutione“ (1657) die Lehre Harvey's über den Blutumlauf; unter Polemik gegen J. B. van Helmont legte er seine eigene Ansicht in „Archaeus synopticus“ (1674), einer Art Encyclopädie der internen Medicin, und in „De principiis medicis“ (1675) nieder, woneben er auch über Pest und Ruhr schrieb und zwischen 1657 und 1690 einzelne 16 Dissertationen verfaßte. Im Gebiete der Theologie veröffentlichte er „De Magorum tempore“ (1655), worin er zu beweisen versuchte, daß die drei Könige erst lange Zeit nach Jesu Geburt eingetroffen seien, und „Der fanatische Atheist aus des Ertz-Enthusiasten Jacob Böhmens gottlosen Büchern“ (1679), was er unter dem Namen eines seiner Bekannten, Johann Möller, herausgab.

J. Chr. Motschmann, Erfordia literata (1729), S. 436 ff., woselbst Leichner's sämmtliche Schriften angeführt sind. Prantl.

Leichtlen: Ernst Julius L., Historiker, geb. zu Emmendingen im Breisgau am 4. März 1791, gest. zu Freiburg am 2. April 1830, studirte am Gymnasium zu Karlsruhe und an den Universitäten Heidelberg und Göttingen, um sich sodann in seiner Heimath der Thätigkeit als Archivar zu

widmen. Seit 1819 war er als Archivrath am Provinzialarchiv zu Freiburg thätig. Schriften: „Forschungen im Gebiete der Geschichte, Alterthums-, Sprach- und Schriftenkunde Deutschlands“ (eine Sammlung seiner Arbeiten über die Geschichte Schwabens zur Römerzeit, erschienen 1825), außerdem: „Chronik von Gottesau“ (1810), „Beiträge zur Vaterlandsgeschichte“ (1811), „Almanach der Universität Heidelberg“ (1813), „Badens Kriegsverfassung, insbesondere Landwehr und Landsturm im 17. Jahrhundert“ (1815). Eine Abhandlung: „Die Zähringer mit wichtigen älteren Urkunden“ (u. a. dem Rotulus Sanpetrinus), dessen Abdruck unseren heutigen Anforderungen nicht entspricht, gab nach seinem Tode im J. 1831 Hofrath Zell heraus. v. Weech.

L. (nicht Leichtlern, wie Anders in seinem „Versuch einer Geschichte der Stenographie“ schreibt) ist auch als Verfasser eines Stenographiesystems zu nennen, welches im J. 1819 unter dem Titel „Vollständige Anleitung zur Geschwindschreibkunst, mit einer geschichtlichen Einleitung“ zu Freiburg erschien. Dasselbe stellt sich dar als eine gegen die früheren Versuche manche Vortheile bietende Bearbeitung der englisch-französischen Methoden, giebt aber keine praktische Durchführung der aufgestellten Grundsätze, sondern mehr theoretische Anweisungen. Durch die in demselben Jahre veröffentlichte zweite Ausgabe des Lehrbuches von Mosengeil (s. dies.) und noch mehr durch die spätere Arbeit Nowak's (s. diesen)) wesentlich übertroffen, hat seine Schrift zu irgend welcher Bedeutung niemals gelangen können. E. Bauer.

Leidenfrost: Johann Gottlob L., ist geboren am 24. Novbr. 1715 zu Rosperwenda in der Grafschaft Stolberg, wo sein Vater Joh. Heinrich, Pfarrer war. Zum theologischen Studium bestimmt, neigte L. bald zur Arzneiwissenschaft hin, studirte zu Gießen, Leipzig und Halle, wo er zum Dr. med. promovirte. Seine Dissertation „Ueber das harmonische Verhältniß der Bewegungen im menschlichen Körper“ erklärten seine Lehrer für Männerarbeit. Die neuen und kühnen Ideen ließen ein Genie durchblicken, das zur Erweiterung der Wissenschaft geboren sei. Durch seine Reisen wurde er mit hervorragenden Männern bekannt, deren Aufmerksamkeit er in hohem Grade erregte. Zu Berlin wurde der Staatsminister von Cocceji sein Gönner, der königl. Leibarzt und Director der Akademie der Wissenschaften in der physikalischen Abtheilung Elber, sein Freund. Den schlesischen Krieg machte er als Feldmedicus mit und erhielt im J. 1743 eine medicinische Professur an der Universität Duisburg a. Rh., deren größte Zierde er wurde und die er nie auch unter den glänzendsten Anerbietungen von anderen Hochschulen wieder verlassen hat. Seine Vorlesungen, die er ohne Hefte frei hielt, übten eine große Anziehungskraft auf seine Zuhörer aus. Er wußte der trockensten Materie einen Reiz abzugewinnen. Seine Methode war eine streng systematische verbunden mit praktischen Winken. Mit seiner akademischen Wirksamkeit verband er eine ärztliche Praxis und von nahe und fern suchten Leidende aller Art seine Hülfe. Aerztliche Correspondenz beschäftigte ihn mehrere Stunden täglich. Seine litterarische Thätigkeit erstreckte sich nicht blos auf sein Fach und zwar fast alle Zweige desselben, sondern auch auf mathematische, physikalische und naturwissenschaftliche Probleme, ja er bewährte sich als Kenner der Geschichte, Pädagogik und Philosophie. Seine Vorlesungen wie seine gelehrten Schriften waren von philosophischem Geiste durchdrungen und seine gründliche Kenntniß der Geschichte der Philosophie bewahrte ihn vor Hypothesen. Am meisten zog ihn der Empirismus Baco's an, dessen Principien er sich zu eigen gemacht hatte. Seine großen Verdienste um seine Fachwissenschaft werden von den Sachverständigen noch heute allgemein anerkannt. Sein Name ist aber auch durch wichtige Entdeckungen auf anderen Wissensgebieten unsterblich, es braucht hier nur „Leidenfrost's Phänomen“ genannt zu werden. — Von den beiden preußischen Königen, unter denen er lebte, erhielt er manche glänzende

Beweise ihres Wohlwollens, die Akademie der Wissenschaften zu Berlin nahm ihn in die ehrenvolle Reihe ihrer Mitglieder auf. Die Universität Duisburg ließ bei seinem 50jährigen Professorenjubiläum (September 1793) ihm zu Ehren eine Medaille prägen, welche auf der Vorderseite sein Bildniß und seinen Namen, auf der Rückseite die Hygiaea mit der Opferschale und die Widmungsinschrift der Universität trägt. Den festlichen Tag verbrachte der Jubilar bei seinem demüthigen Sinne einsam in der Stille. Er starb wie ein echter Christ ruhig und ergeben am 2. Decbr. 1794. Seine Gattin, geb. Kalckhoff von Duisburg, war ihm schon früher im Tode vorangegangen. Seine zahlreichen Schüler, die ihn dankbar verehrten und ihm mit Rührung wieder ihre Söhne als Schüler zuführten, setzten ihm ein Denkmal. — Seine Schriften, die nach ihren Titeln schon eine lange Reihe bilden, hat einer seiner Nachkommen Dr. Rob. Leidenfrost, Pfarrer in Graz vollständig aufgeführt in seiner „Stammtafel der Familie Leidenfrost", Graz 1876. Seinen großen Namen hat bald nach seinem Tode sein College Dr. A. W. Möller gefeiert in der Biographie „Ueber Leben, Charakter und Verdienste J. G. Leidenfrost's", Duisburg 1795.

W. Krafft.

Leidis: Johanna L. oder Johann Gerbrandiz van Leyden, Carmeliter und am Ende des 15. Jahrhunderts Prior im St. Marienkloster zu Harlem, wo er 1504 starb, hat als Verfasser einiger theologischer Schriften, besonders aber als Historiker Bedeutung und einen über die Grenzen seiner Heimath hinaus bekannten Namen. Seine Chronik: „Chronicon Comitum Hollandiae et episcoporum Ultrajectensium", welche von den ältesten Zeiten bis 1417 reicht, ist eine durchaus verdienstliche Arbeit. Die erste Bearbeitung derselben verfaßte L. um 1450, und dieser Urschrift haben sich die Verfasser des „Chronicon Filense" und des „Magnum Chronicon Belgicum" bedient; aber „eine genauere Kenntniß vieler Angelegenheiten", wie er selbst in der Vorrede sagt, veranlaßte ihn zu einer neuen Bearbeitung. Wenn er darin auch für die ältere Geschichte nur aus dem „Spieghel Historiael, oude goudsche Kronyghe, Beka und Caesarius von Heisterbach schöpft, so ist doch seine Arbeit für die holländische Geschichte, von der Mitte des 14. Jahrhunderts an recht verdienstlich, trotz des Vorwurfes Dousa's, der erste Theil sei voller Fehler. Nur diese zweite Bearbeitung ist von Sweertius im J. 1620 zu Frankfurt herausgegeben. Die erste Bearbeitung, noch handschriftlich im Alkmarer Gemeinde-Archiv vorhanden, ist von einem oder mehreren Unbekannten mit einer Fortsetzung versehen, welche bis 1514 reicht und einige interessante, sonst nirgends berichtete Thatsachen enthält, wie z. B. die Erzählung eines zu Haarlem im J. 1458 gehaltenen Ketzergerichtes über Edo und Nicolaus von Narden. Auf die Bitte seines Freundes Nicolaus von Adrichem, Abts zu Egmond, verfaßte L. ferner ein „Chronicon Egmundanum sive Annales regalium Abbatum Egmundensium", welches von 690—1524 reicht. Doch stammen die drei letzten Capitel von einem unbekannten Fortsetzer. Diese Chronik, mit großer Genauigkeit nach Documenten des Egmunder Archives bearbeitet, ist von großer Wichtigkeit, sie ward von A. Matthaeus cum annotationibus zu Leyden 1692 in 4°. herausgegeben und von K. van Herk und G. Kempher 1732 zu Alkmaar übersetzt. Eine dritte historische Arbeit ist seine „Kronyk der Heeren van Brederode in Holland" bis 1486, mit deren Abfassung ihn Jolante von Brederode beauftragte; für die älteren Zeiten zwar ganz legendarisch, aber für die Geschichte dieser Herren im 15. Jahrhundert, und insbesondere für Reinold und Walraven von Brederode, sehr wichtig. Auch diese Chronik hat Matthaeus 1698 in seinen Analecta herausgegeben. Nebst diesen historischen Arbeiten sind noch einige theologische Schriften von ihm zu erwähnen, welche jedoch nie gedruckt wurden, „De passione

domini", „Postilla quadragesimalis", „Sermones de tempore et de Sanctis" „De B. Virginis doloribus", „Collationes Sanctorum" und andere.

Vgl. van Wyn, Huisz. leven II. bl. 1—89. De Hoop Scheffer, Stud. en Bydr. III. bl. 133 ss. Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II, 2. st. bl. 109. 542. Nijhoff's Bydr. Nieuwe reeks VIII. bl. 355 v. v. und mehrere andere von van der Aa, Biogr. Woordenb. citirte Quellen.

van Slee.

Leibnitz: Fröschel von L., auch Frosch von Leibnitz oder Leidnitz Fröstel in den Handschriften genannt, ist Verfasser mehrerer poetischer Erzählungen, die dem Stil und der Darstellungsweise nach nicht später als im 15. Jahrhundert gedichtet sein können. Die eine handelt „von drei Buhlern", welche die von ihnen umworbene Jungfrau auf Rath einer klugen Frau fortschickt, den einen nach England, den andern auf eine Preußenfahrt, den dritten über Meer nach Palästina. Als die von ihr festgesetzte Zeit verstrichen ist, giebt sie vor, daß sie inzwischen von einer widerwärtigen Krankheit befallen worden, worauf zwei sich zurückziehen, nur der dritte, der sie wirklich liebt, läßt sich nicht abschrecken und empfängt dafür den Lohn der Liebe. In einem zweiten Gedichte fingirt der Dichter, daß er im Traume von einem Engel in den Himmel geführt worden sei, wo gerade Gerichtstag ist und Gott Recht spricht. S. Nicolaus beklagt sich über Johannes den Täufer, daß, wenn die Leute diesem zu Ehren (S. Johannis Minne) sich betrinken, sie dann ihn, den heil. Nicolaus, um Hülfe in der Noth anrufen. Johannes verantwortet sich, worauf die Apostel ebenfalls ihre Meinung über den Streitfall abgeben, die Sache aber schließlich in Güte beigelegt wird.

Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften S. 32—37. 150—160.

K. Bartsch.

Leidrad, 799—813 Bischof von Lyon, wirkte unter dem gelehrten Aribo von Freising als Diakon des dortigen Bisthums, schrieb nach 782 eine Urkunde Herzog Thassilo's. Karl der Große zog ihn an seinen Hof und sandte den schon zum Bischof von Lyon bestimmten 798 zum Königsboten in die Gebiete von Narbonne, Arles und Marseille. Er gründete in seiner Diözese Schulen und Bibliotheken zur Ausbildung des Klerus, verbesserte den Gottesdienst und stellte Kirchen wieder her. Sein Schüler Agobard wurde sein Chorbischof und Leidrad's Nachfolger, als er sich alt und krank ins Kloster S. Medard zu Soissons zurückzog. Bei Migne, Patrologia, Cursus latinus XCIX sind Leidrad's Werke gesammelt.

Ueber ihn Bähr, Geschichte der römischen Literatur im Karolingischen Zeitalter, 1840; Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen. 4. Aufl. II. Bd.

v. Kalckstein.

Leigel: Gottfried L., Formschneider im 16. Jahrhundert. In mehreren biblischen Schriften aus der Zeit der Reformation findet sich auf einzelnen Bilder-Blättern sowohl das Monogramm als auch die Initialen G. L., welche für die dieses Künstlers angenommen werden, dessen Lebensverhältnisse übrigens nicht bekannt sind, doch soll er in Holstein gewesen sein. Am frühesten kommen diese Zeichen vor in der ersten sehr seltenen Ausgabe der römisch-katholischen antilutherischen Uebersetzung des Neuen Testaments, welche H. Emser 1527 auf Befehl des Herzogs von Sachsen in Folio herausgab unter dem Titel: „Das new Testament . . nun wiederumb zu recht gebracht MDXXVII. Gedruckt zu Dresden durch Wolffgang Stöckel". Sodann in dem in demselben Jahre gedruckten Neuen Testamente unter dem Titel: „Das newe Testament. Deutsch. Mart. Luther. Wittenberg MDXXVII. bei Michael Lotter", und drittens in dem Drucke: „Biblia. Das ist die gantze heilige Schrifft Deutsch. D. Mart. Luther, Wittenberg gedruckt durch Hans Lufft 1561". In der Emser'schen Arbeit finden sich auch Abdrücke, Originalschnitte der apokalyptischen Bilder von Lukas

Cranach, vielleicht in Abklatschen von Typenmasse, indem (Haller's Cranach) Emser wegen Formen der Figuren zur Offenbarung selbst an Cranach geschrieben hatte. Mit Unrecht wollten einige Kunstschriftsteller auch einen unbekannten Formschneider, der sich eines ähnlichen Monogramms mit der Jahrzahl 1562 bediente, mit unserem Künstler identificiren. Da aber der letztere um diese Zeit nicht mehr lebte, auch die Initialen seines Namens stets einfach und nicht in einander verschlungen zeichnete, so ist diese Annahme unstatthaft.

Nagler, Künstler-Lexikon VII, 407 und dessen Monogrammisten II, S. 117. J. Franck.

Leinhaas: Johann Ernst L. (auch Lainhus), komischer Schauspieler, der sich namentlich in der angeblich durch ihn auf der deutschen Bühne eingeführten „Pantalone" auszeichnete. 1727 kam er auf Veranlassung Wranitzky's nach Wien, wohin er auch 1744 zurückkehrte, nachdem er selbst eine Truppe durch Böhmen, Ober- und Niedersachsen und durch das Reich geführt hatte. Er starb am 22. Mai 1767 zu Wien. Alles Nähere zu seiner Biographie fehlt. J. K.

Leiningen: August Georg Gustav Graf von Neu-Leiningen-Westerburg, Erlaucht, k. k. Feldmarschalllieutenant, Indigena des Königreichs Ungarn, geb. am 19. Februar 1770 zu Grünstadt im baierischen Rheinkreise, † am 9. October 1849 zu Wien, entstammte der durch Graf Karl August Ludwig († 1787) begründeten nassauischen Linie der Grafen von Neu-Leiningen-Westerburg, einem Zweige der bis in das 11. Jahrhundert urkundlich nachweisbaren Familie der Fürsten und Grafen von Leiningen, und zählt zu deren besten, durch Adel der Gesinnung und ritterliches Handeln ausgezeichneten Mitgliedern. Für den Kriegerstand bestimmt, stand L. als Offizier niederen Grades zuerst 1785—1787 im holländischen, dann 1789—1791 im französischen Heere, worauf er aus Anlaß der revolutionären Bewegung in Frankreich 1792 als Cadet bei Le Loup Jägern in die österreichische Armee trat. Schon dieser dreifache Beginn seiner militärischen Laufbahn war für L. eine ernste Schule, geeignet dessen Anlagen zur Selbständigkeit rasch zu entwickeln und zu kräftigen; allein viel härter noch gestaltete sich die Erprobung, welche des jungen Grafen Charakter zu bestehen hatte, als er 1792 bei Namur, damals Fähnrich im Infanterieregimente Nr. 9, in französische Gefangenschaft gerieth und nach Paris als Geisel gebracht wurde. Kernigen Sinnes, mannhaft widerstand dort L. fast drei Jahre lang allen seiner Treue gestellten Anfechtungen und gelang es ihm endlich, indem er jeder Gefahr trotzte, sich der Gefangenschaft zu entziehen. Er erhielt nun seine Eintheilung im Infanterieregimente Nr. 54, avancirte zum Lieutenant und hielt sich schon in den nächsten Feldzügen gegen Frankreich so wacker, tapfer und verwendbar, daß ihm namentlich nach den Kämpfen bei Andel 1797, bei Schaffhausen 1799 die ehrenvollste Anerkennung zu Theil wurde. Doch die einfach pünktliche Erfüllung seiner Pflicht genügte weder Leiningen's feurigem Temparamente noch seiner glühenden Vaterlandsliebe. Ohne einen Auftrag erhalten zu haben, warf sich Hauptmann L. den 5. October 1805 mit seiner Division gegen den Feind, als selber die schwache Besatzung des Michelsberges gegen das Frauenthor von Ulm trieb und mit dieser in die Festung einzudringen suchte. Leiningen's todesmuthig und unvorhergesehen geführter Flankenangriff wirkte entscheidend; der Gegner mußte unter großen Verlusten an Offizieren, Mannschaft und Geschützen zurück auf den Michelsberg, L. nahm persönlich einen feindlichen Stabsoffizier gefangen. Die Ernennung zum Major im 11. Infanterieregimente und die Verleihung des Ritterkreuzes des Militär-Maria-Theresien-Ordens anerkannte diese hervorragende Leistung. Den ehrenvollen Ruf aber, welchen sich L. als einer der tapfersten und verwegensten Soldaten

der Armee bis nun errungen, mußte er auch 1809 bei Aspern und Wagram, ganz besonders jedoch bei Znaim erneut zu bethätigen. Denn als den 11. Juli 1809 Nachmittags 4 Uhr die Franzosen gegen Znaim mit Erfolg vorbrachen und Oberstlieutenant L., zu jener Zeit im Infanterieregimente Nr. 54, mit seinem Bataillon an der Tête der Grenadiercolonne dem Feinde entgegengestellt wurde, da zeigte sich die Macht, welche die Bestimmtheit seines Commando's und sein persönliches Beispiel auf die Truppe zu üben vermochte. Im heftigsten Regen, der den Gebrauch der Gewehre als Feuerwaffe verhinderte, drang L. mit überwältigend scharfem Bajonettstoß in des Gegners Reihen und nöthigte selben zum Rückzuge gegen die Thaya. Daß Leiningen's heldenhaftes Vorgehen nicht zum vollsten Siege führte, ja daß er, um sein Bataillon vor gänzlichem Niedermachen zu bewahren, wieder nach Znaim zurück mußte, lag nicht an ihm, sondern an dem überhitzigen Eifer der nachrückenden Truppen, durch welchen in die nun lange Colonne Lücken gerissen wurden, die der Gegner zu wirksamen Seitenangriffen ausnützen konnte. Zur Erneuerung des Kampfes kam es aber nicht mehr, da noch an diesem Tage die Verkündigung des Waffenstillstandes stattfand. Mit selben legte sich jedoch keineswegs der Groll Leiningen's gegen des Kaisers Feinde; wiederholt hat er zu Wien französische Offiziere zum Duelle herausgefordert, immer war er glücklich aus dem Streite hervorgegangen. 1813 führte L. als Oberst, kühn und mit Ehren wie immer, das Infanterieregiment Nr. 11, doch traf ihn hierbei das bittere Geschick, sich den 27. August bei Dresden von seiner fast ganz in des übermächtigen Gegners Gewalt gekommenen Truppe trennen zu müssen, um nicht den Folgen der Acht zu verfallen, welche ihn als geborenen Unterthanen des Rheinbundes getroffen hätten. Hierbei rettete er, nicht ohne persönliche Gefahr, die beiden Fahnen des Regiments, indem er sich, von den Pistolen Gebrauch machend, der ihn verfolgenden chasseurs à cheval erwehrte. Kaum zwei Monate hierauf hatte Leiningen's energisches, umsichtiges Eingreifen den Kriegsstand des Regiments wieder hergestellt, so daß er 1814 die Forts Joux, St. André und Pierre Châtel in Südfrankreich nacheinander einschließen und zur Uebergabe zwingen konnte. 1815 war L. mit dem Regimente bei der Hauptarmee in Frankreich und im Armeelager bei Dijon, sodann bis 1818 mit den Occupationstruppen im Elsaß. Nur noch bis 1821 blieb L. im Regimente Nr. 11, unter dessen Leitung selbes sich zu jener Höhe erhob, daß er beim Abschiede danken konnte „für die Liebe und Anhänglichkeit zu ihm, für den vor dem Feinde bewiesenen Muth, für den nachahmenswerthen Gemeinsinn und für alle jene geübten Soldatentugenden, welche als Muster für jede brave Truppe gelten können." Das Regiment verzeichnete aber diese Worte in seinen Geschichtsblättern, indem es sagt: „Es war dies eine Anerkennung, auf welche das Regiment, indem sie von einer in der Armee so hoch angesehenen Persönlichkeit ausging, wol mit Recht stolz sein durfte." Die nun folgende Friedenszeit, während welcher L. 1821 zum Generalmajor, 1829 zum Inhaber des Infanterieregiments Nr. 31, 1832 zum Feldmarschalllieutenant, dann zum Geheimen Rathe und Kämmerer erhoben wurde, und als Brigadier zu Graz, Mainz, als Divisionär zu Graz, Militärcommandant zu Laibach und Innsbruck, endlich als Vicegouverneur zu Mainz befehligte, brachte den ihm unterstellt gewesenen Truppen vielfache nützliche Belehrung und erhielt selbe bei stets freudigem Pflichtbewußtsein. Nachdem L. noch die Ehrenstelle eines Oberlieutenants der Arcierenleibgarde bekleidet hatte, starb er nach kurzer Krankheit an der Lungenlähmung, von der Armee als herzhafter Truppenführer und Vorbild ritterlichster Denkungsart hochverehrt, vom Regimente Nr. 31 als gütigster und väterlich gesinnter Inhaber betrauert.

Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaiserth. Oesterr. ꝛc., 14. Thl., Wien 1865. Hirtenfeld, Der Milit.-Maria-Theres.-Orden ꝛc., 2. Bd., Wien 1857. Thürheim, Gedenkblätter aus der Kriegsgesch. d. k. k. österr. Armee, 1. Bd., Wien u. Teschen 1880. Geschichte des k. k. Inf.-Rgmts. Nr. 11, Teschen 1879. Heller, Der Feldzug des Jahres 1809 ꝛc. (Aus der österr. Militärzeitschrift Jahrg. 1862 u. 1863). Blazekovič, Chronik des 31. Lin.-Inf.-Rgmts., Wien 1867. Schz.

Leiningen: Christian Seraphin Vincenz Graf von Neu-Leiningen-Westerburg, Erlaucht, k. k. Feldmarschalllieutenant, wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, Indigena des Königreiches Ungarn, Ehrenbürger der königlichen Freistadt Temesvár, geb. am 10. Februar 1812 zu Graz, † am 1. October 1856 zu Krakau, welcher ungeachtet einer verhältnißmäßig kurzen Lebensdauer dem Staate in militärischer und politischer Hinsicht wesentliche Dienste zu leisten vermochte, verdankte seine sorgfältige Erziehung und Ausbildung vorzugsweise seinem Onkel, dem vorerwähnten Feldmarschalllieutenant Grafen August L., von dem nach des Vaters frühzeitigem Tode der junge Graf Christian in persönliche Obhut genommen worden war. Auf dessen Veranlassung widmete sich L. seit 1830 dem Militärstande und durcheilte rasch in den k. k. Infanterieregimentern Nr. 49, 31, 35 und wieder 31 alle Chargengrade bis zum Oberstlieutenant. Schon 1848 befehligte L. als Oberst das Infanterieregiment Nr. 31, welches empfänglichen Sinnes für seines Commandanten ritterliches Denken und Wirken das kaiserliche Banner unter den schwierigsten Verhältnissen treu und standhaft hochzuhalten wußte. Unter Leiningen's Commando widerstand das 2. Bataillon des Regiments im politisch ernst bewegten Monate September 1848 auf dem Marsche von Lemberg nach Temesvár allen an dessen Fahnentreue geübten heuchlerischen und verlockenden Verführungsversuchen und in der schweren Zeit der 107tägigen Vertheidigung Temesvár's bekundete des Regiments gemeinsamer Sinn für Standesbewußtsein und Ehre, welchen nachhaltigen Einfluß L. auf die Ergebenheit und Opferwilligkeit der Offiziere und Mannschaft gewonnen hatte. Für die Vertheidigung Temesvár's überhaupt galt L., der im November 1848 zum Generalmajor und Brigadier vorrückte, als beispielgebender, unverzagter und vertrauenswürdig leitender Commandant. Nie hatte er Zweifel, nie verließ ihn der Gleichmuth. Und somit konnte er, sobald es gegen den Feind ging, auf die ihm untergeordneten Truppen zuversichtlich zählen. Mit selben hatte er denn auch entschieden und sicher den 14. December 1848 nächst Engelsbrunn die Verbindung mit der aus Siebenbürgen kommenden Colonne des Obersten Berger hergestellt, den Gegner nach mehrstündigem Kampfe über die Maros geworfen und solange die Communication zwischen Temesvár und Arad frei gehalten, bis letzterer Festung auf längere Zeit Lebensmittel und Munition zugeführt werden konnten. Vielversprechende Selbständigkeit bewies Leiningen's Streifzug, Februar 1849, an die Westgrenze Siebenbürgens, deren Pässe er behufs Deckung des k. k. siebenbürgischen Armeecorps zu besetzen und die Maros zwischen Arad und Déva zu beobachten hatte. L. rückte in Déva ein, sah sich aber nach dem unerwarteten Falle von Hermannstadt genöthigt, jede Offensivabsicht aufzugeben und bis nach Facset zu weichen; dort nahm L. eine beobachtende Stellung zur Deckung der Ostgrenze des Banats und retirirte erst Anfangs April bei Ausbreitung der Insurrection langsam nach Temesvár, welchem durch diese wohlbedacht geführte Action Gelegenheit zu bedeutenderer Approvisionirung geworden war. Im Mai 1849 endlich attaquirte L. den Vorort Temesvár's, die Josefstadt und jagte den Gegner durch einen ruhig und imposant gelenkten Angriff bis in das Lager von Freidorf. Leiningen's namhafte Verdienste während der Vertheidigung Temesvár's wurden durch die Verleihung

des Commandeurkreuzes des Leopold-Ordens ausgezeichnet; die Erkenntniß dessen, daß L. Energie und Festigkeit mit klugem und tactvollem Verhalten zu einigen wußte, gaben Anlaß zu seiner Verwendung in politischer Richtung. 1851 wurde Feldmarschalllieutenant L. in außerordentlicher Mission als Bundescommissar nach Frankfurt beordert; 1853, bei Beginn des türkisch-montenegrinischen Conflicts, vertrat er zu Konstantinopel die Forderungen, welche Oesterreich als natürlicher Beschützer der Bekenner des christlichen Glaubens in der Türkei ꝛc. an die Pforte zu stellen für nothwendig fand, und hat Leiningen's Entschiedenheit, Bestimmtheit und Klugheit binnen 14 Tagen die Pforte gezwungen, alle ausweichenden Entgegnungen aufzugeben und sich dem nur drei Tage giltigen Ultimatum zu fügen; 1854 war L. als Adlatus des Militär- und Civilgouverneurs in Ungarn die Regelung eines großen Theiles der politischen Angelegenheiten zugefallen. Der Kaiser, welcher L. 1852 zum Inhaber des Infanterieregiments Nr. 21 ernannt hatte, anerkannte dessen ersprießliche Dienste zu Frankfurt und Konstantinopel durch die Verleihung des Commandeurkreuzes des Stephan-Ordens und des Ordens der Eisernen Krone I. Klasse, und betraute selben 1856 mit dem Commando des 2. Armeecorps. Wenige Monate nach Antritt seines Commando's fiel L. im rüstigsten Mannesalter dem Tode zum Opfer; mit ihm erlosch die nassauische Linie des Hauses Neu-Leiningen-Westerburg im Mannesstamme; Oesterreich verlor an L. vorzeitig einen verläßlichen Truppenführer und einen glücklich wirkenden Staatsmann.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr., 14. Thl., Wien 1865. Hirtenfeld, Oesterreich. Militär-Kalender, Wien 1858. Militär-Zeitung, Wien 1856. Blažekovic, Chronik des k. k. 31. Inf.-Rgts., Wien 1867. Thürheim, Gedenkblätter a. d. Kriegsgesch. d. österr. Armee, 1. Bd., Wien 1880. Hagen, Gesch. d. oriental. Frage ꝛc., Frankfurt a/M. 1877. (Ramming,) Der Feldzug in Ungarn und Siebenbürgen im Sommer 1849, Pest 1850. Rogge, Oesterreich von Vilagos bis zur Gegenwart, 1. Bd., Leipzig u. Wien 1872.

Schz.

Leiningen: Graf Friedrich v. L., Minnesänger. Welcher von den verschiedenen Männern dieses Namens, die im 13. Jahrhundert vorkommen, der Dichter ist, läßt sich nicht entscheiden; vielleicht der Graf Friedrich, der im Gefolge König Heinrichs begegnet. Nur ein Lied, in dem von einer Fahrt nach Apulien die Rede ist, hat sich erhalten; dem 12. Jahrhundert gehört dasselbe sicher nicht an.

MSH. 4, 59. Bartsch, Liederdichter, Nr. XXXI.

W. Wilmanns.

Leisentrit: Johann L. von Julisberg, Domdechant, geb. zu Olmütz wahrscheinlich 1527, † zu Bautzen im November 1586. Die Angabe, daß er am 18. April 1520 geboren sei, beruht auf einem Irrthume, der zuerst, wie es scheint, in Pelzel's unten anzuführendem Buche begegnet. Daß er im November 1586 starb, ist durch Inschriften und durch die ihm gewidmete, im Druck erschienene Gedächtnißrede von Rupertus sicher bezeugt; zweifelhaft ist nur, ob sein Todestag der 23., 24. oder 25. November war. Denn die erwähnten Inschriften bieten den erstgenannten Tag, während nach den handschriftlichen Bautzener Annalen in dem Manuscript L 13e der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden er am 25. November, dem Tage Katharinae, Abends zwischen 6 und 7 Uhr gestorben sein soll und die angeführte Gedächtnißrede den 24. November als seinen Todestag bezeichnet, sowol in dem Datum VIII. Calend. Decemb., welches ihr Titel enthält, als in einem mit den Buchstaben C. L. unterzeichneten Chronostichon (Bl. Eiij verso), welches Tag, Monat und Jahr seines Todes folgendermaßen ausdrückt: „BIs ter qVarta DIes sVrgebat In aXe NoVeMbrIs,

PraesVL Ioannes regna beata petIt". Ist nun die Angabe richtig, welche sich in Martin Meister's Annales Gorlicenses (Scriptores rerum Lusaticarum, T. I., Lips. et Budiss. 1719, P. 2 S. 47) findet, daß er sein Alter auf 59 Jahre 6 Monate und 13 Tage gebracht habe, so ist auf Grund derselben seine Geburt in den Mai des Jahres 1527 zu setzen, wie man zu demselben Geburtsjahre übereinstimmend auch durch die Berechnung gelangen kann, welche durch die Umschriften einiger Porträts von ihm ermöglicht wird, die eine Jahreszahl und zugleich eine Bezeichnung seines Lebensalters enthalten. Ich kenne drei Porträts, welche das Jahr 1566 in Verbindung mit seinem 39., 1571 mit seinem 45. und 1578 mit seinem 51. Lebensjahre nennen (Unschuldige Nachrichten 1721, Kupfer vor dem 6. Beytrag; Leisentrit, Constitutio veteris apostolicae et orthodoxae ecclesiae, Budiss. 1572, Rückseite des Titelblattes; Catholisch Pfarbuch, Cöln 1578, S. 199). — Leisentrit's Eltern, Jacob und Rosina, gehörten dem Handwerksstande an. Er studirte mehrere Jahre in Krakau gleichzeitig mit dem ihm befreundeten, nachmaligen Prager Erzbischof Antonius Brus und hielt sich dann, bis er die Priesterweihen empfangen hatte, an dem kaiserlichen Hofe zu Wien als Hofmeister vornehmer junger Leute auf. Im J. 1549 kam er als Domherr nach Bautzen und erhielt hier 1559 die Würde eines Dechanten, die er bis zu seinem Tode während einer für die Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse in der Lausitz höchst wichtigen Zeit versah. Schon im J. 1560 übertrug ihm Johann IX., letzter Bischof von Meißen, das Amt eines Generalofficials über die Lausitz. Nachdem der genannte Bischof zum Protestantismus übergetreten war, wurde L. für die Lausitz nach deren Abtrennung von der geistlichen Jurisdiction des Bisthums Meißen im J. 1561 als Administrator ecclesiasticus mit bischöflicher Gewalt eingesetzt. In Ausübung dieses Amtes wußte er durch Klugheit und Mäßigung ohne jede Gewaltthätigkeit die katholische Kirche der Lausitz vor drohenden Verlusten zu bewahren und der Ausbreitung des Protestantismus zu wehren. Er ließ die Anwendung der deutschen Sprache bei der Taufe zu und begegnete mit Vorsicht den Gefahren, mit welchen der deutsche Kirchengesang der Protestanten den Katholicismus bedrohte; mit seiner Zustimmung wurden sogar Bestimmungen vereinbart, welche das Bestehen einer für den Gottesdienst der Katholiken und Protestanten gemeinsamen Simultankirche in Bautzen ermöglichten. Der Erfüllung seiner kirchenpolitischen Aufgabe dienten auch die meisten seiner im Druck erschienenen Schriften, unter denen die beiden wichtigsten sind seine „Geistlichen Lieder und Psalmen" (2 Theile, zuerst Budissin 1567), das zweite deutsche Gesangbuch katholischen Ursprungs, und sein „Catholisch Pfarbuch" (Cöln 1577). Durch seine Mäßigung setzte er sich bei katholischen Eiferern dem Verdachte aus, daß es ihm mit der Erhaltung der katholischen Kirche nicht Ernst sei. Mehrfach gerieth er mit seinen Canonici in Mißhelligkeiten. Ein Verzeichniß von Beschwerdepunkten, welches von diesen im J. 1573 aufgestellt wurde, enthielt unter Nr. XXX gegen ihn auch die folgende Anklage: „Edidit libellum contra Annam, Caipham, Herodem et Judam Iscariothen canonicos et confratres suos insimulando"; das Vorhandensein einer solchen von ihm herrührenden Schrift ist bis jetzt noch nicht nachgewiesen worden.

Gregor. Rupertus, Oratio funebris in obitum Joannis Leisentritii a Julisberg, Budiss. o. J. 4⁰. (Jo. Ch. Wagner), Epitaphia Budissinensia, Budiss. 1696, 8⁰, S. 4, 6, 7. Chrn. Schöttgen und Ge. Ch. Kreysig, Nachlese der Historie von Ober-Sachsen, Thl. 6, Dreßd. u. Leipz. 1731, 8⁰, S. 306—334. Universallexikon, Bd. XVII, Halle u. Leipz., Zedler, 1738, fol., Sp. 2—4. (Fr. M. Pelzel), Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrten, Thl. 4, Prag 1782, 8⁰, S. 28—35. G. F. Otto, Lexikon der Oberlausitzischen Schriftsteller, Bd. II, Abth. 2, Görlitz 1803, 8⁰, S. 430—433. Joh. Dan.

Schulze, Supplementband zu Otto's Lexikon, Görlitz 1821, 8⁰, S. 238 f. Adelung-Rotermund, Fortsetzung zu Jöcher, Bd. III, Delmenhorst 1810, 4⁰, Sp. 1546 ff. Neues Lausitzisches Magazin, Bd. XXXIII, Görlitz 1857, 8⁰, S. 164—185, 209 ff.; Bd. XXXVI S. 382—407; Bd. XLVIII S. 8—27. Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung, herausgeg. von J. M. Wagner, Bd. I, Wien 1874, 8⁰, S. 337—354.

F. Schnorr von Carolsfeld.

Leisewitz: Johann Anton L., dramatischer Dichter, geb. zu Hannover den 9. Mai 1752 als der Sohn des reichen Weinhändlers Joh. Ewald L. in Celle, † zu Braunschweig den 10. September 1806. Als Gymnasiast zu Hannover schloß er einen das ganze Leben ausdauernden Freundschaftsbund mit Christian Ph. Iffland, dem Bruder des großen Schauspielers. Am 16. October 1770 wurde er als stud. juris in Göttingen eingeschrieben. Außer seinem Fachstudium beschäftigte ihn hauptsächlich Philosophie und Geschichte. Hume und Locke waren seine Lieblingsschriftsteller, neben ihnen besonders noch Bayle, Montaigne und Voltaire. Er faßte schon jetzt den Plan zu einem großen Geschichtswerke über den 30jährigen Krieg. Das Studium für dasselbe und die Ausarbeitung einzelner Abschnitte blieb bis zu seinem Tode eine seiner wichtigsten Beschäftigungen. In Freundeskreisen wurden schon frühe die größten Hoffnungen auf dieses Werk gesetzt, von dem aber nie etwas zum Druck gelangte. Unter den Göttinger Professoren, die anregend auf den jungen Studenten wirkten, waren es besonders Schlözer, Pütter, Lichtenberg und Feder, denen er sich näher anschloß. Mit dem gleichaltrigen Albrecht Thaer, dem Begründer rationeller Landwirthschaft in Deutschland, verknüpfte L. innige anhaltende Freundschaft. Dem Dichterbunde, welcher durch Stolberg, Voß und andere junge Klopstockianer 1772 unter dem Namen „Der Hain“ in Göttingen gegründet worden war, trat L. erst am 2. Juli 1774 bei. Von den dichterischen Versuchen, zu denen er in diesem Kreise angeregt wurde, sind uns nur die zwei Gespräche „Die Pfändung“ und „Der Besuch um Mitternacht“ als sicher von L. herrührend bekannt. Beide erschienen unter der Chiffre W. im Göttingischen Musenalmanach für 1775 und brachten L. eine schmeichelhafte Anerkennung von Seiten Herder's ein. Beide Gespräche sind in so hohem Grade dramatisch, daß sie von Zeitgenossen geradezu als Dramen bezeichnet wurden. Das erste ist gegen die Verschwendung der Fürsten gerichtet; das zweite berührt sich mit dem Thema der Emilia Galotti, mit Schärfe die Unsittlichkeit der Regenten geißelnd. Hermanns Geist erscheint und prophezeiht „Despotismus ist der Vater der Freiheit“. In dem Traume Franz Moor's und in „Kabale und Liebe“ sind Motive aus diesen beiden Dichtungen verwerthet. Leisewitz' dramatische Begabung aber empfing wahrscheinlich neue Anregung in dem von Bürger gestifteten Shakespeare-Klub. Als er im October 1774 Göttingen verließ, nahm er das Manuscript des Trauerspiels „Julius von Tarent“ fertig mit sich. Nachdem er in Celle sein Examen bestanden hatte, ließ er sich noch im Herbste 1774 in Hannover als Adjunct nieder, ohne Geschmack an seiner Amtsthätigkeit zu finden. Er arbeitete lieber an neuen dramatischen Plänen. Im deutschen Museum erschienen 1776 eine Scene aus dem Trauerspiele „Konradin“ und eine aus dem Trauerspiele „Alexander Hephästion“ (Juliheft). In den Jahren 1779 und 1780 arbeitete er an einem Lustspiele „Der Sylvesterabend“, das ebensowenig wie die beiden Tragödien je zur Vollendung gedieh. Nachdem L. schon früher mit Klopstock zusammengekommen war, lernte er nun auf verschiedenen Reisen 1776 Lessing in Braunschweig, Mendelssohn, Nicolai, Engel in Berlin, Schröder in Hamburg kennen. 1780 wurde er in Weimar von Goethe ehrenvoll aufgenommen, ebenso von Herder und Wieland, welch letzterer ihm aber, wie Briefe und Tagebuch

bezeugen, einen unangenehmen Eindruck machte. In Hamburg hatte er 1777 Sophie Marie Katharina Seyler, die Tochter des Theaterunternehmers Abel Seyler, kennen gelernt. Vier Jahre lang führte er in einem geheim gehaltenen Brautstande mit ihr einen Briefwechsel, der nicht nur die glühende Leidenschaft, sondern auch den trefflichen Charakter Leisewitz' in anziehendster Weise darstellt. Erst 1781 konnte er die Geliebte als Gattin nach Braunschweig führen. Seine Hoffnungen, einen akademischen Lehrstuhl für Geschichte zu erhalten, hatten sich nicht erfüllt. Da seine Vermögensumstände sich verschlechterten, übersetzte er des Erwerbes wegen auf Schlözer's Wunsch und Empfehlung aus dem Englischen Gg. Glas' „Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Kanarischen Inseln" (1777). Zu Anfang des Jahres 1778 erhielt er in Braunschweig die Stelle eines Landschaftssecretärs. 1786 wurde ihm die Erziehung des Erbprinzen Karl Georg August übertragen. 1790 ward er zum Secretär in der geheimen Kanzlei, 1791 zum Canonicus am St. Blasiusdome ernannt; 1801 zum geheimen Justizrath befördert. Während er seine historischen Studien mit ungeschwächtem Eifer fortsetzte, wandte er seine praktische Thätigkeit dem Armenwesen zu. Nachdem er bereits 1779 für Hannover einen Organisationsentwurf ausgearbeitet und mit Goethe, der lebhafte Theilnahme dafür zeigte, den Plan berathen hatte, gelang es ihm nach manchen Mühen am 13. Februar das braunschweigische Armeninstitut zu gründen, das noch gegenwärtig alljährlich am Stiftungstage L. als seinen Gründer dankend ehrt. In der Geschichte der deutschen Litteratur wird Leisewitz's Name und Ruhm nur durch ein einziges Werk vertreten, durch seinen „Julius von Tarent", der allein aber auch genügt ihm einen ehrenvollen Platz zu sichern. Am 28. Februar 1775 erließen Sophie Charlotte Ackermann und Fr. L. Schröder den Aufruf zu einer Preisconcurrenz für das Hamburger Theater. Ohne zu große Kosten aufführbar und in Prosa — doch sollten Stücke in Versen nicht völlig ausgeschlossen werden —, so lautete die an die Dichter gestellte Forderung. Goethe's Jugendfreund, Maximilian Klinger, wurde für seine „Zwillinge" der erste Preis zuerkannt. Als zweitbestes Stück wurde der „Julius von Tarent" bezeichnet. „Handlungsvoll", so lautete das Urtheil der Preisrichter über Leisewitz' Stück, „schön dialogirt, voll Nerv und Geist; alles entdeckt den Kenner der Leidenschaften, den denkenden Kopf, den Sprecher des menschlichen Herzens und kurz den Dichter von Talenten." Im Publikum hielt man das Stück vielfach für eine Arbeit Goethe's; Lessing und viele mit ihm waren über das zu Gunsten Klinger's gefällte Urtheil entrüstet. Klinger's Stück aber repräsentirte eine fortgeschrittenere Richtung der Litteratur. Es ist in jeder Hinsicht ein Werk der Sturm- und Drangperiode, wie sie Goethe's Götz im Drama eröffnet hatte. L. dagegen steht wie Gerstenberg auf der Uebergangsstufe von Lessing's dramatischer Richtung zu jener der jüngeren Generation. Einheit von Zeit und Handlung ist bei L. noch streng, die Einheit des Ortes wenigstens annähernd gewahrt. Lessing's Sprache und dramatische Technik ist als Vorbild festgehalten, aber ein neuer revolutionärer Geist dieser Form eingegossen. Einerseits der Einfluß Rousseau's, des Lieblingsschriftstellers Leisewitz', in Julius und Aspermonte, andererseits das fieberhafte Streben nach Thaten im Leben und Verachtung der trockenen Buchweisheit in Guido. Die beschauliche Sentimentalität Werther's und die überschäumende Kraft Berlichingen's, die großen Richtungen der Zeit treffen sich hier innerhalb des Rahmens eines Stückes. Lessing's berechnende Kunst und die Leidenschaft der jüngeren Dichterschule wirken im Julius zusammen. Leisewitz' Tragödie wurde zuerst in Berlin 1776 gegeben und im selben Jahre zu Leipzig gedruckt; französische und dänische Uebersetzungen erschienen, und noch in dem dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts war der Julius auf mehreren deutschen Bühnen heimisch. Der junge Schiller wußte das

Stück auswendig, als er den Bruderzwist in den Räubern darstellte und hat die Fabel mit Beibehaltung mancher Motive benützt, als er in der Braut von Messina „die feindlichen Brüder“ darstellte. So ist L. mit seinem einzigen vollendeten Drama ein wichtiger Vermittler, nicht nur zwischen Lessing's Tragödie und dem Drama der Sturm- und Drangperiode, sondern auch zwischen dieser selbst und unserem klassischen Theater geworden. Er selbst betrachtete Lessing als sein Vorbild und sprach in der satirischen „Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter“ (Deutsches Museum, Decemberheft) sich in dessen Sinn gegen die tumultuarischen „Genies“ aus.

Sämmtliche Schriften von J. A. Leisewitz mit Biographie von Schweiger, Braunschweig 1838. — C. G. W. Schiller, Braunschweigs schöne Literatur, Wolfenbüttel 1845. — Gregor Kutschera, Joh. A. Leisewitz, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert, Wien 1876. Hierzu Hermann Uhde, Zur Erinnerung an J. A. Leisewitz.

Max Koch.

Leißring: Christian August Joachim L., Schauspieler, der erste Darsteller des ersten Jägers in „Wallenstein's Lager“, geb. am 23. December 1777 zu Sangerhausen, † am 1. November 1852 zu Frankfurt a./M. Seit dem 17. August 1792 besuchte L., der der Sohn eines kleinen Beamten war, die Leipziger Thomasschule, um sich zum theologischen Studium vorzubilden, entfloh aber am 2. December 1795 aus der Anstalt, in der Absicht zur Bühne zu gehen. Ueber Zittau, Chemnitz und Jena kam er nach Weimar, stellte sich dort dem Schauspieler Malcolmi vor und ließ sich auf Goethe's Zureden am Hoftheater engagiren, obgleich er eigentlich vor hatte nach Mannheim zu Iffland zu gehen. Als „Ferdinand“ (Hieronymus Knicker) debutirte er am 20. Februar im Schauspiel, als „Tamino“ (Zauberflöte) in der Oper und gefiel allgemein. Auf der Probe zu Wallenstein's Lager, in dem er den „Holk'schen Jäger“ gab, klopfte ihn Schiller auf die Wange, belobte ihn und meinte, er wolle noch einige Verse aufschreiben, die L. beim Trinken singen müsse; L. setzte die Melodie dazu auf. Zu den Versen „— und er ist wohl gar Musjö, der lange Peter aus Itzehö?“ hatte Leißring's lange Figur den Anlaß gegeben. Schulden vertrieben L. von Weimar, er floh 1799 nach Breslau, wandte sich von hier 1803 nach Lemberg und ging dann nach Wien, wo er von einem plötzlich ihm zugefallenen Vermögen ein Gut kaufte. Hier lebte er einige Zeit mit seiner Frau, einer Gräfin, die ihm noch vor der Eheschließung ein Kind geboren hatte, verlor aber dann durch widrige Umstände sein ganzes Besitzthum und sah sich gezwungen wieder ein Engagement anzunehmen. So kam er 1807 nach Regensburg, gastirte von hier aus in Frankfurt a. M. und gefiel daselbst so außerordentlich, daß er sofort engagirt wurde. Leider verlor er schon im folgenden Jahre seine Stimme, blieb aber trotzdem als stets gern gesehene schauspielerische Kraft wie als Vertreter der komischen Rollen in der Oper bis zum 31. December 1839 Mitglied des Frankfurter Theaters, trefflich in Rollen wie der „Kammerdiener“ (Kabale und Liebe), „Klosterbruder“ (Nathan der Weise), „Scarabäus“, „Schelle“, „Rochus Pumpernickel“, „Basil“ ꝛc. Nach Aufgabe seines Engagements betrat er in Wohlthätigkeitsvorstellungen noch einmal in den Jahren 1840, 1843 und 1845 die Bretter.

Vgl. (Belli-Gontard), Chr. Aug. Joach. Leißring (1853). F. M. H(essemer), August Leißring. Eine Aehren- u. Blumenlese (1845). Pasqué, Goethe's Theaterleitung, II. 39—52.

Joseph Kürschner.

Leisring: Volkmar L., Tonsetzer geistlicher Lieder, wurde zu Gebstädt in Thüringen geboren, war im J. 1617 Schulmeister (ludi rector) zu Schkölen bei

Naumburg, ward 1619 Pastor zu Nohra bei Weimar, ward sodann im J. 1626 nach Buchfart versetzt und starb hier im J. 1637. — L. hat mehrere musikalische Werke geschrieben, schon 1611 als Student in Jena eine „Corona musices“. In dem Cantionale sacrum, das in drei Theilen Gotha 1646—1648 herauskam, befinden sich auch von ihm Melodien.

Rotermund zum Jöcher III, Sp. 1550. — Döring, Choralkunde, S. 135. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds, 3. Aufl., III. S. 276.

l. u.

Leist: Justus Christoph L. wurde den 24. März 1770 zu Rethem an der Aller (nordwestlich von Celle) geboren. Sohn einer Pastorenfamilie, erhielt er seine Schulbildung zu Lüneburg und studirte von 1789—1792 in Göttingen die Rechte. Nachdem er, ein hervorragender Schüler Pütter's, am 29. März 1792 das Doctorexamen vor der Facultät glänzend bestanden, begann er schon vor der erst am 14. December 1793 auf Grund der Dissertation „De subsidio charitativo nobilitatis S. R. J. liberae atque immediatae“ erfolgenden Promotion Vorlesungen zu halten, zu denen er durch ein Programm über das neue Römische Recht (Göttingen 1792) einlud. Seinen eigentlichen Beruf fand er dann aber in den publicistischen Fächern, wie sie sein großer Lehrer vertrat. „Es fehlte ihm zwar der Funke eines eigenen höheren Feuers; mit seinem Muth und seiner Ausdauer hätte man sich aber dreimal um die Welt herumstudiren können“, urtheilt ein allerdings sarkastischer Umgangsgenosse jener Göttinger Tage. Studienreisen der nächsten Zeit verschafften ihm die persönliche Bekanntschaft katholischer Canonisten, wie Hedderichs in Bonn (Bd. XI S. 219) und anderer seiner Richtung und führten ihn zur Erlernung der Reichshofrathspraxis nach Wien. Von dort rief ihn das hannoversche Ministerium, das an ihm einen Nachfolger Pütter's heranzuziehen hoffte, zurück und machte ihn 1795 zum außerordentlichen Professor. Als solcher behandelte er in dem „Tractatus juris publici de pacis Ryswicensis art. IV“ die Einwirkung der berühmten Nacht des 4. August 1789 auf die Rechte der deutschen Reichsstände und Reichsunmittelbaren im Elsaß und widmete nun seine Vorlesungen dem Staatsrecht, Kirchenrecht, der deutschen Geschichte, dem Proceß und dem hannoverschen Staats- und Privatrechte. Sein klarer und faßlicher Vortrag machte Glück bei den Zuhörern; er wurde 1802 zum ordentlichen Professor befördert und verschaffte sich durch sein treffliches, in knappster Form gehaltenes und doch stoffreiches Lehrbuch des deutschen Staatsrechts litterarisches Ansehen. Da es in die Zeit der gewaltigsten Umwälzungen fiel und ihnen unter Vorlegung der Urkunden auf dem Fuß folgte, so erlebte das 1803 erschienene Buch — ein früherer Druck wurde beim zehnten Bogen bis zum Abschluß des Reichsfriedens mit Frankreich abgebrochen — schon 1805 eine zweite Auflage. Eine Sammlung von Acten und Rechtsfällen zum Gebrauch seiner praktischen Vorlesungen (Göttingen 1807) gehört in dieselbe Zeit. In Anerkennung seiner Thätigkeit 1805 zum Hofrath ernannt, war er, als das Königreich Westfalen entstand, nichtsdestoweniger sofort bereit, in dessen Dienste zu treten. Er wurde Mitglied des Staatsraths und spielte auf den Reichstagen der westfälischen Stände eine hervorragende Rolle. Besondere Berühmtheit haben die nachher auch im besonderen Abdruck erschienenen Reden erlangt, mit denen er am 19. August 1808 den Entwurf einer Criminalproceßordnung und am 14. Februar 1810 den eines das Verfahren in Correctionssachen regelnden Gesetzes der Versammlung vorlegte; sie sind übrigens durchweg sachlich gehalten und frei von dem kriecherischen Schwulst jener Tage. Nach dem Tode Johann v. Müllers (Mai 1809) erhielt L. die Generaldirection des öffentlichen Unterrichts, sorgte für die Förderung des Volks- wie des Gelehrtenschulwesens, und konnte er auch die Aufhebung der Universitäten Rinteln und

Helmstädt nicht abwenden, so war er doch redlich im Zusammenwirken mit dem Minister v. Wolffradt um die Erhaltung und Hebung von Halle, Marburg und Göttingen bemüht und nahm sich insbesondere der letzteren Anstalt so wirksam an, daß ihm selbst entschiedene Gegner ihre Anerkennung nicht haben versagen können. Gelang es ihm auch während seiner Amtsführung nicht, auswärtige Kräfte nach Göttingen zu ziehen, so hat er doch schädliche Anstellungen verhindert und Heise wenigstens wiederzugewinnen gesucht (s. Bd. XI S. 667). König Jerome wandte ihm seine persönliche Gunst in hohem Maße zu, erhob ihn den 10. Januar 1810 für sich und seine männliche Descendenz in den Freiherrnstand und decorirte ihn wenige Tage später mit dem Ritterorden der westfälischen Krone. Er gehörte zu der den engen Anschluß an Frankreich befürwortenden Partei und zeigte sich, als der Thron Jerome's schon sehr schwankte, noch als französisch. Im Dienste der wiederhergestellten Landesherrschaft mußte er unter Verlust von Titel und Rang zufrieden sein, die bescheidene Stelle eines Klosteramtmanns und Hoheitscommissars in Ilfeld (am Harze) zu erhalten. Aber schon wenige Jahre darauf, als sich die Regierung anschickte ein Concordat abzuschließen, erinnerte man sich seiner publicistischen und canonistischen Leistungen in Göttingen und gab ihn dem im Frühjahr 1817 nach Rom abgehenden Gesandten, Friedrich v. Ompteda, als Legationsrath mit. In den Verhandlungen mit dem Commissar der Curie, Monsignor Mazio, zeigte er aber so viel Selbstvertrauen zu seiner Kenntniß des Kirchenrechts, das er noch ganz im josephinischen Geiste vergangener Zeiten auch einem Meister wie Consalvi gegenüber handhaben zu können meinte, und so wenig von diplomatischer Kunst, daß erst der Gesandte selbst die Verhandlungen mit Mazio übernehmen mußte und dann, als im Sommer 1819 an die Stelle des verstorbenen Ompteda Herr v. Reden trat, dieser die Abberufung Leist's zur Bedingung machte. In der Ilfelder Stelle, in welche er zurückkehrte, verblieb er bis Ostern 1829, wo er vorzugsweise, wie es heißt, in Folge der Fürsprache seines Freundes, v. Schmidt-Phiseldeck, als Nachfolger Falcke's (Bd. VI S. 545) zum Justizkanzlei- und Consistorialdirector in Stade ernannt wurde. Wie vordem als canonistische, wurde er von hier als staatsrechtliche Autorität auf einen größeren Schauplatz berufen, und kaum mit besserem Erfolg. Als König Ernst August bei seinem Regierungsantritte der bestehenden Verfassung seine Anerkennung versagte, ließ er zunächst eine commissarische Prüfung vornehmen, ob Abänderung dieses Gesetzes oder Wiederherstellung der vorangehenden Verfassung von 1819 vorzuziehen sei. Nachdem eine erste Begutachtung nicht nach dem Wunsche des Königs ausgefallen war, wurde L. zu Anfang August mit einer zweiten Prüfung beauftragt. Als ihre Frucht betrachtet man das königliche Patent vom 1. November 1837, welches das Staatsgrundgesetz für erloschen erklärte. Als landesherrlicher Commissar erschien er dann auch in der zweiten Kammer der Stände im Februar 1838 und behauptete für die Verfassung von 1819 das Bestehen in anerkannter Wirksamkeit, das er soeben dem vier Jahre lang von Regierung und Unterthanen gleichmäßig beobachteten Gesetze von 1833 abgesprochen hatte. Ebenso war er auch der publicistische Vertreter des königlichen Staatsstreiches gegenüber dem Bundestage, wie auch seine Feder in der officiellen Tagespresse erkannt wurde. Bei Errichtung des Staatsraths unterm 21. Januar 1839 wurde er, der einzige Bürgerliche, zu einem der 16 ordentlichen Mitglieder desselben ernannt. Die Besorgniß, er werde nach dem Ausscheiden Arnswaldt's aus dem Curatorium der Universität Göttingen (Bd. I S. 599) auch auf deren Angelegenheiten Einfluß gewinnen, bestätigte sich nicht; mit dem Mai 1839 verließ er vielmehr seine politische Stellung ganz und erhielt das Amt eines Vicepräsidenten des Oberappellationsgerichts zu Celle. Diesen Posten hat er bis zu seinem Tode

bekleidet und nur vorübergehend ist sein Name in die Oeffentlichkeit gedrungen. Die von ihm und anderen hohen Beamten unterschriebene Celler Erklärung vom Sommer 1849, welche dem Dreikönigsbündniß das Wort redete und der Zurückführung des alten Bundestages kräftig entgegenzutreten versprach, war ein Schritt, mit dem man der Regierung damals einen Gefallen zu thun meinte. Leist's Stellung blieb im Greisenalter wie in jungen Tagen auf Seiten der Macht. Als Ernst August den vereinbarten Organisationsgesetzen im Herbst 1851 auf den Einspruch des Adels die Publikation versagte und zuvor eine nochmalige Begutachtung derselben verlangte, zog er L. und den nachherigen Minister Bacmeister dazu heran. Ihre modificirenden Vorschläge wirkten dann unter der Regierung König Georg V. weiter. Als dieser nach dem Verfassungsumsturz vom 1. August 1855 einen Staatsgerichtshof zur Handhabung der Disciplinarstrafgewalt gegen jeden Beamten, der die Rechtsgültigkeit königlicher Gesetze und Verordnungen seiner amtlichen Beurtheilung unterziehen oder bestreiten würde, einseitig errichtete, bestellte er L. zu dessen Präsidenten. L. starb zu Celle im 89. Lebensjahre, am 30. April 1858.

Conversations-Lexikon der Gegenwart, Bd. III (1840), S. 260. Neue Hannov. Ztg. 1858 Nr. 201; Ztg. für Norddeutschland 1858 Nr. 2849; Augsb. Allg. Ztg. 1858 Nr. 125 (aus der „Zeit"). Ritter v. Lang, Memoiren, I. S. 240, 329. Hugo, Lehrb. e. civilist. Cursus, VI. S. 500. v. Strombeck, Darstellungen aus meinem Leben, II. S. 15, 47, 82, 207. O. Mejer, Zur Gesch. der römisch-deutschen Frage, II. 2. S. 132 ff., 156 ff., 237, 261. Oppermann, Zur Gesch. des Königr. Hannover, I. S. 128, 132, 150, 169, 179; II. S. 235. Frensdorff.

Leiter: Roman L., Maler und Lithograph, geb. 1805 zu Kühetei in der Gemeinde Silz in Tirol, wo sein Vater als Forstmann zu Sellrain im Dienste des Grafen von Wolkenstein war; erhielt den ersten Kunstunterricht zu Innsbruck, kam 1824 auf die Münchener Akademie, wo er sich anfangs mit Bildnißmalerei beschäftigte, später aber ganz zur Lithographie überging, in welcher er sehr Vorzügliches leistete. L. zeichnete die Porträts von Gruithuisen (nach Rhomberg), G. Fr. Puchta und Schelling auf Stein, ferner lithographirte derselbe: „Ein Geiger" nach A. Brouwer; „Maria und Martha" nach einem unbekannten Meister in der Leuchtenberg-Galerie; „Der betende Alte" nach Dow; D. Tenier, „Holländische Bauernschenke"; C. Dolce, „Johannes"; Hersent, „Fenelon bringt einer Bauernfamilie die vom Feinde geraubte Kuh"; Murillo, „Jesus als Hirte"; J. Petzl, „Wirthsstube an der preußischen Grenze zur Cholerazeit" und zuletzt Kaltenmoser's „Zillerthaler-Bauern in einem Wirthshause bei Zitherspiel und Tanz" (Kunstvereinsgeschenk für 1833). L. starb am 26. Februar 1834 zu München.

Vgl. Stuttg. Kunstblatt 1834 S. 206. Kunstvereinsbericht f. 1834 S. 57. Raczynsky II, 457. Nagler 1838, VII, 409. Wurzbach, Biogr. Lexikon 1865, XIV, 348. Hyac. Holland.

Leithoff: Matthias Ludwig L., hervorragender Arzt, Gründer des orthopädischen Instituts zu Lübeck, königl. preußischer Hofrath, Ritter schwedischer, dänischer, portugiesischer, oldenburgischer Orden, Ehrenmitglied der kaiserlichen Naturforschergesellschaft zu Moskau, geb. in Lübeck den 22. Mai 1778, war Sohn eines Kaufmanns daselbst. In Folge eines unglücklichen Falles, welcher ihm eine schmerzliche Verkürzung der Sehnen des linken Beines zuzog, vom dritten bis zum sechsten Lebensjahre ans Bette oder einen kleinen Wagen gefesselt, wurde er frühe zu kleinen technischen Arbeiten geführt und bildete eine praktische Erfindungsgabe, eine Umsicht und Beharrlichkeit aus, welche ihm später als Orthopäden sehr zu Statten gekommen sind. Gründlich vorbereitet in dem da-

mals unter Rector Ruperti sehr blühenden Gymnasium zu Stade, bezog er 1797, um Medicin zu studiren, die Universität Jena, ging 1799 von hier nach Göttingen, unterbrach aber um 1800 seine Studien, da er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ein Jahr in Erfurt zubrachte, welches er zugleich zu seiner allgemeinen Ausbildung, namentlich in den schönen Wissenschaften, benutzte. Die Herstellung seiner Gesundheit bestand in einer glücklichen Selbstkur seines immer noch schwächlichen Fußes durch Vorkehrungen und Uebungen, wie er sie später als Orthopäd an Anderen mit Erfolg angewandt hat. Im J. 1801 kehrte er nach Jena zurück, insbesondere von den beiden Professoren Loder und Froriep angezogen. Diese Gelehrten wurden auf den ungewöhnlich begabten und eifrigen Studenten je mehr und mehr aufmerksam; ja, sie würdigten den jungen Mann ihrer Freundschaft. Durch zweijährige Praxis in Loder's Klinik erwarb er sich dessen Vertrauen in solchem Grade, daß derselbe nicht nur eine günstige Berufung nach Rußland für L. zu vermitteln suchte, welche dieser indeß ausschlug, sondern sogar während Froriep's längerer wissenschaftlicher Reise ihn zu dessen Vertreter in der Entbindungsanstalt vorschlug und seine Ernennung zum „Subdirector" herbeiführte. Im Anfange des Jahres 1803 promovirte L. mit einer (dem Lübecker Senate gewidmeten) Dissertation „Meletemata quaedam obstetricia", worauf er zunächst nach Wien reiste, um unter Anleitung des berühmten Augenarztes Baer sich auch in der Augenheilkunde auszubilden. Im Frühjahr 1804 kehrte er endlich in seine Heimath zurück. Hierher war ihm ein solcher Ruf vorausgeeilt, daß er von dem Tage nach seiner Ankunft den Anfang seiner rasch sich erweiternden ärztlichen Praxis datiren konnte. Nach dem, für Lübeck auf lange Zeit folgeschweren 6. November 1806 (Blücher's Niederlage und Kapitulation) eröffnete sich für L. eine sehr anstrengende, aber auch verdienstliche Wirksamkeit. Von einem erfahrenen Chirurgen unterstützt, widmete er sich Tag und Nacht den Verwundeten und Kranken, mit denen zahlreiche öffentliche Gebäude, selbst einige Kirchen angefüllt waren. Daneben suchte er den vom Sieger zurückgesetzten, in der allgemeinen Verwirrung furchtbar leidenden Preußen in ächt menschlicher Theilnahme jede mögliche Erquickung und Erleichterung zu verschaffen. Diese aufopfernden Dienste vergalt ihm der in jener schweren Zeit selbst so bedrängte König Preußens im J. 1807 durch Verleihung des Hofrathstitels. Die nächste Folge der treuen Berufsarbeit aber war für ihn ein Fleck- und Faulfieber, welches ihn an den Rand des Grabes brachte. Später wurde er neben seiner sonstigen chirurgischen und medicinischen Praxis als Arzt an dem St. Annenkloster, welches von Hunderten Armer und Kranker bevölkert war, angestellt und erwarb sich durch Einführung wesentlicher Reformen, in Bezug auf Wohnung, Kleidung, Nahrung und Pflege der Hausgenossen große Verdienste. Im J. 1809 verheirathete er sich mit einer Tochter des um Lübeck hochverdienten Bürgermeisters Overbeck, des Dichters und Vaters des berühmten Malers. Als im J. 1814 große Schaaren von Hamburgern vor Davoust's Gewaltmaßregeln nach Lübeck geflüchtet und großentheils in öffentlichen Gebäuden untergebracht waren, so war es wiederum L., welcher vom Senate beauftragt wurde, die dringend nöthigen Hospitäler einzurichten, was er mit der ihm eigenen Energie that, sowie er denn 5—600 im Laufe der Zeit großentheils vom Lazarethfieber ergriffene Kranke selbst behandelte. Er verfiel aber darauf in die erwähnte Krankheit, von welcher er erst nach 15 Wochen genas. Durch sein 22jähriges Wirken als geschickter Operateur und ebenso scharfblickender und kundiger als theilnehmender Arzt erwarb L. sich in seiner Vaterstadt die allgemeinste Anerkennung und Liebe. Einen europäischen Ruf aber gewann er als Orthopäd. Nachdem im vorigen Jahrhundert Andry in Frankreich die erste Anregung gegeben hatte, entstanden in Deutschland, unabhängig von einander, fast um dieselbe Zeit zwei orthopädische

Institute, das des Dr. J. G. Heine (Bd. XI S. 354) in Würzburg (1817) und das seiner Zeit bei Weitem angesehenere Leithoff's (1818), welches letztere sich von dem ersteren schon dadurch unterschied, daß, während das baierische durch die regierungsseitig gewährten Mittel ins Leben trat, das andere seinen Ursprung und seinen Bestand lediglich der schöpferischen, aufopfernden, genialen Thätigkeit des Stifters verdankte. Namentlich war es der glückliche Erfolg einer ins orthopädische Fach fallenden Kur, welche L. gelegentlich im J. 1811 durchgeführt hatte, und seine dadurch hervorgerufenen Erwägungen, wodurch L. bestimmt wurde, im J. 1818 (am 5. October) sein Institut in einem gemietheten Locale mit drei Patienten zu eröffnen. Die Sache empfahl sich selbst. In Kurzem wurden von nahe und ferne immer mehr Kranke angemeldet, weshalb L. sich zur Erweiterung der Anstalt entschloß. So sah er sich denn veranlaßt, besonders seit 1820, eine Reihe geräumiger, angrenzender Grundstücke anzukaufen, deren Gärten zusammenstießen und die überhaupt den Vorzug einer gesunden Lage hatten. Durch großartige, von Jahr zu Jahr weitergeführte Bauten wurde das Aussehen dieser Grundstücke total umgewandelt. Das Ganze wurde nach einem einheitlichen Plane geordnet. Zweckmäßige Verbindungen sowol als Sonderungen, die Anlage luftiger Wohn- und Schlafzimmer, sowie besonderer Räume zu gymnastischen Uebungen, Wasserleitungen und Wasserbassins (zum Baden und Schwimmen), einer großen Glashalle für die Zeiten, wo der Witterung wegen die Gärten nicht zu benutzen waren, einer Menge von Maschinen, die den individuellen Bedürfnissen angepaßt wurden, die Auswahl und strenge Controle eines großen Dienstpersonals, sowie einer Anzahl tüchtiger Lehrer und Lehrerinnen — Alles war sein Werk, und die belebende Seele des ganzen Betriebes blieb er selbst. Diese so gemischte Gesellschaft wußte er zu Einer Familie zu verschmelzen, und dieses Krankenhaus zu einer Stätte jugendlicher Fröhlichkeit zu gestalten. In Folge einer Anfrage aus Amsterdam schrieb er im J. 1827: „In Instituten dieser Art muß man sich den Kindern mit völliger Liebe und Hingabe widmen, denn jedes Kind, vorzüglich ein verkrüppeltes, ist individuell zu nehmen; nur, indem man viel Liebe und Aufopferung zeigt, kann man sich die Liebe, das Vertrauen und so den Gehorsam der Kinder erwerben; und ohne diese gänzliche hierauf gestützte Folgsamkeit ist keine Kur möglich. In einer solchen Lage, allem Uebrigen entsagend, bin ich jedoch sehr glücklich von drei Schwestern unterstützt, die sich mit mir gänzlich den Kindern gewidmet haben. Ein solches Zusammentreffen kann nicht überall sein; und wie sehr es nothwendig ist, daß die physische und moralische Bildung solcher verkrüppelter Kinder innig verbunden gleichen Schritt gehe, sehen wir an dem Mißlingen so mancher, in Paris und anderen Orten meinem und dem Würzburger Institute nachgebildeten Anstalten. Aus diesen Gründen lassen sich Anstalten nicht nachbilden, sondern sie müssen aus eigener Kraft, bei glücklichem Zusammentreffen aller erforderlichen Umstände, an jedem Orte neu geschaffen werden." Und bei anderer Gelegenheit schrieb er: „Aus der Lehre meines trefflichen Lehrers Loder habe ich es behalten, daß die Muskeln dem Willen unterworfen und die gelähmte Thätigkeit derselben nur mit Beihülfe des Willens wiederherzustellen sei. Dieses haben auch meine Erfahrungen so vollkommen bestätigt, daß es mir bei Lähmungen, die fast unglaublich waren, die schönsten Früchte getragen hat." — Aus dieser, den Mann durchdringenden Ueberzeugung erklärten sich sehr viele individuelle Maßnahmen nicht nur, sondern auch Aeußerungen, durch welche L. sich und der Wirksamkeit seiner Anstalt Grenzen steckte, welche freilich Manchen, darunter einflußreichen Personen, unwillkommen waren und dem originellen, durchaus selbständigen Manne neben so vielen Zeugnissen der Dankbarkeit und Bewunderung auch Vorwürfe und scharfe Kritiken zuzogen. — Jedenfalls war Leithoff's Kurmethode eine keineswegs ein-

seitig mechanische; vielmehr zog er stets die Ursachen der Krankheit, den Grad ihrer Ausbildung und alle anderen, namentlich psychischen Umstände überall mit in die sorgfältigste Ueberlegung. Aller Reclame abhold, mehr ein Mann der That als des Wortes, namentlich des gedruckten, hat L. leider seine frühere Absicht, das Material seiner reichen und tiefen Beobachtungen, nebst Abbildungen seiner Maschinen rc. zu sichten und in geeigneter Weise zu veröffentlichen, nicht ausgeführt. Ihm genügte das Denkmal, das er sich in zahlreichen dankbaren Herzen, und zwar der verschiedensten, auch der allerhöchsten Kreise, gestiftet hat. Zu der Zeit seiner größten Ausdehnung in den Dreißigen dieses Jahrhunderts umfaßte das Institut gleichzeitig über 100 Personen, von welchen etwa 60 als Pfleglinge in Behandlung waren (in geringerer Zahl auch einige, die in ihren Familien wohnten, für einzelne Tagesstunden). Die Gesammtzahl der Patienten, die während der 26 Jahre des Bestehens der Anstalt Aufnahme gefunden haben, beträgt 300. In den letzten Jahren schmolz das Institut merklich zusammen, aus Ursachen, die zum großen Theil in gewissen Zeitverhältnissen, sodann in der sehr leidenden Gesundheit des Leiters, vielleicht auch in dem sich abwendenden Urtheil der medicinischen Wissenschaft des Tages liegen mochten. Im Herbste 1844 machte L. bekannt, daß er seine orthopädische Anstalt schließe. Fortan standen die auf eine lange Zeitdauer berechneten, wohl eingerichteten Localitäten, für deren Vervollkommnung er einen großen Theil seines mühsam erworbenen Vermögens geopfert, in denen er so bedeutende Talente, so viele ächte Menschenliebe entfaltet, in denen ein so reges Leben gewaltet hatte, verlassen und öde. Die Anstalt war in allen Beziehungen dermaßen mit der Persönlichkeit und persönlichen Begabung ihres Schöpfers verknüpft, daß sie bei dem Stillstande seiner Thätigkeit nothwendig eingehen mußte. Jemand, der dem merkwürdigen Manne näher gestanden hat, macht über seine Persönlichkeit folgende Bemerkungen: „L. war ein Mann von kleiner, gedrungener Statur, sein Kopf verhältnißmäßig groß. Unvergleichlich war der Ausdruck seiner blaugrauen Augen, bald sinnend und forschend, bald schalkhaft und freundlich, das eine Mal durch den Ausdruck großer Milde und Herzensgüte, ein anderes Mal durch den des festen Willens, der zum Zorn sich steigern konnte, tief in die Seele dringend. — Gern versteckte der feine Menschenkenner seinen tiefsittlichen Ernst in das Gewand humoristischer Paradoxen und seine Bescheidenheit deckte seinen edelsten Gesinnungen und zartesten Handlungen stets den verhüllenden Mantel über. Namentlich zog er jüngere Männer gern in seine Nähe und gab so goldene Lebensregeln, so beherzigenswerthe Winke, so praktische Lebensansichten, so reiche Ideen, daß manche Unterhaltung an Werth schätzbaren Lehrvorträgen gleichkam.“ Die letzten Jahre seines Lebens waren durch anhaltende heftige Gichtschmerzen getrübt, welchen er aber einen starken Willen entgegensetzte und welche weder der Klarheit seines Geistes noch selbst seinem sprudelnden Witze Eintrag thaten. Am 20. November 1846 erlöste ihn der Tod von seinen Leiden.

Froriep, Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde, 1821, Nr. 17. — Journal der menschenliebenden Gesellschaft in Petersburg, 1821, 15. Heft, S. 48—57. — Morgenblatt 1822 Nr. 213 ff. — G. Downes, Letters from Mecklenburg and Holstein. — Souvenir de 1833 (Baron de Balk-Poleff). — Neuer Nekrolog der Deutschen, 24. Jahrgang, Thl. II, S. 755—764, wesentlich identisch mit einer in den N. Lübeck. Blättern 1847 Nr. 6 ff. enthaltenen Biographie. A. Michelsen.

Leitner: Cajetan Franz v. L., Schriftsteller, wurde am 15. September 1768 zu Graz in Steiermark geboren und sein engeres Heimathland blieb auch für die Folge das Gebiet, auf welchem er sich als Litterat bethätigte. L. erhielt seine Ausbildung in Graz, wo er im J. 1786 als Accessist bei der Staatsbuch-

haltung angestellt wurde und sich durch Fleiß und gründliche Kenntnisse auszeichnete, 1795 erfolgte seine Beförderung zum Rechnungsoffizier (Offizial) und als die Landstände im J. 1802 eine eigene Buchhaltung, welche von der Staatsbuchhaltung getrennt war, erhielten, rückte L. zum ersten Rechnungsoffizial vor und wurde im J. 1805 zum Rechnungsrath befördert, starb aber schon am 5. December desselben Jahres. Da L. sich auch eine tüchtige allgemeine Bildung angeeignet hatte, wie sie zu jener Zeit bei einem Beamten selten gefunden wurde, so trat er zuvörderst als Reorganisator eines journalistischen Unternehmens seiner Vaterstadt, nämlich der seit 1785 in Graz bestehenden „Grätzer Zeitung“ auf, er betheiligte sich durch statistische und nationalökonomische Artikel an diesem Blatte sowie an dem „Steiermärkischen Repertorium“, welches Kindermann (Bd. XV S. 763) herausgab, später aber gründete er das von 1796 an erscheinende Beiblatt der oben erwähnten Zeitung unter dem Titel „Sonnabends Anhang“ im Vereine mit seinem Bruder Alois Vincenz v. L., welcher auch als heimischer Dichter bekannt wurde. L. redigirte dieses Blatt selbst und suchte darin auf die Hebung des guten Geschmacks seiner Landsleute einzuwirken, insbesondere waren die darin gebotenen Theaterrecensionen für jene Zeit bemerkenswerth, da sie sich eingehend mit der ästhetischen Würdigung der aufgeführten Stücke beschäftigten. Auch litterarische Kritiken waren in dem „Sonnabends Anhange zur Grätzer Zeitung“, wol die ersten in Steiermark, enthalten. Neben verschiedenen Gelegenheitsreden verfaßte L. auch eine „Rede auf Leopold den Zweyten“, welche nach dem Tode dieses Regenten am 17. April 1792 in Graz von dem Geistlichen Raymund Anton Müller gehalten wurde und die als ein nicht uninteressanter Beitrag zur Charakteristik Leopolds (ohne Angabe des Verfassers) 1792 zu Graz im Drucke erschienen ist. Besonders beachtenswerth ist eine Arbeit Leitner's unter dem Titel „Vaterländische Reise von Grätz über Eisenerz nach Steyer. Von K. F. v. L.“ (1798), welche die culturellen und topographischen Verhältnisse Obersteiermarks eingehend schildert und nicht nur ein seinerzeit brauchbares Reisehandbuch, sondern auch ein die genaue Kenntniß von Land und Leuten vermittelndes Werk genannt werden kann, das heute noch Detailauskünfte wie kein zweites Buch bietet. Hammer-Purgstall schrieb in den 1800 erschienenen „Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest nach Venedig“ über dieses Werkchen: „Leitner's Reisebeschreibung begleitete uns bis hierher (nach Graz) durch die Obersteiermark, und wir haben Ursache diesem Reisegefährten — für den Nutzen und das Vergnügen — dankbar zu sein.“ Neben der Beschreibung der Oertlichkeiten finden sich hier Schilderungen der Bewohner, ihrer Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, der wirthschaftlichen Verhältnisse u. dgl. reichlich eingestreut, die von besonderem Werthe sind. — L. ist der Vater des bekannten lyrischen und Balladendichters Carl Gottfried Ritter v. L.

Wurzbach, Biogr. Lexikon, Bd. XIV. — Winklern, Biogr. u. lit. Nachr. v. den Schriftstellern u. Künstlern . . . in Steyermark. — Steiermärk. Zeitschrift, N. F. VI. Jahrg., Heft 2. A. Schlossar.

Leitzmann: Johann Jakob L., Numismatiker, geb. zu Erfurt am 24. September 1798, † zu Tunzenhausen am 23. October 1877, bezog, nachdem er 1812—1817 auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet worden war und 1817—1818 als Einjährig-Freiwilliger bei den Pionieren gedient hatte, die Universität Halle, wo er drei Jahre lang Theologie studirte. Nach vollendeten Studien wirkte er als Lehrer an der Predigerschule zu Erfurt von 1821 bis 1825 und nach seiner am 21. Mai zu Magdeburg vorzüglich bestandenen Prüfung pro ministerio erhielt er 1825 die erledigte Predigerstelle zu Riethchen und der Stiftung Griefstedt, welche er bis 1831 bekleidete. Am 6. Sonntage nach Trinitatis wurde er in die Pfarrstelle zu Tunzenhausen bei Sömmerda (wie

Riethchen im Kreise Weißensee gelegen) eingeführt. Hier feierte er 1875 sein 50jähriges Amtsjubiläum. Als numismatischer Schriftsteller ist er auch fast 50 Jahre thätig gewesen, denn schon 1828 erschien sein „Abriß einer Geschichte der gesammten Münzkunde". Im J. 1834 begann er die Herausgabe der in Weißensee bis 1873 erschienenen „Numismatischen Zeitung". Durch diese Zeitung hat er ganz wesentlich beigetragen zum Emporstreben der von ihm mit großer Vorliebe gepflegten Numismatik. Den meisten wissenschaftlichen Werth haben sicherlich Leitzmann's Aufsätze über Brakteaten. Sein letztes bedeutenderes Werk ist sein „Wegweiser auf dem Gebiete der deutschen Münzkunde". Obgleich das Buch mancherlei Schwächen hat, wie alle menschlichen Arbeiten, ist es doch immer, als ein grundlegendes Werk, eine höchst dankenswerthe und überaus verdienstvolle Arbeit. Die anderen Schriften Leitzmann's sind in seiner 1867 erschienenen Bibliotheca numaria verzeichnet. Leitzmann's kurze Biographie in den Blättern für Münzfreunde, S. 750, erwähnt, daß er zweimal verheirathet war. Von seinen drei Söhnen soll der mittlere Münzsammler sein; als numismatischer Schriftsteller ist mir derselbe jedoch bis jetzt noch nicht begegnet. L. war ein überaus liebenswürdiger, bescheidener, gefälliger Mann, stets bemüht, jungen, strebsamen Männern mit Rath und That beizustehen. Seine bedeutende Münzsammlung, besonders reich und werthvoll an Mittelaltermünzen, kam im October 1880 in Leipzig zur Versteigerung. Th. Stenzel.

Le Maistre: Mattheus Le M., bekannter niederländischer Componist und kurfürstlich sächsischer Kapellmeister, wurde wahrscheinlich im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts geboren. Die bisherige Annahme der meisten Biographen des Meisters, auch O. Kade's in seinem trefflichen Buche über le Maistre (Mainz 1862), daß derselbe Kapellmeister am Dom zu Mailand und Componist der „Battaglia Taliana" (Venedig 1552) gewesen sei, ist durch Haberl in den „Monatsheften für Musikgeschichte" (1871, Nr. 12) genügend widerlegt worden. Man verwechselte ihn bisher mit dem zeitgenössischen Componisten Matthias Herrmann Nerrecorensis. Le M. kam 1554 nach Dresden. Die kurfürstlich sächsische Cantorei oder musikalische Kapelle in Dresden hatte seit 1548 unter der Kapellmeisterschaft Johann Walther's großen Ruf erlangt. Der alternde Meister, dem verschiedene Aenderungen, darunter namentlich die Anstellung italienischer Instrumentalisten und niederländischer Sänger, nicht sympathisch sein mochten und der den eintretenden Wirrnissen, welche durch diese Heranziehung fremdländischer Künstler entstanden, nicht energisch genug zu steuern wußte, hatte um seinen Abschied gebeten und denselben auch unter Bezeigung der allerhöchsten Zufriedenheit mit 60 Gulden jährlicher Pension durch Rescript d. d. Dresden, 7. August 1554 erhalten. Kurfürst August, der nach dem Tode seines Bruders Moritz am 9. Juli 1553 zur Regierung gelangt war, liebte Musik außerordentlich und interessirte sich deshalb lebhaft für die Cantorei. Seine nächste Sorge war, einen neuen tüchtigen Kapellmeister für dieselbe zu gewinnen. Sein Agent in Antwerpen, Christian Haller v. Hallerstein, hatte von ihm den Auftrag erhalten, einen solchen sammt mehreren Sängern in den Niederlanden zu engagiren. Für das Kapellmeisteramt gewann er Le M. Die erste urkundliche Nachricht über den Aufenthalt des Letzteren in Dresden datirt vom 30. October 1554, an welchem Tage er das Notenarchiv der Cantorei übernahm. Le M. bezog in Dresden gegen 240 Gulden jährliche Besoldung, eine für jene Zeit bedeutende Summe. Außerdem erhielt er jährlich „ein Hofkleid", freien Tisch und hatte im Anfang seiner Amtsführung auch die Cantorei- oder Kapellknaben in Kost und Wohnung. Die niederländischen und italienischen Musiker waren eben damals sehr gesucht und beliebt. Unterm 22. December 1566 richtete Le M. ein Memorial an Kurfürst August, in welchem er bittet, da er sich nun entschlossen

habe in Sachsen zu bleiben, ihm wegen überkommener Kränklichkeit und aus Rücksicht auf sein „Weip und Kinder“ mit seiner „Bestallung sampt der Herberge“, in welcher er eine Zeit lang Wohnung gehabt, auf „lebenslangh gnädigst bedencken und versorgen“ zu wollen. Der Meister klagt nämlich über Podagra und erinnert den Kurfürsten daran, daß er einst in Torgau in der Schloßkirche „umbgefallen“ sei. Er gibt ferner zu bedenken, wie er „Vatter und Mutter“ verlassen müssen, um nach Sachsen zu kommen, und wie er sein väterliches Vermögen, welches sich auf einige Hundert Gulden belaufen, verloren habe, da er „der neuen Religion anhängigh worden“. Le M. hatte wie meist sämmtliche Italiener und Niederländer, welche damals in den Dienst protestantischer Fürsten traten, convertirt. Der Meister erklärte sich übrigens vollständig damit einverstanden, „daß die Kapelle mit einem Andern (Kapellmeister) versehen werde“. — Durch Rescript d. d. Dresden, 24. Januar 1567, ward das Ansuchen Le Maistre's genehmigt; er erhielt eine „Begnadigungs-Verschreibung“ auf die Zeit seines Lebens, worin ihm ein Gehalt von 195 Gulden 7 Groschen 5 Pfennigen incl. Kost, Kleidung und Herberge, zahlbar in vier Quartalen, lebenslang zugesichert wurde. Mittlerweile, jedoch nur so lange, bis ein neuer Kapellmeister angestellt wurde, gestattete ihm der Kurfürst in dem Hause, welches von Hieronimo Altpach auf der Breitegasse für die Kapellknaben gekauft worden war, seinen „Aufenthalt“ zu nehmen. — Der schon damals auch als Componist rühmlichst bekannte Instrumentist der kurfürstlichen Kapelle, Antonius Scandellus, unterstützte nun den alternden Meister im Dienste: er wird in den Acten oft der „zugeordnete Moderator“ desselben genannt. Le M. wurde jedoch immer kränklicher, auch mochte wol das Verhältniß mit Scandellus manche Unzuträglichkeit mit sich führen und nachtheilig auf den Zustand der Cantorei einwirken, weshalb Scandellus durch Rescript d. d. Dresden, 12. Februar 1568, definitiv an Le Maistre's Stelle zum Kapellmeister ernannt wurde. Letzterer trat durch Rescript vom 24. Juni 1568 unter Belassung seines Gehaltes factisch in den Ruhestand. Le M. führte sein Prädikat fort und scheint in Dresden geblieben zu sein. Noch 1577 nannte er sich auf dem Titel seiner in diesem Jahre herausgekommenen dreistimmigen schönen und auserlesenen deutschen und italienischen geistlichen Lieder „Churfürstl. Gnaden zu Sachsen alter Kapellmeister“. Auch in den Personallisten der Cantorei wird er oft nur „der alte Kapellmeister“ genannt und nach Scandellus aufgeführt. Die letzte urkundliche Nachricht, welche im königlich sächsischen Hauptstaatsarchiv über den Meister zu finden gewesen, datirt vom 22. Januar 1577. Le M. hatte die früher erwähnten dreistimmigen Lieder dem Rathe von Mühlhausen übersendet. Unter obigem Datum gratulirt dieser dem Meister zum neuen Jahre und bedankt sich freundlichst für „gethane Verehrung“ unter Beifügung eines Thalers, mit der Bitte, „solch kleine Verehrung dankbahrlich“ annehmen zu wollen. Im April 1577 wird Le Maistre's bereits als eines Verstorbenen gedacht. Er hat eine ziemlich große Anzahl kirchlicher und weltlicher Compositionen hinterlassen, theils gedruckt, theils im Manuscript. Ein genaues Verzeichniß derselben enthält Kade's oben erwähntes Buch (S. 113 ff.). Es befinden sich darunter Motetten, ein acht- und ein vierstimmiges Magnificat, ein Grabgesang, sechs Messen, vier Antiphonen, lateinische geistliche, sowie deutsche geistliche und weltliche Gesänge. Interessant ist des Meisters Katechismus für die Dresdener Kapellknaben, um dieselben zu fleißigen und frommen Andachtsübungen im Hause aufzumuntern, der 1563 in Nürnberg erschien. Nach Kade's Urtheil steht Le M. als weltlicher Tonsetzer höher denn als geistlicher. Unter seinen leider nicht zahlreichen deutschen weltlichen Liedern finden sich köstliche Perlen.

Fürstenau.

Leman: Christian Karl L., Rechtsgelehrter, wurde als Sohn des Pastors Johann Gottfried August L. zu Deetz am 9. März 1779 geboren, studirte zu Frankfurt a/O., trat 1800 beim dortigen Stadtgerichte als Auscultator ein und wurde 1803 Assessor bei dem damaligen Hofgerichte, nachherigem Oberlandesgerichte zu Insterburg, wo er 1809 zum Oberlandesgerichtsrath befördert wurde. In gleicher Eigenschaft amtirte er 1827—1841 in Marienwerder, trat 1842 in den Ruhestand mit dem Charakter als geheimer Justizrath, verlegte seinen Wohnsitz nach Halle und verstarb daselbst am 7. Juli 1859, überlebt von seiner Wittwe († 1870) und einer Tochter. — L. hat sich als Schriftsteller um die Darstellung des preußischen Rechts verdient gemacht. Von ihm rührt her der dritte Theil, Bd. I—III der „Provinzialrechte aller zum Preußischen Staat gehörenden Länder und Landestheile, herausgegeben von Friedr. Heinr. v. Strombeck", Leipzig 1830—1832. — „Versuch eines Anhangs zum ostpreußischen Provinzialrechte", Insterburg 1816. — „Handbuch über das ostpreußische Provinzialrecht", Insterb. 1821—1826. — „Historisch-topographische Darstellung der Landesverfassung von Litthauen", 1. Thl., Insterb. 1808, und „Jahrbuch der Gerichtsverwaltung in Litthauen" für 1820, 1824, 1828. — „Historisch-geographische Einleitung in die Provinzialrechte Westpreußens", Marienwerder 1830. — „Das alte Kulmische Recht, mit einem Wörterbuche", Berlin 1838. Ferner schrieb er: „Ueber den Huldigungseid nach preußischen Gesetzen", Insterburg 1815 und „Ueber Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens in den preußischen Gerichten", Berlin 1842. Wahrscheinlich rühren von ihm her: „Ueber die bürgerlichen Verhältnisse der Juden im Großherzogthum Posen und im Kulmer Lande nebst Vorschlägen zu ihrer Verbesserung (von Hugo Dezius, königlichem Justizrathe)", Marienwerder 1830, sowie „Vorschläge zu einem organischen Gesetz über die Justizverfassung in Preußen, auf der Grundlage des Bestehenden", Marienwerder 1843.

Gef. Mittheilungen des Oberlandesgerichtspräsidiums zu Marienwerder und des Herrn Dr. R. Reicke zu Königsberg. — Zeitschrift für deutsches Recht, XVII. 406. Teichmann.

Lembeke: Johann L. (Hanneke, Hanke, Henneke v. L. oder von deme L.), ein mächtiger Mann in Schleswig und Jütland, † am 5. August 1404, war der Sohn des Nicolaus v. Lembeke (Leymbeke, Lymbeke), den Graf Gerhard 1337 als zuverlässigen Holstenkrieger zum Hauptmann von Nordjütland ernannt hatte und der sich die Burg Dorning oder Törningh in der Gramharde mit der Erbin, einer Edlen, erheirathete. Der Presbyter Bremensis erzählt hübsche Anekdoten, wie sie ihren Gemahl zum Bändigen der dänischen Bauern anhielt und wie er dem Könige Waldemar Atterdag den Lehneid weigerte, nachher in Wordingborg dem Gesottenwerden entrann, und wie er durch ein gebeichtetes Geheimniß von beabsichtigter Vergiftung den König 1363 aus dem Lande gescheucht habe. 1362 wird er aber dänischer Drost genannt. 1372 schon war Henneke im Besitze der Burg Dorning, vertheidigte sie tapfer gegen die hartnäckige Belagerung durch den König und schlug zuletzt durch einen Ueberfall dessen Heer (500 Mann) aufs Haupt, ein Sieg, der unter den Holsten und in den Städten berühmt wurde. Von 1380 an wird L. in den Klagen über Seeraub genannt, namentlich 1380—1382 stand er in Seefehde mit der Stadt Campen, 1386 hat er Kaufmannsgut auf Sylt genommen, wieder 1387 und 1389 erheben die Städte gegen ihn Ansprüche wegen Strandraub, 1396 hatte der Vitalier Knebrecht bei ihm Aufnahme gefunden. Dagegen klagte er bei Lübeck über preußische Unbilden und drohte mit Repressalien, während die Bremer ihn verfolgen. So ist er in den Hansereceſſen häufig genannt. 1404 folgte er dem Herzoge Gerhard gegen die Dithmarschen und wurde am 5. August in der

berühmten Schlacht in der Hamme mit erschlagen: ut agnus, „alse ein lembeken" sagt der Erzähler in Anspielung an den Namen des gefürchteten Kriegsmannes. Sein schon 1399 genannter Sohn Henneke besaß Dorning nach ihm.

Vgl. Presb. Brem. in Quellensamml. der Schlesw.-Holstein-Lauenb. Ges. f. vaterl. Gesch., I. S. 73, 90 (wo Lappenberg gegen Suhm), 108, 113. Hanserecesse 1256—1430 Bd. II—IV. Allg. D. Biogr. IX, 790 v. Grubendal.

Krause.

Lemlin: Lorenz L. (Lemblein oder Lemblin), ein Componist aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, den Fétis einen belgischen Musiker nennt, ohne dies näher zu begründen. Mit besserem Grunde kann man ihn einen deutschen Meister nennen, denn deutsch ist sein Name, in Deutschland — in Heidelberg — war er Kapellmeister, deutsche Lieder componirte er und in Deutschland erschienen seine Compositionen. Die einzige sichere Nachricht über ihn gibt uns der bekannte Georg Forster, Arzt in Nürnberg, Herausgeber der Liedersammlung und selbst geschickter Componist. Er erwähnt ihn im dritten Theil seiner „Teutschen Liedlein" (Nürnberg 1549) in der Dedication an seinen Schulfreund Jobst vom Brand und nennt ihn „unsern frommen Präceptor und Componisten Laurentius Lemlin, seligen Churfürsten am Rhein, Pfalzgraf Ludwig, Sänger und Kapellmeister", der uns unterrichtet hat. Forster veröffentlicht in den ersten drei Theilen seiner Liedersammlung von 1539—1549 15 Lieder, Petrejus und Berg in Nürnberg, Rhau in Wittenberg und Kriesstein in Wien haben neun lateinische 2-, 3-, 4- bis 5stimmige Gesänge in ihren Sammelwerken veröffentlicht. Nur seine deutschen Lieder liegen mir in Partitur vor. Sie sind stimmungsvoll, gut gearbeitet, oft von großer Einfachheit und tragen das deutsch gemüthvolle und dabei humoristische ganz entschieden als Erkennungszeichen seines deutschen Ursprunges. Ich mache nur auf das Lied im zweiten Theile von Forster's Sammlung von 1540 aufmerksam, mit dem Texte: Der Gutzgauch (Guckuck) auf dem Zaune saß, in dem die zwei mittleren Discantstimmen sich abwechselnd fortwährend „Guckuck" zurufen, während der Tenor die Volksweise singt und die übrigen drei Stimmen sich contrapunktirend und begleitend betheiligen.

(Siehe meine Bibliographie der Musik-Sammelwerke. Berlin 1877.)

Rob. Eitner.

Lemnius: Simon L., eigentlich Simon Margadant und daher antikisirend zubenannt Emporicus oder auch Mercatorius, Mercator, gehört, obwol geborener Romane, als hervorragender Vertreter des deutschen Humanismus, als erster namhafter Uebersetzer der Odyssee, als frühester vaterländischer Epiker der deutschen Schweiz, sowie endlich vermöge vielfacher persönlicher Beziehungen, der Geschichte der deutschen Wissenschaft in vorzüglicher Weise an. Er ist gebürtig aus dem graubündnerischen Münsterthal, dem alten Gotteshauslande des Fürstbischofs von Chur, wo sein Vater, aus dem Prättigau eingewandert, den Hof Guat (Wald) am Bache Pisch oberhalb Santa Maria, ein Lehen des Hochstifts Chur, bewirthschaftete. Nach dem heimischen Thal und Gewässer nannte er sich später in seinen Schriften auch Monasteriensis und (zugleich mit Anlehnung an die heilige Quelle bei Olympia) Pisaeus, nach der Herkunft seiner Mutter, einer Engadinerin, hin und wieder Oengadinus, nach seiner weiteren Heimath öfter Rhetus Canus (Graubündner) und Rheticanus (nach dem Gebirge Rätikon, Rhetico). Auf die mütterliche Abstammung (von einer heute noch blühenden Familie Lemm) scheint auch sein Gelehrtenname Lemnius zurückzugehen, mit dem er sich wol dem in Graubünden noch mancherorten bestehenden Gebrauch anschloß, dem eigentlichen Familiennamen den Geschlechtsnamen des mütterlichen Großvaters vorzusetzen; auch wollte er dadurch an den gleichlautenden Zunamen des Vulkan erinnern, welcher, wie der Dichter später fabulirte, seinem

Vater einen Schild geschmiedet und einen berühmten Sohn prophezeit hatte. In Wittenberg scheint diese stolze Antikisirung zu dem Kose- oder Spitznamen Lemchen, Lemichen verdreht worden zu sein. — Der früh verwaiste Knabe, zu Anfang des 16. Jahrhunderts geboren, wurde wol durch geistliche Gönner, vielleicht durch seinen kunstsinnigen Bischof Paul Ziegler, zum Studiren bestimmt. In den Jahren 1532 und 1533 taucht er zu München und Ingolstadt auf. Am ersteren Orte erscheinen in dem Buche eines Studiengenossen lateinische Distichen von ihm, nebst Versen eines Freundes, in welchen L. als „die Zierde des Volks von der Etsch" verherrlicht ist; in Ingolstadt führt ihn die Matrikel offiziell als Simon Lemnius auf. Noch 1533 oder Anfang 1534 wanderte er nach Wittenberg, wo er als Schüler Melanchthon's fünf Jahre verweilte, in seiner Aufführung wol nicht besser und nicht schlechter als die meisten Studirenden der Humanistenzeit. Für seine Strebsamkeit spricht es, daß ihm auf Empfehlung seines berühmten Lehrers die Ehre der unentgeltlichen Verleihung des Magistergrades zu Theil ward, und daß er mit dem fleißigen Georg Sabinus, dem späteren Eidam Melanchthon's, eifrig verkehrte und arbeitete. Er hatte es aller Wahrscheinlichkeit nach auf eine Professur an der sächsischen Hochschule abgesehen und gedachte sich durch eine Reihe von Epigrammen zu empfehlen, worin er in rein akademischer, völlig parteiloser Weise die lateinischen Satiriker nachzuahmen suchte. Dabei war er jedoch so unvorsichtig, die beiden Bücher „Sinngedichte", welche durch Sabinus im J. 1538 zum Druck befördert wurden, dem Erzbischof und Kurfürsten Albrecht von Mainz, dem Metropolitan seines Bischofs, mit einer schmeichelhaften Vorrede zu widmen. Der Mainzer Kirchenfürst, der vor zwanzig Jahren den Tetzel mit seinem Ablaßkasten ausgesandt, hatte aber einen unversöhnlichen Gegner in Luther, der die Universität Wittenberg und ihren damaligen Rector Melanchthon völlig beherrschte. Dieser wurde durch den heftigen Freund bewogen, den Dichter vor den Senat zu citiren, und da L., wol zum Nachtheil seiner Sache, vor dem Ungestüm des Pfarrers von Wittenberg die Flucht ergriff, eiferte Luther in einem von der Kanzel verlesenen und an den Kirchthüren angeschlagenen Pamphlet gegen den „ehrlosen Buben" und „Schand-Poetaster" als gegen einen todeswürdigen Verbrecher und wußte dem ängstlichen Rector in den Epigrammen eine Menge angeblicher Lästerungen gegen hohe Herren in Wittenberg, gegen den Landesfürsten, ja gegen ihn, Melanchthon, selbst, mit solcher Bestimmtheit nachzuweisen, daß dieser sich bei dem Kurfürsten Johann Friedrich schriftlich damit entschuldigen zu müssen glaubte, die Gedichte seien — was wahrscheinlich nicht richtig ist — ohne sein Wissen zum Druck befördert worden. Es folgte die Relegation des Epigrammatisten, bei welcher allerdings nicht, wie Lessing und andere Vertheidiger des L. annehmen, ganz ausnahmsweise und tumultuarisch verfahren, vielmehr die Form der zweimaligen Vorladung und die übliche Frist von drei Wochen eingehalten wurde, die aber den Poeten empfindlich genug traf und ihn in einen ganz anderen Wirkungskreis verschlug. Nachdem er sich kurze Zeit in Halle bei seinem Mäcenas, dem Kurfürsten von Mainz, aufgehalten und gegen seine Feinde das berüchtigte dritte Buch seiner Epigramme, sowie eine prosaische Apologie und den schmutzigen „Mönchmetzenkrieg" hatte ausgehen lassen, bot die Heimath dem unstät Wandernden ein freundliches Asyl. An der unter den Auspizien Bullinger's gegründeten Nikolaischule zu Chur erhielt L., obgleich der bisherige einzige Lehrer Pontisella die Berufung des „homo impurus" zu hintertreiben suchte, eine Lehrstelle mit 50 Goldgulden Gehalt und erklärte hier unter Anderem den Cäsar. Daneben aber entfaltete er nunmehr eine lebhafte litterarische Thätigkeit als Dichter und Uebersetzer. Während einer nur zehnjährigen Lehrerwirksamkeit folgten da rasch aufeinander seine „Bucolica" und seine „Amores", seine lateinische Uebertragung der Periegese des Dionysius

in Hexametern, sowie die der Odyssee nebst der Batrachomyomachie, ferner ein seither verlorenes Lehrgedicht über die Tugenden, — endlich die „Neun Bücher vom Schwäbischen Kriege der Helvetier und Rätier gegen Kaiser Maximilian 1499, in Versen", neuerdings meist „Räteis" genannt, das letzte und bedeutendste der selbständigen Werke des Dichters, das, obgleich vollendet, nicht mehr durch ihn selbst zum Drucke befördert werden konnte und nur in Abschriften und Uebersetzungen auf unsere Zeit gekommen ist. Als guter Lehrer scheint L. in Chur „seine Scharte ausgewetzt" zu haben (a Porta); als Poet wurde er durch den Dichterlorbeer der zu Bologna von Achilles Bochi gestifteten Akademie ausgezeichnet. Im J. 1550 erlag der Dichter der Pest, nachdem er früher derselben durch seine Flucht nach Basel glücklich entgangen war und Seuche und Reise poetisch beschrieben hatte (Bucol. 2. 3). Er verfaßte sich noch selbst ein Epitaphium, worin er sich als „praeclarus carmine vates" verherrlichen konnte.

L. scheint, nach seinen Schriften und nach den Zeugnissen der Mitlebenden, mehr Talent als Charakter gewesen zu sein. Den Mangel an Verständniß für die reformatorische Bewegung, deren Zeuge er war, theilt er allerdings mit vielen seiner Standesgenossen, denen das antike Menschenideal das deutsch-christliche verdeckte, und die Lascivität seiner apologetischen Schriften ist ebenfalls ein gemeinsames Humanistenerbtheil; als lediglich „händelsucherisch" (Ranke) darf vollends sein für ihn verhängnißvolles erstes Auftreten als Schriftsteller nicht verurtheilt werden, so sehr auch dieses und seine Folgen geeignet sind, die Schwächen der blos schöngeistigen Richtung der Reformationszeit gegenüber der ethischen ins Licht zu setzen, welche dann ihrerseits auch die ganze pathetische Intoleranz jeder ernst erkämpften Ueberzeugung in unerfreulicher Weise zeigt. Aber die persönliche Gehässigkeit, womit L. nebst seinen Gegnern auch deren Familien- und Eheleben in den Koth zu ziehen suchte; die krankhafte Eitelkeit, womit er, besonders in seinem letzten Werke, sich unermüdlich selbst verherrlicht; die eigensüchtige Tendenziosität, mit der er in Dichtungen und Dedicationen das Lob heimischer und fremder Gönner singt, erwecken keine hohe Meinung von seinen Charaktereigenschaften. — Sein Talent besteht hauptsächlich in einer außerordentlichen Leichtigkeit und Formgewandtheit, welche den vielbeschäftigten Schulmann mehrere Myriaden tadelloser lateinischer Verse verfertigen, die verschiedensten antiken Dichtungsarten spielend nachahmen und sogar einen Periegeten Dionysius in poetisches Gewand kleiden ließ. Daß Gehalt und Composition namentlich der größeren selbständigen Dichtungen selten dieser äußerlichen Vollendung entsprechen, beruht auf einem gewissen Mangel an ordnendem Kunstverstand, an festem Plan und Maß, oft auch auf einfacher Gedankenlosigkeit und Confusität der Vorstellung. So ist L., bei seinem großen Formtalent, mit seiner virtuosen Nachahmung und Ausschreibung klassischer Vorbilder mehr poetischer Antiquar als Dichter. Lessing, der ihn nur aus seinen Jugendschriften kannte, hält ihn „nicht einmal für einen guten Epigrammatisten"; dem Epiker thun die erwähnten Mängel Eintrag; am besten sagten seinem rhetorischen Pathos die elegischen Dichtungsarten zu. Die nachhaltigste Wirkung scheint er übrigens gleichwol durch sein Epos, speciell bei seinen engeren Landsleuten, ausgeübt zu haben; die poetischen Fictionen des ungedruckten Werkes wurden von den aus der Nikolaischule hervorgehenden bündnerischen Geschichtschreibern historisirt und insbesondere ist der von ihm geschaffene Held der Kalverschlacht, Benedict Fontana, dessen angebliche That die Späteren noch vielfach ausgeschmückt und stilisirt haben, zum gefeierten Localheros von Graubünden geworden. — Die Schriften des L., von denen einige äußerst selten und uns nur durch die Auszüge Strobel's und Lessing's bekannt sind, tragen folgende Titel: 1) „Simonis Lemnii Epigrammaton Libri duo." Vitebergae 1538. 2) „M. Simonis Lemnii Epigrammaton Libri III. Adiecta est quoque

eiusdem Querela ad Principem." Anno Domini 1538 (Datum ex itinere). 3) „Apologia Simonis Lemnii Poetae Vitebergensis, contra decretum, quod imperio et tyrannide M. Lutheri et Iusti Ionae Viteberg. Vniversitas coacta iniquissime et mendacissime euulgauit." Coloniae ap. Io. Gymnicum. Auch in Hausen's Pragmatischer Geschichte der Protestanten in Deutschland, Urkunden S. 1 — 72. 4) „Lutii Pisaei Iuuenalis Monachopornomachia." Datum ex Achaia Olympiade nona. 5) „M. Simonis Lemnii Elegia in commendationem Homeri de bello Troiano." A. D. 1539. 6) „Simonis Lemnii Poetae Amorum Libri IIII." Anno 1542. 7) „Bucolicorum Aeglogae quinque Simonis Lemnii Emporici Rheti Cani." Basileae, per Ioannem Oporinum. 8) „Odysseae Homeri Libri XXIIII nuper a Simone Lemnio . . . heroico latino carmine facti . . . Accessit Batrachomyomachia Homeri . . ." (Am Ende: Basileae, ex off. Io. Oporini, 1549, m. Sept. Am Anfang: Widmungen an Heinrich II. von Frankreich, an den französischen Gesandten in Graubünden und an den Connetable von Montmorency. 2. Aufl. Paris 1581.) 9) „Libri IX de bello Sueuico ab Heluetiis et Rhaetiis adversus Maximilianum Caesarem 1499 gesto rhythmis" (oder „Raeteis". Vgl. Haller, Bibliothek der Schweizergeschichte V, Nr. 315). Handschriften, welche alle auf die Abschrift Guler's (um 1600) zurückzugehen scheinen, in der Kantonsschulbibliothek und in Privatbesitz zu Chur, theilweise mit italienischer Uebersetzung. (Vgl. Anzeiger für schweizer. Geschichte 1860, 127; 1862, 14.) Eine „poetische Uebersetzung" oder vielmehr Verballhornung von Thiele, Zizers 1792 und 1797 (Buch 1—7). Ausgabe, auf Veranstaltung der historisch-antiquarischen Gesellschaft Graubündens, von Placidus Plattner: Die Räteis von Simon Lemnius. Schweizerisch-deutscher Krieg von 1499. Epos in neun Gesängen. Chur 1874. — Uebersetzung von demselben: Räteis. Heldengedicht in acht Gesängen von Simon Lemnius. Im Versmaß der Urschrift ins Deutsche übertragen. Chur 1882. Eine neue Ausgabe des lateinischen Textes sammt dem italienischen wird von Hermann Hagen vorbereitet. — Als weitere Werke des L. werden uns, meist durch Josias Simler (Epitome Bibliothecae Conr. Gesneri, Tigur. 1555), namhaft gemacht: ein Gedicht auf den Markgrafen und die Markgräfin von Brandenburg (dieses wahrscheinlich nicht von ihm), eins auf einen Ioannes Frisius, eine Schrift „Academia Gallica", eine „Ethica, siue de virtutibus moralibus libri IV", „Pythagorae carmina aurea", und „Dionysius de situ orbis, versibus heroicis, liber excusus Venetiis a. 1543." — Das sogenannte Iter Helveticum des L. (Anzeiger für schweizerische Geschichte 1862, 14; Biogr. univers. générale XXX, 615), das auch in Jerem. Reusner's Hodoeporicorum siue itinerum totius fere orbis libri VII einzeln aufgenommen erscheint, ist ein Stück der Bucolica.

Ueber Lemnius, theilweise speciell über seine „Räteis", handeln die Geschichtschreiber der bündnerischen Reformation, insbesondere Campell und a Porta; Pantaleon's Prosopographie (Heldenbuch Teutscher Nation) III gibt der kurzen Biographie ein ganz schematisches und öfter wiederkehrendes Porträt bei. Von Neueren: Lessing, Kritische Briefe von 1753; sehr eingehend G. Th. Strobel, Neue Beiträge zur Litteratur, III, 1 (1792); ferner Plattner a. a. O.; Biogr. univ. gén. XXX, wo, vermuthlich nach Strobel S. 5, als Geburtsort des Dichters „Margadant" (sein Familienname) angegeben ist (ebenso noch die neueste Lessing-Ausgabe von Hempel 1878, VIII, 149); Anzeiger f. schw. Gesch. 1862, 68; 1863, 6; „Sonntagsblatt des ‚Bund'", Bern 1882, Nr. 29—33; Jahrbuch für schweizer. Geschichte VIII. (1883), 228 ff., 245 ff.

Ferd. Vetter.

Lemp: Jakob L., Theolog, geb. zu Steinheim bei Marbach in Württemberg zwischen 1460 und 1470, † in Tübingen am 2. April 1532, war, nach-

dem er an dieser Hochschule 1482 inscribirt, 1483 das Baccalaureat, 1486 das Magisterium erlangt, schon 1494 Dekan der Artistenfacultät und Rector, wurde 1500 Doctor der Theologie und des canonischen Rechts zugleich mit Johannes Staupitz, 1502 Nachfolger Summenhart's in der theologischen Facultät als einer der zwei Realisten, richtiger Scotisten, erhielt 1509 den Lehrauftrag und die halbe Besoldung auch des zweiten Realisten. L. galt für einen gleich guten Theologen und Juristen. Reuchlin widmet ihm 1512 seine Ausgabe der 7 Bußpsalmen, läßt sich von ihm 1513 als Beistand zu seinem Rechtshandel vor dem geistlichen Gericht in Mainz gegen Hochstraten begleiten und nennt ihn noch in einer Schrift von 1519 eximius in theologia praeceptor et eruditor meus, vir egregius. Gleichwol haben ihm die jungen Reformer als einem Verfolger der neuen humanistisch-biblischen Richtung übel mitgespielt; mit welchem Grunde ist nicht mehr zu bestimmen, da L. keine einzige Schrift hinterlassen und man nur weiß, daß er 1526 dem Religionsgespräch zu Baden im Aargau beigewohnt und die Sätze seines Schülers Joh. Eck unterschrieben hat.

Schnurrer, Erläuterungen der württ. Kirchengeschichte, 295 ff. Heyd, Melanchthon u. Tübingen, 70 f., 76. Geiger, Reuchlin, 97, 137, 295; Briefwechsel 174. Roth, Tüb. Urk., 113 ff. J. Hartmann.

Lempe: Johann Friedrich L., Professor der Mathematik und Physik an der Bergakademie in Freiberg, besonders hervorragend im Bergmaschinenfache und in der Vermessungskunde, war am 7. März 1757 zu Weida bei Neustadt als Sohn armer Eltern geboren, welche ihm eine höhere Bildung nicht zuwenden konnten. L. trat daher zuerst als einfacher Bergarbeiter in Dienst, brachte es aber durch Fleiß und eigene Studien bald soweit, daß er die Befähigung zum Besuche der Freiberger Bergakademie erlangte. Hier warf er sich, unterstützt durch das Wohlwollen des damaligen Mathematikprofessors v. Charpentier, mit allem Eifer auf die mathematischen Studien und eignete sich bald darin einen so hohen Grad von Kenntnissen an, daß ihm 1777 das Lehrfach der mathematischen Fächer an der Bergschule in Freiberg übertragen wurde. Der Drang zur weiteren Ausbildung zog ihn 1779 zur Universität Leipzig, wo er unter Gehler, Hindenburg, Funke, Ludwig und Leske sich weiter in Mathematik und Physik ausbildete. Schon 1780 trat er mit der Schrift „Briefe über verschiedene Gegenstände der Mathematik", die beifällig aufgenommen wurden, vor die Oeffentlichkeit. Im folgenden Jahre kam ein größeres Werk „Erläuterungen der Kästnerischen Anfangsgründe der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie" in 3 Bänden und 1782 „Gründliche Anleitung zur Markscheidekunst" hinzu. Diese Publikationen veranlaßten seine Berufung als Unterlehrer für reine Mathematik an die Bergakademie in Freiberg. 1785 erhielt er alsdann die Professur für angewandte Mathematik und Physik daselbst, zu welcher 1797 auch der Vortrag über Bergmaschinenlehre kam. Inzwischen war L. unermüdlich auch schriftstellerisch thätig. Dahin gehört „Polygonometria oder Anweisung zur Berechnung jeder geradlinigen Figur", 2 Thle., 1783; dann 1785 eine verbesserte Ausgabe von Beyer's Markscheidekunst unter dem Titel „Gründlicher Unterricht vom Bergbau nach Anleitung der Markscheidekunst" und 1786 „Bergmännisches Rechenbuch". Sein bedeutendstes, leider nicht vollendetes Werk ist „Lehrbegriff der Maschinenlehre mit Rücksicht auf den Bergbau", von dem nur der 1. Band in 2 Abtheilungen 1795 und 1797 erschienen ist. Eine Uebersetzung von Buat's Grundlehren der Hydraulik lieferte L. 1795. Auch unternahm er seit 1775 die Herausgabe der Zeitschrift: Magazin für die Bergbaukunde, welche bis zum 13. Bande gedieh. Außerdem schrieb L. viele Aufsätze über Bergbau, Hüttenwesen, Mineralogie und besonders mathematische Stoffe in den verschiedenen Fachzeitschriften. Auch leistete L. vielfach im Bergmaschinenfache und im Markscheiden praktische Dienste im Auftrage des

Oberbergamtes in Freiberg. Er erlag frühzeitig einer gichtischen Krankheit am 6. Februar 1801 in Freiberg.

Vgl. Moll's Annal. d. Berg- u. Hüttenkunde, 1. Bd., S. 216.

Gümbel.

Lempelius: Gerhard Wilhelm Amandus L., geb. in Kiel am 25. December 1761, studirte Theologie und Philologie auf der Universität der Vaterstadt von 1779 an und fand seine erste Anstellung als Conrector an der Domschule in Schleswig 1784. Er verwaltete dieses Amt neun Jahre lang mit Treue und Tüchtigkeit. Für seine Schüler edirte er den Corn. Tacitus, davon jedoch nur Tom. I. 1791 erschien. Eine Umarbeitung von Licht's syntaktischen Briefen, die er vollendet und angekündigt, wurde doch nicht gedruckt. 1786 hatte er sich dem theologischen Amtsexamen unterworfen und dasselbe mit dem ersten Charakter bestanden. 1793 ward er Prediger in Kotzenbüll (Eiderstedt). Hier gab er 1802 die erste Sammlung seiner Gedichte (327 S.) heraus, zunächst mit der Absicht, dadurch für die Wittwen und Waisen der in der Schlacht bei Kopenhagen am 2. April 1801 gefallenen Landsleute einen Unterstützungsbeitrag zu gewinnen. Insbesondere sind es Idyllen, nach Voß' Muster, welche der Verfasser liebt, z. B. „Der Schmied von Jüterbock in 3 Gesängen", „Der rothe Hauberg", „Der Feierabend" &c. Auch enthält die Sammlung Uebersetzungen aus dem Griechischen, Lateinischen, Französischen, Englischen und Dänischen. 1817 folgte eine zweite Sammlung. Sehr bekannt war seine Idylle „Der Kaland, ein Gedicht in 2 Gesängen", 1805. Er beschreibt darin in interessanter und humoristischer Weise eine Predigerversammlung, wie sie dort jährlich abgehalten ward. Viele prosaische und poetische Beiträge lieferte er zu der Wochenschrift „Eiderstädter und Dithmarscher Bote", deren Mitredacteur er für die vier ersten Jahrgänge war. Auch hat er einen Versuch einer Darstellung der Landwirthschaft in Eiderstedt geschrieben, der in den Landwirthschaftlichen Heften 1822, 3, 5, 7, 8 gedruckt worden ist. Zuletzt erblindete er und mußte sein Amt durch einen Adjuncten verwalten lassen. Er starb 84 Jahre alt am 4. Februar 1846.

S. N. Nekrolog d. Deutschen 1846 S. 890. Fr. Feddersen, Nachr. v. d. Pröpsten u. Pred. in Eiderstedt, 1853 S. 88 u. die Schriftstellerlexika von Kordes, Lübker-Schröder und Alberti s. v.

Carstens.

Lempenzeder: Balthasar L., Historienmaler, geb. am 29. October 1822 als Sohn eines armen Taglöhners zu Haidhausen, kam durch Jos. Schlotthauer, welcher sein großes Talent richtig erkannte, zur Kunst und bildete sich unter dessen Leitung nach den Vorbildern des Cornelius, in dessen großartigem Stile er congenial eingehend componirte und schuf, ohne bei seinem die tiefste Stille und Zurückgezogenheit liebenden Wesen je nach Gebühr zur Geltung zu kommen. Als Cornelius bei seinen späteren Besuchen 1852 in München einige Arbeiten Lempenzeder's sah, schloß er den jungen Künstler in seine Arme — das war aber auch Alles, was er für ihn that, weil Cornelius die Ansicht hegte, jede Kraft müsse sich selbständig durchringen und zur Anerkennung bringen. L. war eine ähnliche Erscheinung wie der preußische Grenadier Martin Riederer († 1853), für welchen sich Cornelius jedoch verwendete. Anfänglich arbeitete L. mit Jos. Blanz an einer „Zeichnungsschule", welche Schlotthauer in Lithographie herausgeben wollte, jedoch leider nie zum Abschlusse brachte, so daß selbst die fertigen Platten wieder abgeschliffen wurden. Dann wagte L. sich zuerst 1848 mit einem „Christnacht" betitelten Aquarell in den Kunstverein, welcher dasselbe alsbald ankaufte. Im J. 1850 kam eine „Verweisung aus dem Paradiese"; 1852 „Kain und Abel" (vgl. Münchener Landbote 1852 Nr. 218); 1853 eine „Ma-

donna". In den folgenden Jahren zeichnete L. (man kann denken um welch' geringen Lohn!) Cartons für Kirchenfenster, welche in Ludwig Mittermaier's Glasmalerei zu Lauingen ausgeführt wurden: 1854 „Maria Vermählung" und „Anbetung der heiligen drei Könige" (für Schongau); 1855 „St. Paul" und „St. Peter" (für Rieden an der Kötz); „St. Joseph" und „Carl Borromäus" für Hammer-Purgstall (im Schloß Hainfeld, Steiermark); „St. Joseph" und „St. Michael" (für Gremheim, bei Höchstädt); 1856 zwölf Fenster mit je einem Apostel, dann das „Pfingstfest", die Heiligen „St. Cäcilia" und „Joachim", ferner eine „Himmelfahrt Mariens" und „König David". Das sind leider nur wenige Arbeiten, welche ich von diesem merkwürdigen Manne, dessen Leistungen bei jedem Beschauer das tiefste Interesse erregen, nachzuweisen vermag. Der brustleidende Künstler starb, unbemerkt, wie er immerdar gelebt hatte, am 27. November 1860 zu München. Sein in allen bisherigen Compendien fehlender Name wird hier zuerst und hoffentlich zu bleibenden Ehren verzeichnet. Eine Zeichnung (Verstoßung aus dem Paradiese) verwahrt das Münchener Kupferstichcabinet; sechs Blätter weist der Katalog von Maillinger's „Bilderchronik" (1876 II. 240) auf, jetzt im Besitze der Stadt München.

Vgl. Vierunddreißigster Bericht des Histor. Vereins f. Augsburg 1869 S. 58. Sepp, Ludwig Augustus, 1869 S. 325. Förster, Cornelius, 1874 II. 331 ff. Hyac. Holland.

Lenau: Nicolaus L., eigentlich Niembsch von Strehlenau, wurde geboren zu Csatad unweit Temesvar in Ungarn am 13. August 1802. Der Vater Franz, der kurze Zeit dem Soldatenstande angehört hatte, war Beamter der dortigen k. Cameralherrschaft; sein Hang zu wüster Ungebundenheit, zu leichtsinnigem Wohlleben, seine Spielwuth machten der Gattin, Therese Maigraber, Tochter einer wohlhabenden Ofener Bürgerfamilie, die trübsten Tage. Ihr leicht erregbarer Sinn hatte sich auf den Sohn vererbt. Lenau's Vater starb in Ofen, wohin er sich nach Aufgabe seines Amtes begeben hatte, noch nicht 30 Jahre alt, 1807. Die Mutter wies das Anerbieten der Eltern des Gatten, nach Brünn zu ziehen, ab und blieb in Ofen, in bescheidenen Verhältnissen sich ihren Kindern mit zärtlichster Sorgfalt widmend: Niki war der verzogene Liebling. Die religiös gestimmte Frau, die reich und phantasievoll in jungen Jahren so Schweres durchgekostet hatte, wirkte tief auf die Seele des Knaben, der die Gebräuche der katholischen Kirche verehrte, dem damals ein Gebet brünstiger Genuß war. Nachdem die Mutter sich 1811 mit einem Arzte, Dr. Vogel, wieder vermählt hatte, siedelte die Familie fünf Jahre später nach dem rebengesegneten Tokai über. Dort verlebte L. die glücklichsten Tage seines Lebens. Ein junger Gelehrter, v. Kövesdy, der die ältere Schwester Therese verehrte, unterrichtete ihn; „ich weiß es", so schrieb L. der Mutter kurz vor seines Lehrers Tode, „ihm allein Dank, daß ich mein ganzes Sein unbefleckt erhalten." Das Jahr 1817 brachte er mit der Mutter in Ofen zu, wo diese nahe der Stadt in einer zum Wohnhause umgestalteten Kapelle wohnte; im folgenden Jahre kam er zu den Großeltern nach Stockerau bei Wien und besuchte seit Herbst 1819 in Wien philosophische Vorlesungen. Die Mutter hatte ihn nur nothgedrungen ziehen lassen, die Briefe zeigen ihre grenzenlose Sehnsucht, auch ihre Neigung zu Mißtrauen. „Wie tief kränkt es mich, daß es meinen Kindern gleichsam zur Bedingniß gemacht wird, ihre Mutter zu verlassen, um einst reich zu werden." So schreibt sie aus Preßburg, wohin sie mit dem Gatten gezogen, um ihren Kindern nahe zu sein. Ihre Liebe vergalt L. mit Verehrung und seltener Treue. „So lange Sie leben, bin ich froh" (Brief vom 13. November 1820). Auch den Stiefvater und die Stiefgeschwister wieder zu sehen, ist ihm ein Fest: im Herbste 1821 hatte er die philosophischen Studien, was damals in Oesterreich so hieß, durch einige Prüfungen

beendigt. Weihnachten 1820 kam er zum ersten Male im Hause der Großeltern mit dem jungen Dichter Anton Schurz zusammen, der in ihm die Flamme der Dichtung vielleicht zuerst erweckt hat. Therese, die um Kövesdy getrauert hatte, faßte zu Schurz eine innige Neigung: Mitte August war die Hochzeit. Am 1. Juni des folgenden Jahres schreibt L. der Mutter: Gedichte mache ich nun gerne, und ich bemerke, daß es mir nicht ganz am Kopfe dazu gebricht. Ein unbedeutender Vorfall — der junge Dichter hatte seiner alten Lust, der Vogelsängerei, gefröhnt und war mit schmutzigen Stiefeln ins Zimmer der Großmutter gestürmt — veranlaßte seine fluchtähnliche Abreise nach Preßburg, wo er nur vorübergehend das ungarische Recht studirte, um sich darauf in Ungarisch-Altenburg auf der Ackerbauschule der Landwirthschaft zu widmen. Dort Freundschaftsbund mit Fr. Kleyle; (siehe Gedicht an diesen). Lenau's Wissensdrang fand weder in diesem noch in dem zu Wien neu begonnenen Rechtsstudium Befriedigung. Im Herbste 1823 war er mit der Mutter dorthin gezogen; sie blieb bei dem Sohne bis zu ihrem 1829 erfolgten Tode. Des Trostes reinste Quelle — s. das Gedicht „Zuflucht" — war für ihn versiegt. Zu einem entscheidenden Entschluß in Betreff des Berufes kam L. nicht; nach drei Jahren widmete er sich der Medicin. Wiewol er vier Jahrgänge studirte, einzelne Prüfungen auch gut bestand —, manche Nacht hat er wie sein Faust über die wunderbaren Gebilde des Leibes, über das Leben, „das scheue Wild", brütend nachgedacht, — zu einem Abschluß brachte er es nicht. Vergebens mahnten ihn Freunde, wie der treuherzige Poet Schleifer. (S. den Brief vom 13. November 1830.) Krankheit und Tod der geliebten Mutter verdüsterten L.: ein unseliges Verhältniß mit einem Mädchen, das seiner Liebe unwürdig war, verwundete ihn bis ins Mark. Die Gedichte „An die Wolke", „Das todte Glück", „Die Waldkapelle" bezeugen das ganz besonders. — Der Tod seiner Großmutter, die ihrem schon 1822 gestorbenen Gatten Niembsch v. Strehlenau nachgefolgt war, brachte ihm ein mäßiges Vermögen: er konnte nun unabhängiger der Dichtkunst leben. Das erste Lied, das er bekannt machte, „Die Jugendträume", erschien 1828 in J. G. Seidl's Aurora; der „Allegorische Traum", „Glauben, Wissen, Handeln", den er der Mutter noch mitgetheilt hatte, wurde zwei Jahre darauf durch Vermittlung seines edlen Freundes Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg) der Oeffentlichkeit übergeben. Anregung fand der Dichter durch Männer wie Seidl, Bauernfeld, Grün, Hermannsthal (s. d. Art.) und andere, die sich in Neuner's „silbernem Kaffeehause" zum freien Gespräche zusammenfanden. Dem Drucke der Censur in Oesterreich, für die er im Leben wie im Gedichte die schärfsten Ausdrücke hatte, zu entgehen, sammelte L. seine Gedichte, um sie in Stuttgart drucken zu lassen. Ende Juni 1831 reiste er ab; der trauernden Therese versprach er: ich möchte die Erde nicht verlassen, ging es mir auch noch so schlecht, so lange du sie mir durch deine Liebe verschönst. Ueber Gmunden, wo er Schleifer besuchte und von wo er den Traunstein bestieg — seine Schilderung im Briefe an Schurz vom 9. Juli erinnert an Stellen in seinem „Faust" — begab sich L. über Salzburg, München, Heidelberg nach Stuttgart. Hier lebte er zwei Monate des Herbstes bei G. Schwab; durch ihn kam er mit Uhland, K. Mayer, J. Kerner, Pfizer, Alexander von Württemberg zusammen. Die Tage in Stuttgart waren für ihn ein Freudenfest, wie er von Heidelberg am 1. December 1831 an K. Mayer schreibt. „Auch noch ein Sonnenblick der Liebe fiel in mein krankes Herz, in mein unheilbares"; vgl. das Gedicht „Ohne Wunsch". Die Erinnerung an die Erlebnisse in Wien war es nicht allein, was L. abhielt, sein Glück beherzt zu fassen. Seine Zweifelsucht, die träumerische Bedenklichkeit ließen ihn zu keinem Entschluß kommen. In vielen Gedichten aber lebt die Liebe zu dem Stuttgarter Lottchen unsterblich fort: auch die schönen „Schilflieder" sind ihr

gewidmet. — Um den Zerstreuungen zu entfliehen, hatte er sich nach Heidelberg begeben. Aber seine Seelenstimmung wurde von Tag zu Tag trüber. Damals vertiefte er sich in Spinoza's Schriften. Sie gaben seinem Geiste nicht den Frieden wie einst dem jungen, unruhvollen Goethe. Ich mag nun, schreibt er an Mayer, wandern im Gebiete der Poesie oder der Philosophie, so stöbert und schnuppert mein Scharfsinn vor mir herum, ein unglückseliger Spürhund, und jagt mir richtig immer das melancholische Sumpfgeflügel der Welt aus seinem Verstecke. Damals dichtete er am Jahrestage der unglücklichen Polenrevolution das Gedicht „In der Schenke", „Die Heidelberger Ruine", einen Theil der „Marionetten" u. a. Zu seiner unglücklichen Stimmung kam der Widerwillen gegen die politischen Zustände hinzu; wie so viele andere erfaßte auch ihn die Begeisterung für Amerika. Es ist gewiß aufrichtig gemeint, wenn L. in Briefen aus jener Zeit von seinem Aufenthalt in Amerika eine wunderbare Wirkung auf sein Gemüth sich verspricht. Aus dem Schlusse des Gedichtes „Der Maskenball" klingt eine sehnsüchtige Begeisterung wieder. „Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck" schrieb er dem abmahnenden Freunde. Trotzdem daß ihn bisweilen die Ahnung herber Enttäuschung beschlich — „mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglück" — verließ er Deutschland in demselben Jahre, da Goethe starb. In demselben Sommer waren seine Gedichte, ein mäßiges Bändchen, bei Cotta erschienen. Am 1. August segelte er von Amsterdam ab. Die Seereise stimmte ihn erhaben: das sturmgepeitschte Meer empörte seinen Stolz, die ruhig hingegossene See erweckte tiefsinnige Gedanken; in der grenzenlosen Einsamkeit sang er, in Sehnsucht nach Menschen und Bergen der Heimath, ergreifende Lieder. Mitte October schreibt er von Baltimore den ersten Brief an Schurz. Nur zu bald folgte die Enttäuschung. Er lernte den „Urwald", „das Blockhaus", „die Indianer" kennen, hörte das Rauschen des „Niagara"; das Land aber wie die Menschen mit ihrem „englischen Thalergelispel" stießen ihn ab. (S. „das Blockhaus", wo er Uhland preist.) Mit dem einseitigen Grimm des getäuschten Idealisten schreibt er von Amerika an Emilie Reinbeck als dem „wahren Lande des Unterganges". Krankheit kam hinzu: er überließ seinen angekauften Grundbesitz einem übrigens ungetreuen Manne und kehrte heim. In Freiligrath's Gedichtcyklus „Der ausgewanderte Dichter" finden wir Züge von L. und seiner Reise wieder. Im Juni 1833 begrüßte er in Bremen den deutschen Boden; er war indeß ein berühmter Dichter geworden: der Name L. tönte von den Lippen zarter Frauen wie deutscher Männer und Jünglinge. In Schwaben begrüßten ihn die alten Freunde; im Herbste reiste er nach Oesterreich. Auch hier allgemeine Anerkennung, die ihn heiter und lebensfrischer machte. Neue Genossen gesellten sich zu ihm: musikalische Genüsse erhoben ihn, der Beethoven glühend verehrte, der selbst ein trefflicher Geiger war. Von jeder Berufspflicht frei, lebte er eifrigen und tiefen Studien. Allein ein unsteter Drang ließ ihn nie zur Ruhe kommen: Reisen zwischen Oesterreich und Schwaben wechselten in den folgenden Jahren ab. Zur Fahrt nach Stuttgart gaben die häufigen Auflagen seiner Gedichte den äußeren Anlaß; vom ersten Theil erschien 1834 die zweite, 1838 die dritte, 1840 die vierte Auflage. In Stuttgart fand er in der Familie Reinbeck die sorglichste Aufnahme; auf seinen Ausflügen sah er Uhland, Mayer, Schwab, Alex. von Württemberg. Lob und Ruhm machten ihn nicht eitel, er strebte sie zu verdienen. Nie ruhten in ihm heftige Gemüthsbewegungen, nie das Gefühl der Verpflichtung, den höchsten Fragen des Lebens nachzusinnen. Im J. 1836 erschien sein „Faust", den er 1833 zu Wien in der Wohnung seines Schwagers Schurz begonnen hatte; einzelne Scenen waren in dem von ihm herausgegebenen Frühlingsalmanach für 1835 schon bekannt geworden. Seine eigene Persönlichkeit, seine Erlebnisse, sein Seelenleiden treten uns aus dem

dramatisch-epischen Gedichte ergreifend entgegen. Selten hat wol ein Dichter in einem Werke sein innerstes Wesen so unvermittelt, freilich auch mit allen Schlacken des Zufälligen, dargelegt wie L.: das ist, wie mir scheint, zugleich die Stärke wie die Schwäche des Gedichts. — Das tiefe Bedürfniß seiner Natur, in religiösen Fragen zur Klarheit zu gelangen, seine inneren Kämpfe spiegeln sich in dem 1837 erschienenen „Savonarola“. Mit wahrer Dichtergluth hat er den spröden Stoff zu schmeidigen gewußt. Ein vorübergehender Seelenfrieden ward ihm zu Theil bei der hinreißenden Darstellung inniger Glaubensseligkeit, welche in dem irdischen Gewühle an den göttlichen Mittler sich anklammert, da er sich überzeugt glaubte, Christenthum und Freiheit seien unzertrennlich: „Despoten! Christenthum ist Liebe, ganz lieben kann der Freie nur.“ Ich kann Anastasius Grün nicht beistimmen, daß L. für die Verherrlichung des Heidenthums kräftigere Farben gehabt habe als für Savonarola's Strafreden gegen dasselbe. — Aber Lenau's Wahrheitssinn, sein Forschergeist, sein eindringender Verstand konnten sich nicht mit dem Ausruhen in mystischen Vorstellungen dauernd befriedigt fühlen. Schon im J. 1838 schreibt er an Johannes Martensen, der auf ihn einen bedeutenden Einfluß ausgeübt und dem L. seinen Savonarola gewidmet hatte, die in dem Gedichte ausgesprochene Weltansicht habe ihn noch nicht genug gehoben und gestählt; „ich fühle mich manchmal unglücklich, und in Stunden düsteren Affectes ist mir die Sache Gottes selbst als eine unsichere, ja fast als eine res derelicta erschienen, quae patet diabolo occupanti“. Nur kurzsichtige Parteisucht — L. selbst nannte es in einem Briefe an H. Marggraff in Berlin gehässiges Unrecht — konnte den Dichter des Abfalles verdächtigen, der in seiner Gedankenarbeit immer von selbständigster Haltung war. Was anderen nur die Haut ritzte, das bohrte sich ihm tief ins Innerste. Die 1838 erschienenen „neueren Gedichte“ bezeugten es. — In gewisser Hinsicht ein Verhängniß für L. war die Liebe zu der jungen Frau eines Freundes, Sophie geb. Kleyle, die er in Wien bald nach der Heimkehr, Ende des Jahres 1833, kennen gelernt hatte. Sie hatte ihn und sein Wesen wie Niemand verstanden, (siehe Gedicht „Zueignung“); sie hing mit aller Leidenschaft an ihm: daß er diese bedeutende Frau nie besitzen durfte, konnte er seinem Schicksal nie verzeihen, wie er in dem herrlichen Liede „Ach, wärst du mein“ beklagte. An eine Verbindung mit der Sängerin Karoline Unger dachte er nur vorübergehend. Seine ganze Kraft wendete er einer neuen Dichtung zu. In den „Albigensern“ (1842), die L., für die Form wie den Inhalt bezeichnend, „Freie Dichtungen“ nannte, vertritt er in der Darstellung des Kampfes der Ketzer gegen Innocenz III. die Rechte des freien Geistes gegen Unterdrückung aller Art. „Der Stoff spielt mir in alle Regionen meines Herzens hinein“, schreibt er schon im September 1838 an Emilie Reinbeck; er hofft, daß „Gott auf diese Arbeit mit holdem Auge herab sieht“.

Die Freunde in Schwaben, wenigstens Schwab, Kerner, wie auch den genannten J. Martensen in Kopenhagen, welche den Savonarola nicht genug bewundern konnten, stieß diese Dichtung eher ab. Die Lebensansicht des Dichters, schrieb Martensen nach Lenau's Tode an Schurz, war eine entgegengesetzte geworden, er suchte die Wahrheit auf einem Wege, welcher mit dem der Negativität große Verwandtschaft hat. — Je mehr L. mit der Welt und mit sich im Streite lag, desto sehnlicher wurde der Wunsch in ihm rege, ein Wesen ganz sein nennen zu dürfen. Gerade in der Zeit, da er, ohne Furcht vor dem kühnen Genius Lord Byrons, mit der Arbeit an seinem „Don Juan“ beschäftigt war, lernte er im Sommer 1844 in Baden-Baden ein sanftes, anmuthiges Mädchen, Marie Behrend aus Frankfurt, kennen, die seine Liebe aufs innigste erwiederte. In ein Exemplar seiner Gedichte schrieb er ihr: „mich ließ ein flüchtig Lächeln des

Geschickes, wie bis ins Herz du schön, erkennen.“ Berthold Auerbach, der in jener Zeit mit L. verkehrte, erzählt von Stunden heiteren Ernstes und leichten Frohmuthes. In einer Sommernacht besprach L. den „Don Juan“; die Eintönigkeit oder doch die geringe Empfindungsscala in dem Gedichte habe sich immer mehr herausgestellt, den Abschluß — Don Juan wirft den Degen weg und läßt sich von Pedro erstechen — habe L. nicht für den endgiltigen gehalten, sondern auf einen neuen gesonnen. Das Fragment hat A. Grün, den L. mit der Herausgabe ausdrücklich betraut hat, in Lenau's „dichterischem Nachlasse“ (1851) bekannt gemacht.

Nur ganz kurze Zeit genoß L. sein Liebesglück ungetrübt. Die Schatten der Vergangenheit lagerten sich um ihn, die Sorge wegen der Zukunft trat ihm nahe, der den Anforderungen des Lebens immer ausgewichen war. Nachdem er Ende Juli mit der Cotta'schen Buchhandlung einen Vertrag gemacht hatte, wonach der Verlag aller seiner bisher erschienenen Schriften dieser gegen eine Pauschalsumme überlassen ward, begab er sich Anfangs August nach Wien; seine Freunde fanden ihn in einer überreizten Stimmung: Gemüthserschütterungen der qualvollsten Art, die ihm durch Erklärung gegen seine Freundin Sophie nicht erspart wurden, bedrohten bei seinem bedenklichen Gesundheitszustande sein Leben. Das Lied „Blick in den Strom“ gibt ein rührendes Zeugniß von dem Zwiespalt in seiner Brust. Er dichtete es Mitte September, da er von Wien die Donau hinauffuhr. Nach einem Unfall des Schiffes in der Nähe von Linz fuhr L., der bei der Flottmachung des Schiffes mitgearbeitet und sich eine heftige Erkältung zugezogen, über München nach Stuttgart. Auf der Fahrt entstand das ergreifende Sonett „Eitel nichts“, sein letztes Gedicht. Nur zu bald zersprang der Krug am Brunnenstein. Bei Reinbecks am 29. September, als das Bewußtsein seiner Lage mit allen Schrecken auf ihn einstürmte, traf ihn ein Nervenschlag, der die linke Gesichtsseite lähmte. Wie ein müdgehetzter Hirsch kam er sich in jenen Unglückstagen selbst vor. „Wohl jenen, die vom sicheren Schusse fielen! Ihm krallte sich der Nachtmahr in die Weichen“ (Paul Heyse auf Lenau). Mitte October befiel ihn Tobsucht; darauf umnachtete ihn der Wahnsinn. Bei dieser Kunde ergriff die Besten in Deutschland der aufrichtigste Schmerz. In der Heilanstalt zu Winnenthal, wohin er Ende October gebracht wurde, blieb der Kranke $2^1/_2$ Jahre; am 16. Mai 1847 betrat er die Heimath wieder und wurde in die Irrenanstalt des Dr. Görgen zu Oberdöbling gebracht. Erst am 22. August 1850 erlöste ihn der Tod. Zu Weidling, einer lieblichen Ortschaft bei Klosterneuburg unweit Wiens ruhen seine sterblichen Reste. In den Wäldern in der Nähe Weidlings, wo seine Schwester damals wohnte, hatte L., nachdem er die „Albigenser“ gedichtet, seine tiefen „Waldlieder“ gesungen. —

Eines so eigenartigen Dichters Wesenheit ganz aufzudecken, wer will es sich unterfangen? L. hatte Spinoza viel studirt; im „Waldgespräch“, einer in seinen „Faust“ 1840 eingeschobenen Scene, nennt er ihn den weisen Schreiber nie vergessener Schriften. Von seinem Geiste hat er nicht wie Goethe in entscheidender Lebenszeit Selbstbeschränkung und Selbstüberwindung gelernt. Kühn, folgerecht und ohne Schonung gegen sich selbst in der Verfolgung seiner Gedanken, ist er ohne Willenskraft eigenster Lebensführung gewesen. Den Kampf mit dem Dasein nahm er nicht auf; sich allen Gewalten zum Trotz zu erhalten war ihm versagt. Vererbung und Erziehung, eine vorwiegend weibliche, kommen in Betracht: die angeborene Weichheit, reizbare Fühlbarkeit und einsame Verschlossenheit wurden durch die begeisterte Hingebung und das Schwelgen in der Musik nur gefördert. Mit Schmerzen früh vertraut, in tiefsinniger Grübelei den Stimmen seines Inneren lauschend, war er der Gewalt der Außenwelt gegenüber zu wehrlos. Der beständigen Gedanken- und Gemüthsarbeit fehlte ein Gegengewicht; für ihn

war es unheilvoll, daß keine Pflicht ihn nöthigte, der Wirklichkeit mit Verständniß näher zu treten. Er floh sie immer, bis sie zuletzt ihn erdrückend überfiel. Ein tief ernster Mensch hat L. die trüben Eindrücke der Jugend, die Krankheit und den Tod der geliebten Mutter, eigene und fremde Verschuldung nie verwinden können. Nicht wie Goethe wurde er über die quälenden Erinnerungen dadurch Herr, daß er im Gedichte sich von ihnen befreite: ihn beherrschte vielmehr die Vergangenheit. Jener Tropfen holden Leichtsinnes, der das Leben allein erträglich macht, fehlte seinem Geblüte ganz. Untreue schien es ihm schon, einen Schmerz auch nur vorübergehend zu vergessen, sich in ihn nicht rückhaltlos hineinzubohren. So ruht seine Schwermuth auf edlem Grunde: sie ist nie kleinlich, sie ist frei von gemeiner Empfindelei; sich mit dem Unendlichen vergleichend, erkennt L. die Kleinheit des Individuums, das Menschenloos erscheint ihm tief traurig, es empört und demüthigt ihn, daß wir, mit dem griechischen Tragiker zu sprechen, Scheinbilder, nur leere Schatten sind. Jenes Wort aus Goethe's Tasso paßt auf ihn: Mit breiten Flügeln schwebte das Bild des Todes ihm vor den Augen, deckte ihm die Aussicht in die immer neue Welt; die heiteren Farben des Lebens sah er nicht. In der Natur fand er nicht Tröstung und Beruhigung, wie der doch viel herbere Lord Byron, welcher, stark angewöhnt das Schwerste zu tragen, mehr mit den Einrichtungen dieser Welt, mit der menschlichen Gesellschaft grollt als mit dem Himmel oder dem Schicksal. Vielmehr erscheint die Natur, deren Gestalten und Aeußerungen L. so scharf aufzufassen vermag, selbst im Grunde erlösungsbedürftig. Die Alpen, der Ocean gaben ihm erhabene, aber zugleich die trübsinnigsten Bilder und Anschauungen. Darin unterschied sich L. so sehr von Byron, mit dem man ihn verglichen und mit dem er als Dichter manche Aehnlichkeit in Einzelheiten hat, daß ihm die sarkastische Stimmung des Britten als dauernder Gemüthszustand, wenn auch durchaus nicht vorübergehend, ferne lag, die Stimmung, welche mit der überirdischen Sehnsucht fest abgeschlossen hat. Kein Wunder, daß er dem klassischen Alterthum ziemlich kalt gegenüber stand. In der Sorgsamkeit und der Strenge der Form mag L. von den Alten gelernt haben, in einzelnen Jugendgedichten ist der Einfluß des Horaz, mehr durch Klopstock und besonders Hölty vermittelt, erkennbar; aber da, wo der eigenthümliche Geist der Antike, nicht eine einzelne Aeußerung, ihm entgegen trat, hat L. keine innere Berührung und Verwandtschaft. Denn sie hat für seine Klagen nichts mit ihrer Kunst und Weisheit; sie kann, wie sein Savonarola sagt, über alle Leichen und alle Schrecken der Natur nicht die Brücke schlagen, sie verschleiert nur die Wunde, die durch das Herz der Menschheit brennt; ihren höchsten Zauber erkennt er darin, daß sie am Schmerz, den sie zu trösten nicht gewußt, milde vorüberführt. — Dem katholischen Christenthum hing L. in seiner Kindheit aufs innigste an. Spätere Zweifelsucht und Loslösung von der Mystik, die er, mit der Dichtung der Albigenser beschäftigt, für eine Krankheit hielt und Schwindel schalt, konnten ihn trotz aller Abwendung vom confessionellen Kirchenthum und trotz allen Aeußerungen, die nur scheinbar das Gegentheil bezeugen, niemals ganz dem Kreuze untreu werden lassen. Sein schwäbischer Freund Kerner, um von Schwab zu schweigen, ging mit dem Opium krankhafter Mystik so vorsichtig um, daß er die kleinen Portionen bis ins Greisenalter gut verdauen konnte; L. hatte nur vorübergehend davon gekostet und sich dann entschieden abgekehrt. Aber den Zwiespalt zwischen Natur und Geist hat er nie ausgleichen können, wiewol ihn nach eigenem Bekenntniß sein Herz zur Natur drängte, um in innigem Verkehr mit ihr Befriedigung zu suchen. Und vergebens wie sein Faust strebte er später aus „Christus und Natur die Seele herauszuschälen“ und sich selbst genug sein „starres Ich“ zu behaupten. — Sein Wort ist mir von Bedeutung, das er zu einem Freunde, L. A. Frankl, aus-

gesprochen hat: „Seit Spee's ‚Trutznachtigall‘ hat die Natursymbolik keiner wieder aufgegriffen, bis ich.“ Der Einfluß Spee's auf ihn ist nicht ohne Wirkung geblieben. Dieser war wie L. ein ächter Dichter, von milder Gesinnung, im Kampfe gegen die Hexenprocesse ein wackerer Streiter der Menschheit. L. hat nichts von der spielenden Art Spee's, aber bei aller Verschiedenheit welche Aehnlichkeit! Spee personificirt die Natur wie L. Seine Gottesliebe nennt Gervinus eine Leidenschaft und hebt die brünstige Stimmung hervor, in welcher Spee der schnöden Welt ein stetes Ade sagt, allen Scherz als Qual ansieht. Und Wilhelm Scherer von seinen Gedichten: „Weltverachtung und Naturschwelgerei, Todessehnsucht und Thränenströme, . . . plastische Personificationen und zerfließende Schwärmerei schlingen sich durcheinander.“ Wie Vieles davon trifft bei L. zu!

Und doch hat er eine nachhaltige Wirkung auf die Zeitgenossen ausgeübt, auf die jüngeren Dichter der dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts; ich erinnere nur an Karl Beck, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Gottfried Keller (s. dessen Gedichte 1846 „An Lenau“ S. 299). L. litt und kämpfte mit ihnen und fand für ihre Gefühle das kühne Schlagwort, weil das Ringen der Zeit nach Freiheit in Kirche und Staat mit seinem innersten Bedürfnisse zusammentraf. L. ist ein durchaus moderner Dichter; seine Sehnsucht nach Amerika war keine bloße Grille. In selbständiger Wahrheitsliebe lehnte er sich an keine überkommene Anschauung aus bloßer Bequemlichkeit. Die Romantik hatte sich überlebt; Goethe war gestorben. L., der Freiheit und Christenthum, wie er es auffaßte, für nothwendig zusammengehörig ansah, der durch die Religion zur Freiheit gelangen wollte, stand im bewußten Gegensatze zu Goethe, dem er künstlerischen Indifferentismus vorwarf. Nicht um den religiös sittlichen Wahrheitsgehalt, so meinte er, sondern um die schöne Form bekümmere sich dieser; während der wahre Dichter, wie die wahren Propheten, dem unwahren zeitlichen Bewußtsein der Menschen ein Ewigkeitsbewußtsein entgegensetzen, und richtende und freimachende Worte in seine Zeit hineinsprechen müsse. Und in seinem Briefe an Martensen, in dem er bekennt, durch die in seinem „Savonarola“ ausgesprochene Weltanschauung nicht genug befriedigt zu sein, schreibt er dennoch, sein Gedicht habe den Geruchlosen (s. Savonarola, „Der Tod Lorenzo's“) und Ruchlosen nicht gefallen. „Noch sitzen Spinoza und Goethe in ihren Buden und beherrschen den Markt der Litteratur.“ — Den Erkenntnißtrieb sah L. wie sein Faust — im charakteristischen Gegensatz zu Goethe — für unheilvoll an. Aber das Recht der Forschung, des Zweifels ließ er sich nicht nehmen. Seine Erbitterung gegen die damaligen Gewalthaber in Staat und Kirche hat ihren Ursprung in der Ueberzeugung, daß jene die Gedankenfreiheit knechten wollten. Der Held der „Albigenser“, so schreibt er selbst, ist der Zweifel, der von Innocenz blutig gejagte und in Ketten geschlagene, den aber das Klirren seiner Ketten und deren harter Druck nicht einschlafen ließen. Mit religiöser Innigkeit bewahrt sich L. auch in diesem Gedicht, in welchem seine fortgeschrittene Denkart hervortritt, den Glauben an die Menschheit. Nicht rhetorisch, wie die meisten Dichter jener Zeit, aber gewiß nicht mit weniger Kraft und Gluth veranschaulicht er, daß sich der „Sonnenaufgang nicht verhängen läßt mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten“. Zur vollen Reife aber, zur inneren Festigkeit und Harmonie, so daß er seine unruhig suchenden Zeitgenossen überragt hätte, ist L. nicht gelangt. Seine Kunst ehrte er hoch, die Dichtung war ihm alles. „Ich möchte mich selber ans Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt“, schreibt er einmal mit Anspielung auf ein Gedicht Chamisso's. Doch auch seine Dichtung beglückte ihn nicht. Denn was wissen wir vom Leben? „'S ist eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!“

Einige Lieder Lenau's sind von überraschender Schönheit und Tiefe; aber bei aller Anerkennung des wahren und warmen Gefühls, bei aller Bewunderung

glänzender Einzelheiten vermißt man nicht blos an den größeren Dichtungen Geschlossenheit, Abrundung, Ganzheit. Jene Erhebung und Befreiung des Gemüths wird nicht oft zu theil, welche uns über die peinliche Erinnerung an menschliche Bedürftigkeit kraftvoll hinaushebt. L. hatte wenig von der künstlerischen Herrschermacht, die wir an Goethe bewundern, der schon in früher Jugend im „Werther“ die eigensten Erlebnisse, die quälendsten Gefühle von allem Gelegentlichen, allem Zufälligen und Willkürlichen zu befreien und zu läutern wußte. Der Ernst aber und die Geradheit Lenau's, sein männlicher Denkmuth bei aller kindlichen Weichheit, seine liebevolle Persönlichkeit, der edle Menschensinn haben auf die Zeitgenossen gewirkt, und Spätere werden dafür nicht unempfänglich sein. — Neben Heinrich Heine bleibt L. nach Goethe's Tod die eigenartigste Erscheinung in unserer Lyrik. Auch der Genuß, den Heine's Gedichte gewähren, ist kein ungetrübter, aus ganz anderer Ursache; aber wer möchte L., wer möchte Heine in unserer Dichtung leichten Herzens missen? wer die Lücke nicht beklagen? Wiegen sie doch eine ganze Reihe von vielgenannten und commentirten Dichtern auf.

Lenau's gesammelte Werke erschienen 1855 bei Cotta, herausgegeben von A. Grün mit einer Biographie von demselben. Wiederholte Auflagen; die neueste illustrirte von 1881 enthält Bildnisse des Dichters von Rahl, Kriehuber, Aigner. Die Anordnung blieb im Wesentlichen dieselbe; neu ein Nachtrag zur „Lyrischen Nachlese“ und einige Zusätze zum Text. — Lenau's Leben, „großentheils aus des Dichters eigenen Briefen“ von X. Anton Schurz, 1855. — L.'s Briefe an einen Freund, herausgeg. von K. Mayer, 1853. — E. Niendorf, L. in Schwaben, 1853. — Zu L.'s Biographie von L. A. Frankl, 1854. — Lenau. Erinnerung und Betrachtung. Vortrag von Berthold Auerbach, 1876. Wien. — Constant. v. Wurzbach im biogr. Lexicon des Kaiserth. Oesterreich 20, 324 f., 1869; mit Angaben über die zahlreichen Schriften, welche Einzelheiten aus L.'s Leben behandeln. — Jüngst (1882) erschien eine neue Ausgabe seiner Werke mit Einleitungen u. s. w. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Daniel Jacoby.

Lencker: Hans L., geb. in Nürnberg, † ebenda den 28. November 1585. Dieser kunstsinnige Goldschmied ist auch als mathematischer Schriftsteller aufgetreten. Er erfand ein optisches Instrument, dessen Idee er nach eigener Angabe Albert Dürer's Werken entnahm und verfaßte zwei Lehrbücher der Perspective (Nürnberg 1567 und 1571), in welchen er diese Wissenschaft auf geometrischer Grundlage begründete.

Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730. — Kaestner, Geschichte der Mathematik, 2. Bd.

Günther.

Lengefeld: Christian August v. L. ist am 11. Mai 1728 zu Laasen in Schwarzburg-Rudolstadt geboren. Sein Vater, Erbherr auf Laasen, Döhlen und Arnsbach, hieß August Alexander, seine Mutter Magdalene Friederike v. Dobeneck. Nachdem L. einige Jahre Page am Rudolstädtischen Hofe gewesen war, trat er in kursächsische Dienste und wurde Gefreiter-Korporal beim Prinz Xaver'schen Regiment, wo er durch fleißige Benutzung guten Unterrichts, der bei dem Regiment eingerichtet war, den Grund zu seiner Bildung legte. Nachdem er 1746 Fähnrich geworden, nahm er den Abschied und trat in schwarzburgische Dienste, wo er bei einem den Holländern in Sold überlassenen Regimente als Premier-Lieutenant angestellt wurde. Er marschirte nun mit nach den Niederlanden und vermehrte seine Kenntnisse durch den Dienst und die Berührung mit zahlreichen anderen Offizieren aus dem Reiche; Gelegenheit zur Auszeichnung durch kriegerische Thaten fand er jedoch nicht. Im J. 1749 in die Heimath, die ihm wenig bot, zurückgekehrt, erbat er Urlaub, um auf mehrjährigen Reisen

seinen Gesichtskreis zu erweitern. Unterdessen wurde er 1754 Kapitän. Im J. 1755 trat L. in württembergische Dienste und machte bei den Grenadieren den siebenjährigen Krieg mit und zwar unter dem Corps, welches mit den Franzosen focht. L. stand bei Schweidnitz, Breslau und Leuthen seinen späteren Waffenbrüdern als Feind gegenüber. 1758 wurde er Major und commandirte ein Grenadierbataillon bei der französischen Armee unter dem Herzog von Soubise. 1759 zur Leibgarde als Oberstlieutenant versetzt, blieb er, da dieser Truppentheil nicht im Felde stand, bei den ausgerückten Truppen und befehligte das 2. Bataillon des Regiments Prinz Louis unter dem Oberbefehl des Herzogs von Württemberg; demnächst nach dem für die Württemberger unglücklichen Treffen bei Fulda im J. 1760, wurde L. Commandeur sämmtlicher württembergischer Grenadiere und führte sie während des Feldzug dieses Jahres unter dem Herzog von Weimar, bis er 1761 Oberst und Commandeur eines neu errichteten Leib-Grenadierregiments wurde. Im J. 1765 nahm er den Abschied und trat im folgenden Jahre in preußische Dienste, wo er als Oberst und Commandeur des v. Rozière'schen Füsilierbataillons in Silberberg angestellt wurde. L. nahm 1770 Urlaub, um bei der russischen Armee zunächst unter Fürst Romanzow gegen die Türken zu kämpfen. Nachdem er hier mehreren Gefechten beigewohnt hatte und die Türken aus der Moldau verdrängt waren, machte er im Corps des Grafen Panin die Belagerung und Erstürmung von Bender mit. Ueber Siebenbürgen und Ungarn kehrte er im März 1771 nach Potsdam zurück, um dem König einen sehr beifällig aufgenommenen Bericht zu erstatten. In demselben Jahre noch wurde L. zum Generalmajor ernannt und blieb in der Umgebung des Königs. Durch Cabinetsordre vom 19. October 1772 erhielt er ein neu zu errichtendes Regiment, zu dessen Stiftungstag der 1. April 1773 und zu dessen Garnison Preußisch-Holland bestimmt wurde. Es hieß damals Füsilierregiment von Lengefeld Nr. 52 und ist das jetzige 1. westpreußische Grenadierregiment Nr. 6. Bei der Revue des Jahres 1774 erhielt L. den Orden pour le mérite. Während des baierischen Erbfolgekrieges stand L. mit seinem Regimente in Schlesien und hatte Gelegenheit, sich am 14. Januar 1779 bei Zuckmantel besonders auszuzeichnen. Im Mai 1782 wurde v. L. Generallieutenant, erhielt im Juli desselben Jahres den Schwarzen Adlerorden, am 5. April 1785 das v. Saldern'sche Regiment und ward zugleich Gouverneur von Magdeburg. v. L. endete daselbst sein wechselvolles Leben im Jahre 1789.

v. Conrady, Geschichte d. K. Preuß. 6. Infanterie-Regiments. Alt, Das K. Preuß. stehende Heer, I. (König), Biogr. Lexikon II, S. 385.

Ernst Friedlaender.

Lengerich: Heinrich L., Historienmaler, ist im J. 1790 zu Stettin geboren und genoß in seiner Jugend den Unterricht Wach's in Berlin. Von 1817—1821 bildete er sich in Italien durch das Studium der Meisterwerke der Renaissance, namentlich durch Copien nach Raffael und Correggio, zu seinem späteren Berufe als Lehrer und Professor an der Berliner Kunstakademie aus. Außer vereinzelten Genrebildern, architektonischen Ansichten und Bildnissen entstanden als Hauptwerke seiner künstlerischen Thätigkeit Gemälde religiösen Inhalts, von denen die Kreuzabnahme in der St. Jakobikirche zu Stettin und die Darstellungen von zwölf Märtyrern des christlichen Glaubens in der neuen Schloßcapelle zu Berlin hervorzuheben sind. Diese und ähnliche Werke lassen bei mäßiger Begabung des Meisters in der correcten Zeichnung und harmonischen Färbung den nach italienischen Vorbildern geschulten Künstler erkennen. L. starb zu Berlin im J. 1865.

S. Die Berliner Malerschule 1819—1879. Studien und Kritiken von Adolf Rosenberg, Berlin 1879.

v. Donop.

Lengerke: Dr. Alexander von L., königl. preußischer Landes-Oekonomierath, Generalsecretär des preußischen Landesökonomie-Collegiums und namhafter landwirthschaftlicher Schriftsteller, † zu Berlin am 23. Decbr. 1853. — In seiner Vaterstadt Hamburg, wo er am 30. März 1802 geboren war, hatte er zunächst eine für den Marinedienst berechnete Schulung erhalten, er trat dann eine Seereise nach Nordamerika und Westindien an, um sich in der Nautik weiter auszubilden. Die auf dieser Reise gemachten Erfahrungen und andere Gründe bestimmten ihn jedoch, den seemännischen Beruf aufzugeben und sich später der Landwirthschaft zu widmen. Nachdem er einige Jahre auf Landgütern in Schlesien und Holstein als angehender Landwirth funktionirt und verschiedene landwirthschaftlich beachtenswerthe Districte Deutschlands bereist hatte, nahm er noch einen längeren Aufenthalt bei seinem Freunde und Lehrer Prof. Karsten in Rostock und führte von dort einen schon länger gehegten Plan aus, indem er für sich das bei Wismar gelegene Gut Wiesch zur Herbeiführung einer geregelten landwirthschaftlichen Thätigkeit käuflich erwarb. Als er dies Gut nach einer kleinen Reihe von Jahren in einen trefflichen Culturzustand versetzt hatte, suchte er sich einen größeren Wirkungskreis und übernahm zu diesem Zwecke eine Pachtung in Holstein. Nach Ablauf derselben gab er die landwirthschaftliche Praxis auf, unternahm zum zweiten Male eine Instruktionsreise durch Deutschland und stellte sich die Aufgabe einer litterarischen Bearbeitung seiner vielseitigen Erfahrungen, Beobachtungen und sonstigen Fachstudien. In dieser Absicht ließ er sich als Literat in Lübeck nieder. Schon früher durch seine Schrift: „Darstellung der schleswig-holsteinischen Landwirthschaft“ (2 Bde., 1826) vortheilhaft bekannt geworden, wußte er durch die Herausgabe eines umfassenden Werkes, welches als „landwirthschaftliches Conversationslexikon“ in 4 Bänden (Prag 1835—38) erschien und später durch Supplementbände ergänzt wurde, seinen reichen Kenntnissen eine gute Anwendung zu geben. Auch die nächstfolgenden Schriften, wie seine „Schilderung der Reise durch Deutschland mit besonderer Beziehung auf Ackerbau und Industrie“ (1839) und die „Landwirthschaftliche Statistik der deutschen Bundesstaaten“ (2 Bde., 1840), worin die Früchte seiner Reisestudien niedergelegt waren, ferner seine „Darstellung der mecklenburgischen Pferdezucht“ (1840) und die „Anleitung zum praktischen Wiesenbau“ (1. und 2. Auflage, 1841/44) trugen wesentlich dazu bei, ihm als Schriftsteller selbst in unterrichteten landwirthschaftlichen Kreisen einen geachteten Namen zu verschaffen. Solchen Erfolgen verdankte er weiter einen Ruf an das Collegium Carolinum zu Braunschweig als Professor für Landwirthschaft und Oekonomierath, welche Stellung er zwar 1841 antrat, aber schon bald wieder mit einem größeren Wirkungskreise vertauschen konnte. Denn bereits im Jahre darauf folgte er einem Rufe nach Berlin, um dort als königl. preußischer Landes-Oekonomierath in der Eigenschaft des Generalsecretärs und ordentlichen Mitgliedes des preußischen Landes-Oekonomie-Collegiums zu wirken. Mit diesem Amte war ihm die Redaction der von dem Präsidium jenes Collegiums herausgegebenen „Annalen der Landwirthschaft in den königl. preußischen Staaten“ übertragen, womit er auch bis zu seinem Ende sich befaßt hat. Außerdem sah er sich auch als Vertreter jener Corporation zu regelmäßig wiederkehrenden amtlichen Reisen veranlaßt, auf welchen er informatorische Zwecke im Interesse der Landescultur mittels statistischer Aufnahmen ꝛc. zu verfolgen hatte. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen publicirte er in seinen allgemein geschätzten „Beiträgen zur landwirthschaftlichen Statistik des preußischen Staates“ (4 Bde., 1844—52), auch lieferte er in dem Werke: „Die ländliche Arbeiterfrage“ (1849) eine Zusammenstellung der aus den verschiedenen Theilen der Monarchie eingezogenen amtlichen Berichte über die Verhältnisse der ländlichen Arbeiter in

Preußen. Obschon durch seine dienstlichen Funktionen vielfach in Anspruch genommen, gab er die freie litterarische Thätigkeit nicht auf, sondern suchte damit noch eine Förderung specieller landwirthschaftlicher Zwecke zu erreichen. So schrieb er mehrere zum Theil in wiederholten Auflagen erschienene Monographien, wie „Die Heckenzucht", „Der Maisbau" und „Preußens Kardenbau" (1850 bis 1852) und begründete mit seinem Freunde Mentzel einen zuerst 1847 herausgegebenen „Landwirthschaftlichen Kalender", welcher bis auf den heutigen Tag unter Benennung nach seinen beiden Gründern fortgeführt wird. v. L. war durch seine umfassenden Kenntnisse und Erfahrungen, durch unermüdlichen Fleiß wie durch seine große Fertigkeit und Freudigkeit im Arbeiten an der ihm in Berlin eingeräumten Stelle bald der Hauptträger der Wirksamkeit des Landes-Oekonomie-Collegiums geworden und konnte als solcher auch der vollen Anerkennung sich erfreuen. Es mußte deshalb auch die durch seinen frühen Tod entstandene Lücke um so schmerzlicher empfunden werden, als er während seiner letzten Lebensjahre von schweren Schickungen mehrfach getroffen war und in einem harten Kampfe zwischen bitteren Herzensqualen und einer fast krampfhaft gesteigerten Arbeitsthätigkeit nach Aufrichtung gerungen hatte, bis er zuletzt nach dem Hinzutreten einer Krankheit unterliegen sollte.

Vgl. Annalen der Landwirthschaft in den königl. preußischen Staaten, Jahrgänge 1843—54 und die Schlesw.-Holst. Schriftstellerlex. von Lübker, Schröder und Alberti. C. Leisewitz.

Lengerke: Cäsar v. L., geb. in Hamburg am 30. März 1803, seit 1829 Privatdocent, 1831 außerordentlicher Professor, 1835 ordentlicher Professor und Doctor der Theologie zu Königsberg, † daselbst 1855 (Winer, Hdb. d. theol. Lit. II, 637. De Wette-Schrader, Einl. in das A. T. S. 179). Die wissenschaftliche Thätigkeit von L. war eine vielseitige und, mit einer bedauerlichen und schwer begreiflichen Ausnahme, auch eine erfolgreiche und gründliche. Seine ersten Arbeiten gehören der Geschichte der Bibelauslegung an. In einem „Commentarius criticus de Ephraemo Syro scripturae s. interprete" 1828 bringt er eine Sammlung der Peschitolesarten, welche sich in den Bibelcommentaren des Ephraem Syrus abweichend von dem textus receptus der syrischen Uebersetzung finden. Die dabei aufstoßende Frage, wie es sich denn mit denjenigen Fällen verhalte, bei denen Ephraem noch außerdem auf den hebräischen Grundtext („den ebroio") zurückgeht, beantwortet L. a. a. O. S. 19. 20 dahin, daß bei diesen Stellen der syrische Text des Ephraem Glossen aus dem hebräischen Grundtext gehabt habe (vgl. ähnlich Roediger, Herzog, Realencycl. 1. A. IV. S. 87; anders entscheidet mit beachtenswerthen Gründen Gerson, Die Commentarien des Ephr. Syr. im Verh. z. jüd. Exegese in Frankel's Mtsschr. f. Gesch. u. Wissensch. d. Judenth. Jahrg. 1868, S. 144—147). An diese Arbeit schloß sich die Monographie „De Ephraemi Syri arte hermeneutica", 1831. Er handelt hier zunächst von den Hülfsmitteln, deren sich Ephraem bei der Auslegung der h. Schrift bediente, von seinem Verhältniß zur Peschito, von seiner genauen Kenntniß des morgenländischen Schauplatzes, auf dem sich die Bibel bewegt, von seiner Beeinflussung durch andere namentlich jüdische Schriftausleger, wovon er Beispiele bei Namendeutungen, Anklänge an jüdische Agada's u. dgl. anführt — eine Untersuchung, welche neuerdings vollständiger und mit größerer Sachkenntniß von Gerson in der eben angeführten Schrift wieder aufgenommen worden ist. Weiterhin deutet er auf die Einflüsse Philo's, worüber ausführlicheres zu finden ist in Siegfried, Philo von Alexandria, 1875, S. 370. 371, endlich auf die des Origenes und anderer Kirchenväter, die Ephraem zum Theil aus syrischen Uebersetzungen kannte. Endlich handelt er von den moralischen Ansprüchen, die Ephraem an den Ausleger macht. — Das 2. Capitel dieser Schrift bespricht zunächst die

großen exegetischen Schulen der damaligen Zeit, welche sehr ausführlich charakterisirt werden und zeigt, wie Ephraem unter den mesopotamischen Schulen sich besonders an die edessenische anschloß, welche einen Mittelweg zwischen wörtlicher und allegorischer Auslegung einzuhalten suchte. Das 3. Capitel behandelt Ephraem's Lehre von der Schrift, vom doppelten Schriftsinn und redet von dem Gebrauch des Wortes theoria bei Ephraem für mystischen Sinn und von seiner typologischen und tropologischen Erklärung. — Im 4. Capitel wird von der Anlage der Commentare Ephraem's, von seinem Vortrage und von den Ansätzen der historisch-grammatischen Interpretationsweise bei ihm gehandelt (zur Sache vgl. im Allgem. Diestel, Gesch. des A. T's. S. 138). Dem Kreise dieser syrischen Studien gehörte auch die Publication einiger syrischer Dichtungen an. Die betreffende Schrift ist betitelt: „Gregorius Barhebraeus: carmina syriaca aliquot e cod. Paris. interpretatione notisque instructa", 1836. Als Exeget des Alten Testaments trat L. zuerst hervor mit einem „Commentarius criticus de duplici Psalmi duodevigesimi exemplo", 1833. In dieser Besprechung des bekannten Paralleltextes von Ps. 18 und 2. Sam. 22 sucht er zu beweisen, daß beide Texte von ungefähr gleichem Werthe seien, indem bald in diesem bald in jenem die bessere Lesart sich finde, doch sei in 2. Sam. 22 die Orthographie eine alterthümlichere, die Setzung der Vocalbuchstaben eine spärlichere (vgl. zur Sache Hupfeld, Die Psalmen 1. A. Bd. 1. S. 403). — Eine umfassendere Leistung von wissenschaftlicher Solidität war sein Werk: „Das Buch Daniel verdeutscht und ausgelegt", 1835 — für ihre Zeit in jeder Beziehung hervorragend. Die ausführliche, 116 Seiten umfassende Einleitung nimmt namentlich Bezug auf die antikritischen Aufstellungen besonders Hengstenberg's (Authentie des Daniel ꝛc., 1831) und Hävernick's (Commentar 1832), deren Gründe im Einzelnen in den §§ 2—8 angeführt und beurtheilt werden, worauf dann ebenso gründlich die Stellung der wissenschaftlichen Kritik zur Frage nach der Authentie des prophetischen Buchs in den §§ 9—14 erörtert wird. Sodann werden die Stellung des Buchs im Canon, die Grundideen und Tendenz desselben, die Form und Darstellungsweise, die Einheit, die apokryphen Zusätze und die alten Versionen besprochen, womit die Einleitung in den §§ 15—22 abschließt. Darauf folgt Uebersetzung und sehr eingehende Auslegung des Buches selbst. Im Einzelnen verweisen wir gegenüber der inzwischen stattgehabten weiteren Entwickelung der wissenschaftlichen Untersuchung über Daniel auf das, was die alttestamentlichen Einleitungen (de Wette-Schrader S. 486 ff., Bleek-Wellhausen S. 468 ff.) hierüber geben. Nur auf die wichtigsten derjenigen Aufstellungen Lengerke's wollen wir hinweisen, welche sich als probehaltig erwiesen haben. Dahin gehört wol die Deutung des zweiten Thiers (c. 7, 5) auf das medische Reich, des vierten (c. 7, 7), auf das Reich Alexanders und seiner Nachfolger, der zuerst gegebene Nachweis des Widerspruchs von c. 2, 1 mit c. 1, 1 (vgl. S. 37. 38), die Beobachtung über das Unhistorische der Eintheilung des chaldäischen Reiches in Satrapien (S. 230. 331), über die falsche Vorstellung, welche der Erzähler von der Einrichtung von Löwengruben gehabt habe (S. 283). Auch die Deutung des kleinen Horns, das Vermessenes redet (c. 7, 8) auf Antiochus Epiphanes hat L. wol zuerst aufgestellt (S. 310—312). Sehr gut macht er auch auf die Eintönigkeit in der Erfindung des Verfassers aufmerksam (S. LXXIV f.). Seine Untersuchungen über die Abweichungen der LXX vom massoretischen Texte unseres Buches (S. CIX—CXIV) sind noch jetzt werthvoll. — Ungern berichtet man nach dieser Leistung über den Commentar zu den Psalmen (die 5 BB. der Ps. 1847, 2 Bde.), welcher dem Verfasser die scharfe aber nicht unverdiente Rüge Hupfeld's zuzog (s. d. Psalmen Bd. 4. 1. A. 1862. S. 477): „schreibt schamlos Hengstenberg aus bei Hitzigschen kritischen Grundsätzen" (vgl. auch

Diestel a. a. O. S. 662 f.). — Vielleicht erklärt sich diese Erscheinung aus einem Nachlassen der Arbeitskraft, aber freilich wäre es ja nicht nöthig gewesen unter diesen Umständen ein Buch zu schreiben. — Um so lieber schließen wir mit einem Werke, welches den Verfasser noch in schwerer Hoplitenrüstung und in voller wissenschaftlicher Leistungsfähigkeit zeigt. — Wir meinen sein Buch: „Kenaan, Volks- und Religionsgeschichte Israels. Erster Theil: Bis zum Tode des Josua", 1844. — Wenn man sich vergegenwärtigt, daß damals von Ewald's Geschichte des Volkes Israel erst ein Band erschienen war und als nennenswerther Bearbeiter einzelner Partien israelitischer Geschichte nur Ernst Bertheau in Frage kam, so ist Lengerke's Leistung eine in jeder Hinsicht achtungswerthe zu nennen. Es kommt in seinem Buche das ganze sachliche Material der alttestamentlichen Geschichte zur Sprache. Die Stoffe der Geschichte, der Archäologie und der biblischen Theologie sind darin zusammengefaßt und zwar so, daß stets an der Hand des leitenden Fadens der geschichtlichen Erzählung die innere Entwickelung des Volkes in cultur- und religionsgeschichtlicher Beziehung verfolgt wird. So gestaltet sich das Ganze gewissermaßen zu einem großen fortlaufenden Realcommentar der biblischen Geschichtsbücher. Die umfassende Einleitung geht zunächst aus von der Gestaltung, welche Mythus und Sage in ihren mannigfachen Variationen innerhalb des Volkes Israel fanden, wobei besonders auf das eigenthümliche Gepräge geachtet ist, welches die Religion diesen Bildungen der Phantasie aufdrückte. Hierauf folgen Untersuchungen über das Alter der hebräischen Schrift und Geschichtschreibung, die anfänglich sehr archäologischer Natur sind und sehr in die Specialfragen eingehen und erst zuletzt sich den Anfängen der Litteratur zuwenden. Der 3. Abschnitt giebt eine Art litterargeschichtlichen Ueberblick über die hebräische Geschichtschreibung nach dem ganzen Umfange der erhaltenen Litteratur, also mit Einschluß der Apokryphen. Hier finden sich manche feine Bemerkungen über den Charakter israelitischer Geschichtschreibung, z. B. über ihre Weise den gesammten geschichtlichen Stoff durch einen Gedanken zu beleben, dem dann die Thatsachen zur Illustration dienen müssen und dem zu Liebe der Historiker die zerrissenen Erinnerungen der Ueberlieferung vervollständigte und umschuf. So schwebe dem Jehovisten stets der Preis der Nation, dem Deuteronomiker der des Gesetzes, dem Chronisten der des Cultus vor Augen u. dgl. m. — Im 4. Abschnitt werden die anderweiten alttestamentlichen Quellen und sodann die außerbiblischen, aus denen sich geschichtlicher Stoff gewinnen läßt, in großer Ausführlichkeit durchgemustert. — Der 5. Abschnitt beschäftigt sich insonderheit mit der Kritik des Hexateuch. Hier ist L. nicht original, seine Ansicht ist abhängig, theilweis von Bleek und Tuch, theilweis von de Wette, Stähelin und Ewald. Er denkt sich die Urgeschichte des Volks Israel bis zur Eroberung von Kanaan dreifach bearbeitet. — Die erste Darstellung gebe die sogen. Grundschrift, welche zur Zeit Salomo's verfaßt, schon bis zur Landesvertheilung unter Josua ging, daran schließe sich die unter Hiskia verfaßte Schrift des Ergänzers (Jehovisten), welche die gegenwärtigen Bücher Genesis bis Numeri schon vollständig enthielt, dazu das Stück Deut. 31, 14—23. Hierzu komme endlich der Deuteronomiker, der zu Josua's Zeit Deut. 1—31, 13. V. 23—30. c. 32. 34, 10—12 und die gegenwärtige Gestaltung des Buches Josua hinzufügte. Deut. c. 33 sei ein noch späteres Einschiebsel. — Diese Aufstellungen lassen sich nun allerdings der gegenwärtigen Kritik gegenüber nicht mehr aufrecht erhalten. Man vgl. Bleek-Wellhausen, Einl. in das A. T. 1878, §§ 81—87. S. 152—178. Danach folgt in acht Abschnitten die Untersuchung der Volks- und Religionsgeschichte Israels bis zum Tode des Josua. Der erste handelt vom Weltbilde der Israeliten unter sehr detaillirter Besprechung des Sprachgebrauchs und giebt eine Erläuterung der

hierher gehörenden Volksvorstellungen mit einer erschöpfenden Behandlung der einschlagenden Stellen. Der 2. Abschnitt bespricht das Land Kenaan und enthält den gesammten Stoff der Landeskunde von Palästina in weitestem Umfange nach den Mitteln der damaligen Zeit bearbeitet. Der dritte betrachtet die Besiedelung des heiligen Landes vor der Einwanderung der Hebräer. Im vierten wird dann von der ersten Einwanderung der Hebräer berichtet, welche in der Zeit der Erzväter stattfand und hiebei der ethnographische Ursprung des hebräischen Volkes untersucht und von den diesem verwandten Völkern gehandelt. Eine besondere Untersuchung wird hiebei der Religion der Erzväter gewidmet, die freilich damals nur noch mangelhaft ausfallen konnte. Der 5. Abschnitt giebt einen laufenden Commentar zu den Erzählungen vom Aufenthalte Israels in Egypten, vom Auszuge und von der Wanderung bis zum Sinai. Der sechste berichtet von der Gründung der israelitischen Gemeinde am Sinai, der siebente vom Aufenthalte in den moabitischen Gefilden, der achte von der Eroberung und Vertheilung Kenaans. — Trotz der Tüchtigkeit dieser Arbeit kann man es nicht bedauern, daß sie nicht weitergeführt wurde, da inzwischen das Fortschreiten der großartigen Leistung Ewald's ganz neue Gesichtspunkte eröffnete und die zunehmende kritische Bewegung den ganzen Standpunkt Lengerke's antiquirte. Gleichwol ist das Buch noch jetzt eine Fundgrube des wichtigsten Materials, aus welcher selbst nach Knobel's und Dillmann's Arbeiten zu schöpfen immer noch der Mühe verlohnt.

Siegfried.

Lengerke: Peter v. L., Lic. der Rechte, hamburgischer Bürgermeister, geb. am 18. Juli 1651 zu Hamburg, besuchte das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann in Helmstädt und Leyden Jurisprudenz. 1675 trat er zu seiner weiteren Ausbildung eine längere Reise an, die ihn nach Holland, England, Frankreich, der Schweiz, Wien und Ungarn führte. Während er sich 1677 in Basel aufhielt, ließ er sich dort zum Licentiaten beider Rechte promoviren. Nach Hamburg zurückgekehrt, ward er in kurzer Zeit ein sehr gesuchter Advokat. 1681 wurde er zum Richter des Niedergerichts und 1688 zum Rathsherr erwählt. Als Mitglied des Rathes fand er von nun an vielfache Gelegenheit, seine hervorragende Begabung, seine reichen Kenntnisse und seine feine Weltbildung zum Wohle seiner Vaterstadt zu verwerthen. Die letzten Jahre des 17. und die ersten des 18. Jahrhunderts waren für Deutschland und speciell auch für Hamburg überaus stürmische. Die Truppen Ludwigs XIV. bedrohten das deutsche Reich und seine Kriegsschiffe die Sicherheit des hanseatischen Handels. Dazu kamen für Hamburg Streitigkeiten mit Dänemark und anderen Mächten sowie ernste Unruhen in der Stadt selbst, die durch politische Differenzen zwischen dem conservativen Rath und der immer übermüthiger werdenden Bürgerschaft hervorgerufen waren. Man rühmt von L., daß er in dieser vielbewegten Zeit nicht wie Andere ein einseitiges Parteiinteresse sondern stets nur das Wohl des Staates im Auge gehabt habe. Nachdem er sich als außerordentlicher Gesandter in Münster und Wien ausgezeichnet hatte, nahm er seit 1697 als Bürgermeister noch hervorragenderen Antheil an der hamburgischen Politik. Er starb am 18. Novbr. 1709.

Buek, Hamb. Bürgermeister, Hbg. 1840 p. 152 ff. Hamb. Schriftstellerlexikon, Bd. IV, Hamburg 1866, p. 428 ff. W. v. Melle.

Lengnich: Gottfried L., Geschichtschreiber. Geboren am 14. Decbr. 1689 zu Danzig, † 1774, erhielt er zugleich mit Mascov auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt seine grundlegende humanistische Bildung in vortrefflicher Weise und bezog 1710 die Universität Halle. Hier widmete er sich mit Vorliebe den rechtswissenschaftlichen und geschichtlichen Studien, in erster Linie von N. H. Gundling angezogen, der ihm wohlwollend entgegenkam und in die Reihen der Mitarbeiter der

von ihm redigirten „Hallischen Neuen Bibliothek“ aufnahm. Im J. 1713 mit dem juristischen Doctorgrade geschmückt, soll L. die Absicht gehegt haben, die akademische Laufbahn einzuschlagen, zog es aber aus verschiedenen Gründen am Ende doch vor, seine Zukunft seiner Vaterstadt, — die damals unter polnischer Schutzhoheit stand — anzuvertrauen. Hieher zurückgekehrt hielt er zuerst einigen strebsamen Schülern des Gymnasiums privatim Vorlesungen über Geschichte und Staatsrecht des Königreichs Polen, der preußischen Lande und der Republik Danzig, Gegenstände, die ihm wie keine anderen am Herzen lagen und deren wissenschaftliche Förderung ihn sein ganzes langes Leben hindurch beschäftigt hat. Schon im J. 1718 ließ er seine „Polnische Bibliothek“ in 2 Bänden erscheinen, die das Mangelhafte der vorhandenen Bearbeitungen der polnischen Geschichte vor Augen stellte. Im J. 1721 ertheilte ihm der Rath seiner Vaterstadt den Auftrag, die „Preußische Geschichte“ von Lucas David fortzusetzen, eröffnete ihm zu diesem Zwecke die Archive und verwilligte ihm das Jahr darauf einen eigenen Gehalt. L. hat in der That im Verlaufe eines Menschenalters (1722—1755) in unermüdlicher Arbeit diese Aufgabe („Geschichte der preußischen Lande polnischen Antheils“) in einer Reihe von Abtheilungen, die 9 Bände betragen und bis in die Zeit König August II. (1755) reichen, durchgeführt. Er hat sich dabei der deutschen Sprache bedient, während er von dem erwähnten deutsch geschriebenen Werk seines Vorgängers K. Schütz eine lateinische Ausgabe veranstaltete und zugleich die polnische Geschichte von ihren Anfängen wieder bis zum Tode K. August II. in einer eigenen Schrift und in überwiegend compendiöser Form zur Darstellung brachte. Als werthvolle Ergänzungen seines größeren Werkes sind aber eine Anzahl von Specialuntersuchungen über die Geschichte und das Staatsrecht der preußisch-polnischen Lande herbeizuziehen, deren einige mit Recht hoch geschätzt worden sind. L. hat sich auf diese Weise um die wissenschaftliche Behandlung der preußisch-polnischen Geschichte ein bleibendes Verdienst erworben und Alles, was der Art hinter ihm lag, weit überholt. Auf die staatsrechtliche und diplomatische Seite der Dinge legt er das Hauptgewicht, und sucht überall auf die erste Quelle zurückzugehen. Einseitigkeiten und Lücken seiner Darstellung begegnen uns am ehesten da, wo ihn sein Material im Stiche läßt. Seine Lebensstellung hatte in der Zwischenzeit früh eine Gestalt angenommen, wie sie seinen Fähigkeiten und Leistungen entsprach. Im J. 1729 hatte ihm der Rath von Danzig die Professur der Dichtkunst und Beredsamkeit am Gymnasium übertragen. Gottsched, bekanntlich ebenfalls ein Danziger Kind, war Mitbewerber um dieses Amt gewesen. An Anerkennung von außen hat es L. ebenfalls nicht gefehlt. Der russische und polnische Hof bedachten ihn mit Aufmerksamkeiten und es hing blos von seiner Zustimmung ab, ob er in den angenehmsten Bedingungen Danzig mit Dresden vertauschen wollte. Seine Vaterstadt hat jedoch niemals versäumt, ihn festzuhalten. Im J. 1749 wurde ihm das Inspectorat des Gymnasiums, mit welchem die Professur der Rechte und der Geschichte verbunden war, übertragen, und schon das Jahr darauf ist er zum Syndicus der Stadt erwählt worden, eine Stellung, zu welcher ihn seine Kenntnisse in besonders hohem Grade befähigten. Dieses Amt führte ihn noch im Jahre seiner Erwählung im Interesse der Republik Danzig in einer erfolgreichen Mission nach Warschau und 17 Jahre später, bereits in hohem Alter stehend, wurde er zu dem evangelischen Convent aus Groß- und Kleinpolen und dem Herzogthum Preußen nach Thorn entsendet: Danzig war ja nahezu eine ausschließlich dem protestantischen Bekenntnisse angehörige Stadt. Die Zeiten lagen für die Bewahrung der Interessen seiner Vaterstadt bekanntlich überhaupt schwierig, wenn auch der gefährlichste Moment vorüber war, als die Stellung Lengnich's eine bedeutendere wurde. Die unter den gegebenen Verhältnissen kaum

zu entbehrende Geschmeidigkeit und geschäftliche Gewandtheit hat er offenbar besessen. Mit König Stanislaus August III. stand er auf bestem Fuße und erfreute sich dessen voller Gunst. Die erste Theilung Polens hat er noch erlebt. Zwei Jahre darauf, am 28. April 1774 ist er gestorben.

J. F. Jugler, Beiträge zur juristischen Biographie, 3. Bd. S. 283 ff., wo auch Lengnich's zahlreiche Schriften angeführt sind. — Meusel, Lexikon der verstorbenen teutschen Schriftsteller, 8. Bd. S. 228 ff. v. Wegele.

Lengnich: Karl Benjamin L., geb. zu Danzig am 19. Februar 1743, seit 1772 Prediger in seiner Vaterstadt und daselbst gestorben als Archidiaconus an St. Marien am 5. November 1795; ein eifriger Numismatiker. Seine numismatischen und kleinen theologischen Schriften verzeichnet Meusel's Lexicon.

Vgl. Schlichtegroll's Nekrol. 1795 Bd. 2, 158—192. Th. St.

Lenhossék: Michael v. L., Arzt, ist den 11. März 1773 in Preßburg geboren. Er hatte an den Universitäten in Wien und Pest Medicin studirt, an der letztgenannten im J. 1799 den Doctorgrad erlangt und war noch in demselben Jahre von dem Fürst Primas Batthyany zum Physikus des Graner Comitats ernannt worden. Seine praktischen Leistungen als Arzt und Beamter, vor Allem die von ihm im J. 1804 veröffentlichte Schrift „Untersuchungen über Leidenschaften und Gemüthsaffecte, als Ursachen und Heilmittel der Krankheiten" hatten die Aufmerksamkeit der Unterrichtsbehörden auf ihn gelenkt und im J. 1808 seine Ernennung zum Professor der Physiologie an der Universität in Pest veranlaßt. — Im J. 1819 wurde er, nach dem Abgange von Prochaska, in gleicher Eigenschaft nach Wien berufen und sechs Jahre später zum Statthaltereirathe und Protomedicus von Ungarn und zum Director des medicinisch-chirurgischen Studiums an der Universität zu Pest ernannt; hier ist er am 12. Febr. 1840 gestorben. — Von den wissenschaftlichen Arbeiten Lenhossék's, welche sich durch einen hohen Grad von kritischer Nüchternheit in der Auffassung der Thatsachen, Klarheit in der Darstellung und Beherrschung des Materials auszeichnen, sind die von ihm veröffentlichten physiologischen Werke, deren Abfassung in die Zeit seines ersten Aufenthaltes in Pest fällt, die bekanntesten und bedeutendsten: zuerst eine kleine, aber gehaltreiche Schrift „Introductio in methodologiam physiologiae corporis humani", 1808, mit welcher er seine akademische Thätigkeit begann und in welcher er in rationellster Weise die Aufgaben einer exacten Methode in der physiologischen Forschung, mit Zurückweisung aller aprioristischen Speculationen, aller aus der Naturphilosophie abstrahirten Phrasen, dargelegt hat, sodann ein großes physiologisches Werk „Physiologia medicinalis", 5 Voll. 1816—18, ein seiner Zeit hochgeschätztes Handbuch dieser Wissenschaft, ferner eine kürzere Bearbeitung desselben Gegenstandes mit Benutzung neuerer Forschungen, welche als Lehrbuch unter dem Titel „Institutiones physiologiae corporis", 2 Voll. 1822, erschien, und endlich, neben mehreren in den Oesterreichischen medicinischen Jahrbüchern veröffentlichten kleineren Arbeiten physiologischen Inhalts, die „Darstellung des menschlichen Gemüthes in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben", 2 Bde., 1824/25 (in 2. Aufl. 1834), ein Handbuch der empirischen Psychologie. Nach seiner Uebersiedelung nach Wien wandte sich die litterarische Thätigkeit Lenhossék's den praktischen Gebieten der Heilkunde zu und zwar stammen aus dieser Zeit eine größere Zahl theils monographisch, theils in den Oesterreich. medicinischen Jahrbüchern und anderen Journalen veröffentlichter Arbeiten über Scharlach, Blattern, Cholera 2c., auch einige medicinisch-forensische, besonders die Leichenschau betreffenden Arbeiten, zuletzt eine Schrift über „Die Wuthkrankheit nach bisherigen Beobachtungen und neueren Erfahrungen 2c.", 1837, der eine kürzere, im J. 1822 in den Oesterreich. medicinischen Jahrbüchern veröffentlichte

Bearbeitung desselben Gegenstandes vorausgegangen war. — Nicht weniger Anerkennung wie seine wissenschaftliche Thätigkeit haben seine Leistungen als Medicinalbeamter, seine Verdienste um Bildung tüchtiger Aerzte, um die Regelung der Sanitätsverhältnisse Ungarns und um die Sorge für das Wohl der Leidenden gefunden, und die Auszeichnungen, welche ihm durch Ernennung zum Mitgliede zahlreicher Akademien und gelehrter Gesellschaften zu Theil geworden sind, haben dieser Anerkennung einen beredten Ausdruck gegeben.

Ueber L.'s Leben vgl. den Nekrolog in der Salzburger med.-chirurg. Ztg. 1840 Nr. 78, III. 460; ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften findet sich in Callisen, Med. Schriftstellerlexikon XI. 234; XXX. 2.

A. Hirsch.

Lenk: Ignaz L. von Treuenfeld, geb. am 4. Juli 1766 zu Güns in Ungarn, war der Sohn des laut Diplom vom 10. October 1774 mit dem Prädikate von Treuenfeld geadelten, am 17. Juni 1797 im Pensionsstande verstorbenen k. k. Rittmeisters Ignaz L. des Kürassier-, später Dragonerregiments Leopold Großherzog von Toscana und dessen Gattin Anna Maria, gebornen Monin. Am 7. October 1776 wurde L. in das Wiener-Neustädter Cadettenhaus aufgenommen und gehörte zu den vorzüglichsten Zöglingen dieses Institutes. Auf die besondere Empfehlung des berühmten Oberdirectors dieses Cadettenhauses, Feldmarschalllieutenants Grafen Franz v. Kinsky (s. Bd. XV S. 773), der ihn als besonders geeignet für den Dienst in einem Grenzregimente schilderte, wurde der vom Hofkriegsrath wiederholt (4. November 1786 und 9. Februar 1787) zur vorzüglichen Berücksichtigung bezeichnete Cadett L. am 1. März 1787 als Unterlieutenant zum siebenbürgischen ersten Walachen-Grenz-Infanterie-Regimente eingetheilt. Nach vierjähriger Dienstleistung bei diesem Regiment wurde er am 1. April 1791 als Inspectionsoffizier in das Wien-Neustädter Cadettenhaus transferirt und am 6. April 1793 zum Oberlieutenant im Infanterieregimente Nr. 47 ernannt, worauf er den Regimentsinhaber, Feldzeugmeister Graf Kinsky — seinen bisherigen Chef — als Adjutant zur Armee begleitete. Am 31. Decbr. 1795 wurde er wieder zum 1. Walachen-Grenz-Infanterie-Regiment zurücktransferirt und dort am 3. November 1796 zum Kapitänlieutenant befördert. Den Feldzug 1799 und 1800 machte L. bei dem combinirten siebenbürgischen Walachenbataillon mit und zeichnete sich namentlich in der Schlacht bei Stockach und Liptingen am 25. und 26. März 1799 bei der Avantgarde unter Feldmarschalllieutenant Nauenbach, Brigade-Generalmajor Graf Gyulai zugetheilt, mit dem Hauptmann Schwind und dem Fähnrich Andojar durch Tapferkeit aus und wurde von Erzherzog Karl in seiner Relation vom 2. April 1799 rühmend erwähnt, worauf ihm mit allerhöchster Entschließung vom 29. Mai 1799 die allerhöchste Anerkennung ausgesprochen wurde. Im Sommer 1800 erhielt L., welcher inzwischen am 7. Mai 1799 zum Hauptmann im 2. Walachen-Grenz-Infanterie-Regimente befördert worden war, zur Herstellung von seiner schweren Verwundung einen Urlaub; auch wird erwähnt, daß er durch einen Schuß das linke Auge verloren hatte. Aber schon am 5. Juni 1800 war er wieder bei der Armee; er deckte an diesem Tage im Gefechte bei Schaffhausen mit seiner Compagnie den Rückzug des Bataillons durch den Wald und schlug sich mit dem geringen Verluste von 7 Mann durch die überlegenen feindlichen Streitkräfte. Am 15. Januar 1801 wurde L. zum Major bei dem in Deutschland stehenden 1. Feldbataillon des 2. Walachen-Grenzregiments ernannt. — Als im J. 1803 zufolge der neuen Organisation der Generalcommanden die eigentlichen Militärgeschäfte von den politischen und ökonomischen Gegenständen getrennt und eigene Militärreferenten bei den Generalcommanden bestellt wurden, bestimmte der Hofkriegsrathserlaß vom 9. März 1803 L. zum Generalcommando-Adjutanten und

Militärreferenten beim Generalcommando in Siebenbürgen, welche Stelle er bis Ende Januar 1812 bekleidete und während dieser Dienstleistung am 13. Novbr. 1805 zum Oberstlieutenant, am 23. Juli 1809 aber zum supernumerären Obersten befördert wurde. — Am 3. Februar 1812 war Oberst L. zum Commandanten des 1. Szekler Grenz-Infanterieregimentes ernannt worden. Da er jedoch der ungarischen Sprache nicht mächtig war, der Oberst des 2. Walachen-Grenz-Infanterie-Regiments aber den größten Theil seiner Dienstzeit beim 1. Szekler Grenzregimente zugebracht hatte, bewilligte Kaiser Franz I. mit allerhöchster Entschließung vom 15. April 1812 den von beiden Obersten erbetenen Diensttausch und Oberst L. fungirte als Commandant des 2. Walachen-Grenz-Infanterie-Regiments bis October 1813. — Als für den Feldzug 1813 alle Kräfte zur Aufstellung neuer und großer Armeen angespannt und alle verfügbaren Truppen ins Feld geschickt wurden, trat der Fall ein, daß sich weder im Warasdiner Banalat, noch im Karlstädter Generalate ein Brigadier befand, während in den übrigen Grenzgeneralaten nur je ein Generalmajor als Brigadier angestellt war. Bei dem Umstande, daß die Regimenter der eben wieder neuoccupirten Grenze (s. Hietzinger, Militärgrenze, 1. Bd. S. 36) damals ganz besonders einer leitenden Aufsicht bedurften und kein in der Grenzverwaltung oder an der Beförderungstour stehender Oberst — außer den bei den Armeen im Felde Befindlichen — vorhanden war, wurden mit allerhöchster Entschließung vom 29. September 1813 (Hofkriegsraths-Erlaß vom 5. October 1813) drei jüngere Obersten der Grenzregimenter, und unter diesen Oberst L., mit Vorbehalt des Ranges für die rangsälteren Obersten zu Generalmajoren und Brigadiers ernannt. L. erhielt seine Bestimmung nach Petrinia als Brigadier der beiden Banalregimenter. Doch schon Anfangs 1814 war der vielverwendbare Mann in einer — wol vorübergehenden — Verwendung in Dalmatien, und zwar in Spalato, und am 18. Mai 1814 in Zara. — Mit den allerhöchsten Entschließungen vom 25. Juli und 12. August 1814 wurde eine neue Eintheilung der Generale und die Besetzung der erledigten General- sowie der Stadt- und Festungscommando's getroffen und bei dieser Gelegenheit Generalmajor L. als Brigadier nach Czernowitz versetzt, von wo er nach drei Jahren mit allerhöchster Entschließung vom 25. August 1817 auf seine Bitte in gleicher Eigenschaft nach Siebenbürgen (Mediasch) transferirt und später mit allerhöchster Entschließung vom 8. October (Hofkriegsraths-Erlaß vom 19. October) 1823 zum Festungscommandanten in Karlsburg (Siebenbürgen) ernannt wurde. — Am 16. Juli 1834 trat L. nach mehr als 47jähriger Dienstzeit (47 Jahr 5 Monat 15 Tage) in den Ruhestand, bei welcher Gelegenheit ihm mit Rücksicht auf seine langjährigen, in Krieg und Frieden treuen und stets sehr eifrigen Dienste der Feldmarschalllieutenantscharakter ad honores verliehen wurde. L. starb zu Wien am 12. April 1842. Vermählt war er (1792) mit Katharina Walburg Sonntag und nach deren baldigem Tode mit Maria Martha Korbuly (1817), von der er eine Tochter hinterließ. Für Siebenbürgen, das ihm durch langjährigen Dienst und Aufenthalt zur Heimath geworden war, erwarb er sich wesentliche Verdienste durch litterarische Arbeiten, namentlich durch Herausgabe von „Siebenbürgens geographisch-topographisch-statistisch-hydrographischem und orographischem Lexicon" (4 Bde., 1839), das heute noch, nach 43 Jahren, trotz mancher, solch' ersten bahnbrechenden Arbeiten naturgemäß anhaftender Mängel eine vielbenutzte, reiche und meist verläßliche Fundgrube bildet. Ferner erschien von ihm: „Erklärung des Stammbaumes sämmtlicher dreiundfünfzig Könige von Ungarn, von dem ersten Könige Stephan dem Heiligen bis zu dem gegenwärtig glorreich regierenden König Ferdinand V." (1841). Nach Trausch (s. u.) soll L. die richtigste und vollständigste Karte von Siebenbürgen in 81 Sectionen besessen haben und Willens gewesen sein, dieselbe

zugleich mit seinem vollständigen Repertorium über die Ortschaften Siebenbürgens (ohne Zweifel dem vorerwähnten topographischen Lexicon) durch den Druck zu veröffentlichen. Sie ist aber nie im Druck erschienen. Auch die Karte selbst hat sich nicht gefunden, weder im Kartenarchive des k. k. Kriegsministeriums, noch beim k. k. militärgeographischen Institute, noch unter den Karten der k. k. Hofbibliothek in Wien.

Joseph Trausch, Schriftstellerlexicon der Siebenbürger Deutschen, II. S. 346, 347. Johann Svoboda, Die k. k. Militärakademie in Wiener Neustadt, 4°, Wien 1873. K. k. Kriegsarchiv in Wien. Registratur des k. k. Kriegsministeriums. Adelsarchiv des k. k. Ministeriums des Innern in Wien.

Friedenfels.

Lenné: Peter Joseph L., geb. den 29. September 1789 zu Bonn, † als königlich preußischer Generalgartendirector zu Sanssouci bei Potsdam am 23. Januar 1866. Einer alten, aus Lüttich stammenden Gärtnerfamilie entsprossen, folgte auch L. den Traditionen derselben und erlernte die Gärtnerei zunächst unter Anleitung seines Vaters. Im J. 1811 suchte er behufs weiterer Ausbildung Paris auf, woselbst er unter Desfontaines als Gartengehülfe im botanischen Garten beschäftigt wurde und bereiste sodann die Schweiz und Süddeutschland. In München wurde der berühmte Sckell sein Lehrer und dessen großartige Entwürfe blieben die Muster für viele seiner späteren gärtnerischen Schöpfungen. Längere Zeit hielt sich L. in Wien auf, wo ihn die Mannigfaltigkeit der gärtnerischen Technik in den dortigen großen Volksgärten und in den kaiserlichen Hof- und Schmuckgärten fesselte und für seine später an ihm gerühmte Vielseitigkeit von Einfluß wurde. Im J. 1815 nach Bonn zurückgekehrt, privatisirte L. zuerst kurze Zeit und entwarf auf eigne Hand Pläne zur Umwandlung der Koblenzer Festungswälle in Gartenanlagen. Aber schon im folgenden Jahre trat er als Gartengeselle in Sanssouci bei Potsdam ein und wurde bald darauf als königlicher Garteningenieur vereidigt. Sein erster größerer Auftrag in dieser Stellung war die Umwandlung des sogenannten Neuen Gartens bei Potsdam in einen englischen Park. Neun Jahre waren erforderlich, um diese Aufgabe durchzuführen, welche dem Garten im Wesentlichen die Gestalt gab, die er noch heute zeigt. Nächstdem machte sich L. an die Umgestaltung des damals dem Fürsten Hardenberg gehörigen Parkes zu Klein-Glienecke bei Potsdam und legte 1818 den zwischen dem Potsdamer Schloß und der Havel gelegenen Lustgarten an. Auch die nach seinen Plänen durch den Oberhofgärtner Ferd. Fintelmann umgestaltete Pfaueninsel legte Zeugniß ab von dem großen Talente, das L. besaß, unter geschickter Benutzung der ihm von der Natur gegebenen Momente, ein stilvolles Ganze herzustellen. So verstand er es namentlich, den Gegensatz der Wald- und Hainpartien zu den Wiesenflächen in ein gefälliges Ebenmaß zu bringen, wofür auch die in späterer Zeit von ihm ausgeführten Anlagen in den Parks zu Charlottenburg und Nieder-Schönhausen bei Berlin deutliche Beweise liefern. In Anerkennung dieser Verdienste wurde L. 1822 Gartendirector, zunächst dem Geh. Oberhofbaurath Schultze coordinirt, bis dieser im J. 1828 ihm das Directorium allein überließ. In jene Zeit fällt auch die Stiftung des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues, an welcher L. thätigen Antheil nahm und im Schooße dieses Vereins regte L. zuerst die Idee der Gründung einer Landesbaumschule und Lehranstalt für Gärtner an, welche 1832 verwirklicht wurde. Bald nach dem Entstehen jener Anstalten in Berlin übernahm L. als Nachfolger des Gartendirectors Otto die Leitung derselben. Rühmend ist hervorzuheben, daß L. in dieser Stellung für eine freigebige Vertheilung der in Cultur genommenen Gewächse an Schulen und sonstige gemeinnützige Anstalten stets Sorge trug. Seine Hauptthätigkeit entfaltete L. indessen nach dem Regierungsantritte Friedrich

Wilhelms IV. Unter Anregung dieses kunstsinnigen Königs schuf er im Verein mit dem Baurath Persius, aus Sanssouci und der näheren Umgebung von Potsdam durch geniale Benutzung des durch Natur und Kunst bereits Dargebotenen, jenes landschaftliche Idyll, das noch heute in ungeschwächter Kraft Tausende von Reisenden anzieht. Zweifellos hat L. es diesen Arbeiten zu verdanken, daß sein Name sich eines europäischen Rufes erfreut. Neben Sckell und dem Fürsten Pückler-Muskau gilt er als der Begründer des deutschen Gartenstils. Nicht minder verdienstvoll war Lenné's Thätigkeit für die Verschönerung Berlins. Ihm verdankt diese Stadt die Anlagen in dem sie im Westen begrenzenden Thiergarten, einem Parke von großer Ausdehnung und Schönheit. Eine im Süden des Thiergartens sich hinziehende Straße, in der L. ein Haus durch königliche Munificenz besaß, führt noch heute seinen Namen. In den Jahren 1832—40 wurden die genannten Arbeiten ausgeführt und noch später stand der technische Theil der Verwaltung des Thiergartens unter Lenné's Oberleitung. Auch zahlreiche andere Städte, unter ihnen Magdeburg, Leipzig, Breslau, Frankfurt a./O., Dresden, Homburg, wurden mit verschönernden Anlagen, nach Lenné's Plänen und unter seiner Anleitung versehen und selbst in seinen kleineren Arbeiten, wie in den Baumanlagen längs des Berliner Schiffahrtskanals, in der Ausschmückung vieler öffentlicher Plätze, offenbarte sich ein vielseitiges Talent. Die Vollendung des großartigen, 1840 in Angriff genommenen Unternehmens, die Havel als einen See mit einem gewaltigen Parke von 2 Meilen Ausdehnung zu umgeben und somit die in der Umgebung Potsdams vorhandenen Schmuckplätze durch landschaftliche Anlagen zu verbinden, wurde durch seinen Tod vereitelt. An äußeren Ehren hat es L. nicht gefehlt. Im J. 1847 wurde er Mitglied des königlichen Landesökonomie-Collegiums; die Akademie der Künste zu Berlin ernannte ihn zum Ehrenmitgliede und die Universität Breslau zum Dr. phil. hon. causa. 1845 wurde er zum Generaldirector der königlichen Gärten befördert. Auch die botanische Wissenschaft ehrte ihn dadurch, daß sie einer Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen seinen Namen lieh.

Nekrolog in Wochenschrift d. Vereins z. Beförd. des Gartenbaues, 1866 und Bot. Zeitung Nr. 24. E. Wunschmann.

Lennig: Adam Franz L., Domdecan und Generalvicar zu Mainz, geb. am 3. December 1803 zu Mainz, † daselbst am 22. November 1866. Als Knabe von 12 Jahren wurde L. dem Exjesuiten Doller zu Bruchsal zur Erziehung übergeben. Er besuchte drei Jahre das dortige Gymnasium, kam dann mit Doller nach Mainz zurück und vollendete seine Studien an den von dem Bischof Colmar eingerichteten, unter Liebermann's Leitung stehenden geistlichen Schulen, wo außer Liebermann Klee und die späteren Bischöfe Weis und Raeß seine Lehrer waren. 1824—1826 studirte er in Paris bei Sylvester de Sacy orientalische Sprachen und wurde dort auch mit Lamennais, Montalembert und dem convertirten Rabbiner Drach bekannt. Im December 1826 wurde er, da in Mainz damals kein Bischof war, zu Koblenz von dem Weihbischof Milz von Trier zum Subdiacon und Diacon geweiht (die niederen Weihen hatte er schon 1821 in Mainz erhalten). Er reiste darauf nach Rom und wurde dort am 22. September 1827 zum Priester geweiht. Im Herbst 1828 nach Mainz zurückgekehrt, wurde er von dem Bisthumsverweser Humann zum Lehrer der Geschichte an den Gymnasialklassen des bischöflichen Seminars ernannt. Diese Klassen wurden aber schon 1829 von der hessischen Regierung geschlossen. Im Frühjahr 1830 ging L. nach Bonn und hörte dort ein Jahr Vorlesungen bei Windischmann, Walter und Klee. Im J. 1832 wurde er Pfarrer in Gaulsheim und, nachdem er 1836 die Professur der Moral und Pastoral, 1837 die der Exegese in Gießen abgelehnt, 1839 Pfarrer in Seligenstadt. 1845 wurde er von dem Domcapitel zu Mainz

zum Domcapitular gewählt, 1847 von dem Bischof Kaiser zum Official ernannt. Als dessen Stellvertreter nahm er im October und November 1848 thätigen Antheil an den Berathungen der deutschen Bischöfe zu Würzburg. Nach dem Tode Kaiser's (30. December 1848) war L. der Candidat der strengkirchlichen Partei für die Bischofswahl; die Majorität des Capitels wählte aber den Professor Leopold Schmid, der indeß nicht bestätigt wurde. Von dem Bischof v. Ketteler wurde L. am 15. December 1852 zum Generalvicar ernannt; er begleitete diesen auch 1854 nach Rom (er reiste auch 1856 und 1859 nach Rom). Im Auftrage v. Ketteler's führte L. auch die Unterhandlungen mit der hessischen Regierung, welche zu der Convention vom 23. August 1854 führten. 1856 wurde er Domdecan, 1858 Commandeur des hessischen Ludwigsordens. — L. war auch als Domherr ein fleißiger und beliebter Prediger. Mit großem Eifer war er seit dem Jahre 1848 für die Gründung von kirchlichen Vereinen, Bruderschaften und klösterlichen Anstalten, — auch für die Berufung der Kapuziner (1854) und Jesuiten (1859) nach Mainz, — für die ultramontane Presse und Organisation der ultramontanen Partei thätig. — L. hat nur die Trauerreden auf den Bischof Kaiser (1849) und die Großherzogin Mathilde von Hessen (1862) in Druck gegeben. Nach seinem Tode wurden seine „Betrachtungen über das bittere Leiden Jesu Christi" 1867 von seinem Neffen Chr. Moufang herausgegeben und 1869 „Betrachtungen über das Vaterunser und den englischen Gruß".

Ein älterer Bruder Lennig's, Friedrich L., geb. 1797, † am 6. April 1838, hat einige scherzhafte Gedichte, zum Theil im Pfälzer Bauerndialect, herausgegeben; s. Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen, II. 438.

H. Brück, A. F. Lennig, Generalvicar und Domdecan von Mainz, 1870. Hist.-polit. Blätter, 66. Bd. (1870), S. 289. Reusch.

Lentilius: Rosinus L., Sohn des hohenlohischen Kanzleidirectors David Samuel L., wurde am 3. Juni 1657 zu Waldenburg in der Grafschaft Hohenlohe geboren. Er besuchte die Schule zu Anspach und bezog in einem Alter von 14 Jahren die Universität Heidelberg, welche er 1673 mit Jena vertauschte. Nach dem Tode seines Vaters zwang ihn jedoch schon im folgenden Jahre gänzliche Mittellosigkeit seine Studien zu unterbrechen. Nach langem Suchen fand er endlich eine Stelle als Hauslehrer bei einem Prediger in Mitau in Kurland. Hier fing er an zu prakticiren und erlangte bald einen solchen Ruf, daß ihn der Markgraf von Anspach als Arzt nach Greilsheim berief, welchem Rufe er, nachdem er 1680 zu Altdorf sein Examen bestanden hatte, Folge leistete. 1685 wurde L. Stadtphysikus in Nördlingen. 1698 begab er sich nach Stuttgart, wo er zunächst Leibmedikus des Markgrafen von Baden-Durlach, dann Physikus mit dem Titel eines herzoglich württembergischen Leibmedikus wurde. 1711 wurde er herzoglicher Rath, begleitete den Erbprinzen auf seinen Reisen nach Italien, den Niederlanden, Spanien und Frankreich und starb zu Stuttgart am 12. Februar 1733. Außer zahlreichen medicinischen Schriften veröffentlichte er verschiedene naturwissenschaftliche Abhandlungen in den Schriften der Acad. natur. Curios., deren Mitglied er seit 1683 war: „De serpentum corona", 1696; „Bufo ex dorso pariens", 1715; „Ranarum in Pisces curiosa metamorphosis", 1715.

Kestner, Med. Gel.-Lex. — Jöcher. W. Heß.

Lentin: Lebrecht Friedrich Benjamin L., königl. großbritannischer und kurfürstl. braunschweig-lüneburgischer Leibarzt zu Hannover, wurde am 11. April 1736 zu Erfurt geboren, wo sein Vater, Doctor der Rechte, zweiter Bürgermeister und Vorsteher des großen Armenhauses war. Nach kaum vollendetem 13. Lebensjahre wurde der geistig glänzend begabte Knabe für fähig

erklärt, die Universität seiner Vaterstadt zu besuchen. Daselbst setzte er zunächst noch fünf Jahre (1749—54) lang die klassischen Studien fort, ging 1754 nach Göttingen, zum Studium der Medicin, und erhielt daselbst zwei Jahre später, am 17. September 1756, die Doctorwürde mit der Dissertation: „De praerogativa venaesectionis in partibus laborantibus“. L. ließ sich darauf in dem Landstädtchen Diepholz nieder, erhielt auch das dortige Landphysikat, aber ohne Besoldung, und vertauschte zwei Jahre später dieses mit dem erledigten Physikat in Dannenberg, wo die Besoldung in 75 Thlrn. bestand. Auch hier war die Praxis, trotz ihres Umfanges und ihrer Beschwerlichkeit, so wenig einträglich, daß sein Einkommen nicht mehr als 3—400 Thlr. betrug und er oft in Geldverlegenheiten war. Der gelehrten Welt machte er sich schon 1757 durch die Veröffentlichung einiger electrischen Versuche (in R. A. Vogel's Neuer medic. Bibliothek, Bd. III), 1764 durch einen zu Leipzig erschienenen „Observationum medicarum Fasciculus I.“, bekannt, dem 1770 der zweite folgte. Nachdem L. 13 Jahre lang in Dannenberg der Wohlthäter und Retter der ganzen Umgegend gewesen war, folgte er einem Rufe als Physikus und Garnisonsmedicus nach Ratzeburg, wo er, unter günstigen Außenverhältnissen von 1771 bis 1774 ein glückliches Leben führte. Um besser für seine zahlreiche Familie sorgen zu können, nahm er jedoch in dem letztgenannten Jahre die mit 600 Thlrn. dotirte Stelle eine Bergmedicus und Stadtphysikus in Clausthal an, woselbst er kurze Zeit nach seiner Uebersiedelung „Beobachtungen einiger Krankheiten", Göttingen 1774, veröffentlichte. Aber auch in Clausthal hatte L., trotz großer Strapazen, eine von Nahrungssorgen nicht freie Existenz und nur die Anerkennung, die seinen schriftstellerischen Leistungen gezollt wurde, konnte ihm seine Lage als erträglich erscheinen lassen. 1779 erschien zu Göttingen sein bedeutendstes Werk „Memorabilia circa aërem, vitae genus, sanitatem et morbos Clausthaliensium anno 1774—1777“ (1800 erschien davon eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel „Denkwürdigkeiten, betreffend Luftbeschaffenheit, Lebensart u. s. w. der Einwohner Clausthals"), nachdem er 1776 schon „Grundsätze zu der von der Regierung zu Hannover (1775) publicirten Vorbauungskur gegen die Hornviehseuche" veröffentlicht hatte. Eine große Ehre erzeigte ihm 1778 die Göttinger Societät der Wissenschaften, eine der angesehensten gelehrten Gesellschaften in Deutschland, dadurch, daß sie ihn ersuchte, die Recension praktischer medicinischer Werke für sie zu übernehmen. So hat denn L. von 1778 bis 1794 die meisten medicinischen Schriften in den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen kritisch besprochen, indem er durch die damit erzielten Honorare gleichzeitig seine bedrängte Lage etwas verbesserte. Bei seiner erstaunlichen Arbeitskraft lernte er ohne fremde Hülfe noch das Italienische, um einige Schriften (M. Sarcone, Von den Kinderpocken, 1782; C. J. Damilano, Ueber den Friesel im Piemontesischen, 1782; J. M. della Torre, Geschichte und Naturbegebenheiten des Vesuvs, 1783) aus dieser Sprache in's Deutsche zu übersetzen; ebenso hatte er 1779 das lateinisch geschriebene Werk von Karl v. Mertens, Observationes medicae de febribus putridis, de peste et aliis morbis“, 1779, unter dem Titel „Beobachtungen der faulen Fieber, der Pest ꝛc." übersetzt. 1783 veröffentlichte er eine Fortsetzung seiner „Memorabilia“ unter dem Titel „Beobachtungen der epidemischen und einiger sporadischer Krankheiten am Oberharze vom Jahre 1777 bis inclusive 1782". Einen in demselben Jahre, 1783, an ihn ergangenen Ruf als Professor nach Göttingen, lehnte er, aus nicht näher bekannt gewordenen Gründen, ab, nahm aber 1787 das erledigte Physikat in Lüneburg an, wo er sich so wohl fühlte, und wo man ihn so verehrte, daß er die 1793 von der Kriegskanzlei in Hannover an ihn ergangene Berufung zum ersten Feldmedicus ablehnte. In kurzer Zeit hatte L. in Lüneburg die größte

Praxis und eine ausgedehnte Correspondenz wegen Consultationen, ohne daß seine schriftstellerische Thätigkeit darunter litt. Mit seinen Collegen stand er auf dem besten Fuße, den jüngeren derselben war er ein väterlicher Freund. Eine Preisschrift „De aphthis“, welche von der Pariser Gesellschaft der Aerzte das Accessit erhielt, wurde in den Mém. de la Soc. roy. de Méd. (für 1787 und 1788) T. VIII. 1790, abgedruckt und in der „Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte“, Bd. XV, übersetzt. 1789 erschien der erste Band seiner „Beyträge zur ausübenden Arzneywissenschaft“. Eine der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen eingesandte Abhandlung „Tentamen vitiis auditus medendi, maximam partem novissimis Anatomicorum et Chirurgorum inventis adstructum“ (abgedruckt in den Göttinger Commentationen, Vol. XI. 1793, übersetzt von C. F. Niceus, zugleich mit Kritter's Dissertation unter dem Titel „J. F. Kritter und L. F. B. Lentin, Ueber das schwere Gehör und die Heilung der Gehörfehler“, Leipzig 1794) fand bei der gedachten Societät solchen Beifall, daß dieselbe ihn zum wirklichen Mitgliede ernannte; ein Jahr später, 1793, wurde er auch Mitglied der kaiserl. Leopoldinischen Akademie. — Mit schwerem Herzen schied L. 1796 von dem ihm liebgewordenen Lüneburg, als er in diesem Jahre zum zweiten Leibmedicus in Hannover ernannt wurde. Fast gleichzeitig hatte er eine Vocation nach Kopenhagen, als königl. dänischer Leibarzt, unter sehr günstigen Bedingungen erhalten, dieselbe aber abgelehnt. Trotz der großen Concurrenz von Aerzten, welche L. in Hannover vorfand, wurde er auch hier in kurzer Zeit der Liebling des gebildeten, ärztlichen und Laienpublicums und trotzdem er in Hannover noch mehr als in Lüneburg durch die Praxis in Anspruch genommen wurde, war seine litterarische Thätigkeit auch hier eine sehr fruchtbare. 1798 erschien der zweite Band seiner „Beyträge zur ausübenden Arzneywissenschaft“, 1804 der dritte, zu denen noch ein nach seinem Tode von seinem Schwiegersohne, dem herzoglich mecklenburg-schwerinischen Hofmedicus Dr. Wilhelm Sachse herausgegebener Supplementband, der zugleich eine Lebensbeschreibung des Verstorbenen enthielt, 1808 hinzutrat. Vorher (1799) hatte er noch auf Befehl der königlichen Regierung eine „Apothekertaxe für das Kurfürstenthum Hannover“ verfaßt und herausgegeben. 1803 erschien von ihm die „Nachricht von den Gesundbrunnen und Bädern in Rehburg“. — Verschiedene Schicksalsschläge, wie der Tod seines Freundes Wichmann und eines talentvollen, dem Berufe des Vaters folgenden Sohnes, körperliche Leiden und äußere Umstände, namentlich die 1803 erfolgte Besetzung Hannovers durch die Franzosen, verbitterten L. seine letzten Lebensjahre; sein Tod erfolgte am 26. December 1804. — Von Journalaufsätzen Lentin's sind noch zu erwähnen: „Ueber die Eisengranulirbäder zu Gittelde“ (Hannoversches Magazin, 1780, St. 64), über „häutige Bräune“, „Beitrag zur Geschichte und Widerlegung des Perkinismus“ (die Anwendung elektrischer Metallnadeln bei chronischem Rheumatismus), „Vorschlag, die Elektricität zur Anwendung flüchtiger Arzneimittel bei Krankheiten zu benutzen“ (sämmtlich in Hufeland's Journal, Bd. IX, XIII, XVII). — So sehr L. die alten Aerzte schätzte, so verschloß er sich doch durchaus nicht der neueren Medicin. Von seinen Zeitgenossen waren Hufeland, Peter Frank, Thilenius, Brandis, Löffler und Jahn seine Lieblinge; als aber die beiden Erstgenannten sich dem Brownianismus zuwandten, folgte er ihnen darin nicht, wie er denn in allen seinen Schriften Protest gegen jegliches Schulsystem erhob. Die letzteren waren übrigens in einem gefälligen, eleganten, mit der Schwerfälligkeit und Eckigkeit der meisten damaligen Schriftsteller contrastirenden Stile geschrieben, aus dem auch der Humor des durch Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit und Menschlichkeit ausgezeichneten Mannes hervorschimmerte. — Lentin's Verdienste nm die Medicin

sind mannigfaltiger Art und werden von Rohlfs, der ihn sogar als den „deutschen Hippokrates“ bezeichnet, ausführlich gewürdigt. Mit Recht sind Lentin's Verdienste um die Epidemiologie besonders hervorzuheben, indem er die von ihm an sehr verschiedenen Orten beobachteten mannigfaltigen Epidemien und Endemien in treffendster Weise beschrieben hat. Seine Verdienste um die Diagnostik, die specielle Pathologie und Therapie, um die Chirurgie (L. war einer der wenigen Aerzte, welche damals schon die Chirurgie praktisch ausübten und litterarisch in derselben thätig waren) und Augenheilkunde, sowie um die Staatsarznei- und Kinderheilkunde im Einzelnen hier hervorzuheben, würde zu weit führen, zumal dies von Rohlfs in umfassendster Weise geschehen ist; nur bezüglich der Ohrenheilkunde wollen wir anführen, daß L. schon damals den einzig richtigen Weg, eine Disciplin in der Medicin auf einen höheren Standpunkt zu bringen, einschlug, nämlich die enge Anlehnung an die Errungenschaften der Anatomie und Physiologie. L. gehört deshalb zu den ersten Förderern der wissenschaftlichen Ohrenheilkunde in Deutschland.

Vgl. J. K. P. Elwert, Nachrichten von dem Leben und den Schriften jetztlebender teutscher Aerzte ꝛc., Hildesheim 1799, S. 317. — W. Sachse, Lentin's Leben in den erwähnten Beyträgen zur ausübenden Arzneywissenschaft, Supplementband, Leipzig 1808, S. 417. — Heinrichs Rohlfs, Geschichte der deutschen Medicin. Zweite Abtheilung, Stuttgart 1880, S. 1—65.

E. Gurlt.

Lentner: (Johann) Friedrich L., Maler und Dichter, geb. am 18. Decbr. 1814 zu München, absolvirte daselbst das Gymnasium, trat nach Wunsch seines Vaters, in die heute noch florirende Lentner'sche Buchhandlung, ging aber 1835 nach Innsbruck zu Felician Rauch in Condition. Hier faßte er die wirklich schwärmerische Vorliebe für Tirol, welche ihn durch das ganze Leben begleitete. Als erste Frucht dieser Begeisterung für Land und Leute verfaßte er das Charaktergemälde „Das Tiroler Bauernspiel“, welches die Jahre 1809—1816, mit der Staffage von Andreas Hofer, Speckbacher und P. Haspinger, zum Hintergrunde hat (Magdeburg 1841 und 1844, 2 Bde.). Nachdem L. noch anderthalb Jahre bei Wimmer zu Wien im Buchhandel gearbeitet hatte, kehrte er nach München zurück, wo er sich ebenso mit dem Pinsel im Malen, wie mit der Feder im Schriftstellern übte. Hier erschien, offenbar angeregt durch Dürer's Arabesken, ein „Harfentöne“ betiteltes „Andachtsbuch für gebildete Christen“ (mit Bildern und Randzeichnungen, entworfen von J. F. L., auf Stein gezeichnet von E. Grünwedel u. H. Ehrl, München 1841 bei Bergmann u. Roller, 122 S. 12°. im abwechselnden Buntdruck), auch ein aus 10 Blättern bestehender Cyclus „Studententrinklieder, mit Illustrationen und Arabesken“ (lithographirt von F. Bergmann, Fol.) und eine ähnlich ausgestattete „Sammlung Deutscher Sprichwörter“. Einige Zeit redigirte L. mit Franz Trautmann die „Münchener Lesefrüchte“, und trieb sich mit Engelbert Seibertz im baierischen Gebirge auf künstlerischen Wanderfahrten und Entdeckungsreisen herum, wo sie z. B. im Sommer 1841 nach Frauen-Chiemsee gelangten und an diesem Lieblingspunkte der Münchener Landschaftsmaler die nachmals gefeierte, mit Bildern ausgestattete „Chronik der vielbelobten Malerherberg“ begründeten. Dann übersiedelte L. 1842 nach Prag, wo er im regen Verkehr mit Ruben und Haushofer ebenso der Kunst wie der Dichtkunst oblag. Die Erzählung „Diebesgelüste“ (zuerst in der „Europa“, dann im „Novellenbuch“, II. 153—237) spiegelt seine Bekanntschaft mit dem Leben in Prag, welches L. bald seines fühlbar auftretenden Lungenleidens wegen, mit dem milderen Klima in Meran vertauschte. Einige Zeit weilte er auch auf dem väterlichen Besitzthum zu Peiting (bei Schongau) am Lechrain, wo er einen Saal mit Fresken schmückte und mit dem

ihm eigenen Geschick auf Sagen, Sitten und Gebräuche des Volkslebens ein wachsames Auge hatte. Im J. 1844 erschien sein dreibändiger Roman „Ritter und Bauer“ (Magdeburg, bei Baensch), welcher noch in demselben Jahre eine zweite Auflage erlebte. Auf einer nach Oberitalien ausgedehnten Frühlingsfahrt durch die Tirolerberge wurde L. mit Dr. Streiter (in Bozen) bekannt und schloß mit diesem geist- und gesinnungsverwandten Dichter bleibende Freundschaft. In Meran, wo L. fortan immer in den Wintermonaten als Kurgast weilte, leitete er auch die Festlichkeiten während der Anwesenheit des Erzherzog Johann, zog sich aber durch vielfache Berichte über Tiroler Angelegenheiten, insbesondere des Etschlandes, gleicherweise die Neigung der Bewohner, wie den Haß der Behörden zu, welche ihn wiederholt mit Ausweisung bedrohten. In den Sommermonaten durchzog L. seit 1846 regelmäßig das südliche Baiernland und sammelte im Auftrage des damaligen Kronprinzen Maximilian eine Fülle culturhistorischen Materiales. Es war der schöne Gedanke, des Baiernlandes Volksthum gleichsam zu inventarisiren; Alles, was sich in Städten und Dörfern, in allen Ortschaften zu Berg und Thal noch an altem deutschen Herkommen finden ließ, wollte L., soweit seine Kraft reichte, aufzeichnen, zusammentragen, vergleichen und auslegen: Lieder und Sagen, Volksmeinungen und Bauernregeln, Aberglauben und Volksmedicin, Gebräuche im Winter und Sommer, bei Geburt, Hochzeit und Tod, ältere und neuere Trachten, auch die verschiedenen Arten des Haus- und Feldbaues, kurz das ganze Thun und Lassen sollte in der dazu gehörigen Mundart zusammengefaßt werden. L. ging mit großer Freude an das Werk, zu dem er ganz der rechte Mann war; unbegreiflicher Weise schloß er das Gebiet der Kunstgeschichte aus. Er hätte als Zeichner eine Menge Gegenstände festhalten können, welche unterdessen nach allen Winden verschleppt wurden. — Es taugte auch sonst zu seinen Verhältnissen, da er den Winter immer wieder in seinem lieben Meran verleben konnte, seine hinfällige Gesundheit zu pflegen, während er im Sommer die Gauen des Vaterlandes durchwandelte. Fortan war dieses die Aufgabe seines Lebens. Ueberall Bekanntschaft machend mit Herren und Bauern, mit Pfarrern und Beamten, Jägern, Hirten, Fuhrleuten, Flößern, Näherinnen und Schnitterinnen, pilgerte L. manches Jahr durch Stadt und Land, durch Wald und Flur von Ober- und Niederbaiern, durch Schwaben, den baierischen Wald und einen Theil der Oberpfalz. „Ich habe in 6 Jahren die Straßen und Wege ganz Altbaierns von Füßen bis Furth im Böhmerwalde, von Rain bis Schellenberg am Watzmann durchfahren, eine sehr beschwerliche Arbeit, wenn man diese Pfade kennt, ich habe die Küchenzettel der gesammten Nation studirt und könnte in allen Gauen Schneider und Näherin, Hochzeitlader und Todtengräber werden, ohne gegen Ritus und Mode zu sündigen“. Nach Lentner's Tode setzte E. Fentsch durch die übrigen Kreise diese Sammlungen fort, welche theilweise den Grundstock bildeten zu der später von Riehl und Dahn herausgegebenen „Bavaria“. In Meran arbeitete er dann an seinen Novellen, Romanen und dramatischen Entwürfen, saß auch in stiller Einsamkeit auf der Burg Lebenberg, deren „baierisches Stüblein“ er mit Frescobildern schmückte, und schrieb daselbst die „Chronik“ dieses Schlosses, welche (1880) mit dem ganzen Schmucke seiner stilgerecht dazu gemalten Aquarellminiaturen in genauester Reproduction durch colorirten Zinndruck herausgegeben wurde. L. starb nach kurzer glücklicher Ehe am 23. April 1852 zu Meran. Zu seinen besten Leistungen als Dichter zählen sein „Novellenbuch“ (Magdeburg 1848, in 3 Bänden), die „Geschichten aus den Bergen“ (ebendas. 1851; vierte Auflage durch P. K. Rosegger 1881); das ländliche Charakterbild „Der Ju-Schroa“ in drei Abtheilungen, mit Musik von Ign. Lachner (1849). Seinen weiteren Nachlaß beabsichtigte Dr. Ludwig Steub herauszugeben, doch erschien davon nur

der erste, durch eine warme Biographie Lentner's eingeleitete Band mit der Erzählung: „Herr Plattebener und seine Kinder“ (Stuttg. 1855).

Vgl. Prutz, Deutsches Museum, 1853, S. 193 ff. (von L. Steub); Nr. 153 u. 154 Beil. zur Neuen Münchener Ztg. 1855 (eine ausführliche Würdigung von Lentner's Novellen); ebendas. Nr. 276 auch die Besprechung des Plattebener (durch S. v. Daxenberger); Wurzbach, Biogr. Lexikon, 1865, XIV. 363 ff. Chronica v. dem Geschlosse u. der Veste ze Lebenberg. Geschrieben und mit Bildern gezieret von Dr. J. F. Lentner. Durchgesehen von den Professoren Fr. Defregger u. Dr. J. V. Zingerle, herausgegeben v. Fridolin Plant, Meran 1880, Fol., bei Plant (vgl. L. Steub in B. 303 Allg. Ztg. v. 29. October 1880). Die neuesten Mittheilungen aus Lentner's eigenen Briefen gab Hr. F. L. Hoffmann in Beil. 28 u. 29 der Allg. Ztg. 1882. Hyac. Holland.

Lentulus: Robert (Rupert) Scipio v. L., preußischer Generallieutenant. Sein Vater, Cäsar Joseph v. L., gehörte einer Familie an, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts Rom verlassen und sich in Bern niedergelassen hatte, trat aber in österreichische Dienste, in denen er als Feldmarschallieutenant und Stadt- und Festungscommandant von Kronstadt in Siebenbürgen am 29. Mai 1744 starb. — Robert Scipio v. L., am 18. April 1714 zu Wien geboren und von den Jesuiten unterrichtet, trat 1728 als Fähnrich in das k. k. Dragonerregiment v. Philippi, nahm mit diesem, nachdem er den Feldzug des Jahres 1734 in Italien als Adjutant des bei Parma am 28. Juni erschossenen Feldmarschalls Graf Mercy mitgemacht hatte, an den Ereignissen des polnischen Erbfolgekrieges am Rhein und an der Mosel 1734—35, an dem unglücklichen Türkenkriege von 1737—39 und am österreichischen Erbfolgekriege von 1742—44 in Baiern und Böhmen theil und wurde mehrfach zu militärisch-diplomatischen Geschäften gebraucht, so zur Ordnung der Quartierlinie zwischen den kriegführenden Völkern, nachdem im J. 1735 der Waffenstillstand abgeschlossen war, und zur Grenzregulirung zwischen dem Banat und Serbien nach dem Belgrader Frieden. Daneben benutzte er jede sich ihm bietende Gelegenheit, seinen Geist zu bilden und seinen Gesichtskreis zu erweitern und unternahm größere Reisen in Italien und nach dem Orient. Auch im Felde trat er mehrfach hervor; entscheidend für seine Laufbahn aber wurde sein Benehmen bei der Uebergabe von Prag, wo er am 16. September 1744 sich weigerte, die Capitulation zu unterschreiben und, zwischen den preußischen Bataillonen, vor welchen die Waffen gestreckt werden sollten, angekommen, seinen Degen zerbrach und seinen Dragonern befahl, ein gleiches zu thun. „Er sei nicht nach Prag commandirt worden, um die Waffen zu strecken, sondern um zu fechten“, sagte er dem preußischen General v. Einsiedel. Friedrich der Große, hiervon in Kenntniß gesetzt, zog ihn zur Tafel und äußerte den Wunsch, L., welcher damals Hauptmann war, möge in seine Dienste treten. Dies lehnte er damals ab, nahm indeß anfangs Januar 1745, da er seines evangelischen Glaubensbekenntnisses halber im Avancement zurückgesetzt zu werden meinte, seinen Abschied und ging zunächst nach Bern, wie er sich denn überhaupt stets als Schweizer betrachtet hatte; nach dem Dresdener Frieden aber, ein Jahr später, trat er durch Vermittelung des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau in preußische Dienste. Mit einem Patent, welches das Datum jenes Tages von Prag trug, ward er Major und Flügeladjutant des Königs; seine Vermählung mit einer Tochter des Staatsministers und Oberstallmeisters Grafen Schwerin, an welche Friedrich bei dieser Gelegenheit eine Ode richtete, trug dazu bei, ihn in Preußen heimisch zu machen; der Antheil, den er an des Königs Bemühungen zur Ausbildung der Reiterei hatte, befestigte ihn in dessen Gunst noch mehr; 1752 sandte ihn dieser nach Cassel, als

es sich um die Verbindung seines Bruders Heinrich mit der hessischen Prinzessin Wilhelmine handelte. Im siebenjährigen Kriege befand sich L. zunächst im königlichen Hauptquartier, hatte nach der Capitulation von Pirna der Königin von Sachsen die Complimente des Königs, nach der Schlacht von Lobositz die Siegesbotschaft nach London zu überbringen und focht bei Prag und Kolin; sein Benehmen bei Roßbach und namentlich die von ihm geleitete Verfolgung nach der Schlacht aber bestimmten den König, ihn hinfort bei der Truppe zu verwenden. An der Spitze einer, aus der Garde du Corps und den Gensd'armes bestehenden Brigade, leistete er bei Leuthen unter Zieten hervorragende Dienste, für welche ihm der König durch ein Geschenk von einigen Tausend Thalern dankte, und brachte von der Verfolgung 15 Geschütze, mehrere Hundert Gefangene 2c. zurück; im Frühjahr 1758 berannte er mit 7 Kürassierregimentern Schweidnitz, und ging dann mit dem König nach Mähren; der Tag von Zorndorf, wo seine Brigade 7 Fahnen und 14 Geschütze nahm, brachte ihm neue Lorbeeren; bei Hochkirch hielt er wacker Stand. 1759 diente er in Schlesien, 1760 zeichnete er sich an der Spitze von zwei Dragonerregimentern namentlich in der Schlacht bei Liegnitz (15. August) aus, befehligte im darauffolgenden Winter die Postirungen in Schlesien und schloß seine glänzende Kriegslaufbahn am 16. August 1762 durch hervorragende Leistungen im Treffen bei Reichenbach, zu dessen günstiger Entscheidung er wesentlich beitrug, glänzend ab. — Dem Könige gegenüber im Wagen sitzend, hielt „der schöne L." seinen Einzug in Berlin und auch in Zukunft war er, obgleich in Schönebeck bei Magdeburg garnisonirend, viel in der Gesellschaft des Monarchen, welcher seinen Geist, seine allgemeine Bildung und seine Sprachkenntnisse schätzte und ihn zu mancherlei Geschäften gebrauchte, so 1768 zur Stillung eines in Neufchatel ausgebrochenen Aufruhrs und 1773 zur Besitznahme der durch die erste Theilung Polens an Preußen gefallenen Gebiete, 1769 hatte er den König zu dessen Zusammenkunft mit Kaiser Joseph nach Neiße begleitet. Mit seinem schweizerischen Heimathlande, dem er außerdem seit 1768 als Gouverneur von Neufchatel angehörte, war er in steter Verbindung geblieben und als er 1779, nachdem er noch bei der Armee des Prinzen Heinrich am baierischen Erbfolgekriege theilgenommen, die mit Rücksicht auf sein Alter erbetene Entlassung erhalten hatte, trat er an die Spitze des bernischen Militärwesens, eine Stellung, welche ihm sowol zur Verbesserung der vorgefundenen Einrichtungen, wie zu thätigem Eingreifen bei ausgebrochenen Unruhen Veranlassung gab. Er starb am 26. Decbr. 1787 auf seinem Gute Monrepos bei Lausanne.

F. L. Haller, Leben des Herrn v. Lentulus, Bern 1787. — (König) Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, II, Berlin 1788 (wo noch andere Lebensbeschreibungen genannt sind). Wurzbach, Biograph. Lexikon, Thl. XIV. Thürheim, Gedenkblätter aus der Kriegsgeschichte der österreich. Armee, 2. Bd., Wien u. Teschen 1880. Sein Bildniß im milit. Berliner Taschenkalender 1789.

Poten.

Lentz: August L., Philologe. Er wurde am 21. Mai 1820 in Pr. Stargardt geboren, wo sein Vater als verabschiedeter Gensd'armerieoffizier lebte, besuchte das Gymnasium zu Danzig, studirte in Königsberg unter Lobeck und Lehrs, promovirte 1843 und legte 1844 die Gymnasiallehrerprüfung ab. Nachdem er in Elbing, am Erziehungsinstitut zu Jenkau bei Danzig und (als Hauslehrer) auf mehreren Gütern unterrichtet hatte, erhielt er 1847 eine Stelle an der damaligen höheren Bürgerschule zü Graudenz. Auch in dieser bescheidenen Stellung hielt er daran fest, daß „das Ideal jeder Schulbildung, in der niedrigsten wie in der höchsten Anstalt, die Weckung und Belebung des in uns ge-

legten göttlichen Funkens ist“. Obwol sein Amt nicht die geringste Beziehung zu den Studien bot, zu welchen er sich am meisten hingezogen fühlte, verwaltete er es mit der größten Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue. Auch sonst bewies er für die Entwickelung des Schulwesens in Graudenz das lebhafteste Interesse, und wirkte eifrig und erfolgreich für die Umwandlung der dortigen höheren Bürgerschule in ein Gymnasium. Durch Lehrs hatte L. das Studium der Alexandrinischen Philologie lieb gewonnen, und er wagte sich an eine Aufgabe, die, wenn auch ihre Lösung durch eine bedeutende Vorarbeit von Lehrs erheblich erleichtert war, immer noch zu den schwierigsten auf diesem Gebiet gehörte: die Sammlung und Herstellung der massenhaften und zugleich durchaus trümmerhaften Ueberreste der sämmtlichen, „die ganze Sprache in ihrem Bau umfassenden“ Werke des Aelius Herodianus, die Lehrs mit Jacob Grimm's Grammatik verglichen hat. Nach einer 14jährigen anhaltenden Arbeit, durch die Theilnahme von Lehrs stets ermuntert, vielfach durch seinen Rath unterstützt, hatte L. 1867 sein riesenhaftes Werk vollendet: das ganze, im Druck fast 100 Bogen füllende Buch war im Manuscript fertig. Er durfte hoffen, nun an einem Wendepunkte seines Lebens angelangt zu sein, das bisher ein sehr entbehrungs- und mühevolles gewesen war. Schon als Schüler und Student hatte er die Mittel zu seiner Existenz zum Theil selbst erwerben müssen, sein Gehalt war erst 1856 von 300 auf 400 Thlr. erhöht worden, und dabei hatte er, wenn auch der Begründung einer eigenen Familie entsagend, Sorgen zu tragen, die denen eines Familienvaters ähnlich waren. Auch für sonstige „Mühsale, Beschwerden und Kränkungen“ hatte er in seiner Arbeit (wie er in der Vorrede des Herodian sagt) Trost suchen müssen. Nun war sie vollendet, die verdiente Anerkennung wurde ihm von nah und fern zu Theil; die Erfüllung des langgehegten Wunsches einer Reise nach Rom schien nahe bevorzustehn. Da starb ein von ihm innig geliebter älterer Bruder, und sofort bestimmte er das Erworbene für dessen Hinterbliebene. Von dem Schmerz dieses Verlustes erholte er sich nicht mehr. Am 11. Febr. 1868 erlag er, noch nicht 48 Jahre alt, dem Typhus. Von seiner Ausgabe der Fragmente des Herodian war der erste Theil (unter dem Titel: „Herodiani technici reliquiae. Vol. I. Praefationem et Herodiani prosodiam catholicam continens“) 1867 erschienen. Der zweite befand sich, als L. starb, im Druck, dessen Leitung Dr. E. Plew (geb. 1849, † 1878) unter dem Beistande von Lehrs übernahm. Die erste Abtheilung dieses Bandes („Reliqua scripta prosodiaca, pathologiam, orthographica continens“) erschien 1868; die zweite („Scripta de nominibus verbis pronominibus et adverbiis et librum monadicorum continens“; außerdem die von A. Ludwich gearbeiteten Indices) 1870. In Lentz' Nachlaß fanden sich bedeutende Vorarbeiten für ein zweites großes Werk, eine kritische Ausgabe des Apollonius Dyscolus, die er sofort nach Beendigung seines Herodian unternommen haben muß.

G. Röthe, Dr. August Lentz, Nekrolog. Aus dem Graudenzer Geselligen, 1868, Nr. 29 Beil. abgedruckt in Reicke und Wichert, Altpreuß. Monatsschrift, V. (1868) S. 156—167. L. Friedländer.

Lentzen: Johann Heinrich L., katholischer Theologe, geb. am 19. Dec. 1802 zu Ginnick bei Düren, † am 17. Juni 1875 zu Oeckhoven, Regierungsbezirk Düsseldorf. Nachdem er in Düren das Gymnasium absolvirt, studirte er 1825—28 in Bonn Theologie, wurde 1829 zum Priester geweiht, 1830 zum Repetenten im katholisch-theologischen Convict zu Bonn, 1832, nachdem er sich in München den theologischen Doctorgrad erworben, zum Repetenten im Priesterseminar zu Köln ernannt. Er galt als einer der talentvollsten jüngeren Theologen der hermesischen Richtung. Als Geissel Coadjutor in Köln geworden, wurde er aus dem Seminar entfernt und auf die (übrigens einträgliche) Land-

pfarrei Oedhoven versetzt. Geschrieben hat er außer der Dissertation „De Pelagianorum doctrinae principiis“, 1833, einige kleine polemische Schriften: „Bemerkungen zu den Antworten in der Aschaffenburger Kirchenzeitung auf die Fragen in Betreff des Hermesianismus“, 1833, und (unter dem Namen Dr. Johannessen) „Kritische Darstellung der theoretischen Grundsätze des de la Mennais und seiner Geistesverwandten in Deutschland“, 1837, sowie einige Aufsätze in der Bonner Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie, später „Erkennen und Glauben mit besonderer Berücksichtigung des Clemens von Alexandria und des hl. Anselm von Canterbury“, 1848, und „Zur philosophischen Methode“, 1861, endlich eine kleine und unbedeutende Vertheidigung eines alten Parteigenossen: „Das kanonische Gerichtsverfahren und Strafrecht von Nic. München ... gerechtfertigt gegen die Angriffe (eine in dem Bonner theol. Literaturblatt veröffentlichte Recension) des Dr. J. F. Schulte“, 1866. Reusch.

Lentzner: Johann Nikolaus L., geb. zu Schleiz am 10. Juli 1711, † zu Frankfurt a. M. am 9. Juli 1749. Landschafts- und Thiermaler, ein Schüler Hamilton's in Wien, kam nach Frankfurt, wo er bei dem geschickten Tapetenmaler Kiesewetter Beschäftigung fand, dessen Schwiegersohn er 1736 wurde. Seine mit Ruinen und Vieh staffirten Landschaften in der Weise Wouverman's, Heinrich Roos' oder Hamilton's fanden Beifall. Mehr Geld als Ruhm brachten die gelegentlich der Krönungsfeierlichkeiten Karls VII. 1741 und Franz' I. 1745 angefertigten, theilweise später gestochenen Aufzüge, Gastmähler rc., wobei die Gesandten die peinlichste Censur übten.

Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M., S. 273.

Stricker.

Lenz: Christian David L., Generalsuperintendent von Livland, Vater des Dichters Jacob L., wurde am 26. December 1720 zu Köslin als Sohn eines Kupferschmiedes geboren. In seinem 15. Jahre bezog er die Universität zu Halle, wo er, da seine Eltern mittellos waren, sich kümmerlich als Lehrer am dortigen Waisenhause und durch Privatunterricht forthelfen mußte. Im J. 1740 kam er als Hauslehrer nach Livland, wurde 1742 Pastor zu Serben, 1749 zu Seßwegen, 1757 Propst des zweiten Wendenschen Kreises, 1759 Pastor der deutschen Gemeinde zu Dorpat, zugleich Beisitzer des Stadtconsistoriums und Aufseher der Stadtschule. Im J. 1779 erwählte ihn der Landtag zum Generalsuperintendenten und geistlichen Vorsitzer des Oberconsistoriums, welche Aemter er bis zu seinem am 14. August 1798 erfolgten Tode bekleidete. Im elterlichen Hause zu ernster Frömmigkeit erzogen, wurde er als Student der Theologie auf der Universität ein eifriger Anhänger des Spener'schen Pietismus. Auch den herrnhuterischen Erweckungslehren hat er damals nicht fern gestanden. In seinen späteren Jahren näherte er sich mehr dem neu erstarkten Orthodoxismus und bewährte sich sein Leben lang als unermüdlichen Streiter im Kampf gegen die Anhänger des Rationalismus oder, wie man damals sagte, der Neologie. Als Pastor in Seßwegen trat er auch den herrnhuterischen Extravaganzen entgegen, namentlich veranlaßte ihn der berufene „XII. Liederanhang“ des Grafen Zinzendorf zu einem größeren polemischen Werke, das den Titel trug: „Gedanken über die Worte Pauli 1. Cor. 1, V. 18 von der ungleichen Aufnahme des Worts vom Kreutz. Zwey Theile nebst einer starken und für unsere Zeiten sehr nöthig geachteten Vorrede, worinnen die Kreutz-Theologie der so genannten Herrenhüter vornemlich aus ihrem XII. Lieder-Anhang und dessen drey Zugaben unpartheyisch und genau geprüft wird“ (1750, 177 S. Vorrede, 1008 S. Text rc.). In der Vorrede (S. 15) sagt er, daß durch seine Schrift „ein gewisses Vorurtheil in Ansehung der Herrenhüter wegfallen wird, worinn sehr viele stecken, da sie meynen, ob gleich die Herrenhüter in vielen Stücken der christlichen Lehre Irr-

thümer hegten, so lehrten sie doch noch von Christi Kreutz, Blut und Wunden selbst richtig. Ich bins selbst, der dieses gewiß sehr lange von ihnen geglaubt und eben daher gedacht, es würde sich vielleicht mit dem übrigen auch noch geben. Allein da mir nicht allein diese Hoffnung fehl geschlagen, sondern mir auch der XII. Anhang nebst seinen Zugaben und die Homilien des Herrn Grafen über die Wundenlitaney die Augen geöffnet: so habe ich . . . gesehen, wie sie . . . gefährliche Irrthümer hegen". Trotz alledem steht L. am Abend seines Lebens doch wieder in den engsten Beziehungen zu der Brüdergemeinde. Freilich hatte unterdessen Spangenberg reformirend auf die Lehre und das Gemeindeleben der Herrnhuter eingewirkt. Mit Spangenberg selbst, aber auch mit anderen Brüdern führte L. eine Correspondenz, die uns in den Buchholtz'schen Sammlungen auf der Riga'schen Stadtbibliothek zum großen Theil aufbewahrt ist und uns bezeugt, daß der Verkehr mit den Herrnhutern ein überaus inniger war. Uebrigens erklärte L. auch in einem officiellen Rescript an den livländischen Generalgouverneur vom 23. Juni 1781, daß Spangenberg's „Idea fidei fratrum, bloß die Stellen im Articul von der christlichen Kirche ausgenommen, so ihre besondere Gemeindeverfassung betreffen, ein so reines biblisches Compendium sei, daß allemal ein orthodoxer evangelisch-lutherischer Professor darüber Dogmatik lesen könne". Die evangelisch-lutherische Kirche habe mit weit ärgeren Feinden unseres allerheiligsten Glaubens — den Neologen — zu kämpfen. Gegen die letzteren, die Neologen, sucht er auch in seiner Stellung als Generalsuperintendent mit allem Eifer zu wirken. Doch muß er erleben, daß er als Oberhirte der Geistlichkeit von Livland zuletzt in seinem hohen Alter fast allein dastand, als der einzige Orthodoxe unter meist rationalistischen Predigern. Aber auch seine theologischen Gegner ehrten in ihm seine Wahrheitsliebe und Freimüthigkeit, seine Toleranz in Form- und Personenfragen bei aller Wärme für die Sache. Unter seinen zahlreichen Schriften (s. Allg. Schriftstellerlexikon der Prov. Liv-, Esth- und Kurland), die er außer dem oben angeführten Buche verfaßt hat, erlebte die kleine Abhandlung: „Die Stärke des Schriftbeweises für die in unseren Tagen angefochtene Lehre von der Genugthuung Jesu Christi überhaupt kürzlich gezeiget" (Riga 1780), eigentlich die Vorrede zu J. B. S. Sczibalsky's „Widerlegung der Scheingründe rc." vier Auflagen und ist auch in das Schwedische übersetzt worden. Unter den homiletischen Werken von L. sei hier einer Postille in lettischer Sprache („Spreddiku-Grahmata etc.") Erwähnung gethan.

Winkelmann, Bibliotheca Liv. hist. Nr. 10682 ff.

J. Girgensohn.

Lenz: Christian Ludwig L., gelehrter Schulmann, geb. in Gera den 28. December 1760, † in Schnepfenthal den 17. Mai 1833, bildete sich zuerst auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er bereits, in dieser Hinsicht seinem jüngeren Bruder Karl Gotthold L. (s. unten) gleich, eine große Vorliebe für die alten Sprachen an den Tag legte, und studirte seit 1799 zwei Jahre in Jena und drei Jahre in Leipzig Theologie und Philologie. An beiden Orten hatte er öfters Gelegenheit, in gelehrten Gesellschaften und bei öffentlichen Disputationen, selbst kampfgeübten Professoren gegenüber, die ihm eigene Fertigkeit im lateinischen Ausdrucke zu bewähren. Gegen das Ende seines Leipziger Aufenthaltes übernahm er noch eine Hauslehrerstelle bei dem bekannten Kreissteuereinnehmer Chr. Fel. Weiße, wozu ihn die Einbuße nöthigte, welche sein elterliches Vermögen — sein Vater war Kaufmann — durch den großen Gera'schen Brand von 1780 erlitten hatte. 1784 folgte er einer Einladung Basedow's als dessen Amanuensis nach Dessau und setzte auch, als das dortige Philanthropin zu einer „fürstlichen Erziehungsanstalt" erhoben wurde, seine Thätigkeit als Auf-

seher und Lehrer an demselben bis 1787 noch fort. In diesem Jahre zu einer gleichen Stelle an die Erziehungsanstalt in Schnepfenthal berufen, trat er bald mit Salzmann in engere Beziehungen, indem er sich 1788 mit dessen ältester Tochter verheirathete. Sie gebar ihm einen Kreis von zehn blühenden Kindern, von denen sich ein Sohn, Harald Othmar L. (s. u.), nachmals durch seine Leistungen in der Naturgeschichte bekannt gemacht hat. Das Stillleben in Schnepfenthal wurde für L. durch zwei größere Reisen in den J. 1796 und 1798 angenehm unterbrochen. Die eine führte ihn als Begleiter einiger Zöglinge nach Dänemark und Schweden, die andere im Auftrage eines Collegen nach Frankreich. Seine in der Fremde gemachten Beobachtungen und Erfahrungen veröffentlichte er in den „Bemerkungen auf Reisen in Dänemark, Schweden und Frankreich“ (2 Thle. 1800). 1802 schied er aus seinem bisherigen Wirkungskreise, um die Gymnasialdirectorstelle in Nordhausen zu übernehmen, welche er vier Jahre später mit derjenigen in Weimar vertauschte. Namentlich an letzterem Orte leistete er Bedeutendes für eine gründliche Bildung seiner Schüler und beförderte die Blüthe und den guten Ruf der Anstalt. Wie von ihm, dem gediegenen Philologen, nicht anders zu erwarten war, legte er den Hauptnachdruck auf ein eindringendes Verständniß der alten Classiker und wußte auch außer den Schulstunden durch thätige Mithülfe die ihm anvertraute Jugend zu Fleiß und Eifer anzuregen. Unter den Gelegenheitsschriften, welche er damals herausgab, verdient besonders jene zu Ehren seines 1809 in Gotha gestorbenen jüngeren Bruders erwähnt zu werden: „De vita Caroli Gotthold Lenz, in illustri Gymnasio Gothano nuper Professoris, ejusque majorum quorundam“ (Partic. I—III, Vimariae 1810—15). Ein bedenkliches Augenleiden nöthigte ihn im J. 1819 um seine Entlassung zu bitten. Nachdem er dieselbe von dem damaligen Großherzoge Karl August unter ehrenvollen Bedingungen erhalten hatte, zog er sich mit seiner Familie nach Schnepfenthal zurück und verbrachte dort die ihm noch beschiedenen Lebensjahre. Solange es die zunehmende Altersschwäche erlaubte, setzte er seine gelehrten Studien fort und unternahm auch mehrfach Reisen innerhalb der deutschen Grenzen. — Von seinen sonstigen Schriften seien noch zwei für die Geschichte der Pädagogik nicht unwichtige angeführt: „Ueber das fürstliche Erziehungsinstitut zu Dessau und besonders den gegenwärtigen Zustand desselben“ (1787) und: „De Basedowio, de Paedagogiis Dessaviensi et Schnepfenthaliano, deque nimium hodie neglectis Latinae linguae studio et abusu“ (1805).

Meusel, Gel. Teutschland. Callisen, Med. Schriftstellerlex., 11. Bd. — N. Nekr. 11. Jahrg., 1833, 1. Thl. (1835), S. 365—371. — Aug. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, Gotha 1854, S. 133.

Schumann.

Lenz: Jacob Michael Reinhold L., Dichter, geb. am 12. Januar 1751 zu Seßwegen in Livland, Sohn des späteren Generalsuperintendenten, damaligen Pastors David L. (s. o.) und der Frau Dorothea, geb. Neoknapp, übersiedelte im Februar 1759 mit seinen Eltern nach Dorpat und debütirte früh als Dichter, denn 1766 erschien die Klopstockisirende Ode „Versöhnungstod Jesu Christi“. Der Dorpater Brand 1763 und eine Wassersnoth regten die sehr unreifen „Landplagen“ in üblen Hexametern 1769 an. Er besang das „Begräbniß Christi“, dichtete aus dem Pietismus des Vaterhauses heraus geistliche Lieder, zur Igelstroem-Lauw'schen Hochzeit 1766 lieferte er aber, Erlebnisse behandelnd, ein auffallend gewandtes Gelegenheitsstück „Der verwundete Bräutigam“ (ed. Blum, 1845). Andere Dramen, ein Trauerspiel „Diana“ z. B., sind verloren; ob die 1774 veröffentlichte Uebersetzung von Love's labours lost „Amor vincit omnia“ (Verg. Ecl. 10, 69) großentheils identisch ist mit der Jugendarbeit

„Die Liebe besiegt alles“, darf bezweifelt werden, doch steht frühe Vertrautheit mit Shakespeare fest. Auch den Tasso kannte er schon in der Heimath. L. bezog 1768 als stud. theol. die Universität Königsberg. Wir besitzen eine steife Ode an Kant von ihm (Reicke, Altpreuß. Monatsschrift 1867, S. 650). J. F. Reichardt verkehrte mit L. (vgl. Maltzahn, Bl. f. litt. Unterhaltung 1848, S. 945 ff.). Heitere und drückende Erfahrungen dieser Zeit spiegeln sich im „Hofmeister“. Mit zwei kurländischen Junkern v. Kleist reiste er über Berlin, wo er Nicolai eine Alexandrinerübersetzung des Essay on criticism schüchtern anbot, und Leipzig nach Straßburg. Sie trafen Ende April 1771 daselbst ein. Die Kleist traten auf einige Zeit in die französische Armee. L., ein hübsches gewinnendes Persönchen, näherte sich dem Salzmann'schen Kreise, ward mit Goethe aber erst brieflich, — persönlich 1775 — intimer. Mit dem jüngeren Kleist auf Fort Louis, besuchte er Sesenheim fleißig und verliebte sich in Friederike, schrieb überspannte Briefe an „Socrates“ Salzmann, ein verzweifeltes Stammbuchblatt und das fälschlich Goethen zugewiesene Gedicht „Ach du bist fort“ für die Tochter des „Pfarrers von Wakefield“, feierte aber später ernüchtert ihre Treue für Goethe in schönen Versen („Die Liebe auf dem Lande“, nicht vor 1775; erste Fassung Archiv f. Litteraturgesch. 8, 166 ff.). Von Fort Louis ging es nach Landau. Im Spätjahr 1772 kehrte er zu dem älteren Kleist nach Straßburg zurück, wurde jedoch 1773—74 seltsam in die Liebeswirren dieses und eines später zugereisten dritten Kleist verwickelt — „Die Soldaten“ deuten darauf hin — und löste sein Verhältniß, ohne einen guten Hofmeisterposten zu finden. Den seltsamen Handel im Bürgerhaus am Kleberplatz hat er erst englisch, später für Goethe deutsch dargestellt (vgl. Dichtung und Wahrheit, Urlichs „Etwas von Lenz“, Deutsche Rundschau 1877, Mai). Am 3. September 1774 immatriculirt, lebte er kümmerlich von englischen Stunden, während sein Dichterruhm stieg und seine Verbindungen sich ausbreiteten: Goethe, Lavater, Zimmermann, Herder, Merck, La Roche (s. Anhang zu „Briefe Goethe's an Sophie von la Roche“ ed. Loeper) ꝛc. Pfingsten 1775 besuchte ihn Goethe; sie tauschten herzliche Verse. L. liebte Henriette v. Waldner, die im Frühjahr 1776 den Baron Siegfried von Oberkirch heirathete. In ihren Mémoires (Paris 1853) steht nichts über den ihr wol ganz unbekannten L. Am 2. November 1775 wurde die Salzmann'sche Gesellschaft auf neuen Grundlagen eröffnet; L. war Secretär, Germanisator, das führende thätigste Mitglied (s. das Protocoll „Alsatia“ 1862 ff., S. 173 ff.). Aber er strebte fort, nach Weimar, vgl. an Knebel, 6. III. 76, und traf dort, nachdem er in Mannheim, Darmstadt und Frankfurt Station gemacht, am 1. April 1776 ein, freundlichst aufgenommen, vom Herzog bis zum 27. Juni im Gasthof freigehalten. Dann ging das „kranke Kind“ auf zwei Monate nach Berka und kehrte später von Weimar aus wiederholt in Kochberg ein, um mit Frau v. Stein Englisch zu treiben. Zwar hatte er Karl August, Anna Amalia, Wieland u. a. gewonnen, aber sein krankhaftes, halb verstiegenes, halb bescheidenes, zu Eseleien und Affenstreichen neigendes Wesen zog ihm außer Aerger und Mitleid auch empfindliche Demüthigungen zu, bis er zweifelsohne wegen unüberlegter beleidigender Worte (vom 25. oder 26. November) über Goethe und die Stein — vgl. meine Uebersicht „Anzeiger für deutsches Alterthum“, 1, 174 f. — ausgewiesen wurde. Am 1. December 1776 schied er. Schlosser's nahmen ihn in Emmendingen auf. Im Januar verbrachte er acht Tage in Colmar (Pfeffel an Sarasin, 24, I. 77) und schien weniger zerrüttet als in Weimar. Wir finden ihn in Basel bei Sarasin (vgl. Hagenbach, J. J. Sarasin und seine Freunde, 1850); im August „lenzelt“ er noch bei Lavater, tief verschuldet. Er bereiste im Juni mit dem Enthusiasten Kayser die Alpen. Die Collectivschnurre „Jupiter und Schinz-

nach", 1777, 28 S., zeigt ihn noch als alten Virtuosen in Quibbles. Die Nachricht vom Tode der verehrten Cornelie Schlosser traf ihn tief. Seine Geisteskrankheit ward immer deutlicher. Die italienische Reise mit dem Grafen Hohenthal mußte hinter Sitten abgebrochen werden. In Marschlins bei Salis, dann in Winterthur bei Kaufmann (November 1777) hatte er einen „Anfall". Wahnsinnig trat er am 20. Januar 1778 in Waldbach, wohin der Kraftapostel ihn gewiesen, bei Oberlin ein, in dessen Hause er mehrere Selbstmordversuche machte. Er wurde im Februar über Straßburg nach Emmendingen gebracht, wo Schlosser sich für den bald wortlos verzagten, bald tobsüchtigen aufopferte (Hagenbach, S. 95 f.); dann beim Schuster Süß, nachher bei einem Chirurgen auf Karl Augusts Kosten in Pflege. Man sammelte für ihn. Seine Familie regte sich nicht. Der Vater ward 1779 nach Riga versetzt; der älteste Sohn rückte in seine Dorpater Stelle. Dieser holte endlich im Juni 1779 Jacob heim. In Riga schien er hergestellt. Er hoffte dort Rector zu werden. Das Gerücht, er sei Professor in Dorpat geworden, erregte Gelächter in Deutschland, die falsche Nachricht seines Todes 1780 kaum irgend welches Aufsehen. Diese russische Zeit liegt vor der Hand trotz kleinen Mittheilungen sehr im Argen. L. taucht in Petersburg bei Nicolay auf. Ein Adelicher bei Moskau gewährte ihm Obdach. Er starb in der Nacht vom 23. auf den 24. Mai 1792. Seine äußere Erscheinung hat Goethe geschildert; es stimmt dazu eine Zeichnung in Falck's Besitz (vgl. Lenz und Klinger, S. 7).

L. ist — longo sed proximus intervallo — der genialste Dramatiker des Sturms und Drangs nach Goethe, dem z. B. der „Hofmeister" von vielen zugeschrieben wurde. Auch L. heißt der „deutsche Shakespeare". Er schwingt sich in der kecken litterarischen Farce Pandaemonium germanicum (ed. zuerst Dumpf 1819, dann Tieck) neben Goethe, schreibt „Unsere Ehe" (verloren) und „Briefe über die Moralität des jungen Werther's" (verloren; vgl. H. L. Wagner, 2. A., S. 161 f.) und überbietet Gerstenberg's, Herder's, Goethe's Shakespearecultus durch die 1774 erschienenen, früher verfaßten „Anmerkungen übers Theater", der wirrsten Historienform das Wort redend. Er hatte mehr Begabung zur Farce, Komödie, bürgerlichen Tragikomödie, als zur Tragödie. Seine frei modernisirten „Lustspiele nach dem Plautus" sind sehr drastisch, Holbergisch. Amor vincit omnia bietet die graciösen Scenen des Urtextes gekürzt und vergröbert, vortrefflich aber die krausen Scherze, die Narrheit, den Schwulst. Sein „Coriolan" (am 21. III. 76 von Röderer in Straßburg vorgelesen, hsl. in Weimar, „Seiner Durchlaucht, dem Herzoge, unterthänigst gewiedmet von Lenzen") ist ein rascher Prosaauszug, bestimmt vor allem die Scenen der Hauptperson wiederzugeben, abgerissen, manches verstärkt, Volksscenen entfallen mehrfach, kurze verbindende Anmerkungen dazwischen, Resumés in indirecter Rede. Verdienstlos sind die Stücke aus Ossian in Jacobi's Iris. Er hatte viel Verständniß und Talent für die Satire. Er drängte Goethe zum Druck von „Götter, Helden und Wieland" (vgl. sein rührendes spätes Geständniß an Wieland, Morgenblatt 1855, S. 782), schrieb gegen Wieland die „Wolken" (beide Fassungen verloren) und ließ die „Vertheidigung" (v. Maltzahn) folgen, später die anschmiegende „Epistel eines Einsiedlers an Wieland", nachdem er besonders den neuen Amadis in „Menalk und Mopsus" und im „Eloge de feu Mr. Wieland" (vgl. meine Auszüge, Archiv f. Litt., 9, 179 ff.) scharf angegriffen. All das voll von Großmannsucht. Als Erzähler ist L. trocken im „Zerbin" und mehr noch im „Landprediger", zu zerflossen und unplastisch in dem, gleich dem lyrischen „Petrarch" auf Henriette, aber auch auf Goethe zielenden, in Berka verfaßten Torso „Der Waldbruder" (zuerst in den „Horen", wiederholt bei Dorer, mit Einleitung ed. von Waldberg 1882). Seine Lyrik ist

„Ausfluß des Herzens", vieltönig, bald schlicht, bald leidenschaftlich und dithyrambisch (Der verlorene Augenblick, An Seraphine, Auf eine Papillote), aber ohne Feile und zu nebelhaft. Klärung war dem kranken Dichter versagt. Philister der Kritik haben ihn deshalb und wegen der sich wichtig dünkenden Neugier und Intriguensucht seines Erdewallens oft geschulmeistert. Am gerechtesten ward ihm Wieland.

Als Dramatiker suchte L., der zugleich den segenbringenden Weltreformator und Pädagogen spielen wollte, Diderot und Shakespeare zu vereinigen. „Der Hofmeister" — von Schröder 1778 ohne Erfolg für die Bühne eingerichtet, vgl. dazu Litteratur- und Theaterzeitung, Berlin, 1, 394 f. und Rheinische Beiträge, Mannheim 1781, 1, 67 ff.; Recensionen z. B. Schubart, D. Chronik, 1. Beylage, August 1774 — schildert die Nachtheile der Privaterziehung mit einer zuchtlosen Technik und einem Gemisch von trockener Lehrhaftigkeit und versöhnlichster Unsittlichkeit, aber genial in der Komik des Schulmeisters, dem englischen Humor einer Väterrolle und der Naivetät eines Landmädchens. „Die Soldaten" — eine Bearbeitung Bauernfeld's „Das Soldatenliebchen", machte im Burgtheater Fiasco — auf Grund der Straßburger Erlebnisse verfaßt (vgl. die Briefe „Aus Herder's Nachlaß"; die erste Fassung des 5. Acts besitzt Maltzahn) und ängstlich Klingern zugeschoben (vgl. jetzt v. Beaulieu-Marconnay, Archiv f. L., 2, 245 ff. und Buchner, „Aus dem Verkehr einer deutschen Buchhandlung", S. 59 ff., auch Rieger's „Klinger", I.), brandmarken die verderbliche Ehelosigkeit der jungen Offiziere. Gute bürgerliche Scenen voll frischen Lebens, viel Fratze und absurdes Dociren, die Composition außer Rand und Band. Die übrigen Stücke sind schwer genießbar, außer in Einzelheiten. Nach Straßburg fallen noch „Der neue Menoza", angeregt durch Pontoppidan und Rousseau, carikirt und übers Knie gebrochen in der Handlung und einigen Hauptfiguren, bewundert von Schlosser: „Prinz Tandi an den Verfasser des neuen Menoza", 1775 (wieder abgedruckt Kl. Schr. 1779, 2, 261 ff.; vgl. Frankf. gel. Anz., 1775, S. 595 ff.), sonst abgelehnt. Ferner außer der dramatisirten Zeitungsanecdote „Die beiden Alten", welcher Schiller ein Motiv für die „Räuber" entnahm, noch „Die Freunde machen den Philosophen", ein wirres Stück mit Ausblicken auf Erlebtes und einer seltsamen Triple-Ehe zum Schluß. Nach Weimar weisen: „Tantalus" (September 1776), Leiden bei Hofe, Huldigungen für Herzogin Luise, und die verrückte „Phantasey" „Der Engländer". Wir haben Fragmente eines Lustspiels in Alexandrinern von 1777 (Dorer-Egloff, S. 210 ff.), doch nur die Titel von: Die Algierer (= Captivi), Catharina von Siena (scheint handschriftlich erhalten) &c. Was er in Rußland späterhin noch geschaffen, außer Uebersetzungen, hat höchstens pathologisches Interesse.

Aus der weitschichtigen Litteratur ist außer dem im Text verzeichneten hervorzuheben: Goethe, Dichtung und Wahrheit, Buch 11 u. „Lenz", Hempel, 27, 297 f. Tieck hat das Verdienst, Lenzens Werke in einer freilich mangelhaften Ausgabe 3 Bde., vorgelegt zu haben, Berlin 1828. Ergänzungen lieferte Dorer-Egloff, auch viele Briefe beisteuernd, 1857; mehrere Datirungen besserte Düntzer, Morgenblatt, 1858, Nr. 37 f. Briefe an Salzmann: Stoeber, Der Dichter Lenz und Friederike v. Sesenheim, 1842. An Merck, an Herder, an Boie, an Röderer (Stöber, J. G. Röderer, 1874), an Frau v. Stein (Deutsches Museum, 1861, S. 820). Aufsätze und Lyrisches (auch bei Gruppe): Zöppritz, Aus Jacobi's Nachlaß, 1869, Bd. II, Erich Schmidt, H. L. Wagner [2], 1879, J. v. Sivers' Baltische Monatschrift, 1879. Für die Jugend Lenzens ist überhaupt zu vergleichen P. Th. Falck, Der Dichter Lenz in Livland, Winterthur 1878. Ganz unkritisch: Gruppe, Reinhold Lenz, 1861. Held der Novelle bei G. Büchner (und Bennecke). — Erich Schmidt,

Lenz und Klinger, Berlin 1878. — Hss. im Besitze von Maltzahn und Falck. Die Lenziana (Dramatisches u. s. w.) aus Sivers' Nachlaß wird Weinhold herausgeben. Erich Schmidt.

Lenz: Johannes L. aus Heltbrunn (wo?), von Geburt — wie er selbst sagt — ein Schwabe, war gegen Ende des 15. Jahrhunderts Schulmeister in Freiburg in der Schweiz, dann in Sarnen, wo er 1499 stand, und übernahm im J. 1500 das Amt des Stadtschreibers und Schulmeisters in Brugg im Aargau, mit welchem übrigens jetzt die Verpflichtung für den Inhaber verbunden wurde, einen Nebenlehrer, Provisor, anzustellen. Bis 1502 bekleidete L. dieses Amt, scheint aber auch nachher in Brugg Wohnsitz behalten und seine übrige Lebenszeit dort verbracht zu haben. Wenigstens bezieht sich auf ihn, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Eintrag im ältesten Sterberegister von Brugg, laut welchem daselbst ein Hans Lenz im December 1541 starb. Denn der Name L. kommt sonst in Brugg nicht vor. Während L. in Sarnen stationirt war, fand der Krieg Kaiser Maximilians und des schwäbischen Bundes gegen die Schweizer — der „Schwabenkrieg", wie er in der Schweiz heißt, — statt. Diesem Umstande verdankt das Werk seinen Ursprung, das Lenz' Name auf die Nachwelt brachte: eine ausführliche Reimchronik über den Schwabenkrieg, die er im Jahr 1500 den beiden Städten Bern und Freiburg — von beiden dafür belohnt — widmete. In der Form eines Gespräches des Verfassers mit einem Eremiten gehalten, ist dieses, wol in Brugg vollendete Werk durch viele Schilderungen der einzelnen Vorgänge und durch die Naivetät der eingestreuten Betrachtungen nicht ohne Werth für die Geschichte. Besonders bemerkenswerth sind einerseits eine Episode, die sich auf die Gefangennahme einiger junger Freiburger von Stande, einstiger Schüler von L., durch eine schwäbische Truppe im Sundgau und auf ihr glückliches Entkommen aus ihrem Gefängnisse in Waldshut bezieht; anderseits die eingeflochtenen schweizerischen und Landsknechtslieder; unter den ersteren ein von L. selbst noch in Sarnen verfaßtes und den beiden Städten gewidmetes Lied über die Dornacherschlacht (22. Juli 1499). Aus einem in Freiburg aufbewahrten Manuscripte, wahrscheinlich von der Hand eines Freiburger Namens Ludwig Sterner von Raconix gab H. v. Dießbach die Reimchronik von L. unter dem Titel heraus: „Der Schwabenkrieg, besungen von einem Zeitgenossen, Johann Lenz, Bürger zu Freiburg". Zürich 1849. — Das Dornacherlied von L. siehe bei Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen, II, 407 u. ff.

Vgl. außer dem ebengenannten Werke Friedr. Schärer, Geschichte der öffentl. Schulanstalten des ehem. Kantons Bern (deutschen Theiles) bis 1789. Bern 1829 (S. 63). — Hch. Füßli, Schweiz. Museum, Jahrgang 1786, S. 153. — Dr. R. Fetscherin, Geschichte des bernischen Schulwesens im: Berner Taschenbuch, Jahrgang 1853, S. 70. — Berchtold, Hist. du canton de Fribourg., II. 30, 36, Fribourg 1841—45. — A. Daguet in Archives de la Société d'hist. du canton de Fribourg, II. 176, Fribourg 1856. — Außerdem wurden briefliche Mitth. der Herren F. E. v. Mülinen in Bern und Altpfarrer Vögtlin in Brugg benutzt. G. v. Wyß.

Lenz: Johann Georg L., Bergrath und Professor der Mineralogie an der Universität Jena, machte sich durch zahlreiche Schriften über Mineralogie bekannt. Geboren am 2. April 1748 zu Schleusingen, widmete sich L., nachdem er sich unter stetem Kampfe mit den dürftigsten Verhältnissen die entsprechenden Vorkenntnisse erworben hatte, 1765 auf der Universität Jena der Theologie, doctorirte 1770 in der Philosophie und wurde als Privatdocent in der philosophischen Facultät aufgenommen. Vorherrschend betrieb L. zunächst theologische und philologische Studien und beschäftigte sich auch mit der Herausgabe einiger lateinischer Schriftsteller, bis plötzlich der Trieb zu naturwissenschaftlichen Studien

und besonders zur Mineralogie in ihm erwachte. Namentlich war es Werner's damals neu erschienenes Mineralsystem, das nach seinen eigenen Aeußerungen wie ein Posaunenstoß mächtig auf ihn einwirkte. Mit der Uebernahme der Aufsicht über das Walch'sche Cabinet als herzoglicher Inspector trat er ganz zur Mineralogie über und begann von da ab eine Reihe von Publicationen, meist im Sinne der Werner'schen Schule, welche sich zwar nicht durch große Tiefe auszeichneten, aber doch für Lehrzwecke sehr brauchbar erwiesen haben. Zuerst trat er 1780 mit „Tabelle über Versteinerungen" und 1781 „Tabelle über das gesammte Steinreich" vor die Oeffentlichkeit, dann folgten rasch nacheinander 1789 „Abhandlung vom Basalt", 1793 „Grundriß der Mineralogie nach dem neuesten Werner'schen Systeme zum Gebrauche für Vorlesungen", 1794 „Versuch einer vollständigen Einleitung zur Kenntniß der Mineralien", 2 Bde. und 1796 „Mineralogisches Handbuch". Um diese Zeit stiftete er die „Mineralogische Societät" in Jena, bei welcher er die Direction und die Besorgung der Herausgabe ihrer Schriften übernahm. Nachdem L. 1785 zum Bergsecretär, 1788 zum Adjunct bei der philosophischen Facultät ernannt worden war, wurde er 1794 zum außerordentlichen und 1810 zum ordentlichen Honorarprofessor befördert; seit 1803 hatte er auch den Titel Bergrath erhalten. Seine mineralogischen Publicationen, die meist compilatorischer Natur waren, setzte er fleißig fort. Es erschienen nacheinander „System der äußeren Kennzeichen der Mineralien" in sechs Sprachen, 1801, „Tabellen über das gesammte Mineralreich", 1806, „Erkenntnißlehre der anorganischen Naturkörper" in vier Bänden, 1813 und sein Hauptwerk: „Vollständiges Handbuch der Mineralogie" in 6 Bden., 1819—20, welches auch in vier separaten Abtheilungen: Darstellung sämmtlicher Erd- und Steinarten, die Metalle, die Gebirgsarten und Handbuch der vergleichenden Mineralogie ausgegeben wurde. Mit J. F. H. Schwabe gab er die „Annalen der Societät für Mineralogie" in Jena heraus, von welchen 1802—11 sechs Bände, und unter dem Titel: „Neue Schriften der Societät" 1823—25 zwei Bände erschienen sind. L. starb am 28. Febr, 1832 in Jena.

N. Nekrolog der Deutschen, 10. Jahrgang, S. 127. Gümbel.

Lenz: Johann Reinhold v. L., genannt Kühne, Schauspieler, Großsohn von Christian David L., ist am 14. November 1778 zu Pernau geboren. Er erhielt seine Schulbildung im Collegium Fridericianum zu Königsberg, trat in seinem 16. Lebensjahre in den russischen Militärdienst, verließ aber späterhin diesen Beruf, um als Secretär bei dem einflußreichen russischen Staatsmann Grafen J. v. Sievers zu fungiren. Als Sievers sich vom öffentlichen Leben zurückzog, folgte L. seiner Neigung zur Schauspielkunst und trat im September 1801 zum ersten Mal in St. Petersburg öffentlich auf. Er gefiel und widmete sich nun mit Fleiß und großem Erfolge der Bühnenthätigkeit. In Königsberg, Hamburg, Breslau, zuletzt wieder in Hamburg, wo er im Ganzen 33 Jahre gewirkt hat, zeichnete er sich als Schauspieler und Regisseur aus. Im J. 1823 legte er den Bühnennamen „Kühne" den er bis dahin angenommen hatte, ab. Ein Augenleiden nöthigte ihn, 1844 in das Privatleben zurückzutreten. Er lebte zuletzt in Riga und starb am 7. Februar 1854. L. hat einige Bühnenstücke verfaßt, deren Stoffe er den Werken englischer und französischer Schriftsteller entnommen.

Das Inland. Eine Wochenschrift für liv-, esth- u. kurländ. Gesch. ꝛc., 1850, Nr. 2. Goedeke, Grundriß zur Gesch. d. deutschen Dichtung, III. S. 970. — Buchholtz'sche Sammlung in der rigaschen Stadtbibliothek.

J. Girgensohn.

Lenz: Karl Gotthold L., Philolog, geb. am 6. Juli 1763 zu Gera, † als Professor am Gymnasium zu Gotha am 27. März 1809. Seine erste Vorbildung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er bereits die

vorzüglichsten lateinischen und griechischen Schriftsteller las und einen lateinischen Commentar zu Catull's Carmen epithalamium ausarbeitete, den er als Student (Altenburg 1787) herausgab. Seine Universitätsstudien machte er zu Jena, wo er Lehrer der Kinder des Hofraths Schütz wurde und sich eifrig an der „Allgemeinen Litteraturzeitung" betheiligte. Nach siebenjährigem Aufenthalt in Jena ging er noch auf ein Jahr nach Göttingen, um Heyne zu hören, und erwarb sich den Doctorgrad durch eine Abhandlung „De Fragmentis Orphicis ad astronomiam spectantibus", 1789. Nachdem er mehrere Jahre als Lehrer am Institut des Pastors Wichmann in Celle gewirkt hatte, übernahm er auf Einladung Becker's die Redaction der Nationalzeitung der Deutschen in Gotha, die er von 1797—1800 besorgt hat. 1799 wurde er zum Lehrer am Gymnasium zu Gotha ernannt und nach dem Abgang Schlichtegroll's auch mit der Aufsicht des herzoglichen Münzcabinets betraut. Als Schriftsteller entwickelte L. eine große Thätigkeit, wol mehr, als seiner schwächlichen Constitution zuträglich war. Er lieferte reichliche Beiträge zum Nekrolog der Deutschen, zur Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften, zu Wieland's Teutschem Merkur, Recensionen in der Gothaischen gelehrten Zeitung, der Allgemeinen deutschen Bibliothek, den Heidelberger Jahrbüchern 2c. Seine besonders gedruckten Schriften bewegen sich hauptsächlich auf dem Gebiete der alten Culturgeschichte. „Ueber den Gebrauch der Blumen und Blumenkränze bei den Gräbern", Göttingen 1787; „Geschichte der Weiber im heroischen Zeitalter", Hannover 1790; „Versuch über die alten Mysterien von Sainte-Croix. Aus dem Französischen mit Anmerkungen", Gotha 1790; „Ueber J. J. Rousseau's Verbindung mit Weibern", Halle 1792, 2 Thle.; „Die Ebene von Troja nach den Berichten von Choiseul-Gouffier und andern Reisenden", Neustrelitz 1798; „Lechevalier's Reise nach Troas", Altenburg 1800; „Die Göttin von Paphos auf alten Bildwerken", Gotha 1808.

Nationalzeitung der Deutschen, 1809, S. 281—285. Fortsetzung von Jöcher, III. S. 1596 ff.
H.

Lenz: Ludwig Friedrich L., geboren zu Altenburg 1717, † ebenda 1780 als Hofrath und Kreisamtmann, gab im J. 1746 Freimaurerlieder heraus. Diese bilden dann wieder die dritte Abtheilung der nach seinem Tode herausgegebenen „Gedichte verschiedenen Inhalts von L. Fr. Lenz", Altenburg 1781, deren zweite Abtheilung „religiöse Lieder" enthält. Von den letzteren soll das Osterlied: „Lob, Preis, Gewalt und Ehre" noch in kirchlichem Gebrauche sein.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., VI. S. 380 f. Anm.
l. u.

Lenz: Harald Othmar L., wurde am 27. Febr. 1798 zu Schnepfenthal geboren. Sein Vater, Christ. Ludw. L. (s. o.), war Lehrer an der dortigen Erziehungsanstalt und wurde später Gymnasialdirector in Nordhausen, dann in Weimar. L. erhielt seinen ersten Unterricht in Schnepfenthal und wurde durch seinen Großvater Salzmann, welcher selbst in seiner Anstalt den Unterricht in der Naturgeschichte gab, zu dieser Wissenschaft hingeführt. Im J. 1812 bezog L. das Gymnasium zu Weimar und 1816 die Universität Göttingen, um Philologie zu studiren. Dort hörte er die Vorträge des berühmten Blumenbach, wodurch seine Vorliebe für Naturgeschichte noch erhöht wurde. 1818 wandte er sich nach Leipzig, um dort seine Studien fortzusetzen. Nachdem er dieselben beendigt und in Berlin das Staatsexamen bestanden hatte, wurde er als Lehrer an das Gymnasium zu Thorn berufen, woselbst er im Lateinischen, Griechischen und in der Naturgeschichte unterrichtete. Bald darauf promovirte er auf Grund einer Abhandlung über den Homerischen Hymnus auf Dionysos. Im J. 1823 kam L. an das Gymnasium zu Marienwerder und im folgenden Jahre nach

Schnepfenthal, wo er anfänglich im Lateinischen, Griechischen, Mythologie und Naturgeschichte, später fast ausschließlich in Naturgeschichte und Technologie unterrichtete. Jetzt begann er auch litterarisch thätig zu werden und veröffentlichte 1831 sein erstes Werk: „Die schädlichen und nützlichen Schwämme", 1831, welches mit großem Beifall aufgenommen wurde und 1874 bereits in fünfter Auflage erschien. Im folgenden Jahre gab L. eine „Schlangenkunde" heraus, welche die Resultate einer genauen langjährigen Beobachtung enthält und deren zweite Auflage den Titel: „Schlangen und Schlangenfeinde", 1870, führt. Seine „Gemeinnützige Naturgeschichte", 1834—39, welche bereits fünf Auflagen erlebt hat, war seiner Zeit die beste populäre Naturgeschichte und hat eine ungemein weite Verbreitung gefunden. Ihr folgte im J. 1850 eine „Technologie für Schulen" und 1856—61 ein sehr verdienstliches Werk: „Zoologie, Botanik und Mineralogie der Griechen und Römer". Im J. 1859 wurde L. zum Professor ernannt. Sowol durch seinen Unterricht, als auch namentlich durch seine mustergiltigen Schriften hat er sehr viel zur Verbreitung naturgeschichtlicher Kenntnisse gewirkt. L. starb zu Schnepfenthal am 13. Juni 1870.

W. Heß.

Lenz: Robert L., Sanskritphilologe, Bruder des Physikers Heinr. Friedr. Emil L., geboren zu Dorpat am 23. Januar 1808, † zu St. Petersburg am 30. Juli 1836, studirte zuerst an der Universität Dorpat Theologie, bekleidete darauf eine Lehrerstelle an der Domschule zu Reval. Seit 1830 widmete er sich in Berlin unter Bopp dem Studium des Sanskrit, mit solchem Eifer und Erfolg, daß er schon nach drei Jahren die „Urvaçî", ein Drama des Kâlidâsa herausgab, eine für die damalige Zeit und bei seinen geringen Hülfsmitteln vortreffliche Leistung („Urvasia fabula Calidasi. Textum sanscritum ed., interpret. lat. et notas illustrantes adj. R. L.", Berol. 1833, XXV, 238 p., 4⁰. Vgl. die Rec. v. Rückert, Jahrb. f. wiss. Kritik, 1834, Juni, Sp. 969—1006). Mit Unterstützung der russischen Regierung ging er nach England, verglich die dortigen Handschriften der Urvaçî („Apparatus criticus ad Urvasiam . . .", Berol. 1834, 36 p., 4⁰), copirte u. a. den Lalitavistara, von welchem er eine Inhaltsübersicht als Vorläufer einer (nicht erschienenen) Uebersetzung veröffentlichte („Analyse du Lalita-vistara-pourana, l'un des principaux ouvrages sacrés des Bouddhistes de l'Asie centrale, contenant la vie de leur prophète, et écrit en sanscrit: Bull. scientifique de l'Acad. de St. Pétersb.", T. I, No. 7—13, 1836, 4⁰), sammelte überhaupt Materialien, die, wie er aus London schrieb, für ein ganzes Leben der Arbeit genügen würden. Leider verhinderte ein früher Tod dieses vielversprechende Talent an der Ausführung seiner Pläne. Im Juli 1835 nach Petersburg zurückgekehrt, wurde er zum Adjuncten der Akademie ernannt und eröffnete an der Universität Vorlesungen über Sanscrit und Sprachvergleichung, starb aber schon am 30. Juli des folgenden Jahres. Außer den genannten Schriften hat er noch veröffentlicht: „Bericht über eine im Asiatischen Museum der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg deponirte Sammlung Sanskrit-Manuscripte": St. Petersburger Zeitung, 1833, Nr. 219 bis 223 (auch sep.); in abgekürzter Uebersetzung: Nouv. Journ. asiat. XII., 548—67, Dec. 1833; und „Account of the Sabda Kalpa Druma, a Sanskrit Encyclopaedical Lexicon, publ. in Calcutta by Rádhákánta-Deva": Journ. of the R. Asiat. Soc. II. 188—200, 1835 (auch sep. — Einige Excerpte daraus Journ. asiat., 1836, I. 90—92).

Vgl. den Nekrolog: Recueil des actes des séances publ. de l'Acad. imp. des sc. de St. Pétersb., 4⁰, 1836, p. 11—14. Klatt.

Lenz: Samuel L., Jurist und Historiker, geb. zu Stendal am 8. März 1686, † zu Halle 1776. Nachdem er von 1702 an das Gymnasium zu Braun-

schweig besucht, 1705 die Universität in Helmstädt, 1707 die in Jena bezogen hatte, begab er sich 1708 als Lehrer der Mathematik nach Liegnitz in Schlesien. Von hier ging er nach Breslau, wo er die Bibliotheken benutzte, Hofmeister des nachher regierenden Grafen zu Stolberg und 1712 Cabinets-, Regierungs- und Kammersecretär wurde. Im J. 1713 hielt er sich zu Berlin auf, ging von da als Hofmeister zweier jungen Adelichen nach Halle, wurde 1719 bei seinem Oheim Lenz Gerichtshalter auf dem Petersberge im Saalkreise. Seit 1722 lehrte er an dem akademischen Gymnasium in Zerbst (Anhalt) Geographie und seit 1723 prakticirte er als Advokat. Im J. 1730 ernannte ihn die verw. Fürstin Gisela Agnes von Anhalt-Cöthen zu ihrem Hof-, Regierungs- und Witthumsrath, wobei er seine Geschäfte in Zerbst fortsetzen konnte. Als er 1739 das Rittergut Riede, das Allodium und Petersberger Freigut in Löbersdorf geerbt hatte, ging er nach Halle, wo er von 1740 an privatisirte und 1776 starb. Seine weitgehende schriftstellerische Thätigkeit begann er im J. 1738 mit seiner historisch-genealogischen Untersuchung über die Erzväter, jüdischen Richter und Könige ꝛc. Verdienstlicher sind seine Arbeiten über Stendal, Stift Halberstadt, Brandenburg, Havelberg, Magdeburg. Für Anhalt ist besonders wichtig sein „Becmannus enucleatus, suppletus et continuatus“, 1757, Fol., 59 (4). Gleich nach Erscheinen der Folioausgabe wurde das Buch in Beschlag genommen und von S. 546—688 cassirt. Auch in der zweiten Auflage wurden nachmals noch 17 Stellen, an denen Anstoß genommen wurde, getilgt, bezüglich verändert.

Seine Selbst-Biographie reicht nur bis zum Jahre 1745. Ueber seine vielen Schriften s. Meusel, Lexikon der Verstorbenen, Bd. VIII, S. 144 ff. u. Schmidt, Anhaltisches Schriftstellerlexikon, Bernburg 1830, S. 204—210.

Stenzel.

Lenzburg: Bernhard Emanuel v. L., Fürstbischof zu Lausanne und Abt zu Altenryf (bei Freiburg i. d. Schweiz), geb. am 29. Novbr. 1723, † am 14. Septbr. 1795 — stammte aus einer in Freiburg in der Schweiz seit Ende des 14. Jahrhunderts (nach Andern erst seit Mitte des 15. Jahrhunderts in Folge dortiger Ansiedlung eines Sprossen des alten Ministerialengeschlechtes der „Schultheißen von Lenzburg“) angesessenen Familie, die den Namen Lenzburger oder von Lenzburg führte. Bei den Jesuiten in Freiburg, sodann in dem nahen, 1848 aufgehobenen Cistercienserkloster Altenryf (Hauterive) gebildet, that L. am 29. Novbr. 1741 daselbst Profeß, wurde am 4. Sept. 1762 Abt des Klosters und am 2. Novbr. 1782 von Papst Pius VI. zum Bischof von Lausanne ernannt. Als gelehrter Kenner und Erforscher der Landesgeschichte bekannt, mit Zurlauben u. A. in wissenschaftlichem Briefwechsel, 1786 Ehrenmitglied der Akademie von Besançon, hinterließ L. gelehrte Arbeiten in Manuscripten, die in Altenryf aufbewahrt wurden und jetzt sich in Freiburg befinden.

Leu, Helvet. Lexicon 12, 51 und Supplemente dazu III, 524. — E. F. von Mülinen, Helvetia sacra, Bern 1858. S. 23 u. 180. — M. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, Aarau 1812. — Dr. Th. v. Liebenau, Bischof Joh. Gurk und die Familie Schultheiß von Lenzburg in: Argovia Bd. VIII. S. 172, Aarau 1874.

G. v. Wyß.

Lenzburg: Ulrich, Graf v. L., † 1081. — Unter den Gliedern des Grafenhauses von Lenzburg im Aargau (Schweiz), dessen früheste Spuren um 920, dessen Name um die Mitte des 11. Jahrhunderts auftauchen und mit dem Jahre 1173 erlöschen, sind zwei Männer von geschichtlicher Bedeutung zu erwähnen. Der eine obgenannte, ein älterer Zeitgenosse Kaiser Heinrichs IV., zeichnete sich unter dessen entschlossensten Anhängern aus, indem er im April 1077 einen der päpstlichen Legaten, den Abt Bernhard von Marseille nebst seinem Begleiter Christian, auffing, als sie von der Wahl des Gegenkönigs Ru-

dolf in Forchheim nach Rom zurückkehren wollten, sie im Schlosse Lenzburg einkerkerte, fast ein halbes Jahr lang gefangen hielt und nur auf dringende Verwendung der Aebte von Clügny und Wilhelm von Hirschau endlich freigab. Reichlich belohnte ihn König Heinrich auf dem Fürstentage zu Ulm, Ende Mai 1077, für diesen Dienst durch Ertheilung von Lehen. Wahrscheinlich war unter diesen, aus eingezogenem Besitz geächteter Gegner bestehenden oder doch vermehrten Lehen auch das Amt eines Landgrafen im Zürichgau, das, seit dem 10. Jahrhundert im Hause Nellenburg erblich, den Händen des damaligen Besitzers, des eifrig päpstlich gesinnten Grafen Burkhard von Nellenburg, entzogen wurde. Wenigstens findet sich die landgräfliche Gewalt im Zürichgau später nicht mehr bei Nellenburg, sondern im Besitze der Lenzburger, wie deren altes schon auf Graf U. im Erbwege gekommenes Lehen der Reichsvogtei in und um Zürich. Nach alten Aufzeichnungen des unter lenzburgischer Schirmvogtei stehenden Klosters Schännis im Gasterland wohnte Graf L. auf der Feste Baden an der Limmat und starb 1081. — Mehr als von ihm, ist von einem späteren gleichnamigen Sprossen seines Geschlechtes bekannt, demjenigen Grafen Ulrich v. L., der Ende 1172 oder Anfangs 1173 — nach dem Nekrologium des lenzburgischen Hausstiftes Beromünster wahrscheinlich am 5. Januar 1173 — den alten Stamm des Hauses beschloß. Als junger Mann am Hofe Kaiser Lothars, 1139 in dessen Heere in Sachsen, 1140 mit König Konrad vor Weinsberg, 1147 wahrscheinlich mit demselben auf dem Kreuzzuge, muß U. in diesen Jahren mit des Königs Neffen und Nachfolger, Friedrich dem Rothbart, in nahe und freundschaftliche Beziehungen gekommen sein. Denn gleich von Friedrichs Thronbesteigung an stand er unter den vertrauten Räthen desselben. In Friedrichs Vertrage mit Herzog Bertold IV. von Zähringen betreffend Burgund vom Mai 1152 ist Graf U. einer der Bürgen für den König, in des Letzteren Vertrage mit Papst Eugen III. vom 23. März 1153 wird er als Friedrichs erster Bevollmächtigter genannt, 1157 sendet ihn der König mit dem Kanzler Reinald an König Ludwig VII. von Frankreich. In Deutschland, in Burgund, in Italien erscheint Graf U. während zwanzig Jahren unter des Kaisers steten Begleitern, im Frieden und im Felde. Als mit seinem kinderlosen Tode das Haus L. erlosch, kam Ulrich's Hinterlassenschaft durch Testament oder Vertrag an den Kaiser. Am 20. Febr. 1173 erschien Friedrich persönlich auf Schloß Lenzburg, um über die Erbschaft des „neulichst verstorbenen" Grafen U. zu bestimmen. Er verwendete dieselbe theils zu Ausstattung seines vierten Sohnes Otto, eines damals vier- oder fünfjährigen Knaben, später Pfalzgraf von Burgund, theils zu Abfindungen mit schwäbischen Dynasten. Auf Otto ging die Lenzburg selbst nebst Zubehör und mit dem Titel eines Grafen von Lenzburg über (Urk. Kaiser Friedrichs vom 22. Novbr. 1188), ebenso die Schirmvogtei über Kloster Engelberg und die stift-sekingensche Vogtei in Glarus; wol auch die Schirmvogtei von Beromünster und von Schännis u. a. m. Nach des Pfalzgrafen Tode (13. Januar 1200) theilten sich das Haus der Staufer (König Philipp) und Otto's einzige Tochter und Erbin Beatrix, Gemahlin des Herzogs Otto I. von Meran, in die lenzburgische Verlassenschaft; Manches mochte gemeinsam oder auch bestritten bleiben. Die Vogtei von Engelberg kam an König Philipp (Urk. dess. d. d. Eger, 23. Febr. 1200). Das Schicksal des Uebrigen ist ungewiß. Urkunden vom J. 1201 und 1203 betreffend Lenzburg und Beromünster nennen keine Besitzer der Feste oder der Vogtei, nur die „Herrschaft Lenzburg" und „Ministerialen" derselben. Nach kurzer Zeit aber kamen diese Besitzungen an das gräfliche Haus von Kiburg, das urkundlich schon 1223 die Vogtei von Beromünster, 1230 diejenige von Schännis, 1253 (1. Mai) auch die Feste Lenzburg besitzt. Wie dieser Uebergang an die Kiburger erfolgte, ist nicht bekannt. Ob er auf Verfügungen

König Friedrichs II. beruht, bei dessen Ankunft auf deutschem Boden Graf Ulrich von Kiburg, des letzten Zähringer's Schwestermann, unter den ersten und mächtigsten Anhängern des jungen Königs stand und dessen Gunst erwarb; ob auf Verträgen zwischen beiden oder auf Verträgen der Kiburger mit Herzog Otto I. von Meran († 1234), oder dessen Sohne Herzog Otto II., dem letzten Meraner († 1248) — das muß dahingestellt bleiben. Als 1254 Ulrichs Enkel, Hartmann der Jüngere von Kiburg, sich in zweiter Ehe mit einer Enkelin Herzog Otto's I. und der Beatrix von Staufen, Elisabeth, verband, überließen die Eltern der letzteren, Graf Hugo von Chalons und Alix von Meran, Pfalzgraf und Pfalzgräfin von Burgund, an ihren Eidam Hartmann ausdrücklich: „alle ihre Ansprüche auf die Feste Lenzburg und deren Zubehör an Burgen, Dörfern und Gerechtsamen in den Diöcesen von Constanz und von Chur, welche früher der Herrschaft des Herzogthums von Meran und dem Grafen Otto, König Philipps Bruder, angehört haben". — Ein besonderer Zweig des Hauses Lenzburg führte, seit 1082, den Namen von Baden an der Limmat, vom Besitze dieser besonderen Grafschaft, die wahrscheinlich durch die Erbtochter eines früheren Dynastengeschlechtes auf die Lenzburger gekommen war. Auch diese Grafen von Baden (welche auf ihren Siegeln indeß stets ihren alten Stammnamen von Lenzburg beibehielten) erloschen um das J. 1170, in dem letzten von vier Brüdern, deren Schwester Richenza das Erbe von Baden an ihren Gemahl Hartmann von Kiburg, den Vater des obengenannten Grafen Ulrich von Kiburg brachte. — Wappen der Grafen von L.: eine mit zwei zinnengekrönten Eckthürmen besetzte Mauer; im Eckthurme rechts drei Bogenfenster (1 über 2); im Thurm links ein Bogenfenster; unter demselben in der Mauer eine nach links auswärts geöffnet stehende Bogenthüre. Tinkturen: Blau in Silber. Helmzierde: ein von Silber und Roth (Blau?) gewecktes Kissen.

Bertold und Bernold, Chron. — Ragewin, Gesta Frid. Imp. — Otto de S. Blasio. — Urkunden s. B. Hidber, Schweiz. Urkundenregister, 2 Bde., Bern 1863 u. 1877. — Schweizer. Geschichtsforscher, Bd. IV, Bern 1821 (Geschichte der Grafen von Lenzburg von G. v. Mülinen). — Historische Zeitung, Jahrg. 1853. Nr. 12. Bern. — Mittheil. der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. VIII, Zürich 1851/58 (Geschichte der Abtei Zürich von dem Unterz.). — Anzeiger für schweiz. Geschichte und Alterthumskunde, Zürich, Jahrg. 1855. S. 26. 27. Jahrg. 1859. S. 1 ff. Jahrg. 1867. S. 70. — Anzeiger für schweiz. Geschichte, Solothurn. Bd. II. (Jahrg. 1874/77) S. 63. 286.

G. v. Wyß.

Leo IX., Papst, geb. am 21. Juni 1002, hieß ursprünglich Bruno und war der Sohn des Grafen Hugo II. von Egisheim im Elsaß, südlich von Kolmar und der Heilewide, deren jedenfalls vornehme Abkunft nicht genau bekannt ist. Da Hugo ein Vetter Konrads II. war, stand die Familie in nahen Beziehungen zum kaiserlichen Hause, auch nach Burgund hin hatte sie wichtige Verbindungen. Vater und Mutter widmeten den geistlichen Stiftungen in ihrer Nähe fromme Gönnerschaft und beide selbst des Lateins kundig wußten gelehrte Bildung zu schätzen. So wurde Bruno zum Eintritt in den kirchlichen Dienst bestimmt und schon in dem zarten Alter von fünf Jahren dem Bischof Berthold von Toul zur Pflege und Erziehung übergeben. Adalbero, später Bischof von Metz, gelehrt und sittenstreng, war als älterer Studiengenosse der Leiter des heranwachsenden Knaben. Nach der Wahl Konrads II. zum Könige wurde Bruno zur weiteren Ausbildung an den Hof geschickt, wo er durch seine schöne Erscheinung, seine Klugheit und fromme Bescheidenheit die Liebe Aller und namentlich des Herrscherpaares gewann; aber die glänzenden Aussichten, welche sich dem jungen Priester eröffneten, vermochten seinen schlichten Sinn nicht zum

Ehrgeiz zu verlocken. Als Diacon der Touler Kirche führte er an Stelle des erkrankten Bischofs die Mannen des Stiftes in dem Heere, mit welchem der König Anfang 1026 seinen Römerzug antrat. Da traf während der Belagerung der mailändischen Feste Orba die Nachricht ein, daß Bischof Hermann von Toul am 1. April gestorben und als sein Nachfolger von Clerus und Volk Bruno gewählt sei. Obgleich Konrad seinen Neffen gern für eine glänzendere Stellung bewahrt hätte, nahm dieser die Wahl an, gerade durch die Armuth und mannigfache Noth seines Bisthums bestimmt. Unter mancherlei Fährlichkeiten eilte Bruno durch das feindliche Oberitalien nach seiner Stadt, wo er am 19. Mai von seinem Verwandten, dem Bischofe Dietrich von Metz, inthronisirt wurde. Die Absicht Konrads, ihn am Tage seiner Kaiserkrönung durch den Papst weihen zu lassen, scheiterte an dem Widerspruche des Trierer Metropolitan Poppo, der erst nach mancherlei Weiterungen am 9. Septbr. 1027 in Worms dem jungen Bischofe die Consecration ertheilte, weil dieser die Ablegung eines ungewöhnlich verschärften Obedienzeides verweigert hatte. — Bruno hatte nun Gelegenheit, seine kirchlichen Anschauungen geltend zu machen. Auch er war erfüllt von den Bestrebungen, wie sie seit geraumer Zeit im mächtigen, immer weitere Kreise durchdringenden Strome von dem Kloster Cluny ausgehend das geistige Leben tief erregten. Seine Seele war getragen von den Idealen strenger Ascese und unbedingter Hingabe an die Kirche und deren Oberhaupt, Tendenzen, die nicht in der Zurückgezogenheit von der Welt, sondern in Unterordnung derselben ihre höchste Erfüllung suchten. Die doppelte Richtung des Cluniacenserthums, die Exaltation, welche die Seele bald zu visionärem Schwunge, bald zur Zerknirschung in Thränenströmen hinreißt, und die zielbewußte Thätigkeit, welche mit nie nachlassender Energie die Hindernisse wegräumt und neuen Boden erobert, waren ihm gleichmäßig zu eigen. Bischof Hermann war kein Freund Cluny's gewesen, und Bruno hatte bereits unter ihm Sorge getragen, dem Kloster St. Evre, welches allein in die Diöcese der Reformpartei gehörte, Schutz und Fürsprache angedeihen zu lassen. Jetzt war es seine erste Handlung, dem Propste von St. Evre, Widerich zwei Abteien, deren Vorsteher bei ihm Anstoß erregten, zu übergeben und überhaupt jenes Kloster zum Mittelpunkt der Umgestaltung zu machen. Um den Zusammenhang mit Rom zu wahren, zog Bruno wiederholt dorthin und wurde gewiß schon jetzt mit den Verhältnissen der Stadt und den bedeutendsten ihrer Männer vertraut. Es waren nicht allein geistliche Dinge, welche Sorge und Thätigkeit in Anspruch nahmen. Die Lage des Bisthums an den Grenzen dreier Reiche erschwerte ohnehin die Erhaltung der Ruhe und nun gerieth Konrad in den Kampf mit dem Grafen Odo von der Champagne wegen des Königreichs Burgund. Da Bruno treu zum Kaiser stand, richteten sich Odo's Angriffe auch gegen Bisthum und Stadt Toul, bis der gefährliche Gegner im November 1037 dem kriegsgewandten Lothringer-Herzoge erlag. Die Familien- und Freundschaftsbeziehungen, welche Bruno in Burgund besaß, machten ihn vor allen geeignet, die dortigen Großen zu gewinnen, und so soll er denn eine einflußreiche Rolle bei der Erwerbung dieses Königreiches gespielt haben. Auch an dem französischen Hofe hat er in dieser Angelegenheit friedliche Vermittelung betrieben, wenn auch Zeit und Gelegenheit sich nicht genau feststellen lassen. Das innige Verhältniß zum Vater ging auch auf den Sohn, auf Heinrich III. über, der ohnehin Bruno's kirchlichen Anschauungen viel näher stand als Konrad und die Reform der Kirche im cluniacensischen Sinne mit Eifer pflegte. Wie es scheint, hat B. der Ehe Heinrichs mit Agnes von Poitiers, welche zu nahen Verwandtschaftsgrades und anderer Gründe wegen den erzürnten Eifer einzelner geistlicher Herren erregte, nicht nur nicht entgegengewirkt, sondern sie eher gefördert, dagegen war er beflissen, seinen königlichen Freund zur Nachgiebigkeit

gegen den zum Erzbischofe von Lyon erwählten strenggesinnten Halinard zu bewegen, welcher als Mönch sich weigerte, den üblichen Eid der Treue zu leisten. Durch mancherlei Dienste förderte B. Heinrichs Regiment, indem er 1048 die Zusammenkunft mit dem französischen König Heinrich zu Stande brachte, welche für den glücklichen Ausgang des Kampfes mit dem gewaltigen Lothringer-Herzoge Gottfried dem Bärtigen bedeutungsvoll war. Der damals ernannte neue Herzog von Oberlothringen Gerhard war ein Verwandter Bruno's. Am 9. August 1048 war Papst Damasus, der zweite Deutsche, den Heinrich III. auf den apostolischen Stuhl erhoben hatte, gestorben. Die Römer erbaten Halinard von Lyon zum neuen Kirchenhaupt; als dieser jedoch ablehnte, berief Heinrich für den November eine große Fürstenversammlung nach Worms. Auch B. erschien und auf ihn vereinigten sich Aller Wünsche, des Kaisers, der römischen Gesandten, der Großen. Nach längerem Bedenken erklärte er sich bereit, unter der Bedingung, daß Klerus und Volk von Rom einmüthig zustimmten. Es war ein Mittelweg, den er einschlug, der das kaiserliche Ernennungsrecht, wie es 1046 festgesetzt worden war, nicht unmittelbar verletzte, indem B. sich entschloß, dem ihm gewordenen Auftrage gemäß nach Rom zu gehen, und doch das alte Recht der Römer zur freilich nur formellen Aeußerung kommen ließ, denn eine Zurückweisung seiner Person war nicht denkbar. Eben deswegen mag der Kaiser keinen Widerspruch erhoben und die Folgerungen, welche sich aus Bruno's Verlangen ergeben konnten, nicht beachtet haben, umsomehr als es vom Standpunkte der Billigkeit schwer anzufechten war. Nachdem der künftige Papst das Weihnachtsfest noch einmal in Toul gefeiert, trat er seine Reise an, die ihn über Besançon, wo er mit dem Prior Hugo von Cluny eine gewiß inhaltsreiche Berathung pflog, und unter mancherlei Schwierigkeiten endlich nach sechs Wochen an sein Ziel führte. Mit lauter Freude empfangen zog er barfuß in die Kirche des heiligen Petrus und erklärte dem versammelten Klerus und Volke, daß ihn der Kaiser erwählt habe, aber ihre canonische Wahl gehe vor; ohne dieselbe wolle er gern in die Heimath zurückkehren. Seine Worte scheinen schärfer und bestimmter gewesen zu sein, als in Worms. Natürlich fanden sie begeisterten Beifall. Am 12. Febr. 1049 wurde Bruno, der sich Leo IX. im Andenken an einen der größten unter den alten Päpsten nannte, inthronisirt. Sein bisheriges Bisthum behielt er bis in den Sommer 1051. Im Gefolge befand sich auch Hildebrand, den L. schon in Deutschland an sich gezogen hatte und bald zum Subdiakonus der römischen Kirche weihte. So war es eine der ersten Handlungen Leo's, welche diesem gewaltigen Manne aufs neue den Wirkungskreis in der Kurie eröffnete. Der Papst hat die umfassende Begabung des Mönches richtig gewürdigt, aber sicher nicht unter der Herrschaft des ohnehin erheblich Jüngeren gestanden, wie spätere Geschichtsschreibung gemeint hat. Sein heiliger Eifer für die Kirche bedurfte keines Antriebes und die letzten Pläne Hildebrands, wenn diese überhaupt bereits in dessen Kopfe fertig lagen, hat er kaum getheilt. Den Umfang der apostolischen Thätigkeit Leo's verdeutlicht am besten Zahl und Art der von ihm berufenen Synoden und Concilien. In den fünf Jahren seines Pontificats, von denen zudem das letzte nicht mit in Anschlag kommen kann, hat er elf kirchliche Versammlungen abgehalten, deren vier in Rom, drei in Oberitalien, eine in Apulien, zwei in Deutschland und eine in Frankreich stattfanden. Der Papst war in derselben Weise, wie es die Kaiser im Reiche thaten, darauf bedacht, durch persönliches Erscheinen die Bedeutung seiner Würde den Angehörigen der Kirche vor Augen zu stellen, zugleich überall selbst Zustände und Menschen erkennend und prüfend. Fast ohne Unterlaß, ohne Rücksicht auf die Jahreszeit, war er auf der Wanderschaft. In Rom feierte er regelmäßig Ostern, sonst bezeichnen Salerno, Preßburg, Köln und Rheims die äußersten Punkte der vier Himmels-

gegenden, welche er besucht hat. Die Universalität des Papstthums fand dadurch den lebendigsten Ausdruck und auch das Kardinalcollegium, welches bis dahin fast ausschließlich italienischer Nationalität gewesen war, wurde durch Aufnahme geeigneter Männer aus verschiedenen Völkern in diesem Sinne umgestaltet. Immer war die Bekämpfung der Simonie sein hauptsächlichstes Ziel. Durch strenge Concilienbeschlüsse und Verordnungen suchte er sie zu beseitigen, während er zahlreiche durch sie emporgestiegene Kirchenfürsten absetzte oder zur Buße zwang. Solche zum Geständnisse zu nöthigen, ist seiner eindringlichen Beredtsamkeit oft genug gelungen. Freilich sah er sich gleich durch den Widerspruch der Mitglieder seiner ersten Synode gehindert, so scharfe Bestimmungen zu treffen, wie er es wünschte; statt daß alle von einem Simonisten ertheilten Weihen für ungültig erklärt wurden, blieb es bei dem bestehenden Bußgesetz für die Empfänger. Daß er die Unsittlichkeit des Klerus nicht minder schwer verfolgt hat, ist natürlich, und daß ein Mann seiner Anschauungen auch den Cölibat der Geistlichen entschieden forderte, leicht erklärlich. Berengar von Tours, der für das Recht der kritischen Vernunft eintrat, das der Autorität, besonders der päpstlichen leugnete und namentlich die Lehre von der Transsubstantiation verwarf, wurde ungehört erst auf der römischen Ostersynode 1050 und, da er nicht zu erscheinen wagte, noch einmal im September auf der Synode zu Vercelli verurtheilt. Damit war auch im Dogma der cluniacensischen Lehrmeinung zum Siege verholfen. Ueberaus groß ist die Zahl der Entscheidungen, welche L. sonst in kirchlichen Fragen und Streitigkeiten fällte, der für geistliche Stiftungen erlassenen Bullen und Privilegien. Widerspruch und Gegensatz blieben freilich nicht ganz aus und nicht nur von der Seite her, welche die strengen Strafgerichte des Papstes zu fürchten hatte. Bezeichnend ist namentlich, daß König Heinrich von Frankreich es vermied, auf der vom Papste Anfang October 1049 nach Rheims berufenen Synode zu erscheinen und durch kriegerisches Aufgebot einen großen Theil seiner Geistlichkeit fernhielt, damit das Ansehen des Papstes in seinem Reiche nicht allzusehr anwüchse. Die beste Stütze fand L. jedoch in dem Kaiser Heinrich III. selbst. Nicht allein die innige Freundschaft, welche die beiden Häuser der Christenheit verband, bewirkte dieses Verhältniß. Der Kaiser theilte in den Fragen der Kirchenzucht vollständig die Anschauungen des Papstes, indem er Simonie und Unsittlichkeit nicht minder verabscheute als dieser und den Cluniacensern ebenso hold war. Das ganze System Heinrichs war auf eine Zusammenwirkung mit Papst und Kirche gebaut, die Autorität derselben sollte wieder seiner kaiserlichen Machtfülle dienen, und wie er das Papstthum förderte, sollte dieses ihm mit den geistlichen Waffen Beistand leisten. Die Gefahren, welche die Erstarkung des Papstthums für das Kaiserthum in sich schloß, die letzten Folgerungen der von ihm begünstigten Richtung erkannte er nicht; noch bedurfte die Kirche mehr des kaiserlichen Schutzes als umgekehrt, und da die Wahl der Päpste vom kaiserlichen Hofe abhing, schien ausreichende Sicherheit gegen Uebergriffe vorhanden zu sein. In der That ist auch L. den Wünschen seines kaiserlichen Freundes nachgekommen. Gegen die gefährlichsten Feinde Heinrichs, den Herzog Gottfried von Lothringen und den Grafen Balduin von Flandern hat er im J. 1049 den Bannfluch geschleudert und dadurch den ersteren zur Unterwerfung genöthigt, die Besiegung des letzteren erleichtert. Weniger erfolgreich war 1052 die Vermittelung des Papstes im Kriege gegen die Ungarn, denen wegen Nichterfüllung der eingegangenen Bedingungen vergebens die Excommunication angedroht wurde. Nicht ganz klar ist die Stellung des Kaisers zu einem Unternehmen, welches L. mit steigender Leidenschaft betrieb. Die Normannen hatten, seitdem sie in Unteritalien festen Fuß gefaßt, mit allen Mitteln der Tapferkeit, der List und räuberischen Gewalt ihre Herrschaft erweitert

und bedrückten weithin Land und Leute mit furchtbarer Härte. Heinrich III. wehrte ihnen nicht, belehnte vielmehr 1047 die Grafen Rudolf und Drogo mit Aversa und Apulien und wies ihnen das Herzogthum Benevent zu, dessen Fürst und Hauptstadt ihm offenen Trotz entgegengestellt hatten und deswegen auch dem päpstlichen Banne verfallen waren. L. erneuerte, da der Fürst auch ihm nicht Gehorsam leisten wollte, den Bannfluch. Da vertrieben die Beneventaner selbst ihre Herren und unterwarfen sich dem Papste, der im Juli 1051 persönlich von der neuen Herrschaft Besitz nahm. Dadurch wurde L., der bereits die politischen Verhältnisse Unteritaliens mit Aufmerksamkeit verfolgte, darauf hingewiesen, seinen Unterthanen gegen die Normannen Schutz zu verleihen, die mit ihren Gewaltthaten nicht nachließen und auch sonst wol päpstliche Patrimonien an sich gerissen hatten. Dieser Aufgabe waren seine Kräfte nicht gewachsen und alsbald wandte er sich um Hülfe an den Kaiser. Ehe er solche erhalten konnte, wagte er schon im Sommer 1052 einen Angriff auf die Normannen, der völlig fehlschlug. Fortan wurde der Plan, die Normannen womöglich ganz aus Italien zu vertreiben, in seiner Seele immer mächtiger. Ende des Jahres schloß er in Worms mit Heinrich einen in seinem Inhalte freilich nicht sicher bekannten Tauschvertrag, nach welchem er Benevent gegen Rechte, die der römischen Kirche auf Bamberg und Fulda zustanden, an sich brachte. Der Kaiser hatte bereits, wie erzählt wird, befohlen, daß ein Heer dem Papste zur Hülfe ziehen sollte; da hintertrieb der Bischof Gebhard von Eichstädt die Sache und der Papst mußte sich begnügen, eine reisige Schaar von Freiwilligen und Angeworbenen, meist aus Schwaben, mit sich über die Alpen zu führen. Wahrscheinlich trug Heinrich Bedenken, sich in eine so weitaussehende Sache einzulassen und ein Reichsheer, an dessen Spitze er durch die Verhältnisse verhindert nicht selbst treten konnte, aufs Ungewisse hin daranzusetzen. Die Vertreibung der Normannen hatte für ihn nicht dasselbe Interesse, wie für den Papst, da sie ebensogut Reichsvasallen waren, wie die langobardischen Fürsten. Die ohnehin so schwierigen Verhältnisse jener Gegenden konnten durch das päpstliche Unternehmen nicht gebessert werden, eher die Griechen, welche von den Normannen mit solchem Erfolge zurückgedrängt waren, neue Stärkung erhalten. Daher ließ Heinrich die kriegerischen Neigungen Leo's zwar frei gewähren und hinderte dessen Unternehmen nicht, aber nahm keinen weiteren Antheil. Vielleicht sollte auch erst der Erfolg abgewartet werden. Der Plan Leo's war, im Anschluß an die Griechen, welche eben neue wenn auch vergebliche Anstrengungen gegen die Normannen gemacht hatten, die letzteren zu bekämpfen. Deshalb wurde die Marschrichtung nach der Westküste genommen und der Papst schlug endlich seinen Sitz in Civitate auf. Die Normannen hätten gern den Kampf vermieden und erboten sich, ihre Erwerbungen vom Papste zu Lehen zu nehmen, wenn dieser das Bündniß mit den Griechen aufgäbe, aber L. entschied sich für den Kampf. Am 18. Juni (1053) kam es zur blutigen Schlacht vor den Mauern von Civitate, in welcher die heldenmüthig fechtenden Deutschen sämmtlich fielen, die italienischen Truppen schmählich flohen. L. sah sich in den Händen seiner Feinde, die nun vom Kirchenbanne losgesprochen ihm in ritterlicher Devotion ihre Ehrfurcht erwiesen, aber nicht gestatteten, daß er alsbald nach Rom zurückkehren durfte. Sie geleiteten ihn nach Benevent, wo er seinen Aufenthalt nahm, immer noch der Hoffnung voll, daß er von Deutschland oder von Griechenland aus Hülfe erhalten werde. — Mit den Griechen stand er nicht allein in politischen Verhandlungen. Ein Streit über rituelle Gebräuche, den des gesäuerten oder ungesäuerten Brodes beim Abendmahl u. dgl. hatte sich zum prinzipiellen Gegensatze zwischen dem Patriarchen von Constantinopel und dem Papste zugespitzt und an Schärfe zugenommen. Der griechische Hof jedoch, nicht abgeneigt sich mit L. gegen die Normannen zu ver-

bünden, zeigte sich entgegenkommend, und so schickte L. von Benevent aus zwei Kardinäle nach Byzanz, welche den Versuch machen sollten, die Wiederver= einigung der Kirchen herbeizuführen. Da sie erst nach des Papstes Tode zurück= kehrten, brauchen wir hier auf ihre Erlebnisse nicht einzugehen, genug, daß statt der Versöhnung sich ein vollständiger Bruch ergab. Die großen Gemüths= bewegungen und die schweren Bußübungen, welchen sich der Papst in Benevent unterwarf, untergruben seine Gesundheit, die ohnehin schon in früheren Jahren durch schlimme Krankheitsanfälle gestört war. Er sehnte sich nach Rom zurück und die Normannen ließen ihn ziehen. Am 12. März 1054 verließ er Benevent und langte zwölf Tage später in Rom an. Aber die Krankheit wich nicht und L. sah sein Ende voraus. Am 17. April versammelte er noch einmal die Geist= lichkeit und bereitete sie auf sein baldiges Ende vor, am 19. verschied er. In der Peterskirche fand er sein Grab, welches alsbald von dem Volke als Gnaden= stätte verehrt wurde. Denn L. war in der That ein Mann von hervorragenden Tugenden. Die Einstimmigkeit, mit welcher die Zeitgenossen sein Lob verkünden, wie alles, was wir von seinem Leben wissen, spricht beredt dafür. Er war wol kein Gelehrter ersten Ranges, aber er besaß eine gründliche wissenschaftliche Bildung und Liebe zum Studium, noch während der unfreiwilligen Muße in Benevent hat er Griechisch gelernt. Gerühmt wird außerdem sein musikalischer Sinn, seine Geschicklichkeit im Componiren. Von lebhaftem Geiste, gewinnender Redegabe und schönem Körper fesselte er seine Umgebung und die ihm Ent= gegentretenden. Und doch vergaß er über all' diesen Vorzügen, seiner hohen Abstammung, seiner erhabenen Stellung nie die Bescheidenheit des wahrhaft vornehmen Mannes. Ehrgeiz war ihm fern, nur das Bewußtsein seiner Pflicht leitete seine Schritte und ließ ihn jene außerordentlichen Anstrengungen des Geistes und Körpers auf sich nehmen. Seine Frömmigkeit war eine aufrichtige und kindliche. Sein Herz gehörte ganz der Kirche und den Bestrebungen, die er für die richtigen hielt. Mit aller Entschiedenheit das Prinzip verfechtend, neigte er doch gern zur Milde den Personen gegenüber. In wie hohem Sinne er auch die päpstliche Würde faßte, war er doch dem Kaiserthum nicht feind; er glaubte sich vielmehr zum Zusammenwirken mit demselben verpflichtet. Wenn er es auch gewesen ist, welcher die cluniacensischen Doctrinen zur Kirchennorm gemacht und seinem dereinstigen Nachfolger den Weg vorbereitet hat, so trägt doch sein Pontificat einen ganz anderen Charakter als das Gregors VII. Allerdings darf dabei nicht außer Acht bleiben, daß auch die allgemeine Lage noch eine andere war, daß die Möglichkeit eines einmüthigen Zusammengehens von Kaiserthum und Papstthum noch vorhanden schien, da die Entwickelung erst die Anfangsstufen erreicht hatte. Wenn L. einige Jahrzehnte später gelebt hätte, würde er aller Wahrscheinlichkeit nach sich rückhaltlos dem Programme Hildebrands ange= schlossen haben.

Watterich, Vitae pontificum Romanorum I, wo auch die beste und älteste Lebensbeschreibung Leo's von dem Touler Archidiakonus Wibert und die spätere von dem Bischofe Bruno von Segni stehen. Höfler, Die deutschen Päpste II; Hunkler, Leo IX. und seine Zeit; Will, Die Anfänge der Re= stauration der Kirche; Fischer, Recherches sur le lieu de la naissance du pape Saint Léon (Nancy 1873); Delarc, Un pape Alsacien (Paris 1876); Baxmann, Politik der Päpste II; Gfrörer, Papst Gregor VII. VI; Giese= brecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit; Steindorff, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinreich III. I, II. Theodor Lindner.

Leo: Heinrich L., vielleicht dem Sibrand L. (s. u.) verwandt, war seit 1599 reformirter Prediger zu Zalt=Bommel, wurde wegen seiner remonstranti= schen Gesinnung vor die Synode zu Dordrecht citirt, erwies sich dort als ein

durchaus friedsamer Mann, der unter seinen Mitcitirten in Betreff der weltlichen Autorität in kirchlichen Angelegenheiten, welche die anderen Remonstranten zuließen, seinen eigenen Standpunkt einnahm. Ihm war die Kirche die rechtmäßige Instanz in kirchlichen Streitigkeiten, falls sie nur von unparteilichen Richtern vertreten werde. Er unterzeichnete am 3. Juli 1619 die Enthaltungsacte und lebte wahrscheinlich amtlos zu Zalt-Bommel, bis er 1631 rehabilitirt, die Predigerstelle zu Driel und 1635 zu Nymwegen antrat, wo er 1658 starb. Wiewol er keine schriftstellerische Arbeit hinterließ, wird er dennoch von seinen Zeitgenossen als ein gelehrter Mann bezeichnet, welcher sich durch Sanftmuth und Milde die höchste Achtung seiner Gemeinde erwarb.

Vgl. J. Tidemann, Remonstr. Broedersch.; Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb. van Slee.

Leo: Heinrich L., Geschichtschreiber, geb. am 19. März 1799 zu Rudolstadt. Sein Vater, Garnisonprediger in dieser Stadt, wurde bald nach der Geburt dieses seines Sohnes als Pfarrer nach dem auf dem Plateau über Schloß Schwarzburg liegenden Dorfe Braunsdorf versetzt, wo er bereits sechs Jahre später gestorben ist. Ob das Geschlecht, dem Leo entstammte, wie die Ueberlieferung innerhalb seiner älteren Verwandtschaft wollte und er selbst sich gern gefallen ließ, ursprünglich aus Italien eingewandert war, darf um so mehr dahingestellt bleiben, als für diese Hypothese kein anderes Zeugniß als die lateinische Form des Geschlechtsnamens angeführt werden konnte und die Familie eingestandener Maßen seit Urgroßvaters Zeiten in Deutschland nachweisbar war. Das Heißblütige und Excentrische, das unverkennbar das Naturell unseres L. charakterisirt, wird nicht gerade einer solchen Erklärung bedürfen. Im nächsten Jahre nach dem Tode seines Vaters kehrte L. mit den Seinigen nach Rudolstadt zurück und wurde bald darauf dem Gymnasium daselbst zu seiner weiteren Ausbildung übergeben. Eine unleugbare Frühreife seines Geistes hat sich nächst der Neigung zu allerlei bedenklichen Absonderlichkeiten bei Zeiten in ihm gezeigt. Von seinen Lehrern sind zunächst Fröbel und B. A. Abeken zu nennen, doch hat keiner von beiden nachhaltigen Einfluß auf ihn ausgeübt. Fröbel paßte nach Leo's eigenem Urtheile trotz seiner Gelehrsamkeit nicht an das Gymnasium und kehrte in das bürgerliche Leben zurück, der Unterricht Abeken's ist für L. zwar nicht ohne Anregung geblieben, aber dieser sagt in seiner Weise selbst, daß der hochgebildete Mann für ihn und seine derben Schulgenossen viel zu „feinklitig" gewesen sei, als daß er ihnen hätte ausgiebig nützen können. Erst das Auftreten Göttling's, der neben dem älteren Hercher in die durch Fröbel's Rücktritt und Abeken's Abgang nach Coburg entstandenen Lücken eintrat, führte die maßgebende Wendung in der Entwickelung des ungestüm gährenden Jünglings herbei. Göttling, selbst eine originelle und derbe Natur, aber mitten in der geistigen Strömung der Zeit stehend, erkannte das Bedeutende in Leo's Wesen und nahm darum an dem Hang zum Absonderlichen und Ueberspannten keinen Anstoß. Er hat in der That für das ganze Leben auf L. eingewirkt. Er führte ihn tiefer in das Studium des Griechischen ein, machte ihn mit der gleichzeitigen wie älteren deutschen Litteratur bekannt und begünstigte seine Neigung zu der eben aufkommenden Turnerei, ohne die damit verbundene und von L. zur Schau getragene Deutschthümelei tragisch zu nehmen. In seinem 18. Jahre, Michaelis 1816 bezog L. die Universität Breslau um Medicin zu studiren. Aber erst auf dem Umwege über Jena, Halle und Berlin gelangte er an seinen neuen Bestimmungsort. In Berlin machte er die Bekanntschaft Jahn's, der damals in der Blüthe seiner Wirksamkeit stand und die darauf vorbereitete Seele Leo's mit der ganzen Summe seiner Ideen und Tendenzen erfüllte, ja ihn an der

bereits getroffenen Wahl des Berufes irre machte und ihn nachdrücklichst auf das Studium der Philologie und Geschichte hinwies, damit er von dieser Basis aus und als Lehrer an der Erziehung eines neuen Geschlechtes mithelfen könne. In der That ließ L., als er nun wirklich nach Breslau gekommen war, die Absicht, Medicin zu studiren, fallen und beschloß vorerst philologische Studien zu treiben, um so die Lücken seiner Schulbildung auszufüllen und etwa einmal Gymnasiallehrer werden zu können und eine praktische Wirksamkeit zu gewinnen. Nebenher beschäftigte ihn jedoch ein Traum seiner Knabenzeit, nämlich der Gedanke Seemann zu werden, da er voraussetzte, eine Flotte könne dem wiederhergestellten deutschen Volke ja gewiß nicht fehlen. So schwankte er zwischen entgegengesetzten Zielen haltlos hin und her, bis endlich die rechtzeitige Dazwischenkunft Göttling's eine Entscheidung herbeiführte (Februar 1817). Der betreffende, für seinen Urheber höchst charakteristische Brief ist noch heute und nicht blos Leo's wegen, lesenswerth. Göttling rieth ihm nachdrücklich von der seemännischen Laufbahn ab, für welche die Zeit noch nicht gekommen sei, und rieth vielmehr zur „historischen Philologie", „was Schelling einmal die historische Construction des Alterthums nannte", (d. h. wie bereits F. A. Wolf die Aufgabe und den Inhalt der Philologie festgestellt hatte), das Studium der Geschichte des Allgemeinen werde sich dann von selber finden. In der That concentrirte L. von da an seinen Eifer zunächst auf das Studium der Philologie, besuchte das philologische Seminar unter Passow's Leitung, ohne darum den Freuden des Studentenlebens zu entsagen, das ihn übrigens die längste Zeit in der Gestalt politisch-harmloser, landsmannschaftlicher Verbindungen festhielt, bis endlich auch hier der Gegensatz der alten Corps und der neu aufgekommenen Burschenschaft eindrang, und L., der schon durch seine turnerischen Neigungen und seit seinem erwähnten Besuche in Jena in Beziehungen zu den burschenschaftlichen Kreisen stand, bestimmte, um der drohenden Collision auszuweichen, noch mitten im Sommersemester (1817) Breslau ganz zu verlassen und nach Jena überzusiedeln. Der Aufenthalt in Jena ist in viel höherem Grade für Leo's allgemeine als wissenschaftliche Entwickelung wichtig geworden. Er trat nun ohne weiteres in die Burschenschaft ein und zu den angesehensten Mitgliedern derselben, wie K. Follenius, Maßmann, Sand in ein näheres Verhältniß. An dem Wartburgfest hat er mit lebhafter Andacht Theil genommen. Weiterhin scheint er sich der extrem gesinnten Gruppe der Jenaer Burschenschaft noch enger angeschlossen zu haben. Aber die Ermordung Kotzebue's durch Sand und einige damit zusammenhängende ernüchternde Wahrnehmungen verfehlten nicht in dem von Haus zu Haus zu Sprüngen geneigten jungen Manne eine Umkehr anzubahnen, die ihn allmälig durch die Phantastereien der romantischen Schule und ihre Impulse hindurch auf die entgegengesetzte Seite führte, ohne daß er darum mit den Idealen seiner Jugend geradezu brach. Ostern 1819 verließ er Jena, um nach Göttingen zu gehen. Die Jenaer Epoche hatte ihn wissenschaftlich nicht viel weiter gebracht; Luden z. B. hat gar keine Wirkung auf ihn geübt, die Beziehungen zu Fries waren getheilter Natur; was überhaupt geschah, wie die Beschäftigung mit der altnordischen Sprache und Litteratur war dem Selbststudium zu verdanken. Nach einem längeren inhaltsreichen Besuch in Gießen, Darmstadt und vor allem in Heidelberg ging L. wirklich nach Göttingen mit dem Vorsatz, sich ganz den philologisch-historischen Studien hinzugeben. Das Jahr über, so lange beiläufig hat ihn Göttingen gefesselt, hat er nachhaltigen Fleiß entwickelt und neben historischem Selbststudium philologische, juristische und sogar theologische Vorlesungen bei Hugo, Eichhorn, Dissen, Plank und (dem Theologen) Pott besucht. Die Absicht seines Vormundes mit ihm war, ihn das theologische Examen machen und ihn unter die Candidaten des Predigeramtes

aufnehmen zu lassen. In jenen Zeiten und im Staate Rudolstadt nahm man es in diesen Dingen so wenig genau, daß L. in der That es wagen durfte sich zu diesem Experimente herzugeben, das Examen auch wirklich leidlich bestand, ohne aber die Probepredigt jemals zu halten. Seine Neigung zur Geschichte war doch bereits so fest geworden, daß er daran dachte, die akademische Laufbahn zu ergreifen und sich als Docent der Geschichte an einer Universität zu habilitiren. Der Tod Meusel's in Erlangen veranlaßte einen seiner Freunde ihn zu bestimmen, dahin zu kommen und dort sich als Lehrer der Geschichte zu versuchen. So war denn sein Entschluß auch rasch gefaßt; er eilte zunächst nach Jena, promovirte dort (im Mai 1820) mit einer aus seinem Studium der Byzantiner genommenen Dissertation über „Johannes Grammaticus", und wendete sich dann über den Thüringer Wald nach Franken, bez. nach Erlangen. Den Sommer 1820 verbrachte er aber theils in Privatstudien, theils im Verkehr mit der Familie seines Freundes Gottlieb von Tucher, theils mit einem längeren Besuche in München, der ihn daselbst anziehend und abstoßend in verschiedene Berührungen auch mit Gelehrten und Künstlern führte. Von da zurückgekehrt, führte er seinen Plan aus und habilitirte sich mit einer bereits im Jahre 1820 (zu Stuttgart) gedruckten Abhandlung über die „Verfassung der freien Lombardischen Städte im Mittelalter", ein Schriftchen, an sich nicht gerade bedeutend, das aber die Richtung anzeigt, auf welcher das Hauptwerk seines Lebens entstehen sollte. Das kleine und stille Erlangen hat jedoch den im Innern lebhaft arbeitenden Geist Leo's nicht lange zu fesseln vermocht und er vertauschte es, dabei zugleich seinen allgemeinen Anschauungen und Neigungen folgend, 1822 mit Berlin. Leider verlassen uns noch vor dieser Uebersiedelung seine eigenen Aufzeichnungen und sind wir fernerhin auf nicht immer befriedigende Nachrichten von zweiter und dritter Hand angewiesen. In der Hauptstadt Preußens, dessen Bedeutung für die Zukunft Deutschlands für L. doch bald ein feststehender Glaubenssatz geworden ist, war es zunächst und vor allem Hegel und seine Philosophie, die auf ihn eine gewaltige und nie wieder ganz überwundene Anziehungskraft ausgeübt haben. Die geschichtsphilosophische Anschauung Hegel's namentlich hat auf seine historische Denkweise nachhaltig eingewirkt. Im übrigen könnte man von L. am wenigsten behaupten, daß er in seiner geistigen Richtung jetzt bereits irgendwie zu einem Abschluß gediehen gewesen sei, und es hat noch eine Reihe von Jahren gedauert, bis er die Stadien durchlaufen hatte, als deren fertiges Produkt er sich in der Vorstellung der Zeitgenossen fixirt hat. Für seine nächste wissenschaftliche Entwickelung und litterarische Thätigkeit war eine längere Reise nach Italien von Wichtigkeit, die er noch im J. 1823 Dank einer Unterstützung der Fürstin Karoline von Schwarzburg-Rudolstadt anzutreten in die Lage gesetzt wurde. Die Beschäftigung mit der italienischen Geschichte, im besonderen mit einer der bedeutsamsten Erscheinungen des mittelalterlichen Lebens Italiens, nämlich der Geschichte der lombardischen Städte, hatte er seit seiner Erstlingsschrift nicht mehr aufgegeben. Der Aufenthalt in Italien selbst führte ihn immer tiefer in dieselbe hinein; so ließ er denn noch im J. 1824 eine bereits umfassendere Schrift über die „Entwickelung der Verfassung der lombardischen Städte" ausgehen, die über seinen Beruf, in diesen Fragen mitzusprechen, keinen Zweifel übrig ließ. Die Reise nach Italien hatte ihn auch mit J. F. Böhmer in Berührung gebracht, der ihn an den damals in Rom weilenden J. D. Passavant aufs wärmste empfahl. Ebenso hat Böhmer den Freiherrn von Stein für L. zu interessiren versucht und mit dessen Zustimmung diesen beauftragt, zu Gunsten der Monumenta G. H. handschriftliche Nachforschungen zunächst in den Turiner Archiven anzustellen: das betreffende Ergebniß war jedoch nicht erheblicher Art, und die Beziehungen Leo's zu Böhmer waren, so

weit wir sehen können, damit auch bereits abgeschlossen. Eine directe Betheiligung an den Arbeiten der Monumenta hat wol überhaupt nicht seinen Neigungen entsprochen, so nahe für ihn, was zumal die italienischen Geschichtsquellen des Mittelalters anlangt, solches scheinbar hätte liegen sollen. Sein Zug ging vielmehr auf die praktische Wirksamkeit als Lehrer und auf die unmittelbare historische Produktion. In dieser Rücksicht hat er nach seiner Rückkehr aus Italien eine erstaunliche Rührigkeit entfaltet, die eher des Guten oft zu viel that und durch die sich in wachsendem Verhältnisse dabei geltend machende subjektive Stimmung des Verfassers allmälig einen mit der reinen Aufgabe des Geschichtschreibers nicht immer vereinbaren Beigeschmack erhalten hat. In diesen Jahren (1825 bis 1827) entstanden die kleine Schrift über die „Entstehung und Bedeutung der deutschen Herzogswürde nach Karl d. Gr." (Berlin 1827) und die „Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staates" (Berlin 1828), die in einem noch auffallend freien Geiste gehalten sind und welche er in den kommenden Jahren gerne zurückgenommen hätte. Um diese Zeit war er auch bereits mit der Vorbereitung und Ausführung seines umfassenden Werkes über die „Geschichte der italienischen Staaten" in Anspruch genommen, das bestimmt war, einen Theil der von Perthes veranlaßten Geschichte der europäischen Staaten zu bilden. Aber noch ehe es so weit kam, war in seiner äußeren Stellung eine empfindliche Veränderung eingetreten, die vielleicht auch für seine weitere allgemeine Entwickelung nicht ohne nachtheilige Einwirkung geblieben ist. Leo's akademische wie sociale Stellung hatte in Berlin sich in günstigster Weise gestaltet. Ein Ruf an die Universität Dorpat hatte ihm die Beförderung zum außerordentlichen Professor eingetragen. Die schroffe Stellung, die er durch eine äußerst scharfe Kritik der Geschichte der romanischen und germanischen Völker zu seinem Collegen Ranke genommen, hatte ihm dabei nicht im Wege gestanden; erfreute er sich doch, wie erzählt wird, der Gunst des Ministers von Altenstein in ausgiebigem Grade. Um so größeres Aufsehen in den betreffenden Kreisen machte es, als L. im November 1827 plötzlich Berlin verließ und sich zuerst in seine Vaterstadt und dann nach Jena zurückzog, wohin ihn sein freundschaftliches Verhältniß zu Göttling wies. Die Veranlassung dieses Vorganges war privater und delicater Natur und kann hier nicht weiter besprochen werden; für seine Zukunft jedoch war dieselbe allem Vermuthen nach nicht von der günstigsten Wirkung; die in seinem Innern schlummernden oder ringenden Gegensätze würden vielleicht unter den Umgebungen der Großstadt eher im Gleichgewichte zu einander geblieben sein. Seine so plötzlich preisgegebene äußere Stellung hat sich allerdings in sofern schnell wieder zurecht geschoben, als er bereits im darauffolgenden Jahre eine außerordentliche Professur an der Universität Halle erhielt und im J. 1830 zum ordentlichen Professor der Geschichte daselbst ernannt wurde. In Halle that sich ein weites Feld der Wirksamkeit vor ihm auf und er entfaltete als Lehrer wie als Schriftsteller eine Fruchtbarkeit und eine Arbeitskraft, die, wie man sie auch sonst beurtheilen mag, stets als eine ungewöhnliche anerkannt werden müssen. Seine Persönlichkeit, voll Originalität und oft überschäumender Kraft konnte sich ja in dem kleinen Halle viel eindrucksvoller, wenn auch vielleicht weniger glücklich geltend machen, als das in Berlin je möglich gewesen wäre. Im nahen Umgange mit Männern wie Reißig und Pernice wurde nicht gerade Ascese getrieben. Auf der andern Seite knüpfte er zugleich Beziehungen mit Männern nicht blos wie Tholuck, sondern auch wie Ludwig von Gerlach, der damals in Halle als Beamter lebte, an. Seine Denkweise in den großen Fragen des Staates und der Kirche hatte jetzt bereits jene den Forderungen des zur Herrschaft drängenden Liberalismus abgewendete Gestalt angenommen, die er weiterhin nur noch verschärfen und herausfordernder aus-

sprechen konnte. Die schon in Berlin angeknüpften Beziehungen zu den Männern des „Politischen Wochenblattes“ und der Hengstenbergischen Kirchenzeitung haben durch seine Flucht und Uebersiedelung nach Halle keine Unterbrechung erfahren. Von seinen größeren oder bedeutenden Schriften, die in der Zeit von 1828—1848 erschienen sind, nennen wir an dieser Stelle 1) „Die Geschichte der italienischen Staaten“ (1829—1834), 5 Bde.; 2) „Zwölf Bücher niederländischer Geschichte“ (Halle 1832—1835), 2 Bde.; 3) „Handbuch der Geschichte des Mittelalters“ (Halle 1830) und endlich 4) das „Lehrbuch der Universalgeschichte“ (1835—1844), 6 Bde. Daß ihn daneben die politischen Fragen und Theorien lebhaft beschäftigten, ließ sich freilich bereits aus jenen Werken selbst leicht entnehmen. L. veröffentlichte aber zur besonderen Erhärtung dieser Thatsache im J. 1833 als 1. und einzige Abtheilung eines Werkes über Politik seine „Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates“, eine Schrift voll Geist und Originalität, aber barok und mehr zu einer früheren und roheren Zeit passend. Sie setzt sich in Widerspruch mit den Forderungen der Freiheit und Humanität. „Die eine erscheint ihm wie ein Abfall von Gott und der Natur, die andere wie weichliche und lumpige Sentimentalität.“ In seinen erwähnten geschichtlichen Werken drängen sich solche Anschauungen gleichfalls überall hervor und entstellen gar zu häufig auch das in den Grundzügen richtig gezeichnete Bild und erfüllen es mit Verdüsterung. Am längsten wird immer die Geschichte der italienischen Staaten den wissenschaftlichen Namen ihres Urhebers lebendig erhalten; er benutzt zwar seine Vorgänger mit ziemlicher Unbefangenheit, aber beherrscht den Stoff, weiß sich noch leidlich objektiv zu halten und belebt die Masse der Thatsachen mit geistiger Durchdringung; seine Unarten und die Neigung zum Forcirten sind zwar keineswegs unterdrückt, doch werden sie noch sichtlich zurückgehalten. Alles das gilt von den ersten vier Bänden; der fünfte, der die ganze neuere Geschichte Italiens seit dem 16. Jahrhunderte abthut, muß nach einem anderen Maßstabe beurtheilt werden. Es sei daher gleich hier die allgemeine Bemerkung zur Würdigung Leo's als Historiker gemacht, daß er nämlich sich seine Verdienste überwiegend in den Gebieten der mittelalterlichen Geschichte erworben, weil die unfreie Richtung wie sie noch vor der Julirevolution die Herrschaft über ihn gewann, ihm das Verständniß oder die gerechte Beurtheilung der neueren Zeit allzusehr erschwerte. Ist doch sogar für eine objektive Beurtheilung mittelalterlicher Erscheinungen, wie z. B. des Papstthums und der Hierarchie diese seine Stimmung nicht immer günstig gewesen; leidenschaftlich wie er ist, behandelt er sie mit zu einseitiger Vorliebe. Was man heutzutage exacte Forschung nennt, kann man demnach nicht als einen auszeichnenden Zug der Geschichtschreibung Leo's hervorheben; so gewiß er das Zeug zur philologischen Behandlungsweise besaß, wie das seine verschiedenen in das Gebiet der germanischen Philologie fallenden Untersuchungen anerkannter Maßen bezeugen, so wahr bleibt, daß er bei der eigentlich historischen Darstellung diese Anlage in fortschreitendem Grade durch seine Voreingenommenheiten und subjekive Behandlungsweise zurückgedrängt und geschädigt hat. Seine „Zwölf Bücher niederländischer Geschichte“, die in zwei starken Bänden in den Jahren 1832—1835 erschienen, sind zwar aus einem rein wissenschaftlichen Antriebe hervorgegangen, — sie reichen in voller Ausführlichkeit bis zum Tode Philipps II., das übrige bis 1830 ist ein eitler Schattenriß — aber sie tragen doch schon mehr den Charakter der Reproduktivität als der ursprünglichen selbstständigen Forschung, und in der Darstellung der Zeit Philipps II. hält sich der Verfasser wie von nun an so oft nicht frei von der Neigung den Anwalt des Teufels zu spielen. So ist es ihm in seinem großen Lehrbuch der Universalgeschichte (1835—1844), 6 Bde., nicht möglich geworden, zur Geschichte der

französischen Revolution, ja nicht einmal der Reformation den sachgemäßen correkten Standpunkt zu finden. Seine Befangenheit und Leidenschaftlichkeit und die kraftgeniale Art zu urtheilen und sein Urtheil auszudrücken, treten ihm überall in den Weg. Der äußere Erfolg, der gerade diesem langathmigen Werke geworden ist, vermag an diesem Spruche nichts zu ändern; er muß zum guten Theile nicht auf die Vorzüge, sondern auf die Fehler desselben zurückgeführt werden. Von katholischer, bez. ultramontaner Seite hat man nicht umsonst bei Zeiten Leo's Persönlichkeit mit verdächtiger Aufmerksamkeit verfolgt. Schon vor dem J. 1840 war er auch als Publicist aufgetreten und hat sich mit den Römlingen wie den Lichtfreunden und den Junghegelianern herumgeschlagen. Er hat nach dem berüchtigten Kölner Handel, der von Rom und den rheinländischen Ultramontanen in bekannter feindseliger Absicht provocirt worden war, dem Hauptführer dieser Partei, der seit 1826 in München ein Asyl gefunden hatte und von da aus die Intriguen seines undeutschen Fanatismus über Deutschland spann, den Handschuh hingeworfen. Das hat jedoch gleichwol nicht gehindert, daß er namentlich seit der Bewegung des J. 1848 von dieser Seite trotz seiner Protestationen fortgesetzt als hoffnungsreicher Gesinnungsverwandter, und von anderer Seite mit wachsendem Mißtrauen betrachtet wurde. Gewiß ist, daß er seit dem erwähnten Zeitpunkte in immer schärferen Gegensatz zu der herrschenden Zeitrichtung sich treiben ließ, wie das seine durch Keckheit und originellen, oft burschikosen Ton und bitteren Humor berühmt gewordenen Artikel in dem Halle'schen „Volksblatt für Stadt und Land“ und in der „Kreuzzeitung“ bezeugen, welchen bereits im J. 1847 wie ein Programm die „Signatura temporis“ vorhergegangen war. König Friedrich Wilhelm IV., der an L. Gefallen fand, hat ihn zum Mitglied des Herrenhauses gemacht, aber zu einer einflußreichen Stellung hat er es hier nicht gebracht; diese Art parlamentarischer Thätigkeit scheint überhaupt nicht nach seinem Geschmack gewesen zu sein. An der Bewegung und den Zerwürfnissen, die seit 1850 die preußische Landeskirche in Athem hielten, hat er sich lebhaft betheiligt und hat gewissen Unionsbestrebungen gegenüber, deren Lockung er sich nicht ganz zu entziehen vermochte, wiederholt Veranlassung genommen, seinen unerschüttert gebliebenen protestantischen Standpunkt zu constatiren. Wenn man jedoch alle den concurrirenden Momenten auf den Grund sieht, kommt man bei aller Unbefangenheit zu keinem anderen Ergebnisse, als daß er sich in der Bekenntnißfrage, in der ihm wenigstens alle anderen zusammentrafen — nicht völlig klar war und daß ein Zwiespalt durch seine Seele ging, den er freilich niemals zugestehen wollte. Die ultramontane Partei hat in der That niemals die Hoffnung aufgegeben, ihn noch ganz zu den ihrigen zu zählen — man braucht zu diesem Zwecke bloß die Jahrgänge der Hist. polit. Blätter seit 1850 ungefähr näher anzusehen — und ohne Zweifel hatte sie bei dieser Berechnung die Logik mehr auf ihrer Seite, als er, indem er widersprach. Was ihn in Wirklichkeit vielleicht nachhaltiger von der römischen Kirche zurückhielt als seine Abneigung sich „einer so durch Hochmuth bornirten Gemeinschaft anzuschließen“, war sein ächt und untadelhaft lauterer preußischer Patriotismus, der unzerstörbar in seiner dämonischen meist sturmbewegten Seele lebte. Er hätte verblendeter sein müssen als er so häufig war, wenn er sich über die prinzipiell feindselige Stimmung hätte täuschen können, die dem preußischen Staate wie von Anfang an so bis zur Stunde von Rom her entgegengebracht wurde und wird. Von seinen litterarischen Leistungen (der Jahre 1850—1870) sind seine „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Reichs“ in 5 Bänden anzuführen; sie sind in eminentem Grade reproductiver Art und können als ein Fortschritt in der Behandlung der deutschen Geschichte nicht anerkannt werden. Der Gedanke z. B., das deutsche Volk und

Reich im wesentlichen als ein Werk des Bonifacius hinzustellen, war weder neu noch zutreffend. Der 4. und 5. Band enthält eine Beschreibung der einzelnen Territorien des deutschen Reichs seit dem 15. Jahrhundert, eine an sich recht dankbare Zusammenstellung, die aber an dem kaum vermeidlichen Fehler leidet, daß sie ausschließlich auf fremden Schultern ruht und zahlreiche Irrthümer seiner zahlreichen Vorarbeiter wiederholt. Immerhin bezeugt dieses Werk in Verbindung mit seiner gleichzeitigen publicistischen Thätigkeit eine Arbeitskraft, deren Seltenheit man anerkennen muß, wenn man auch nicht vergißt, daß sie zum guten Theil mehr nur receptiver Natur war. Die in das Gebiet der Sprachwissenschaft fallenden Schriften Leo's haben wir bereits berührt; es hat ihnen an Anerkennung nicht gefehlt und, ohne in diesen Dingen ein Vorurtheil haben zu wollen, darf wol an die Meinung berufener Beurtheiler erinnert werden, wonach so manche dieser seiner Untersuchungen in ihren Anregungen oder Ergebnissen auf Bestand zu rechnen hat, obwol ihr Urheber auch auf diesem Boden sich von Schrullen und Launen nicht frei zu halten vermochte. Es liegt auf der Hand, eine solche ein halbes Jahrhundert ausfüllende, in Anspannung und Ueberspannung aller Kräfte sich bewegende Thätigkeit konnte nicht verfehlen, eine noch so stark ausgestattete Natur aufzureiben. Die innere Entwickelung der Dinge im preußischen Staate war überdies nicht ganz nach seinem Sinne; vor allem war er mit der Haltung der conservativen Partei unzufrieden und wollte sie als solche gar nicht mehr gelten lassen. Dazu kam das peinigende Gefühl, daß er an dem Unvermeidlichen doch nichts ändern könne. So wolle er, meinte er, sich wenigstens seinen Humor dadurch nicht verderben lassen. Indessen half ihm diese Art von Resignation nichts: das schlimmste war ihm aufgespart, nämlich ein langsames Dahinsterben in allmäliger Umnachtung seines Geistes, wie es solchen aufgeregten und dadurch überreizten Naturen am ehesten beschieden ist. Im Jahre 1868 hatte dies Leiden sich angemeldet und war dann fortgeschritten, bis ihn endlich am 24. April 1878 ein willkommener Tod erlöste.

Vgl. Heinrich Leo, meine Jugendzeit, Gotha 1880. — Gust. Lothholz, Zur Würdigung H. Leo's (Feuilleton der Magdeb. Zeitung 1878, Nr. 507). — Jul. Schmidt, Geschichte d. d. Lit. seit Lessing's Tod. 4. Aufl. 3. Bd. S. 443 ff. — Bluntschli, Gesch. der neueren Staaatswissenschaft, 3. Aufl. S. 668 ff. — Roscher, Gesch. der Nat.-Oekonomik in Deutschland, S. 229. 1874. — Janssen, J. F. Böhmer's Leben und Briefe u. s. f., 2. Bd.

v. Wegele.

Leo: Sibrand L., um 1525 zu Löwarden geboren, fing dort mit seinem Freunde Suffridus Petri unter Cornelius Colebertus seine lateinischen Studien an und lebte einige Jahre in der Abtei zu Lidlum, wo es damals an reformatorischen Sympathien nicht fehlte. Um 1557 war er Priester zu Menaldum und Berlicum, mußte aber, vielleicht 1566, als des Lutherthums verdächtig nach Groningerland flüchten, wo er 1588 starb. Seine Schriften zeigen ihn als einen sorgfältigen Kirchenhistoriker. In lateinischer Sprache verfaßte er zwei Klosterchroniken, beide von Matthäus in die Analecta aufgenommen. Die Erste, „Vitae et res gestae abbatum in Lidlum“, welche von 1182 bis 1575 reicht, enthält manche sehr wichtige Nachrichten. Die andere Chronik: „Vitae et res gestae abbatum Horti divae Virginis ten Mariengaarde“, ist weit geringfügiger, obwol sie von der Klosterstiftung 1163 bis 1569 reicht. Sie ist auch von C. L. Hugo, Sacr. antiquit. monum. tom. I, herausgegeben. Vielleicht ist die kleine Schrift „Vita b. Friderici abb. Horti beatae Mariae auctore Sibr. Leonio“, welche sich in den Acta Sanctor. Bolland. ad 3 Martii vorfindet, nur ein Fragment der letztgenannten Chronik. L. ist auch als Verfasser einer geographischen Karte Frieslands zu betrachten, welche von Jacob Daventriensis

und 1579 aufs Neue von Hagenberg zu Antwerpen herausgegeben ist. Von anderen Schriften, deren er nach mehrfachen Zeugnissen noch verschiedene verfaßt hat, sind uns nicht einmal die Titel überliefert.

Suffr. Petri, De Scriptor. Frisiae p. 391 sqq. Van der Aa, Biogr. Woordenb. und die dort genannten Quellen. van Slee.

Leodegar: L., Abt von St. Gallen, s. **Bürgisser**, Bd. III S. 606.

Leodius: Hubertus (Thomas) L., Historiker, geb. 1495 zu Lüttich, † wahrscheinlich Ende des Jahrs 1555 oder Anfang des Jahres 1556. Neben Harer (Crinitus) und Gnodalius wird in den älteren Darstellungen des Bauernkriegs von 1525 gewöhnlich L. citirt, obgleich er seinen schriftstellerischen Ruhm weniger seinem dürftigen Schriftchen über den Bauernkrieg als vielmehr seinen Annalen Friedrichs II. von der Pfalz dankt. Hubertus Thomas stammt aus Lüttich, weshalb er gewöhnlich Leodius oder auch Leodiensis genannt wird. Nach einer Stelle am Schlusse seiner Annalen, wo er sich im J. 1555 als einen 60jährigen bezeichnet, ist er 1495 geboren. Seine Schriften beweisen, daß er eine tüchtige Schulbildung, besonders in den klassischen Autoren genossen hat. Doch scheint er anfangs blos eine Lateinschule und keine Universität besucht zu haben; denn im J. 1525 wird er an der Universität Heidelberg immatriculirt (Matrik. III, 21). Der damals schon verheirathete, 30 Jahre alte Mann hat dies sicherlich nur gethan, um die ihm fehlende akademische Bildung nachzuholen. Freilich dürfte dies schwerlich gelungen sein, denn sein damaliger Aufenthalt in Heidelberg kann nicht lange gedauert haben. Den größten Theil seines Lebens hat L. im Dienste des Pfalzgrafen und späteren Kurfürsten Friedrich II. verbracht. Als nämlich letzterer 1522 um die verwittwete Königin Leonore von Portugal anhalten wollte und deshalb jemanden zu der französischen Correspondenz brauchte, machte Doctor Tetanias Frisius, bei welchem L. 1513—1520 gedient hatte, auf ihn aufmerksam. Er war seit 1520 in der kurfürstlich pfälzischen Kanzlei verwendet worden, hatte in Heidelberg geheirathet und eilte nun auf Befehl seines Fürsten mitten im Winter nach Nürnberg, wo sich Friedrich II. gerade aufhielt. Bald hatte er sich das Vertrauen des Pfalzgrafen erworben und verblieb von jetzt an in seinem Dienste. Er begleitete denselben auf seinen zahlreichen Reisen und hat auf diese Weise fast sämmtliche Länder Europa's gesehen. Er war dreimal in Spanien, fünf Mal in Frankreich, ein Mal in England, den Niederlanden und Italien, nicht zu gedenken der zahllosen Kreuz- und Querzüge in Deutschland selbst, das er vom äußersten Westen bis nach Ungarn hinein, vom Süden bis nach Norden durchstreift hat. Er bekam dadurch Gelegenheit zu persönlichem Verkehr mit einer großen Anzahl der damaligen Fürsten und hervorragenden Männer, wie Karl V., Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England, Granvella u. a., über welche er in seinen Annalen schätzenswerthe Nachrichten giebt. Das Vertrauensverhältniß zu seinem Fürsten änderte sich, als Friedrich II. im J. 1544 Kurfürst von der Pfalz wurde. Die pfälzischen Räthe drängten L. in den Hintergrund, ohne daß jedoch der Kurfürst ihm seine Gunst entzogen hätte (Annal. Frider. II, S. 258). In den letzten Jahren seines Lebens, die er meist in Heidelberg verbrachte, pflegte er eifrigen Verkehr mit dem Kanzler Masius, dem Humanisten Jakob Micyllus, Lehrer der griechischen Sprache in Heidelberg u. a. (Acta academiae Theodoro-Palat. tom. VII. hist. p. 302—394). Auch mit dem Humanisten und Historiker Beatus Rhenanus aus Schlettstadt wechselte er gelehrte Briefe. Viele Mühe bereitete ihm die Versorgung seiner zahlreichen Kinder. Sein Todesjahr ist nicht sicher. Doch dürfte er Ende 1555 oder in den ersten Wochen von 1556 gestorben sein, kurz vor Friedrich II. († 26. Febr. 1556), da er dessen Tod in seinen Annalen nicht mehr erzählt. Denn die am Rande stehende Angabe von dessen Tode in den Annalen ist eine aus Sleidanus entnommene Zugabe des Herausgebers. In reli-

giösen Dingen ist L. unsicher schwankend. Während er sich dem Kardinal Pighinus in sehr devoter Form empfiehlt, nennt er doch Luther den Revocator verae religionis, quae iam diu neglecta iacuerat et obsorduerat. Sein Hauptwerk sind die „Annales Palatini libris XIV continentes vitam et res gestas etc. Friderici II, comitis Palatini Rheni etc." (Francofurti 1624, 2. Ausg. 1665). Dasselbe erschien bald in deutscher Uebersetzung von Hartmannus Myricianus Salinator unter dem Titel: „Spiegel des Humors großer Potentaten" (Schleusingen 1628). Eine neue Bearbeitung desselben hat Ed. von Bülow veröffentlicht mit der Bezeichnung „Ein Fürstenspiegel ꝛc." (Breslau 1849). Das Werk ist eine Darstellung des bewegten und inhaltsreichen Lebens Friedrichs II., eine werthvolle Geschichtsquelle und zugleich ein interessantes Culturbild des 16. Jahrhunderts. Einfach und anschaulich im Ausdruck, fesselt es den Leser durch Zuverlässigkeit der Darstellung, die biedere und ehrenhafte Art des Schriftstellers, der „durch seine Treue und aufopfernde Ergebenheit ein unschätzbarer Diener seines Herrn" war (Häusser, Gesch. d. rhein. Pfalz I, 564). Die Ausgabe ist nicht sehr correct, weshalb der Historiker Joannis eine neue veranstalten wollte. Die Vorarbeiten dazu enthält Cod. lat. nr. 819 in München. Weniger bedeutend ist des L. Schrift über den Bauernkrieg: Seditionis rusticanae historia (Freher, Script. rer. Germ. ed. Struvius II, 283 bis 294). Es ist eine abgekürzte lateinische Bearbeitung des bekannten Werkchens von Peter Harer über den Bauernkrieg. L., der mit Harer befreundet war, hat dieselbe veranstaltet, um die ursprünglich deutschgeschriebene Schrift Harer's auch den anderen Nationen Europa's zugänglich zu machen. Wissenschaftlich ist es ohne Belang und man kann seine Anführung in Arbeiten über den Bauernkrieg unterlassen. Freher, der erste Herausgeber dieser Schrift, bekam das Manuscript derselben wie zur folgenden von Janus Julius, dem Sohne des L. Diese, „De Francisci a Sickingen eq. rebus gestis seu potius ausis et calamitoso obitu", ist ein werthvoller Abriß der Geschichte des Franz von Sickingen, von dem Verfasser selbst historiola genannt. Vielleicht hat L. dazu die jetzt verlorene Sickingensche Correspondenz benützt (Waltz, Die Flersheimer Chronik, Einl. p. X. Freher, Script. rer. Germ. ed Struvius II, 297). Drei weitere Schriften sind antiquarischen Inhalts: „De Tungris et Eburonibus aliisque interioris Germaniae Huberti Thomae Leodii commentarius, utilis omnibus, qui Caesaris de bello Gallico historiam recte intelligere cupiunt", ist 1547 in Straßburg erschienen. Ueberwiegend lokalgeschichtlichen Werth haben zwei kleine Arbeiten, die dem Drucke der Annalen als Anhang beigegeben sind: „De aedificiis illustrissimi principis Friderici comitis Palatini Rheni" und „De Heidelbergae antiquitatibus". Dagegen ist das „Chronicon breve civitatis Heydelbergae", welches ebenfalls den Annales angehängt ist, mit Unrecht unserm Verfasser beigelegt worden. Der Verfasser dieses 1613 erst entstandenen Schriftchens ist, wie die Einleitung und Citate beweisen, Marquard Freher (Brieger's Zeitschrift für Kirchengeschichte II, 627). Auch hat Freher dieselbe in seine Origines Palatinae aufgenommen.

O. L. Schäfer, Das Verhältniß der drei Geschichtschreiber des Bauernkrieges: Haarer (Crinitus), Gnodalius und Leodius, Leipz. Dissert. Chemnitz, (Geidel) 1876. — M. Rosenberg, Quellen zur Geschichte d. Heidelberger Schlosses (Heidelb. 1882). S. 87—91. Hartfelder.

Leon: Gottlieb von L., Schriftsteller und Custos der k. k. Hofbibliothek in Wien, wurde am 17. April 1757 in Wien geboren, wo er auch seine weitere Ausbildung erhielt. Schon frühzeitig, kaum 20 Jahre alt, trat er als Dichter auf und erweckte durch die Formgewandtheit seiner Verse und den an den alten deutschen Minnesang gemahnenden Ton in manchem seiner Lieder Aufmerksamkeit

nicht nur in den Wiener, sondern auch in weiteren Keisen. L. scheint sich überhaupt schon frühzeitig mit dem Studium der älteren deutschen Sprache und mit Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Volkspoesie eingehend beschäftigt zu haben. Er erklärt selbst in der Vorrede zu seinen Gedichten, daß der Minnesänger „naive herzvolle Simplicität großentheils auch auf seine dichterische Bildung mit einwirkte“. In Folge seiner Arbeiten auf diesen Gebieten und da sich L. bald in der österreichischen Hauptstadt einen guten Namen errungen, auch gediegene litterarische Kenntnisse besaß, wurde er im J. 1782 an der Wiener Hofbibliothek als Scriptor angestellt. Er rückte im Anfange dieses Jahrhunderts zum Custos an jener berühmten Anstalt vor und wegen seiner vorzüglichen Kenntniß alter Schriftwerke und Drucke wurde ihm später die Aufsicht der reichen Sammlung von Incunabeln jener Bibliothek anvertraut, in welcher er zugleich mit dem Custos Ignaz Pöhm die Leitung der ökonomischen Geschäfte besorgte und bis 1827 im Dienste verblieb. L. starb am 17. Septbr. 1832 in Wien. Er hatte selbst eine „Kurzgefaßte Beschreibung der k. k. Hof-Bibliothek in Wien“ (1820) herausgegeben, in welcher sich (S. 45) nähere Daten über seine Stellung und Beschäftigung an diesem Institute finden. — Besondere Beachtung verdient L. als Mitglied jenes Dichterkreises der österreichischen Residenz, welcher in reger Verbindung mit dem litterarischen Leben in Deutschland stand und durch den zuerst wieder die deutsche Dichtung in Oesterreich in einer Reihe beachtenswerther Talente vertreten war. Neben Blumauer, Alxinger, Ratschky, Haschka, Retzer, Denis und Anderen vertrat L. schon seit dem J. 1778 das lyrische Element dieses Kreises und in seinen Dichtungen traten ebenfalls die charakteristischen Eigenthümlichkeiten jener österreichischen Schriftsteller der Aufklärungsperiode hervor. Wir finden Gedichte und Aufsätze von L. schon in den Jahrgängen 1780 und 1783 des „Göttinger Musenalmanachs“, im Jahrgange 1783 des „Hamburger Musenalmanachs“, im „Deutschen Museum“ (1782, 83, 87, 88) und im „Deutschen Merkur“ (1787). Besonders erwähnenswerth ist seine Betheiligung an dem seit 1777 erschienenen „Wiener Musenalmanach“, in dessen erstem Jahrgange er bereits Gedichte („Selma an Selmar“, „Mayenlied“, „Frühlingsempfindungen“, „An Doris“, „Nachtgesang“, „Minnelied“, „An einen Freund“, „An Hannchen“), welche im Gegensatze zu den meisten anderen Mitarbeitern mit seinem vollen Namen unterzeichnet waren, veröffentlichte. Ein längeres Gedicht im Volkstone, allerdings nicht frei von Manirirtheit, findet sich in dem „Wiener Musenalmanach“ für 1778 unter dem Titel: „Anmüthige und züchtige Historia von dem Ritter Engelhardt eines edlen Ritters Sohn aus Lysabon und der schönen Gertraud, einer Königstochter von Neapolis“. Von L. finden sich außerdem zahlreiche Beiträge in den Jahrgängen 1779, 1781 bis 1783 und 1785—1793 dieses Almanachs. Nachdem Blumauer zurückgetreten war, übernahm L. selbst die Redaction des „Wiener Musenalmanachs“ für 1795, er nahm kleine Prosastücke neben den Gedichten mit in diese poetische Blumenlese auf und suchte derselben dadurch mehr Abwechslung zu geben. Allein die Zeitverhältnisse fügten es, daß kein weiterer solcher Almanach in der ursprünglichen Form erscheinen sollte und L. daher den letzten Jahrgang redigirt hatte. Die gesammelten „Gedichte von L.“ (Wien 1788) zerfallen in sieben Abtheilungen: Oden, Lieder, Elegien — Idyllen — Balladen — Minnelieder — Volksgedichte — Freimaurergedichte — Briefe. In der ersten Abtheilung finden sich neben Oden und Elegien in antiken Strophen auch einige hübsche kleinere Stücke, Gelegenheitsgedichte u. dgl., darunter die Gedichte: „Lotte an Werther“, „Wiegenlied für Sophie Reinhold, geborene Wieland“, „Auf das Bildniß der Frau S. von la Roche“. In den Idyllen, welche in Prosa abgefaßt sind, folgt L. Geßner's Vorbilde, die „Minnelieder“ sind allerdings mitunter in gar zu tändelndem

Tone gehalten, verrathen aber warme Empfindung. Wirklich volksthümlich und eine biedere Gesinnung bekundend zeigen sich die „Volksgedichte", welche dem „Landboten" Philipp in den Mund gelegt sind. In die Sammlung aufgenommen ist auch das früher einzeln publizirte „Lied eines österreichischen Bauersmanns auf die Ankunft des heil. Vaters Pius VI." (1782). Von L. erschienen außerdem: „Anmerkungen zur Frage: Was ist der Papst? nebst Zurechtweisung eines geistlichen Redners" (1782), „Empfindungen über den der Freymaurerey in den k. k. Erblanden öffentlich ertheilten Schutz" (1786), (ebenfalls in die „Gedichte" aufgenommen) und „Rabbinische Legenden" (1821). Eine Zeit lang scheint L. dem geistlichen Stande angehört zu haben, doch liegen darüber keine bestimmten Nachrichten, nur Andeutungen in einigen Gedichten von ihm und an ihn vor.

Wurzbach, Biogr. Lex. Bd. XV. Vgl. auch des Unterzeichneten Aufsatz über die Wiener Musenalmanache in dessen Oesterr. Cultur- u. Lit.-Bildern (Wien 1879). Anton Schlossar.

Leon: Johann L., Kirchenliederdichter, über dessen Leben nur wenig bekannt ist, stammte aus Ohrdruf, bekleidete anfangs eine Feldpredigerstelle, wurde dann Pfarrer in Königssee, wo er einen Junker, Adam von Bernstatt, in seinem Hause unterrichtete (er hat ihm später seine „Ejaculationes" gewidmet), kam um 1560 in gleicher Eigenschaft nach Groß-Mühlhausen und von da im J. 1575 nach Wölfis bei Ohrdruf, wo er gegen Ostern 1597 starb. — Seine geistlichen Lieder, von denen einige bis heute ihren Platz in den Gesangbüchern behauptet haben, erscheinen bereits zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts in den Liedersammlungen und sind zum großen Theile in den von ihm herausgegebenen Erbauungsschriften und Predigten enthalten. Von solchen veröffentlichte er: „Handbüchlein, Von diesem Jamerthal seliglich abzusterben, mit Christlicher enterweisunge, krancke bekümmerte vnd angefochtene Personen, in Todesnöten zu trösten" (Frankf. a. M. 1566. Darin keine Lieder); „Ein Andechtig Christlich Gebet, in leibes schwachheit zu beten. Item, Der 23. Psalm Dauids, Der HERR ist mein Hirte, ꝛc." (Erfurt 1575 Darin: „Gott Vater mein im höchsten Thron" und: „Mein lieber Gott, der ist mein Hirt"); „Leichpredigt: Vber dem Tödtlichen Abgang, der Edlen Fraw Margarethen, Geborne von Sonthausen daselbs" ꝛc. (Erfurt 1582. Darin: „Den Leib wölln wir nu begraben" und: „Herr Jesu Christ, mein Herr und Gott); „Ejaculationes oder kurtze hertzerweichende Klagbeicht, Trostsprüchlein end Gebet für gesunde, krancke end sterbende Christen" (o. O. 1585; unter dem Titel „Trostbüchlein 1589 und 1611 von neuem gedruckt. Darin mehrere Lieder, wie: „All' Augen, o du großer Gott", „Das walt' Gott, liebster Vater fromm", „Ich hab' nun hinbracht diesen Tag"); „New Jhars Geschenck, Das ist, Drey kurtze einfältige, vnd doch tröstliche Predigten, von dem lieben Newen Jhar" ꝛc. (Erfurt 1607; doch schon vorher einmal gedruckt. Darin das Weihnachtslied: „Maria zart ein Jungfrau rein"). Das bekannte Lied: „Des heil'gen Geistes reiche Gnad'", welches man ihm zufolge des Nürnberger Gesangbuches von 1618 früher zuschrieb, rührt nach neueren Forschungen nicht von Leon, sondern von Ambrosius Lobwasser her. Daß aber auch die Tragödie: „Die Historie von der Offenbarung des waren Messie vnsers Heilandts, den Weysen aus Morgenland geschehen, Vnnd wie Herodes die Vnschuldige Kindlein hab tödten lassen" (o. O. 1553; 2. Ausg. 1566), auf deren Titel sich ein Johannes Leon von Ohrdruf, Schulmeister zu St. Michaelis in Erfurt, als Verfasser nennt, einem Anderen, noch dazu desselben Namens und der gleichen Geburtsstätte, zugehören müsse, scheint doch keineswegs ausgemacht.

(J. G. Brückner) Kirchen- und Schulenstaat im Herzogthum Gotha. I. Thl. 3. Stück (1754), S. 213. — G. L. Richter, Allgem. biogr. Lexikon alter und neuer geistl. Liederdichter (1804), S. 197. — Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, 1. Bd. (1864), S. 466 a b und 521 a—522 a; 4. Bd. (1874), S. 488—522. — E. E. Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs. 1. Hptthl. 2. Bd. (1867), S. 256—258. — A. F. W. Fischer, Kirchenlieder-Lexikon. 2. Hälfte (1879), S. 453 b und unter den einzelnen Liederanfängen. — E. Weller, Annalen d. poet. National-Litteratur. 2. Bd. (1864), S. 569—570 und 578. Schumann.

Leone: Michael de L., war der Sohn des Konrad Jud oder Judde, aus einem bekannten Mainzer Patriziergeschlechte, eines Rechtsgelehrten, der in Würzburg heimisch geworden war, nannte sich aber nach seinem Hof zum Löwen in Würzburg. Nach fünfjährigen Studien in Bologna wurde er Canonicus am Neumünster und Protonotar der Bischöfe Otto von Wolfskehl (1333—1345) und Albrecht von Hohenlohe (1345—1372), starb aber selbst schon am 3. Jan. 1355. Sein Andenken hat sich erhalten durch die von ihm hinterlassenen Sammelbände,* welche u. a. auch deutsche Gedichte und geschichtliche Aufzeichnungen enthalten. Roh in Stil und Sprache, enthalten sie doch werthvolle Nachrichten über das Würzburger Bisthum, besonders den von ihm gerühmten Bischof Otto, und über Ereignisse seiner Zeit; er ist eifriger Anhänger Karls IV. und fanatischer Feind der Juden. Auch die angebliche Grabschrift Walthers von der Vogelweide hat er aufgezeichnet. Nachdem Gropp 1741 in der Collectio Scriptt. Wirceb. seine Aufzeichnungen benutzt und größtentheils abgedruckt hatte, sind sie von Boehmer, Fontes. I, 451—479, vgl. Vorr. S. XXXIV, nach der Handschrift berichtigt und leichter zugänglich gemacht.

Vgl. Ottokar Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen (2. Aufl.) I, S. 128—131. — A. Ruland: 1) Die Würzburger Handschrift der königl. Universitäts-Bibliothek zu München, Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg, Bd. XI, Heft 2 und 3, S. 1—108, und 2) Beschreibung der sogen. Ebracher Handschrift des Michael de Leone ebendas. Bd. 13. An erster Stelle hat Ruland die Polizeiordnungen des B. Otto von Wolfskehl abdrucken lassen. Wattenbach.

Leonhard: Daniel Josef L., † am 1. Juni 1853 als Stadtpfarrer der evangelischen Kirchengemeinde der 5600 Einwohner zählenden Stadt Broos in Siebenbürgen und Dechant des Brooser Capitels, wurde am 23. Mai 1786 in Hermannstadt geboren, wo sein Vater Andreas L. als Provincialnotar beim Stadt- und Stuhlsmagistrat diente. Er entstammte einer alten sächsischen Familie, welche Hermannstadt drei Stadtpfarrer gegeben hat. Sein Großvater Martin Friedrich Leonhard führte im zweiten schlesischen Krieg als jüngster Hermannstädter Senator die sächsischen Insurrectionstruppen in der Charge eines k. k. Majors gegen die Preußen und starb 1745 als Kriegsgefangener in Görlitz. Daniel Josef L. erlangte seine Bildung an den Schulen Mühlbachs und Hermannstadts, wo er im Jahre 1809 das Consistorialexamen, welches damals die Stelle der Maturitätsprüfung vertrat, ablegte. Ueber Aufforderung des Hermannstädter Consistoriums begab er sich 1810 nach Wien, um sich hier einen Reisepaß zum Besuch einer deutschen Universität zu verschaffen, an welcher er sich zum Berufe eines Lehrers und Geistlichen ausbilden sollte. Ein solcher war damals sehr schwer zu erlangen, so daß Leonhard längere Zeit in Wien verweilen und selbst ein Majestätsgesuch überreichen mußte. Da er zum Beginn des Wintersemesters an eine deutsche Universität nicht mehr rechtzeitig gelangen konnte, verwendete er seine Zeit zum Besuche von Vorlesungen an der Wiener Universität; er hörte praktische Oeconomie bei Trautmann, Landwirthschaft in Ver-

bindung mit Technologie bei Blaha und praktische Geometrie bei Bauer; zugleich benutzte er fleißig die reichen Schätze der kaiserlichen und der Universitätsbibliothek. Erst im August 1810 trat er die Reise nach Deutschland an, durchstreifte zu Fuß einen großen Theil desselben und blieb endlich in Göttingen, wo er bei Stäudlin Moral und Dogmatik verbunden mit Dogmengeschichte, beim Physiker Maier Experimentalphysik, bei Blumenbach Naturgeschichte, bei Thibaut angewandte Mathematik und bei Wunderlich Vorlesungen über den lateinischen Styl hörte. Den Vorsatz, im nächsten Semester Kirchen- und Universalgeschichte, Exegese und Astronomie zu hören, mußte L. aufgeben, da er nach Hermannstadt berufen wurde, um eine der fünf damals am dortigen Gymnasium erledigten Lehrerstellen zu übernehmen. Zu Fuß durchreiste er nun einen früher nicht berührten Theil Deutschlands und kehrte über Wien in die Heimath zurück, wo er am 19. August 1811 sogleich die Stelle des dritten Lectors am Gymnasium erhielt. Am 26. Februar 1812 unterzog er sich der Disputation, welche damals statt der Candidatenprüfung üblich war, und legte derselben eine Dissertation zu Grunde, welche den Titel trägt: „Systematica mammalium ac avium Transsilvanicarum enumeratio pro loco inter professores gymnasii Cibiniensis A. C. solemniter obtinendo exhibita a Josepho Leonhard", Cibinii 1812. Blumenbachs anregenden Vorlesungen war diese erste systematische Beschreibung der Säugethiere und Vögel Siebenbürgens zu verdanken, doch erfolgte sie auf Grund genauer eigener Beobachtungen und Untersuchungen. Es folgte ihr Leonhard's „Lehrbuch zur Beförderung der Kenntniß von Siebenbürgen", Hermannstadt gedruckt bei Joh. Barth 1818. Dasselbe behandelt in 3 Abschnitten die Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Geschichte Siebenbürgens. Am 22. November 1818 wurde L. Frühprediger an der großen Kirche in Hermannstadt, am 27. Februar 1819 Vesperprediger daselbst und am 17. October des zuletzt genannten Jahres erwählte ihn die evang. Gemeinde A. B. von Broos zu ihrem Stadtpfarrer. In dieser Eigenschaft entwickelte er 34 Jahre lang eine segensreiche Thätigkeit, welche ein interessantes Beispiel von der oft so vielseitigen Wirksamkeit der siebenbürgisch-sächsischen Pfarrer liefert. Die nächsten Pflichten seines Amtes erfüllte er mit voller Gewissenhaftigkeit, indem er seine Gemeinde durch genau ausgearbeitete und streng memorirte Predigten zu erheben, auf die einzelnen Glieder derselben aber auch durch häufige Besuche besonders in Fällen ehelicher Zwistigkeiten mit solchem Erfolg einzuwirken suchte, daß Eheprocesse äußerst selten vorkamen. Besondere Aufmerksamkeit wandte er der unter seiner Inspection stehenden evang. Schule zu; sehr oft erschien er während des Unterrichts in ihren Räumen, wöchentlich mußten ihm die Lehrer über den Fleiß und Fortschritt der Schüler Bericht erstatten, fehlte es an Lehrmitteln, so fertigte er dieselben nicht selten mit eigener Hand an, wie auch das Hermannstädter Gymnasium eine Sammlung von ihm angefertigter Holzmodelle besaß. Diese auf das Praktische gerichtete Seite des Wesens Leonhard's fand weiteren Ausdruck besonders in einer bedeutenden Bauthätigkeit; nicht nur die Kirche und der Thurm der evang. Glaubensgenossen A. B. in Broos wurden nach seinen Plänen und Kostenüberschlägen, sowie unter seiner Leitung neu gebaut, sondern auch 36 Wohnhäuser der Stadt, so daß diese ihr gefälliges Aussehen hauptsächlich ihm zu verdanken hat. Da das zu den vielen Bauten erforderliche Eisen aus entfernten Orten herbeigeschafft werden mußte, begründete L. die erste Eisenhandlung in Broos, deren Buchführung und Geschäftscorrespondenz er selbst besorgte und für welche, als er mit ihr ein Material-, Specerei- und Farbwaarengeschäft verband, seine eigenen zahlreichen Kinder manchen Artikel nach seiner Anleitung anfertigten. Wie er dieselben auf diese Art zur Händearbeit geschickt machte, so ertheilte er ihnen auch Unterricht in der Pomologie

und im Klavierspiel; der Musik von Jugend an zugethan, erquickte er sich durch dieselbe bis zu seinem Lebensende. Auch die wissenschaftliche Arbeit ruhte nicht. Beweis davon liefern außer den „Denkwürdigkeiten von Broos“ (Hermannstadt 1852) mehrere, meist nicht gedruckte, die Geschichte der Stadt Broos betreffende Arbeiten, dann solche, welche sich auf die siebenbürgisch-sächsische Sprache und das siebenbürgische Costume beziehen und eine Sammlung von Nachbildungen der Namensunterschriften und Siegel der wichtigsten Originalurkunden des sächsischen Nationalarchivs. Auch als Dechant des Brooser Capitels, wozu er im März 1830 gewählt wurde, wirkte Leonhard segensreich; er begründete für die Wittwen und Waisen der Geistlichen desselben einen Pensionsfond, dem manche Wittwe und Waise die Erleichterung ihrer Lage zu verdanken hatte; auch bemühte er sich mit Erfolg die Einigkeit unter den Gemeinden A. und H. B. — Sachsen und Magyaren — welche zum Capitel gehörten, zu erhalten; ein Bild des in Broos zwischen den beiden evang. Gemeinden bestehenden Friedens war bis zum J. 1840 der beiden gemeinsame Kirchthurm, welcher in diesem Jahre einstürzte und durch zwei gesonderte Thürme ersetzt wurde. Mit Schmerz sah L. im Jahre 1848 die Einigkeit, welche er so gerne erhalten hätte, dahinschwinden; es sei ein Jahr des allgemeinen Aufruhrs, schreibt er klagend nieder; die Romänen und Ungarn Siebenbürgens, besonders die Szekler, wütheten als die erbittertsten Feinde gegen einander; die kannibalischsten Mordthaten, Plünderungen und Verheerungen durch Feuer bekundeten hinlänglich die gegenseitige Erbitterung. Und auch als der Friede wieder in das zerrüttete Land eingezogen war, konnte der nun schon alte, von Krankheit geplagte Mann sich nicht ungestörter Freude hingeben. Wohl erkannte er die Trefflichkeit mancher Einrichtung an, welche die Regierung veranlaßte; schmerzvoll mußte er aber beifügen: allein die so treu gebliebene sächsische Nation wird durch die am 1. Februar 1852 erfolgte Beförderung ihres Comes zum Rathe des obersten Gerichtshofes in Wien desselben nicht blos beraubt, sondern erhält zur politischen Leitung der Geschäfte bei dem Hermannstädter Militärdistrict — Siebenbürgen war gegen Ende 1849 in 6 Militärdistricte getheilt worden, deren einer, der Hermannstäder, die von Sachsen bewohnten Gebietstheile umfaßte — an die Stelle des bisherigen Nationsgrafen einen katholischen Grafen Amadei aus Tyrol, wobei zugleich die judicielle Function der Nationsuniversität aufgehoben wird.

Als Quellen zu obiger Darstellung dienten von Leonhard selbst geschriebene „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben“, ferner Mittheilungen im II. Bd. des Schriftstellerlexicons der Siebenb. Deutschen von Josef Trausch, Kronstadt 1870, und ein Aufsatz von E. A. Bielz, welcher unter dem Titel: „Daniel Josef Leonhard. Lebensbild eines sächsischen Pfarrers und Gelehrten im Anfang dieses Jahrhunderts“ im Siebenbürgischen Volkskalender für 1883 zum Abdruck gelangte. Herbert.

Leonhardt: Gerhard Adolf Wilhelm L., königl. hannoverscher und königl. preuß. Justizminister, geb. am 6. Juni 1815 in Hannover, † daselbst am 7. Mai 1880. Sohn des Kreiseinnehmers L. in Neuhaus bei Stade, wuchs er in bescheidenen Verhältnissen auf. Während er das Lyceum in Hannover besuchte, war er in Pension bei Rector Kirchhoff. Seit Ostern 1834 studirte er in Göttingen die Rechte, 1836 in Berlin bei Savigny und Klenze, bis Ostern 1838 nochmals in Göttingen, wo er bei Dahlmann, Hugo, Albrecht und Mühlenbruch hörte. Durch besonderen Anschluß an letzteren gewann er jene Ausschließlichkeit der Hingebung an die Rechtswissenschaft, welche ihn während seiner ganzen späteren Wirksamkeit charakterisirte, zwar die Grundlage seines Aufsteigens in der juristischen Laufbahn wurde, ihm aber später in hohen Stellungen als unberechtigte Einseitigkeit des Staatsmannes zum Fehler gerechnet

wurde. Nachdem er in Göttingen mit Auszeichnung promovirt, lenkte er durch sein außerordentliches Wissen die Aufmerksamkeit der juristischen Kreise seines engeren Vaterlandes auf sich, trat am 23. October 1838 als Auditeur beim Stadtgericht in Hannover in den hannoverschen Justizdienst, ging aber nach bestandener zweiter Prüfung 1842 dort zur Advocatur über. 1843 schrieb er „Die praktisch gültigen Statuten und Observanzen der Stadt Hannover", dann „über die Rechtsverhältnisse des Grundeigenthums", gab die „Annalen des Advokatenvereins" heraus und gewann unter den hannoverschen Juristen aufs neue Ruf durch seinen „Commentar über das Criminalgesetzbuch des Königreichs Hannover" (2 Bde. 1846—1850). Die Erklärung in der Vorrede dieses Werks, „daß eine ständische Mitwirkung an der Gesetzgebung, wie man sie nach den Grundsätzen der constitutionellen Monarchie verlangen zu müssen glaube", nach seiner Ueberzeugung große Vortheile nicht gewähre, erschien lediglich als Ausfluß seiner Abneigung gegen die Mitwirkung von Laien an der Gesetzgebung. Juristisch nicht Gebildete schienen ihm nicht geeignet um die juristisch scharfen und exacten Wendungen, welche bei Gesetzen angestrebt werden müssen, genügend zu würdigen. Begreiflich wirkte aber jener Ausspruch verschieden auf die politischen Parteien. L. zog sich, wie das Mißfallen der liberalen Partei, so das Wohlgefallen der absolutistisch gesinnten Regierung des Königs Ernst August zu, welche auch unter der Herrschaft der 1840 octroyirten Landesverfassung reactionäre Tendenzen verfolgte. Der Einfluß des Hülfsarbeiters im Justizministerium und Mitglieds des Staatsraths, Bacmeister, bewirkte, daß L. im Frühjahr 1848 mit dem Titel Justizrath als Referent in das Justizministerium berufen wurde, was wegen der darin liegenden Verleugnung der bisherigen bureaukratischen Grundsätze in den betreffenden Kreisen großes Befremden erregte. Im Stüve'schen Märzministerium war L. eifrig bemüht am Zustandekommen der vom König am 20. März 1848 u. A. zugesagten Gesetze über Schwurgerichte und Trennung der Verwaltung von der Rechtspflege. Zwar hatte sich L. früher in seinen „Annalen" gegen die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und gegen Einführung von Schwurgerichten erklärt; da es nun aber einmal galt, das Gegentheil zu verwirklichen, verstand er es rasch, sich in die Zeitströmung zu finden und wurde ein ebenso eifriger als tüchtiger Mitarbeiter an der hannoverschen Justizreform von 1850. Namentlich darf die bürgerliche Proceßordnung als sein Werk bezeichnet werden. Auch die weitere Entwicklung und praktische Gestaltung des Proceßverfahrens und der dortigen Gerichtseinrichtungen hat er durch seine amtliche wie litterarische Thätigkeit gefördert. Das Augenmerk vorwiegend auf sein Fach richtend, blieb L. in der Justizverwaltung während aller ferneren bis zum Ende des Königreichs Hannover ernannten Ministerien: sowol unter König Ernst August's Ministerium v. Münchhausen-Lindemann, welches mit der Junkerpartei in Streit gerieth, als auch unter den vom König Georg V. ernannten Ministerien, dem halbreactionären Ministerium Scheele, unter welchem L. zum Oberjustizrath ernannt wurde, dem die Einmischung des Bundestags in die Verfassungsangelegenheiten hervorrufenden Ministerium Lütcken, dem die Verfassung von 1848 aufhebenden und die von 1840 wieder octroyirenden Ministerium v. Borries-Graf Kielmannsegg und dem Ministerium v. Malortie-Windthorst- v. Hammerstein. Unter dem Ministerium Scheele war L. einer der hauptsächlichsten Mitarbeiter am Hypothekengesetz und an den Gesetzen von 1852 über das bürgerliche und das Strafverfahren sowie über die Gerichtsverfassung, welche Gesetze in vielen anderen deutschen Staaten als mustergültig angesehen wurden und bei der späteren deutschen Justizeinrichtung als Muster gedient haben. Aber auch die unter dem Ministerium v. Borries mit Hülfe der Kammern des octroyirten Wahlgesetzes bewirkte Verminderung

der Gerichte und theilweise Wieder-Ueberweisung der Polizeigerichtsbarkeit an die Verwaltungsbehörden erfolgte unter L's. Mitwirkung. Neben den Ministern Lütcken, Brandis und Bergmann wurde L. zum Mitglied der ersten Kammer der 12. Allgemeinen Ständeversammlung (1854—55) ernannt. Um diese Zeit schrieb er: „Die Justizgesetzgebung des Königreichs Hannover" (4. Aufl. 1867). Der Justizminister Windthorst machte 1862 L. zum Generalsecretär im Justizministerium, sandte ihn als Bevollmächtigten zu den Conferenzen der deutschen Staaten über die Wechselordnung, das Deutsche Handelsgesetzbuch und eine allgemeine deutsche Civilproceßordnung und überließ ihm manche wichtigen Justizverwaltungs-Geschäfte. Als sodann im Herbste 1865 die Vorliebe des Königs Georg für eine persönliche Regierung zur Entlassung des Ministeriums v. Malortie geführt hatte, wurde L. in dem am 21. October 1865 gebildeten Ministerium Bacmeister Justizminister. Der Minister des Aeußern, Graf Platen hatte, wie O. Meding (Memoiren zur Zeitgeschichte, Bd. 1 Lpzg. 1881 S. 365) berichtet, für diese Stellung und für die des Finanzministers Personen aus dem alten hannoverschen Adel, deren Fähigkeit hierzu zweifelhaft sein mochte, als Generalsecretäre aber L. für die Justiz und Dietrichs für die Finanzen vorgeschlagen; der König entschied jedoch dahin: „ich habe keine Strohmänner nöthig; wer die Arbeitslast des Amtes trägt, soll auch dessen Ehren haben!" Als Minister der Justiz wollte L., wie Meding (Memoiren, Bd. 2) sagt, „nichts weiter als Chef seines Ressorts sein, dessen Leitung er mit meisterhafter Sicherheit führte". An der Berufung des Dr. Maxen in Göttingen zum Lehrer über Staatsrecht für den Kronprinzen Ernst August hatten L. und Meding gleichen Antheil. 1865 schrieb L. „Die Reform des Civilprocesses in Deutschland", welche als Muster der Art gilt, wie gesetzgeberische Fragen gründlich und ohne gelehrten Ballast zu erledigen sind. In politischen Fragen ist L. von der Haltung der übrigen Minister nicht abgewichen, insbesondere war, wie Meding ausdrücklich bezeugt, das ganze Ministerium Bacmeister am 15. Juni 1866 der Meinung des Königs Georg, daß die preußischen Forderungen unannehmbar weil unberechtigt seien und man durch ihre Annahme unter dem Druck einer augenblicklichen Lage wichtige Hoheitsrechte für immer aufgeben würde. Noch an demselben Tage, an welchem König Georg vor den anrückenden Preußen seine Hauptstadt verließ, hielt ihm L. als Abg. der Städte Lüchow, Dannenberg und Hitzacker in der zweiten hannoverschen Kammer eine warme Lobrede zur Unterstützung der deutschen Politik desselben. Nach der Einverleibung des Königreichs Hannover in die preußische Monarchie wurde L., ungeachtet seiner bisherigen Parteinahme gegen Preußen, mit Rücksicht auf seine Gediegenheit als Jurist von der preußischen Regierung zunächst zum Vicepräsidenten des Oberappellationsgerichts in Celle ernannt. Die berliner Zeitung „Germania" (Nr. 103 v. 8. Mai 1880) sagte, man habe es L. „nicht blos in hannoverschen Kreisen übel angerechnet, daß er sobald nach der Annexion in preußische Dienste trat, zumal er beim Könige von Hannover eine Vertrauensstelle innegehabt und durch seinen juristischen Beirath die Haltung Hannovers im Jahre 1866 wesentlich beeinflußt hat". Am 1. Septbr. 1867 wurde L. zum Präsidenten des Oberappellationsgerichts für die neuen Provinzen in Berlin ernannt und am 16. Nov. 1867, unter Bestellung zum Kronsyndikus, auf Grund Allerhöchsten Vertrauens auf Lebenszeit in das preußische Herrenhaus berufen. Am 5. Dec. 1867 erfolgte seine Berufung zum preußischen Justizminister an Stelle des Grafen zur Lippe. In dieser Stellung hat er eine lange Reihe der wichtigsten gesetzgeberischen Arbeiten zum Abschluß gebracht, von denen vor allen zu nennen sind: Die Novelle zur Concursordnung, die Subhastationsordnung, die Grundbuchordnung, das Gesetz v. 15. Mai 1872 über die dingliche Be-

lastung der Grundstücke und die Vormundschaftsordnung v. 5. Juli 1875. Als Minister, sowie seit 1870 als Vorsitzender des Bundesraths-Ausschusses für das Justizwesen hat L. auch an der Entwicklung der Reichsjustizgesetzgebung den hervorragendsten und erfolgreichsten leitenden Antheil genommen. Die der Gesetzgebung auf diesem Gebiete gestellten Aufgaben waren außerordentlich. Nicht minder groß waren die Anforderungen, welche sich aus der Durchführung der großen Justizgesetze für die organisatorische Thätigkeit des Ministers ergaben. Beiden Aufgaben hat L. sich in seltenem Maße gewachsen gezeigt. Bei der deutschen Civilproceßordnung ging er von derselben Grundlage aus wie 1852 in Hannover; er führte die Art des Verfahrens ein, wonach alle das Urtheil des Richters bestimmenden Thatsachen in Gegenwart der Parteien aus ihren ursprünglichen Quellen dem Richter als Ganzes zur Wahrnehmung kommen. Auch hinsichtlich der Reform des Strafprocesses war es eine Form der Rechtspflege ursprünglicher Zeiten und einfacherer Cultur, die er dem modernen Leben wieder zu gewinnen und mit den Mitteln desselben wieder zu beleben trachtete. Durchdrungen von der Nothwendigkeit einer Betheiligung des Laienelements an der Strafrechtspflege, den Gedanken ablehnend, die Handhabung derselben nur Berufsrichtern zu übertragen, erblickte er die richtige Theilnahme des Laienelements in der altdeutschen Form des Schöffendienstes. Doch drang er mit diesem Gedanken bei der Reform des Strafprocesses nicht vollständig durch. Er fügte sich der entgegenstehenden Ansicht, erklärte aber im Reichstage, die Zukunft des deutschen Strafverfahrens werde die Schöffen an die Stelle der Geschworenen treten sehen. L. war mit allen Kräften darauf bedacht, die Entwürfe des Gerichtsverfassungsgesetzes, der Civil- und der Strafproceßordnung sowie der drei betreffenden Einführungsgesetze im Reichstage zur Annahme bringen zu helfen. Gleich bei Beginn der Berathung dieser Gesetze legte er im Nov. 1876 dem Reichstage eine Uebersicht der Bedenken vor, welche die verbündeten Regierungen in betreff der Beschlüsse der Justizcommission des Reichstags, welche die Entwürfe begutachtet hatte, hegten. Sehr entschieden sprach er sich am 22. Nov. 1876 im Reichstage gegen die Verweisung der Preßvergehen an Geschworene aus. Nachdem der Reichskanzler am 12. Dec. 1876 dem Reichstage mitgetheilt hatte, daß der Bundesrath eine Anzahl bestimmter Punkte gegen die Beschlüsse des Reichstags aufrecht erhalte, verhandelten die Abgeordneten v. Bennigsen, Lasker und Miquel mit L., an welchen der Kanzler sie auf Befragen dieserhalb gewiesen hatte, über einen Vergleich, wonach u. A. die Verweisung der Preßvergehen an Geschworene da wo sie schon gesetzlich eingeführt worden, bestehen bleiben, nirgends aber eingeführt werden solle. Was den andern Punkt betrifft, über den die größten Meinungsverschiedenheiten obwalten, so beharrte L. bei der Beibehaltung des Zeugnißzwangs. Nachdem die Reichsjustizgesetze auf Grund dieses Vergleichs zu Stande gekommen waren, sprach Kaiser Wilhelm am 22. Dec. 1876 L. die lebhafteste Anerkennung aus und verlieh demselben das Großkreuz seines preußischen rothen Adlerordens. Was im übrigen Leonhardt's Thätigkeit bezüglich der Justizgesetzgebung des Reiches betrifft, so ist hervorzuheben, daß er sich am 3. Dec. 1875 bei Berathung der Strafgesetznovelle im Reichstage dahin aussprach, die Frage, ob das Strafgesetzbuch von 1871 sich bewährt habe, könne im Allgemeinen nicht bejaht werden, und daß er in den Verhandlungen des Reichstags v. 19.—24. März 1877 sich gegen die Verlegung des Sitzes des Reichsgerichts nach Leipzig aussprach. Die Verlegung desselben nach Berlin habe für die preußische Regierung die Voraussetzung ihres Verzichtes auf einen eigenen obersten Gerichtshof gebildet. Auch die Reichsgesetze von 1878 über die Gebühren für Gerichtsvollzieher, Zeugen und Sachverständige, sowie über die Rechtsanwälte sind mit Leonhardt's Namen ver-

knüpft. Nicht minder war die Einführung der neuen deutschen Justizgesetzgebung in Preußen sein Werk. Das Jahr 1879 brachte am 3. Mai das Ausführungsgesetz zur deutschen Civilproceßordnung, am 27. Mai die Schiedmannsordnung, am 2. Juli die Vorschriften über die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft, am 28. Juli die Verordnung über die Bildung der Amtsgerichtsbezirke und am 22. Sept. die Verordnung über die Beamtencautionen. Bei Eröffnung des neuen Kammergerichts in Berlin am 9. Oct. 1879 hob der Vorsitzende Meyer die Verdienste Leonhardt's und seiner Räthe um die neue Gerichtsorganisation hervor und sprach den wärmsten Dank für deren aufreibende Thätigkeit aus. Seit längerer Zeit leidend, schien L. sich immer wieder unter dem Gebote aufgerafft zu haben, den Kreis der in seine Hand gelegten Aufgaben abzuschließen; nachdem aber die letzte Aufgabe vollendet war, nöthigte ihn die Ueberanstrengung der Kräfte (Kreuz-Zeitung v. 26. Oct. 1879) um Versetzung in den Ruhestand zu bitten. Der König erfüllte am 29. Oct. 1879 diesen Wunsch, unter Belassung der Würde eines Staatsministers und unter Uebersendung eines außerordentlich ehrenden, erst nach Leonhardt's Tode bekannt gewordenen Schreibens, in welchem es hieß: „Lange schon fürchtete ich, daß Sie zu diesem Entschlusse kommen wollten, denn Sie haben mir, dem engeren und weiteren Vaterlande Ihre Gesundheit zum Opfer gebracht! Aber Sie haben auch nicht vergeblich gearbeitet für die hohen Erfolge, welche Sie erzielten, denn Sie haben mehr wie den Grund gelegt zu einer Einheit der deutschen Gesetzgebung, woran so Viele und so Vieles scheiterte, Ihr Name steht daher in der Weltgeschichte unauslöschlich da! Empfangen Sie für Ihre Hingebung, Aufopferung und Ausdauer ohne Gleichen hier meinen aufrichtigsten und innigsten Dank und königliche Anerkennung, die ich so oft mit Freude in Ihrer Amtsthätigkeit aussprechen konnte.“ Zugleich verlieh ihm der König den Stern der Groß-Comthure des Hausordens von Hohenzollern. Auch am 5. November 1879 beim Empfange des Präsidiums des Abgeordnetenhauses sprach der König von Leonhardt's aufopfernder Hingebung. Die Presse äußerte sich gleichfalls mit großer Anerkennung. Die Berliner ministerielle „Provinzial-Correspondenz“ (Nr. 45) sagte: „Der aus dem öffentlichen Dienst scheidende Staatsmann gehört zu den Männern, deren Wirksamkeit erst die Nachwelt nach ihrer vollen Bedeutung klar zu erkennen vermag. Diese Wirksamkeit war eine reformatorische, indem sie mit reichem Erfolg auf die Einführung neuer Mittel der Rechtspflege und neuer Formen des Rechtsverkehrs gerichtet war. Dabei ist ihm der Vorzug zu Theil geworden, daß seinen Plänen die öffentliche Meinung bereitwillig und vertrauensvoll entgegen kam, während die an den höchsten Stellen neben ihm und unter ihm Wirkenden seinen Ideen, von deren Richtigkeit überzeugt, eine thätige, die Arbeit des Ministers überall erleichternde Unterstützung liehen. Dennoch darf als der Grundzug seiner Thätigkeit der geistige Muth bezeichnet werden, eine noch unter vielen Hüllen verborgene Wahrheit hervorzuziehen und mit Sicherheit den Weg zu zeigen, auf den viele noch Zweifelnde zu folgen bereit sind.“ Die National-Zeitung (Nr. 506 v. 30. Oct. 1879) äußerte: „L. kann das hohe Lob mit sich in das Privatleben hinübernehmen, für ein wenn auch nicht unübertreffliches, so doch überaus treffliches Werk, ein monumentum aere perennius als der erhebliche Förderer mitgewirkt zu haben. Sein Name wird auf dem Denkmal unseres Kaisers stehen wie der des Grafen Carmer auf dem des großen Friedrich. Was Leonhardt's politische Wirksamkeit betrifft, so ist dieselbe seiner fachmännischen gegenüber in den Hintergrund getreten. Man weiß es aus seinem eigenen Munde, daß er den Namen eines liberalen Mannes stets von sich abgelehnt und sich zu conservativen Anschauungen bekannt hat. Man weiß aber ebenso aus seiner langen Amtsführung, daß er in Personenfragen stets nur das persönliche Ver-

dienst und nicht die politische Gesinnung zur Richtschnur seiner Entscheidungen wählte." In der „Kölnischen Zeitung" (Nr. 301 v. 30. Oct. 1879, 2. Bl.) hieß es: „L. ist kein politischer Minister gewesen; wo er amtlich auf politischem Gebiete auftrat, hat er wiederholt ein Mißgeschick entfaltet, das zu Kopfschütteln und Verwunderung reichlichen Anlaß bot. Seiner Verwaltung ist es gelungen, daß die schlimmen Zeiten seines unglücklichen Vorgängers nahezu in Vergessenheit gerathen sind. Daß L. noch ein hervorragendes Verdienst um Reinigung unserer Muttersprache auf einem Felde erwachsen ist, auf das wir am wenigsten unsere Hoffnungen erstrecken zu dürfen glaubten, soll von uns nicht vergessen werden." (S. auch den „Hannov. Courier" Nr. 10008 v. 31. Oct. 1879.) Auch an einigen Vorwürfen gegen L. hat es bei seinem Rücktritte nicht gefehlt. Die „Deutsche Volks-Zeitung" in Hannover, Organ der „deutsch-hannoverschen" (oder sogen. Welfen-)Partei, trug ihm nach, daß er das Gesetz über die Beschlagnahme des Vermögens seines früheren Königs Georg mit unterzeichnet habe. Ferner wurde im „Rheinischen Courier" in Wiesbaden (Nr. 303 v. 23. Dec. 1879) gegen L. der Vorwurf erhoben, daß er sich sowohl in der Gesetzgebung des Reiches und Preußens, als auch bei seiner Amtsführung mit Vorliebe von hannoverschen Ueberlieferungen habe leiten lassen. Leonhardt's Freunde haben aber widersprochen und hervorgehoben, daß L. lange vor Uebernahme des Ministeriums sich auf den deutschen Juristentagen und in Fachzeitschriften als deutscher und von keinem Partikularismus befangener Jurist erwiesen habe. Leonhardt's Nachfolger wurde der Staatssecretär des Reichsjustizamts Dr. Friedberg, und es ist behauptet worden (Weser-Zeitung Nr. 12 599 v. 31. Januar 1882), L. habe bei seinem Rücktritt letzteren als wünschenswerthen Nachfolger bezeichnet mit dem Bemerken, daß während der ersten zehn Jahre nach dem Inkrafttreten der Justizgesetze ein Mann an der Spitze der preußischen Justizverwaltung stehen müsse, der mit jeder Einzelheit der Reformen bekannt und für ein Urtheil über Aenderung zuständig sei. Am 4. Nov. 1879 siedelte L. von Berlin nach Hannover über, wo er am 7. Mai 1880 an Nierenleiden starb. Der Beerdigung auf dem Friedhof am Engesohderberg wohnten am 11. Mai eine Abordnung des Justizministeriums, höhere Beamte aus anderen Ministerien und die obersten Provinzialbehörden bei. Die Nachrufe in der Presse fielen kurz aus, weil sie L's. Wirksamkeit erst kurz zuvor bei seinem Rücktritte näher gewürdigt hatte. Der Reichsanzeiger v. 8. Mai sagte: „Welche Verdienste sich L. durch seine gesetzgeberischen Arbeiten erworben, wird unvergessen sein". In der „Magdeb. Ztg." (Nr. 215 v. 11. Mai 1880) hieß es: „Wohl selten hat es einen Mann gegeben, der, wie L., für politische Charakterfestigkeit und unwandelbare Ueberzeugungstreue ein so geringes Verständniß hatte, und seine Verwunderung bei Anderen, die sich nach dieser Richtung auszeichneten, war oft von unerhörter und kaum begreiflicher Naivetät. Andererseits hielt er viel auf juristisches Wissen und verlangte streng von den Richtern und Anwälten pflichtmäßige Thätigkeit, ohne aber seinerseits für die Hebung des Standes, dem er einst angehört hatte, ein besonders warmes Herz zu dokumentiren. Im Verkehr legte er auf angenehme Formen kein erhebliches Gewicht, war oft kurz und barsch und nur selten mittheilsam". Die „Nat.-Zeitung" v. 8. Mai bezeugte seine hohe Unparteilichkeit, und das „Berl. Tageblatt" v. 7. Mai nannte ihn einen „vor Allem gerechten Mann". Aehnlich sprach sich die Berl. Börsen-Zeitung (Nr. 238) aus. Im Nekrolog in „Unsere Zeit" (Lpzg. 1880 Bd. 2 S. 137) ist gesagt: „L. gehörte zu den Männern, die unbekümmert um andere allgemeine Interessen, nur ihren Ehrgeiz darin suchen und finden, in ihrem Fache Hervorragendes leisten zu wollen, und unbeirrt um die Angriffe von rechts und links dieses Ziel unverrückt im Auge behalten. Eine spätere Zeit wird erst darüber zu Gericht sitzen, ob die von L. wesentlich durchgeführte deutsche Ge-

richtsorganisation den Ansprüchen des Lebens und der Wissenschaft entspricht; keinenfalls aber darf dadurch sein großes Verdienst geschmälert werden, mag das Urtheil ausfallen wie es will, die verschiedenen Formen des Rechtsverfahrens in eine einheitliche Gestalt gebracht zu haben, eine Aufgabe, deren ungeheuere Schwierigkeiten nur der annähernd zu würdigen weiß, der einen Blick in die Jahrzehnte vergeblich versuchte Arbeit der deutschen Regierungen zu diesem Zwecke gethan hat." Ein Nachruf im „Justiz-Ministerial-Blatt für die preuß. Gesetzgebung und Rechtspflege" (Nr. 22 v. 28. Mai 1880) schließt mit den Worten: „So große Reformwerke, wie diejenigen sind, mit denen Leonhardt's Namen für alle Zeiten verknüpft bleiben wird, können nicht ins Leben treten ohne daß sie lebhafte Gegensätze erwecken. Nur die Erfahrung hat wirklichen Werth; sie wird alles Wesentliche an Leonhardt's Schöpfung als einen dauernden Gewinn für das nationale Rechtsleben anerkennen und das Andenken des Schöpfers wird in seinen Werken unvergänglich erhalten werden." Wippermann.

Leonhard: Gustav L., Professor der Mineralogie an der Universität Heidelberg, Sohn des berühmten Mineralogen Karl Cäsar v. Leonhard (s. unten). Geboren am 12. Nov. 1816 in München, siedelte L. mit seinem Vater bei dessen Berufung an die Universität Heidelberg 1818 in die Neckarstadt über, erhielt daselbst seine Jugendbildung und widmete sich unter der speziellen Leitung seines Vaters auf der Universität dem Studium der Mineralogie und der damit zusammenhängenden Wissenschaften. Mit der gekrönten Preisschrift: „Mineralogisch geognostische Beschreibung der Umgegend von Schriesheim, mit besonderer Berücksichtigung der an der Bergstraße auftretenden Porphyre" (abgedruckt im N. Jahrb. f. Min. 1839 S. 26) erwarb er sich 1840 den Doctorhut und begab sich sodann zu seiner weiteren Ausbildung auf die Universität Berlin. Nach seiner Rückkehr habilitirte er sich 1841 als Privatdocent in Heidelberg und wurde 1853 hier zum außerordentlichen Professor der Mineralogie ernannt. Nachdem er unter der Leitung und in Begleitung seines Vaters viele wissenschaftliche Reisen gemacht, publicirte L. ein durch die sorgfältige Zusammstellung der Fundorte ausgezeichnetes „Handwörterbuch der topographischen Mineralogie", 1843 und begann dann sich besonders der geologischen Untersuchung Badens zuzuwenden. Eine Reihe von Werken sind die Frucht dieser Erforschungen: „Geognostische Skizze von Baden" 1846, in 2. Auflage 1861; „Beiträge zur mineralogisch-geognostischen Kenntniß Badens" in 3 Heften 1853—54; „Die Mineralien Badens" 1855. Von mehr allgemeinem Werthe ist die Abhandlung: „Der quarzführende Porphyr" 1851, in 2. Aufl. 1855 erschienen, welche eine eingehende Monographie der genannten Felsart darstellt. Außerdem lieferte L. eine geognostische Karte von Spanien, eine Uebersetzung von Murchison's vortrefflichem Werkchen: „Ueber die Alpen" und zahlreiche, kleinere Aufsätze, z. B.: Ueber Minette an der Bergstraße, Ueber das Vorkommen des Scheelit bei Schriesheim (N. Jahrb. f. Min., Geogn. u. Petr.) ꝛc. Seine hervorragendste selbständige Publication ist die mit vielem Fleiße und Sachkenntniß verfaßte und als Lehrbuch sehr brauchbare Schrift: „Grundzüge der Geognosie und Geologie," welche zuerst 1851, in 2. Aufl. 1860 und in 3. Aufl. 1874 erschien. Ganz besonderes Verdienst aber erwarb sich L. um die Wissenschaft durch die Fortführung des „Neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie und Petrefactenkunde" nach dem Tode seines Vaters, erst gemeinsam mit H. Bronn und nach dessen Tode mit H. B. Geinitz in Dresden. Die darin von L. gelieferten Referate meist mineralogischen Inhaltes zeichnen sich ebenso durch richtige, sachgemäße Beurtheilung, wie durch ruhige tactvolle Behandlung vortheilhaft aus. L. starb am 27. Dec. 1878 in Heidelberg.

Neues Jahrbuch. Nekrol. 1879. Gümbel.

Leonhard: Johann Michael L., katholischer Bischof, geb. am 23. Aug. 1782 zu Grafenwörth in Niederösterreich, † am 19. Jan. 1863 zu Wien. Er machte seine Studien zu Krems und Wien, wurde 1806 Priester und Cooperator in Hausleiten, 1809 Spiritual im Seminar zu Wien, 1810 Pfarrer in Achau, 1812 Hofkaplan, 1816 Spiritual in dem auf Betreiben Jakob Frints errichteten höheren Bildungsinstitut zum h. Augustin in Wien. In demselben Jahre wurde er beauftragt, Schul- und Unterrichtsbücher für die Volksschulen auszuarbeiten. 1817 wurde er Domscholaster und Oberaufseher der Diöcesanschulen, später Regierungsrath und Referent für Volksschulwesen bei der Studien-Hofcommission, 1828 Generalvicar und Weihbischof von Wien, 1835 Bischof von St. Pölten. Schon im folgenden Jahre resignirte er auf dieses Bisthum und wurde nun als Bischof von Diocletianopolis i. p. apostolischer Vicar der kaiserlichen Heere. Als Anerkennung seiner Wirksamkeit erhielt er von dem Kaiser die Geheimraths-Würde und den Orden der eisernen Krone 1. Klasse. Seine Einkünfte verwendete er größtentheils für kirchliche und wohlthätige Zwecke. Er hat eine große Zahl von Schul- und Erbauungsbüchern und homiletischen und katechetischen Werken veröffentlicht, auch eine Schrift über die „Verfassung der Militärseelsorge in den österreichischen Staaten" 1842, und Aufsätze in der Frint'schen theologischen Zeitschrift.

Felder, Gelehrtenlexicon I, 429. III, 527. Wurzbach, biogr. Lex. XV, 4.

Reusch.

Leonhard: Karl Caesar v. L., berühmter Mineralog und Geognost, geb. am 12. Sept. 1779 zu Rumpenheim bei Hanau, † am 23. Jan. 1862 in Heidelberg. Frühzeitig seiner Eltern beraubt erhielt L. in seiner ersten Jugend eine nur lückenhafte Bildung, die er jedoch später bei seiner reichen geistigen Begabung und großen Strebsamkeit soweit zu vervollständigen wußte, daß er bereits in seinem 18. Lebensjahre zuerst die Universität Marburg, später Göttingen beziehen konnte, um innerem Drange folgend sich cameralistischen Studien zu widmen. In Göttingen waren es besonders Blumenbach's geistreiche Vorträge über Mineralogie, welche in dem an sich leicht erregten jungen Studenten die Liebe zu dieser Wissenschaft anfachten und schon damals denselben aneiferten, eine Mineraliensammlung anzulegen, welche gleichsam den Grundstock zu Leonhard's später höchst beträchtlichen Sammlung lieferte. Eine frühzeitige Verheirathung hielt ihn von der Ausführung seines Vorhabens ab, auch noch Freiberg zur weiteren Ausbildung zu besuchen; er nahm vielmehr eine Assessors-Stelle bei der Landsteuer-Direction in Hanau an, entsagte damit jedoch keineswegs der tiefgewurzelten Neigung zur mineralogischen Wissenschaft. Um das in Freiberg Versäumte nachzuholen, suchte L. sich nunmehr durch vielseitigen brieflichen Verkehr mit gelehrten Mineralogen, wie Werner, Voigt, v. Buch, Goethe u. A. und durch Selbststudium zu belehren und fortzubilden. So konnte er schon 1805 mit einer damals mit Anerkennung aufgenommenen Schrift: „Handbuch der allgemeinen topographischen Mineralogie" 1805—1810 vor die Oeffentlichkeit treten, nachdem er seit 1803 zahlreiche Reisen nach Thüringen und Sachsen ausgeführt und fleißig Mineralien eingesammelt hatte. Damals stellte sich L. in dem heftig entbrannten Streit über Neptunismus und Vulkanismus gegen Voigt auf die Seite Werner's, dessen Ruhm noch in stetem Wachsen war. Selbst die inzwischen eingetretenen politischen Unruhen und Kriege verhinderten nicht, daß L. seine mineralogischen Reisen eifrigst jetzt in die österreichischen Alpen und ins Salzkammergut fortsetzte. Bei dieser Gelegenheit knüpfte er persönliche Beziehungen mit dem berühmten Wiener Mineralogen Mohs und mit v. Moll in München an. Schon 1806 war ein gemeinschaftlich mit K. F. Merz und H. Kopp verfaßtes, sehr fleißig ausgearbeitetes Werk: „Systematisch

tabellarische Uebersicht und Charakteristik der Mineralien“ seiner ersten Publication gefolgt und mit dem Jahre 1807 schuf L. in dem „Taschenbuch für die gesammte Mineralogie“, das bis 1829 fortgesetzt wurde, in klarer Auffassung eines sehr fühlbaren Bedürfnisses ein litterarisches Centralorgan für eine Reihe verwandter Fächer (Mineralogie, Geognosie, Versteinerungskunde) und erwarb sich dadurch rasch eine Stellung unter den ersten Mineralogen seiner Zeit. Dieses Taschenbuch ging dann 1830 unter der gemeinschaftlich mit Bronn geführten Redaction in erweiterter Form über in das: Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie und Petrefactenkunde und wurde unter gleicher Redaction seit 1833 unter dem Titel „Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie und Petrefactenkunde“ fortgesetzt, welches nunmehr, wenn auch unter anderer Leitung, als wahre Zierde unserer Litteratur bis jetzt fortblüht. Durch die Gründung und Fortführung dieses dem Entwicklungsgange der Wissenschaft genau folgenden, mit dem Fortschritt in derselben gewissenhaft gleichen Schritt haltenden Zeitschrift erwarb sich L. in diesen Zweigen der Naturkunde unvergängliche Verdienste. Neben dieser Schrift ließ L. seit 1811—1821 noch ein „Allgemeines Repertorium der Mineralogie“, das dann in die erstgenannte Zeitschrift aufging, erscheinen. Inzwischen war L. in seiner dienstlichen Stellung 1809 zum Kammerrath und Referenten in dem Bergfache bestellt, dann 1810 bei Errichtung des Großherzogthums Frankfurt von K. v. Dalberg an die Spitze der Domänenverwaltung berufen und 1813 zum General-Inspector und Geheimen Rath ernannt worden. Sehr angelegentlich pflegte in dieser Zeit L. den Verkehr mit L. v. Buch, der ihn sehr hoch schätzte und seine Verdienste als wahrer Förderer der mineralogischen Wissenschaft laut anerkannte und rühmte. Die unglückliche Schlacht bei Hanau am 30. Oct. 1813 brachte eine verhängnißvolle Wendung in Leonhard's Verhältnisse. Nach der Restauration als übereifriger Freund der Franzosen verdächtig, wurde er aller seiner hohen Würden beraubt und mußte sich wieder mit der bescheidenen Stellung eines Assessors, die er früher eingenommen hatte, begnügen. Dies und die steten Plackereien verleideten L. den Aufenthalt in Hanau und gern folgte er 1815 einem wohlwollenden Rufe König Max I., der L. bei einem Besuche des verwundeten und in Leonhard's Hause verpflegten Prinzen Waldeck persönlich kennen und schätzen gelernt hatte, an die Akademie in München, in welcher er sich mit einer begeisterten Rede „Ueber Bedeutung und Stand der Mineralogie“ (eigentlich Geognosie, im Sinne der damals noch herrschenden Werner'schen Schule) einführte. Aber trotz der collegialfreundlichen Aufnahme im Münchener Gelehrtenkreise wollte es L., der sich etwas wegwerfend und unvorsichtig über altbayerische Eigenthümlichkeiten zu äußern pflegte, nicht gelingen, in München heimisch zu werden und er nahm daher bereitwillig einen Ruf an die Universität Heidelberg, welche ihm die Gunst des badischen Ministers v. Reitzenstein verschaffte, als Professor der Mineralogie an und vertauschte 1818 das Kabalenreich, wie L. München nannte, mit der Neckarstadt. Aus diesen Jahren stammen mehrere bemerkenswerthe Schriften: „Formverhältnisse und Gruppirungen der Gebirge“ 1812 (mit P. E. Jassoy); „Mineralogische Studien“ (mit Selb) 1812 und eine sehr fleißige, die ganze ältere Litteratur umfassende Arbeit, ein wahres Quellenwerk gemeinsam mit J. K. Kopp und K. L. Gärtner: „Propädeutik der Mineralien“ 1817; außer diesen noch „Denkrede auf Werner“ und „Zur Naturgeschichte der Vulkane“ 1818. Bereits stand L. um diese Zeit auf dem Sprunge, aus dem Lager der Neptunisten in jenes der Vulkanisten überzutreten, wozu ihn namentlich das Studium der Basalte veranlaßte. In seiner neuen Stellung in Heidelberg entwickelte L. eine sehr erfolgreiche Thätigkeit; in seinem Vortrage weniger tief und erschöpfend, als lebhaft begeisternd und in hohem Grade anregend, wußte L. als Lehrer großes Interesse für seinen Gegenstand zu er-

wecken und den Zuhörer zu fesseln. Auf zahlreichen Reisen sammelte L. inzwischen vielfache Erfahrungen, und brachte stets großes Material aufgefundener Mineralien und Gebirgsarten mit nach Hause. Auch pflegte er persönliche Bekanntschaften aufs eifrigste. 1822 besuchte er Berlin und mit Bronn Paris. Mit Gmelin publicirte L. 1822 eine kleine Schrift über einige Felsarten: „Nephelin in Dolerit vom Katzenbuckel", dann ein vortreffliches „Handbuch der Oryctognosie" 1822, welches 1826 eine 2. Aufl. erlebte. In diesem Werke folgte L. dem Gmelin'schen System der Eintheilung, auf chemische Grundlagen gestützt, wobei immer ein Stoff als chemisch Formendes, der andere als chemisch Geformtes angesehen wird, so daß z. B. die nicht metallischen Stoffe gegenüber den metallischen als formendes Princip gelten. Demgemäß theilen sich die Mineralien in Nichtmetalle mit dem Sauerstoffe an der Spitze und in Metalle mit Kalium als Schlußglied. Fast unmittelbar darauf folgte eine noch umfassendere Publication: „Charakteristik der Felsarten" in 3 Abth. 1823—24, der erste, allerdings noch schwache Versuch einer Petrographie, in der, abgesehen von den Lagerungsverhältnissen, die Gesteine in wenig zutreffender Weise in ungleichartige, gleichartige, Trümmergesteine, lose Massen und in Kohlen eingetheilt werden. Eine Art Geologie bietet „Die Naturgeschichte der Mineralien" 1825, welche auch eine kurze Schilderung der Lagerungsverhältnisse enthält und 1831 in einer 2. erweiterten Auflage den Titel: „Grundzüge der Geognosie und Geologie" erhielt; eine 3. Auflage erfolgte 1839. In einer etwas kürzeren Form und übersichtlicheren Behandlung des Stoffs erschien 1838 ein Werk ganz ähnlichen Inhalts mit dem Titel: „Lehrbuch der Geognosie und Geologie", in 2. Auflage 1849. Hierin zeigt L., daß er ganz auf der Höhe der Wissenschaft stehe. Ausnehmend klar verfaßt und besonders für den praktischen Gebrauch als Anleitung zum Studium nützlich ist: „Agenda geognostica" 1829, in 2. Auflage 1838. Mit einer umfassenden Publication, einer der besten Monographien auf diesem Gebiete: „Die Basaltgebilde" 2 Bde., trat L. 1831—32 vor die gelehrte Welt. Als Frucht ausgedehnter Reisen namentlich in der Auvergne, in Böhmen, und zahlreichen vulkanischen Gegenden suchte L. in diesem mit größtem Fleiße und Sachkenntniß verfaßten Werke, bei dem nur eine tiefere Einsicht vom chemischen Standpunkte aus vermißt wird, dem Vulkanismus in der ausgedehntesten Weise zum Siege zu verhelfen und gelangte so in der Hitze des Gefechts, in dem er sogar den körnigen Kalk im feurig-flüssigen Zustande aus dem Innern der Erde aufsteigen ließ, bis zu dem Ultravulkanismus. Praktisch angelegt und voll Eifer bestrebte sich L., besonders den mineralogischen Wissenschaften eine weitere Verbreitung auch in den Laienkreisen zu verschaffen, was er durch eine Reihe populärer Vorträge zu erreichen suchte. Diese legten den Grund zu einer umfangreichen, populären Schrift: „Geologie oder Naturgeschichte der Erde" 1833—44 in 5 Bänden. In diesem Werke zeigte sich L. bei umfassender sachlicher Darstellung zugleich auch als Meister in der populären Schilderung und schuf dadurch, daß er in glänzendem Style Belehrendes mit Interessantem und Auffallendem kunstreich und in einer die Aufmerksamkeit fesselnden Weise zu verweben verstand, eine der besten populären Schriften, welche wir in diesem Fache besitzen, so daß sie Anfängern auch jetzt noch zur Orientirung empfohlen werden darf. L. trug durch diese und andere Schriften wie kaum ein Anderer zur Verbreitung der geognostischen Wissenschaft bei und das ist keines seiner geringsten Verdienste. Weitere Reisen führten ihn in den Harz, bei welcher Gelegenheit er seinem alten Lehrer Blumenbach eine verdiente Huldigung brachte, in das pfälzische Kohlen- und Quecksilbergebirge, in die rheinischen Gebirge, nach Sachsen und Böhmen (1846), überall beobachtend, sammelnd und persönliche Beziehungen anknüpfend. Ein kleines Büchelchen: „Naturgeschichte des

Steinreichs", populär verfaßt, fand 1844 seinen Weg in die weitesten Kreise und mit dem „Taschenbuch für Freunde der Geologie" in 3 Bdn. (1845—47) versuchte der Verfasser, die Leser seiner populären Geologie mit dem Neuesten und Wissenswerthesten der Wissenschaft auf dem Laufenden zu erhalten. An die Reise nach Böhmen schloß sich ein Wiederbesuch von Wien und eine Exkursion durch die Gebirge des Salzkammerguts und Tirols bis zur Bodenseegegend. Bis zu diesem Zeitabschnitte reichen Leonhard's eigene biographische Aufzeichnungen, die er unter dem Titel: „Aus meiner Zeit und meinem Leben" 1844—46 reich ausgestattet mit interessanten Schilderungen der Oeffentlichkeit übergab. Die Wirren der Jahre 1848 lähmten seine schriftstellerische Thätigkeit. Neben seiner regelmäßigen Berufsthätigkeit als Lehrer und sehr gewissenhafter Mitarbeiter an dem „Jahrbuche für Mineralogie" ꝛc. befaßte sich in dieser Zeit L. mit besonderer Vorliebe mit dem Studium der durch große Hitze künstlich erzeugten Mineralien in Form von Schmelz- und Hüttenproducten, hauptsächlich in der Absicht, dem stark angegriffenen Vulkanismus neue Stützpunkte zuzuführen. Ueber denselben Gegenstand hielt er auch 1852 auf der Naturforscherversammluug in Wiesbaden, der letzten, welcher er beiwohnte, einen umfassenden Vortrag. Dieser Gegenstand war es auch, über welchen er seine letzte Ausarbeitung: „Die Hüttenerzeugnisse als Stützpunkte geologischer Hypothesen" 1858 veröffentlichte. Besonders nahe ging ihm L. v. Buchs im Frühjahre 1853 erfolgter Tod. Seit dem Jahre 1860 begannen seine Kräfte rasch zu schwinden, bis endlich am 23. Jan. 1862 sein Lebenslicht erlosch. Um das Bild dieses verdienstvollen Forschers allseitig abzurunden, muß noch erwähnt werden, daß Leonhard's phantasiereicher Geist ihn auch Versuche auf belletristischem Gebiete wagen ließ: „Fräulein von Scudery", „Carlo Frontoni", „Wenthworth" gehören hierher. L. war ein großer Theaterfreund und liebte es in Privatkreisen selbst als darstellender Künstler aufzutreten. Auf wissenschaftlichem Gebiete gehört L. zu den wenn auch weniger durch selbstständige wichtige Forschungen glänzenden, als die Entwicklung, die Verallgemeinerung, Erweiterung und Verbreitung der wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der Mineralogie und Geologie ungemein fördernden Gelehrten. Ihm zu Ehren trägt ein Mineral den Namen Leonhardit.

v. Leonhard, Selbstbiogr.; Poggendorff, Biogr. I, 1427. Gümbel.

Leonhardi: Hermann Karl Freiherr v. L., geb. in Frankfurt a. M. am 12. März 1809, † am 21. August 1875 in Prag, Sohn ein Kaufmanns, welcher später in den Adelstand erhoben wurde, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann das Lyceum zu Hannover und 1827 die Universität Göttingen, wo er naturwissenschaftliche, juristische und philosophische Vorlesungen hörte. Vor allem wurde er hier durch die Vorträge Krause's aufs tiefste angeregt, und er hatte auch den Muth, den Professor Wendt, welcher häufig über Krause zu schmähen pflegte, in der Vorlesung hierüber zur Rede zu stellen, wofür er durch Relegation bestraft wurde. Er begab sich nun (1829) nach München, wo er bei Thiersch, Schelling, Oken und Baader hörte und auch mit Schimper bekannt wurde. Da dem Minister Wallerstein der Schüler und Anhänger Krause's ebenso verdächtig erschien, wie letzterer selbst (s. Allg. d. Biogr. Bd. XVII., S. 75 ff.), wurde L. in Untersuchungshaft genommen, wo er in 40 Verhören die Ansichten Krause's über den Menschheitsbund zu Protocoll gab. Aus der Haft entlassen, fand er, da sein Vater einige Zeit die Hand von ihm zog, Unterstützung durch seinen Großvater. Als Krause starb (1832), erhielt L. den ganzen handschriftlichen Nachlaß desselben, und in Folge hiervon erwarb er sich das Verdienst der Herausgabe der Werke seines Meisters (1834—43). Im J. 1837 ging er wieder nach Göttingen, dann (1839) nach Frankfurt und auf mehrfachen Reisen in Mitteldeutschland knüpfte er einmal eine nähere Bekanntschaft mit Fr.

Fröbel an. Nachdem er sich 1841 mit einer Tochter Krause's verheirathet hatte, begab er sich nach Heidelberg, wo er für gebildete Kreise Privatvorträge hielt und den dort studirenden Spanier Del Rio für die Krause'sche Philosophie gewann. Im J. 1847 trat er durch die Schrift „Gedanken über den Deutschkatholicismus" gegen Ronge auf, sowie er (1848) in Volksversammlungen gegen die Umsturzpläne Hecker's und Struve's auf die Nothwendigkeit besonnener Reform hinwies. Als ihm 1849 eine ordentliche Professur in Prag angeboten wurde, nahm er in seltener Bescheidenheit den Ruf nur als außerordentlicher Professor an, und erst 1866 rückte er in den höheren Rang ein. Außer der Schrift „Einige Nachrichten über Dr. Schimper" (1855) gab er ein eigenthümliches botanisches Werkchen heraus „Die österreichischen Armleuchtergewächse vom morphogenetischen Standpunkte" (1864), worin er unter Anwendung der Krause'schen Kategorientafel die Entwickelungstheorie Darwin's graphisch darstellte. Als ihn 1865 in Folge mehrfacher Ränke die Zuhörer verließen, hielt er zwei Jahre hindurch öffentliche Vorträge für Gebildete, wobei er seine Pläne eines Vereines der Vertreter der Philosophie vorbereitete; im J. 1868 hielt er wirklich den ersten Philosophencongreß in Prag, zu welchem er „Sätze aus der theoretischen und praktischen Philosophie" (aus Krause entlehnt) zusammenstellte, womit auch die Schrift zusammenhing „Der Philosophen-Congreß als Versöhnungsrath, Beiträge zur religiösen Frage" (1868). Im folgenden Jahre fand in Frankfurt ein zweiter Congreß statt, aus welchem (1871) der allgemeine Erziehungsverein hervorging, welcher die Grundsätze Fröbel's mit jenen Krause's verband. Die Schrift „Die neue Zeit" (1869) enthielt nebst Aufsätzen Röder's, Schliephacke's, Hohlfeld's u. A. Leonhardi's Ansichten über verschiedene Hauptfragen der Gegenwart. In seinem letzten Lebensjahre veranlaßte er die Herstellung einer Büste Krause's durch Hähnel in Dresden. In Folge des Schreckens über die Nachricht der schweren Erkrankung seiner Frau traf ihn ein tödtlicher Schlagfluß.

Unsere Zeit, 1875, II. S. 948 ff. L. Noack, Philosophie-geschichtliches Lexikon, S. 548 f. Prantl.

Leonhardi: Philipp Friedrich Wilhelm Freiherr v. L., ältester Sohn des Freiherrn Friedrich v. L., großherzogl. hessischen Geheimraths und Bundestagsgesandten für die XVI. Kurie († 6. April 1839, Neuer Nekrolog d. Deutschen für 1839, Bd. I. S. 351 ff.), wurde zu Frankfurt a. M. am 1. Decbr. 1812 geboren. Nach Universitätsstudien in Leipzig, Heidelberg und Berlin und einer Reise nach dem Norden promovirte L. 1833 zu Gießen und widmete sich unter Leitung seines verdienten Vaters historischen bundesrechtlichen Studien. Schon 1835 veröffentlichte er „Versuch einer Entwickelung der Kriegsverfassung des Deutschen Bundes, Manuscript für die hohen deutschen Regierungen" und 1840 „Etwas über die goldene Bulle" (zuerst in Wetzlar. Beitr. f. Gesch. u. Rechtsalterthümer). Er hatte sich inzwischen einige Monate in Frankreich, speciell in Paris und Nancy, aufgehalten und sein bedeutendstes, werthvolles Werk begonnen: „Das Austrägalverfahren des Deutschen Bundes", 1. Bd. 1838, 2. Bd. 1845. Nach dem Tode des Vaters in den Besitz des zu Groß-Karben in der Wetterau belegenen Fideicommisses gelangt, erhielt L., der die Aufmerksamkeit der Regierungen auf sich gelenkt hatte, vielfache Auszeichnungen, einen Ruf nach Kassel in das kurfürstliche Ministerium, Anerbieten auswärtiger Posten in der Diplomatie durch das Ministerium du Thil und v. Dalwigk, 1847 den Posten eines großherzogl. hessischen bevollmächtigten Ministers am vormalig nassauischen Hofe und der freien Stadt Frankfurt, 1848 Beförderung zum großherzogl. hessischen Kammerherrn, 1855 zum geheimen Legationsrath. Am 25. Juni 1856 verheirathete er sich mit Freiin Auguste v. Dangern, Tochter des damaligen herzogl.

nassauischen Bundestagsgesandten und vormaligen Staatsministers. Doch entriß ihn in der Blüthe der Jahre schon am 5. December 1856 der Tod den Seinen und der Wissenschaft.

Nach gütigen Mittheilungen des Bruders. — Mohl, Gesch. und Litter. d. Staatswissenschaften, II. 278. 281. Teichmann.

Leoninus: Elbertus L. (Albert le Lion), niederländischer Staatsmann, ward 1520 in Bommel in Gelderland von bürgerlichen Eltern geboren, die ihn jedoch studiren ließen. 1547 erwarb er in Löwen das Licentiat der Rechtswissenschaft und als er nach längeren Reisen und Studien daselbst die Tochter des Professors der Rechte Hasius heirathete, ward er erst zum Doctor und Lector des canonischen, dann 1560 zum ersten Professor des bürgerlichen Rechts an dieser Universität erwählt. Als Rechtsconsulent erwarb er sich einen großen Namen (man nannte ihn Oculus Justitiae) und die Bekanntschaft, ja Freundschaft fast aller niederländischen Größen, so gut die des Cardinals Granvelle und des Herzogs von Aerschot, als die des Wilhelm von Oranien und der anderen Häupter der nationalen Opposition. Die Freundschaft des Oraniers war ihm jedoch 1572 fast verderblich geworden, da der Herzog von Alba ihn darum, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, in Verdacht hatte. Erst durch die Dazwischenkunft Granvelle's und Hopper's, des niederländischen Staatssecretärs in Madrid, konnte er von Lüttich wieder ungefährdet nach Löwen zurückkehren. Alba's Nachfolger, Requesens, bediente sich des allgemein geachteten, überall freundschaftliche Beziehungen besitzenden Mannes, der eine damals exceptionelle Mittelstellung zwischen Katholiken und Protestanten einnahm, bei den Unterhandlungen mit Oranien und den Holländern und Seeländern in den Jahren 1574 und 75. Doch waren die Gegensätze zu schroff, als daß er und der Graf von Schwarzenberg und ihre sonstigen Collegen in der Gesandtschaft mit ihren Versöhnungsvorschlägen durchdringen konnten. Nach der Genter Pacification ward L. in den Staatsrath, die oberste Behörde neben dem Generalgouverneur gerufen und führte theilweise die Unterhandlungen mit Don Juan, wobei er vergebens ein besseres Verhalten desselben mit den Staaten anzubahnen suchte. Als jener 1577 offen mit den Staaten gebrochen hatte, trat L. auf die Seite der letzteren und nahm als Mitglied des Staatsraths einen hervorragenden Antheil an allen politischen Verhandlungen. Seine Parteilosigkeit in der Religion, er ward sogar des Indifferentismus in dieser Hinsicht angeschuldigt, und wie Marnix sagte, nur dieses fand derselbe, der strenge Calvinist, an L. zu tadeln, seine engen Beziehungen zu Oranien, der, obgleich er zur reformirten Kirche gehörte und L. niemals die katholische verließ, im Herzen mit ihm gleich gesinnt war, seine großen juristischen und politischen Fähigkeiten führten ihn fortwährend in den Vordergrund, sobald wichtige Verhandlungen bevorstanden. Auch hatte er, nachdem der Kölner Friedenshandel abgebrochen war, alle Hoffnung auf eine Versöhnung mit Spanien aufgegeben und suchte nur die Katholiken und Protestanten in den Niederlanden gegen Spanien zu vereinigen, auch hier im engen Anschluß und Einverständniß mit Oranien arbeitend. Es gelang ihm jedoch nicht, den Abfall der Malcontenten und Wallonen zu verhindern, wie eifrig er auch durch Conferenzen und Correspondenz auf sie einzuwirken suchte. Bei der Reorganisation der Regierung in Gelderland vom Grafen Johann von Nassau (s. d.) und den jetzt unionistisch und protestantisch gesinnten Staaten zum Kanzler, Vorsitzenden des Regierungs- und Justizraths der Provinz erwählt, wirkte er hier sowol wie in Brüssel als Mitglied des Staatsraths, eifrig mit an der Vertheidigung. Ihm und seinen Collegen im geldrischen Rath war es zu danken, daß der Verrath des Grafen Wilhelm von dem Berg (s. d.) 1583 entdeckt und derselbe verhaftet ward. Im nächsten Jahr trat er als Sprecher

der Gesandtschaft auf, welche König Heinrich III. die Souveränität anbot, dann 1586, nachdem der Tractat mit der Königin Elisabeth von England geschlossen war, nahm er die erste Stelle ein im Staatsrath des Grafen von Leicester, des englischen Generalgouverneurs, dessen besonderes Vertrauen er genoß, wie wenig er auch dessen Absichten und namentlich die seiner calvinistisch-demokratischen Umgebung theilte. Selbst jetzt gelang es ihm, eine Stellung zwischen den feindlichen Parteien innerhalb des arg zerrütteten Staats zu behaupten, ohne die Achtung seiner Landsleute einzubüßen. Bis 1595 blieb er Mitglied des Staatsraths. Vielleicht daß ihm die Art und Weise wie Oldenbarnevelt und die Staaten denselben von der Direction der hohen Politik auszuschließen begannen, nicht gefiel, oder daß, wie er selber sagt, seine Jahre ihm die Arbeit zu schwer machten, er zog sich dann in sein geldrisches Kanzleramt zurück. Jedoch übernahm er im nächsten Jahre noch eine Gesandtschaft nach England, die er aber, erst durch stürmisches Wetter und dann durch eine Krankheit abgehalten, aufzugeben gezwungen war. Bis zu seinem Tode, dessen Jahr sonderbar genug ungewiß ist, entweder 1598 oder 1601, konnte er sich seinem Amte in Gelderland widmen und zugleich der Rechtswissenschaft. Trotz seinen vielfachen Geschäften und angestrengten politischen Thätigkeit fand er noch immer Zeit, eine Anzahl juristische Arbeiten abzufassen, namentlich „Emendationes juris canonici et civilis“, Commentarii in Pandectas“, zwei „Centuriae Consiliorum“ (juristische Gutachten) und vier Bände der Consilia seines Schwiegervaters Hasius. Auch von seinen Reden und politischen Gutachten sind einige publicirt worden. L. gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Persönlichkeiten der Niederlande zur Zeit des Freiheitskriegs gegen Spanien. Nur einem wegen seiner Talente und seines Charakters so hoch geachteten Manne konnte es gelingen, eine fast neutrale Stellung zwischen Protestanten und Katholiken einzunehmen, nur das Vertrauen auf seinen unerschütterlichen Patriotismus ihm erlauben, in Mitten heftiger, oft fanatischer Calvinisten einen so hervorragenden Platz im Staat zu behaupten, und ohne das Vertrauen der holländischen Regenten zu verlieren, der Rathgeber Leicester's zu sein.

Leoninus' sehr verstümmelte Autobiographie ist erst gedruckt von Antonius Mattheaus in seinem Alciatus, de vita monastica, dann theilweise von einer alten Uebersetzung ergänzt herausg. von Delprat in Nijhoffs Bydragen voor Vad. Gesch. en Oudheidk. 1. Folge, Bd. VI. Vgl. v. Cappelle, Lofrede op Elbertus Leoninus in seinen Bijdragen tot de Gesch. der Ned. Goethals, Histoire des lettres etc. de Belgique, Bd. I. Weiter die gewöhnliche Litteratur: Groen van Prinsterer, Archives de la Maison d'Orange; Bor, Ned. Oorloghen 2c. P. L. Müller.

Leonrod: Karl Ludwig Freiherr v. L., Rechtsgelehrter, wurde zu Steinheim bei Hanau am 6. April 1774 geboren, verlor schon früh (1778) seinen Vater und bildete sich in Heidelberg und Wetzlar für den Justizdienst aus. 1795 zum Rath bei der Regierung in Amberg ernannt, studirte er das preußische Landrecht, trat 1797 als Referendar in preußische Dienste und wurde 1804 Director des Stadtgerichts zu Dinkelsbühl. In den späteren Stellungen, als Director des Stadtgerichts Nürnberg, dann (unter Feuerbach) des Appellationsgerichts Ansbach bewies er sich als scharfsinnigen Juristen und gewandten, viele nützliche Reformen einführenden Geschäftsmann. Nicht minder legte er (seit 1825) in der bairischen Kammer der Abgeordneten, deren zweiter Präsident er 1827 wurde, hohe Begabung und glänzende Rhetorik an den Tag. 1828 durch Ernennung zum lebenslänglichen Reichsrath, 1831 durch Verleihung des Charakters „Geheimrath“ ausgezeichnet, arbeitete er, nach Auftrag, einen Entwurf eines neuen Civilgesetzbuchs aus. Derselbe ist nicht gedruckt, da er den Kammern nicht vor-

gelegt worden ist. Er umfaßt 1395 Artikel in vier Theilen. Nach Feuerbach's Tode übernahm er 1833 das Präsidium des Appellationsgerichts Ansbach und siedelte 1838 nach Eichstädt um. Schwerhörigkeit nöthigte ihn, seine Reichsrathstelle niederzulegen. Die Universität Erlangen verlieh ihm 1843 honoris causa den Titel eines Dr. juris, die Regierung den Titel Staatsrath. Von allen Seiten mit Ehren und Gaben bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums (1845) überhäuft, trat er 1847 in den Ruhestand, verlebte die letzten Jahre in Ansbach und Nürnberg und verstarb an Lungenlähmung am 2. Jan. 1859. — Von schriftstellerischen Leistungen, außer dem oben erwähnten, bedeutenden Entwurfe, sind eine Reihe kleinerer, sämmtlich 1817 in Nürnberg erschienener Schriften über Depositalordnung, Hypothekenordnung, freiwillige Gerichtsbarkeit, Erbrecht u. a. zu erwähnen. — L. genoß in den weitesten Kreisen die wohlverdiente allgemeine Verehrung als ritterlicher, liebevoller Charakter. Ein Sohn ist Landgerichtsdirector in München.

Allgemeine Zeitung, 1845, 15. Sept.; 1859, 27. Jan. — Mussinan, Bayerns Gesetzgebung, 1835. — Roth, Bayer. Civilrecht, 2. Aufl. 1881 ff., Bd. I. Teichmann.

Leontorius: Conrad (Leonberg, Löwenberg) L., Theologe und Humanist. In dem Städtchen, nach welchem er seinen Namen führt, geboren, ca. 1465, macht er in Italien und Frankreich gründliche Studien, wird Cisterciensermönch in Maulbronn, von 1505 an im Beginenkloster Engelthal, südlich vom Dorfe Mutterz. Dort ist er am 1. Januar 1511 gestorben. Seine Hauptthätigkeit bestand in der Unterweisung junger Leute. Unter ihnen ist Bonifacius Amerbach ohne Zweifel der berühmteste. Schon dieser Schüler deutet eine Verbindung des Lehrers mit Basel an. Dieselbe ist auch durch Anderes bezeugt: die Baseler Druckherren wandten sich an ihn, damit er ihnen Editionen mache, z. B. die einer lateinischen Bibel, oder zu ihren Verlagswerken empfehlende Briefe und Gedichte beisteuere. Solche Beiträge, so unbedeutend sie an sich sind, haben einen gewissen Werth dadurch, daß sie von seinen litterarischen und persönlichen Beziehungen Kunde geben. Sie zeigen ihn in Verbindung mit Theodor Gresemund in Mainz, mit Peter Schott und Jakob Wimpfeling in Straßburg, also mit Mitgliedern der süd- und westdeutschen Humanistenschaar, sie beweisen auch, daß er dieselbe Gesinnung mit ihnen theilt, nämlich die Vorliebe für eine Verbindung der Theologie mit humanistischen Studien, streng religiöse Anschauung, die ihn aber niemals zu einer Verdammung schöngeistigen Strebens veranlaßte. Von allen Humanisten galt ihm Reuchlin als der verehrungswürdigste. Dessen Richtung, Hochhaltung der griechischen und hebräischen Sprache, Hinneigung zu einer eigenthümlichen mystischen Philosophie, war auch die seinige.

Vgl. Geiger, Reuchlin passim; Reuchlin's Briefwechsel a. 1489 u. 1495. Fechter, Baseler Beiträge zur vaterl. Geschichte, 1846, 2. Bd.

Ludwig Geiger.

Leopardus: Paulus L., Philolog, geboren um das J. 1510 in Isemberg in Flandern, studirte an der Universität Löwen die Humaniora unter der Leitung von Nic. Clenardus und Rutger Rescius und eröffnete dann eine Schule in Hondscote, wo er einen großen Theil seines Lebens zubrachte; später siedelte er nach St. Winoxbergen (bei Dünkirchen) über, wo er bis zu seinem am 3. Juni 1567 erfolgten Tode als Lehrer thätig war. Einen Ruf als Professor der griechischen Sprache nach Paris hatte er aus übergroßer Bescheidenheit abgelehnt. Er selbst hat nur eine Schrift veröffentlicht: „Vita et chriae sive Apophthegmata Aristippi, Diogenis, Demonactis, Stratonis, Demosthenis et Aspasiae“, Antwerpen 1556; erst kurz nach seinem Tode erschien das Werk, welches von seinem Scharfsinn und seiner gründlichen Gelehrsamkeit ein glänzendes Zeugniß

ablegt, die „Emendationum et Miscellaneorum libri XX in quibus plurima tam in Graecis quam in Latinis auctoribus a nemine hactenus animadversa aut intellecta explicantur et emendantur. Tomus prior libros X continens“, Antwerpen 1568 (die letzten 10 Bücher sind erst 1604 von P. Scriverius in J. Gruter's Fax Critica t. III. veröffentlicht worden).

Vgl. A. J. van der Aa, Biographisch Woordenboek der Nederlanden, Thl. XI. S. 354. B.

Leopold I. (1640—1705), Regent von Oesterreich 1655—1704, deutscher Kaiser 1658—1705, war der zweite Sohn Kaiser Ferdinands III. aus dessen erster Ehe mit der spanischen Infantin Maria Anna und geboren am 9. Juni 1640. Seine Erzieher waren Graf Johann Ferdinand Portia und unter dessen Leitung die Jesuiten Christoph Müller und Johann Eberhard Nidhard, später Cardinal. L. wurde in seiner Jugend für den geistlichen Stand bestimmt, bis nach dem frühzeitigen Tode seines älteren Bruders, des römischen Königs Ferdinand IV., 1654 das Recht der Erbfolge in Oesterreich auf ihn überging. Er empfing die Huldigung der österreichischen Stände 1655, wurde im gleichen Jahre zum König von Ungarn und 1656 zum König von Böhmen gekrönt. Nach dem Tode seines Vaters Ferdinand III. 1657 erhielt er trotz des französischen Einflusses und nach langen Verhandlungen die deutsche Kaiserkrone (1. August 1658). Obwol die neue Wahlcapitulation die Kaisergewalt noch mehr beschränkte und der rheinische Bund (1658—67) dieselbe für eine Zeit vollkommen gebunden hielt, gelang es L., die Oberhoheit zu behaupten und die Unabhängigkeit des Reiches, namentlich gegen Frankreich zu bewahren. Er verfocht in allen seinen Kriegen ein gemeinsames österreichisches und deutsches Interesse. Durch seine eigene Macht, wie durch Bündnisse mit deutschen Fürsten, namentlich mit Brandenburg, Sachsen und Baiern ergänzte er die mangelhafte militärische Organisation des Deutschen Reichs. Statt der ordentlichen Reichsdeputation wurde 1663 der permanente deutsche Reichstag in Regensburg eingeführt. Derselbe behielt die Form der drei alten Reichscollegien, des kurfürstlichen, fürstlichen und reichsstädtischen, aber er war hinfort nur eine schwerfällige Versammlung diplomatischer Vertreter ohne eingreifende politische Bedeutung. Der Kaiser anerkannte 1692 den Herzog von Hannover als den neunten Kurfürsten und wünschte auch die böhmische Kur auf dem Reichstage vertreten zu sehen, was 1693 und 1695 oppositionelle Kurvereine veranlaßte. Als der wichtigste Schritt erschien der Kronvertrag vom 16. November 1700, in welchem Friedrich III., der Kurfürst von Brandenburg, als souveräner König von Preußen eine europäische Stellung erhielt. Derselbe verpflichtete sich dafür, 10,000 Mann für den Kaiser ins Feld zu stellen und im Reiche nur den bisherigen Rang in Anspruch zu nehmen. In Oesterreich befolgte L. die erhaltende Politik seiner Vorfahren. Er ließ den föderativen Staatsbau, die Verfassung der Provinzialstände und die feudale Verwaltung unberührt; in der Regierung stützte er sich auf den Adel und die Geistlichen, milderte jedoch nach der böhmischen Bauernrevolution 1680 die Robot und die bäuerlichen Lasten. Die katholische Religion blieb die Staatsreligion, viele neue Klöster wurden gegründet; die Jesuiten verloren zwar ihren politischen Einfluß, beherrschten aber noch immer die Hoch- und Mittelschulen, die Censur und Litteratur. Die Centralgewalt ruhte in dem geheimen Rath und in den Conferenzen. Die ersten Minister Leopolds waren Fürst Johann Portia, Fürst Johann Auersperg, gestürzt 1669, Fürst Wenzel Lobkowitz, 1674 verbannt, die Obersthofmeister Graf Max Lamberg, Graf Ferdinand Harrach und die österreichischen Hofkanzler Johann Paul Hocher, Theodor Strattmann und Johann Friedrich Bucelini. Alle unterstützten die Politik des Gesammtstaates und den Absolutismus der Krone; die einen in altständischer,

die anderen in mehr bureaukratischer Wese. Die oberste Leitung der Finanzen hatten Graf Ludwig Sinzendorf, welcher 1680 wegen Unterschleif sein Amt verlor, Graf Rosenberg, Bischof Kolonics, Seifried Breuner, Graf Salaburg und 1703 Graf Gundaker Stahremberg. Der Staatshaushalt blieb jedoch in der ganzen leopoldinischen Zeit in Unordnung. Neben diesen Ministern ragten in der kriegerischen Zeit die Feldherren hervor: Graf Raimund Montecuculi, Herzog Karl von Lothringen, Prinz Eugen von Savoyen, Ludwig von Baden, Graf Rüdiger und Guido Stahremberg u. a. Die Errichtung einer stehenden Armee in Oesterreich, welche schon Montecuculi verlangte, hat L. abgelehnt, aber die Dinge drängten von selbst dazu; die neuen Regimenter, welche 1672 ins Feld zogen, wurden nicht wieder aufgelöst. So friedliebend die Natur Leopolds war, brachte er doch sein Leben mit geringen Unterbrechungen im Kriege zu: gegen die Schweden 1657—60, gegen die Türken 1662—64 und 1683—99, gegen Frankreich 1672—79, von 1688—97 und 1702 bis zu seinem Tode 1705. Den nordischen Krieg übernahm L. von seinem Vater als Bundesgenosse von Polen gegen Karl X., den König von Schweden, welcher Polen bis an die Karpathen eroberte und sich mit Georg Rágóczy, dem Fürsten von Siebenbürgen, in Verbindung setzte. Nachdem sich der Kurfürst von Brandenburg 1658 dem Kaiser angeschlossen hatte, rückten die Verbündeten in Holstein, Schleswig und Jütland ein, eroberten Schwedisch-Pommern und Kurland und zwangen die Schweden nach dem Tode Karls X. zum Frieden von Oliva (3. Mai 1660), durch welchen die Unabhängigkeit Polens hergestellt und die ungarische Grenze gesichert wurde. Rágóczy wurde von der Pforte entsetzt, starb bald nachher (8. Juli 1660), nachdem er das türkische Heer bei Großwardein geschlagen hatte. Als die Pforte Siebenbürgen vollständig unterwerfen wollte, unterstützte Oesterreich den Nachfolger Rágóczy's, Johann Kemény, welcher bald nachher, 1662, in einem Gefechte fiel. Der Parteikrieg in Siebenbürgen veranlaßte den Türkenkrieg 1662—64. Der Großvezier rückte im Frühjahre 1663 mit 120,000 Mann und 12,000 Janitscharen durch das offene Land bis Gran vor, bedrohte Wien, eroberte dann die Festung Neuhäusel und zog sich im Herbst in das tiefere Ungarn zurück. Montecuculi deckte Preßburg, konnte jedoch 1663 nichts unternehmen. Erst als 1664 die deutschen Rheinbundtruppen unter Graf Hohenlohe mit 6000 Mann Franzosen nach Oesterreich kamen, rückte Montecuculi mit seiner kleinen Armee, während de Souches den Feldzug in Oberungarn führte, über die Donau, vereinigte sich mit den deutschen und ungarischen Truppen und schlug am 1. August 1664 den Großvezier bei St. Gotthard an der Raab. Statt den Sieg zu benützen, ließ der Kaiser in Rücksicht auf die allgemeine politische Lage am 10. August 1664 den Frieden von Vasvár abschließen, in welchem die Pforte Großwardein und Neuhäusel behielt und den Fürsten Michael Apaffy als unabhängigen Herrn von Siebenbürgen anerkannte. Im folgenden Jahre wurde Graf Walther Leslie, ein Theilnehmer an der Execution Wallenstein's für österreichische und deutsche Handelszwecke als Botschafter nach Constantinopel entsendet. Nach seiner Rückkehr berichtete er der Regierung von dem tiefen inneren Verfall des türkischen Reiches und der allgemeinen Unzufriedenheit der Ungarn. Die Bedrückung der Protestanten und die Willkür der Regierung, welche seit 1658 statt des Reichstages von der Krone ernannte Notabeln berief, führten zu einer weitverzweigten Verschwörung, anfangs zum Schutze der Verfassung, dann zur Losreißung von Oesterreich mit Hülfe Frankreichs und der Pforte. Die Führer derselben waren die Palatine Graf Franz Wesseleny, welcher schon 1667 starb, der Hofrichter Graf Franz Nádasdy, der Ban von Kroatien Peter Zriny, dessen Schwager Graf Franz Frangepani, der steierische Edelmann Graf Hanns Erasmus von Tattenbach und Graf Karl von

Thurn, Landeshauptmann von Görz. Nádasdy und Zriny unterwarfen sich 1669. Sie setzten jedoch ihre geheime Verbindung fort, welche von der Pforte und einigen Mitverschworenen angezeigt wurde. Nádasdy, Zriny und Frangepani wurden in Wien festgenommen und 1671 mit dem Schwerte hingerichtet. Tattenbach wurde in Graz hingerichtet und Thurn kam in lebenslängliche Haft. Von 1672—79 wurde Ungarn wie ein erobertes Land betrachtet, die Verfassung gestürzt, 1673 eine absolute Regierung unter dem Gubernator, dem Deutschmeister Kaspar Ampringer eingeführt und gegen die Protestanten eine harte Verfolgung geübt. Nach wenigen Jahren, 1679, als sich die nationale und protestantische Partei unter Graf Emerich Tököly abermals erhob, wurde die deutsche Regierung wieder aufgelöst, die Verfassung und das Palatinat hergestellt und der Kaiser gewährte auf dem Reichstage zu Oedenburg 1681 den Protestanten eine beschränkte Religionsfreiheit. Nach dem Tode des Großvezier Achmed Köprili, welcher den Frieden mit Oesterreich wollte, begannen die Türken sich wieder in die ungarischen Verhältnisse einzumischen. Von den Empörern in Ungarn zu Hülfe gerufen und von König Ludwig XIV. angespornt, stürmten die Türken 1683 mit einem Heere von 200,000 Mann unter dem Großvezier Kara Mustapha durch Ungarn bis vor Wien, das sie einschlossen und vom 13. Juli bis 12. September belagerten. Während Graf Rüdiger Stahremberg mit der Besatzung und den Bürgern die Stadt tapfer vertheidigte, rückte ein von den Kurfürsten von Sachsen und Baiern geführtes Reichsheer und ein polnisches Corps von 26,000 Mann unter König Johann III. Sobiesky zum Entsatze heran. Herzog Karl von Lothringen, seit 1678 Schwager des Kaisers, vereinigte die kaiserlichen, deutschen und polnischen Truppen, im Ganzen 84,000 Mann bei Tuln an der Donau (7., 8. September), führte sie über den Kahlenberg in die Ebene von Wien und erfocht dort am 12. September 1683 den glänzenden Sieg über die Türken, welcher die Stadt befreite und Wien aus einer befestigten Grenzstadt wieder zu einer bedeutenden Handelsstadt und dem Mittelpunkt der Macht Oesterreichs erhob. Die folgenden Kriegsjahre bezeichnen den Niedergang des türkischen Paschaliks in Ungarn und die Gründung der Machtstellung Oesterreichs im Osten. Karl von Lothringen siegte 1683 und 1685 bei Parkany und Gran, eroberte 1686 Ofen, welches 145 Jahre unter türkischer Herrschaft gestanden, schlug die Türken 1687 bei Mohacs. Der Kurfürst eroberte 1688 Belgrad, Ludwig von Baden erfocht 1691 den Sieg bei Salankemen und Prinz Eugen 1697 (11. September) den berühmten Sieg bei Zentha an der Theiß. Diesen glorreichen Feldzügen folgte 1699 (26. Januar) der Friede von Karlowitz, in welchem die Pforte den Besitz von Slavonien, Siebenbürgen und Ungarn mit Ausnahme des Banates an Oesterreich, Morea an die Republik Venedig und Podolien mit einem Theile der Ukraine an Polen abtrat. Der Führer der Insurgenten, Tököly, hatte sich den Türken angeschlossen, wurde jedoch 1685 gefangen und nach Kleinasien gebracht. Nochmals versuchte General Caraffa (Bd. III S. 777) 1687 durch das Blutgericht zu Eperies die Ungarn zu unterdrücken, aber L. durch die glänzenden Erfolge sicher gemacht, befolgte eine andere Politik, versöhnte den ungarischen Adel und war bemüht, die dynastischen und Kronrechte sicher zu stellen. Auf dem Reichstag zu Preßburg 1687—88 wurde die österreichische Erbfolge in Ungarn anerkannt, der alte Krönungseid geändert, das Recht des bewaffneten Widerstandes, welches die goldene Bulle von 1222 eingeführt, aufgehoben, der Gesetzartikel von 1681 zu Gunsten der Protestanten neuerdings bestätigt und zuletzt der Kronprinz Joseph I. am 9. December 1687 als erblicher König von Ungarn gekrönt. Auch Siebenbürgen erhielt durch das Diplom Leopolds vom 4. December 1691 seine alte Verfassung mit der politischen Autonomie der vier Nationen und wurde nach der Resignation des jüngern

Apaffy 1697 wieder mit dem Reiche vereinigt. Die Versuche einer Insurgirung der Süddonauländer gegen die Pforte waren 1688 und 1690 gescheitert; dafür übersiedelten 36,000 serbische und albanesische Familien nach Südungarn und Slavonien und verstärkten die südslavische Nation. L. gewährte ihnen in den Freiheitsbriefen 1690 (21. August) und 1695 (4. März) die Freiheit der griechischen Religion und eine autonome Verwaltung.

Weniger glücklich war L. in den Kriegen gegen Frankreich. Oesterreichische und deutsche Interessen flossen dabei ineinander, aber der Verlauf der ersten Kriege bezeichnete die Ohnmacht des Reiches, die Zerfahrenheit der Fürsten und den Einfluß Frankreichs auf geistliche und weltliche Höfe. Die vornehmste Ursache der Mißerfolge lag in dem veralteten militärischen System, von dem sich Frankreich damals befreite. Sicherheit und Schutz fand Deutschland damals nur in den selbständigen Militärkräften Oesterreichs und Brandenburgs. Der erste Krieg (1672—79) wurde von L. in Verbindung mit Deutschland und Spanien unternommen, um dem bedrohten Lothringen und Holland beizustehen. Die Erfolge waren am Rhein und in den Niederlanden wechselnd und gering. Die Franzosen siegten 1674 bei Senef in den Niederlanden, bei Sinzheim und Enzheim, 1675 schlug Montecuculi die Feinde bei Saßbach, drang über den Rhein und fiel in Frankreich ein. Im Ganzen blieb jedoch Ludwig XIV. durch seine Waffen und Politik den Verbündeten überlegen. Spanien und Holland verglichen sich mit Frankreich 1678 im Frieden zu Nymwegen, der Kaiser und das Reich schlossen sich demselben 1679 an. Frankreich behielt die Freigrafschaft, eine Reihe fester Städte in den Niederlanden, Freiburg im Breisgau, gab aber Lothringen nicht zurück. In der Friedenszeit von 1679—83 mußte Deutschland abermals den Uebermuth des Erbfeindes empfinden. Der König errichtete 1680 die sogen. Reunionskammern und ließ eine Reihe deutscher Landschaften, Städte und Dörfer mit Frankreich vereinigen. Ebenso entriß er mitten im Frieden 1681, von dem Verrathe einiger Stadträthe und des Bischofs Egon v. Fürstenberg (Bd. VII S. 297) unterstützt, dem Deutschen Reiche die freie Reichsstadt Straßburg. Der Congreß von Frankfurt, welcher 1681 diesen Gewaltthaten ein Ziel setzen sollte, führte zu keinem Resultate. L. trat 1682 dem Bündnisse zwischen Holland und Schweden bei und bemühte sich auch, die deutschen Reichsstände dafür zu gewinnen. Der Kurfürst von Brandenburg hielt jedoch zurück und L., von dem Türkenkrieg auf das höchste in Anspruch genommen, mußte 1684 in einem Waffenstillstand den Franzosen sämmtliche Landschaften, welche die Reunionskammern dem König zugesprochen hatten, sowie Straßburg und die Kehler Schanze überlassen. Als jedoch Ludwig XIV. 1685 nach dem Aussterben der Simmern'schen Linie des Hauses Kurpfalz den besten Theil der pfälzischen Länder als ein Erbgut der Herzogin von Orleans in Anspruch nahm, vereinigten sich 1686 der Kaiser und die meisten deutschen Fürsten im Augsburger Bunde zur Vertheidigung der deutschen Landesgrenze. Ludwig XIV. erklärte deshalb 1688 an den Kaiser den Krieg, der bis 1697 dauerte; das ganze Rheinland mit Ausnahme von Koblenz und Köln kam in französische Gewalt. Der König ließ 1689 die Pfalz und die badischen Lande durch seine Heerführer furchtbar verwüsten, die Städte brandschatzen und niederbrennen. Der Kaiser schloß damals mit dem großen Oranier Wilhelm III. von Holland und England, mit Spanien, Savoyen, Dänemark und mit den meisten deutschen Fürsten, besonders Hannover und Brandenburg die große Alliance, um Frankreich energisch zu bekämpfen. Es gelang ihm, das deutsche Land wieder zu befreien; aber der Krieg zeigte doch nur geringe Resultate. Die Verbündeten wurden bei Fleurus in den Niederlanden geschlagen, Ludwig von Baden drängte die Franzosen über den Rhein, konnte jedoch wegen der Uneinigkeit und Thatlosigkeit der deutschen Truppen

keinen Offensivkrieg führen. In Italien befehligte Prinz Eugen die kaiserlichen und savoyischen Truppen, drang in französisches Gebiet ein, nahm 1695 Casale, verließ jedoch, als der Herzog von Savoyen von dem Bündnisse 1696 abfiel, Italien und übernahm den Oberbefehl in Ungarn. Als dann endlich 1697 der Friede zu Ryswick zu Stande kam, mußte das Deutsche Reich die Bedingungen annehmen, die ihm die fremden Mächte stellten. Frankreich behielt die Landschaften, welche ihm die Reunionskammern im Elsaß zugesprochen, ebenso Saarlouis und Straßburg, alles andere, Freiburg, Luxemburg, Breisach, Mömpelgard u. a. mußte der König herausgeben; der kirchliche Zustand blieb im status quo, wodurch viele protestantische Gemeinden in der Pfalz katholisirt wurden. Den dritten Krieg mit Frankreich führte L. wegen der spanischen Erbfolge, welche die europäischen Mächte und namentlich Oesterreich und Frankreich schon seit 25 Jahren beschäftigte, weil das Erlöschen der spanischen Habsburger mit Philipp IV. und Karl II. in Aussicht stand. L. stützte sich dabei auf die alten Erbverträge der beiden Linien des Hauses Habsburg und auf das Erbrecht seiner ersten Frau, Margaretha Theresia, der jüngeren Tochter Philipps IV. Der König von Frankreich hielt das Erbrecht seiner Gemahlin Maria Theresia, der älteren Tochter Philipps IV., trotz der Verzichtleistung derselben für mehr begründet. Weil König Karl II. und die nationale Partei die spanische Monarchie ungetheilt erhalten wollten, wurde der Kurprinz von Baiern, Joseph Ferdinand, ein Enkel Leopolds von seiner Tochter Maria Antonia, als Thronfolger ausersehen. Frankreich und Oesterreich hatten sich schon 1668 in einem geheimen Vertrage über die Theilung der spanischen Monarchie geeinigt. Auch die Seemächte nahmen den Grundsatz der Theilung auf; sie schlossen mit Frankreich 1698 und als der Kurprinz 1699 nur sieben Jahre alt gestorben war, im März 1700 einen zweiten Theilungsvertrag, in welchem dem Hause Oesterreich Spanien und die Niederlande, dem Hause Bourbon die italienischen Lande zugesprochen wurden. In dem Testamente, welches Karl II. kurz vor seinem Tode (1. Novbr. 1700) unterzeichnet hatte, wurde jedoch die ganze spanische Monarchie dem Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, vererbt. Der König nahm das Testament an und sprach damals die kühnen Worte: „Es gibt keine Pyrenäen mehr!" Während sein Enkel in Madrid als Philipp V. anerkannt wurde, bildete sich 1701 die große Coalition zwischen England, Holland, dem Kaiser und dem Deutschen Reich, mit Ausnahme von Baiern und Köln, welche zu Frankreich hielten. Auch Savoyen und Portugal traten zur Alliance. Auf Verlangen der Seemächte übertrug L. (16. September 1703) sein Erbfolgerecht in Spanien an seinen zweiten Sohn Karl; dieser kam im März 1704 nach Spanien, wurde von einer Partei als König Karl III. anerkannt und behauptete sich zumeist in Catalonien. Der Krieg wurde in Italien, in den Niederlanden, am Rhein und in Spanien mit Erfolg geführt. L. erlebte es noch, daß Frankreich gedemüthigt, Deutschland befreit und die Hoffnung auf einen ruhmvollen Ausgang eröffnet wurde. 1701 schlug Prinz Eugen die Franzosen bei Carpi und Chiari, 1702 bei Luzzara; 1703 scheiterte der Einfall der Franzosen und Baiern in Tirol an der mannhaften Erhebung des Volkes; 1704 siegten der englische Feldherr Marlborough und Prinz Eugen über die Franzosen und Baiern bei Hochstädt oder Blindheim am 13. August 1704. Dieser Sieg bewirkte den Rückzug der Franzosen über den Rhein und die Besitznahme Baierns durch Oesterreich, während die ungarischen Insurgenten unter Rágóczy II., Károly und Bercsény trotz des Sieges der Oesterreicher bei Tyrnau Oberungarn eroberten. Den Ausgang des großen Krieges und der ungarischen Revolution hat L. nicht mehr erlebt. Er starb am 5. Mai 1705, 65 Jahre alt, nach einer Regierung von 48 Jahren. In seiner Jugend war er unsicher, unerfahren, schwach und

wurde von Ministern und Günstlingen beherrscht; in der zweiten Hälfte seines Lebens griff er thätig und selbständig in die Politik und Regierung ein. Ein kluges Ausbiegen und Nachgeben, die zähe Ausdauer und das Vertrauen auf sein Recht verschafften ihm Glück und Sieg. Als deutscher Kaiser vermochte er bei der Landeshoheit und Selbständigkeit der territorialen Gewalten die Kräfte des Reiches niemals ganz zusammen zu fassen, aber in Oesterreich war er durchaus der gebietende Herr. Seine Enkelin sagte von ihm: „Leopold I. war unter meinen Vorfahren derjenige, so über seine landesfürstliche Autorität Hand hielt und solche gegen Jedermann zu mainteniren gedachte“. Er erschien als der erste Kaiser von Oesterreich, indem er überall das österreichische Staatsinteresse voranstellte. Durch die Eroberung von Ungarn und Siebenbürgen vollendete er den Staatsbau, wie ihn Ferdinand I. 1526 gegründet. Er vereinigte 1665, als die Tiroler Linie des Hauses Oesterreich mit dem Erzherzog Sigismund erlosch, Tirol wieder mit dem Reiche und verwendete die Gelderbschaft zur Einlösung der schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor, welche Ferdinand III. an Polen verpfändet hatte. Als politischer Charakter hat er nicht die Höhe eines Maximilian I. oder Ferdinand I. erreicht, aber er genoß bei den Zeitgenossen wegen seiner Gerechtigkeit und seines Wohlwollens die höchste Achtung. Der Kaiser war klein, sein Blick düster, die Unterlippe nach Habsburger Art hervorragend. In seinen mittleren Jahren war er ein starker, gesunder, rüstiger Mann, ein tüchtiger Reiter und Jäger. Große Reisen hat er nicht unternommen, er lebte zumeist in Wien oder auf seinen Schlössern Laxenburg, Ebersdorf und Schönbrunn bei Wien. Er trug das spanische Kleid und eine mächtige Allongeperrücke. Der Hof war zahlreich, man zählte allein 200 Kämmerer. Die Gesandten berichten von dem majestätischen Anblick, wenn der Kaiser in der Stadt zu Pferde oder im Wagen erschien. Uebrigens waren seine Gebäude, die Einrichtung und das Einkommen nicht nach dem Range, den er als der erste Monarch der Christenheit einnahm. Bei besonders feierlichen Gelegenheiten entfaltete der Hof einen großartigen Prunk, so 1698 bei dem Besuche Peters des Großen in Wien. L. besaß Geist, ein kluges, rasches Urtheil, viel Neigung und Aufmerksamkeit für die Geschäfte, nur zeigte er in öffentlichen Dingen eine vorsichtige Zurückhaltung. Das Volk wünschte ihn mehr kriegerisch als fromm, aber er ist nie ein Soldat und Feldherr geworden, wie sein Vater. Gleich Philipp II. von Spanien regierte L. von seinem Cabinet aus. In seiner politischen Denkart war er ein absoluter Herr und leitete wie alle Fürsten der Zeit seine Gewalt von göttlichem Willen, von göttlicher Vollmacht ab. Gegen Andersgläubige zeigte er ebenso wenig Milde, wie die Ferdinande. Eine Reihe von protestantischen Adelsfamilien in Nieder- und Oberösterreich, welche seit Ferdinand II. eine persönliche Glaubensfreiheit genossen, wanderte damals (1655—88) nach Deutschland aus. Dabei unterstützte L. seinen Beichtvater, den Franziscaner Rojas-Spinola, in dem Bestreben, die christlichen Confessionen zu versöhnen und einen allgemeinen Kirchenfrieden herzustellen. Der Kaiser war in Sprachen wohlunterrichtet; er schrieb außerordentlich viel und meist deutsch mit italienischen, spanischen und lateinischen Worten untermischt. Die Staatssprache war in Oesterreich deutsch, in Ungarn lateinisch. L. zeigte eine Neigung zur historischen Wissenschaft und ließ durch seinen Hofgelehrten Peter Lambeck Bücher, Münzen und Antiken sammeln. Die Universitäten Innsbruck und Olmütz, in Deutschland Halle und Breslau, entstanden unter seiner Mitwirkung. Die deutsche leopoldinische Gesellschaft für Naturforschung trägt seinen Namen. Der große Leibniz stand bei ihm in Gunst. Eine besondere Vorliebe zeigte L. für die Kirchen- und Opernmusik seiner Zeit, er componirte selbst einige Kirchengesänge.

Der Aufwand für die „Hofmusikanten“ war bedeutend. In seinem Privatleben erschien L. makellos. Die venetianer Gesandten rühmen gegenüber dem Verderbniß der anderen Höfe seine Sittenreinheit, Frömmigkeit und Wohlthätigkeit. L. war dreimal verheirathet: in erster Ehe mit Margaretha Theresia von Spanien (1666—73), in zweiter mit Claudia Felicitas von Tirol (1673—76), in dritter Ehe mit der deutschen Prinzessin Eleonore von Pfalz-Neuburg (1676 bis 1705). Die letztere allein hat dem Kaiser Söhne geboren, die Erzherzoge Joseph und Karl, welche dem Kaiser in Deutschland und Oesterreich nachfolgten.

F. Wagner, Historia Leop. M. 1719 u. 1731, Rink, Leben u. Thaten Leopolds I., 1713, Noorden, Geschichte des 18. Jahrhunderts, I. II., Wurzbach, Biograph. Lex., VI. 418—432, Krones, Oesterreichische Geschichte, III. IV., Berlin 1878, Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz, 1869, R. Baumstark, Kaiser Leopold I., 1873. A. Wolf.

Leopold II. (Peter), deutscher Kaiser aus dem Hause Habsburg-Lothringen (1790—92), war der dritte Sohn Kaiser Franz' I. und Maria Theresia's, geb. am 5. Mai 1747. Mit dem Grafen Batthyanyi, dem Ajo des ältesten Bruders Joseph theilte sich in die Oberleitung der Erziehung der jüngeren Brüder Karl und Leopold der Graf Philipp Künigl als Viceajo. Nachdem Karl im Januar 1761 gestorben war, erhielt L. in der Person des Feldmarschalllieutenants Grafen Franz Thurn einen zweiten Subajo (Instruction für denselben bei Arneth, Briefe der Kaiserin Maria Theresia, IV, 17 ff.), dessen Bruder Graf Anton Thurn ebenfalls an der Erziehung Leopolds betheiligt war. Von Leopolds Lehrern werden Jakob Sauboin und Johann Brasseur genannt. Der Prinz eignete sich die Kenntniß der französischen, italienischen und lateinischen, zum Theile auch die der böhmischen Sprache an. Außer der Religion, der Geographie, der Profan- und Kirchengeschichte waren vorzüglich das Recht, Mathematik und Naturwissenschaften die Gegenstände des Unterrichts. Der Jesuit Franz Lochner war L.'s Beichtvater. Es heißt, L. sei anfangs für die Kirche bestimmt gewesen, welcher sich später sein jüngster Bruder Maximilian Franz widmete. Man schreibt die Neigung zu theologischer Controverse, wie seine ganze nachmalige Richtung in kirchlichen Dingen den Lehren und Eindrücken seiner frühen Jugend zu, wie er denn unter dem Einflusse der febronianischen Meinungen aufwuchs, welche von den Canonisten der Wiener Hochschule Eibel und Rautenstrauch gelehrt und von dem vielvermögenden Leibarzte der Kaiserin van Swieten beschützt wurden. In Folge des Erbvertrages, den Franz III. von Modena am 11. Mai 1753 mit der Kaiserin Maria Theresia über sein Herzogthum schloß, wurde der damals sechsjährige Erzherzog L. zum künftigen Gemahl der Enkelin Franzens, der Prinzessin Maria Beatrix, und zum dereinstigen Nachfolger des Herzogs in Modena bestimmt. Doch kam diese Heirath nicht zu Stande. Vielmehr wurde später für Erzherzog L. sein jüngerer Bruder Ferdinand als Gemahl der modenesischen Erbtochter substituirt, während sich L. mit Maria Louise, Tochter des Königs Karl III. von Spanien vermählen sollte. Doch knüpfte der spanische Hof diese Heirath an die Bedingung, daß nach des Kaisers Tode die Thronfolge in Toscana nicht seinem ältesten, sondern als Secundogenitur seinem jüngeren Sohne L. zu Theil werden sollte (Vertrag von Buen Retiro vom 3. Decbr. 1762). Erst als der Herzog von Modena seine Zustimmung zu der Vermählung seiner Enkelin mit Erzherzog Ferdinand gegeben hatte, nahmen die Verhandlungen mit Spanien einen rascheren Verlauf. Am 14. Juli 1763 bestätigte Franz I. als Kaiser und Großherzog die Errichtung der toscanischen Secundogenitur mit dem Vorbehalte des Rückfalles an den Erstgeborenen des Hauses im Falle des kinderlosen Ablebens Leopolds oder des Erlöschens seiner Linie im Manns-

stamme. Der Erbprinz Joseph trat dem Vertrage an dem nämlichen Tage bei. Am 16. Febr. 1764 wurde die Infantin zu Madrid dem Grafen Rosenberg als Vertreter des Erzherzogs L. feierlich angetraut. Im Sommer verließ Marie Louise ihre Heimath. Zu Innsbruck, wohin sich der Kaiser und die Kaiserin mit ihren Söhnen Joseph und L. begeben hatten, wurde das junge Paar am 5. August von dem sächsischen Prinzen Clemens, Bischof von Freising und Regensburg, eingesegnet. Noch jetzt erinnert an dies Ereigniß der Triumphbogen, den die Stadt Innsbruck zur Erinnerung an dasselbe errichten ließ. Aber die festlichen Tage sollten mit tiefer Trauer schließen. Am Tage nach seiner Vermählung erkrankte L. nicht unbedenklich. Kaum war diese Besorgniß zerstreut, als ein noch schwereres Unglück die kaiserliche Familie heimsuchte. Mitten unter den Festlichkeiten starb plötzlich Kaiser Franz I. zu Innsbruck am 18. August 1765.

Durch den Tod des Kaisers Franz wurde L. im Alter von 19 Jahren dessen Nachfolger in Toscana. Nach Maria Theresia's Anordnung begleitete ihn dahin sein einstiger Erzieher Graf Franz Thurn als Oberstkämmerer, zugleich als Leiter und Führer des noch sehr jungen und unerfahrenen Prinzen; doch starb Thurn bald nach seiner Ankunft in Florenz. Am 31. März 1766 fand die durch die Hoftrauer verzögerte Huldigung statt. Obgleich L. eine wunderbare Frühreife des Verstandes und der Willenskraft gezeigt hat, glaubte seine Mutter Maria Theresia doch nicht, ihn sich allein überlassen zu dürfen. Sie hat daher in den ersten Jahren eine Art von Vormundschaft über ihn geübt. Feldmarschall Marchese Botta, das bisherige Oberhaupt der toscanischen Regierung, legte zwar formell die Regentschaft nieder, behielt aber, nunmehr mit dem Titel eines Majordomus, einstweilen noch die oberste Leitung. Als Botta 1766 abberufen wurde, trat Graf Franz Orsini von Rosenberg, gleich seinem Vorgänger, als Vertrauensmann der Kaiserin, an die Spitze des Hofes. Erst als auch Rosenberg aus dem bisherigen Verhältnisse ausschied, trat zu Ende des J. 1770 Pompeo Neri als Chef des Ministeriums an seine Stelle, womit für Toscana eine neue Aera großer Thätigkeit begann, als deren leitende Seele Peter Leopold oder Leopold I., wie er als Großherzog von Toscana genannt wird, zu betrachten ist. Bei seinem Regierungsantritte fand er das Land in einem beklagenswerthen Zustande. Die Jahre der Regentschaft waren eine Zeit des Stillstandes und Rückschrittes für Toscana gewesen. Staatliche Stellung, Wohlstand, Thätigkeit im Gewerbe, Litteratur und Kunst, alles lag darnieder. Theuerung und Seuchen herrschten allenthalben. In Folge der Ansprüche, welche Kaiser Joseph als Universalerbe seines Vaters auf dessen Nachlaß erhob, mußte selbst das Geld aus den öffentlichen Cassen ausgeliefert werden und sah sich L. genöthigt, seine Regierung mit einer Anleihe zu eröffnen. Um so ernstlicher nahm L. die Reform auf allen Gebieten des staatlichen Lebens in Angriff. Auf dem Gebiete des Finanzwesens sind hier namentlich seine Versuche zur Regelung und theilweisen Amortisation der Staatsschuld, sowie die Trennung der Verwaltung der öffentlichen Gelder von der Administration der Krongüter und des großherzoglichen Privatvermögens zu verzeichnen. Trotz der bedeutenden Steigerung der Ausgaben, wie sie durch die vielen und großartigen Reformen, sowie durch die großen öffentlichen Arbeiten bedingt wurde, schloß Leopolds Regierung mit einem Ueberschusse von 5 Mill. L. Wichtiger noch war die Umgestaltung der Gemeindeverfassung, deren frühere Gestalt den beabsichtigten Reformen hindernd im Wege stand. An die Stelle der überlieferten bunten Mannigfaltigkeit trat eine neue Ordnung, die freilich den Communen die letzten Reste politischer Bedeutung entzog und ihnen nur eine ökonomische beließ, aber auch in wohlthätiger Weise die Verwaltung und deren Beziehungen zur Staatsregierung ver-

einfachte. Mit dieser Reform der Communalverfassung wurde auch eine solche der directen Steuern in Verbindung gebracht. Es wurden die verschiedenen das Grundeigenthum belastenden Abgaben abgeschafft und an deren Stelle eine einzige Grundsteuer gesetzt, welche, eben weil sie die bisherigen Zahlungen ablöste, den Namen Tassa di redenzione erhielt. Die Zahl der Fideicommisse wurde beschränkt, die auf den Ländereien haftenden Servituten wurden aufgehoben oder für ablösbar erklärt, frühere Beschränkungen des Besitzes der todten Hand bestätigt und verschärft (nur Munizipalcollegien und Wohlthätigkeitsanstalten wurden davon ausgenommen), die Theilung des Grundeigenthums und die Umwandlung der Latifundien in kleinere Güter zu Erbpacht begünstigt und die Verwandlung der letzteren in freies Eigenthum ermöglicht. Auch sonst besserte sich die Lage der Landbevölkerung, deren Wohl L. sehr am Herzen lag, in vielen Dingen; leider wurden auch die Waldungen zum größten Nachtheile für das Land preisgegeben. Den Getreidehandel sollte die stufenweise Erleichterung und endlich völlige Freigebung des Verkehrs (Aufhebung aller Einfuhrzölle) fördern. In engstem Zusammenhange mit den legislatorischen Maßregeln und praktischen Vorkehrungen zur Hebung der Landwirthschaft stehen die von L. unternommenen Bonificationsversuche, namentlich die des Chianathals und der Maremmen. Zur wissenschaftlichen Förderung der Agricultur vereinigte L. zwei bereits bestehende Gesellschaften, die eine für Botanik, die andere für Landbau zur Akademie der Georgofili und überwies derselben den alten mediceischen botanischen Garten bei San Marco, der nun für landwirthschaftliche Zwecke umgeschaffen wurde. In Bezug auf Straßenbauten ist Leopolds Regierung späteren Zeiten ein Vorbild geworden. Die Schranken des Zunftzwanges wurden durchbrochen, die Binnenzölle abgeschafft; Livorno wurde ein Freihafen, der rasch emporblühte, bis daß der amerikanische Unabhängigkeitskampf ungünstig einzuwirken begann. Auch die Gerichtsverfassung wurde umgestaltet. Die am 30. Novbr. 1756 verkündete Reform der Criminalgesetzgebung (Abschaffung der Todesstrafe und der Tortur) läßt den Einfluß der Zeit, namentlich des berühmten Buches von Beccaria nicht verkennen. Minder erfreulich war das völlig umgestaltete weitverzweigte Polizeiwesen, welches zu einer selbst in die häuslichen Kreise eindringenden Spionage ausgebildet wurde und das Militär ersetzen sollte. L., an sich und wol auch aus Sparsamkeitsrücksichten dem Militär abhold, löste in Folge eines Straßenkampfes zwischen Militär und Sbirren zu Florenz (1774) das erstere, mit Ausnahme der Garnisonsplätze Livorno und Portoferraio und seiner Leibwache auf. Statt dessen traten überall Bürgermilizen ins Leben; doch wurden später (1790) auch die florentinischen Bürgermilizen als nutzlos aufgelöst und deren Obliegenheiten zum Theil Polizeileuten übertragen. Ebenso wurde die Kriegsmarine Toscana's, welche Acton vorübergehend zu nicht geringer Bedeutung gegenüber den Barbaresken erhoben hatte, nachdem jener in Ungnade gefallen und nach Neapel ausgewandert war, verkauft, so daß das Land auch zur See wehrlos war. Ein Friedensvertrag mit Marocco und die Proclamation der Neutralität Toscana's als Fundamentalconstitution des Staates boten dafür nur einen schwachen Ersatz. Vielmehr hatte die Auflösung der Kriegs- auch ein Sinken der Handelsmarine zur Folge.

Bieten schon die bisher aufgezählten Reformen Leopolds viele Vergleichungspunkte mit jenen seines Bruders Joseph dar, so ist dies in noch höherem Maße auf dem Gebiete der Kirchenpolitik der Fall. Dabei schwebte L. ein zweifaches Ziel vor: die Umgestaltung des geistlichen Jurisdictionswesens und der kirchlichen Polizei und die innere Reform der Kirche. Anfangs versuchte L. über einige Reformen Verhandlungen mit der römischen Curie; später stand er davon ab und ordnete kraft seiner „höchsten und absoluten Macht“ die betreffenden Maß-

regeln an. Für die Erlasse ausländischer Kirchenbehörden wurde das Exequatur eingeführt, die bisherigen Zahlungen nach Rom für Spolien, Vacanzen rc. verboten, überhaupt auf eine Lockerung der Beziehungen des toscanischen Clerus zu Rom hingearbeitet. Die Asyle wurden aufgehoben, die Klostergefängnisse unter weltliche Aufsicht gestellt. Alle mittelst geistlicher Censuren verhängten Strafen wurden cassirt, die Veröffentlichung der Bulle in coena domini untersagt. Die Inquisition und die Nuntiaturgerichtsbarkeit wurden abgeschafft, die betreffenden Befugnisse den Bischöfen übertragen. Aber auch die bischöfliche Gerichtsbarkeit ward auf rein kirchliche Angelegenheiten beschränkt und der Clerus unter die weltliche Justiz gestellt. Der Besuch der bischöflichen Seminare wurde für den Weltclerus und für die Regulären für obligatorisch erklärt; außerdem wurden geistliche Akademien gegründet, welche mit den bischöflichen concurrirten. Der Unterricht des Kirchenrechtes sollte keine der staatlichen Autorität zuwiderlaufende Grundsätze lehren. Die Verleihung der Pfarreien und höheren Pfründen wurde von der Ablegung einer Prüfung vor dem Bischofe abhängig gemacht; die Pfarreien selbst wurden möglichst gleichmäßig ausgestattet. Die übermäßige Zahl der Cleriker wurde durch erschwerte Zulassung zu den Weihen beschränkt. Tiefgreifend war die Reform der Klöster und der Klostergeistlichkeit. Alle Klöster wurden der Jurisdiction der Bischöfe unterstellt. Den Provinzialen, wenn Nicht-Toscaner, wurde die Visitation der Klöster untersagt, die im Lande wohnenden Eremiten (Franziscaner, Tertiarier) wurden abgeschafft, viele Klöster aufgehoben und deren Einkünfte zur Aufbesserung der Pfarreien verwendet. Die Aufhebung des Jesuitenordens in Toscana erfolgte 1773. An die Stelle der Jesuiten traten für den höheren Jugendunterricht vorzugsweise die Calasanzier. An die Stelle der gleichfalls aufgehobenen Brüderschaften traten neue compagnie di carità mit gleichmäßigen von der Regierung gutgeheißenen Statuten zu mildthätigen Zwecken. Die Begräbnißplätze wurden aus den Städten herausverlegt, Processionen und Wallfahrten beschränkt, Reliquien, Madonnen und Heiligenbilder Gegenstände polizeilicher Verordnungen. Die Unzufriedenheit des Volkes mit diesen Reformen und der Zwiespalt, den dieselben im Clerus hervorgerufen hatten, bestimmten den Großherzog zu dem Versuche, den Episcopat seines Landes zu gleichmäßiger Behandlung der die kirchliche Disciplin betreffenden Fragen zu veranlassen. Die Bischöfe wurden (1785) aufgefordert, zu diesem Zwecke Diöcesansynoden abzuhalten und zugleich wurden denselben die zu berathenden Punkte zugesandt. Die meisten Bischöfe antworteten zurückhaltend, nur Scipione de' Ricci, Bischof von Prato und Pistoja, einer der wichtigsten Berather Leopolds in kirchenpolitischen Dingen, hielt 1786 eine Diöcesansynode ab, deren Beschlüsse durchaus von jansenistischem und gallicanischem Geiste durchdrungen sind. Die Beschlüsse dieser Synode von Pistoja wurden von der Regierung nicht geradezu approbirt, aber ihre Veröffentlichung und Ausführung wurde gestattet, ja L. hatte sogar die Absicht, um den etwaigen Versuchen, Diöcesansynoden in entgegengesetztem Sinne ins Leben zu rufen, zu begegnen, ein toscanisches Nationalconcil einzuberufen, stand aber auf Ricci's Rath von diesem Vorhaben vorläufig ab und beschränkte sich auf die Berufung einer Versammlung der toscanischen Bischöfe (assamblea episcopale), welche blos das Material für eine Provinzialsynode vorbereiten sollte. Allein die Versammlung führte nicht zu dem von L. gewünschten Ziele. Auch die gemäßigtesten Prälaten sprachen sich gegen das zu Pistoja angenommene System aus. Im Sprengel von Pistoja selbst stieg die Aufregung des Volkes immer mehr. Zwar wurde der Prateser „Madonnenaufruhr" unterdrückt; allein der Großherzog sah doch ein, daß sein Zweck verfehlt war und löste die Versammlung der Bischöfe auf, deren Geschichte er 1788 in Druck veröffentlichen ließ.

L. hat sich auch um Kunst und Wissenschaft in Toscana mehrfach verdient gemacht, obgleich die Zeit solchen Bestrebungen nicht günstig und des Großherzogs eigener Sinn mehr auf das praktische gerichtet war. Auf seine Anordnung wurden die Akademie der Crusca und zwei andere ältere litterarische Gesellschaften aufgehoben und zu einer einzigen, der Fiorentina vereinigt. L. gründete zur Aufbewahrung von Pergamenturkunden das Archivio diplomatico. Unmittelbar beeinflußte L. Galuzzi's Geschichte von Toscana unter der mediçäischen Herrschaft. Das Werk wurde unter seinen Augen im Palast Pitti gedruckt und jeder Bogen von ihm selbst durchgesehen, während das strengste Geheimniß obwaltete und Maßregeln getroffen waren, nichts von dem Werke ins Publicum dringen zu lassen, bevor es auf den Markt gebracht und nach allen Himmelsgegenden versandt wurde. Unter Leopolds Auspizien wurde 1771 von Angelo Fabroni das Giornale de' letterati, eine kritische Zeitschrift, begründet. Giovanni Targioni Tozzetti widmete dem Großherzog sein umfassendes auf die Natur- und Alterthumskunde Toscana's bezügliches Reisewerk. Mit Leopolds Unterstützung wurde eine Ausgabe der Werke Machiavelli's veranstaltet. Besonders wichtig wurde die von L. veranlaßte Umgestaltung der Sammlungen der Uffizien zugleich mit jenen architektonischen Veränderungen, die dem Museum im wesentlichen seine gegenwärtige Gestalt gaben. Die naturwissenschaftlichen und ethnographischen Gegenstände wurden von den eigentlichen Kunstobjecten getrennt und für erstere das Museo fisico gegründet, das damals in Europa seines gleichen suchte und dessen Director Felice Fontana, ein Südtiroler, im Auftrage Leopolds verschiedene Reisen unternahm und jene berühmten anatomischen Wachspräparate ausführte, die er auf Wunsch Josephs II. in Wien wiederholte. Die Kunstsammlungen der Uffizien erhielten einen großen und bedeutenden Zuwachs an Künstlerporträts, etruskischen Graburnen, Vasen, Münzen, Zeichnungen und Kupferstichen, besonders aber durch die aus der Villa Medici in Rom nach Florenz geschafften Sculpturen (die Niobidengruppe). Auch die Laurentiana, welcher Bandini vorstand, erhielt einen ansehnlichen Zuwachs an Handschriften und Büchern. Die Akademie der Künste erhielt unter L. durch Vereinigung und Ergänzung der alten Kunstschulen in dem großen Gebäude in der Nähe von S. Marco ihre gegenwärtige Gestalt. Durch Eckhel ließ L. die werthvolle Sammlung von Münzen ordnen, die von dem Cardinal Leopold Medici herrührte. — Mehr aber als diese Veranstaltungen für Kunst und Wissenschaft haben Leopolds Andenken in Toscana die zahlreichen Hospitäler erhalten, die er in der Hauptstadt selbst und in den übrigen Gegenden seines kleinen Staates gründete.

Nach außen hin erfreute sich Toscana unter der 25jährigen Regierung Leopolds eines dauernden Friedens, der die Durchführung so vieler Reformen gestattete. L. selbst war einfach und dem Prunke abgeneigt; seine Gemahlin, Maria Louise, eine Fürstin von edler Weiblichkeit. Man rühmte ihnen nach, daß sie medicäische Courtoisie übten. Der Palast Pitti wurde wieder lebendig und sah Fremde wie Einheimische häufig an der Tafel. 1769 kam des Großherzogs Schwester Maria Caroline, die durch Stellvertretung angetraute Gemahlin König Ferdinands von Sicilien nach Florenz. L. und seine Gemahlin begleiteten sie nach Neapel. 1769 traf L. mit seinem Bruder, dem Kaiser Joseph II., zu Rom in der Villa Medici zusammen. Joseph war von seinem Bruder entzückt. „Er hat sich", schrieb Joseph an seine Mutter, „ungemein vortheilhaft ausgebildet und ist sehr unterrichtet. Ich glaube, er würde das Glück haben, Ihnen zu gefallen". Am 17. März besuchten der Kaiser und der Großherzog das Conclave. Nachdem hierauf der Kaiser seine Schwester in Neapel besucht hatte, empfing L. in Florenz dessen Besuch. 1770 unternahm L. eine Reise

nach Wien, welche ihm die vollständige Selbstbestimmung verschaffte, so daß er erst jetzt als unabhängiger Souverän in sein Land zurückkehrte. 1775 kam Kaiser Joseph auf kurze Zeit nach Toscana (Poggio Imperiale); im Herbst desselben Jahres weilte Leopolds jüngerer Bruder Maximilian in Florenz. 1776 kamen die Erzherzogin Marie Christine und ihr Gemahl, der Herzog Albert von Sachsen-Teschen, auf ihrer Reise durch Italien auch an Leopolds Hof. „Der Großherzog“, schrieb Albert in sein Tagebuch, „erfreut sich einer blühenden Gesundheit und ist voll Fröhlichkeit. Die Anfälle von Hypochondrie, denen man ihn unterworfen glaubte, scheinen nicht mehr so häufig wiederzukehren. Seine Thätigkeit ist getheilt zwischen der Verwaltung des Landes und der Erziehung seiner Kinder. Er arbeitet den größten Theil des Tages. Die Arbeit ist seine Unterhaltung; er geht ins Detail ein und beachtet alles, was seine Aufmerksamkeit anzieht. Dessen ungeachtet findet er Zeit, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen; man ist überrascht von der Fülle seiner Kenntnisse in der Physik, Naturgeschichte und Landwirthschaft, er hegt große Sorgfalt für die Hebung des Ackerbaues, der Industrie und des Handels, ‚der Quellen des Gemeinwohles‘. Er ist sehr liebenswürdig im Umgange; seine Conversation ist immer interessant durch die gesunde Verständigkeit, die überall durchleuchtet; er gibt den Ton für Alle in der Gesellschaft an“. 1776, als die projectirte Reise der Kaiserin nach Görz nicht zu Stande kam, reiste L. mit seiner Gemahlin nach Wien und wurde 1778, nach dem Ausbruche des baierischen Erbfolgekrieges, von seiner Mutter, mit Zustimmung Josephs, abermals dahin berufen. Von Wien eilte L. nach Böhmen und wohnte nun durch etwa zwei Wochen als Augenzeuge den Kriegsereignissen bei. 1783 fand zu Pisa eine Zusammenkunft zwischen Kaiser Joseph II. und L. statt, wo jener die sofortige Uebersiedelung seines ältesten Neffen Franz nach Wien, der dort zum Thronfolger erzogen werden sollte, von seinem Bruder verlangte, der freilich damit ebensowenig einverstanden war, als mit der von Joseph geplanten Vereinigung Toscanas mit den österreichischen Erbstaaten. Als L. sich mit dem jungen Erzherzog in Wien einfand, unterzeichnete er eine hierauf bezügliche Vereinbarung mit dem Kaiser. Aber in einem vertraulichen Schreiben an seine Schwester Marie Christine äußerte er: „Ich glaube, dies steht in Widerspruch mit den Verträgen. Ich habe unterzeichnet; denn, wenn ich todt bin, werden die Ueberlebenden thun, was sie wollen, mag das Papier unterschrieben sein oder nicht“. — 1785 sahen sich Joseph II. und L. in der Lombardei; es war ihr letztes Zusammensein.

Schon zu Beginn des J. 1790 stand die Auflösung Kaiser Josephs II. bevor. L. wurde von diesem nach Wien berufen. Joseph wollte ihn zu seinem Mitregenten ernennen, sowie er selbst es zur Zeit seiner Mutter gewesen war. Allein L. verzögerte die Reise. Er war mit der Art und Weise, in der der Kaiser die Regierungsgeschäfte leitete, längst unzufrieden und wollte nicht den Anschein gewinnen, als hieße er das System seines Bruders gut. Noch ehe er (3. März 1790) Florenz verließ, befand sich Joseph nicht mehr unter den Lebenden.

Im reifsten Lebensalter von 43 Jahren trat L. aus den geordneten Verhältnissen eines kleinen Staates in die chaotisch gewordenen Zustände eines Reiches, das von außen bedroht, finanziell erschöpft, in seinen Grundvesten wankte. Er kam über Mantua, Botzen und Klagenfurt nach Wien. Die Bevölkerung empfing ihn kühl, die Männer, die im Conferenzrathe saßen, Kaunitz, Starhemberg, Lacy und Rosenberg waren dem neuen Herrscher fremd oder fremd geworden. Niemand stand ihm zur Seite als Erzherzog Franz; erst später folgten ihm seine Frau und seine anderen Kinder nach Wien. „Ich fand alles in Unordnung“, schreibt er an seine Schwester Marie Christine; Niemandem könne er sich anvertrauen,

Niemand sei, der ihm rathen könne. Seit 10 Tagen arbeite er oft bis Mitternacht, so daß er schier den Schlaf verliere. Die Unruhen in Ungarn, den Abfall Belgiens, die Fortdauer des Türkenkrieges, die Ungewißheit im Verhältnisse zu Preußen, die Rückwirkungen der französischen Revolution, trat er als schlimme Erbschaft an. Aber L. zeigte bald, daß er der großen Aufgabe, die an ihn herantrat, gewachsen sei. Vor allem ließ er sich die Herstellung geordneter Zustände im Innern der Monarchie angelegen sein. Den hochgespannten Forderungen der Stände gegenüber zeigte er ebensoviel Klugheit als Festigkeit. Den josephinischen Gedanken der Staatseinheit ließ er fallen. Schon auf der Reise nach Wien versprach er den Ungarn die Wiederherstellung ihrer Verfassung. Ebenso bot er den Niederländern die volle Bestätigung ihrer Privilegien und eine allgemeine Amnestie an. In den Erblanden lebten die ständischen Verfassungen wieder auf. Die Landtage wurden allenthalben einberufen. Einzelne der verhaßtesten Neuerungen, namentlich das als unrichtig in der Bemessung erkannte josephinische Steuersystem wurden sofort abgeschafft, wodurch wieder das Feudalsystem nach dem Zustande von 1788 auflebte. Aber andererseits war L. keineswegs gesonnen, die unter Maria Theresia gewonnenen Grundlagen der Staatsgewalt preiszugeben. Es zeigen dies die Resolutionen über die vor ihn gebrachten Wünsche und Beschwerden der einzelnen Landtage. Was er bewilligte, waren einzelne thatsächliche Zugeständnisse; keineswegs aber ließ er sich zu der gehofften grundsätzlichen Anerkennung der ständischen Ansprüche herbei, wie etwa jener des böhmischen Landtages, der nichts geringeres als die gänzliche Aenderung des staatsrechtlichen Verhältnisses zur Dynastie in der Form eines „Vertrages“ zwischen Souverän und Volk herbeiführen wollte, oder wie jener der Krainer Stände, die ebenfalls von einem „Vertrage zwischen Fürst und Volk“ redeten. Gegenüber der Beschwerdeschrift der Tiroler wurde betont, daß dem Landesfürsten allein das Recht der Gesetzgebung zustehe. Den Ständen sei es gestattet, Erinnerungen vorzubringen, auf welche Rücksicht genommen werden solle. Aber auch diese Erlaubniß sei nur ein kaiserliches Gnadengeschenk. Andererseits zeigte sich die leopoldinische Regierung einer billigen Interessenvertretung des dritten Standes neben den „oberen“ Ständen auf den Landtagen (Steiermark) geneigt. — Auch im Verhältnisse zur Kirche wahrte L. die staatlichen Rechte. Zwar wurde dem Clerus manche Erleichterung von dem Staatszwange Josephs II. gewährt, die Generalseminarien verschwanden, einzelne Klöster erhielten ihre Güter zurück; aber vergebens hoffte der Clerus die volle Restitution der Klöster, die freie Verwaltung des Kirchenvermögens, die Loslösung von der staatlichen Oberaufsicht. — Auf dem Gebiete des Justizwesens wurden einige der anstößigsten Strafbestimmungen des josephinischen Gesetzbuches, wie die des Gassenkehrens und Schiffziehens und die des Anschmiedens abgeschafft. Ebenso wurde die Führung der verhaßten Conduitelisten der Justizbeamten eingestellt, und auch sonst wurden unter dem Einflusse des Staatsraths Freiherrn v. Martini manche der von Joseph II. durchgeführten Justizreformen mit Berücksichtigung der thatsächlich vorhandenen Uebelstände und Bedürfnisse modificirt.

Am 6. Septbr. 1791 fand zu Prag Leopolds Krönung zum König von Böhmen statt. Schwerer war es, in Ungarn geordnete Zustände herzustellen, wo die Unruhen preußischerseits insgeheim geschürt wurden. Zwei Momente sind schließlich auch hier L. zu statten gekommen: die Reichenbacher Verständigung mit Preußen, welche die hochfliegenden Hoffnungen der nationalen Heißsporne zu nichte machte und die antimagyarische Haltung der serbischen oder „illyrischen“ Nation, sowie die sich regende Gährung der ungarischen Bauern, welche die Regierung klug zu ihrem Vortheil auszunützen wußte Auch hier zeigte sich L. zu Verhandlungen und Concessionen im einzelnen bereit. Sowie er aber selbst sich auf den Boden

der Verfassung stellte, so duldete er auch keine Abweichung von derselben, als über das Inauguraldiplom verhandelt wurde und seine Ausdauer wurde von dem besten Erfolge gekrönt. Sein gleichnamiger Sohn wurde einstimmig zum Palatin gewählt und am 15. Novbr. 1791 fand mit Zugrundelegung des Inauguraldiploms in seiner hergebrachten Form die Krönung statt. — In Leopolds Zeit fällt die Gründung der illyrischen und der siebenbürgischen Hofkanzlei und ebenso wurden Illyrien, Steiermark und Krain in mehrere kleinere Gubernien zerfällt, die Bukowina von Galizien, das Herzogthum Mantua von der Lombardei getrennt.

Die Bewältigung der belgischen Unruhen endlich gelang L. in Zusammenhang mit der Herstellung des Friedens nach außen. Der Türkenkrieg, den Joseph II. seit 1787 im Bunde mit der Czarin führte, hatte eine Allianz Preußens mit den Seemächten hervorgerufen, deren Zweck es war, die voraussichtlichen Eroberungen der kriegführenden Mächte zu verhindern. Polen war zum ersten Male getheilt, und da der tief erkrankte Staat allen angewandten Mitteln einer künstlichen Regeneration spottete, so war hier eine Katastrophe vorherzusehen, die Oesterreich nicht unvorbereitet treffen durfte. Nicht genug damit, erhob im Westen von Europa die französische Revolution gewaltig und drohend ihr Haupt; schon trieb der Sturm die ersten Keime ihrer Ideen in das benachbarte Belgien hinüber. L. hatte schon früher nicht selten die sich überstürzende äußere Politik Josephs getadelt. Besonders bedenklich schien ihm dessen Hingebung an die russische Politik und die Theilnahme am Türkenkrieg. L. trat die Regierung in Oesterreich mit dem festen Entschlusse an, den Eroberungsplänen seines Bruders zu entsagen, der Herstellung des Friedens, der in Hinblick auf die inneren Verhältnisse (Ungarn, Belgien) so dringend nöthig war, jedes billige Opfer zu bringen. Zwar setzte er mit rastlosem Nachdruck die Rüstungen fort, aber zugleich redete er der Czarin ins Gewissen, den Krieg mit der Pforte bald zu beenden, erklärte in London seine Absicht, auf jede große Eroberung türkischer Gebiete zu verzichten und richtete ein eigenhändiges Schreiben an den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, worin er den Wunsch gegenseitigen Vertrauens und guten Einvernehmens aussprach. Allerdings wurde Leopolds Friedensliebe durch die auf territoriale Erwerbung (Danzig und Thorn gegen Rückgabe Galiziens an Polen, und Entschädigung Oesterreichs auf Kosten der Pforte) gerichtete Politik Hertzberg's, noch mehr durch die Kriegsgelüste Lucchesini's und Friedrich Wilhelms selbst auf eine harte Probe gestellt. Aber L. wußte durch die äußerste Nachgiebigkeit die Tauschpläne Hertzberg's zu beseitigen und seine Gegner zu entwaffnen. Im Juli 1790 kam der Reichenbacher Vertrag mit Preußen und den Seemächten zu Stande, in welchem Preußen die Tauschpläne fallen ließ, L. aber mit den Türken auf Grundlage des alten Besitzstandes zu unterhandeln, und sich von der ferneren Betheiligung an dem russisch-türkischen Kriege zurückzuziehen versprach. Der größte Gewinn, den L. aus dieser Uebereinkunft zog, bestand darin, daß durch dieselbe der ungarischen Bewegung der Nahrungsstoff entzogen wurde und daß er gegenüber Belgien freie Hand bekam. Denn Preußen und die Seemächte erklärten sich mit der Rückgewinnung der Niederlande für die österreichische Herrschaft unter der Bedingung verfassungsmäßiger Pacification einverstanden. Es war dies ein Erfolg, den L. immerhin mit dem Zugeständnisse erkaufen konnte, daß er neben der Garantie der Seemächte jene Preußens statt der des Deutschen Reiches annahm. Mit der Pforte wurde ein Waffenstillstand zu Giurgewo (19. September) geschlossen. Auch die Kaiserwahl Leopolds (30. September) vollzog sich jetzt ohne Schwierigkeit. Am 9. October fand die Kaiserkrönung in Frankfurt statt; im October der Congreß im Haag, der die Pacification der Niederlande vermitteln und ge-

wissermaßen überwachen sollte. Als aber das von diesem Congreß gebilligte Manifest Leopolds vom 14. October von dem belgischen Nationalcongreß zu Brüssel verworfen wurde, ließen die Mächte dem Kaiser freie Hand. General Bender rückte in die Niederlande ein. Die Generalstaaten und ihre Regierung lösten sich auf, die Führer der Revolution retteten sich durch die Flucht. Mit dem Einzuge der Oesterreicher in Brüssel (2. December) war die Revolution beendigt und Belgien wieder in der Gewalt seiner früheren Herrscher. L. benahm sich mit lobenswerther Mäßigung und widerrief die mißfälligen Edicte Josephs II., ohne freilich dadurch das in Parteien zerklüftete Land zufrieden stellen zu können. Mittlerweile waren die Friedensverhandlungen mit der Pforte zu Sistowa eröffnet worden, die sich aber in die Länge zogen, während die französische Revolution sich immer gefahrdrohender gestaltete. Leopolds Schwester, Marie Antoinette, war auf das äußerste bedrängt; eine Anzahl von im Elsaß begüterten Reichsfürsten hatte durch die Franzosen materielle Rechtsverletzung erlitten; die Emigranten riefen alle Höfe um Beistand an, die Jakobiner suchten die Bewohner der Grenzlande aufzuwiegeln. Dazu kam, daß L. sich von seinem bisherigen Verbündeten, Rußland, unabhängiger zu machen wünschte. Daher kam ihm der Wunsch des preußischen Königs nach einer Annäherung an Oesterreich höchst gelegen, so sehr auch Kaunitz seine warnende Stimme dagegen erheben mochte. L. empfing den Vertrauensmann Friedrich Wilhelms, den Obersten Bischoffswerder, der unter dem Namen eines Commissionsrathes Buschmann nach Wien kam, im Amalienhofe in geheimer Audienz (25. Febr. 1791).

Im Frühjahr 1791 reiste L. nach Italien, um seinen zweiten Sohn Ferdinand in die Herrschaft von Toscana einzuführen. Es kam ihm nicht in den Sinn, durch die Einverleibung Toscanas in die österreichische Monarchie die Verträge, durch welche dies Land an sein Haus gelangt war, zu verletzen. L. hatte, als er Toscana verließ, daselbst eine Regentschaft, an deren Spitze Serristori, zurückgelassen. In seiner Abwesenheit brachen Unruhen aus: zu Pistoja, wo Bischof Ricci vertrieben wurde, zu Livorno und zu Florenz, welche vorzugsweise durch die religiösen Neuerungen hervorgerufen wurden. Doch wurde noch vor Leopolds Ankunft in Florenz (8. April) die Ruhe wieder hergestellt. Schon früher erschien in der großherzoglichen Druckerei der Rechenschaftsbericht über Leopolds Verwaltung von Toscana (Governo della Toscana sotto il regno di S. M. il Re Leopoldo II.), welcher Necker's berühmtem Compte rendu nachgebildet ist. Im übrigen fühlte sich L. diesmal in dem ihm rasch entfremdeten Lande nicht behaglich. „Gottlob“, schreibt er von Mailand aus, wohin er auf der Rückreise Anfangs Juni kam, an seine Schwester Marie Christine, „Gottlob, mein florentinisches Exil ist zu Ende“. In Florenz war Lord Elgin eingetroffen in der Absicht, L. zum Abschluß einer Allianz mit England zu bewegen. Er begleitete L. nach Mailand, wo sich auch Bischoffswerder einfand, um die bereits in Wien begonnenen Verhandlungen mit dem Kaiser fortzuführen. L. aber verzögerte anfangs die Antwort auf ihre Anträge, sowie auch den Friedensschluß mit der Pforte, da er mit Kaunitz die Besorgniß theilte, daß es von Seite seiner früheren Gegner nur auf seine Trennung von Rußland abgesehen sei. Da waren es die polnische Verfassungsänderung und die Flucht und Gefangennehmung des französischen Königspaares, welche ihm den Wunsch der Beendigung des Türkenkrieges und einer Verständigung mit Preußen und England nahe legen mußten.

L. hat die neue Verfassung Polens nicht nur anerkannt, sondern auch die anderen Mächte zu deren Anerkennung zu bewegen gesucht und namentlich die permanente Union Polens und Sachsens ins Auge gefaßt. Das innerlich consolidirte Polen wollte er für immer dem gefährlichen Einflusse Rußlands und Preußens entziehen. Dagegen ist die Annahme irrig, als habe er an der

Vorbereitung der polnischen Maiverfassung thätigen Antheil gehabt. Vielmehr wurde auch er von dem Staatsstreiche zu Warschau (3. Mai) überrascht. Ja er war sogar geneigt, in demselben ein Werk Preußens zu erblicken und auch sonst gestaltete sich in Folge der verzögerten, ja zeitweilig abgebrochenen Friedensverhandlungen mit der Pforte zu Sistowa das Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen noch einmal sehr bedenklich, als plötzlich wider Erwarten Bischoffswerder aus Mailand nach Berlin meldete, daß alles bereinigt sei, daß der Kaiser befohlen habe, zu Sistowa in preußisch-englischem Sinne abzuschließen und daß derselbe die vorgeschlagene Zusammenkunft mit dem preußischen Könige angenommen habe. Zu diesem unerwarteten Entschlusse bestimmte L. nicht nur die nachträglich gewonnene Ueberzeugung, daß Preußen mit dem polnischen Staatsstreiche nichts zu schaffen habe, sondern vor allem die fortschreitende Entwickelung der französischen Revolution und die bevorstehende Flucht Ludwigs XVI. L. hatte bisher und für solange als die Verwickelungen im Osten Europas seine Kräfte in Anspruch nahmen, seiner Schwester, der französischen Königin Maria Antoinette, jeden entscheidenden Schritt — namentlich eine heimliche Flucht — abgerathen und für Abwarten und Aufschub gestimmt. Graf Artois wurde mit seinem Hülfegesuche abgewiesen. So wie Kaunitz, hielt auch L. die dauernde Beschränkung der königlichen Gewalt in Frankreich und die Eindämmung der Fluthen der französischen Revolution im Interesse des europäischen Friedens für gleich wünschenswerth. Als das geeignetste Mittel hierzu betrachtete er die Schaffung eines haltbaren constitutionellen Zustandes in Frankreich mit ausreichender Autorität des Königs und breiten verfassungsmäßigen Rechten des Volkes. Wenn irgend möglich, sollte dieser Erfolg ohne Waffengewalt erzielt werden, namentlich ohne Abreißung französischer Grenzgebiete, um die über deren Vertheilung voraussichtlich entbrennenden europäischen Händel zu vermeiden. Daher kam L. auf den Plan eines großen europäischen Concerts, in welchem alle Mächte auf Frankreich einen moralischen, zugleich von militärischen Demonstrationen begleiteten Druck ausüben sollten. Da aber das Zustandekommen eines derartigen Concerts längere Zeit in Anspruch nahm, mahnte er seine Schwester zu Vorsicht und Geduld. Wol stellte er, als diese trotzdem bei ihrem Fluchtplane verharrte, und ihn um die Bereithaltung eines bewaffneten Corps an der Grenze bat, eine derartige Hülfe in Aussicht, aber seine Besorgnisse vermochte er auch jetzt nicht zu verbergen. Da erhielt er zu Padua die falsche Nachricht, daß Ludwig XVI. glücklich nach Metz entkommen sei; unmittelbar darauf traf die entgegengesetzte Botschaft von des Königs Gefangennehmung ein. Der Kaiser war tief erschüttert, blieb aber auch jetzt bei der früher entwickelten Meinung, daß nur das gesammte Europa mit Erfolg der Revolution entgegentreten könne und erließ am 6. Juli von Padua aus ein Rundschreiben an alle europäischen Souveräne, worin er sie aufforderte, sich gemeinsam der Sache Ludwigs XVI. anzunehmen. Zugleich wurde eine Erklärung an die französische Nationalversammlung aufgesetzt, welche jedoch nur von der persönlichen Sicherheit der königlichen Familie redete, und als diese in Paris keine unmittelbare Bedrohung erfuhr, gar nicht abgeschickt wurde. Um so größeren Werth aber gewann in den Augen Leopolds die bevorstehende Einigung mit Preußen. Denn so wenig auch jetzt noch L. zu einer Offensive gegen die französische Revolution geneigt war, immerhin war es von großer Bedeutung, sich nöthigenfalls die Mitwirkung Preußens zu sichern. In der That ließ sich Bischoffswerder, der den Kaiser nach Wien begleitete, gegen seine Instruction, die ihn anwies, dies nicht ohne nochmalige Anfrage in Berlin und nicht vor Abschluß des türkischen Friedens zu thun, zur Unterzeichnung eines vorläufigen Vertrages (25. Juli) bewegen, wobei sich Leopolds Ueberlegenheit über seinen Partner entschieden

geltend machte. Die beiden Höfe garantirten sich ihre Territorien, versprachen sich wechselseitig, kein ferneres Bündniß mit dritten Mächten ohne Vorwissen des neuen Genossen einzugehen, nichts gegen den Besitzstand und die Verfassung Polens zu unternehmen und in diesem Sinne auch auf Rußland einzuwirken. Beide Mächte sagten sich gegenseitig Hülfe zu, wenn die innere Ruhe in ihren Staaten gestört werden sollte, ein Punkt, der für Oesterreich in Hinblick auf Belgien und Ungarn äußerst werthvoll war. Endlich erklärten beide Höfe sich um die Herbeiführung des europäischen Concerts bezüglich Frankreichs bemühen zu wollen. Auch jetzt noch suchte L. den Bruch mit Frankreich sorgfältig zu vermeiden. Das europäische Concert lag in weitem Felde. England erklärte geradezu, in einem Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich neutral bleiben zu wollen. Zwar war der Türkenkrieg zu Ende — am 5. August unterzeichnete Oesterreich den definitiven Frieden zu Sistowa, am 11. August Rußland die Präliminarien zu Galacz — und dies hatte die bis dahin ausgesetzte beiderseitige Ratification des Bischoffswerder'schen Vertrages zur Folge. Andererseits aber machte Katharina, des türkischen Krieges ledig, sofort wieder ihren Einfluß auf Polen mit höchstem Nachdruck geltend. Für sie lag kein Wunsch näher, als den Kaiser auf das gründlichste in die französischen Händel zu verwickeln und dadurch Polen seines mächtigsten Schutzes zu berauben; Grund genug für den scharfblickenden Kaiser, doppelt auf der Hut zu sein. Daher wurde der Graf von Artois, der sich damals unerwarteter Weise in Wien einfand, abermals abgewiesen, obwol er die Abtretung Lothringens anbot und ihm zwar die Erlaubniß ertheilt, den Kaiser zu dessen Zusammenkunft mit dem preußischen Könige nach Pillnitz zu begleiten, zugleich aber bedeutet, daß eine Aenderung des angenommenen Systems auch dort nicht erzielt werden würde. Und so geschah es in der That. Die Zusammenkunft zu Pillnitz fand vom 25.—27. Aug. 1791 statt. Der König und L. begegneten sich völlig in ihren Ansichten. Die Denkschrift, welche Artois den beiden Monarchen zu Pillnitz überreichte, fand deren Billigung nicht; in der gemeinsamen Antwort darauf wurde der allgemeine europäische Standpunkt nachdrücklich betont. Auch in der gemeinsamen Erklärung vom 27. August bezeichneten sie die französische als eine allgemeine europäische Frage und machten das von ihnen anzustrebende Einverständniß aller Souveräne zur Grundbedingung ihres eigenen Vorgehens gegen Frankreich. Auch sagten sich die Monarchen beiderseitige Beschützung der Reichsverfassung, Ermunterung des sächsischen Kurfürsten zur Annahme der polnischen Krone und enge Freundschaft nach allen Seiten zu. Dagegen ist es völlig unbegründet, wenn man behauptet hat, daß zu Pillnitz die erste Coalition zum Angriffe auf die französische Revolution gestiftet worden sei. Wie wenig dies der Fall war, zeigt die Hast, mit der sich L. die bald darnach erfolgte Annahme der Verfassung vom 14. September durch Ludwig XVI. zu nutze machte, um den Gegenstand des europäischen Concerts fürs erste als beseitigt zu erklären. Diesem Wunsche entsprach auch Leopolds Verhalten zur Mission des schwedischen Gesandten Fersen (vgl. Klingkowsström, Le comte de Fersen et la cour de France I, 9 ff.) und zu den Werbungen der Emigranten. Da war es die brausende Leidenschaft der Nationalversammlung, vor allem der Gironde, welche zuletzt den Kaiser zwang, auf ernstere Maßregeln, als auf das nebelhafte Concert der Mächte bedacht zu sein. Auf die Drohungen der Nationalversammlung gegen den Kurfürsten von Trier forderte er zwar diesen zur Auflösung des auf seinem Gebiete sich sammelnden Emigrantenheeres auf, ratificirte aber zugleich das Reichstagsconclusum über die Elsässer Fürstenrechte und erklärte in einer Note vom 21. December an Frankreich, daß er als Reichsoberhaupt eine bewaffnete Verletzung der Grenze nicht zulassen könne und daher für diesen Fall dem Feld=

marschall Bender befohlen habe, dem Kurfürsten mit den niederländischen Truppen Hülfe zu bringen. Vor allem aber vollzog er unter dem Eindrucke jener Drohungen am 7. Februar 1792 den Allianzvertrag mit Preußen. Aber auch jetzt wiegte sich der Kaiser noch immer in der Hoffnung, durch diplomatische Mittel den Sturm zu beschwichtigen. Er wünschte nun jenes europäische Concert wirklich herbeizuführen, aber er bot die größte Vorsicht auf, um den Krieg mit Frankreich, falls derselbe unvermeidlich werden sollte, des Charakters der Vertheidigung nicht zu entkleiden. Aber Leopolds Bemühungen blieben wirkungslos. Dem Ultimatum der Nationalversammlung vom 25. Januar folgte die österreichische Gegennote vom 17. Februar. Am 20. April erfolgte die Kriegserklärung Frankreichs. L. hat dieselbe nicht erlebt. An demselben Tage (1. März), da die letzte kaiserliche Note in der Nationalversammlung verlesen wurde, starb Kaiser L. rasch und unerwartet. Seine Gemahlin folgte ihm wenige Wochen später (15. Mai) in den Tod. Sie hatte ihm 16 Kinder geboren, von denen nur zwei vor den Eltern starben: die Erzherzoge Franz (später Kaiser), Ferdinand (Nachfolger seines Vaters in Toscana), Karl, Leopold, Albrecht († 1773), Maximilian († 1778), Joseph, Anton, Rainer, Ludwig und Rudolf und die Erzherzoginnen Maria Theresia (spätere Königin von Sachsen), Maria Anna, Clementine (später Gemahlin Franz' I., Königs von Sicilien) und Amalie. Ein marmorenes Grabdenkmal Leopolds von Zauner befindet sich in der Augustinerkirche in Wien. Porträt: von Battoni (zusammen mit Joseph II. aus Anlaß ihrer Zusammenkunft in Rom 1769).

Um Leopolds Persönlichkeit richtig zu würdigen, dürfte es sich empfehlen, dessen Thätigkeit in Toscana und dessen Wirken als deutscher Kaiser und österreichischer Regent gesondert zu betrachten. Nicht nur der verschiedene Umfang der beiden Wirkungskreise, sondern noch mehr die verschiedene Aufgabe, welche L. hier und dort zu lösen hatte, fordert zu dieser Unterscheidung auf. Ueber sein Wirken in Toscana stimmen die Ansichten so ziemlich überein. Die Reformen, welche seine 25jährige Regierung in Toscana erfüllten, zeigen ihn uns durchaus beeinflußt von den herrschenden Ideen der Zeit, und erinnern vielfach an die gleichen Bestrebungen seines Bruders Joseph, die er sogar noch weiter als dieser und consequenter ausgebildet hat. Wenn daher Leopolds Regierung in Toscana hier begeisterte Lobredner fand, dort heftige Angriffe erfuhr, so hängt dies lediglich von dem Maßstabe ab, den man an die Ideen des 18. Jahrhunderts anlegt. Allein bei näherer Betrachtung läßt sich in den politischen Principien Leopolds und Josephs II. ein bedeutender Unterschied nicht verkennen. „Der Liberalismus Josephs", bemerkt Ranke treffend, „war von einer politisch-imperialistischen Natur, der Liberalismus Leopolds hatte eine constitutionelle Färbung". L. hatte allerdings auch in Toscana als absoluter Herrscher regiert, weil es an einer Vertretung des Volkes in jenem Lande überhaupt fehlte. Aber er hatte, wie uns einer seiner vertrauten Räthe, Gianni, versichert, die Absicht, die von ihm daselbst durchgeführten Reformen durch die Einführung einer ganz auf modernen Grundsätzen fußenden Verfassung zu krönen und in der That hat sich ein derartiger Entwurf noch erhalten. „Es ist ein Glück", schreibt er an seine Schwester Marie Christine, „wenn ein Land Stände und eine Constitution besitzt, an welcher das Volk hängt. In einem solchen Lande bestehen zwischen Herrscher und Volk gegenseitige Verbindlichkeiten, die nur durch Uebereinkommen abgeändert werden können". In directem Gegensatze zu Josephs Regierungsmaximen setzt L. hinzu, es sei nicht ersprießlich, dem Volke das Gute aufzuzwingen, wenn es nicht selbst von dessen Nützlichkeit überzeugt sei. Am schärfsten aber hat L. seine politischen Gesinnungen in jenem Briefe an seine Schwester Marie

vom 25. Januar 1790 ausgesprochen, den er ausdrücklich als sein „Glaubensbekenntniß“ bezeichnet. „Ich glaube“, sagt er, „daß der Souverän, selbst ein erblicher, nur der Delegirte und Beauftragte des Volkes sei, für welches er da ist, um ihm alle seine Sorge und Arbeit zu widmen. Ich glaube, daß jedes Land ein Grundgesetz oder einen Vertrag zwischen Volk und Souverän haben soll, welcher die Macht des letzteren beschränkt; daß, wenn der Souverän dieses Gesetz nicht hält, er thatsächlich auf seine Stelle verzichtet, welche ihm nur unter der Bedingung übertragen ist, und daß man ihm zu gehorchen nicht mehr verpflichtet ist. Ich glaube, daß die ausübende Gewalt dem Souverän, die gesetzgebende aber dem Volke und seinen Repräsentanten zusteht und daß dieses bei jedem Wechsel des Souveräns neue Bedingungen hinzufügen kann. Ich glaube, daß der Souverän weder direct noch indirect in die Civil- und Criminalgerichtsbarkeit sich einmischen soll, daß er dem Volke jährlich genaue Rechnung über die Verwendung der öffentlichen Einkünfte und die Finanzen schuldig ist, daß er nicht das Recht hat, eigenmächtig irgendwelche Steuern und Abgaben aufzulegen, sondern daß dieses Recht nur dem Volke zusteht, nachdem ihm der Souverän die Bedürfnisse des Staates auseinandergesetzt und das Volk sie durch seine Vertreter gerecht und billig gefunden hat, und daß diese sie nur nach Anerkennung des Bedürfnisses als Subsidien für ein Jahr bewilligen und die weitere Forterhebung nur dann gestatten können, wenn der Souverän über ihre Verwendung eine genaue, detaillirte und befriedigende Rechnung gelegt hat. Ich glaube, daß der Souverän für alle Aenderungen des Systems, für neue Gesetze, Pensionen und Geschenke vor ihrer Veröffentlichung die Bewilligung einholen soll, daß die Verordnungen des Souveräns nur nach der Zustimmung der Stände Gesetzeskraft erlangen und zum Gehorsam verpflichten, daß das Militär nur zur Vertheidigung des Landes und nie gegen das Volk verwendet werden solle, daß Niemand verhaftet und abgeurtheilt werden dürfe, als auf einen Befehl der ordentlichen Richter und nach den gewöhnlichen Formen, nie aber auf Grund eines willkürlichen Befehles und ginge er auch vom Souveräne aus. Ich glaube endlich, daß der Souverän nur durch das Gesetz regieren soll und daß dessen Constituenten das Volk sind, welches nie eines unverjährbaren natürlichen Rechtes durch Verjährung oder eine stillschweigende oder erzwungene Zustimmung beraubt werden konnte, eines Rechtes, gegen welches es zugestimmt hat, einen Souverän zu haben, d. h. ihm einen Vorrang einzuräumen, um sein Glück und Wohl zu begründen, nicht wie er will, sondern wie das Volk will, denn der einzige Zweck der Gesellschaften und Regierungen ist das Glück der Individuen.“ — Trotz seiner liberalen Grundsätze und seiner wohlwollenden Gesinnung war L. in Toscana nicht beliebt und er selbst fühlte sich in seinem Lande keineswegs glücklich. Er theilte hierin das Schicksal aller Begründer neuer Dynastien. Erst sein Sohn und Nachfolger Ferdinand, der im Lande selbst geboren war, genoß die ihm vorenthaltene Popularität. Nicht so übereinstimmend, wie über Leopolds Walten in Toscana lauten die Urtheile über seine Regierung in Oesterreich. Da er sich hier gleich anfangs zur Zurücknahme einer Reihe von Maßregeln seines Bruders gezwungen sah, andererseits den weitgehenden Ansprüchen der Stände vielfach entgegentrat, so hat man bald seine Regierung in Oesterreich unter den Gesichtspunkt einer Restauration, ja Reaction gegen den Josephinismus gebracht, bald wieder derselben eine noch weit über Josephs Absichten hinaus gehende Richtung auf Beschränkung der ständischen Rechte imputirt. Nun wird die richtige Würdigung der Regierung Leopolds ins Oesterreich allerdings durch deren kurze Dauer erschwert; immerhin aber vollzogen sich binnen der zwei Jahre seiner österreichischen Regentschaft auch im Innern so viele und bedeutsame Umgestaltungen, daß man an Hand derselben über die eigentlichen

Ziele seines Wirkens nicht leicht irre gehen kann. Wol darf man im allgemeinen annehmen, daß der weitere Verlauf der französischen Revolution den gelehrigen Schüler Locke's über die letzten Consequenzen seines eigenen Systems hier und da bedenklich stimmen mochte; aber gerade seine constitutionellen Ueberzeugungen mußten ihn ebenso sehr vor reactionären Gesinnungen, als vor den josephinischen Experimenten auf dem Gebiete des Einheitsstaates bewahren. Die Anschauungen, welche er in dem am 17. Februar 1791 den Statthaltern der Niederlande und später den Generalstaaten selbst übersendeten Memoire entwickelte, entsprachen vollkommen dem oben mitgetheilten „Glaubensbekenntnisse"; ausdrücklich erklärt L., daß er die josephinischen Angriffe auf die Verfassung des Landes mißbilligt habe, ausdrücklich erkennt er an, daß nach der joyeuse entrée der Souverän seiner Hoheitsrechte verlustig gehe, wenn er den geschworenen Vertrag nicht halte. Und auch in den alten Erblanden zeigte er sich in einzelnen Punkten nachgiebig gegenüber den Gegnern der josephinischen Reformen. Ueberall aber hält er an dem Principe der Staatshoheit fest, nirgends geht er über die theresianische Epoche zurück. Zwischen dieser und den Reformen seines Bruders sucht er zu vermitteln und seine Regierung ist eben darum, trotz ihrer kurzen Dauer für Oesterreich so wichtig; die Zustände, die sich am Ende seiner Regierung ausgebildet hatten, sind in mehr als einer Beziehung die Grundlage für jenes Regierungssystem geworden, welches von 1792—1848 in Oesterreich bestanden hat. Obgleich selbst Theoretiker, ermaß er doch theils aus innerer Ueberzeugung, theils aus den trüben Erfahrungen seines Bruders die Nachtheile einer auf bloßer Theorie aufgebauten Gesetzgebung und es ist daher nicht richtig, wenn man ihn als den Fürsten hingestellt hat, unter welchem die Axt an die Wurzel des Ständelebens in Oesterreich gelegt worden sei, das er vielmehr, wie aus den mannigfachen Verhandlungen mit den Landtagen hervorgeht, namentlich durch die Begünstigung des dritten Standes zu regeneriren, zeitgemäß umzugestalten und zu einer den gegebenen Verhältnissen entsprechenden Theilnahme an dem Gesetzgebungswerke befähigen wollte. — Leopolds äußere Politik haben wir bereits oben in ihren Grundzügen kennen gelernt. Auch in ihr kam sein durchaus maßvolles, jeder kriegerischen Verwickelung abgeneigtes und auf die Erhaltung des Weltfriedens und des europäischen Gleichgewichtes gerichtetes Wesen zu vollem Ausdrucke. Sie war conservativ im besten Sinne des Wortes, und wenn man sie gelegentlich als „gewunden", „proteusartig" bezeichnet hat, so dürfte die Erklärung dieser wechselnden Strömungen nicht in der angeblich macchiavellistischen Routine Leopolds, sondern vielmehr in dem Gegensatze und in dem Verhältnisse des Kaisers zu seinen Ministern, namentlich dem Staatskanzler Kaunitz, zu suchen sein, mit welchem er in der Auffassung der französischen Angelegenheiten vollkommen übereinstimmte, ohne dagegen dessen Warnungen vor Preußens Politik Gehör zu schenken. Und so ist denn als die wichtigste und zugleich ganz aus Leopolds Initiative hervorgegangene That seiner Regierung nach außen der Allianzvertrag mit Preußen zu bezeichnen, den sein jugendlicher Nachfolger als folgenschwere Erbschaft übernahm.

Ueber Leopolds Jugendzeit: A. R. v. Arneth, Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde, I. u. IV. und desselben Geschichte Maria Theresia's (namentlich 7. Bd.). Ueber Leopolds Regierung in Toscana: A. Zobi, Storia civile di Toscana, T. II. — A. v. Reumont, Gesch. Toscanas. Zweiter Theil, S. 79 ff. — A. v. Reumont, Giuseppe II., Pietro Leopoldo e la Toscana (Archivio storico italiano. Seria III. tom. XXIV). G. Capponi, Storia di Pietro Leopoldo (Scritti editi e inediti di Gino Capponi per cura di M. Tabarrini, II. Firenze 1877). — Ferd. Hirsch, Leopold II. als Großherzog von Toscana (Sybel's Hist. Ztschr., XL.). — K. Hillebrand, Ein fürstlicher Reformator in: Zeiten, Völker u. Menschen IV, 1878. — Briefe von u.

an Leopold in: v. Arneth, Maria Theresia und Joseph II., 3 Bde. — Derselbe, Joseph II. und Leopold von Toscana, 2 Bde. — Derselbe, Maria Antoinette, Joseph II. und Leopold II. — Adam Wolf, Leopold II. und Marie Christine. — A. Beer, Joseph II., Leopold II. und Kaunitz, Wien 1873. — Derselbe, Leopold II., Franz II. und Katharina, nebst einer Einleitung: Z. Gesch. d. Politik Leopolds II., Leipz. 1874, mit einem Anhange: Aus der Correspondenz Leopolds II. mit Christine. — Actenstücke aus seiner Regierungszeit in Oesterreich in Vivenot, Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Oesterreichs. — Ueber L.'s Regierung in Oesterreich: Adam Wolf, Marie Christine, Erzherzogin von Oesterreich, 2. Bd. — E. Herrmann, Russische Geschichte, 6. Bd., nebst Ergänzungsband. — v. Sybel (dem das Verdienst gebührt, Leopolds Persönlichkeit zuerst gerecht geworden zu sein), Gesch. d. Revolutionszeit, und dessen Vortrag in der Münchener Akademie v. 15. Decbr. 1860: Kaiser Leopold II. Gegen Ernst Herrmann. — Herrmann, Die österr.-preuß. Allianz v. 7. Febr. 1792 u. d. zweite Theilung Polens. Eine Streitschrift gegen Prof. H. v. Sybel, Gotha 1861. — v. Sybel, Kaiser Leopold II. (Hist. Ztschr., X.). — Herrmann, Zur Geschichte der Wiener Convention vom 25. Juli 1791 u. der österr.-preuß. Allianz vom 7. Febr. 1792 (Forschungen z. deutschen Geschichte, 5. Bd.). — v. Sybel, Noch einmal über Leopold II. gegen E. Herrmann (Hist. Ztschr., XII.). — Derselbe, Polens Untergang u. der Revolutionskrieg (Hist. Ztschr., XXIII.). — A. Beer, Analecten z. Geschichte der Revolutionszeit (Hist. Ztschr., XXVII.). — Derselbe, Leopold II., Franz II. und Katharina (s. o.). — v. Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstenbund (Werke, 32. Bd.). — Derselbe, Ursprung und Beginn der Revolutionskriege, Leipzig 1875. — Alfons Huber, Die Politik Kaiser Josephs II., beurtheilt von seinem Bruder Leopold von Toscana, Innsbruck 1877. — Langwerth v. Simmern, Oesterreich und das Reich im Kampfe mit der französischen Revolution, 1. Bd., Berlin u. Leipzig 1880. — Für Belgien: Ad. Borgnet, Histoire des Belges à la fin du dix-huitième siècle, 2 Bde., Bruxelles 1844 (vgl. F. Liebrecht, Zur Geschichte Belgiens, in der Hist. Ztschr., VIII.). — Für die innere Geschichte Oesterreichs unter Leopold II., Beidtel, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Bd. VII, IX, XI. — Actenstücke zur Geschichte des österr. römisch-katholischen Kirchenwesens unter Kaiser Leopold II. (1790) im Archiv f. Kunde österreich. Geschichtsquellen, 4. Bd. — Sebastian Brunner, Die Mysterien der Aufklärung in Oesterreich, Mainz 1869. — Hock-Bidermann, Der österr. Staatsrath. — H. J. Bidermann, Die Verfassungskrisis in Steiermark zur Zeit der ersten französischen Revolution (21. Heft der Mittheilungen des histor. Vereins für Steiermark). — Cölestin Stampfer, Reise zweier Bozener Bauern nach Wien 1792 zur Rettung der Mendikantenklöster in Tirol (Archiv f. Gesch. u. Alterth. Tirols, II.). — A. Dimitz, Gesch. Krains, 4. Thl., 235 ff. — Reaction gegen den Josephinismus unter Kaiser Leopold II. in Tirol (Geschichtsfreund 1866). — Zieglauer, Die politische Reformbewegung in Siebenbürgen zur Zeit Josephs II. u. Leopolds II., Wien 1881.

v. Zeißberg.

Leopold, Fürst von Anhalt-Dessau, „der alte Dessauer", nach dem frühen Tode eines älteren Bruders der einzige Sohn des Fürsten Johann Georg II. und seiner Gemahlin, der Fürstin Henriette Katharine, einer Prinzessin von Oranien, ward am 3. Juli 1676 in Dessau geboren, zur großen Freude des Dessauer Landes, welches dadurch der drohenden Gefahr, seine Selbständigkeit zu verlieren, entging. Deshalb trägt eine der beiden auf seine Geburt geprägten Medaillen die Inschrift: Tandem. Von seiner frühesten Jugend an war daher der junge Prinz ein Gegenstand der zärtlichsten Sorgfalt

seiner Eltern, ihn vor Gefahr zu schützen, seinen Körper aber auch möglichst zu kräftigen, war ihr aufrichtigstes Bestreben. War dies nun zwar von gutem Einfluß auf die körperliche Ausbildung des Prinzen, so blieben doch auch auf der andern Seite üble Folgen nicht aus. Da nach des Vaters Willen der Prinz in keiner Weise Zwang leiden, seinen Wünschen, Neigungen und Launen überall nachgegeben werden sollte, so entwickelte sich gleichmäßig mit der Stärke des Körpers eine immer größer werdende Kraft und Heftigkeit des Willens. Sein ungestümer Sinn duldete keine Schranken, sein gebieterischer Trotz keinen Widerspruch, despotisch schaltete er in seiner Umgebung und ungestraft folgte er jeder leidenschaftlichen Wallung. Seine ganze Neigung ging auf das Kriegswesen; den Uebungen der Soldaten beizuwohnen, die Waffen selbst zu führen, wilde Wagnisse zu bestehen, war seine einzige Lust und liebste Beschäftigung. Dem übrigen Lernen abhold, zeigte er nur Trieb zu den militärischen Wissenschaften und erwarb sich nicht unbedeutende Kenntnisse in der Mathematik, Fortification und der Kriegsgeschichte, auch lernte er schon in frühester Kindheit die französische Sprache. Dagegen zeigte er die größte Ausdauer in jeder körperlichen Uebung und Abhärtung. Schon vom neunten Jahre an begleitete er seinen Vater auf die Jagd, die ihm für sein ganzes Leben ein Gegenstand der Leidenschaft blieb und kannte er bei den größten Beschwerden derselben keine Ermüdung. Ebenso folgte er seinem Vater häufig nach Berlin, wo das dortige kriegerische Thun und Treiben ihn immer mehr zu dem Waffengewerbe hinzog. Sein entschiedener Hang und seine kraftvollen Anlagen zum Kriegswesen wurden bald bekannt und erweckten große Hoffnungen auf ihn für die Zukunft. Dadurch bewogen verlieh Kaiser Leopold dem zwölfjährigen Prinzen auf den Wunsch seines Vaters, bereits 1688 eines der alten kaiserlichen Infanterie-Regimenter, das derselbe längere Zeit besaß und 1693 ernannte Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg den Prinzen, der durch stete Leibes- und Waffenübungen und durch ernsthaftes Eingehen in die militärischen Verhältnisse sich immer mehr für seine Lieblingsbeschäftigung ausbildete, zum Oberst und Chef des seinem in diesem Jahre verstorbenen Vater zuständig gewesenen Regimentes zu Fuß. Die zu große Jugend des jungen Fürsten hinderte diesen aber sowohl die Regierung des ihm (August 1693) zugefallenen Fürstenthums selbst schon zu übernehmen, als auch bereits jetzt an dem Kriege gegen Frankreich persönlich sich zu betheiligen. Seine treffliche Mutter, welche nach letztwilliger Verfügung ihres verstorbenen Gemahls Vormundschaft und Landesregierung über und für ihren Sohn führte, ließ diesen dagegen, auf seinen eigenen Wunsch und bewogen durch andere Verhältnisse, im November des Jahres 1693 unter der Führung des Barons de Chalésac eine Reise nach Italien antreten, wobei er in Turin die Bekanntschaft des Prinzen Eugen von Savoyen machte und von der er, nach geschehener Vorstellung am kaiserlichen Hofe zu Wien, im Februar 1695 nach Dessau zurückkehrte. Nunmehr aber konnte nichts den jungen Fürsten mehr abhalten an dem noch herrschenden Kriege theil zu nehmen und sich zu seinem Brandenburgischen Regimente nach den Niederlanden zu begeben. Er war mit Leib und Seele Soldat, sagt er doch in seiner Selbstbiographie: „Es kann es wohl kein Mensch bezweifeln, als der von Jugend auf so viel Lust zu dienen in sein wallendes Herze hat, wie ich beständig in das meinige befand, daß ich mir so vergnügt sahe, als ich es mir tausend und tausendmal gewünscht hatte das Glück zu erleben, was ich anjetzo völlig besaß“. Er wohnte nun mit größtem Eifer der Belagerung von Namur und allen sonstigen Kriegsbegebenheiten bis zum Abschlusse des Ryswicker Friedens 1697, zur vollständigsten Zufriedenheit des Kurfürsten Friedrich

bei und kehrte mit dem Range eines Generalmajors in die Heimath zurück. Obwohl die Fürstin Henriette Katharine beim Kaiser die Großjährigkeitserklärung ihres Sohnes bereits im Jahre 1695 ausgewirkt hatte, nahm derselbe dies doch nicht an, sondern ließ die Regierung in den Händen seiner Mutter und trat dieselbe erst mit Anfang des Jahres 1698 an, worauf er am 13. Mai die Erbhuldigung der Vasallen, Beamten und Unterthanen in Dessau entgegen nahm. Im September des Jahres 1698 vermählte sich L. mit Jungfrau Anna Luise Föse, der Tochter eines Apothekers zu Dessau, deren treffliche Eigenschaften ihn schon längst gefesselt hatten und ist diese Verbindung, welche, zwar erst nach vielem Widerstreben, die Billigung der fürstlichen Mutter und sämmtlicher Agnaten, sowie schließlich auch des Kaisers fand, der die junge fürstliche Gemahlin unterm 29. December 1701 mit ihren Nachkommen in den Reichsfürstenstand erhob, für Fürst Leopold und sein Land eine sehr segensreiche zu nennen. Die Fürstin Anna Luise verstand es meisterhaft, auf die oft recht rauhe Gemüthsart ihres Gemahls besänftigend einzuwirken, hatte inniges Verständniß für die Verhältnisse des dessauischen Landes und seiner Bewohner, befleißigte sich, wenn sie bei der oft langwierigen Abwesenheit des Fürsten nach seinem Willen die Regentschaft führte, einer weisen Sparsamkeit, war eine treffliche Mutter ihrer Kinder und erwarb sich, selbst aus dem Volke hervorgegangen, in hohem Grade die Zuneigung und Liebe desselben, so daß ihr Andenken noch jetzt in Segen steht. In der kurzen Friedenszeit bis zum Ausbruche des spanischen Erbfolgekrieges war Fürst L. unermüdlich für Ausbildung seines jetzt in Halberstadt garnisonirenden Regimentes thätig. Bei demselben suchte er durch zahlreiche Anordnungen den Dienst, die Handgriffe, die Zucht zu vervollkommnen, und fällt in diese Zeit die Einführung des Gleichtritts und der eisernen Ladestöcke. Im J. 1700 ward L. das Gouvernement der Festung Magdeburg übertragen, eine Stelle, die er mit unermüdlicher Thätigkeit und Sorgfalt für Festung und Stadt bis zu seinem Tode bekleidete. Nachdem Kurfürst Friedrich III. sich am 18. Januar 1701 zu Königsberg die Königskrone von Preußen aufgesetzt hatte, begab sich L. im März nach Potsdam, um den heimkehrenden König Friedrich I. zu begrüßen, und da der Krieg um König Karl II. von Spanien Verlassenschaft unvermeidlich erschien, ging er am 1. Mai 1701 mit 12 Bat. nach Wesel zu einem Corps, welches sich unter General v. Heyden im Clevischen sammelte. Da es jedoch dort noch ruhig blieb, so benutzte der Fürst dies, sich dem Könige Wilhelm von Großbritannien im Haag vorzustellen, kehrte darauf nach der Heimath zurück und sorgte in Halberstadt möglichst für Completirung seines Regiments. Beim Ausbruch des Krieges im nächsten Jahre finden wir L. im Anfange des April wieder in Wesel; er nahm dann lebhaften Antheil an der Belagerung von Kaiserswerth, den darauffolgenden Hin- und Hermärschen und schließlich an den Belagerungen von Venloo und Ruremonde, worauf die preußischen Truppen Winterquartiere im Clevischen bezogen und er sich nach Dessau begab. Mit dem Beginn des J. 1703 nahm L. theil an dem in Berlin gefeierten ersten Ordensfeste des 1701 bei der Krönung des Königs Friedrich I. in Königsberg gestifteten Ordens vom schwarzen Adler und erhielt zur Belohnung seiner Dienste die Insignien desselben; er war der Erste, dem seit der Stiftung des Ordens diese Ehre zu theil wurde. Darauf begab er sich nach dem Kriegsschauplatze, langte am 21. April vor dem belagerten Geldern an und wohnte dann als Zuschauer der Belagerung der Festung Bonn bei. Im Juli erhielt er, zum Generallieutenant ernannt, den Befehl, mit 6000 Mann preußischer Truppen zur Armee des Prinzen Louis von Baden nach der Donau zu gehen, wo er nach einem vierwöchentlichem Marsche ankam, und als nach längerer Unthätigkeit der Prinz von Baden sich nach Augsburg wandte, mit dem unter Feldmarschall

Graf Styrum zurückbleibenden kaiserlichen Corps eine Stellung bei Donauwerth zur Beobachtung des zwischen Lauingen und Dillingen verschanzten baierisch-französischen Heeres bezog. Als Graf Styrum vom Prinzen von Baden den Befehl erhalten, die Donau zwischen Höchstedt und Donauwerth zu überschreiten um den Feind auf dieser Seite abzulenken, eilte das davon benachrichtigte feindliche Heer schleunigst herbei, überschritt die Donau bei Donauwerth und Feldmarschall Styrum ward von demselben unter dem Kurfürsten von Bayern und dem Marschall Villars am 20. September bei Höchstedt mit Uebermacht angegriffen und geworfen und entging nur durch die durch nichts zu erschütternde Kaltblütigkeit Leopolds und die eiserne Standhaftigkeit der Preußen auf dem Rückzuge der vollständigen Vernichtung. Im Besitze der regsten Anerkennung seiner Leistungen ging der Fürst, nachdem die kaiserliche Armee die Winterquartiere bezogen, im Januar 1704 nach Dessau zurück, begab sich aber bereits im April wieder zu seinem verstärkten Corps und vereinigte sich im Mai am Neckar mit dem Prinzen von Baden. Er nahm bei dessen Heere theil an den Bewegungen und Actionen der nächsten Zeit, ward unterm 20. Juni zum General der Infanterie ernannt, und als es nach der Vereinigung des verbündeten Heeres unter Prinz Eugen von Savoyen und dem Herzoge von Marlborough mit der baierisch-französischen Heeresmasse unter dem Kurfürsten Max Emanuel und dem Marschall Tallard am 13. August bei Höchstedt zur Schlacht kam, erntete darin L., dessen persönlicher Muth sich hier auf das Glänzendste zeigte, mit seinen Preußen unsterblichen allseitig anerkannten Ruhm ein. Prinz Eugen selbst schrieb an König Friedrich I., seine Truppen und ihr Anführer hätten das Meiste zum Siege beigetragen. Nachdem der Feldzug durch die Einnahme der Festung Landau, welche durch die besonnenen Dispositionen des Fürsten und die Tapferkeit seiner Truppen wesentlich beschleunigt worden, sein Ende erreicht und die letztern die Winterquartiere in der Oberpfalz bezogen hatten, ging Fürst L. im Januar 1705 nach Dessau zurück. Seine Tüchtigkeit, sein Feldherrntalent und sein Muth hatten sich in diesem Feldzuge auf das glänzendste bewährt, aber ebenso wuchs auch die Zahl seiner Neider und Widersacher, die von ihm sagten, seine Kampfbegier sei unersättlich. Schon am Anfange des April 1705 ging L., dem der Oberbefehl über ein dem Herzoge von Savoyen zugesagtes preußisches Hülfscorps von 8000 Mann übertragen worden, nach Italien ab, vereinigte sich mit der kaiserlichen Armee bei Verona und wurde am 7. Mai mit seinen Truppen vom Prinzen Eugen gemustert. Von seiner Thätigkeit bei den nun folgenden Kriegsactionen ist neben dem Gefechte beim Uebergange über den Oglio, besonders seine Kühnheit, Tapferkeit und Todesverachtung zu erwähnen, die er an der Spitze seiner Truppen am 16. August in der Schlacht bei Cassano bewies und wofür ihm der wärmste Dank in einem Handschreiben des Kaisers Josephs I. zu theil wurde, daneben aber auch ein Verweis seines Kriegsherrn, daß er zu schonungslos mit dem Leben seiner Truppen umgehe, denn deren Verluste waren sehr beträchtlich. Nicht unerwähnt darf hier bleiben, daß der zur Weltberühmtheit gelangte Dessauer Marsch in dieser Zeit entstanden ist, denn mit seinen Klängen, die sich sofort die Neigung des Fürsten erwarben, begrüßten diesen die Einwohner von Cassano bei seinem Einzuge in ihre Stadt. Ein hitziges Fieber, welches L. gleich nach dem Treffen bei Cassano befiel und ihn zwang, sich nach Brescia bringen zu lassen, wo er von seiner herbeigeeilten Gemahlin auf das Aufopferndste gepflegt wurde, hielt ihn nur bis Mitte September von seinen Leuten fern. Bis zum Schluß des Feldzuges fiel nichts von Bedeutung vor und der Fürst, der aufs Wärmste für seine Leute gesorgt, begab sich am Schluß des Jahres nach Dessau zurück. Hier blieb Fürst L., der es in Berlin nur mit Mühe erlangt hatte, daß die Truppen in Italien

ergänzt und noch länger dort gelassen wurden, bis Mai 1706, hatte aber den Schmerz zu erfahren, daß dieselben inzwischen am 19. April einen unglücklichen Kampf mit den Franzosen bei Calcinato gehabt. Am 20. Mai ging L. nach Italien ab und erreichte am 5. Juni das kaiserliche Heer bei Verona, wo dasselbe zunächst noch verblieb. Am 16. Juni ward der Marsch nach Reggio angetreten, welches am 14. August sich ergab und dann eilte Prinz Eugen zum Entsatze des von den Franzosen hart belagerten Turin. Am 7. September kam es zur Schlacht, die mit der gänzlichen Niederlage der Franzosen endete. L., der, nachdem sein Pferd erschossen worden, zu Fuße kämpfte, befehligte den linken Flügel der Infanterie und seinem stürmischen Angriff gelang es zuerst mit seinen Grenadieren festen Fuß zu fassen, die ihm gegenüber stehenden Feinde von Stellung zu Stellung zu werfen und den Sieg an die kaiserlichen Fahnen zu fesseln. Characteristisch ist sein an König Friedrich I. noch am 7. aus dem Lager bei Turin erstatteter Schlachtbericht. Dieser Schlacht folgte noch die Einnahme von Novara, Mailand, des Passes Ghiera und von Pizzighettone, an denen L. mit seinen Preußen meist theilnahm, dann ging es in die Winterquartiere und er begab sich wie gewöhnlich nach Dessau, wo er am 15. Nov. eintraf. Von hier aus ging der Fürst, um das Nöthige behufs Rekrutirung und Herstellung des preußischen Corps in Italien zu verhandeln, im Dezember zu dem Könige nach Berlin, blieb aber wegen der drohenden Nähe des schwedischen Heeres und wegen mancher Mißhelligkeiten und Hindernisse, die ihm am preußischen Hofe erwuchsen und deren Beseitigung erst durch einen im Frühjahr gemachten abermaligen Besuch beim Könige in Potsdam gelang, bis zum 18. Juni 1707 im Vaterlande und begab sich erst dann nach Italien zum kaiserlichen Heere, das er zu Nizza erreichte, im Begriff die französische Grenze zu überschreiten. Es führte auch diesen Plan am 14. Juli aus, erreichte nach vielen Mühseligkeiten zwar die Festung Toulon und begann die Anstalten zur Belagerung, wobei L. mit seinen Preußen kräftigst mitwirkte, mußte dann aber nach einem ziemlich nutzlosen Bombardement sich auf den Rückweg begeben und traf, alles hinter sich verwüstend, am 31. August durch Ueberschreitung des Grenzflusses Var wieder in Savoyen ein. Hier gelang es L., durch die nach heftigen Gefechten in den letzten Tagen des September erreichte Einnahme der Stadt und Festung Susa nicht nur selbst seinen Ruhm wesentlich zu erhöhen, sondern auch die Scharte, welche durch den nutzlosen Marsch nach Frankreich den Verbündeten geschlagen worden, wieder auszuwetzen. Mit dieser Expedition fand der Feldzug des Jahres 1707 sein Ende, L. regulirte das Nöthige wegen der Winterquartiere seines Corps und traf dann am 17. Nov. wieder in Dessau ein, verließ dasselbe aber bereits zu Anfang Dezember aufs Neue und ging nach Berlin, wo er die beste Aufnahme und die wärmste Anerkennung seiner Verdienste fand. Dennoch stand aber bei ihm der Entschluß fest, dem Feldzuge des Jahres 1708 in Italien nicht wieder beizuwohnen und von der Führung des dortigen preußischen Corps zurückzutreten. Hauptsächlich bewogen ihn zu diesem Entschlusse die noch nicht erfolgte Befreiung seiner Erblande von der Schwedengefahr, dann Widerwille gegen die Ränke und Kniffe bei der Kriegführung in Italien, wo der Herzog von Savoyen, dem er nicht mehr trauen zu sollen glaubte, den Oberbefehl übernommen und endlich der Weggang des Prinzen Eugen, dem die Armeeführung in den Niederlanden übertragen worden und zwischen dem und L. sich ein sehr freundschaftliches Verhältniß gebildet hatte. König Friedrich gewährte, wie wohl ungern, des Fürsten Wünsche. So blieb denn dieser, da Anciennetätsverhältnisse es verhinderten, daß ihm die Führung der preußischen Truppen in den Niederlanden übertragen wurde, im Jahre 1708 in der Heimath und widmete sich mit Eifer seinen landesherrlichen Pflichten.

Am 30. April hatte er mit dem aus dem Haag zurückkehrenden Prinzen Eugen eine Zusammenkunft bei Aschersleben, worauf sich beide gemeinschaftlich nach Leipzig zu einem Besuche beim Könige August von Polen begaben. Kurz darauf zeigte ein mehrtägiger Besuch des Königs Friedrich mit großem Gefolge zu Oranienbaum, daß Leopold's Rücktritt bei ihm keinen Groll hinterlassen. Der Entschluß des Kronprinzen von Preußen, im Jahre 1709 dem Feldzuge in Brabant als Freiwilliger beizuwohnen, erweckte in dem mit ihm in einem sehr freundschaftlichen Verhältniß stehenden L., da für ihn die active Betheiligung immer noch nicht möglich war, die Lust in gleicher Eigenschaft auf dem Kriegsschauplatze zu erscheinen und ward das hierzu Erforderliche sofort mit dem Prinzen Eugen in Wien in Ordnung gebracht. Nach einer, durch die getäuschte Hoffnung des Zustandekommens eines Präliminarfriedens, hervorgerufenen Verzögerung, traf L. um Mitte Juli im Lager vor Tournay ein und war fortan fast täglich in unmittelbarstem Verkehr mit dem Prinzen Eugen, dem Herzoge von Marlborough und dem Kronprinzen von Preußen. Nach Einnahme der Stadt Tournay ward der Angriff auf die Citadelle einem Belagerungscorps überlassen und die verbündete Armee ging über Orchies zum Angriffe des französischen Heeres vor, das sich in ein festes Lages bei Malplaquet zurückzog. Hier ward es am 11. August angegriffen und erlitt nach heftigem blutigem Kampfe eine totale Niederlage. L., der am Schlachttage die preußischen Truppen führen sollte, mußte noch im letzten Augenblicke aus Anciennetätsrücksichten sich entschließen in seiner Volontairstellung und an der Seite des Prinzen Eugen zu verbleiben. Nachdem am 24. September die Laufgräben vor Mons eröffnet worden, kehrte L. nach der Heimath zurück, der Feldzug endete mit der am 20. October erfolgten Uebergabe der Festung Mons. Im November begab sich L. nach Berlin, kehrte aber schnell wieder zurück und hatte die Freude, bald die Anstalten zur Beiwohnung des nächstjährigen Feldzuges und zwar in thätiger Stellung treffen zu können, denn es war ihm von König Friedrich bei einem Besuche in Dessau zu Anfang des Jahres 1710 die Eröffnung geworden, daß ihm die Führung des preußischen Corps in den Niederlanden übertragen werden würde. Nach mehrfachem Aufenthalt in Berlin, wo der Fürst im März mit dem Prinzen Eugen zusammentraf, dessen Bemühungen er hauptsächlich den erhaltenen Oberbefehl verdankte, begab er sich nach dem Kriegsschauplatze und langte dort am 20. April, kurz vor Ausbruch der Feindseligkeiten bei seinen Truppen an. Bereits am 4. Mai wurden unter Befehl des Fürsten und des holländischen Generals, Prinzen von Nassau, die Laufgräben vor Douay eröffnet. Hier widerfuhr es ihm, daß, als er am 24. Mai die Arbeiten an letzteren besichtigte, er durch einen Musketenschuß im Gesicht unterm linken Auge verwundet wurde, was ihn jedoch nicht hinderte, seinen Dienstobliegenheiten ununterbrochen nachzukommen. Einen vom Marschall Villars geplanten Entsatz der Festung verhinderten die vorzüglichen Gegenanstalten des Fürsten und der am 24. Juni von ihm angeordnete Generalsturm veranlaßte den feindlichen Commandanten, Grafen Albergotti, am nächsten Morgen zu capituliren. Die verbündete Armee bezog hierauf ein festes Lager zur Deckung der Belagerung von Bethune. Als zu Anfang Septembers beschlossen worden, in diesem Jahre noch die festen Plätze Aire und St. Venant wegzunehmen, verließen die dazu bestimmten Truppen am 6. das Lager und eröffneten bereits am 12. die Laufgräben vor Aire. Witterungsverhältnisse und der tapfere Widerstand der Besatzung verzögerten die Einnahme des Platzes bis zum 8. November, womit der Feldzug sein Ende erreichte. Die Armee bezog Winterquartiere und der Fürst traf am 21. Dec. in Dessau ein. Der Winter verging dem Fürsten unter theilweise persönlichen Bemühungen, in Berlin auf das Sorgfältigste für die ihm anvertrauten Truppen

zu wirken. Daneben ließ er sich aber auch seine Pflichten als Gouverneur von Magdeburg sehr angelegen sein; er führte im Frühjahr den neuernannten Commandanten, Gen.-Maj. v. Stille dort ein und traf die zur besseren Befestigung des Platzes nöthigen Anordnungen, was zur Folge hatte, daß in den nächsten Jahren unter seiner Leitung nicht nur viele Veränderungen in den Festungswerken entstanden, sondern auch die Stadt mit vielen neuen Straßen und Gebäuden geziert ward. Auch die Anlegung der Sudenburger Vorstadt stammt aus dieser Zeit. Sobald das Wetter es erlaubte, eilte L. das ihm wieder übertragene Obercommando der preußischen Truppen zu übernehmen und traf am 23. April über Wesel in Gent ein. Dort erwartete er die Ankunft des Herzogs von Marlborough und begab sich mit diesem am 26. zum Sammelplatze der Armee bei Tournay. Diese ging am 30. auf Orchies und bezog tags darauf ein Lager bei Vardes, wo man bis zum 14. Juni blieb. Das Quartier des Fürsten war in Anchin. Von da begab sie sich, um den Angriff des Feindes zu erwarten, in eine Stellung bei Lewarde und Lens, in welchem letzteren Orte der Fürst den Besuch des Prinzen Eugen empfing, der in diesem Jahre das Commando des kaiserlichen Heeres in den Niederlanden nicht führte, nur im Lager erschien, um mit dem als Oberbefehlshaber fungirenden englischen Feldherrn Manches zu verhandeln und überhaupt meist diplomatisch beschäftigt war. Das Heer verhielt sich in seiner Stellung zunächst ruhig und zog sich sogar, nachdem es dem Marschall Villars gelungen war einige kleine Vortheile zu erlangen, am 20. Juli nach der Gegend von Bethune zurück, um den Feind in der Meinung zu bestärken, man wolle sich in diesem Jahre nur defensiv verhalten. Inzwischen war L. von einem heftigen Fieber befallen worden, das ihn zwang, sich am 5. Juli nach Bethune bringen zu lassen, wo er sich erst am Schlusse des Monats soweit hergestellt fühlte, daß er zur Armee abgehen und an dem Streiche theilnehmen konnte, den der Herzog von Marlborough dem Marschall Villars durch Wegnahme des Postens Oisy und Ersteigung des dortigen feindlichen Retranchements am 5. August beibrachte. Hierauf wendete man sich zur Belagerung von Bouchain, eröffnete dort am 23. August die Laufgräben und nahm, trotzdem der Marschall mehrmals Anstalten zum Entsatz zu treffen schien, auch, um die Verbündeten zu ermüden, einen Versuch zur Ueberrumpelung von Douay machte, die Festung am 12. October ein. Hierauf ging die Armee über die Schelde zurück und stand am 27. in Brüssel, wo der Fürst seine die Winterquartiere beziehenden Truppen verließ und über Dessau nach Berlin eilte, wo er am 9. November eintraf. Nachdem L. während der ersten Monate des J. 1712 am königlichen Hofe zu Berlin verweilt, erschien er am 29. Mai wieder beim Heere in den Niederlanden, das an der Selle stand, fand aber die Verhältnisse hier sehr verändert. An Stelle des nach London zurückberufenen Herzogs von Marlborough befehligte der Herzog von Ormond die Engländer, nahm, da bereits Friedensunterhandlungen zwischen dem englischen und dem französischen Cabinete stattfanden, keinen thätigen Antheil mehr am Kriege und hemmte dadurch die Maßregeln des verbündeten kaiserlichen und holländischen Heeres, an dessen Spitze Prinz Eugen sich befand. Dieser unternahm zwar die Belagerung der Festung Quesnoy, sah sich aber außer Stande, den Bitten des Fürsten L., mit seinen Preußen sich dabei betheiligen zu dürfen, zu entsprechen, weil er befürchtete, den Widerspruch des Herzogs von Ormond zu erregen, da diese Truppen in englischem Solde standen. Als der Herzog aber am 23. Juni verlangte, L. solle sich mit dem preußischen Corps gänzlich von den Kaiserlichen trennen und die Feindseligkeiten gegen die Franzosen einstellen, weigerte sich L., diesem Befehle, ohne von seinem Kriegsherrn dazu ermächtigt zu sein, Folge zu leisten und blieb auch hierbei in einer vom Prinzen Eugen dieserhalb am

25. veranlaßten Versammlung der Generale der verbündeten Armee. Der von L. hiervon in Kenntniß gesetzte König von Preußen billigte dessen Verfahren und befahl ihm, den Krieg bei Prinz Eugen fortzusetzen. Letzterer entschloß sich, nachdem der Herzog von Ormond mit seinem Heere nach Dünkirchen abmarschirt war, zur Belagerung der Festung Landrecies, die L. mit größter Energie leitete, jedoch nicht zum Ziele gelangte, da die Belagerung in Folge des glücklichen Angriffs des Marschalls Villars am 24. Juli auf die Stellung bei Denain aufgehoben ward und der Fürst Befehl erhielt, über die Sambre zurückzugehen. Die verbündete Armee bezog schließlich ein festes Lager bei Maubeuge, wo der Schluß des Feldzuges in Unthätigkeit abgewartet wurde. Ehe aber die preußischen Truppen die diesjährigen Winterquartiere bezogen, führte der Fürst die ihm bereits früher im Geheim zugegangene Ordre, sich der Stadt und Citadelle Moeurs, wegen welcher Preußen mit Holland im Streit lag, zu bemächtigen, am 8. November durch List glücklich aus und begab sich von da direct nach Berlin, wo ihm als Beweis der Zufriedenheit des Königs mit seiner Befehlsführung und auf besondern Wunsch des Kronprinzen die Ernennung zum Feldmarschall und zum wirklichen Geheimen Kriegsrathe zu theil wurde. Während dieses Aufenthalts in Berlin wurde L. auch mit dem dort anwesenden Czar Peter von Rußland persönlich bekannt, der sich sehr von ihm angezogen fühlte und auch bei einem spätern Besuche in Berlin, 1717, dieselbe Zuneigung zu ihm zeigte. Nach dem im Februar 1713 erfolgten Tode des Königs Friedrich I. von Preußen, bestätigte dessen Nachfolger, König Friedrich Wilhelm I., den Fürsten sofort in allen seinen Chargen. Der neue König war schon längst sein großer Gönner und war in mehreren Feldzügen persönlich im Stande gewesen, sich von dessen vortrefflichen militairischen Eigenschaften zu überzeugen. L. erlangte bald bei dem das Soldatenwesen über alles liebenden Könige einen unbegrenzten Einfluß, den er nur mit dem General v. Grumbkow zu theilen hatte. L. war von nun an sehr viel um die Person des Königs; wie dieser denn auch häufig in Dessau verweilte. Auch Kaiser Karl VI. erkannte die Verdienste des Fürsten um Kaiser und Reich in einem sehr verbindlichen Handschreiben vom 5. April 1713, das durch den kaiserl. Gesandten beim niedersächsischen Kreise, Grafen Schönborn überreicht wurde, gebührend an und verlieh kurz darauf ihm und dem von ihm abstammenden erstgeborenen Prinzen das Prädikat: Durchlauchtig, da die kaiserl. Canzleien ihn bis jetzt nur Hochgeboren genannt hatten. Die Ruhe, welche durch den im April 1713 zu Utrecht abgeschlossenen Frieden für L. eintrat, war nur von kurzer Dauer, denn Preußen sah sich bereits 1715 wieder in einen Krieg mit Schweden verwickelt, in dem der Fürst den Oberbefehl über eine Armee von 25 000 Preußen, 8000 Sachsen und eine Anzahl dänischer Truppen im Mai übernahm. Er schritt zunächst am 12. Juli zur Belagerung Stralsunds, welcher die Könige von Preußen und Dänemark beiwohnten, dann erfolgte die Wegnahme der Insel Usedom, 30. Juli und der Peenemünder Schanze am 21. August. Am 18. October wurden die Laufgräben vor Stralsund eröffnet, am 4. Nov. das feindliche Retranchement erobert. Als nun so das feste Land vom Feinde gesäubert, plante L. die Eroberung der Insel Rügen, ohne deren Besitz die Belagerung von Stralsund nicht recht zu fördern war. Am 15. November bewerkstelligte er den Uebergang eines Corps von 15 000 Mann, landete bei Stresow und begann sofort sich zu verschanzen, da König Karl XII. von Schweden sich selbst mit einer auserlesenen Schaar auf der Insel befand. Schon in der Nacht zum 16. unternahm dieser einen heftigen Angriff auf die Stellung des Fürsten, ward aber mit großem Verluste zurückgeschlagen, zweimal selbst verwundet und erreichte nur mit Mühe die alte Fährschanze und von da die Festung Stralsund. Erstere

ergab sich am 17. mit allen Truppen, Geschützen und Vorräthen. Nachdem nun die Eroberung der Insel vollendet war, wandte sich der Fürst wieder zur Belagerung der Festung, eroberte am 8. December den bedeckten Weg und am 17. ein Hornwerk, das König Karl XII. persönlich vertheidigte, worauf, da letzterer sich am 19. auf einem kleinen Fahrzeuge nach Schweden gerettet, am 22. die Capitulation der Festung erfolgte. So endigte dieser Feldzug, der Leopold's Kriegsruhm auf den höchsten Gipfel erhob und Preußen den Besitz von Stettin, Vorpommern bis zur Peene, sowie von Wollin und Usedom verschaffte.

„Mit dieser ruhmvollen Eroberung, sagt des Fürsten Biograph, Varnhagen, schließt sich der erste Zeitraum von Leopold's Kriegsthaten und Feldherrnverrichtungen ab, er selbst war jetzt 40 Jahre alt, auf dem Gipfel des Ruhms, voll Kraft und Begierde, sich neue und immer größere Heldenbahn zu gewinnen; doch eine lange Reihe von Friedensjahren verschloß diese Richtung und drängte seine Thätigkeit und seinen Ehrgeiz in minder günstige Wege zurück. Auch auf diesen zeigte er zwar den eisernen Willen und die entschlossene Kraft, die er im Kriegsfelde bewiesen, aber ohne dabei stets gleichen Erfolges und gleichen Ruhmes theilhaftig zu werden." Sein Aufenthalt wechselte nun stets zwischen Dessau, Berlin und Halle, wo sein Regiment in Garnison stand. König Friedrich Wilhelm I. hatte ihn als Freund und Rathgeber in größter Vertraulichkeit thunlichst zur Seite, sie hatten gleiche Neigungen und fast auch gleiche Ansichten und in dem berühmten Tabakscollegium spielte der Fürst, der zwar nie Tabak rauchte, nach dem Könige die bedeutendste Rolle. Am Hofe bildeten sich aber bald zwei einander entgegengesetzte Parteien, bei denen die Königin an der Spitze der dem Fürsten feindlichen stand. Man verstand bei Gelegenheit einer Krankheit des Königs und bei der Untersuchung gegen einen Abenteurer Clement, welcher ausgesagt hatte, es bestehe ein Anschlag der Höfe von Wien und Dresden, den König bei einer Jagd oder auf einer Reise aufzuheben, ihn dann in sicherm Gewahrsam zu behalten, den Kronprinzen im katholischen Glauben erziehen zu lassen und dann unter Vormundschaft des Kaisers auf den Thron zu setzen, dem Könige einen großen Verdacht gegen L. und den General Grumbkow einzuflößen. Beide gingen zwar gerechtfertigt aus dem schweren Kampfe, der ihnen erwuchs, hervor und blieben im Besitze des alten Ansehns und Einflusses, sie hüteten sich aber wohl, den nur allmählich beruhigten Sinn des Königs durch neue Unternehmungen wieder aufzuregen. L. fand ohnehin in dem Kriegswesen einen festern Halt und eine würdigere Beschäftigung, als in den Intriguen des Hoflebens. Er war unermüdet in den kriegerischen Uebungen und brachte es dadurch und durch die unerbittliche Strenge, die er in allen militairischen Dingen einführte, zu einer bis dahin noch nicht gekannten Regelmäßigkeit bei den ihm unterstellten Truppentheilen, namentlich bei seinem Regimente in Halle; freilich verschwand hierbei der Unterschied zwischen Großem und Kleinem, Wesentlichem und Unwichtigem. Rücksichtslose Härte und Grobheit gegen hohe und niedere Befehlshaber war an der Tagesordnung und dem kleinsten Vergehen der Soldaten folgte unnachsichtlich die fürchterlichste Strafe. Der überall anerkannten Neuerungen des Fürsten, als Einführung der eisernen Ladestöcke und des Gleichtritts ist schon gedacht, dazu kam die des auswärts gebogenen Bajonnets und des schnellern und regelmäßigern Feuerns, doch beschränkten sich alle diese Verbesserungen nur auf die Infanterie, da L. seit den Tagen von Höchstedt und Malplaquet, wo er die Cavallerie schwach gesehen hatte und nur die feste Haltung der Infanterie den Erfolg des Tages sicherte, gegen erstere eine gewisse Abneigung hatte. Bei dem Gleiches bezüglich des Heeres erstrebenden Könige fanden alle Schritte Leopold's nach dieser Richtung entschieden Billigung

und Förderung und so kann letzterer mit Recht als der Begründer des altpreußischen Militairsystems gelten, das sich ohne große Abänderungen bis 1806 erhalten hat. Des Fürsten Regiment stand seit 1718 in Halle, wo er selbst sich oft aufhielt und dasselbe mit unaufhörlichen Uebungen beschäftigte. Bei seiner Mißachtung gegen alles, was nicht Soldat war, lebten aber er, sowie seine Offiziere und Soldaten mit den Bewohnern der Stadt und besonders mit der Universität in stetem Hader und es kam so weit, daß der König, der unaufhörlichen Beschwerden müde, das Regiment zu des Fürsten großem Aerger, auf kurze Zeit von Halle verlegte. Aber auch dem Festungswesen widmete L. große Sorgfalt, unter seiner Aufsicht baute und vermehrte der durch ihn aus dem holländischen in den preußischen Dienst gezogene Ingenieuroberst, dann General Walrave die Werke von Magdeburg, Wesel, Stettin, Spandau, Küstrin, Memel, Pillau und der Reichsfestung Philippsburg, ja der Fürst verfaßte selbst eine Schrift über den Angriff einer Festung, die er mit großen Plänen versehen an den Kronprinzen Friedrich gelangen ließ. In der ganzen Zeit begleitete L. den König Friedrich Wilhelm I. zu zahlreichen Musterungen und Uebungen der Truppen, sowie zu andern militairischen Veranstaltungen, desgleichen zu bedeutenden Staatsactionen, wie zur Huldigung nach Stettin, sowie zu Jagden und sonstigen Vergnügungen fast ausnahmslos. Bei solchem so häufigen Zusammensein und bei der zwischen ihnen herrschenden Uebereinstimmung der Thätigkeit und Neigungen wurde auch die letzte Spur der früher eingetretenen Mißstimmung zwischen beiden leicht getilgt, doch aber störten zwischen ihm und dem General Grumbkow ausgebrochene Streitigkeiten, die sogar ein Duell nach sich zu ziehen drohten, seine Stellung bei Hofe und seinen Einfluß auf alle Staatsangelegenheiten. Im Jahre 1730 wohnte L. dem großen Lustlager König Augusts von Polen bei Mühlberg, bei und als bald darauf nach der verunglückten Flucht des Kronprinzen Friedrich, durch den harten Sinn seines königlichen Vaters das Leben des erstern bedroht war, legte er für ihn seinen ganzen Einfluß in die Wagschale. Friedrich war seit dieser Zeit ihm innig ergeben und schenkte ihm damals sein Bildniß. Obwol im Jahre 1733 mit zwei andern Bewerbern zum Reichsfeldmarschall ernannt, vermochte er es doch nicht durchzusetzen, im nächsten Jahre bei dem Reichskriege gegen Frankreich eine Befehlshaberstelle im kaiserlichen oder dem Reichsheere zu erhalten. Er wohnte deshalb dem Feldzuge am Rhein, an dem seine 5 Söhne im preußischen Hülfscorps theilnahmen, in Begleitung des Königs und des Kronprinzen von Preußen, nur als Freiwilliger bei und hatte dabei die Freude, seinen alten Kriegsgefährten, den Prinzen Eugen von Savoyen, wiederzusehen, der zwar den Oberbefehl führte, aber durch Alter und Krankheit geschwächt, nichts Entscheidendes vornahm. Auch dem Feldzuge von 1735 wohnte L. als Freiwilliger bei und hatte die Freude, seine 5 Söhne glücklich heimkehren zu sehen. Zum Dank dafür baute er die sogenannte Fünfbrüderkirche zu Wadendorf in seinem Erblande. Dem Kronprinzen schloß er sich als sein Lehrer in der Kriegskunst immer mehr an, er unterrichtete ihn nicht nur, wie Varnhagen sagt, durch unmittelbare Anleitung, indem er stets, was irgend vom Kriegswesen Wichtiges vor Augen kam, ihm bemerklich machte, sondern er ließ sich auch angelegen sein, „durch schriftliche Abfassungen dem mündlichen Unterrichte nachzuhelfen.“ Dahin gehört die schon erwähnte Anleitung zum Angriff einer Festung, ein Aufsatz über die Verhältnisse von allerlei Kriegschargen und Anderes. Der Tod des Feldmarschalls Grumbkow befreite den Fürsten im J. 1739 von einem gefährlichen Feinde; er stand nun um so fester in der Gunst des Königs, den er wiederum auf verschiedenen Reisen begleitet hatte. Am Tage vor dem am 31. Mai 1740 erfolgten Tode des Königs nach Potsdam geeilt, wurde er von diesem auf das freundschaftlichste empfangen,

erhielt am Todestage selbst ein schönes Pferd aus dessen Marstalle mit der Erklärung, er schenke es ihm als ein aus dem Dienste ausscheidender Oberst seinem ältesten Feldmarschalle, sowie einen prachtvollen Sattel nebst Schabracke und einem Paar kostbaren Pistolen, worauf der König mit zärtlichsten Worten von ihm Abschied nahm. Von dem neuen Könige, Friedrich II., ward L. sofort in allen seinen Aemtern und Würden bestätigt und man hielt, nach dem bisher zwischen ihm und dem jetzigen Herrscher bestandenen Verhältnisse, für gewiß, daß sein Einfluß in militairischen Dingen womöglich noch höher als früher steigen werde. Bald aber hatte der Fürst den Kummer, zu sehen, daß der König bei aller Achtung vor seiner Erfahrung, doch nicht unbedingt seinem Rathe folgte. Friedrich schätzte ihn zwar als einen gewaltigen Feldherrn, der mit den preußischen Truppen überall siegreich gewesen, billigte aber nicht seine grausame Strenge, seine herrische Gewaltsamkeit. Es ward sofort eine sanftere Behandlung der Soldaten eingeführt, das übermäßige Schimpfen und Schlagen verboten und ein günstigeres Verhältniß zwischen Soldaten und Offizieren und zwischen den einzelnen Stufen der letztern angebahnt. Hierdurch schon und durch die Ernennung von Leopold's Gegner, des General Schwerin zum Feldmarschall, entstand eine fühlbare Entfremdung zwischen dem König und ihm, er zeigte sich seltener bei Hofe und immer mehr trat hervor, daß der König auch in militairischen Dingen eines Lehrmeisters nicht mehr zu bedürfen glaubte. Noch größer ward die Spaltung, als der König nach dem Tode Kaiser Karls VI. gegen den Rath des dem österreichischen Hofe innigst ergebenen Fürsten im Dezember 1740 den Angriff auf Schlesien unternahm, auch ihm kein Commando dabei übertrug. Die Erfolge des Königs, der nicht unterließ, seinen alten Feldherrn stets selbst schriftlich davon auf dem Laufenden zu erhalten, besänftigten dessen Groll; hatte es sich doch jetzt schon herausgestellt, was das größtentheils von ihm gebildete Heer zu leisten vermöge, und als im Januar 1741 der König ihn nach Berlin berief, um sich seiner Einsicht und Mitwirkung bei den zu fassenden Entschlüssen zu bedienen, fand er kein Bedenken mehr, seinen kriegerischen Eifer dem Begonnenen zu widmen und übernahm gern den Oberbefehl über ein Beobachtungscorps von 30 000 Mann, das zum Schutze der preußischen Staaten gegen Sachsen und Hannover im Frühjahre zwischen Genthin und Magdeburg aufgestellt ward. Hier blieb der Fürst während des ganzen Sommers, fern vom Kriegsschauplatze, jedoch eifrigst bemüht, die Kriegstüchtigkeit der ihm unterstellten Regimenter durch stete Uebungen zu erhalten und zu mehren. Nachdem durch Aenderungen in den politischen Verhältnissen die Befürchtungen beseitigt waren, welche die Aufstellung des Beobachtungscorps bewirkt hatten, ward letzteres im October aufgelöst und in die Winterquartiere gesendet. Darauf berief der König L. nach Schlesien, wo der Feldzug durch die Belagerung der Festung Neisse, deren Uebergabe am 30. October erfolgte, beschlossen wurde. Der Fürst besichtigte mit dem Könige nach der Uebergabe die Festungswerke, deren Verstärkung sofort nach seiner Angabe in die Hand genommen wurde. Hierauf begleitete er den König nach mehreren Orten der eroberten Lande und endlich nach Breslau, wo dem neuen Herrn von der Bürgerschaft die Huldigung geleistet wurde. Ueber Berlin kehrte er nach Dessau zurück und errichtete dort im besonderen Auftrage des Königs während des Winters 2 Mineurcompagnien, wozu die nöthige Mannschaft unter den Bergleuten des Harzes geworben wurde. Da die gehegten Hoffnungen auf baldigen Abschluß eines billigen Friedens sich nicht erfüllten, begannen die kriegerischen Bewegungen gleich nach Beginn des Jahres 1742. Der König ging schon im Januar zur Armee in Schlesien und drang in Mähren vor, L. erhielt im März den Befehl, einen Theil des frühern Beobachtungscorps nach Böhmen zu senden,

mit dem größern Theile aber selbst nach Oberschlesien zu gehen, wo auch die bisher von seinem Sohne, dem Prinzen Dietrich, befehligten Truppen ihm unterstellt wurden. Er verließ Berlin am 2. April, erhielt unterwegs den Befehl das ganze Corps nach Böhmen zu führen, sowie später den, für seine Person schleunigst zum Könige nach Chrudim zu kommen. Nach kurzem dortigen Aufenthalt, übernahm er, den ursprünglichen Bestimmungen nach, den Oberbefehl in Oberschlesien, wo seine Anstalten zur Sicherung des Landes, seine Sorgfalt für Verstärkung der Befestigungen zu Neiße, Brieg und an andern Orten, sowie seine sonstigen Veranstaltungen sich so passend erwiesen, daß an einen feindlichen Angriff nicht zu denken war und er dem Könige noch eine ansehnliche Verstärkung an Truppen nach Böhmen zu senden vermochte. Der Sieg des Königs bei Czaslau am 17. Mai 1742, für den des Fürsten Sohn, der Erbprinz Leopold Maximilian die Feldmarschallswürde erhielt, beschleunigte den Abschluß des Friedens, der zu Breslau am 11. Juni erfolgte. Der König bezeugte darauf zu Neiße dem Fürsten seine große Zufriedenheit und reiste mit ihm nach Hause, wo dieser am 27. Juli in Dessau wieder eintraf. Bald darauf empfing er den von Kaiser Karl VII. nach Dresden gesendeten bevollmächtigten Minister, Baron von Wetzel, der in gleicher Eigenschaft auch in Dessau beglaubigt war, eine nach damaligen Verhältnissen für L. besonders ehrenvolle Auszeichnung. Das Jahr 1743 verlief für Preußen in Ruhe, doch geschah alles, das Heer zu einem neuen Feldzuge geeignet und bereit zu machen. Schon das nächste Jahr zeigte die Richtigkeit dieser Maßregeln, denn im Sommer desselben sah sich der König genöthigt das Schwert wieder in die Hand zu nehmen; er rückte mit einem bedeutenden Heere in Böhmen ein und L. erhielt im September die Statthalterschaft der Mark und den Befehl mit 17 000 Mann dieses Land und Magdeburg gegen feindliche Unternehmungen zu decken. Als aber der Krieg sich für den König ungünstig stellte, er Böhmen verlassen mußte und sich sogar alsbald in Schlesien bedroht sah, berief er L. nach Schweidnitz, wo derselbe am 12. Dezember eintraf und übergab ihm mit dem Auftrage, Schlesien und Glatz gegen feindlichen Einbruch zu decken, den Oberbefehl über das ganze Heer, während er selbst nach Berlin reiste, um die politischen Verhandlungen dort persönlich zu leiten, jedoch ließ er den General Grafen Schmettau bei dem Fürsten, der diesem nicht gewogen war, zurück. Dies und die Wahrnehmung, daß beim Heere viele, den frühern Verhältnissen ganz fremde Einrichtungen geschehen und ihm unsympathische Ansichten Platz gegriffen hatten, machte auf Fürsten einenen unangenehmen Eindruck und verursachte ihm manchen Verdruß, doch aber gelang es ihm, die gestellte Aufgabe der Deckung Schlesiens glücklich und zur Zufriedenheit zu lösen. Ungeachtet mancher zu langsamen und unnöthigen Maßregeln hatte er dem Könige in seiner Stellung trefflich gedient, und waren auch nicht alle möglichen Vortheile errungen, so hatten doch seine Vorkehrungen jeden Unfall abgewehrt und der Geist der Truppen war ein vortrefflicher geblieben. Am 8. Februar 1745 erhielt L. zu Neiße die Nachricht vom Tode seiner von ihm so sehr geliebten Gemahlin und ward dadurch aufs tiefste erschüttert, so daß er sich kaum zu fassen wußte und in laute Klagen ausbrach. Die vielfach verbreitete Angabe, er sei in das Zimmer seines bei ihm weilenden kranken Sohnes Moritz mit den Worten gestürzt: „Moritz, Deine Mutter hat der Teufel geholt", ist aus gewichtigen Gründen in das Reich der Mythe zu verweisen. Am 26. März übernahm der König den Oberbefehl in Schlesien wieder und bezeugte L. seine größte Zufriedenheit mit seiner Befehlsführung. Er ertheilte ihm die Erlaubniß, sich auf einige Zeit nach Dessau zurückzuziehen, zugleich aber auch den Auftrag, gegen die drohende Stellung Sachsens und Hannovers abermals ein Beobachtungscorps in der Gegend von

Magdeburg zusammenzuziehen, welches ein Lager bei Gattersleben und, als von Hannover nichts mehr zu befürchten war, am 31. August ein solches bei Halle gegen die sächsische Grenze gerichtet, bezog, wo es lange Zeit unbeweglich stehen blieb. Eine ansehnliche sächsische Truppenmacht stand zwischen Merseburg und Leipzig, doch enthielt man sich hier beiderseits noch der Feindseligkeiten. Inzwischen hatte der König den Krieg in Schlesien und Böhmen mit Glück geführt, die Siege bei Hohenfriedberg, 4. Juli, und bei Soor, 30. September, erfochten und verstärkte nun des Fürsten Corps bis auf 28 000 Mann, doch aber kam dieses nicht zu kriegerischer Thätigkeit, da man den Abschluß des Friedens für unzweifelhaft erachtete, und so wurde denn das Lager bei Dieskau am 15. October wieder aufgehoben und die Bestandtheile desselben nach ihren Garnisonen entlassen. Bald aber trübte sich der politische Himmel wieder gänzlich. Der König erhielt Nachricht von einem gegen ihn beabsichtigten umfassenden Angriff und beschloß sofort, diesem zuvorzukommen; er selbst übernahm wieder den Oberbefehl in Schlesien und übertrug dem Fürsten die Operation gegen Sachsen und besonders gegen Dresden, wo er in dem Grafen Brühl die Haupttriebfeder des neuen Anschlages wußte. L. versammelte schleunigst sein Corps bei Halle und konnte es gegen Ende des Monats daselbst als vollständig mustern. Inzwischen war König Friedrich nach Schlesien geeilt, war unvermuthet in die Lausitz eingefallen, lieferte dort das siegreiche Gefecht bei katholisch Hennersdorf und zwang in Folge dessen das feindliche Heer unter dem Prinzen von Lothringen zum eiligen Rückzuge nach Böhmen. Am 27. November erhielt L. mit der Nachricht dieses Erfolges den Befehl, sofort in Sachsen einzurücken. Er vertrieb am 29. die Sachsen aus ihrem verschanzten Lager bei Leipzig und besetzte am folgenden Tage diese Stadt. Von hier aus drang er gegen Torgau und Meißen vor und nahm am 5. December erstere Stadt, blieb aber zunächst zur Regulirung der Verpflegungsanstalten daselbst stehen. Am 9. erhielt er den Befehl, so schleunig als möglich gegen Meißen vorzugehen, um sich den Besitz der dortigen Elbbrücke zu sichern und mit den Truppen des von Bautzen anrückenden Königs sich zu verbinden, führte aber diesen Befehl viel zu langsam für die Ungeduld des Königs aus und mußte viele Vorwürfe deshalb hören. Endlich war am 14. December die Verbindung mit der Armee des Königs hergestellt, L. wurde bis auf 34 000 Mann verstärkt und ward angewiesen, die ihm gegenüberstehenden feindlichen Truppen schleunigst anzugreifen. Er lagerte am 14. bei Röhrsdorf und brach am Morgen des 15. in aller Frühe in 4 Colonnen über Wilsdruff gegen Kesselsdorf auf, wo 35 000 Sachsen und Oesterreicher unter dem Feldmarschall Grafen Rutowsky in einem sehr festen Lager standen. Um 2 Uhr nachmittags war der Aufmarsch der Preußen beendet und L. zögerte bei der Kürze des Wintertages nicht, den Feind sofort anzugreifen. Er hatte wohl erkannt, daß Kesselsdorf der Schlüssel der Stellung sei und richtete mit dem rechten Flügel hierher den ersten Stoß. Dieser mißglückte, denn das furchtbare Feuer der hier placirten zahlreichen feindlichen Geschütze streckte die tapfer anstürmenden Preußen reihenweise zu Boden; sie konnten nicht festen Fuß fassen und mußten schleunigst zurückgenommen werden. Da verließen die Vertheidiger unklugerweise ihre geschützte Stellung um die Geworfenen zu verfolgen, hinderten dadurch die Wirksamkeit ihrer eigenen Geschütze und wurden, als L., den günstigen Augenblick sofort benutzend, Reiterei gegen sie vorgehen ließ, vollkommen in die Flucht geschlagen. Sogleich stürmte L. mit der Infanterie des rechten Flügels nach, drang von allen Seiten in das Dorf Kesselsdorf ein und eroberte alles Geschütz. Auch der linke Flügel unter Prinz Moritz von Anhalt hatte alle ihm entgegenstehenden Hindernisse überwältigt, trieb auch seinerseits nach einem heftigen Kampfe gegen die feindliche Cavallerie den jen-

seitigen rechten Flügel in die Flucht und beim Eintritt der Nacht war die Schlacht auf allen Punkten gewonnen. Der Feind hatte 10 000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, sowie 48 Geschütze und viele andere Trophäen verloren, der Verlust der Preußen überstieg 5000 Mann. Des Fürsten Rock war bei dem Sturme auf Kesselsdorf von drei Kugeln durchlöchert. Seine Anordnungen zur Schlacht und die Ausführung derselben erscheinen musterhaft, sagt doch König Friedrich, der mit ihm am folgenden Tage zusammentraf, ihn mit Lobsprüchen überhäufte und ihm ein bedeutendes Geldgeschenk machte, selbst: „Fürst von Anhalt gab bei dieser Action große Beweise seiner Erfahrung und seines Talents, die Generale, die Offiziere und die Soldaten, alle zeichneten sich hier aus." Von Vorwürfen war nun nicht mehr die Rede. Der Sieg Leopold's, welchen letztern der König so schwer getadelt, daß dieser, wie man sagte, in der Schlacht absichtlich den Tod gesucht, hatte Alles wieder gut gemacht. Der Tag von Kesselsdorf entschied den ganzen Krieg, schon am 25. Dezember 1745, nur 10 Tage später, ward der Friede zu Dresden geschlossen und das preußische Heer kehrte nach seinen Standorten in den vaterländischen Provinzen zurück. Mit dem Siege bei Kesselsdorf schloß eigentlich Leopold's militairische Laufbahn, er hatte durch denselben allen seinen früheren Kriegsthaten gleichsam das Siegel der Vollendung aufgedrückt. Er blieb zwar im Besitze aller seiner militairischen Aemter und Würden, hielt sich aber fortan meist in Dessau auf und erschien selten mehr in Berlin. Wenn auch äußerlich sein Empfang hier stets ein herzlicher war, so stand er doch nicht immer mit dem Könige im besten Vernehmen, und machte ihm dieser nicht selten in sehr starken Ausdrücken bemerkbar, daß Leopold's häufig recht derb ausgesprochene Meinungen nicht stets die seinigen seien. Dies zog sich bis zu dem am 9. April 1747 erfolgten Tode des Fürsten hin. In 22 Schlachten und Belagerungen war L. nur einmal durch einen Streifschuß leicht verwundet worden, weshalb er beim gemeinen Manne für kugelfest galt; mehr als 50 Jahre führte er Preußens Krieger beinahe immer glücklich ins Feld.

Das bisher über L. Gesagte bezieht sich fast ausnahmslos auf seine militairischen Verhältnisse und das damit in Verbindung Stehende, es erübrigt nun noch, ihn als Landesherr, als Familienvater und als Mensch zu betrachten. Wie sehr auch Leopold's Neigungen ihn zum Militairischen hinzogen, so verstand er es doch auch recht wol, mit dem Lorbeer des Krieges den Oelzweig des Friedens zu verbinden und für sein Land und sein Volk zu sorgen, soweit es nur irgend in seinen Kräften stand. Betrachten wir zunächst, was er für seine Residenz Dessau gethan, die durch häufige Feuersbrünste, verheerende Krankheiten und vielfache Kriegsdrangsale die kleinste und ärmlichste von Anhalts Hauptstädten war. Er hatte für sie ein warmes Herz, suchte sie zu heben, zu vergrößern und zu verschönern, wo er es vermochte. Um die unter seinem Vater begonnene und 1702 vollendete lutherische Kirche entstand, weil durch den Zuzug vieler Lutheraner die Einwohnerzahl bald bedeutend stieg, die Neustadt, der in den Jahren 1706—1710 die Anlegung der Wasserstadt jenseits der Mulde folgte. Dann geschah 1711 die Wegnahme der alten Stadtmauer und die Aufführung einer neuen, bedeutend weiter hinausgeschobenen, wodurch ein großer bisher unbebauter Raum in die Stadt hineingezogen wurde. Bald entstanden auf diesem mehrere neue Straßen, vorzüglich seit 1713 die schöne Cavalierstraße, und dem nunmehrigen Bedürfniß entsprechend ward auch die Zahl der Thore vermehrt. Zu allen diesen Bauten gab L. nicht nur den Grund und Boden unentgeltlich her, sondern bewilligte den Anbauern auch noch andere Unterstützungen, als Baumaterialien und mehrjährige Abgabenfreiheit. Zur Verschönerung der alten und neuen Straßen führte der Fürst mehrfache monu-

mentale Bauten aus, als das Regierungsgebäude, die Reitschule am Markt und die Paläste für seine Söhne Dietrich in der Zerbster Straße, Eugen und Moritz in der neuen Cavalierstraße, sowie das Jagdzeughaus in der Wasserstadt. Sorgte L. auf diese Art für Vergrößerung und Verschönerung seiner Hauptstadt, so wendete er auch auf vielfache Wese seine Fürsorge dem platten Lande zu. Zahlreiche wüste Dorfstätten verdankten ihm ihre Wiederbebauung, so Lennewitz, Alten, Dellnau, Naundorf, Kochstedt, Horsdorf, Siebenhausen, Kl. Kühnau, Lingenau, Niesau, Ziebigk und andere. Die sehr fruchtbaren Niederungen an der Elbe und Mulde, die jährlich durch das Hochwasser dieser Flüsse sehr litten, schützte er seit dem J. 1706 durch starke, weitausgedehnte Verwallungen und umfangreiche morastige Flächen in der Gegend von Wörlitz gewann er in den J. 1706—1708 der Wiesen- und Waldcultur durch den von der damals sächsischen Grenze bei Oranienbaum ausgehenden und in dem Jonitzer Forst in die Elbe mündenden Kapengraben. Zur Förderung der Landescultur durch Anlegung herrschaftlicher Musterwirthschaften und zur Erhöhung der Einkünfte seines Landes kaufte er aus seinem Privatvermögen die meisten Rittergüter in jenem an und versah sie mit zweckentsprechenden neuen Gebäuden. Im J. 1720 kaufte er bedeutende Besitzungen in Ostpreußen als Bubaien, Norkitten, Piathen, für die er von König Friedrich Wilhelm I. umfassende Privilegien erhielt und die er bald mit neuen Dörfern, Vorwerken, Schankhäusern, Mühlen vermehrte. Gleichfalls begünstigte er den Tabaksbau in seinem Lande und legte zur Verbesserung der einheimischen Pferdezucht 1704 zu Libehna bei Raguhn und 1708 im Thiergarten bei Dessau Gestüte an. Nicht weniger bemühte er sich auch in die von seinen Unterthanen zu zahlenden Gefälle und Zinsen eine bessere Ordnung zu bringen und namentlich die auswärtigen Zins- und Lehnsverhältnisse derselben möglichst zu ordnen oder zu beseitigen, desgleichen strebte er nach Lösung der zahlreich vorhandenen Grenzdifferenzen und beendigte sie, wo dies nur irgend zu bewerkstelligen war. Zur Hebung des Handelsverkehrs zwischen beiden Elbufern erbaute er an Stelle der 1735 errichteten Schiffbrücke 1739 eine stehende, die aber nach noch nicht funfzigjährigem Bestehen, 1784 durch den starken Eisgang des Stromes wieder zerstört ward. Den Städten und Flecken seines Landes suchte L. in jeder Weise aufzuhelfen, er verlieh ihnen manche Gerechtigkeiten, namentlich in Bezug auf Vermehrung und Neuerrichtung von Jahr- und Wochenmärkten, so in den Städten Dessau, Oranienbaum, Radegast, Raguhn. War nun der Fürst so thunlichst für das leibliche Wohl seiner Unterthanen bemüht, so ließ er es an Fürsorge für ihre geistigen Bedürfnisse nicht fehlen. Er erbaute viele neue Kirchen und Schulen und vermehrte möglichst die Einkünfte der Prediger und Lehrer, um ihren Eifer bei Besorgung ihres Dienstes zu erhöhen. So baute er 1702 die Kirche in Radegast, 1707 die Stadtkirche in Oranienbaum, 1712 bis 1717 die St. Georgenkirche in Dessau, 1713 die Kirche in Horsdorf, 1717 die in Meilendorf, 1723 die in Jonitz aus Dankbarkeit gegen Gott für die glückliche Wiederkehr seiner Söhne Wilhelm, Gustav und Leopold Maximilian aus dem Türkenkriege, 1735 in Wadendorf die Fünfbrüderkirche, wegen der glücklichen Heimkehr seiner fünf Söhne aus den Feldzügen am Rhein, 1743 die Altensche für die Genesung seiner Gemahlin von schwerer Krankheit, gleichfalls 1743 die Kirche zu Rode bei Sandersleben für die Lutheraner der dortigen Gegend und endlich 1745 die Kirche in Riesigk. Bei unverschuldeten Unglücksfällen, die seine Unterthanen betrafen, war er stets zur thätigsten Hülfe bereit, so z. B. bei großen Feuersbrünsten, wie solche 1707 das Dorf Qualendorf und 1725 die Stadt Wörlitz größtentheils zerstörten; hier half er nicht nur mit bedeutenden Baarunterstützungen, sondern schenkte auch das Bauholz aus den herrschaftlichen Forsten und sendete Zimmerleute und

Maurer auf seine Kosten. Auch sonst noch in jeder Weise für das Wohl seiner Unterthanen besorgt, erließ er heilsame Gesetze und Verfügungen und traf passende Anordnungen, so 1709 bezüglich der Abstellung der Verschleppung von Proceßsachen, 1719 der Aufhebung der Abzugsgelder bei Verlegung des Wohnsitzes von einem Amte in das andere, und 1710 erfolgte eine neue Stempel- und Gerichtstaxe, sowie 1738 die Einführung des rheinländischen Längenmaßes. Seit 1721 Senior des Anhaltischen Fürstenhauses, nahm er sich auch der Gesammtsachen desselben thätigst an. Er suchte und empfing die betreffenden kaiserlichen und andern Belehnungen und verlor die Ansprüche seines Hauses auf Lauenburg nicht aus dem Auge. Im J. 1727 führte er das von Kaiser Karl VI. unterm 6. April 1729 bestätigte Erstgeburtsrecht in seiner Familie ein. Trotz aller Rauheit seiner Gemüthsart war L. stets ein guter Gatte, ein zärtlicher liebevoller Vater. Ueber seine Vermählung mit der Dessauer Bürgerstochter Anna Luise Föse, seinem lieben Wiesgen, wie er sie in seinen Briefen nennt, ist schon oben gesprochen, ebenso über deren Character und Verdienste. Dieser glücklichen Ehe entstammten 5 Söhne und 5 Töchter, und zwar der Erbprinz Wilhelm Gustav, der schon 1737 mit Hinterlassung einer zahlreichen unebenbürtigen Nachkommenschaft aus seiner Ehe mit Johanne Sophie Herre aus Dessau, die mit ihren Kindern als Grafen und Gräfinnen von Anhalt in den Reichsgrafenstad erhoben wurden, starb, dann des Fürsten Nachfolger, Leopold Maximilian und die drei Prinzen Dietrich, Eugen und Moritz, die unvermählt ihr Leben beschlossen. Von den 5 Töchtern vermählte sich Luise und Leopoldine Marie mit Mitgliedern des Bernburger und Brandenburg-Schwedter Fürstenhauses. Anna Wilhelmine und Henriette Amalie starben unverheirathet nach dem Vater und Henriette Marie Luise in zarter Jugend. Daneben ist auch zweier natürlicher Söhne des Fürsten zu gedenken, der Gebrüder von Berenhorst, von denen der eine sich als militairischer Schriftsteller auszeichnete. L. starb in seinem 76. Lebensjahre am 9. April 1747, an den Folgen eines Nervenschlages, der ihn am 7. betroffen. Sein feierliches Leichenbegängniß, zu dem König Friedrich II. die drei Bataillone des vom verstorbenen Fürsten so lange geführten Regimentes Alt-Anhalt von Halle sendete, fand am 25. Juli 1747 statt. Er ruht in der Fürstengruft der Marienkirche zu Dessau in einem von Grenadieren aus Zinn scheinbar getragenen Sarge. Nach gleichzeitigen Nachrichten war Leopold's Leibesgestalt über die gewöhnliche Größe, ansehnlich und wolgebildet. Der Ausdruck seines Gesichts hatte etwas Nachdenkliches und Menschenfreundliches, zugleich aber auch etwas Furchtbares, dem man gern ausweichen mag. Die Farbe des Gesichts war sehr dunkel, seine Stimme eine kräftige, die wenn er in Zorn gerieth, im Stande war, seine Umgebung zittern zu machen. Auf Pflege des Haupthaares sah er wenig und charakteristisch war sein schwarzer Schnurrbart, nach dem er oft genannt wurde. In seiner Kleidung, Lebensart und seinem Haushalt war er sehr einfach und sparsam, er wollte es nie besser haben, wie der gemeine Soldat, aber er war nicht knauserig und wenn es Noth zu lindern gab, so half er gern und mit vollen Händen. Mangel oder Ueberfluß, Hitze oder Kälte, Anstrengung oder Muße schien wenig Unterschied bei ihm zu machen. Von Hoffahrt und Stolz war er ein abgesagter Feind; sein Benehmen gegen Leute aus dem Volke und den gemeinen Soldaten war bei aller sonstiger Strenge freundlich und fast zutraulich. Er war ein eifriger und beständiger Freund und treu in Erfüllung seines Wortes, aber ein unversöhnlicher Feind derjenigen, von denen er sich hintergangen glaubte. In jeder Hinsicht verlangte er von seinen Untergebenen und in seiner Familie unbedingten Gehorsam und duldete keinen Widerspruch. Aus allen diesen Andeutungen geht hervor, daß in ihm unter rauher Schale

ein edler Kern verborgen war, er besaß zartes Gefühl und wahres Wohlwollen, beides aber fand bei ihm kaum anders Ausdruck als in groben kernhaften Soldatenausdrücken. Daß er seinen Unterthanen viele Kirchen erbaute, ist schon erwähnt, ihn trieb dazu ein tieferes religiöses Gefühl, das sich aber auch bei ihm stets nur auf eine derbe, fast burschikose Weise äußerte, wie seine bekannten Gebete bei schwerer Krankheit seiner Tochter, der Fürstin von Bernburg, und vor der Schlacht bei Kesselsdorf zeigen; er war ein eifriger Kirchengänger, nannte Luthers Lied: „Eine feste Burg" unseres Herrgotts Dragonermarsch und sang eifrigst mit der Gemeinde, aber alle Lieder nach der Melodie des Dessauer Marsches, der einzigen die er kannte. Als er altershalber die Kirche nicht mehr besuchen konnte, ließ er jeden Sonntag für sich und seine Familie in einem Zimmer des Schlosses predigen und nie bestätigte er einen Prediger in seinem Amte, als bis er eine Probepredigt von ihm gehört. Er war kein Freund der Wissenschaften und Künste, aber er haßte sie auch nicht, er nahm eben keine Kunde von ihnen. Und dennoch schrieb er gern und viel und machte selbst schriftstellerische Versuche, wie die oben erwähnten militairischen Abhandlungen für den Kronprinzen, der Anfang einer Selbstbiographie und die Zusammenstellung einer Geschichte des preußischen Heeres, doch ist seine Handschrift kaum zu entziffern und seine Orthographie hat er sich in jeder Art selbst gemacht. Immerhin war L. einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit und vereinigte in sich die vortrefflichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens mit vielen und großen Fehlern. Im J. 1790 ließ Prinz Heinrich von Preußen zu Rheinsberg den Helden des preußischen Heeres ein Denkmal errichten, welches auch den Ruhm Fürst Leopold's verherrlicht. Im J. 1800 ward in Berlin im Lustgarten dem Königl. Schlosse gegenüber, des Fürsten Standbild aufgestellt, von Schadows Hand in carrarischem Marmor, nach Anton Pesne's Bild ausgeführt, dessen Fußgestell in entsprechenden charakteristischen Inschriften des Fürsten Verdienste gebührend darlegt. Später fand dieses Standbild seinen Platz auf dem Wilhelmsplatze und ist seit 1862 durch eine Nachbildung in Erz ersetzt. Eine gleiche ziert seit 1860 den Marktplatz in Dessau. An Rauchs berühmtem Standbilde König Friedrichs II. unter den Linden in Berlin erscheint auch L. unter den Zeit- und Kriegsgenossen des großen Königs.

Vgl. Varnhagen v. Ense, preußische biographische Denkmale Bd. 2; Militair-Conversationslexicon, Leipzig 1833 Bd. II; Beckmann und Lenz, Anhalt. Landeschronik; Anonyme Schrift: Fürst Leopold I. von Anhalt und seine Söhne. Dessau 1852. Siebigk.

Leopold Maximilian, Fürst zu Anhalt-Dessau, der zweite Sohn des Fürsten Leopold und der Fürstin Anna Luise, ward am 25. Decbr. 1700 zu Dessau geboren und erhielt mit seinem älteren Bruder, dem Erbprinzen Wilhelm Gustav, unter den Augen der Mutter eine den damaligen Ansprüchen angemessene Erziehung, die auch bei ihm vorwiegend auf das Militärische gerichtet war. Bereits in seinem 6. Jahre, am 28. Decbr. 1706 ernannte ihn König Friedrich I. von Preußen zum Capitän beim Regiment Kronprinz und 1711 nahm er im Gefolge seines Vaters mit seinem älteren Bruder theil an dem Feldzuge in Brabant. 1713 wohnte er an der Spitze seiner Compagnie im bisher kronprinzlichen nun königlichen Regiment der feierlichen Bestattung des Königs Friedrich I. bei und erhielt im J. 1715 das Oberstlieutenantspatent, sowie eine Compagnie im Regiment Prinz Heinrich. Dem bald darauf ausbrechenden Krieg gegen Schweden in Pommern wohnte der Prinz mit Auszeichnung bei und erhielt als Anerkennung seines guten Verhaltens ein aus schwedischen Gefangenen neuerrichtetes Regiment, sowie 1717 bei der ersten Besichtigung desselben durch König Friedrich Wilhelm I. die Ernennung zum Obersten der In-

fanterie. In demselben Jahre betheiligte er sich mit seinem älteren Bruder an dem Feldzuge der österreichischen Armee in Ungarn und kehrten beide erst nach dem Entsatze von Belgrad in die Heimath zurück. Eifrigst nur sich dem Dienste bei seinem Regimente in Gardelegen widmend, empfing er am 18. Juni 1722 seine Ernennung zum Generalmajor und im J. 1724 die zum Ritter des schwarzen Adlerordens, auch überließ ihm in diesem Jahre sein Vater die vor Kurzem in Ostpreußen erkauften Güter. Nachdem er 1729 die durch den Tod des Generals von Löben vacant gewordene Präbende als Domherr zu Magdeburg erhalten, begleitete er den König in das sächsische Lustlager bei Mühlberg, sowie auch im folgenden Jahre auf mehreren Reisen, ward 1732 zum Coadjutor bei dem Decanat der hohen Stiftskirche zu Magdeburg und der damit verbundenen Propsteien zu St. Sebastian und St. Nicolaus erwählt und zwang im J. 1733 als Oberbefehlshaber der zur Züchtigung der gegen Kaiser und Reich renitenten Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen aufgebotenen preußischen, hannoverischen und braunschweigischen Executionstruppen die Stadt bald zur Unterwerfung.

Als im J. 1734 König Friedrich Wilhelm I. dem Kaiser zu dem Kriege gegen Frankreich ein Hülfscorps nach dem Rheine sendete, war Prinz L. dem Commandeur desselben, General von Rödern zur Seite gestellt und trat, nachdem er bereits im Juli 1735 zum Generallieutenant ernannt worden, nach des erstern Abgang im August an dessen Stelle, ohne daß es ihm vergönnt war, in diesem Kriege, der im Herbst des gedachten Jahres sein Ende erreichte, große Beweise seines militärischen Talentes geben zu können, da während desselben nur Gefechte untergeordneter Bedeutung zu verzeichnen sind. Zu Ende des J. 1735 ward ihm das Gouvernement von Cüstrin übertragen, wo sich seinem regen Diensteifer ein neues Feld kriegerischer Thätigkeit darbot, da die Festung in vollkommenen Vertheidigungszustand gesetzt werden sollte, ein Auftrag, dessen er sich zur großen Zufriedenheit des Königs entledigte. Das J. 1737 war für den Prinzen ein ereignißreiches. Es brachte am 25. Mai seine Vermählung mit der Prinzessin Gisela Agnes, der einzigen Tochter und Allodialerbin des verstorbenen Fürsten Leopold zu Anhalt-Cöthen, und am 16. Decbr. den Tod seines älteren Bruders, des Erbprinzen Wilhelm Gustav, wodurch er zum Regierungsnachfolger seines Vaters berufen ward. In den nächsten Jahren widmete sich der nunmehrige Erbprinz L. mehr seinen häuslichen Angelegenheiten; es gelang ihm, Zerwürfnisse mit dem Regierungsnachfolger seines Schwiegervaters in Cöthen wegen der Allodiaterbschaft seiner Gemahlin, theils noch vor der Vermählung theils später friedlich beizulegen, er vermehrte und verbesserte seine Besitzungen in Ostpreußen und erwarb im Inlande neben anderen Grundstücken das Gut Tornau 1738 von der Familie von Einsiedel. Auch den Grundbesitz des Domcapitels zu Magdeburg, dessen wirklicher Dechant er zu Ende des J. 1734 geworden, vergrößerte er durch mehrfache Ankäufe. Der Thronwechsel in Preußen 1740, und die Maßregeln des neuen Königs, Friedrichs II., mit dem den Erbprinzen L. eine herzliche Freundschaft verband, gegen Oesterreich, entriß den letzteren seinen friedlichen Beschäftigungen. Im December d. J. nach Berlin berufen, erhielt er zugleich mit dem Herzoge von Holstein den Befehl, sich mit einem Corps gegen die Festung Glogau zu wenden und deren Einnahme zu bewerkstelligen, ein Unternehmen, welches am 24. December dem Erbprinzen allein übertragen wurde. Es zog sich jedoch die Sache sehr in die Länge, indem eines Theils des Prinzen Corps zu einer förmlichen Belagerung nicht ausreichte, andern Theils aber der König die Stadt geschont haben wollte, und mußte es der Erbprinz bei strenger Einschließung bewenden lassen, bis er dann endlich in der Nacht vom 8. zum 9. März 1741 die Einnahme mit stürmender Hand zur Ausführung brachte und sich dadurch im höchsten Grade die Zufriedenheit des

Königs erwarb. Er begab sich dann zu diesem und blieb auch bei ihm, als sich derselbe von Schweidnitz nach Oberschlesien mit der Armee wendete und dann sich Neiße näherte, das er zu belagern beabsichtigte. Bei den hiebei stattfindenden Hin- und Hermärschen entledigte sich der Erbprinz eines ihm ertheilten Auftrages bezüglich der Sicherung der bereits geschlagenen Schiffbrücken über die Neiße angesichts der feindlichen Armee am 7. April so gut, daß ihn der König sofort zum General der Infanterie ernannte. Bei dem hierauf am 10. April in der Nähe des Dorfes Mollwitz erfolgten Zusammenstoße der beiden Armeen führte der Erbprinz das zweite Treffen und hatte nicht geringen Antheil an dem für die Preußen siegreichen Ausgange der Schlacht. Nach derselben blieb er beim Könige in Ohlau und folgte dessen Bewegungen mit der Armee zur Deckung der Belagerung von Brieg und auch ferner, bis er mit dem Feldmarschall Schwerin im August den Befehl erhielt, die Besetzung der Stadt Breslau zu bewerkstelligen, was auch am 10. in größter Ruhe von Statten ging. Hierauf begab sich der Erbprinz wieder zum Könige, ward aber bereits am 23. August mit einem starken Commando zur Recognoscirung des Feindes ausgesendet und stieß dann wieder in Reichenbach zur Armee. Als der König am 8. September von hier aufbrach und am 14. ein Lager in der Nähe von Neiße bezog, erhielt der Erbprinz an diesem Tage den Befehl, wenig oberhalb Neiße eine Schiffbrücke über die Neiße zu schlagen und dann, als der König nachgekommen war und ein Lager bei Roßdorf bezogen hatte, den, die Festung Neiße einzuschließen, was er auch, nachdem er sie am 18. October berannt, zur Ausführung brachte. Die förmliche Belagerung überließ er nach Anordnung des König seinem Bruder Dietrich und führte selbst einen Theil der Armee nach Böhmen in die Winterquartiere. Den ihm ertheilten Auftrag, auf diesem Marsche den Versuch zu einer Ueberrumpelung der Festung Glatz zu machen, fand er nicht ausführbar, ließ aber ein Beobachtungscorps vor ihr zurück und bezog in den ersten Tagen des December Winterquartiere in den Königgrätzer, Leitmeritzer und Bunzlauer Kreisen. Von seinem Hauptquartiere Bunzlau aus richtete er nun die Blokade der Festung Glatz so gut ein, daß dieselbe gezwungen war, sich am 9. Januar 1742 dem vor ihr befehlenden General v. Derschau zu ergeben, worauf der Erbprinz am 29. die Huldigung der Glatzer Stände im Namen des Königs entgegennahm. Im März erhielt er den Befehl einen Zug nach Oberschlesien zu unternehmen, fand aber in Neiße die Weisung, nach Bunzlau zurückzukehren, die Elbe daselbst zu besetzen und Magazine anzulegen, was er mit großer Umsicht ins Werk setzte, so daß der König, als er selbst die Hauptarmee nach Böhmen führte, dieselbe für den ganzen Monat Mai verproviantirt fand. Der König bezog nun Cantonnirungsquartiere, die sich von Kuttenberg über Czaslau bis Glatz ausdehnten. Die Annäherung der österreichischen Armee unter dem Prinzen von Lothringen und dem Feldmarschall Grafen von Königsegg führte zu verschiedenen weiteren Bewegungen und hatte schließlich am 17. Mai die Schlacht bei Chotusitz zur Folge, an deren für das preußische Heer glücklichem Ausgange die überaus zweckmäßigen Anordnungen des Erbprinzen, die er für den bei Beginn der Schlacht noch nicht anwesenden König traf, den größten Antheil hatten. Noch auf dem Schlachtfelde wurde ihm die Erhebung zur Feldmarschallswürde zu Theil. In nächster Zeit bei der Armee des Königs bleibend, erhielt er nach geschlossenem Frieden Ende Juni den Befehl, mehrere Regimenter nach Sachsen zu führen und traf sodann am 20. Juli 1742 wieder in Dessau ein. Hier setzte er seine früheren Beschäftigungen fort, verlebte im Schooße seiner Familie glückliche Tage, eifrig bemüht für die Hebung und Verbesserung seines Grundbesitzes im In- und Auslande, bis der im J. 1744 aufs neue entbrennende Krieg seine militärische Thätigkeit wieder in Anspruch nahm. Er verließ Berlin an der Spitze der 2.

nach Böhmen bestimmten Colonne am 13. August, erreichte am 30. Leitmeritz, am 31. Brandis und traf am 2. Septbr. im Lager vor Prag ein und wohnte der Eroberung der Stadt am 16. ohne wesentlichen Antheil daran zu nehmen, bei. Im November cantonnirte er mit seinem Corps in und bei Collin, wo er von den Oesterreichern erfolglos angegriffen wurde und zu Ende des Monats ging er mit seinen Truppen nach Schlesien zurück. Im December erhielt er an des Generals von Marwitz Stelle das Commando in Oberschlesien, mußte dies aber nach einiger Zeit, da sein von den Strapazen des Feldzugs sehr geschwächter Körper der Ruhe bedurfte, dem General von Nassau übergeben. Er selbst blieb in Neiße und leitete von da aus die Verhandlungen mit den Oesterreichern wegen Auswechselung der Gefangenen mit dem besten Erfolge.

Der König kam am 26. März 1745 bei Neiße an, es blieb aber in den Monaten April und Mai bis auf unbedeutende Zusammenstöße, vollkommen ruhig; dann aber bewog der Plan der Oesterreicher, vereint mit den Sachsen in Schlesien einzubrechen, den König, am 1. Juni mit der ganzen Armee ein Lager bei Schweidnitz zu beziehen, Front nach dem Gebirge, gegenüber dem Feinde, dessen Stellung am Rande des erstern deutlich zu übersehen war. Am 4. kam es hier in der Gegend von Striegau und Hohenfriedberg zur Schlacht, in welcher die verbündeten Oesterreicher und Sachsen gänzlich geschlagen wurden und sich nach Böhmen zurückziehen mußten. Die preußische Armee, bei der der Erbprinz wieder ein hervorragendes Commando geführt, folgte ihnen dahin und vertheilte sich dort in mehrere Lager, bis sie den 17. Septbr. den Befehl erhielt, sich wieder nach der schlesischen Grenze zurückzuziehen. Auf diesem Marsche erfuhr sie am 29. in der Nähe von Trautenau, daß auch die Oesterreicher ihr Lager bei Jaromirs verlassen hätten und ein neues bei Königinhof zu beziehen gedächten. Aus diesen Bewegungen entwickelte sich am folgenden Tage, den 30. September bei Praußnitz und Soor eine Schlacht, die wiederum für die Preußen siegreich war und an deren glücklichem Ausgang Erbprinz L. durch persönliche Unerschrockenheit und richtige Maßregeln bedeutenden Antheil hatte. Der König blieb hier bis zum 5. Octbr. stehen, dann führte er die Armee nach Schlesien in Cantonnirungsquartiere und ging am 28. nach Berlin, nächdem er das Generalcommando dem Erbprinzen übergeben und die ganze Generalität an ihn gewiesen hatte. Der Prinz blieb in Schweidnitz, zog aber, als er am 5. Novbr. die Nachricht erhielt, daß die österreichische Armee von Gitschin aufgebrochen und im Marsche nach der Lausitz sei, seine Truppen bei Rohnstock zusammen und blieb dort bis zum 16. stehen, begab sich aber dann auf die Nachricht vom Anmarsche der Oesterreicher nach Jauer und sodann weiter nach der Lausitzer Grenze, wo der König am 19. in Niederadelsdorf den Befehl selbst wieder übernahm und am 23. in Hennersdorf in der Lausitz sein Hauptquartier aufschlug. Darauf ward letzteres nach Bautzen verlegt, von wo aus der König mit dem Erbprinzen nach Meißen sich begab und dort am Tage der Schlacht bei Kesselsdorf am 15. Dec. eintraf. Nach derselben nahm der Prinz am Einzuge in Dresden theil, blieb dort bis zum Friedensschlusse und traf im Januar 1746 in Dessau ein. Hier setzte er seine frühere friedliche Thätigkeit fort, vergrößerte seinen Grundbesitz, namentlich durch die Erwerbung des Gutes Alsleben a. S. von denen v. Krosigk und Löberitz nebst Zubehör von denen v. Bissing, half Armen und Bedürftigen nach Kräften, bis ihn dann das am 9. April 1747 erfolgte Ableben seines Vaters, des Fürsten Leopold, zur Regierung des angestammten Dessauer Landes berief, dessen Huldigung er alsbald entgegennahm. Vom König wurde er sofort zum Chef des Regimentes seines Vaters in Halle ernannt und ihm auch dessen Gouvernement von Magdeburg übertragen, wogegen über des nunmehrigen Fürsten bisheriges Regiment und sein Gouvernement der Festung Cüstrin anderweitig verfügt ward.

Fürst L. M. trat die Regierung mit den besten Vorsätzen an, es gelang ihm mit seinen Geschwistern über alle Punkte des väterlichen Testamentes, obgleich diese manches für ihn Drückende enthielten, ohne jegliche Mißhelligkeit sich zu einigen, er zeigte den redlichsten Willen, seinen Unterthanen die möglichsten Erleichterungen angedeihen zu lassen, befleißigte sich überall, namentlich in seinem Hofhalte, der thunlichsten Sparsamkeit, setzte die Abgaben und Zölle herab und strebte mit bestem Erfolge dahin, die bei seinem Regierungsantritte vorgefundenen Schulden zu mindern. Dabei ließ er sich die Verbesserung der Rechtspflege angelegen sein, begünstigte mehr als sein Vater Kunst und Wissenschaft, sorgte für Hebung der Landescultur durch Anlegung mehrerer Vorwerke und war, wie schon oben erwähnt, der Armen und Dürftigen stets eingedenk, was namentlich die von ihm 1749 in Dessau gegründete Leopoldsdankstiftung für arme Männer noch jetzt beweist. Den Neubau des Dessauer Schlosses, den der Fürst bald nach seinem Regierungsantritt durch den berühmten v. Knobelsdorff begann, zu vollenden, hinderte ihn sein schon am 16. Decbr. 1751 eintretender Tod, der durch den Schmerz über den Verlust der ihm am 20. April desselben Jahres vorangegangenen trefflichen Gemahlin Gisela Agnes beschleunigt ward. Aus der sehr glücklichen Ehe mit derselben hinterließ der Fürst seinen Nachfolger Leopold Friedrich Franz und zwei andere Söhne, sowie drei Töchter, für und über welche, da sie sämmtlich minderjährig waren, Fürst Dietrich die Regent- und Vormundschaft führte.

Die kurze Regierungszeit des Fürsten L. M. von noch nicht vier Jahren hatte hingereicht, die Unterthanen die Größe ihres Verlustes erkennen zu lassen, ihre ungetheilte Liebe nahm der Verewigte mit in das Grab.

Siebigk.

Leopold Friedrich Franz, Fürst und später Herzog von Anhalt-Dessau, ward als der älteste Sohn des Fürsten Leopold Maximilian und der Fürstin Gisela Agnes, einer Prinzessin von Anhalt-Cöthen, am 10. Aug. 1740 in Dessau geboren. Im J. 1751 beider Eltern beraubt, trat der junge Erbprinz mit seinen fünf jüngeren Geschwistern unter die Vormundschaft seines Vatersbruders, des Fürsten Dietrich, dem diese, sowie die Landesregierung bis zur Großjährigkeit des Erbprinzen, durch letztwillige Verfügung seines verstorbenen Bruders übertragen worden. Fürst Dietrich nahm sich beider Aemter im besten Sinne an und sorgte namentlich auf das vorzüglichste für die Erziehung des Erbprinzen, welche zuerst durch einen Herrn L'Estocq, dann aber seit 1753 durch den späteren Oberhofmeister von Guericke geleitet ward. War dieselbe vielleicht auch bisher nicht über das gewöhnliche Maß gegangen, so war nun der fürstliche Vormund sorgfältig bemüht, den jungen Prinzen nicht nur in der französischen Sprache, der Staats- und Regentengeschichte und allen ritterlichen Uebungen bestens unterrichten zu lassen, sondern er strebte auch eifrigst dahin, obwol selbst mehr nur dem militärischen Wissen hold, daß dem talentvollen und vom edelsten Wissenstriebe erfüllten Jünglinge Geschmack an den schönen Wissenschaften und Künsten, sowie an der aufstrebenden deutschen Litteratur eingeflößt und er allmälig dafür begeistert werde. Daß diese in ihn gesenkten Saatkörner keimen, wachsen und so herrliche Früchte tragen konnten, ist aber des Fürsten F. eigenstes Werk, denn er pflegte, schützte und bewahrte sie auf das Gewissenhafteste und mit dem glücklichsten Erfolge bis in sein spätes Alter. Daneben glaubte aber auch der fürstliche Vormund, der sich die innigste Zuneigung seines Mündels durch die treffliche Erfüllung seiner Erziehungs- und Regierungspflichten erwarb, die militärische Ausbildung desselben nicht vernachlässigen zu dürfen. Der Erbprinz hatte 1751 vom König Friedrich II. das durch den Tod seines Vaters erledigte Regiment Anhalt in Halle verliehen erhalten und war so in preußische

Kriegsdienste getreten, 1752 wohnte er den gewöhnlichen Musterungen in der Nähe bei und 1755 ging er zum Regiment nach Halle, wo er als Hauptmann sich die praktische Erlernung des Dienstes angelegen sein ließ, obwol er zu kriegerischer Thätigkeit sich nicht sehr hingezogen fühlte. An dem 1756 ausbrechenden Kriege betheiligte sich der Erbprinz mit Gutheißen seines Vormundes als Freiwilliger im preußischen Heere bei seinem jüngsten Oheim, dem Fürsten Moritz. Er begleitete diesen zunächst nach Dresden, kam während des Winters nach Dessau zurück, eilte aber im Februar 1757 wieder zum Heere, wo er an der Seite seines Oheims an den Schlachten bei Prag und Kollin theilnahm. Bald aber zwang ihn körperliches Unwohlsein das Heer zu verlassen und nach Dresden zu gehen, wo seine Krankheit einen besorgnißerregenden Charakter annahm und seinen Vormund nöthigte, bei dem Könige ihm die Erlaubniß zu erwerben, sich zur Abwartung der vollständigen Genesung nach Dessau zu begeben. Da aber der Körperzustand des Erbprinzen noch längere Schonung erheischte und die herrschenden politischen Verhältnisse sein Fernhalten vom Kriegstheater als das Ersprießlichste erscheinen ließen, so erbat er mit Zustimmung des Fürsten Dietrich am 15. Octbr. 1757 seine Entlassung aus dem preußischen Kriegsdienste, die ihm auch gewährt ward und blieb zur vollständigen Herstellung seiner Gesundheit in seinem Erblande, dessen Regierung er nach vom Kaiser unterm 20. März 1758 erlangter Mündigkeitserklärung, am 20. Octbr. desselben Jahres antrat. Es geschah dies in einer schlimmen Zeit. Anhalt, eingekeilt zwischen Sachsen und Preußen, war furchtbar von den Drangsalen des Krieges heimgesucht, der alle Ersparnisse, welche drei sorgsame Regierungen gemacht, verschlang und den Wohlstand des Landes vollständig zerrüttete. Auch litt dasselbe durch die Verfügungen König Friedrichs, der wegen des Austritts des jungen Fürsten, worin er Hinneigung desselben zu Kaiser und Reich erblickte, gegen diesen erbittert war. Er drückte das Land durch fast unerschwingliche Kriegssteuern, kaum zu beschaffende Lieferungen und unaufhörliche Durchmärsche und that der Bevölkerung durch starke Rekrutirungen empfindlichen Abbruch. Fürst F., der sich als Hauptgrund für diese Maßnahmen ansah und außerdem fühlte, daß diese für seine Unterthanen das Maß des Möglichen überstiegen, trug die Kriegssteuern meist selbst und war um dieses zu können genöthigt, sich seines gesammten Silbers und vieler seiner Kostbarkeiten zu entäußern. Daß diese Lasten später sich etwas verminderten und dem Lande eine rücksichtsvollere Behandlung zutheil ward, verdankte er der Umsicht des Kammerpräsidenten von Brenkenhoff, der später selbst in preußische Dienste berufen wurde. Bei allen diesen großen Opfern gelang es dem Fürsten, der in jedem Zweige der Landesverwaltung die möglichste Sparsamkeit zum strengsten Gesetze machte, doch noch während des Krieges seinen Unterthanen durch Erlaß des Frohnpfennigs eine Steuererleichterung zu gewähren. Kurz nach Beendigung des Krieges, 1763, entschloß sich F., wol fühlend, daß ihm, um sein wenn auch kleines Erbland nach den Absichten und Plänen, die er in sich trug, zu regieren, noch so manche Kenntnisse fehlten, zu einer Bildungsreise, deren Ziel England und deren Hauptzweck Kenntnißnahme von allen Sehenswürdigkeiten des Landes und von dessen staatlichen, bürgerlichen und gewerblichen Einrichtungen war. Er reiste unter dem Namen eines Grafen von Sandersleben; sein Begleiter war ein junger sächsischer Edelmann, Friedrich Wilhelm von Erdmannsdorff, dessen Bekanntschaft, als dieser in Wittenberg studirte, der Fürst gemacht und sich von dessen mit den seinigen übereinstimmenden Ansichten über Kunst und freundlichen Lebensgenuß so angezogen fühlte, daß er ihn liebgewann und an sich fesselte, woraus ein inniges Verhältniß sich bildete, das bis zum Tode Erdmannsdorff's bestand und bei der Ehrlichkeit und Offenheit des gebildeten und reich begabten jungen

Mannes vom wohlthätigsten Einfluß auf den Fürsten sich zeigte. Diese Reise, bei welcher F. mit seinem Begleiter, der gewissenhaft darüber wachte, daß der ernste Zweck derselben stets im Auge behalten wurde, auch einige Zeit in Holland verweilte, währte fast ein ganzes Jahr. Nach seiner Rückkehr verlobte er sich mit seiner Cousine, der Prinzessin Luise Henriette Wilhelmine, der Tochter des Markgrafen Heinrich Friedrich von Brandenburg-Schwedt und seiner Tante Marie Leopoldine, Tochter Fürst Leopolds von Dessau, benutzte aber die Zeit bis zu seiner Vermählung noch zu einer zweiten Bildungsreise, auf der ihn außer Erdmannsdorff noch sein jüngerer Bruder, Prinz Hans Jürge und der geniale Militärschriftsteller Georg Heinrich von Berenhorst, sowie für die erste Zeit derselben auch zwei Kammermusiker und ein Bildhauer begleiteten. Die Reisenden begaben sich zunächst nach Italien, verweilten 6 Monate in Rom und gingen dann nach einem Besuche Neapels über Florenz und Genua durch das südliche Frankreich nach Paris und wieder nach England, woran sich noch der Besuch Schottlands und Irlands knüpfte. Der Fürst reiste nicht zu seinem Vergnügen, sondern um Kenntnisse zu sammeln und über deren Anwendung sich zu unterrichten. Nichts Bedeutendes ließ er ungesehen, Alles suchte er genau kennen zu lernen, überall suchte er Gelehrte und Künstler auf, um durch Unterhaltung mit ihnen und den Anblick ihrer Arbeiten, sowie unter ihrer Führung sein Wissen zu erweitern. Die beiden Reisen nach England, denen später noch einige folgten, und welches F. und Erdmannsdorff für ein Land erklären, wo man gute Sitte mit nützlichen Kenntnissen am besten vereinigt findet, gewährten dem ersteren unberechenbaren Nutzen. Sie brachten ihm ein erhöhtes Gefühl für Menschenwürde, wie es dort wegen der freien Verfassung heimisch ist, bei und gaben ihm Gelegenheit, den dort so sehr vervollkommneten Kunstfleiß der Arbeiter in deren Werkstätten, in Fabriken und Manufacturen, sowie die Einrichtung der letzteren selbst durch eigene Anschauung kennen zu lernen und die Fortschritte im Acker-, Garten-, Deich- und Straßenbau gründlich zu studiren. Durch den Anblick der schönen gothischen Bauwerke des Landes scheint die Neigung des Fürsten zu diesem Baustile geweckt oder doch wenigstens wesentlich gekräftigt worden zu sein und der der dortigen Gärten und Parkanlagen wirkte entscheidend auf seine Ansichten und Bestrebungen. Nicht zu vergessen ist auch, daß Kenntnißnahme des englischen Erziehungssystems ein Gegenstand der regsten Aufmerksamkeit des Fürsten wurde, da seinem Scharfblick die großen Mängel des Schulwesens in der Heimath nicht verborgen geblieben waren. Der Eifer des Fürsten, seine Kenntnisse wo irgend möglich zu erweitern, erweckten ihm die Sympathie der edelsten und vornehmsten Mitglieder des englischen Volks und verschafften ihm die freundlichste Unterstützung seiner Bemühungen. In Italien war eingehendes Studium der Meisterwerke der alten und neueren Baukunst, der Plastik und Malerei des Fürsten Hauptbestreben gewesen und namentlich hatte er in Rom seinen Kunstsinn durch täglichen Umgang mit Winckelmann sowie durch den Verkehr mit andern Kennern und Künstlern, vor allem mit dem berühmten Architecten Clerisseau eifrigst zu bilden gesucht und in Neapel war er der Genosse des geistreichen Zirkels des englischen Gesandten Hamilton und verkehrte dort mit den ersten Geistern der Nation. Winckelmann war von dem ganzen Auftreten des Fürsten wie bezaubert; er strömte über in den Mittheilungen an seine Freunde von Lob über dessen Begeisterung für alles Hohe, Gute und Schöne, seinen Wissensdurst und sein richtiges Urtheil und blieb in stetem Briefwechsel mit ihm bis an sein klägliches Ende. Des Fürsten Urtheil über die von ihm durchreisten Länder und ihrer Eigenthümlichkeiten liegt in den wenigen Worten: „In England kann man ein ordentlicher Mensch werden, in Frankreich geht man unter und in Italien sind es Natur und Kunst, das Alter-

thum mit seinen herrlichen Gebilden, die Ruinen einer untergegangenen Welt, was den Geist ernährt und erhebt, wenn auch das Herz bricht." Wie F. fühlte, daß diese Reisen, namentlich die nach England, wo er im Kreise der geistreichsten Männer, der anmuthigsten Damen, der hochstrebendsten Jünglinge sich bewegte, auch auf sein Benehmen und seine Gewohnheiten günstig gewirkt, bethätigt ein anderer Ausspruch von ihm: „in England habe ich erst mit Messer und Gabeln umgehen gelernt." Nach Beendigung der zweiten Reise, im Mai 1767, beschloß F., nunmehr gänzlich sich der Regierung seines Erblandes zu widmen. Zunächst aber traf er Anstalten zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Luise von Brandenburg, einer Dame, die ebenso ausgezeichnet durch den Ausdruck und die Schönheit ihrer Gesichtszüge, durch die Hoheit ihrer Gestalt, ihre Würde und Haltung, als durch die Feinheit ihrer Sitten, die vortreffliche Bildung ihres Geistes und herrlichen Kunstsinns, sich die hohe Gunst König Friedrichs II. und durch die Reinheit ihres Herzens und ihre ungeheuchelte Religiosität die Liebe des Fürsten erworben hatte. Die Vermählung fand am 26. Juli 1767 in Charlottenburg statt und war die junge Fürstin wohl geeignet und bemüht, ihren Gemahl dem Könige wieder mehr zu nähern und dem Lande thunlichst die äußere Ruhe dem mächtigen Nachbar gegenüber zu erhalten und unangenehme Störungen zu vermeiden. Denn nun sollten die von F. so reichlich gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen zum Nutzen und Gedeihen seiner Unterthanen angewendet werden und es entstanden allmälig die Schöpfungen, welche das Dessauer Land auf eine Stufe der Aufklärung, des Glückes und Wohlstandes erhoben, die früher in deutschen Ländern fast nicht bekannt war. Der Fürst wählte im folgenden Jahre 1768 für sich und seine Gemahlin Wörlitz zum Landsitz und unternahm es, diesen unansehnlichen Ort mit sumpfiger Umgebung, wo sich nur ein düsteres Jagdhaus mit einigen alten Gartenanlagen befand, zu einem Aufenhalte häuslichen Glückes und zu einer Heimath des Schönsten aus dem Gebiete der Natur und Kunst umzuschaffen. Es war diese Idee keine neue. Der Gedanke einer großen monumentalen Schöpfung, bestehend aus großartigen Gartenanlagen, mit künstlerisch ausgeführten Gebäuden und mannigfachen Kunstsammlungen, erfüllte F. schon früh. Es war der Gedanke seines Lebens und Wörlitz ist die Frucht desselben. Schon als junger Fürst, kaum über das zwanzigste Lebensjahr hinaus, erweiterte er die alten in französischem Stil gehaltenen Gartenanlagen von Wörlitz und baute in der Nähe des dortigen Jagdschlosses den sogenannten englischen Sitz oder Sommersitz. Doch mochte ihm wol bei diesen ersten Versuchen bald klar werden, wie viel ihm noch an künstlerischer Vorbildung für eine Schöpfung, wie sie ihm vorschwebte, fehlte und so ließ er die Arbeit einige Jahre liegen und nahm sie erst im J. 1768 wieder auf, sagt eine soeben erschienene Schrift über Wörlitz. Der Fürst begann also in diesem Jahre mit umsichtiger Benutzung des schon Vorhandenen, sowie des dortigen umfangreichen, weithingestreckten Sees die großartigen Gartenanlagen, die zu ihrer Zeit einzig in ihrer Art dastanden, nie von Besuchern jedes Standes leer wurden und allgemeine Bewunderung erregten, wobei wir nur auf das häufige Verweilen Herzog Karl Augusts von Weimar und seines Freundes Goethe daselbst erinnern. Und auch jetzt ziehen sie jährlich noch Tausende von nah und fern herbei. Mit diesen Anlagen zugleich begann der Bau eines entsprechenden Landhauses, das nach Erdmannsdorff's Entwürfen in den edelsten antiken Verhältnissen bis zum J. 1773 ausgeführt wurde. Es war jedoch F. nicht vergönnt, ungestört hier seine Pläne auszuführen, schon 1770 zerstörte das Hochwasser der Elbe die schon ziemlich weit gediehenen Anlagen, führte viele der mit großen Kosten beschafften fremdländischen Bäume und Gesträuche hinweg und zerriß die ganze Gestaltung des Bodens. Aber ohne zurückzuschrecken ließ

F. das Verwüstete neu entstehen, benutzte die entstandenen Veränderungen der Grundfläche mit seltenem Scharfblick und bald war jede Spur des Unheils verwischt. Von Jahr zu Jahr dehnten sich die Anlagen weiter und weiter aus, geschmackvolle meist nach antiken Vorbildern ausgeführte Gebäude, geschmückt mit den besten Werken der Sculptur und Malerei erhoben sich inmitten schöngeordneter Gruppen von Bäumen und Gesträuchen, mit Verständniß gezogene Kanäle verbanden die einzelnen Flächen und Ausbuchtungen des schönen Sees und über sie gespannte zahlreiche geschmackvolle in den verschiedensten Formen ausgeführte Brücken vermittelten den Zugang zu den einzelnen Theilen der weit ausgedehnten Anlage, die erst 1808 ihren Abschluß erreichte. In ihr ist der Charakter der Gartenanlagen des Fürsten: möglichst innige Verbindung zwischen Natur und Kunst am deutlichsten ausgedrückt und seine Absicht am Schönsten gelungen. Die Wahl der An- und Aussichten, die passende Anordnung, Vermischung und Zusammenstellung der verschiedenen Baum- und Straucharten, die Vermeidung alles dessen, was Zwang und Steifheit verräth, so daß sich alles zu einer eigenen, aus den einzelnen Theilen zu einem Ganzen zusammenstimmenden Schöpfung gestaltet, müssen das Auge jedes das Schöne liebenden Besuchers noch jetzt entzücken, obwohl ja nicht zu leugnen ist, daß Manches dort nicht mehr mit dem heutigen Geschmacke übereinstimmt. — Aber F. war von Beginn seiner Regierung an nicht allein eifrigst bemüht sein Land zu verschönern, sondern auch es zu heben und in Wohlstand zu bringen. Vor allem war er demgemäß bedacht auf Sicherung des Besitzes und Steuerung plötzlicher Verarmung seiner Unterthanen, sowie auf die Versorgung der Kranken und Gebrechlichen. Zunächst wendete er seine Sorgfalt auf den Schutz der Seinigen gegen Feuersgefahr und auf die Milderung der durch Feuersbrünste entstandenen Schäden, erließ bezügliche heilsame Verordnungen, traf zweckmäßige Einrichtungen bei ausgebrochenen Bränden, deren Ausführung er möglichst persönlich überwachte und errichtete 1762 eine Landesbrandcasse. Ebenso nahm er sich der Steuerung der Verarmung seines Landes, in welchem die Nachwehen des Krieges noch sehr gefühlt wurden, auf das Eifrigste an. 1764 beschloß er die Errichtung eines Armenhauses für Bedürftige ohne Unterschied der Religion, das 1770 vollendet ward und 60 Bewohner zählte, darunter 27 Waisen, die in der Anstalt Unterricht empfingen. Dem öffentlichen Betteln steuerte er durch Errichtung eines Armendirectoriums und durch streng geregelte Vertheilung von Lebensmitteln und Almosen, besonders in den Nothjahren 1771 und 1772. Den arbeitslustigen Armen gab er Beschäftigung bei Wall-, Graben- und Straßenbauten oder durch Flachs- und Wollspinnen und das daraus gefertigte Zeug schenkte er den Armen. Er ließ Getreide aus Rußland kommen und verkaufte es wohlfeil an die Nothleidenden. Aerzte und Wundärzte wurden im ganzen Lande angestellt und Bedürftige erhielten freie ärztliche Behandlung und unentgeltlich die nöthigen Arzneien. Zur Verminderung der die Unterthanen drückenden Lasten erließ er bereits 1761 den Frohnpfennig, verminderte wiederholt die Accise und hob 1783 das Holz- und Oelgeld, eine Abgabe für Aufhebung des früheren Monopols, auf. Zum Schutze der Wittwen und Waisen seiner Beamten errichtete er 1791 eine Wittwenkasse, aus der erstern bestimmte jährliche Unterstützungen gewährt wurden. Für das öffentliche Gesundheitswesen sorgte er durch die Errichtung einer Medicinalcommission, 1793, Ertheilung unentgeltlichen Unterrichts an die Hebammen, Gründung eines Krankenhauses für arme Handwerker und dienende Personen und Anstellung eines Arztes für kostenfreie Impfung der Kuhpocken. Für eine zweckmäßige Verwaltung der Polizei wirkte eine 1786 errichtete Polizeianstalt und die 1810 entstandene Landgensdarmerie. Das Gewerbewesen wurde durch Abschaffung lästiger Innungsmißbräuche gehoben, es erfolgte ferner ein

Trauermandat und viele andere heilsame Verordnungen, die hier übergangen werden, sämmtlich aber einen so menschenfreundlichen Geist, einen so reinen Willen, das Gute zu befördern zeigen und in so milden und belehrenden Ausdrücken abgefaßt sind, daß man viele derselben als Muster aufstellen kann. Alle diese heilsamen Einrichtungen trug F. auch auf den nach dem Aussterben der zerbster Fürstenlinie (1793), ihm 1797 zugefallenen Antheil des Erblandes derselben über. Auch ward das mit dem Armenhause in Dessau vereinigte Zucht- und Zwangsarbeitshaus in ein eignes dazu erbautes großes Gebäude nach Zerbst verlegt. Neben allen Bemühungen für das persönliche Wohl seiner Unterthanen unterließ F. aber auch nicht, durch Abschaffung von Mißbräuchen und Einführung von Verbesserungen, namentlich im Ackerbau und in der Landwirthschaft für den Wohlstand des Landes zu wirken. Begünstigt wurde er hierbei durch den Umstand, daß der größte Theil des Landes durch Fürst Leopold Domanialbesitz geworden und daß also die zu machenden Versuche von ihm selbst ausgehen konnten und er im Stande war, seine Unterthanen von den Erfolgen selbst Kenntniß nehmen zu lassen. Es gehören hieher die Abschaffung der schädlichen Gemeinheit in Hut und Trift, die der Fürst schon damals begann, der Anbau von Futterkräutern und die damit zusammenhängende Stallfütterung. Für die Veredelung der Pferdezucht sorgte der Fürst durch Anlegung von Landgestüten. Unterstützt wurde er bei diesen Bestrebungen durch mehrere einsichtsvolle Domänenpächter, namentlich aber durch den Kammerdirector von Raumer, den er seiner Zeit zu dessen Ausbildung in der Landwirthschaft selbst mit nach England genommen hatte. Für die Vermehrung, Verbesserung und Instandhaltung der sein Erbland durchziehenden Straßen und Wege sorgte Fürst F. angelegentlichst, ebenso für die vielen Brücken über Elbe und Mulde und deren zahlreiche Arme, sowie über die vielfach vorhandenen Gräben und Lachen. Auch stellte er die 1784 vom Eisgange weggerissene Elbbrücke mit großem Kostenaufwande 1787 wieder her. Ebensowenig entzog er seine Aufmerksamkeit der Erhaltung und Verstärkung der vielfachen Wälle gegen die Ueberschwemmungen der gedachten Flüsse. Für Hebung der Obstcultur sorgte F. durch Anpflanzung von guten Obstbäumen jeder Art und ordnete zu dem Ende die Bepflanzung der größeren und kleineren Landstraßen abwechselnd mit Obstbäumen und schönen Nutzhölzern an. Ebenso förderte er auch möglichst den Anbau und die Erhaltung der Forsten durch Besetzung vieler wüster sandiger Stellen mit Nadelholz, sowie durch Verordnungen gegen die Verschwendung der Brenn- und Nutzhölzer und ließ schon 1797 durch die Schullehrer die Schüler auf den Nutzen der Pflanzungen überhaupt aufmerksam machen und sie vor muthwilliger Zerstörung derselben verwarnen. Das Bekanntwerden der fürstlichen Verordnungen, der Getreidepreise und das öffentliche Interesse sonst noch berührender Nachrichten ließ er durch ein unterm 7. Mai 1763 errichtetes Wochenblatt vermitteln. Es konnte F. bei seinen Bestrebungen für das Wohl seiner Unterthanen nicht entgehen, daß der Grund vieler Mißbräuche, des Aberglaubens und des Widerstrebens gegen seine heilsamsten Verordnungen in dem schlechten Zustande der Schulen und der mangelhaften Erziehung der Kinder überhaupt zu suchen sei. Diesen Mängeln thunlichst abzuhelfen scheute er weder Mühe noch Kosten und hierin ist der Grund der so bedeutenden und kostspieligen Begünstigung der Pläne J. B. Basedow's zu finden. Letzterer kam im J. 1771 auf Verlangen des Fürsten nach Dessau, gewann ihn und die Fürstin schnell für seine Ansichten und errichtete in der Folge daselbst mit freigebigster Unterstützung des fürstlichen Paares die unter dem Namen des Philanthropins so bekannt und berühmt gewordene Erziehungs- und Unterrichtsanstalt, die aber trotz der Begünstigung des Fürsten, der seinen einzigen Sohn an dem Unterricht in derselben theilnehmen

ließ und ungeachtet des bedeutenden Anklangs, den sie in allen Schichten der damaligen gebildeten Welt fand, bald an inneren Schäden erkrankte und bereits 1793 ihre Auflösung erlitt. Für Besserung des Volksunterrichts in seinem Lande, der fast nur in den Händen abgedankter Soldaten und mittelloser Handwerker sich befand, sorgte der Fürst durch Errichtung eines Schullehrerseminars und verbesserte das Einkommen der Dorfschullehrer, denen er auch überall freundliche passende Wohnungen errichtete. Zur Neueinrichtung des gesammten Schulwesens und namentlich der Hauptschule zu Dessau, die 1785 in das schöne früher Fürst Moritz'sche Palais verlegt ward, berief F. den verdienstvollen, schon am Philanthropin thätig gewesenen Neuendorf. Der Reorganisation der Hauptschule folgte 1786 die der Töchterschule zu Dessau, dann erschien 1796 eine Schulordnung, ferner das Verbot der Winkelschulen, 1803 geschah die Errichtung von Sonntagsschulen und später die einer Industrieschule für Handarbeiten. Auch dem Schulwesen des Zerbster Antheils, namentlich dem in der Stadt Zerbst, wendete der Fürst die regste Sorgfalt zu, errichtete dort im Gebäude des früheren Gesammtgymnasiums, dem alten Barfüßerkloster, 1803 eine für Reformirte und Lutheraner gemeinsame Hauptschule und stattete sie gebührend aus, ebenso gewährte er auch der dortigen Töchterschule eine vollkommenere Neueinrichtung in einem eigens für sie beschafften Gebäude. Selbst tief religiös, ließ er sich auch Hebung und Stärkung des kirchlichen Wesens in seinem Lande sehr angelegen sein, wie so manche bezügliche Bauten beweisen. Zur wissenschaftlichen Anregung der Geistlichkeit seines Landes und um ihr den Austausch ihrer Ansichten und Meinungen zu erleichtern, stiftete F. 1787 auf Anrathen des Hofpredigers Häfeli die allgemeine Pastoralgesellschaft und bestimmte einen ansehnlichen Jahresbeitrag zum Ankaufe nützlicher theologischer Schriften, welche durch das ganze Land unter den Geistlichen circuliren sollten. Ferner war er eifrigst bemüht unter den verschiedenen Religionsparteien in seinem Lande religiöse Duldung zu verbreiten, wie er sie selbst deutlich zeigte. In keiner der von ihm gestifteten oder erhaltenen Schulen, auch nicht im Philanthropin, ebenso wenig in den Armenhäusern und in den vielen milden Stiftungen ward Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß genommen. Obwol selbst reformirt, ermöglichte er den Lutheranern in Dessau die Beendigung eines langwierigen aus der Bauzeit ihres Kirche herstammenden Rechtsstreites. Die Katholiken erhielten ein kirchliches Local mit einer Glocke und ihr Prediger eine Wohnung auf des Fürsten Kosten. Die Juden seines Landes begünstigte er nach Kräften, gab ihnen 1764 eine feste Verfassung, schaffte 1804 den Judenleibzoll ab, unterstützte die jüdischen Unterrichtsanstalten in Dessau durch jährliche Beiträge und baute den Juden in Wörlitz einen geschmackvollen Tempel, und für die Todten aller christlichen Glaubensbekenntnisse Dessau's erfolgte 1787 die Anlegung eines höchst würdigen allgemein ansprechenden Begräbnißplatzes. Hand in Hand mit diesen Bemühungen für Wohlstand und Aufklärung seiner Unterthanen gingen des Fürsten Bestrebungen zur Verschönerung seines Landes. Der Gartenanlagen zu Wörlitz ist schon Erwähnung gethan, daneben sind noch zu nennen die Umwandlung und Verschönerung des Schloßgartens zu Dessau 1775, die Anlegung des Luisiums bei Jonitz und des Naturparks auf dem Sieglitzer Berge bei Vockerode, dem später die Umgestaltung des Zerbster Schloßgartens folgte, und gewiß ist es auch des Fürsten Anregung zu danken, daß sein Bruder, der Prinz Hans Jürge, seit 1780 durch Umwandlung einer sandigen und sumpfigen Fläche bei Dessau in einen schönen, der Georgengarten genannten Park, die Umgebung dieser Stadt verschönerte. Aber nicht nur in geschlossenen Parkanlagen gefiel sich der Schönheitssinn des Fürsten; wo es nur thunlich war, zierte er Wege, Hügel und sonstige passende Plätze in seinem Lande durch geschmackvolle Anpflanzungen

jeder Art, so daß der Ausspruch: er hat sein ganzes Land zu einem Garten gemacht, vollkommen gerechtfertigt erscheint. Ihn unterstützten bei seinen Gartenanlagen mit künstlerischem Blick und regem Schönheitssinn begabte Männer, als Neumark, Eiserbeck, die Schochs, Vater und Sohn. Die vielen profanen und geistlichen Bauwerke in Städten, Dörfern und Gärten des dessauischen Landes, die F. ihren Ursprung verdanken, zeichnen sich durch Zweckmäßigkeit und Schönheit aus. Die gothische Bauart, für die er selbst, namentlich durch seine Reisen in England ein eingehendes Verständniß und eine große Vorliebe erlangt, wendete er sehr angemessen bei verschiedenen Kirchen, vor Allem glücklich bei der neuen Kirche zu Wörlitz, nicht minder bei der Neueinrichtung der Marienkirche zu Dessau an, für die Ausführung zahlreicher Gebäude in antikem Stil ist der Einfluß Erdmannsdorff's entscheidend gewesen. Die mit dem feinsten Geschmack bewirkte Ausschmückung vieler dieser Gebäude mit den herrlichsten Werken der Malerei und Plastik ist des Fürsten eigenstes Werk; mit Glück und tiefem Verständniß ist die Beschaffung der darin befindlichen Gemälde aller Art, der Bildwerke und anderer Erzeugnisse der griechischen und altrömischen Kunst in Originalen und Nachbildungen von ihm selbst besorgt und geleitet. Bei seinen Bauten stand ihm neben Erdmannsdorff hauptsächlich der Baudirector Hesekiel zur Seite. Seine Residenzstadt, die ihm auch die Anlegung der schönen nach ihm benannten Franzstraße verdankt, schmückte Fürst F. mit vielen prachtvollen Gebäuden und weckte dadurch den Sinn für das Schöne bei den Einwohnern. Genannt davon mögen hier nur die Reitbahn, die Marstallsgebäude, das Orangeriehaus werden. Der warmen Verehrung des Fürsten für Theater und Musik verdankte seine Hauptstadt nach dieser Hinsicht hin hervorragende Genüsse. Schon 1777 brachte ein unerwarteter fürstlicher Besuch die schleunige Einrichtung eines kleinen Theaters im Schlosse, dann ermöglichte F. das Bestehen eines eigenen Hoftheaters, dessen Mitglieder, die namhafte Künstler zu den Ihrigen rechnen durften, zuerst ihre Vorstellungen auf einer in der fürstlichen Reitbahn errichteten Bühne gaben und endlich am Schlusse des Jahrhunderts erfolgte der Bau eines eigenen Schauspielhauses, dessen prächtiger Vorderbau jedoch erst von des Fürsten Nachfolger errichtet wurde. Eine sehr gute Hofcapelle unter des verdienstvollen Musikdirectors Rust Leitung, zählte ausgezeichnete Mitglieder und wirkte mit dem Hoftheater für Erhöhung des Sinns für das Schöne. Auch für die Kupferstecherkunst interessirte sich F. auf das Lebhafteste; er sammelte nicht nur selbst mit Vorliebe die besten Erzeugnisse derselben, sondern übernahm auch auf Erdmannsdorff's Rath 1796 die durch den Baron von Brabeck gestiftete Kupferstecheranstalt, die als chalcographische Anstalt sich durch vortreffliche Arbeiten einen bedeutenden Ruf in der Kunstwelt erworben hat. Leider aber erlag sie bereits 1806 der Ungunst der Zeit. So wirkte der Fürst unermüdet für das Schöne in Kunst und Wissenschaft und für das Glück sowie für die Bildung seiner Unterthanen und lebte ein heiteres Leben im Besitze der innigsten Liebe der Seinigen, sowie der höchsten Achtung und Freundschaft der Besten des In- und Auslandes, die sich bei ihm gern einfanden, um ihn in seinen Schöpfungen zu bewundern und an seinem Umgange sich zu erfreuen. Seine Leistungen, seine ganzes Thun und Treiben hatten ihm eine weit über die engen Grenzen seines kleinen Landes hinausreichende Bedeutung beigelegt. Leider fehlte es aber in seinen Familienverhältnissen nicht an Trübung, seine Ehe war keine glückliche, da die Charaktere der beiden vortrefflichen Menschen nicht recht zu einander paßten, so sehr sie auch in geistiger Hinsicht übereinstimmten. Doch ehrte F. seine Gemahlin hoch, wie sie ihn und kam mit großer Zartheit stets auch dem leisesten ihrer Wünsche zuvor. Dazu kam, daß die zarte Körperconstitution der Fürstin sie zwang, fast alljährlich längere Zeit im Süden zu verweilen und demgemäß sich von Dessau

und ihrer Familie entfernt zu halten, der sie dadurch mehr und mehr entfremdet ward. — Immerhin war die Lage des dessauer Landes durch die unermüdliche Sorgfalt seines vortrefflichen Fürsten eine glücklichere als die vieler anderer Gegenden des deutschen Vaterlandes, als die Schrecken des Krieges, der schon seit längerer Zeit mit kurzen Unterbrechungen die Gemüther erregte, auch über Dessau's gesegnete Fluren hereinbrachen. Es erfolgte Preußens Niederlage bei Jena am 14. Octbr. 1806, bald darauf ging der Rückzug der geschlagenen Truppen nach dem Treffen bei Halle, 17. Octbr., durch das dessauer Land und am Nachmittage des nächsten Tages stand die schöne von F. erst 1787 neu erbaute Elbrücke in Flammen. Nun ergossen sich die Massen des nachrückenden französischen Heeres über das ganze Land und Napoleon kam selbst am 21. mit einer ansehnlichen Macht nach Dessau. F. empfing den Mächtigen am Eingange des Schlosses und verstand durch die würdevolle Art, wie er die barsche Anrede erwiderte und durch sein ganzes Auftreten den Kaiser so für sich einzunehmen, daß dieser ihn lieb gewann, ihn nach Paris einlud, was der Fürst nicht als deutscher Fürst, sondern nur als Privatmann zu thun versprach, ferner alle an das Land bereits gemachten Forderungen zurücknahm und dasselbe für neutral erklärte. Ebenso gewann des Fürsten feines und biederes Benehmen die französischen Marschälle und Generale, welche Dessau berührten, als Murat, Berthier und andere, erwarb ihm deren Achtung und wendete in der Folge vieles Unglück von dem Lande ab, das ohnehin bedeutend litt, denn Durchmärsche, Plünderungen und Verheerungen waren doch nicht abzuwenden, trotz der Neutralitätserklärung. Obwol F., der seit 1796 das Seniorat des anhaltischen Fürstenhauses führte, sich dagegen wehrte, ließ sich doch bei den veränderten politischen Verhältnissen der Beitritt der anhaltischen Fürstenthümer zum Rheinbunde (13. April 1807) nicht vermeiden. In Folge dessen nahm F. in Gemeinschaft mit dem Fürsten von Anhalt-Cöthen den herzoglichen Titel an, den die fürstliche bernburger Linie schon 1806 noch von Kaiser und Reich erhalten hatte. Den übernommenen Verpflichtungen gemäß stellte der nunmehrige Herzog mit den beiden übrigen anhaltischen Häusern ein Truppencontingent von 800 Mann, dessen Direction und Inspection ihm als Senior zustand und wurde dasselbe noch zum Kriege gegen Preußen verwendet, kehrte aber in Folge des zu Tilsit abgeschlossenen Friedens bald ohne Verlust nach der Heimath zurück. In demselben Jahre noch reiste der Herzog ohne alles Gefolge nach Paris, ward dort auf das Zuvorkommendste empfangen, wohnte in Rambouillet und war fast stets in der Gesellschaft des Kaisers, der ihm zu Ehren glänzende Jagden veranstaltete. Sehr zufrieden kehrte F. nach kurzem Verweilen nach Dessau zurück, folgte aber dann noch der Einladung des Kaisers von Oesterreich nach Wien. Obwol durch den nunmehr beendigten Krieg die Ausgaben bedeutend gesteigert worden waren, hatte F. doch neue Auflagen zu vermeiden gewußt und fuhr nach wie vor mit seinen Verbesserungen in allen Zweigen der Verwaltung unermüdet fort. Er wäre zwar schon im J. 1801 berechtigt gewesen, das fünfzigjährige Jubiläum seiner Regierung festlich zu begehen, lehnte es aber mit dem Bemerken ab, er wolle den Todestag seines Vaters nicht feiern. Nun stand aber die Wiederkehr des Tages bevor, an dem er vor fünzig Jahren die Regierung selbst übernommen, der 20. Octbr. 1808, und den zu feiern ließ sich sein Volk nicht nehmen. Wenn auch der Herzog die beabsichtigte Errichtung eines Standbildes mit dem allererkenntlichsten Dank, aber mit der Bitte ablehnte, ein Jeder möge das dazu bestimmte Geld zum Nutzen der Seinigen und anderer Hülfsbedürftiger verwenden, so konnte und wollte er die übrigen beabsichtigten Festlichkeiten nicht verhindern. So feierte er denn mit dem Lande am 20. October 1808 sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum: es war ein wahres Volksfest, ein

Fest der innigsten Liebe und Dankbarkeit. Zum Gedächtniß dieses Tages führten die Reformirten und Lutheraner in Zerbst an demselben ein gemeinsames Gesangbuch ein. Der fast nie ruhende Krieg schlug dem Lande in den nächsten Jahren tiefe Wunden, obwol es F. stets gelang, mit den französischen Machthabern im Lande selbst und in den angrenzenden westfälischen Districten in gutem Vernehmen zu bleiben, so daß selbst durch das Thun und Treiben Schill's, der auf seinem abenteuerlichen Zuge Dessau berührte und dort den Druck von Proclamationen erzwang, keine Mißhelligkeiten erwuchsen, doch aber waren Durchmärsche und Lieferungen nur selten abzuwenden. Gegen Oesterreich mußte 1809 ein Bataillon gestellt werden, welches in Tirol Verwendung fand, aber dann ohne namhaften Verlust erlitten zu haben, nach dem Abschlusse des Friedens nach Spanien marschiren mußte, wo es 1810 in Catalonien völlig aufgerieben wurde, so daß nur geringe Reste das Vaterland wiedersahen. Ein neu formirtes Bataillon mußte 1812 mit nach Rußland gehen und ward bei Kowno zersprengt, worauf sich die Reste nach Danzig zurückzogen und dort die Schicksale der Besatzung bis zu der am Schlusse des Jahres 1813 erfolgten Uebergabe der Festung theilten. Im J. 1811 zwangen die Verhältnisse den Herzog, seine Unterthanen mit einer mäßigen Grundabgabe zu belegen und unterm 16. August 1812 erließ er ein Conscriptionsgesetz, in welchem die höheren Classen der Bevölkerung die möglichste Schonung fanden. Seit dem am 5. Mai 1812 erfolgten Ableben des Herzogs August Christian Friedrich von Anhalt-Cöthen leitete F. als Senior des Hauses, für den minderjährigen Nachfolger, den Herzog Ludwig, als Vormund die Geschicke des cöthenschen Landes. Er bemühte sich vor allen Dingen dort die durch die Extravaganzen des vorigen Herzogs fast aus den Fugen gegangene Regierungsmaschine wieder in gehörigen Gang zu bringen und verwaltete dann das Land nach für dasselbe passenden, den seinigen thunlichst angepaßten Grundsätzen. Der im J. 1813 gegen Napoleon ausbrechende Rachekrieg brachte dem Lande wiederum viele und schwere Drangsale, es litt sehr durch die vielen Durchmärsche französischer, russischer, preußischer, schwedischer und Rheinbundstruppen, sowie durch die zahllosen Lieferungen; viele Verheerungen wurden durch Plünderung und Zerstörung von Wohnungen, Verwüstung der Pflanzungen, Verbrennung der Brücken angerichtet und nirgends ward Schadenersatz geleistet. Die Ausgaben stiegen auf eine nie dagewesene Höhe, und da die Einnahmen meist ausblieben, mußte F. zu einer Anleihe im Lande seine Zuflucht nehmen. Er selbst half wo er konnte und schränkte sich selbst auf das Aeußerste ein, das Theater war längst geschlossen, die Kapelle feierte und selbst sein Silbergeschirr gab F. wiederum her. Denn er hatte selbst nichts mehr und mußte sich zu der öffentlichen Bitte verstehen, man möge ihm doch nicht mehr mit Gesuchen um Geldunterstützung nahen, er sei nicht mehr im Stande solche zu berücksichtigen. Als die Verbündeten im Frühjahr 1813 bei Roßlau die Elbe überschritten, waren noch mehrere Theile des dessauer und cöthenschen Landes, sowie der ganze altbernburgische Antheil in französischem Besitz und doch mußte F. sofort für Dessau und Cöthen ein Bataillon leichter Truppen zum verbündeten Heere stellen, das in Mecklenburg gegen die Franzosen verwendet wurde, dann am 16. September am Treffen an der Göhrde theilnahm und endlich am 10. Decbr. bei Sehnstädt unweit Rendsburg fast ganz in dänische Gefangenschaft gerieth. Das Vorrücken der Franzosen nach der Schlacht bei Groß-Görschen und der Waffenstillstand brachten Anhalt wieder in die Hände der Franzosen, die das Land durch harte Einlagerungen aufs neue sehr drückten. Bei der persönlichen Anwesenheit Napoleons mußte der Herzog dem Bataillon in Mecklenburg, das ohne seine Genehmigung und Theilnahme von den Russen mitgenommen worden sei, befehlen

in das Vaterland zurückzukehren, widrigenfalls die Mitglieder als Rebellen angesehen werden und ihres Vermögens verlustig gehen sollten; natürlich ohne Erfolg, das Bataillon ward in englischen Sold übernommen und nahm ferner am Kriege gegen die Franzosen Theil. Ferner mußte das gesammte anhaltische Land schleunigst mit den enormsten Kosten ein Regiment Jäger zu Pferde ausrüsten und zur französischen Armee stellen, welches aber nach kurzem Bestehen bereits in der Schlacht bei Kulm zersprengt ward und größtentheils in Gefangenschaft gerieth. Die Schlacht bei Leipzig brachte endlich die Erlösung. Schon am 1. December konnte F. für sich und das cöthensche Land von dem ihm wenig sympathischen Rheinbunde zurücktreten und sich nunmehr der Sache der Verbündeten ohne Rückhalt hingeben. Das Liniencontingent ward in nächster Zeit durch die Reste des in Danzig und Mecklenburg gestandenen Bataillons, sowie durch neue Einstellungen complet gemacht, die Landwehr ward errichtet und ein nicht geringer Theil der dazu erforderlichen Kosten durch freiwillige Beiträge gedeckt und so ward es möglich, daß schon im Februar 1814 zwei Bataillone Linie und Landwehr und eine Abtheilung freiwilliger Jäger zu der verbündeten Armee nach den Niederlanden abgehen konnten, wo sie bei der Vertheidigung von Tournay gegen General Maison am 31. März mit Auszeichnung kämpften. Der Errichtung der Landwehr folgte die des Landsturms in beiden Herzogthümern am 15. März 1814. Die beiden ältesten Enkel des Herzogs, die Prinzen Leopold und Georg nahmen als Freiwillige bei dem österreichischen und preußischen Heere am Feldzuge Theil. Ebenso fand das anhaltische Contingent mit den freiwilligen Jägern auch im Feldzuge 1815 und zwar bei der Belagerung mehrerer Festungen an der französischen Nordgrenze Verwendung und am 8. Juni dieses Jahres erfolgte der Beitritt des Landes zum deutschen Bunde. — Die Lasten des Krieges und ihre Folgen hatten natürlich bedeutend den Einklang zwischen Staatseinnahmen und Ausgaben gestört und den Herzog, wie schon gesagt, bereits im J. 1811 zur Ausschreibung einer auf den Grundbesitz gelegten Steuer gezwungen, dieser folgte im J. 1813 die Aufnahme einer freiwilligen Anleihe im Lande und 1814 eine allgemeine Gehalts-, Gesinde- und Gewerbesteuer. Aber bald erholte sich das Land, weise Sparsamkeit und der Antheil an den englischen Subsidien und der französischen Kriegscontribution thaten das ihrige, so daß das 1813 aufgenommene Anlehen schon 1816 größtentheils zurückgezahlt werden konnte. Auch sonst verschwanden die Spuren des Krieges ziemlich schnell, die niedergebrannten Gebäude erstanden mit Hülfe des Herzogs aus der Asche, die zerstörten Brücken wurden hergestellt, die Lücken in den vielfach niedergehauenen Baumreihen ergänzt. — Schwere Verluste in seiner Familie ließen den greisen Herzog in seinen letzten Lebensjahren mehr und mehr vereinsamen. Der 21. December 1811 entriß ihm die Gemahlin, deren Werth er stets zu schätzen verstand, wenn auch sonst die Gemeinschaft mit ihr sich fast gänzlich gelöst hatte. Dann verlor er am 27. Mai 1814 sein einziges Kind, den Erbprinzen Friedrich, der schon seit längeren Jahren an den Regierungsgeschäften theilgenommen und deren Last ihm wesentlich erleichtert hatte, wie denn derselbe während der schweren Kriegsjahre das Militärwesen selbständig leitete. Bei dem noch jugendlichen Alter des nunmehrigen Erbprinzen Leopold Friedrich, des ältesten Sohnes des verstorbenen Erbrinzen aus dessen Ehe mit der Prinzessin Christiane Amalie von Hessen-Homburg, hielt F. zu seiner Unterstützung die Einsetzung einer Regierungscommission für geboten, doch aber ließ er seinen Enkel an manchen Regierungsgeschäften theilnehmen und war selbst dabei nach Möglichkeit noch thätig. Nachdem er noch im J. 1816 die Freude gehabt, den Erbprinzen mit der Nichte des von ihm so hochverehrten Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der Prinzessin Friederike Luise Wilhelmine Amalie, verlobt zu sehen, erfolgte im

nächsten Jahre sein Heimgang. Eine durch einen Sturz mit dem Reitpferde verursachte innere Verletzung warf den greisen Fürsten in dem Lustschlosse in Luisium auf das Krankenlager, von dem er nicht wieder erstand. Er starb am letzten Tage seines 77. Lebensjahres, den 9. August 1817 im 59. Jahre seiner Regierung, tief betrauert von seiner Familie und seinen Unterthanen und ruht mit seiner Gemahlin in der von ihm begonnenen, von seinem Enkel und Nachfolger vollendeten Gruft im Thurme der Kirche des Dorfes Jonitz bei Dessau. — Herzog F. war ein großer, kräftig gebauter Mann mit scharf ausgeprägten Gesichtszügen, in denen stets eine eigenthümliche Güte nicht zu verkennen war. Sein Auftreten war im Verkehr mit allen Ständen ein sicheres und angemessenes. Er wußte jeden zu behandeln und zu gewinnen. Kein Zweig des öffentlichen Lebens entzog sich seiner Aufmerksamkeit und Fürsorge. Recht und Gesetz, Kirche und Schule, Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, Pflege der Armen und Kranken, Wittwen und Waisen lag ihm gleichmäßig am Herzen. Der durchgehende Zug seines Wesens war die Verbindung des Schönen mit dem Nützlichen, daher läßt sich seine Vorliebe für die schöne Bau- und Gartenkunst erklären. Sein Urtheil war ein gediegenes, sein Geschmack ein gereifter und bewährter. Er las die besten Schriftsteller Frankreichs, Englands, Italiens, deren Sprache er sprach und verstand und verschloß sich dabei keineswegs der vaterländischen Litteratur, die er im Gegentheile sehr hoch schätzte und mit deren ersten Vertretern er in enger Verbindung stand. Sein Arbeitszimmer, wie seine Schlösser und Landsitze waren mit feiner Auswahl mit den hervorragendsten Werken der Malerei und Sculptur geziert. Prunklos war seine Haushaltung sowie seine Kleidung, am liebsten trug er seine einfache rothe Jagduniform, denn in der Jagd fand er seine erwünschteste Erholung. Steife Formen waren ihm verhaßt, ebenso glanzvolle Hoffeste. Einfach und zwanglos war seine Tafel, zu der Gebildete von jedem Stande gezogen wurden. Er lebte in seinem Lande wie ein Vater unter seinen Kindern, unterhielt sich häufig mit seinen Unterthanen aus allen Schichten der Gesellschaft, war stets gütig, oft sogar zutraulich in seinen Gesprächen und wenn er Gelegenheit zu Mißfallensäußerungen hatte, waren sein Zorn und seine Strenge fast nur auf Augenblicke beschränkt. Er genoß die allgemeine Liebe und Verehrung von Groß und Klein, Alt und Jung. Zu Fuß und zu Pferde zeigte er sich oft ganz allein auf Straßen und Wegen, jeder kannte und grüßte ihn und er grüßte jeden freundlichst wieder ohne Rücksicht des Alters oder Standes. Da zeigten dann die Eltern den Kindern mit innigster Verehrung den greisen Fürsten, den Vater Franz, wie er allgemein genannt wurde und dessen Andenken bei den Nachkommen seiner dessauer Unterthanen auch jetzt noch nicht erloschen ist. Ein ehernes von Kiß entworfenes Standbild ward ihm 1858 in seiner Residenzstadt errichtet.

Anonym: Herzog Leopold Friedrich Franz und seine Zeit, Dessau 1854. Dr. W. Hosaeus, Wörlitz, Dessau 1883. Zeitgenossen, Bd. II, Leipzig 1828. Keil, Leopold Friedrich Franz Herzog und Fürst von Anhalt-Dessau, Dessau 1845.
Siebigk.

Leopold Friedrich, Herzog von Anhalt, ward als der älteste Sohn des Erbprinzen Friedrich und der Erbprinzessin Christiane Amalie, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg am 1. Octbr. 1794 in Dessau geboren. Unter den Augen seines einsichtsvollen Vaters und seiner trefflichen Mutter erhielt er mit seinen Geschwistern durch den nachmaligen Hofprediger Böttger eine gute Erziehung und bildete sich noch später auf wiederholten Reisen durch Frankreich und Italien. 1813 und 1814 kämpfte er für Deutschlands Befreiung im österreichischen Heere und befand sich noch bei letzterem, als ihn der unerwartete Tod seines

Vaters zur Unterstützung seines hochbetagten Großvaters, des Herzogs Leopold Friedrich Franz, nach der Heimath zurückrief.

Durch den Tod des letzteren, am 9. August 1817, zur Regierung des anhalt-dessauischen Landes gelangt, war er eifrig bemüht, Vollendetes sorgfältig zu erhalten und Begonnenes im Sinne des geliebten Verewigten zum Ziele zu führen. Er suchte Landbau und Viehzucht auf jede Weise zu verbessern und zu heben, mehrfach wurden Domainen aufgelöst und ihre Aecker einzeln verpachtet, wüstes Land ward culturfähig gemacht, Waldstrecken ausgerodet und dem Ackerbau übergeben. Die Zolldifferenzen mit Preußen, welche fast das ganze erste Jahrzehnt seiner Regierung trübten, endigte er 1828 durch seinen Beitritt zum Zollverein, er traf eine zweckmäßigere Eintheilung der Gerichtsbezirke durch Errichtung neuer Justizämter und vereinfachte die Justizpflege durch eingreifende Gesetze, sorgte für Verbesserung der vorhandenen Landstraßen und für Anlegung neuer, so der ersten Chaussee im Lande von Dessau bis zur cöthenschen Grenze und baute auch in diesem Sinne die schöne Elbbrücke bei Roslau 1834—36, so wie er auch die sein Land berührenden Eisenbahnen sehr begünstigte. Seinen Kunstsinn zeigt die von ihm gepflegte Hofcapelle, die lange Zeit unter Friedrich Schneiders Leitung stand und das Hoftheater, seinen feingebildeten Geschmack viele schöne Bauten, als das Vorhaus des Hoftheaters und die Caserne in Dessau und seinen tiefreligiösen Sinn viele neue und hergestellte Kirchen in den Städten und auf dem Lande, so in erster Richtung die in Raguhn und Kühnau und viele andere, und von letzteren die Schloßkirche in Dessau, die Nicolaikirche in Zerbst, die Schloßkirche in Nienburg und die von ihm vollendete Herstellung der Kirche in Gernrode. Unter ihm ward 1827 die evangelische Union eingeführt und dadurch der langen kirchlichen Spaltung im dessauer Landestheile ein Ende gemacht. Für Hebung der Schulen hat Herzog L. viel gethan, er reorganisirte zweckmäßig die Hauptschulen zu Dessau und Zerbst und errichtete viele neue Schulen in den kleinen Städten und auf dem Lande, desgleichen auch Bürgerschulen und gymnastische Anstalten in den genannten Städten. Auch vermehrte er die bedeutende Zahl der in Anhalt schon vorhandenen Stipendien 1819 durch Stiftung der für bedürftige Studirende und Schüler bestimmten, nach ihm genannten Leopoldstipendien. Auch ihm wie seinem Großvater lag die Verschönerung der Städte seines Landes und desselben überhaupt sehr am Herzen, was viele geschmackvolle Anlagen bezeugen. Auch zeitgemäße Abänderungen der Verwaltung ließ er nie außer Acht, und Handel und Industrie fanden stets in ihm einen regen Beförderer, aber erst in seinen späteren Regierungsjahren hatte er die Freude, auch auf diesem Felde seine Bemühungen durch größeren Erfolg belohnt zu sehen. Im J. 1836 stiftete er mit seinen Vettern von Cöthen und Bernburg den Gesammthausorden Albrecht des Bären. Das J. 1848 zog auch Dessau und das seit dem Ableben seines letzten Herzogs Heinrich, unter Herzog L. als Senior des Hauses stehende Herzogthum Cöthen in seinen Strudel. Es entstand ein Staatsministerium und ein aus Urwahlen hervorgegangener Landtag an Stelle der alten Stände, der eine vom Herzoge am 29. Octbr. 1848 sanctionirte Verfassung aufstellte, und viele neue Einrichtungen, als Trennung der Justiz von der Verwaltung, Aufhebung der Patrimonialgerichte und des befreiten Gerichtsstandes, allgemeine Wehrpflicht, Separation und Grundentlastung, Geschworenengerichte 2c. gingen aus derselben hervor. Jedoch wurde diese Verfassung, als ihrem Zwecke nicht vollständig entsprechend, am 4. Novbr. 1851 wieder aufgehoben. Das einstweilen verwaltete Herzogthum Cöthen ging durch Vertrag mit Bernburg am 4. Febr. 1853 ganz in den Besitz des Herzogs L. über, der nun den Titel Herzog zu Anhalt-Dessau-Cöthen annahm, und erfreute sich der neue Landestheil derselben Sorgfalt wie dessen früherer Besitz: nament-

lich hat der Herzog auch hier für Kirche und Schule viel gewirkt, was die zahlreichen Neubauten und Vergrößerungen derartiger Gebäude, sowie die Errichtung vieler neuer Schulstellen bezeugen. Im J. 1859 wurde die frühere Landschaft als Vertretung des Landes neu constituirt und seitdem namentlich die Tilgung der in Dessau nicht drückenden Schulden mit dem besten Erfolge kräftigst aufgenommen, im J. 1869 aber eine andere Zusammensetzung der Landesvertretung an Stelle der bisherigen eingeführt. In dem letzten Viertheil der Regierung des Herzogs haben der Landbau, namentlich der Zuckerrübenbau, die Viehzucht, der Handel, die Gewerbe, die Fabrikindustrie (Zuckerfabriken) und der Bergbau (auf Kohlen an vielen Orten und auf Stein- und andere Salze in dem so ergiebigen Leopoldshall) einen lebhaften Aufschwung genommen und auch der weniger von der Natur begünstigte Zerbster Kreis hob sich in erfreulicher Weise. Durch den am 19. August 1863 erfolgten kinderlosen Tod des Herzogs Alexander Karl von Bernburg war auch dieses Herzogthum dem Herzoge L. zugefallen, er hatte so die Freude, als Herzog von Anhalt nun das ganze Anhaltland nach einer zweihundertsechzigjährigen Trennung in seiner Hand wieder vereint zu sehen. Der Tag seines fünfzigjährigen Regierungsjubiläums, der 10. August 1867 war ein Freudentag für das ganze Land, das ihm, in dem es seinen Vater verehrte, von allen Seiten die ungeheuchelte innige Theilnahme entgegenbrachte. Noch kurz vor Schluß seiner irdischen Laufbahn gelang es dem Herzoge, die sehr schwierige Frage der Trennung des fürstlichen Familienvermögens von dem des Staates mit der Landesvertretung in befriedigender Weise zu lösen (23. Juni 1869). Herzog L. starb als der älteste der deutschen Fürsten am 22. Mai 1871. Er war ein frommer Christ, ein treuer Familienvater, ein redlicher Landesfürst. Ausgerüstet mit einer seltenen Kenntniß der Verhältnisse und der Oertlichkeit seines Landes, zu deren Vermehrung ihm keine Mühe zu groß erschien, ist er bei zahlreichen Gelegenheiten selbsthandelnd aufgetreten und hat Heilsames hervorgerufen und Nachtheiliges entfernt; begabt mit einem nie endenden Wohlwollen und einer unerschöpflichen Güte ist er der Wohlthäter zahlloser Bedürftiger geworden und hat sich nicht nur in seinem ursprünglichen Erbtheile die ungetheilteste Liebe in Stadt und Land, bei Hoch und Gering erworben, sondern auch die Bewohner der angefallenen Landestheile bald ganz an sich zu fesseln gewußt. Sein Andenken wird stets ein gesegnetes sein. Von seiner trefflichen Gemahlin, der Herzogin Luise Wilhelmine Amalie Friederike, einer geb. Prinzessin von Preußen, die ihm am 1. Jan. 1850 voranging, hinterließ Herzog L. einen Sohn, den jetzigen Herzog Friedrich von Anhalt und zwei Töchter, Agnes, vermählte Herzogin von Sachsen-Altenburg, und Maria Anna, Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl von Preußen. Siebigk.

Leopold Wilhelm, Markgraf von Baden, kaiserlicher General-Feldmarschall, geb. den 16. Septbr. 1626, unbekannt wo, † den 1. März 1671 zu Warasdin in Croatien, war ein Sohn des Markgrafen Wilhelm von Baden und dessen erster Gemahlin Catharina Ursula, Tochter Johann Georgs, Fürsten zu Hohenzollern. Als solchem ward ihm schon von Jugend an Ritterlichkeit zu eigen und beschleunigten überdies die ununterbrochenen Kämpfe jener Zeit die Ausbildung seiner natürlichen Anlagen für den Kriegerberuf. Wo er in untergeordneten Sphären seine Erfahrungen sich erworben, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. 1661 aber commandirte er bereits die Artillerie in Siebenbürgen, und daß er schon damals eines guten Rufes genoß, bezeugt seine am Reichstage zu Regensburg 1664 stattgehabte Bestallung zu „einem Feldmarschall über die gantze Reichs-Creyß-Armee“. Selbe erfolgte nämlich in Erwägung des Umstandes, daß L. W. zu jenen Personen gehörig, welche von „hochtapfferem

Gemüthe und vieler Kriegserfahrenheit" und dann mit der Bestimmung, es habe der Markgraf dem Kaiser baldigst Beistand zu bringen bei der Zurückweisung der immer mehr vordringenden Türken. Nachdem nun L. seine nicht leicht zu vereinigenden Truppen mit möglichster Raschheit gesammelt, zog er mit selben über Wien, Oedenburg, Radkersburg nach Alsö-Lendva, worauf er sich den 25. oder 26. Juli dem Heere Montecuccoli's anschloß und dessen Centrum bildend, an der siegreichen Schlacht bei St. Gotthard an der Raab am 1. August 1664 theilnahm. Montecuccoli berichtete deshalb auch von dem Markgrafen, der am Schlachttage das Krankenbett verließ, zu Pferde stieg und mit einem Theil der Reichstruppen gegen die rechte Flanke der Spahi's mit großem Erfolge einhieb: „der Markgraf von Baden unterstützte aufs muthvollste mit frischen Truppen die erschöpften und flüchtigen Regimenter". L., welcher schon 1630 zum Inhaber eines k. k. Infanterieregiments (jetzt Nr. 13) ernannt worden war, befand sich nach dem Türkenkriege in der auszeichnenden Stellung eines Hauptmanns der Hatschiere und Trabanten bei den Vermählungsfeierlichkeiten des Kaisers, 1666, zu Wien und führte endlich während seiner letzten Lebensjahre das Commando des Warasdiner Generalats. L. war zweimal verehelicht; das erste Mal mit Sylvia oder Sibylla Catharina, Gräfin von Caretto, Wittwe des Grafen Czernin, das zweite Mal mit Maria Franciska, Tochter des Grafen Egon zu Fürstenberg, Wittwe nach Wolfgang Wilhelm, Pfalzgrafen zu Neuburg. Diesen Ehen entsprossen 2 Prinzen und 3 Prinzessinnen.

Hübner, Genealogische Tabellen ꝛc., Leipzig 1732—1737. Campori, Raimondo Montecuccoli, Firenze 1876. Theatrum europaeum, 9. 10. Th., Frankf. a. M. 1642—1738. (Schels), Oesterr. milit. Zeitschrift, 1. 2. 3. 4. Bd., Wien 1828. Schinzl.

Leopold, Großherzog von Baden, geb. zu Karlsruhe am 29. August 1790, gest. daselbst am 24. April 1852, war der älteste Sohn aus der zweiten Ehe des Großherzogs Karl Friedrich von Baden mit der Reichsgräfin von Hochberg (s. d. Art. Karl Friedrich, Großherzog von Baden). Bis in das reifere Jünglingsalter ohne Aussicht den Thron zu besteigen, genoß er eine sorgfältige Erziehung zunächst für den militär'schen Beruf, zu dem ihn seine Neigung und der Wunsch seines Vaters bestimmte. Doch wurde daneben die Pflege allgemeiner wissenschaftlicher Bildung nicht vernachlässigt, insbesondere während eines im J. 1809 beginnenden Besuches der Universität Heidelberg den Staatswissenschaften eingehende Aufmerksamkeit zugewandt. Nachdem Graf Leopold von Hochberg auf ausgedehnten Reisen seinen Gesichtskreis erweitert hatte, übernahm er während des Krieges der Verbündeten gegen Napoleon ein Commando in dem badischen Truppencontingente und wohnte den Kämpfen von Bar und Arcis sur Aube sowie vor Paris bei: nach dem Einzug in die französische Hauptstadt ernannte ihn sein Neffe, Großherzog Karl, zum Generalmajor. Auf dem Wiener Congreß gehörte der Graf von Hochberg zu jenen Personen, mit denen sich der Freiherr vom Stein in Beziehung setzte, um sich über die badischen Verhältnisse zu unterrichten und mit einiger Aussicht auf Erfolg die Ertheilung einer Verfassung für das Großherzogthum Baden zu betreiben. Die Kränklichkeit des Großherzogs Karl, der Tod seiner beiden Söhne im zartesten Alter, sowie die Kinderlosigkeit der Agnaten des in Baden regierenden Hauses veranlaßten, daß — den bei seiner zweiten Vermählung von Karl Friedrich getroffenen hausgesetzlichen Bestimmungen gemäß — Graf Leopold von Hochberg und seine zwei jüngeren Brüder am 4. Oct. 1817 zu Prinzen und Markgrafen von Baden erklärt wurden. Diese Declaration erhielt demnächst die Zustimmung und Gewährleistung Seitens der europäischen Mächte. Am 25. Juli 1819 vermählte sich L. mit der Prinzessin Sophie, Tochter des vertriebenen Königs Gustav IV.

von Schweden und der Königin Friederike, einer geborenen badischen Prinzessin, Enkelin Karl Friedrichs. Während der Regierung des Großherzogs Ludwig, seines Halbbruders (1818—1830) lebte L. sehr zurückgezogen, mit Eifer und Erfolg der Beförderung der Landwirthschaft sich widmend, indem er an dem öffentlichen Leben keinen weiteren thätigen Antheil nahm als soweit seine verfassungsmäßige Mitgliedschaft der ersten Kammer es ihm vorschrieb. Als L. nach dem Tode des Großherzogs Ludwig (30. März 1830) die Regierung antrat, kam ihm die Liebe und das Zutrauen des badischen Volkes um so mehr entgegen, als es wohl bekannt war, daß er die Abneigung dieses Regenten gegen das constitutionelle System nicht theilte, vielmehr entschlossen war, nach Wort und Geist die Verfassung treu zu befolgen. Die erste Epoche seiner Regierung fiel mit den durch die Julirevolution verursachten Bewegungen, die alle europäischen Länder ergriffen, zusammen. Die Wahlen zum Landtag des J. 1831, nach dem ausdrücklichen Willen des Fürsten frei von jeglicher Beeinflussung Seitens der Regierung, ergaben eine fast ausnahmslos dem Liberalismus huldigende zweite Kammer und auch die erste Kammer entzog sich den Einwirkungen der allenthalben herrschenden Strömung nicht. L. entließ außer dem vertrauten und einflußreichen Rathgeber seines Vorgängers, dem Major und Flügeladjutanten v. Hennenhofer, auch die der liberalen Richtung im Staatsleben schroff entgegentretenden Minister v. Berstett und v. Berckheim und berief an die Seite des constitutionell gesinnten Finanzministers von Böckh liberal denkende Männer, wie Winter, v. Weiler, v. Türckheim in den Rath der Krone. Eine der ersten Vorlagen, die Großherzog L. dem Landtag zugehen ließ, war die Wiederherstellung der von seinem Vorgänger und dem dessen Tendenzen sich gefügig zeigenden Landtag von 1825 abgeänderten Bestimmungen der Verfassungsurkunde. Ihr folgte der Entwurf einer Gemeindeordnung, der auf so modernen Grundlagen aufgebaut war, daß die Principien dieses Gesetzes noch heute die Basis der einschlägigen badischen Gesetzgebung bilden, sodann eine bürgerliche Proceßordnung mit Oeffentlichkeit des Verfahrens, ein Gesetzentwurf betr. die Aufhebung der Staatsfrohnden. Aus der Initiative der zweiten Kammer, die verfassungsmäßig in sogenannten „Motionen“ zum Ausdruck kam, ging ein Preßgesetz hervor, welches die badische Presse von allen Schranken befreite, mit denen sie bisher durch Bundes- und Landesgesetze umgeben gewesen war. Die badische Regierung und Großherzog L. selbst verhehlten sich die mancherlei Bedenken nicht, welche gegen ein so radicales Vorgehen erhoben werden konnten, allein das Drängen der von Frankreich und der Schweiz aus lebhaft erregten öffentlichen Meinung des Landes, zu deren beredten Organen Männer wie v. Rotteck, Welcker, v. Itzstein gehörten, war so gewaltig, daß man durch Oeffnung dieses Ventils weitergehenden Forderungen des Liberalismus entgegentreten zu können vermeinte. Zunächst war es auch nicht etwa der Mißbrauch der also gewährten Freiheit, wodurch Schwierigkeiten entstanden, sondern das Einschreiten des Bundestags und der österreichischen Regierung. Wie ungern auch die badische Regierung sich dazu entschloß, ein eben erst mit ihren Kammern vereinbartes Gesetz wieder außer Wirksamkeit zu setzen, wie sehr sich auch der Großherzog L. persönlich gegen diese Zumuthung sträubte, deren Abwendung er sogar durch Entsendung eines Gesandten ad hoc an den Kaiser von Oesterreich (den Freiherrn v. Falkenstein) zu erreichen versuchte, dem Willen des Bundestags und des Fürsten Metternich mußte gehorcht werden. Am 28. Juli 1832 wurde das am 24. Decbr. 1831 erlassene Preßgesetz für unwirksam erklärt. Trotzdem bemühten sich die Führer der liberalen Partei eine möglichst freie Bewegung für die Presse zu erhalten und setzten eifrig und ziemlich rücksichtslos ihren Kampf gegen die Bundestagspolitik, namentlich gegen die Bundesbeschlüsse von 1832, welche sich im wesentlichen als eine Er-

neuerung der Karlsbader Beschlüsse darstellten, fort. Die Regierung war nach Lage der Dinge genöthigt, gegen ein solches Auftreten ernste Maßregeln zu ergreifen. Die liberalen Preßorgane wurden confiscirt und unterdrückt, die Universität Freiburg wurde vorübergehend geschlossen, die wegen ihrer liberalen Agitation mißliebigen Professoren Rotteck und Welcker, welche zu dieser Verfügung den Anlaß gegeben hatten, wurden in den Ruhestand versetzt. Unter solchen Umständen fehlte dem im J. 1833 wieder zusammentretenden Landtag die Arbeitsfreudigkeit und Zuversicht seines Vorgängers. An die Stelle der Reden, in denen 1831 die neu anbrechende Aera begrüßt worden war, traten jetzt Rechtsverwahrungen und Klagen. An die bedeutenden gesetzgeberischen Pläne erinnerte nur noch das in seinen Folgen allerdings hochwichtige Zehntablösungsgesetz. Dem nächsten Landtage (1835) ließ Großherzog L. eine Vorlage über Badens Beitritt zu dem großen deutschen Zollverein zugehen. Sie wurde von den Liberalen mit Entschiedenheit bekämpft, weil sie von diesem Anschluß eine dem Liberalismus gefährliche Einwirkung Preußens auf die inneren Verhältnisse Badens fürchteten und mit verschwindenden Ausnahmen (zu denen der spätere Minister Mathy gehörte) für die große wirthschaftliche Bedeutung dieses Anschlusses schlechthin kein Verständniß hatten. Für den Großherzog L. selbst hatten die Verhandlungen über Badens Beitritt zum Zollverein noch weitere Wichtigkeit, weil bei denselben die Zwistigkeiten mit Baiern unter Preußens Vermittelung ihren endgiltigen Abschluß fanden. Aus alten Erbverträgen und aus einem Paragraphen des Friedensvertrages von Ried hatte Baiern Ansprüche auf badische Gebietstheile abgeleitet und sich außerdem der Successionsfähigkeit der Söhne aus Karl Friedrichs zweiter Ehe möglichst lange widersetzt. Erst die bei dem erwähnten Anlaß von dem Minister v. Böckh in Berlin geführten Unterhandlungen befreiten den Großherzog von der Sorge, welche ihm die unfriedliche Nachbarschaft Baierns verursachte, gegen dessen bedrohliche Haltung bei seinem Regierungsantritt sogar militärische Maßregeln hatten ergriffen werden müssen. Aber eine andere und nicht weniger schwere Sorge erwuchs dem Fürsten aus dem Gebahren der liberalen Partei seines Landes in und außerhalb der Kammer. Diese setzte sich sowohl bei Berathung der Regierungsvorlagen als auch bei der selbständigen Anregung von Anträgen, unter fortwährenden Beschwerden gegen den Bundestag und einzelne Bundesstaaten in eine schroffe Opposition zur Regierung, und der von ihr theils aufgenommene theils angesponnene Kampf wurde um so schärfer, je mehr er sich von dem Gebiet der unmittelbaren Landesangelegenheiten auf jenes der politischen Principienfragen hinüberspielte. Die Verhandlungen über Preßfreiheit, über den Schutz der hannoverschen Verfassung, über die Ausdehnung der Oeffentlichkeit der landständischen Debatten nahmen oft einen höchst leidenschaftlichen Charakter an, und den scharfen Worten, die auf der Tribüne fielen, wurden von dem Ministertisch nicht minder scharfe Antworten zu Theil. Insbesondere trug die streitbare Gesinnung des zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten berufenen seitherigen Bundestagsgesandten Frhr. v. Blittersdorff zur Verschärfung der Gegensätze bei. Seine entschiedene Vertretung der am Bundestag und in der österreichischen Staatskanzlei herrschenden Grundsätze sowie seine offenkundige Feindschaft gegen den Liberalismus in allen seinen Schattirungen reizte die badischen Liberalen zu immer entschiedenerer Hervorkehrung ihrer oppositionellen Tendenzen. Blittersdorff stellte sich mit ganz klarem Bewußtsein seines Thuns, eine jede Verständigung vereitelnd, zwischen den wohlwollenden, friedliebenden Großherzog L. und sein im großen Ganzen damals noch durchaus treues und loyales Volk. Aus dieser Stellung des Ministers v. Blittersdorff erwuchs eine ernste Gefahr, als die letzte Schranke, welche seinem eigen=

mächtigen Vorgehen gezogen war, mit dem Tode des Ministers Winter (26. März 1838) fiel. Dieser begabte und thatkräftige Staatsmann hatte in gleich hohem Grade das Vertrauen und die Zuneigung des Großherzogs L. wie die Hochachtung und Ergebenheit des badischen Volkes besessen. Seiner Erziehung und Gewöhnung nach ein Staatsbeamter der alten Schule, dem Regenten unbedingt ergeben, entschlossen die Staatsordnung gegen jeglichen Angriff zu schirmen, war er gleichzeitig ein streng constitutionell gesinnter und überzeugungstreuer Politiker. Ohne Sympathie für die liberalen Forderungen dachte er doch keinen Augenblick daran, ihnen anders als auf dem Boden der Verfassung entgegenzutreten. Mit seinem Tode begann eine Reihe verhängnißvoller Maßregeln der Regierung, zu deren Duldung Herr v. Blittersdorff den Großherzog L. zu überreden wußte. Es war eine eigenthümliche Fügung, daß den Minister Winter der plötzliche Tod (durch einen Schlagfluß) am Abend desselben Tages ereilte, an welchem der Landtag geschlossen wurde, der die erste Eisenbahn in Baden zu bauen beschlossen hatte. So starb der Vertreter des Regimes der guten alten Zeit, er selbst ein den besten Staatsmännern der Epoche Karl Friedrichs ebenbürtiger Erbe der patriarchalisch-absolutistischen Regierungsmethode, gewissermaßen typisch an der Schwelle einer neuen Periode des Staatslebens. Mit dem Minister Winter verloren in erster Reihe die Staatsbeamten ihren Schutz, welche, an ältere Traditionen anknüpfend, geglaubt hatten, daß die auf dem Boden des Gesetzes sich bewegende Bethätigung ihrer politischen Ueberzeugung mit ihrem Berufe nicht unvereinbar sei. Herr v. Blittersdorff bestritt dieses Recht, indem er in und außer dem Amt die volle Kraft des Beamten für die Politik der Regierung und für die Durchführung jeder Regierungsanschauung in Anspruch nahm. Von diesem Gestchtspunkte ausgehend, verweigerte er den liberalen Beamten bei Beginn des Landtags von 1844 den Urlaub zum Eintritt in die Kammer. Damit beschwor er nicht nur einen formalen Verfassungsconflikt herauf, sondern er beraubte auch die Regierung durch die dem gesammten einflußreichen Beamtenstand, welchen Gesinnung und Gewohnheit, wie Familienverbindungen mit dem besseren Bürgerstande in mannichfacher Weise auf das Engste verknüpften, zugedachte Herabsetzung seiner Stellung im öffentlichen Leben der festesten Stütze. Den Großherzog L. vermochte Blittersdorff durch seine ebenso geistreichen als sophistischen Deductionen dazu, die ungesetzliche und unzweckmäßige Maßregel durch ein persönliches Eintreten für dieselbe zu decken. Dies geschah durch ein von keinem Minister gegengezeichnetes Manifest, welches die Urlaubsverweigerung rechtfertigen sollte, die „Verirrung“ der zweiten Kammer und ihr „wohl nur auf mißverstandener Consequenz beruhendes Festhalten an einmal gefaßten Beschlüssen“ beklagte und schließlich alle Unterthanen, insbesondere die Staatsdiener aufforderte, in dieser Sache die Rechte des Regenten anzuerkennen. Damit war die Person des Landesherrn selbst unmittelbar in den Conflikt hereingezogen. Jede Niederlage, die in dessen weiterem Verlauf die Regierung erlitt, wurde damit zu einer persönlichen Niederlage des Großherzogs. Und daran sollte es nicht fehlen. Als die zweite Kammer das Manifest für verfassungswidrig erklärte, wurde sie aufgelöst, die Neuwahlen ergaben nicht nur eine erhebliche Verstärkung der liberalen Partei durch Wiederwahl ihrer seitherigen Mitglieder, sondern auch eine sehr bald fühlbare Verschiebung nach links durch den Hinzutritt einer Anzahl neuer Abgeordneten von entschieden radicaler Gesinnung. Dem schroffen Auftreten dieser Männer gegenüber wollte Blittersdorff die Stellung der Regierung dadurch festigen, daß den Kammern nur das Budget vorgelegt und jede auf andere Gegenstände bezügliche Discussion schlechthin vermieden werde. Käme es dann zu einem Bruch mit den Ständen, so gedachte er an den Bund zu appelliren und darauf hinzuarbeiten, die bestehende Verfassung als unvereinbar

mit dem monarchischen Princip und mit dem Bundesrecht hinzustellen und sie, mit Unterstützung des Bundes und der deutschen Großmächte durch ein abgeändertes, seinen Tendenzen entsprechendes Staatsgrundgesetz zu ersetzen. Hatte er dabei, wie er es ja, um seines Erfolges sicher zu sein, mußte, auf die Zustimmung des Großherzogs gezählt, so hatte er die nüchterne und gewissenhafte Denkungsart des Fürsten nicht in Rechnung gezogen. So wenig Großherzog L. die liberalen Forderungen sympathisch waren, so dachte er doch keinen Augenblick daran, die Verfassung anzutasten. Damit, daß, wie Blittersdorff's Collegen im Ministerium, so auch Großherzog L. seine Projecte durchschaute und verwarf, war seine Stellung unhaltbar geworden, er kehrte als Gesandter an den Bundestag zurück und der bisherige Bundestagsgesandte v. Dusch nahm seine Stellung als Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein. Aber die Saat, die er ausgestreut, wucherte unter dem Einfluß der Zeitströmung wie eitel Unkraut. Den Radicalen waren der Vorwände genug geboten, das Volk vor beabsichtigten Angriffen auf seine verbürgten Freiheiten und Rechte zu warnen, die gemäßigt Liberalen waren nach oben wie nach unten discreditirt, die Staatsbeamten waren verstimmt, unmuthig und mißtrauisch gemacht. Kurz, einer drohenden Zersetzung aller bestehenden Verhältnisse gegenüber fehlte es an dem Zusammenhalt und der Organisation der Elemente des Widerstandes. Das durch gemäßigt liberale Elemente, wie den mehrjährigen Kammerpräsidenten Bekk, einen der bedeutendsten Juristen des Landes (s. d. Art.) ergänzte streng constitutionell gesinnte Ministerium fühlte sich unsicher gegenüber den täglich mit neuer Kraft wiederholten Angriffen der Radicalen. Immerhin begann, als man sich erst von dem festen Willen des Landesherrn und seiner Räthe überzeugt hatte, den Anforderungen der Zeit gegenüber sich nicht schlechthin ablehnend zu verhalten, eine günstigere Stimmung für die Regierung geltend zu machen. Nach stürmischen Landtagen, auf denen indeß doch eine Reihe wichtiger Gesetze, wie ein neues Strafgesetzbuch, Strafprozeß und Gerichtsorganisation zu Stande gekommen waren, eröffneten die Wahlen zum Landtag des Jahres 1847 die Aussicht auf einen ruhigen Fortgang der Arbeiten, als die urplötzlich hereinbrechende Bewegung des Jahres 1848 auf einmal Alles in Frage stellte. Aber gerade hier zeigte sich die wohlthätige Wirkung der vom Großherzog L. gegenüber den früheren Aspirationen Blitterdorff's, die von einflußreichen Personen am Hofe unterstützt worden waren, eingenommenen Haltung. Der Sturm, der in fast allen andern deutschen Staaten im März 1848 die den Liberalen verhaßten Ministerien umstürzte, machte Halt vor dem Ministerium Bekk, und die aufgeregte Masse ließ sich durch die vom Großherzog L. den Märzunruhen gegenüber gemachten Zugeständnisse beruhigen, weil sie die Ueberzeugung gewann, daß sie aufrichtig gemeint waren. Dann freilich, als fast wider Erwarten dieser erste Sturm so glücklich abgewiesen war, hätte es gegolten, weiteren Anforderungen der radicalen Partei ein entschiedenes Nein entgegenzurufen und die Position der Regierung, wie sie nun einmal war, gegen jeden weiteren Angriff zu schützen. Da durfte die Regierung, wo es noth that, auch vor Gewaltmaßregeln nicht zurückschrecken, und wo es sich um die Existenz des Thrones handelte, nicht erst in gleichsam akademischer Weise jedes Vorgehen auf seine Gesetzlichkeit prüfen. Solcher Art mußte der Radicalismus immer mehr Fortschritte machen und wie die noch auf dem Boden der Reform stehende Bewegung von 1848 vor der Ehrlichkeit der Regierung Halt gemacht hatte, schritt die Revolution des Jahres 1849 über die Schwäche derselben Regierung zu ernsterem und nachhaltigem Widerstand, zum Umsturz aller bestehenden Ordnung fort. Das ganze Land war mit einem Netz radicaler Vereine überzogen, die Jugend war vollständig für die radicalen Ideen gewonnen und mit jedem in die Armee eingestellten neuen Rekruten wurde dieser ein weiteres Element der Zersetzung zugeführt. Der Anfang

vom Ende war der Ausbruch einer Militärmeuterei in Rastatt, die sich in ihren Wirkungen alsbald auch in den übrigen Garnisonen fühlbar machte. Am 13. Mai 1849 sah sich Großherzog L. genöthigt, mit seiner Familie die Residenz zu verlassen und unter Bedeckung einer Abtheilung Dragoner und Artillerie nach Germersheim zu flüchten, von wo er sich hierauf zuerst nach Mainz, dann nach Frankfurt begab. Mit entschiedener Gutheißung der nationalen Ziele der Bewegung von 1848, hatte Großherzog L. die Reichsverfassung wie sie aus den Beschlüssen des Frankfurter Parlamentes hervorgegangen war, anerkannt. Nun ward eben diese Reichsverfassung das Panier, das für jeden weiteren Fortschritt der Anarchie im badischen Lande den Vorwand bot. Unter dem Vorgeben, daß es gelte die Reichsverfassung durchzuführen, constituirte sich eine republikanisch gesinnte Landesversammlung und ein an die Stelle der Regierung des Großherzogs tretender Landesausschuß. Bei der Auflösung aller geordneten Gewalten blieb dem Großherzog L. nichts übrig, als die Hülfe des Königs von Preußen anzurufen und durch dessen Truppen die Ordnung in seinem Lande wiederherstellen zu lassen. Unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen warfen die preußischen Truppen die Aufständischen aus allen ihren Positionen, zuletzt auch aus der mit vieler Energie vertheidigten Festung Rastatt. Am 18. August 1849 konnte Großherzog L. wieder in sein Land zurückkehren, von dem größten Theil seiner Unterthanen, die über die Befreiung von dem Terrorismus der Revolution jubelten, freudig begrüßt. Die Bestrafung der während des Aufstandes der Strafjustiz verfallenen Unterthanen überließ Großherzog L. der preußischen Armee. — Nunmehr galt es, die Ordnung im Lande wiederherzustellen. Nachdem der Großherzog schon in Mainz sein Ministerium entlassen hatte, berief er nun Männer von entschieden conservativer Gesinnung (Klüber, Regenauer, v. Stengel, v. Roggenbach, v. Marschall) in den Rath der Krone, deren Thätigkeit, undankbar scheinend soweit der Augenblick in Betracht kam und doch von tief eingreifender Bedeutung für die Zukunft des Landes, sich nun darauf zu richten hatte, die vielen Schäden wieder gut zu machen, welche die revolutionäre Episode angerichtet hatte. Daß dies in wohlwollender, wenn auch entschieden eingreifender Weise und ohne jede Aenderung an den Bestimmungen der Verfassungsurkunde geschah, entsprach dem bestimmt ausgesprochenen Willen des Großherzogs. Besonders wichtig war die Wiederaufstellung des Armeecorps, welches, während preußische Truppen das Land besetzt hielten, in preußische Garnisonen verlegt wurde. Die rasche Erledigung dieser bedeutenden Aufgabe war das Verdienst des Kriegsministers von Roggenbach. Die für das Verbleiben der badischen Regimenter in Preußen bestimmte Zeit wurde durch die politischen Verhältnisse erheblich abgekürzt. Nachdem die Union, der auch Baden beigetreten war, aufgegeben worden und über die weitere Gestaltung der deutschen Verhältnisse ein offener Conflict zwischen Preußen und Oesterreich ausgebrochen war, wurden angesichts eines drohenden Krieges, die preußischen Truppen aus Baden zurückberufen, worauf auch die badischen Truppen in die Heimath zurückkehrten. Als bald darauf nach Beendigung der in Dresden stattgefundenen Ministerconferenzen die Wiederherstellung des Bundestags stattfand, hatte die Regierung des Großherzogs L. einen harten Kampf zu bestehen, um gegenüber den Bestrebungen einiger Bundesregierungen, Baden in eine untergeordnetere Stellung im Bunde herabzudrücken, diesem Lande seine frühere Stellung zu sichern. — Die Aufregungen der Revolutionszeit und der Kummer über die betrübenden Erfahrungen, die ihm damals zu machen beschieden war, hatten die Gesundheit des Großherzogs L. untergraben. Im December 1851 erkrankt, schien er sich wieder zu erholen, bald aber trat ein Rückfall ein, dem er am

24. April 1852 erlag, nachdem er am 21. Februar die stellvertretende Sorge für die Regierung seinem zweiten Sohne, dem jetzigen Großherzog Friedrich übertragen hatte, da der älteste seiner vier Söhne durch unheilbares Siechthum an der Uebernahme der Regierung gehindert war. — Unter der Regierung des Großherzogs L. ist Baden erst thatsächlich unter die constitutionellen Staaten eingetreten und hat in rascher Entwickelung bedeutende politische Wandelungen erlebt. Vortrefflich verwaltet, bei musterhafter Ordnung der Finanzen, war Baden unter Leopolds Regierung nicht minder als durch verständnißvolle Pflege der materiellen Interessen (Anschluß an den Zollverein, Bau von Eisenbahnen und Kunststraßen, Pflege der Gewerbe, insbesondere im Schwarzwald, und der Landwirthschaft) auch durch die Sorge für die Entfaltung regen Geisteslebens (Universitäten, Gründung des Polytechnikums, Bau der Gemäldegallerie und des Hoftheaters in Karlsruhe) ausgezeichnet. Aus seiner Ehe mit der Großherzogin Sophie, welche ihrem Gemahl am 6. Juli 1865 im Tode folgte, hatte Großherzog L. Kinder: 1) Großherzog Ludwig II., der ihm nominell in der Regierung folgte, wegen unheilbarer Krankheit aber durch seinen Bruder als Regent vertreten wurde († am 22. Januar 1858); 2) den jetzigen Großherzog Friedrich; 3) Prinz Wilhelm; 4) Prinz Karl; 5) Prinzessin Alexandrine, vermählt mit dem Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha; 6) Prinzessin Marie, vermählt mit dem Fürsten Ernst zu Leiningen; 7) Prinzessin Cäcilie (Olga), vermählt mit dem Großfürsten Michael von Rußland.

Schöchlin, Geschichte des Großherzogthums Baden unter der Regierung des Großherzogs Leopold, Karlsruhe 1855. v. Weech.

Leopold, Bischof von Bamberg, s. **Lupold** von Bebenburg.

Leopold (Maximilian Julius Leopold), Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, jüngster Sohn Herzog Karls I. und seiner Gemahlin Philippine Charlotte, geb. zu Wolfenbüttel am 11. October 1752, † am 27. April 1785, erhielt von Männern, wie Ebert, Gärtner, Jerusalem eine vorzügliche Erziehung. Sein militärischer Begleiter war 1763—76 Oberst v. Warnstedt. Zu seiner weiteren Ausbildung trat er 1771 eine längere Reise durch Deutschland und Frankreich an, die er bis vor Paris ausdehnte. Am 1. September 1772 wurde er zu Sonnenburg durch Prinz Ferdinand von Preußen zum Johanniterritter geschlagen. Schon früh trat er in militärische Dienste, zunächst in die seines Vaters, in denen er 1772 zum Oberstlieutenant und 1776 zum Oberst befördert wurde. Im April 1775 reiste er nach Wien, wo er insbesondere von der Kaiserin Maria Theresia äußerst freundlich aufgenommen wurde. Man beabsichtigte, ihn für den österreichischen Kriegsdienst zu gewinnen. Aber die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Inzwischen trat er im Mai eine Reise nach Italien an. Auf seine dringende Bitte begleitete ihn Lessing, der gerade in Wien weilte. Sie fuhren über Mailand, Venedig, Bologna, Florenz, Livorno, Genua, Turin, Rom nach Neapel, überall die reichen Kunstschätze des Landes eifrig studirend und die Bekanntschaft bedeutender Männer, wie des Grafen Firmian, des Cardinals Albani ꝛc. aufsuchend. In Neapel erhielt L. die Nachricht, daß sein Oheim, König Friedrich II. von Preußen, ihm das durch den Tod des Generals v. Diringshofen erledigte Infanterieregiment in Frankfurt a. d. O. verleihen wolle. L. nahm das Anerbieten an und kehrte, ohne Wien zu berühren, über München nach Braunschweig zurück. Im Februar 1776 trat er in Frankfurt seine Stellung als Oberst und Regimentscommandeur an; 1782 erhielt er den Rang eines Generalmajors. Im baierischen Erbfolgekriege stand er erst bei dem Corps des Generals v. Möllendorf, dann bei dem

des Prinzen Heinrich. Den soldatischen Beruf, den er aus Neigung ergriffen, versah er mit Ernst und Eifer; er verfaßte ein nicht herausgegebenes Werk, „Militärische Vorschläge“; er erfand eine Veränderung des Gewehrschlosses, die das Laden erleichterte und von Friedrich II. gebilligt wurde. Sonst gehörte er nicht zu den begünstigten Lieblingen des großen Königs. Dem strengen, festen Sinne desselben war das bescheidene, weiche Wesen des Prinzen, dessen Hauptgrundzug eine unbegrenzte Wohlthätigkeit bildete, keineswegs sympathisch. L. war nicht ganz frei von der Empfindsamkeit seines Jahrhunderts, aber er zeigte dabei doch einen sehr gesunden Blick für die praktischen Aufgaben der Gegenwart, indem er der Noth der Zeit durch bleibende Einrichtungen abzuhelfen suchte. Dahin zielte besonders die Stiftung der Regimentsschule, für die er sehr bedeutende Opfer brachte und ganz aus eigenen Mitteln ein Gebäude aufführen ließ. Er nahm bis ins Kleinste an den Geschicken der Schule Theil; er veranlaßte die Einführung der Erziehungsmethode des Philanthropen v. Rochow, den er zu dem Zwecke in Rhekan selbst besuchte. Er war ein freigebiger Beschützer aller Armen und Bedrängten, dabei ein lebhafter Freund der Wissenschaften und Künste. Durchreisende Gelehrte fanden bei ihm stets ein offenes Haus. Sein Wesen war von einer fast Jedermann fesselnden Liebenswürdigkeit; er war der vergötterte Liebling aller Kreise. Jede Noth der Stadt fand ihn als stets bereiten Helfer, der Opfer und Gefahren nicht scheute. So bei Feuersgefahr, so bei der Hochfluth der Oder im J. 1780, wo die Soldaten seines Regiments durch Erhöhung der Dämme die Stadt vor schwerem Unglücke bewahrten. Noch höher ging die Oder im Frühjahr 1785. Die Dämme auf der rechten Seite waren am 27. April bereits mehrere Male durchbrochen, die Dammvorstadt war unter Wasser gesetzt, die Verbindung mit dem linken Ufer abgeschnitten, da einige Joche der Brücke, die jene Vorstadt mit der Hauptstadt allein verband, fortgerissen waren. Man fürchtete das schlimmste für die schwer bedrängten Vorstädter. Um ihnen zu helfen, besteigt L. mit wenigen Schiffern einen Kahn. Der wilde Strom ist bereits glücklich durchfahren, als der Kahn am jenseitigen Ufer an eine Weide stößt und umschlägt. Ein Schlagfluß machte dem Leben Leopolds, wie es scheint, auf der Stelle ein Ende. Erst am 2. Mai fand man die Leiche. Die Stadt bat, sie in ihren Mauern behalten zu dürfen, doch wurde sie dem Wunsche der Mutter gemäß im Erbbegräbnisse zu Braunschweig beigesetzt. Das Ereigniß machte auf die Zeitgenossen einen tief erschütternden Eindruck. Zahllose Gedichte, darunter das eines Goethe, priesen des Herzogs edle That. Der Graf von Artois setzte für das beste zum Lobe Leopolds verfertigte Gedicht einen Preis aus, welchen Marmontel errang. Als alleinigen Beweggrund der That Leopolds erblickte man allgemein nur das Bestreben des Fürsten, Menschen zu retten. Fast 60 Jahre später tauchen hiergegen zuerst Zweifel auf. Ein gewisser G. W. Keßler will in der That nur verwegene Tollkühnheit sehen (Raumer's histor. Taschenbuch, 1844, S. 681 ff.). Obgleich dieser Ansicht von verschiedenen Seiten widersprochen wurde, verbreitete sie sich dennoch immer mehr in wissenschaftlichen und populären Werken, bis neuerdings L. Hänselmann in dem Aufsatze: „Der Tod Herzog Leopolds von Braunschweig“ (Braunschweig 1878) Keßler's Ausführungen einer vernichtenden Kritik unterwarf. Hoffentlich wird fortan der Ruhm des edlen Menschenfreundes in dem alten und echten Glanze unangetastet bleiben. P. Zimmermann.

Leopold (Lupold), Bischof von Worms und 1200—1207 Erzbischof von Mainz, † am 7. Januar 1217, entstammte dem Geschlechte von Scheinfeld am Steigerwalde, ist seit 1193 als Dompropst von Worms nachweisbar und wurde unmittelbar nach dem Tode des dortigen Bischofs Heinrich I. (23. Decbr. 1195) zu dessen Nachfolger erwählt. In dem 1198 ausbrechenden Thronstreite stellte

er sich entschieden auf die Seite Philipps von Schwaben und die Empfehlung desselben bewirkte, daß die Mehrheit des Mainzer Kapitels ihn sich zum Nachfolger des am 20. October 1200 gestorbenen Erzbischofs Konrad von Wittelsbach erkor, während eine Minderheit unter Protest gegen diese Wahl sich nach Bingen zurückzog und dort den Dompropst Sigfrid von Eppstein erwählte, welcher das mächtige Dienstmannengeschlecht der Bolanden hinter sich hatte. Indem nun L. natürlich ohne weiteres vom staufischen Könige belehnt wurde, sich gewaltsam im Erzbisthume festzusetzen suchte und die Verwaltung desselben übernahm, obwol er die päpstliche Genehmigung zum Uebergange von Worms nach Mainz oder gar zur Vereinigung beider Bisthümer weder erhalten noch nachgesucht hatte, konnte über die Stellung, welche Innocenz III. und dessen damaliger Legat in Deutschland, Guido von Praeneste, zum Mainzer Streite einnehmen würden, nicht gut ein Zweifel sein. Als L. von letzterem nach Bingen vorgeladen, selbstverständlich sich nicht einfand, wurde sein Gegner Sigfrid, welcher obendrein sich auf die Seite des vom Papste begünstigten Otto IV. stellte, vom Legaten anerkannt und am 30. Septbr. 1201 geweiht, L. aber gebannt und er kam nach der curialen Praxis in Gefahr, wenn er nicht irgendwie sich mit dem Papste versöhnte, auch sein altes Bisthum durch den Spruch desselben zu verlieren. Der verzweifelte Versuch, durch ein gefälschtes päpstliches Breve die Entscheidung über Mainz an Bischöfe der staufischen Partei zu bringen, mußte ebenso mißlingen wie der andere, durch persönliches Erscheinen beim Papste diesen zur Zurücknahme der Entscheidung seines Legaten zu bestimmen. L. wurde von Innocenz nicht einmal vorgelassen und er kehrte nach Deutschland zurück, entschlossen, seine Zukunft jetzt einfach durch Gewalt sicherzustellen. In Mainz war Geistlichkeit und Bürgerschaft für ihn, aus Bingen wurde der durch Uebersendung des Palliums (21. März 1202) bestätigte Sigfrid vertrieben und zu Anfang 1203 setzte L. sich auch in den Besitz von Erfurt und dessen, was sonst noch in Thüringen zum Erzbisthum gehörte. Und nun bekam L. auch Gelegenheit, dem Papste unmittelbar fühlbar zu machen, ein wie gefährlicher und rücksichtsloser Feind er sein könne. Als die im J. 1203 versuchten Anknüpfungen zwischen Philipp und Innocenz gescheitert waren, zum Theil daran, daß ersterer L. nicht fallen lassen wollte, schickte Philipp gerade diesen als Reichslegaten nach Italien mit großem Heere und mit dem Auftrage, die seit dem Tode Heinrichs VI. überall, am meisten aber gerade durch den Papst beeinträchtigten Rechte des Reiches herzustellen. Da brach denn die Herrschaft des Papstes in seinem durch Revolution und Annexion geschaffenen neuen Kirchenstaate, in der Romagna, Ancona und Spoleto, ohne weiteres zusammen; überall schlossen sich die früheren Reichsvasallen wieder dem Reiche an, leisteten die Städte dem Legaten den Treueid, erwiesen sich die Bannsprüche des Papstes als völlig wirkungslos. L. soll sie seinerseits durch die Bannung des Papstes selbst erwiedert haben. Er scheint schon die Grenze des Königreichs Sicilien überschritten zu haben, um mit den dort gegen die päpstliche Regentschaft in Waffen stehenden deutschen Kapitänen Verbindung zu suchen und wol selbst im Namen Philipps die Vormundschaft über dessen Neffen Friedrich II. zu übernehmen: da ist er, etwa im Sommer 1205, durch Philipp zurückberufen worden und im Februar 1206 finden wir ihn zu Hause, in Italien durch den Bischof Konrad von Regensburg ersetzt. Der Grund der Abberufung kann kaum ein anderer gewesen sein, als der Wunsch des Königs, jetzt da sein eigener Sieg in Deutschland unzweifelhaft war und ebenso, daß früher oder später Innocenz sich zu seiner Anerkennung verstehen mußte, sich nicht unnöthig durch Leopolds rücksichtsloses Vorgehen neue Schwierigkeiten zu schaffen. Seine Mainzer Wahl war so wie so schon eine große Schwierigkeit bei den allmählich in Gang kommenden Verhandlungen zwischen

dem Könige und dem Papste. Innocenz verlangte vor allem die unbedingte Unterwerfung Leopolds, welche mit seiner Abdankung für Mainz, vielleicht auch für Worms gleichbedeutend war. Philipp verlangte, wenn er das zugestehen sollte, daß Innocenz gleichzeitig Sigfrid von Eppstein fallen lasse. Der Papst machte dann, als er im Herbste 1207 zwei Kardinäle bei Philipp beglaubigte, das kleine Zugeständniß, daß die Besetzung von Mainz zunächst offen bleiben, für die dortigen Temporalien ein Verweser bestellt werden, L. aber sich zur Untersuchung seiner Sache nach Rom verfügen sollte, und er ließ durchblicken, daß in diesem Falle ihm wol Worms gelassen werden könnte. Darauf ist Philipp auf dem Reichstage zu Augsburg am 30. Novbr. 1207 endlich eingegangen. Er hatte freilich selbst L. mit den Regalien des Erzbisthums belehnt, aber nach der damaligen kirchenrechtlichen Auffassung, wie sie gerade von Innocenz überall geltend gemacht wurde, hätte L. überhaupt nicht zur Belehnung zugelassen werden dürfen, da seine Mainzer Wahl an sich ungültig wäre, weil L., als er sie annahm, noch nicht von seinen Pflichten gegen Worms entbunden war. Philipp zog also die früher ertheilte Belehnung zurück, L. aber resignirte auf Mainz und wurde dafür vom Banne befreit. Zur Verhandlung wegen Worms begab er sich 1208 nach Rom, mischte sich unterwegs noch in einer hier sehr mißfällig bemerkten Weise in die Streitigkeiten der reichsfreundlichen und reichsfeindlichen Städte Tusciens, wird aber ohne Zweifel seine völlige Unterwerfung unter den Willen des Papstes beschleunigt haben, als die Nachricht kam, daß König Philipp ermordet worden sei. Dafür durfte er dann Bischof von Worms bleiben und auch die Abtei Lorsch behalten. Aus seinem weiteren Leben sind nur noch zwei Thatsachen bemerkenswerth. Die eine ist die, daß er zusammen mit seinem früheren Gegner, dem seit 1208 allseitig anerkannten Erzbischof Sigfrid von Mainz, sich 1212 gegen Otto IV. auf die Seite des vom Papste empfohlenen Königs Friedrich II. stellte, ihn mit wählen half und durch des Königs Verzichtleistung auf die Wormser Kirchlehen belohnt wurde; die zweite seine etwa zu Ende 1214 erfolgte Ernennung zum Legaten oder Stellvertreter dieses Königs im Königreiche Sicilien. Er begab sich wirklich dorthin, hat aber nur unbedeutende Spuren seiner Wirksamkeit (aus dem J. 1215) dort hinterlassen und wir vermögen nicht zu sagen, ob sein Tod am 17. Januar 1217 noch in Italien oder erst nach seiner Heimkehr erfolgte. Ein Epigramm nennt ihn einen kriegerischen Bischof und hebt hervor, welche Verlegenheiten er dem Papste bereitet habe, aber auch wie dieser Lupoldus aus einem Wolfe (lupus) schließlich ein friedfertiges Lamm geworden sei. Winkelmann.

Leopold I. (Liutpold), Markgraf von Oesterreich (976—994), aus dem Hause der Babenberger. Seine Abkunft ist dunkel. Die Familientradition wie dieselbe bei dem Babenberger Otto von Freisingen erhalten ist, leitete Leopolds Sohn Adalbert von jenem Adalbert ab, der unter Ludwig dem Kinde angesichts seiner Burg Babenberg enthauptet wurde. Dieser genealogische Zusammenhang ist jedoch durch neuere Untersuchungen (F. Steins) erschüttert worden, da ein näheres Eingehen auf die Besitzverhältnisse zeigt, daß der Allodialbesitz der Markgrafen von Schweinfurt, aus deren Hause die österreichischen Babenberger stammen, sich nicht mit dem Allodialbesitze der einstigen Babenberger berührt, sondern vielmehr vielfach mit dem Allodialbesitze eines anderen westfränkischen Geschlechtes, das man nach seiner Hauptbesitzung die Geisenheimer nennen könnte, obgleich allerdings auch die Burg Babenberg später im Besitze des letzteren Hauses erscheint. Ja man hat sogar die fränkische Abstammung der österreichischen Babenberger in Abrede gestellt und denselben entweder (Riezler) baierische Herkunft, oder gar in barocker Weise (Cl. Schmitz) Abkunft von den Scheyern-Wittelsbachern vindicirt oder endlich (A. Huber) schwäbischen Ursprung behauptet.

Dunkel wie die Abkunft seines Hauses im allgemeinen ist auch Leopolds unmittelbare Abstammung. Sein Bruder Berthold war Graf im Nordgau und im Volkfelde. Er selbst war ursprünglich Graf im Donaugau. Der Vater beider scheint jener ostfränkische Graf Heinrich gewesen zu sein, der zu König Heinrich I. in engen Beziehungen stand und zuletzt mit ihm verwandt war. Auch das Jahr, in welchem L. einem gewissen Burchard als Markgraf von Oesterreich folgte, war früher strittig; gewöhnlich entschied man sich für das J. 984. Gegenwärtig gilt als der Zeitpunkt, zu welchem L. in den Besitz der Ostmark gelangte, das J. 976, in welchem er zuerst urkundlich als Markgraf von Oesterreich erscheint und man bringt, wol mit Recht, seine Einsetzung mit der Empörung Herzog Heinrichs II. von Baiern gegen König Otto II. in Verbindung, bei welcher u. a. die Brüder Berthold und L. auf Seite des letzteren standen. Sowie wahrscheinlich damals Graf Berthold durch die Verleihung der wiederhergestellten Markgrafschaft im Nordgau belohnt wurde, so wird eben damals wo nicht schon früher auch L. die Ostmark mit dem Traungau verliehen worden sein, doch so, daß er daneben die Grafschaft im Donaugau behielt, die sogar noch auf seine Söhne überging. Eine spätere Zeit kleidete die Erhebung Leopolds zum Markgrafen von Oesterreich in die Form einer Sage, die uns ein Melker Geistlicher aus dem Ende des 12. Jahrhunderts überliefert hat, wonach ein Kaiser unserem L., der ihm auf der Jagd im Augenblicke der Gefahr beisprang, seinen gebrochenen Bogen mit der Aussicht auf Belehnung mit einem zunächst erledigten Reichslande gegeben und sein Versprechen durch die Verleihung der Ostmark erfüllt habe. Dieselbe Sage weiß auch zu erzählen, daß L., in der Mark angelangt, eine Burg, in der sich ein gewisser Gizo festgesetzt hatte, erstürmt, den eroberten Platz Melk d. i. mea dilecta genannt und an demselben 12 weltliche Kleriker angesiedelt habe, damit nicht wieder eine Festung daraus gemacht werden könne. Als Kern dieser Localsage dürfte zu betrachten sein, daß L. einen Theil der alten karolingischen Ostmark (bis zum Wienerwalde) noch von den Ungarn (Gejsa) besetzt fand, sein Gebiet erst in schweren Kämpfen erweitern mußte und den ersten Grund zu dem Kloster Melk gelegt hat. Noch unter L. wurde die Ostmark bis zum Wiener Walde ausgedehnt, wie man aus den noch von Bischof Pilgrim von Passau zu Lorch und Mautern abgehaltenen Synoden ersieht, auf denen es sich um die in dem Lande zwischen Enns und Wiener Walde der Passauer Kirche zustehenden Zehnte handelte. Vermuthlich damals wurde zum Schutze gegen die Ungarn Wieselburg an der Erlaf angelegt. Zu Bechlaren scheint L. residirt zu haben. L. starb am 10. Juli 994. Bertholds des Nordgauers Sohn Heinrich hatte sich nach längerer Fehde mit dem Bischofe von Würzburg ausgesöhnt. Aus diesem Anlasse veranstaltete der Bischof zu Würzburg ein Fest, zu welchem auch L. geladen wurde. Als nun dieser eines Morgens nach der Messe sich in Kampfspielen erlustigte, traf ihn ein Pfeil, der nicht ihm, sondern seinem Neffen bestimmt war. Dies war am 8. Juli; zwei Tage darnach verschied der Markgraf und wurde zu Würzburg begraben. Sein Verwandter Thietmar von Merseburg erzählt dies und fügt hinzu: „Man beweinte ihn mit Recht, denn es gab keinen verständigeren und in jeder Beziehung besseren Mann“. Seine Gemahlin Richeza, deren Abstammung dunkel ist, gebar ihm vier Söhne, Heinrich, Adalbert, Ernst und Poppo, von denen die beiden ersten nach einander ihrem Vater in der Ostmark folgten, Ernst Herzog von Schwaben, Poppo Erzbischof von Trier wurde.

Breve chronicon Austriae Mellicense (MG. T. XXIV). — Thietmar von Merseburg, Lib. IV. c. 14. — Meiller, Regesten der Babenberger. — Büdinger, Oesterr. Geschichte, 271 ff., 464 ff. — G. Waitz, Jahrbb. d. deutschen

R. unter K. Heinrich I. (neue Bearbeitung), Excurs XII. — F. Stein, Ueber die Herkunft des Markgrafen Liupold von Oesterreich (Forsch. zur deutschen Geschichte, XII. 1. 1871). — Ambros Heller, Ueber die Herkunft der österr.-babenberg. Fürsten (Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, 10.—11. Bd.). — S. Riezler, Geschichte Baierns, I. 360. — Cl. Schmitz, Oesterreichs Scheyern-Wittelsbacher oder die Dynastie der Babenberger, München 1880. — Alfons Huber in den Mittheilungen des Instituts für österr. Geschichte, II. 374 ff. v. Zeißberg.

Leopold (Liutpold), Sohn des Markgrafen Adalbert von Oesterreich, aus dem Hause der Babenberger (über die Mutter vgl. Meiller, Regesten, Anm. 34 u. E. Steindorff, I. 118, Anm. 2), nahm an dem zweiten Kriege König Heinrichs III. mit Herzog Bretislav von Böhmen (1041) Theil, indem er mit einer baierischen Heerschaar von Süden her vordrang und einen festen Ort an der Grenze (Znaim?), der früher seinem Vater gehört hatte, ihm dann aber von den Böhmen entrissen worden war, eroberte und zerstörte, den in Fesseln gelegten Sohn des Burgherrn aber, sowie viele andere Gefangene mit sich nach Oesterreich brachte. Als hierauf Bretislav sich unterwarf und vor König Heinrich zu Regensburg erschien, fand sich daselbst auch L. ein, übergab seinen Gefangenen dem Könige und erhielt von diesem ein edles, mit kostbarem Sattelzeug geschmücktes Roß, eines der Geschenke, welche der Böhme aus Anlaß seiner Huldigung dargebracht hatte, zur Belohnung für seine geleisteten Dienste. Beweise hohen Muthes legte L. auch in den Ungarnkriegen Heinrichs III. an den Tag. Als Ovo, der Ungarnkönig, mit drei Heeren in das Deutsche Reich einfiel, wurde jenes Heer, welches unter der Führung des ungarischen „Herzogs" längs des nördlichen Donauufers eingedrungen war, auf dem Rückzuge, auf dem es viele Gefangene mit sich fortschleppte, von dem Markgrafen Adalbert und dessen Sohne L. mit einer kleinen aber beherzten Schaar angegriffen, geschlagen und auf der Flucht an der March fast aufgerieben. Heinrich III. ließ dies neue Verdienst Leopolds um das Reich nicht unbelohnt. Als Ovo im Friedensschlusse (1043) das Land zwischen Leitha und Fischa, der March und einer von der Fischamündung bis Strachotin (in Mähren) gedachten Linie an das Reich zurückstellen mußte, bildete Heinrich III. daraus eine besondere Mark, die er höchst wahrscheinlich unserem L. verlieh. Die Belehnung Leopolds erfolgte zu Ingelheim, wo damals der König sein Beilager mit Agnes von Poitiers feierlich beging. Doch der treffliche Jüngling, „der Schreck der Ungarn", dessen Tugend und Frömmigkeit schon von den Zeitgenossen gepriesen wurde, starb wenige Tage darnach (9. Decbr. 1043) und wurde unter lautem Wehklagen zu Trier von seinem Vatersbruder, dem Erzbischofe Poppo, bestattet. Er starb vermuthlich unvermählt (das ist wohl der Sinn des Wortes: adolescens); ohne Grund hat man seinen Nachfolger in der „Neumark" Oesterreichs Siegfried für seinen Sohn oder Bruder gehalten. Indem man ihn fälschlich unter die Markgrafen von Oesterreich einbezog, wurde unser L. früher als der zweite dieses Namens bezeichnet.

Annales Altahenses ad a. 1041. 1042, 1043. — Hermann v. Reichenau ad a. 1043. — Meiller, Regesten der Babenberger, 192 u. 205. — M. Thausing in den Forschungen z. deutschen Geschichte, IV. 365 ff. — Perlbach, ebenda X. 460 ff. — E. Steindorff, Jahrbb. d. deutschen R. unter Heinrich III., 1. Bd. — Giesebrecht, Gesch. d. deutschen Kaiserzeit, 4. Aufl., II. 647. v. Zeißberg.

Leopold II. (III.), Markgraf von Oesterreich (1075—96), aus dem Hause der Babenberger, Sohn des Markgrafen Ernst. Trotz der verhältnißmäßig langen Dauer seiner Amtsthätigkeit, sind wir über diese nur wenig unterrichtet.

Anfangs stand L., wie sein Vater, auf der Seite des Königs Heinrich IV., entzweite sich aber mit demselben auf einer Zusammenkunft in Regensburg (Pfingsten 1078) und trat wahrscheinlich mit dem Gegenkönige Rudolf und mit dem Könige Ladislaus von Ungarn gegen ihn in Verbindung. Da wurde er (1079) von Heinrich IV. bekriegt und gezwungen, seinem Bunde mit Ungarn und Rudolf zu entsagen. Als aber der aus seinem Sprengel vertriebene Bischof Altmann von Passau in die Ostmark kam (1081), trat L. neuerdings von dem seither abermals in den Bann verfallenen König Heinrich zur päpstlichen Partei über, ein Entschluß, den er auf einer Landesversammlung zu Tuln seinen Großen feierlich bekannt gab. L. führte zunächst Altmann nach Passau zurück und vereinigte sich sodann mit dem neuen Gegenkönige Hermann von Luxemburg, als dieser nach dem Siege bei Hochstädt Augsburg (jedoch vergeblich) belagerte. Auf dem Rückzuge traf L. zu Passau mit dem Bischofe Altmann zusammen, der ihm die Schutzvogtei über die in der Ostmark gelegenen Güter des Nicolausklosters zu Passau übertrug (30. Septbr. 1081). Dagegen erklärte Heinrich IV. L. seiner Mark für verlustig und verlieh sie seinem treuen Anhänger, dem Herzoge Wratislav von Böhmen. Dieser fiel (1082) mit einem großen Heere in die Ostmark ein und schlug L. bei Mailberg (12. Mai) aufs Haupt. Zwar beruht die Nachricht von dem hierauf erfolgten glänzenden Siege der Oesterreicher unter Anführung des Azzo von Gobatsburg, dem Ahnherrn der Kuenringer, auf einer späteren, unglaubwürdigen Ueberlieferung; aber Thatsache ist, daß sich der Böhmenherzog trotz seines Sieges in der Ostmark nicht dauernd festzusetzen vermochte. Daher zog Heinrich IV. (1084) abermals persönlich gegen L. ins Feld, der sich ohne Kampf unterworfen, dafür aber auch seine Mark zurückerhalten zu haben scheint. Dennoch hat dies an der kirchlichen Stellung Leopolds nichts geändert. Nur unter dem Schutze, den ihm L. angedeihen ließ, konnte Altmann von Passau an die Gründung des Klosters Göttweih und an die Reform der Klöster zu St. Pölten und Melk schreiten, welch letzteres (1089) in ein Benedictinerstift verwandelt wurde. L. starb am 12. Decbr. 1096. Mit ihm schied nach den Worten des Chronisten Bernold, der treueste Anhänger des Stuhles Petri aus dem Leben. L. war mit Ida, einer Frau aus unbekanntem Geschlechte vermählt, welche auf einem Kreuzzuge (1101) ihr Ende fand. Als seine Kinder werden angeführt: sein Nachfolger Leopold III. und die Töchter Elisabeth, Gemahlin Ottokars VI. von Steiermark, Gerberga, Gemahlin Bořivoj's von Böhmen, Ida, Gemahlin des Lutold von Znaim, Euphemia, Gemahlin des Grafen Konrad von Peilstein und Sophie, Gemahlin des Herzogs Heinrich von Kärnten, später des Grafen Sighard II. von Burghausen und Schala. Bloße Vermuthung ist es, wenn auch Justitia, die Gemahlin des Grafen Otto von Wolfrathshausen, als Tochter Leopolds bezeichnet wird. Eine siebente Tochter Leopolds, Richardis, wird nur in sehr späten Quellen erwähnt.

Meiller, Regesten der Babenberger. — W. v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, III. 1. — Fr. M. Mayer, Die östlichen Alpenländer im Investiturstreite. v. Zeißberg.

Leopold (Liutpold) III. (IV.), der Heilige, Markgraf von Oesterreich, aus dem Hause Babenberg (1096—1136), Sohn und Nachfolger Leopolds II. (III.), folgte seinem Vater, obgleich dieser der päpstlichen Partei angehörte, da sich der Kaiser damals in Italien befand, ungehindert im Besitze der Mark. Auch stellte sich der junge Markgraf freundlicher als sein Vater zu Heinrich IV., mit welchem er zu Regensburg (1099) zusammentraf. Ebenso näherte sich L. dem Böhmenfürsten Bretislaw, der seinem Bruder Bořivoj Gerberga, die Schwester Leopolds vermählte (1100). Als Heinrich V. sich gegen seinen Vater, den alten Kaiser, auflehnte, leisteten dem letzteren der Markgraf L. und sein Schwager, der

Böhmenherzog Borivoj, Zuzug. Aber beide fielen, wie es scheint, noch zu Regensburg zu Heinrich V. ab, mit dessen Schwester Agnes, der Wittwe des Herzogs Friedrich I. von Schwaben († 1105), aus dem staufischen Hause, sich L. bald darnach (1106) vermählte. Als Heinrich V. (1108) gegen König Koloman von Ungarn zu Felde zog, traf er zu Tuln mit seinem neuen Schwager L. zusammen, der sich dem Feldzuge anschloß und auch in der Folge in guten Beziehungen zu dem Reichsoberhaupte stand. Wiederholt treffen wir ihn am kaiserlichen Hoflager, so 1112 (Juli) und 1114 (Januar) zu Mainz, 1121 (März) zu Regensburg. Mit Ausnahme mehrerer Einfälle der Ungarn in die Mark, die, mit einander verbündet, L. und Herzog Wladislav von Böhmen (1119) ihrerseits durch Einnahme und Zerstörung der Eisenburg vergalten, nahm die fernere Regierung des Markgrafen einen friedlichen Verlauf. Um so segensreicher war die Thätigkeit, die derselbe im Innern seines Landes entfalten konnte. Hier knüpfen sich vor allem zwei bedeutsame Klostergründungen an seinen Namen. L. verlegte die Residenz auf den Kalenberg, auf dem er sich eine Burg erbaute und zu dessen Füßen er das Chorherrenstift Kloster-Neuburg gründete. (Sage von der Markgräfin Schleier.) Der erste Propst hieß Otto. Nach dessen Tode bestimmte L. seinen eigenen Sohn Otto zum Nachfolger, sandte ihn aber zuvor zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung mit einem Gefolge edler Jünglinge nach Paris. Als aber dieser zu Morimond in den Cistercienserorden trat, übertrug L. auf den Rath des Erzbischofs von Salzburg und der Bischöfe von Passau und Gurk, die er deshalb zu sich beschied, dem Propst von Chiemsee, Hartmann, später Bischof von Brixen, die Leitung seiner Stiftung, die er reichlich mit Gütern bedachte, wie er denn u. a. von dem Stifte St. Nicolaus zu Passau gegen jährliche zollfreie Einfuhr eines Schiffes nebst einem Missale eine vollständige Bibel in drei Foliobänden erwarb, von denen sich einer (der zweite) noch gegenwärtig im Besitze des Stiftes befindet. 1136 wurde die Kirche des Stiftes Kloster-Neuburg eingeweiht. Auf Antrieb seines Sohnes, des gelehrten Abtes von Morimond und späteren Bischofs von Freising, Otto, gründete (1136) L. auch das erste Cistercienserkloster in Oesterreich am Sattelbach, Heiligenkreuz genannt, nach einer Kreuzespartikel, die einst Otto von einer Reise mit sich brachte. Die ersten Mönche kamen aus Morimond. Der Bau der Kirche wurde noch unter L. begonnen. Auch ist L. neben den Brüdern von Schwarzenburg-Nöstach als Gründer des Benedictinerklosters (Klein) Maria Zell (nicht zu verwechseln mit dem bekannten Wallfahrtsorte Maria Zell in Steiermark) in Niederösterreich zu betrachten. Nach außen hin genoß der Markgraf ein solches Ansehen, daß er nach dem Tode Heinrichs V. bei der zu Mainz stattfindenden Wahl von der zu diesem Behufe eingesetzten Commission neben Herzog Friedrich II. von Schwaben und Herzog Lothar von Sachsen als Throncandidat aufgestellt wurde. Indeß erklärte L. alsbald, daß er eine etwa auf ihn fallende Wahl nicht annehmen werde, wobei er sich auf die große Zahl seiner Söhne, deren Ehrgeiz leicht zur Zwietracht im Reiche führen könnte und auf sein hohes Alter berief; vielmehr versicherte er auf die Anfrage des Erzbischofs von Mainz, seinen Gehorsam dem künftigen Herrscher und erbot sich zu einem Eide, daß er weder die Krone wünsche, noch ihrem künftigen Träger entgegen sein werde. Dieselbe Erklärung wiederholte L. in der Vollversammlung der Fürsten, in welcher sodann Lothar zum König ausgerufen wurde. Im Herbste des J. 1125 wohnte L. dem Reichstage bei, welchen Lothar zu Regensburg abhielt. Damals wurde der Beschluß gefaßt, den staufischen Brüdern einen Theil der salischen Erbschaft zu entziehen. Wol aus diesem Grunde scheint sich L., ihr Stiefvater, fortan von Lothar ferngehalten zu haben. Wenigstens erscheint er in der Folge nicht mehr in dessen Umgebung; ja 1133 leistete er sogar seinem Verwandten, dem

Grafen Otto von Wolfrathshausen, Neffen des Bischofs Heinrich von Regensburg, gegen des Kaisers Schwiegersohn, Heinrich den Stolzen, Herzog von Baiern, bewaffnete Hülfe. Durch den im J. 1131 erfolgten Tod König Stefans II. von Ungarn und den darauf eintretenden Thronstreit wurde auch Oesterreich in Mitleidenschaft gezogen. Denn Leopolds Sohn Adalbert war mit einer Schwester Belas des Blinden vermählt, welchem der Prinz Boris als Prätendent um die ungarische Krone gegenüber stand. Adalbert zog seinem Schwager gegen Boris und dessen Verbündeten, den Herzog Boleslav III. von Polen zu Hülfe, und sein Erscheinen gab zu Gunsten Bela's den Ausschlag. Am 15. Nov. 1136 starb L. Er wurde zu Kloster-Neuburg, in seiner Stiftung, begraben. Seine Gemahlin Agnes, die Mutter der staufischen Brüder Friedrich und Konrad (des späteren Königs), hatte ihm 18 Kinder geboren, von welchen ihn 11 überlebten: nämlich den eben genannten Adalbert, Heinrich (später als II. Markgraf, dann Herzog von Oesterreich), Leopold (IV. resp. V.), Ernst, Otto (Bischof von Freising) und Konrad (später Bischof von Passau, dann Erzbischof von Salzburg) und die Töchter Bertha, Gemahlin des Burggrafen Heinrich von Regensburg, Agnes, Gemahlin Herzog Wladislavs II. von Polen, Stammmutter der schlesischen Piasten, Gertrud, Gemahlin Wladislaws II., Herzogs, dann Königs von Böhmen, Elisabeth, Gemahlin Hermanns von Winzenberg, Landgrafen von Thüringen, und Judith, Gemahlin des Markgrafen Wilhelm von Montferrat. Trotzdem scheint das Familienleben Leopolds nicht das Bild ungetrübten Glückes dargeboten zu haben. Auf tiefer gehende Zerwürfnisse unter seinen Söhnen deutet schon die oben citirte von L. ausgesprochene Befürchtung, durch welche er die eventuelle Ablehnung der deutschen Krone motivirte. Ebenso läßt sich vielleicht eine Stelle im Stiftungsbrief von Maria Zell deuten. Auch weist darauf die Bevorzugung des Sohnes L. auf Kosten Heinrichs, des ältern aber „minder beliebten“ und der Hader hin, welcher nach dem Tode des Vaters zwischen den Söhnen Adalbert und Leopold entbrannte. Dagegen hat ihm sein Sohn Otto ein treues Andenken bewahrt; er nennt ihn in seiner Chronik „durch und durch Christ, Vater des Clerus und der Armen“. In der That scheint dies der durchgreifende Zug seines Wesens zu sein. Daher wurde L. schon von den Zeitgenossen der „Fromme“ (pius) genannt und 1484 von Papst Innocenz III. unter die Heiligen versetzt.

Meiller, Regesten der Babenberger. — W. v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, III. IV. — Riezler, Geschichte Baierns, I. — Fr. M. Mayer, Die östl. Alpenländer und der Investiturstreit. — W. Bernhardi, Lothar von Supplinburg. — Ambros Heller, Beiträge zur Kulturgeschichte Niederösterreichs in der Zeit Leopold des Heiligen (Blätter des V. f. Landesk. von Niederösterreich, IV.). — A. Huber, in den Mittheilungen des Inst. f. österr. Geschichtsforsch., II. 382. Ueber die Gründung von Kloster-Neuburg: M. Fischer, Geschichte von Kloster-Neuburg; über der Markgräfin Schleier: Pfeiffer, Germania, N. R. I. (13. Jahrg.: Hieb u. Wurf als Rechtssymbole in der Sage).

v. Zeißberg.

Leopold IV. (V.), Markgraf von Oesterreich (1136—41), der drittgeborene Sohn des Markgrafen Leopold III. (IV.) des Heiligen, folgte vermuthlich auf Wunsch seines Vaters, dessen Liebling er war, diesem, mit Uebergehung zweier älterer Brüder (Adalbert und Heinrich) in der Mark. Ein vielleicht dadurch veranlaßtes Zerwürfniß Leopolds mit seinem Bruder Adalbert wurde durch die Mutter Agnes beigelegt. Auch starb Adalbert bald darnach. L. erschien auf dem Reichstage zu Bamberg (Pfingsten 1137), um dem Könige Konrad III., seinem Halbbruder, die Huldigung zu leisten und die Belehnung zu empfangen. 1139 entzog dieser Heinrich dem Stolzen das Herzogthum Baiern

und übertrug dasselbe (vermuthlich im Frühjahr) dem Markgrafen von Oesterreich. Der neue Herzog nahm sodann an dem Feldzuge des Königs nach Sachsen Theil. Doch kam es damals zu keinem Kampfe. Vielmehr kehrte L. in sein Herzogthum zurück, in welchem er sich, gestützt auf seine eigene Macht und jene seines Bruders, des Bischofs Otto von Freising, sowie begünstigt durch den unerwarteten Tod Heinrichs des Stolzen zu befestigen suchte. Regensburg, die alte Landeshauptstadt, und die baierischen Großen unterwarfen sich. Mit bewaffneten Schaaren zog L. durch das Land und hielt dann auf dem Lechfelde bei Augsburg drei Tage als Landesherzog Gericht. Erst als sich im folgenden Jahre (1140) Heinrichs des Stolzen Bruder Welf im oberen Deutschland wieder regte, erhob sich in Baiern der bisher zurückgehaltene Widerstand gegen den aufgedrungenen Herzog. Die Führer dieser Opposition waren zwei Brüder aus dem Hause Scheiern, die Grafen Gebhard und Konrad von Vallei. Als sie L. in ihrer alten Stammburg über dem Mangfallthale belagerte, erschien plötzlich Welf mit zahlreichen Rittern zu ihrem Beistand und trieb den Herzog nach heißem Kampfe (13. August) in die Flucht. Zwar wurde bald darnach Welf selbst, als er auch das von König Konrad bedrängte Weinsberg zu entsetzen suchte, aufs Haupt geschlagen; dagegen brach zu Anfang des J. 1141 in Regensburg ein Aufstand gegen L. aus, als er gerade in der Stadt einen Gerichtstag hielt. Es kam zum Straßenkampf, ein Theil der Stadt wurde in Brand gesteckt, und nur mit Mühe entkam der Herzog aus den Thoren. Erst als L. ein Heer sammelte, die Umgegend verwüstete und endlich ein Lager bei der Stadt selbst aufschlug, unterwarf sich die Bürgerschaft von neuem. Im Sommer brach L. mit einem Heere auf, um die Niederlage von Vallei zu rächen. Er zog bis an den Lech, brach dort die Burgen einiger Widersacher, verheerte die Umgegend und trat sodann durch das bischöflich freisingische Gebiet, das bei dieser Gelegenheit ebenfalls schweren Schaden litt, den Rückzug an. Bald darnach (18. October 1141) starb L. in der ersten Manneskraft zu Nieder-Altaich, ohne von seiner Gemahlin Maria, Tochter des Herzogs Sobieslav von Böhmen, Nachkommen zu hinterlassen.

Meiller, Regesten zur Geschichte der Babenberger. — W. v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, 4. Bd. — W. Bernhardi, Lothar von Supplinburg, 618, Anm. 67. — Riezler, Geschichte Baierns, I. — Ambros Heller, Die Ostmark unter Leopold dem Freigebigen (Blätter des Vereins f. Landeskunde von Niederösterreich, IX. Jahrg.). — A. Huber, in den Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichte, II. 382.

v. Zeißberg.

Leopold V. (VI.), Herzog von Oesterreich (1177—94), Sohn Herzog Heinrichs (II.) Jasomirgott, wurde 1157 geboren, zu Pfingsten des J. 1174 gleich seinem Bruder Heinrich mit dem Schwerte umgürtet und mit Helena, der Schwester König Bela's III. von Ungarn vermählt. 1176 nahm er mit seinem Bruder an den Kämpfen gegen Böhmen Theil, 1177 folgte er seinem Vater in der Regierung Oesterreichs, und begab sich nach Italien, um sich, obgleich schon bei Lebzeiten des Vaters (1174) zu Regensburg vom Kaiser belehnt, zu Candelare (24. Februar) die Belehnung erneuern zu lassen. An dem damals entbrannten Kampfe zwischen den Premysliden Friedrich und Sobieslav II. nahm L. für den ersteren Theil und erlangte dafür die Beilegung eines langwierigen Grenzstreites mit Böhmen, den der Kaiser (1179) zu Eger entschied. 1181 wohnte er dem Reichstage zu Erfurt bei, wo sein Sohn Friedrich mit Oesterreich belehnt wurde. Im Januar oder Februar 1182 brach L. mit dem Abte Ulrich III. von Göttweig nach dem hl. Lande auf. Er zog über Ungarn und

Constantinopel und wurde von dem Könige Bela von Ungarn und dem Kaiser Alexius ehrenvoll behandelt. Abt Ulrich starb bei Akkon, während der Herzog zu Weihnachten desselben Jahres mit einem Stücke des hl. Kreuzes und einem goldenen geweihten Becher (aus Ulrichs Vermächtniß) über Apulien heimkehrte. Bald darnach begannen die wichtigen Verhandlungen Leopolds mit seinem Verwandten, dem unheilbar erkrankten und kinderlosen Traungauer Ottokar VIII., dem ersten Herzoge von Steiermark, welche zur Erwerbung dieses Landes durch die Babenberger führten. Wir sind über dieselben leider nicht näher unterrichtet. Jedenfalls müssen nach zwei Richtungen hin Verhandlungen stattgefunden haben, zwischen den Herzogen selbst und zwischen diesen und dem Kaiser, abgesehen davon, daß auch die Ministerialen der Steiermark ein Wort mitzusprechen hatten. Die ursprüngliche Absicht Ottokars ging dahin, sein Land an Herzog L. zu verkaufen. Später kam man jedoch davon ab. Wir treffen Herzog L. auf dem glänzenden Hoftage zu Mainz (1184). Er erscheint hier als Zeuge in einem Schutzbriefe des Kaisers für das steierische Kloster Admont. Dies und die gleichzeitige Anwesenheit zweier steierischer Ministerialen in Mainz, von denen der eine Leutwin von Sonnberg sich auch unter jenen Männern befand, welche der Herzog Ottokar (unbekannt, wann) zu einer Besprechung nach Fischau einlud, als er damit umging, wegen seines Landes mit L. zu verhandeln, dürfte nicht ein zufälliges Zusammentreffen sein. Auch im Mai 1185 treffen wir Herzog L. zu Mailand und Crema im Lager des Kaisers. 1186 endlich stellte Ottokar die berühmte St. Georgenberger Urkunde aus, in welcher er den Herzog L. und dessen Sohn Friedrich zu Erben seines Landes einsetzte und zugleich bestimmte, daß die beiden Herzogthümer Oesterreich und Steiermark immer unter einem Herrscher vereint bleiben sollten, jedoch unter Wahrung der Rechte und Freiheiten der steierischen Landesangehörigen. 1187 erhielt L. in Regensburg die Belehnung mit Steiermark durch den Kaiser. Doch gelangte L. nicht ohne Kampf in den Besitz der schönen Erwerbung. Es entstanden Grenzstreitigkeiten mit König Bela III. von Ungarn, welche den Herzog L. trotz des eindringlichen Schreibens, das der Vorsteher der Hospitaliter in Jerusalem Hermenger an ihn gerichtet hatte und nachdem der Kaiser jenen Zwist vergeblich beizulegen versucht hatte, hinderten, dem Zuge seines Herzens zu folgen und sich dem großen Kreuzheere (1189) anzuschließen. Doch wird er unter denjenigen Fürsten genannt, welche sich zu Nürnberg den griechischen Gesandten für die Lauterkeit der Absichten des Kaisers verbürgten. Auch bereitete er in Wien dem Kaiser und dem Kreuzheere die gastlichste Aufnahme und widmete eine bedeutende Geldsumme für das Unternehmen. Er beobachtete aus der Ferne den Verlauf des Kreuzzuges mit der größten Spannung. Von Philippopel richtete Bischof Diepold von Passau ein Schreiben an ihn über die bisherigen Ergebnisse der Kreuzfahrt und bald darauf langte ein Schreiben vom Kaiser aus Adrianopel an, worin der Herzog angegangen wird, Briefe an den Papst zu befördern, indem Friedrich überzeugt ist, „daß kein anderer Mann tauglicher ist, als der Herzog, einen derartigen Auftrag auszuführen". Als aber die Kunde von dem Ableben des Kaisers eintraf und neue Schaaren sich zum Zuge rüsteten, nahm auch L. das Kreuz und obgleich König Heinrich VI. zu seinem ersten Zuge nach Italien die Reichsvasallen und vorzüglich auch unsern Herzog aufbot, zog es L. doch vor, „lieber dem ewigen als dem zeitlichen Könige seine Dienste anzubieten". Am 15. Aug. 1190 brach er von Wien mit einem ziemlich zahlreichen Gefolge — darunter seinem Bruder Heinrich I. von Medling — nach Venedig auf. Auf der Ueberfahrt nöthigten ihn die Herbststürme, in Zara zu landen und daselbst zu überwintern. Hier sammelten sich auch andere Kreuzfahrer, die dasselbe Loos getroffen hatte. Mit diesen segelte L. im nächsten Frühjahr nach Palästina

hinüber. Hier soll er sich in einem Gefecht bei Sidon ausgezeichnet haben und nahm er an den letzten Entscheidungskämpfen bei der Belagerung von Akkon Theil. Hierbei zerfiel er mit König Richard Löwenherz, der ihn mehrfach beleidigte und das herzogliche Banner schmählich beschimpfte. Wahrscheinlich verließ in Folge dessen L. bald darnach das hl. Land. Am 10. Januar 1192 treffen wir ihn bei Kaiser Heinrich zu Regensburg, wo er vermuthlich über König Richard Klage führte, dem er nicht nur wegen jener persönlichen Beleidigung zürnte, sondern auch wegen der Gefangennehmung seines Verwandten, des Kaisers Isaak von Cypern, und wegen der Ermordung des ihm ebenfalls verwandten Markgrafen von Montferrat, einer That, deren Anstiftung man Richard vielfach beschuldigte. Am 9. Mai 1192 starb Herzog Ottokar von Steiermark; schon am 24. Mai empfingen L. und sein Sohn Friedrich zu Worms die kaiserliche Belehnung mit diesem Herzogthum. Den Rest des Jahres füllte eine erbitterte Fehde des Herzogs mit den Grafen von Ortenburg aus, wobei besonders das Kloster Osterhofen durch ihn Schaden litt. Zu Ende des Jahres nahm er den englischen König Richard, der auf der Heimkehr vom Kreuzzuge bei Aquileja Schiffbruch gelitten hatte, sich als Kaufmann verkleidet durch das österreichische Gebiet schleichen wollte, aber unfern Wien erkannt wurde, als Reichsfeind gefangen, ließ ihn auf Dürenstein an der Donau in strenge doch ehrenvolle Haft bringen, und lieferte ihn endlich (1193) auf Grund des Würzburger Vertrages gegen die Hälfte des Lösegeldes von 100,000 Mark Silber, welches der Kaiser verlangte, zu Speyer an diesen aus. Jene 50,000 Mark Silber wurden als Ausstattung für Richards Nichte Eleonore bestimmt, die einem von Leopolds Söhnen zur Ehe gegeben werden sollte. Auch mußte König Richard geloben, daß er den Kaiser von Cypern und dessen Tochter an Herzog L. ausliefern werde und für die Erfüllung des Vertrages sich durch Stellung von Geiseln verbürgen. Wol verhängte der Papst über L. und dessen Länder den Bann; doch dieser bestand auf der Erfüllung des Vertrages, als sein plötzlicher Tod dazwischen trat. Bei einem Turnier zu Graz stürzte sein Pferd und er brach den Fuß; der halbe Unterschenkel mußte ihm abgenommen werden, dennoch wurde sein Tod unvermeidlich. Der Pfarrer von Hartberg, Ulrich, war der erste, der ihm geistlichen Beistand leistete. Bald kam auch der Erzbischof von Salzburg, zu welchem man eiligst geschickt hatte. Er fand den Herzog im härenen Mönchskleide, bereit, die Freilassung der Geiseln und Rückzahlung des bereits empfangenen Geldes zu geloben. Erst nach diesen Versprechungen, die auch seinen Nachfolger binden sollten, reichte der Erzbischof dem Büßer das Sacrament. L. starb am 31. Decbr. 1194 und wurde zu Heiligenkreuz begraben. Sterbend ordnete er noch an, daß ihm sein älterer Sohn Friedrich in Oesterreich, sein jüngerer Leopold in Steiermark folgen sollte, ohne daß ersichtlich ist, was ihn zu dieser Verfügung bestimmte, die mit der oben erwähnten Georgenberger Urkunde in Widerspruch stand und anfänglich auch nicht in Leopolds Absicht gelegen zu haben scheint.

Die Urkunden verzeichnet bei Meiller, Regesten zur Geschichte der Babenberger; die verschiedenen österr. Annalen, besonders die Zwetler und Ansbert; Hülfsschriften: über die Erwerbung der Steiermark: Zahn in dem Jahresber. des steiermärk. Landesarchivs, 1876. Krones, Vorarbeiten zur Quellenkunde des Landtagswes. der Steiermark in Beitr. z. K. steir. Geschq. Bd. II; über das Zerwürfniß mit Richard Löwenherz: Albert Jäger, Ueber die Gründe der Gefangennehmung d. Königs Richard von England durch d. Herzog Leopold VI. von Oesterreich. Oesterr. Gymnas.ztschr., VII. Jahrg. 1856 (welcher annimmt, daß nie ein Zerwürfniß stattgefunden habe, daß L. lediglich aus Gefälligkeit für den Kaiser, um den Preis des Herzogthums Steiermark Richard

gefangen genommen und ausgeliefert habe). S. dagegen alle folgenden Schriften: E. Lohmeyer, De Richardo I. Angliae rege cum in Sicilia commorante, tum in Germania detento. Regimonti 1857. P. Wallnöfer, Der Antheil des Babenbergers Leopold V. an dem sogen. dritten Kreuzzuge mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses, in dem Leopold zu dem englischen Könige Richard stand (Progr. des kath. Staatsgymn. in Teschen, 1861). Th. Toeche, Kaiser Heinrich VI., besonders Beil. 7. v. Zeißberg.

Leopold VI. (VII.), 1195—98 Herzog von Steiermark, 1198—1230 auch von Oesterreich, war der jüngere Sohn Herzog Leopolds V. (VI.) und der ungarischen Prinzessin Helena und Bruder Herzog Friedrichs I. von Oesterreich. Seine Erziehung scheint für jene Zeit eine sorgfältige gewesen zu sein. Als sein Lehrer wird Ulrich, der Bischof von Passau genannt. Noch vor dem Tode seines Vaters im jugendlichsten Alter machte er den Zug Kaiser Heinrichs VI. nach Italien mit (1194) und that sich auf demselben durch Tapferkeit hervor, obgleich er noch nicht die Schwertleite empfangen hatte. Nach dem Tode seines Vaters trat er die Verwaltung des Herzogthums Steiermark an, wie es scheint, unabhängig von seinem Bruder Friedrich, dem als dem älteren von beiden Oesterreich zufiel. Während der Abwesenheit seines Bruders auf einem Kreuzzuge regierte L. auch Oesterreich und gelangte durch dessen Tod auf der Kreuzfahrt auch in den Besitz dieses Herzogthums. Bei der Wahl König Philipps war er nicht zugegen, schloß sich aber 1198 demselben an. Wir finden in der nächsten Zeit Herzog L. in den Thronstreit, der zwischen König Emerich von Ungarn und dessen Bruder Andreas ausgebrochen war, zu Gunsten des letzteren verflochten. Erst 1200 legte der Cardinal-Erzbischof Konrad von Mainz diese Fehde bei. In seiner Gegenwart und im Beisein des neugewählten Erzbischofs Eberhard von Salzburg, sowie vieler anderer Fürsten wurde damals — zu Pfingsten des J. 1200 — in der Schottenkirche zu Wien Herzog L. die Schwertleite zu Theil und zur Feier dieses Festes ein solcher Aufwand gemacht, daß der anwesende Walther von der Vogelweide meinte, L. habe so viel gegeben, „als ob er nicht länger wollte leben". Anfangs mit einer Tochter Přemysl Otokars I. von Böhmen verlobt, löste L. aus unbekannten Gründen diese Verbindung auf und feierte 1203 zu Wien seine Hochzeit mit der griechischen Prinzessin Theodora, einer Nichte der Gemahlin König Philipps, worin wol nicht „ein Schachzug gegen des letzteren byzantinische Politik", sondern vielmehr ein Beweis dafür zu erblicken sein wird, daß L. trotz der Gegenbemühungen des Papstes, sich immer enger an den Kaiser anschloß, wie dies u. a. auch seine ruhmvolle Theilnahme an dem Feldzuge König Philipps gegen Cöln und die dortigen Anhänger Otto's IV. im September 1205 beweist. Als im December 1204 König Emerich starb, vertrieb Andreas II. dessen Sohn, seinen Neffen Ladislaus und die Mutter des letzteren, die verwittwete Königin Constanze. Beide flohen nach Oesterreich, wo sich ihrer Herzog L. annahm. Ladislaus starb in Wien, Constanze ließ L. in ihre Heimath Aragonien geleiten. Nach Philipps Ermordung erkannte auch Herzog L. Otto IV. von Braunschweig als König an. Er fand sich zu Anfang des J. 1209 in Nürnberg bei demselben ein und wohnte auch dem glänzenden Hoftage zu Würzburg (Ende Mai) bei, wo sich Otto IV. mit der Stauferin Beatrix, der Tochter König Philipps, verlobte. Bei diesem feierlichen Acte fungirte der beredte Herzog von Oesterreich als Sprecher der Fürsten und neben dem Herzog von Baiern als Brautführer. Doch fiel L. später von Otto IV. ab und befand sich unter denjenigen, welche sich (September 1211) an der ersten Wahl Friedrichs II. zu Nürnberg betheiligten, trat aber im folgenden Jahre noch einmal auf Otto's Seite zurück. — Schon im J. 1208 hatte L. zu Kloster Neuburg mit vielen seiner Edlen

das Kreuz genommen. Der Papst Innocenz III. hatte ihm mittelst der Bulle vom 25. Februar 1208 durch den Prior Nicolaus v. Seitz das Kreuzeszeichen zugesandt. Doch verzögerte sich die Ausfahrt, da Herzog L. zum Beschützer seines Landes während seiner Abwesenheit den Markgrafen Dietrich von Meißen ersah und um sich auf diesen desto sicherer verlassen zu können, daran dachte, einen seiner Söhne mit einer Tochter desselben zu vermählen, wozu wegen naher Verwandtschaft die päpstliche Dispensation eingeholt werden mußte. Die projectirte Heirath kam jedoch nicht zu Stande. Erst 1225 wurde die Tochter Herzog Leopolds, Constanze, mit dem Sohne des Markgrafen Dietrich, Heinrich dem Erlauchten, vermählt. Auch trat Herzog L. erst im Herbst des J. 1212 die Kreuzfahrt an — aber zunächst nicht, wie er gelobt hatte, ins hl. Land, sondern nach Spanien, wo er jedoch erst nach der Einnahme von Calatrava eintraf. Von Spanien heimgekehrt, trat L. zu dem jungen Staufer, König Friedrich II. über, bei welchem er sich im Februar 1213 zu Regensburg aufhielt und sodann wieder im Juli zu Eger erscheint. Hierauf treffen wir ihn in Ungarn; er war zugegen, als die Königin Gertrude (von Meran), die Gemahlin Andreas' II., ermordet wurde (28. September 1213) und entging mit Mühe einem gleichen Schicksal. 1214 nahm L. an der Heerfahrt König Friedrichs II. gegen Otto IV. und seine Anhänger am Niederrhein Theil. Auch in den nächstfolgenden Jahren treffen wir ihn häufig am Hofe des Kaisers. Im J. 1217 trat der Herzog die so lange verzögerte Kreuzfahrt an, nachdem er noch zuvor die von ihm gegründete Cistercienserabtei Lilienfeld besucht und der Einweihung der vier ersten Altäre durch seinen einstigen Lehrer, Bischof Ulrich von Passau, in der Klosterkirche beigewohnt hatte. Er zog über Glemona in Friaul (7. Juli), wo wir den Erzbischof von Kalocsa bei ihm antreffen, wol im Auftrage seines Herrn, des Königs Andreas II. von Ungarn, der sich wie so viele andere Fürsten an diesem Zuge betheiligte. Ohne Aufenthalt segelte L. von Spalato ab und erreichte nach einer beispiellos schnellen Fahrt von nur 16 Tagen Akkon, während Andreas, wie es scheint, erst später eintraf. Neben dem Könige von Ungarn ragte unter den Kreuzfahrern L. durch besonderes und wohlbegründetes Ansehen hervor, zumal er fast der einzige Fürst war, der von dem ausschweifenden und brutalen Wesen der übrigen Kreuzfahrer eine rühmliche Ausnahme machte. Die ersten Unternehmungen — gegen Damascus, gegen die Burg auf dem Berge Tabor und gegen die Veste Beaufort scheiterten kläglich und König Andreas kehrte darnach in seine Heimath zurück. Erst nach der Ankunft neuer Pilgerschaaren wurde der ursprüngliche Plan eines Angriffs auf Damiette in Egypten wieder aufgenommen. Herzog L. that sich bei der Belagerung Damiette's, namentlich bei der Erstürmung des Kettenthurmes, durch Wunder der Tapferkeit hervor, verließ aber am 5. Mai 1219 Egypten, noch ehe sich die Stadt den Christen ergab. Jedenfalls hatte L. durch sein ebenso tapferes als würdevolles Wesen die Augen der Welt auf sich gelenkt. Es läßt sich deutlich erkennen, daß fortan sein Ansehen und sein Einfluß immer größer wurden. Besonders als Friedensvermittler bewährte er wiederholt seine diplomatische Begabung. So erscheint L. an dem Zustandekommen des Vertrages auf dem Berge Scac (2. Juli 1221), der den böhmischen Kirchenstreit beilegte, betheiligt. Als später (1224) König Andreas II. von Ungarn mit seinem erstgeborenen Sohne Bela zerfiel, sah sich L. vom Papste um Vermittelung angegangen, wozu er sich als Verwandter der byzantinischen Gemahlin des ungarischen Prinzen eignete. Und so wie er in diesen beiden Fällen das Vertrauen des Papstes genoß, so wurde L. auch vom Kaiser und anderen Fürsten geschätzt und umworben. So heirathete 1222 Herzog Albert von Sachsen die Tochter Leopolds, Agnes. Mit König Heinrich III. von England verhandelte L. über die Vermählung seiner Tochter.

1225 finden wir L. in Italien. Er war zugegen, als der Kaiser am 25. Juli zu S. Germano das Kreuzzugsgelübde erneuerte. Am 18. November fand zu Nürnberg die Hochzeit des jungen Königs Heinrich (VII.) mit Leopolds Tochter Margaretha, jene Heinrichs, des Sohnes Leopolds, mit Agnes, Schwester des Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen und die Verlobung Constanzens, der Tochter Leopolds mit des Markgrafen von Meißen Sohne (s. o.) statt. Doch wurde dieses dreifache Fest durch die Schreckenskunde von der Ermordung des Erzbischofs Engelbert von Köln, des Reichsverwesers, unterbrochen, worauf der Kaiser die Leitung seines Sohnes und die Reichsregierung unserem Herzoge übertrug. Zwar wurde diese Verfügung zu Gunsten des Herzogs Ludwig von Baiern bald wieder zurückgenommen, doch erscheint L. in den nächsten Jahren gewöhnlich am Hofe des jungen Königs. 1226 folgte er dem Rufe des Kaisers nach Italien, wo zu Ostern auf einem großen Reichstage zu Cremona über die Angelegenheiten des Reiches und über den Kreuzzug verhandelt werden sollte. Aber der Reichstag kam nicht zu Stande, weil die Lombarden die Ausgänge der Alpenpässe nach Italien besetzt hielten. Nur L. und einige sächsische Fürsten, die ihren Weg über Oesterreich genommen hatten, gelangten glücklich an ihr Ziel. Die Abwesenheit des Herzogs benutzten die Böhmen zu einem Einfalle in Oesterreich, der jedoch von dem durch L. mit der Obhut des Landes betrauten Heinrich I. (III.) von Kuenring glücklich zurückgewiesen wurde. Noch einmal (1230) eilte L. nach Italien zu dem Kaiser, um nebst anderen Fürsten zwischen diesem und dem Papste zu vermitteln. Dies gelang auch; doch starb der Herzog wenige Tage nach dem Frieden von S. Germano ebendaselbst am 28. Juli 1230 und wurde im Kloster Monte Cassino beigesetzt. Nur seine Gebeine wurden nach Lilienfeld zur Bestattung gebracht. L. war ohne Frage einer der hervorragendsten Fürsten seiner Zeit, einer der bedeutendsten Regenten von Oesterreich. Durch und durch Ritter im besten Sinne dieses Wortes, war er zugleich ein kluger Staatsmann, ein Meister der Rede und Freund und Gönner der höfischen Dichtkunst jener Zeit (Walther von der Vogelweide, Ulrich von Liechtenstein). Seine im ganzen friedliche Politik war doch auch auf Erwerbungen bedacht und förderte zugleich in hohem Grade die innere Entwickelung seiner Länder. Nach den bischöflich freisingischen Lehen, die er nach dem Tode des Markgrafen Heinrich von Istrien (1228) erwarb, konnte sich bereits sein Sohn den Titel eines „Herrn von Krain" beilegen. Er kaufte die Grafschaft Retz von der Wittwe des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, die Stadt Linz von dem Grafen von Haunsberg, die Stadt Wels von dem Bischof von Würzburg. Selbst in Tirol machte er bereits Erwerbungen. Ein Freund des Bürgerwesens, als welchen ihn auch die Sage (bei Enenkel) verherrlicht, verlieh er Enns (1212) und Wien (1221) ausgedehnte Stadtrechte. Flandrische Kaufleute in Wien erwarben 1208 ein Privilegium für ihre Genossenschaft. Besonders Wien blühte unter ihm empor, so daß er es, als er mit dem Papste Innocenz III. über die Errichtung eines Bisthums daselbst unterhandelte, als eine der vorzüglichsten Städte des Deutschen Reiches nach Köln bezeichnen konnte. Doch scheiterte der Plan der Errichtung eines Wiener Bisthums an dem Widerstande des Bischofs von Passau. Dagegen erbaute der Herzog eine neue Kirche (St. Michael) in der Stadt, nahe der neuen Burg, die er statt der früheren am „Hof" gelegenen an der Stelle, wo sich dieselbe (der Schweizerhof) heute noch befindet, errichtete. Auf Andringen seines Arztes und Vertrauten Meister Gerhard gründete er vor dem Kärntnerthor jenseits des Wienflusses gemeinschaftlich mit jenem nach dem Muster des in Rom bei der Kirche St. Maria de Sassia bestehenden Klosters ein Spital für die in Wien erkrankenden und hülflosen Fremden, dessen Leitung dem neuen Orden der

Brüder vom hl. Geiste übertragen wurde. Ebenso gründete der Herzog das schon erwähnte Kloster Lilienfeld und auch die Karthause Geirach, welche in Verfall gerathen war, stellte er von neuem her. Als Freund des Clerus gepriesen, war er zugleich ein strenggläubiger Sohn der Kirche, und da auch das Bürgerthum unter ihm gedieh und der Adel in Oesterreich und Steiermark unter ihm sich zu farbenprächtigem Glanz entfaltete, so ist es begreiflich, daß gar bald die Zeit kam, in der alle Stände auf seine Regierung, als auf eine Epoche entschwundenen Glückes zurückblickten und ihn als den Urheber alles guten Rechtes bezeichneten, und nicht mit Unrecht hat ihm die Nachwelt den Beinamen „der Glorreiche" beigelegt. Nur die Familienverhältnisse werfen einen Schatten auf das sonst so glanzvolle Bild seines Lebens. Von seinen Söhnen starb der älteste, Leopold (1216), in jungen Jahren, von seinen Töchtern Agnes 1225. Im J. 1226 empörte sich sein Sohn Heinrich gegen ihn und vertrieb die eigene Mutter Theodora aus Haimburg. Doch starb der ungerathene Sohn im J. 1228. Die Ehe Margarethas mit dem römischen König Heinrich war nicht glücklich. Unter diesen Umständen ruhten die Hoffnungen Leopolds fast einzig auf seinem jüngsten Sohne Friedrich, welcher auf des Vaters Antrieb aus unbekannten Gründen seine zweite Ehe mit einer Griechin, Tochter des Kaisers Theodor Laskaris löste, um sich mit Agnes, Tochter Otto's von Meran, zu vermählen. Allein der junge Herzog Friedrich erinnerte zwar in ritterlichem Gebahren an seinen Vater, aber es fehlte ihm jene Mäßigung, die diesem in hohem Grade eigen war und die errungenen Erfolge sicherte.

Meiller, Regesten. Die österr. Annalen. Die einschlägigen Werke von Winkelmann, Schirrmacher, Röhricht, Frieß (die Herren von Kuenring) u. dgl. Eine neue Monographie dieses Fürsten wäre höchst wünschenswerth.

v. Zeißberg.

Leopold I., Herzog von Oesterreich und Steiermark, wurde als dritter Sohn Albrechts I. von Oesterreich und der Elisabeth, Tochter Meinhards von Kärnthen, ungefähr im J. 1290 geboren. Nach der Ermordung seines Vaters (am 1. Mai 1308) übernahm er die Verwaltung der sogenannten Vorlande, d. h. der habsburgischen Stammlande und der übrigen österreichischen Besitzungen in Schwaben und im Elsaß. Zuerst allein, dann in Verbindung mit seinem älteren Bruder Friedrich führte er den Rachekrieg gegen die Mörder seines Vaters und ließ in mehreren eroberten Burgen auch die Besatzung wegen Unterstützung derselben hinrichten. Einem Vertrage gemäß, den die Habsburger im September 1309 mit dem neuen Könige Heinrich VII. geschlossen hatten, folgte L. diesem im November 1310 mit einer Kriegerschaar über die Alpen und zeichnete sich besonders bei der Niederwerfung des Aufstandes der Mailänder am 12. Februar 1311 aus. Er nahm dann noch im Sommer an der Belagerung von Brescia theil, erkrankte aber wie so Viele im Heere unter den Einflüssen der Sommerhitze und mußte in Folge dessen die Heimreise antreten. Nach dem frühzeitigen Tode Heinrichs VII. beschlossen die Herzöge von Oesterreich alles in Bewegung zu setzen, um dem Aeltesten von ihnen, Friedrich dem „Schönen", die Stimmen der Kurfürsten zu verschaffen. Denn das Verhalten Heinrichs hatte gezeigt, daß sie zu mächtig seien, um nicht jedem Könige aus einem anderen Hause Mißtrauen und Eifersucht einzuflößen. L. war es, der besonders die Unterhandlungen führte. Aber obwol die Habsburger Geld und Versprechungen nicht sparten, so gelang es doch nicht, alle Kurfürsten zu gewinnen. Nur von einem Theile derselben wurde Friedrich am 19. October 1314 zum Könige gewählt. In dem Kampfe um das Reich, der nun zwischen Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Baiern ausbrach, war L. Arm und Schwert des Hauses Habsburg. Er war so

gefürchtet, daß Ludwig der Baier jedem ernsten Kampfe auswich, wenn L. ihm gegenüber stand. Nur bei dem Versuche, die von Oesterreich abgefallenen Schwyzer wieder zu unterwerfen, erlitt L. am 15. November 1315 am Berge Morgarten eine entscheidende Niederlage. Während der Schlacht bei Mühldorf am 28. September 1322, in der die Oesterreicher geschlagen und Friedrich der Schöne mit seinem Bruder Heinrich gefangen wurde, stand L. noch mehrere Tagmärsche entfernt, weil die von Friedrich an ihn gesendeten Boten durch die Mönche des Klosters Fürstenfeld abgefangen worden waren und er beim Mangel an Nachrichten sich zu lange mit der Verwüstung des Gebietes des Grafen von Montfort aufgehalten hatte. Um die Befreiung seines Bruders zu erlangen, knüpfte L. Unterhandlungen mit Ludwig dem Baier an und lieferte diesem auf dessen Verlangen vor Allem die Reichsinsignien aus. Als aber Ludwig neue Forderungen stellte, brach L. unwillig die Verhandlungen ab und rüstete sich neuerdings zum Kampfe. Dem Durste nach Rache jede andere Rücksicht opfernd ließ er sich sogar durch die Versprechungen des französischen Königs Karl IV., der selbst nach der deutschen Krone strebte, födern und gelobte bei einer Zusammenkunft mit demselben im Juli 1324 gegen hohe Subsidien seinen ganzen Einfluß zu Gunsten der Erhebung desselben geltend zu machen und ihm mit allen Kräften gegen Ludwig den Baier Beistand zu leisten. Selbst gegen seine eigenen Brüder wollte er mit Waffengewalt einschreiten, wenn sie sich der Wahl Karls widersetzten. Zwar scheiterten die Bemühungen Leopolds zu Gunsten des französischen Königs, obwol auch der Papst sie unterstützte. Allein trotzdem verschlimmerte sich die Lage Ludwigs, da er auch vom Papste gebannt und des Reiches verlustig erklärt worden war. Den schwersten Stoß erlitt sein Ansehen, als er im Januar 1325 aus Furcht vor L., der mit Truppen heraneilte, die Belagerung von Burgau aufhob und bei Nacht sich in sein Land zurückzog. Nur dadurch glaubte er seiner Sache noch aufhelfen zu können, daß er mit dem gefangenen Friedrich sich aussöhnte und diesen im Frühjahr 1325 gegen Verzichtleistung auf die Krone in Freiheit setzte. L., dessen Lage sich in letzter Zeit theilweise unter Mitwirkung des Papstes bedeutend gebessert hatte, erkannte aber diesen Vertrag nicht an und nahm auch fortan eine feindselige Haltung gegen Ludwig ein. Erst als dieser mit Friedrich einen neuen Vertrag schloß, nach welchem beide das Reich gemeinsam besitzen sollten, trat auch L. ihm näher. Doch wurde dieser schon am 28. Februar 1326 im besten Mannesalter vom Tode hinweggerafft und dadurch Friedrich der Schöne seiner kräftigsten Stütze beraubt.

Böhmer, Additamentum secundum ad Regesta imperii 1246—1313, S. 509—519: „Lupolt, Herzog von Oesterreich". J. E. Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde (Reichsgeschichte), 4. Bd. 2. Abth. und 5. Bd. 1. Abth.

A. Huber.

Leopold III., Herzog von Oesterreich, Steiermark und Kärnthen, wurde als der vierte Sohn Albrechts II. und der Johanna Gräfin von Pfirt im J. 1351 geboren. Da er ebenso wie seine Brüder Friedrich und Albrecht beim Tode seines Vaters (20. Juli 1358) noch minderjährig war, so führte zunächst Albrechts II. ältester Sohn Rudolf IV. allein die Regierung der österreichischen Länder. Rudolf strebte überhaupt statt des bisherigen gemeinschaftlichen Besitzes aller Glieder des herzoglichen Hauses die Alleinherrschaft des Aeltesten zur Anerkennung zu bringen. Erst im November 1364, als Albrecht III. mit 14 Jahren das Alter der Volljährigkeit erreicht hatte und L. sich diesem näherte (Friedrich war 1362 gestorben), schloß Rudolf mit ihnen einen Familienvertrag, wornach alle ihre Länder und Herrschaften ungetheilt lassen und gemeinsam besitzen, aber doch dem Aeltesten wesentliche Vorrechte eingeräumt werden sollten. Diesem Abkommen entsprechend nahm bei Rudolfs IV. frühem Tode

am 27. Juli 1365 Albrecht III. die oberste Regierung in die Hand, während dem Thätigkeitsdrange Leopolds später dadurch Rechnung getragen ward, daß ihm, wie herkömmlich dem Zweitältesten des Hauses, vom Jahre 1368 an gewöhnlich die Verwaltung der Vorlande und auch die des neu erworbenen Tirol anvertraut wurde. L. stand zunächst zu Albrecht in einem ähnlichen Verhältniß wie einst Leopold I. zu seinem Bruder Friedrich. Kampflustig wie er war, führte meistens er die Kriege, in die Oesterreich damals verwickelt wurde, 1368 den Kampf in Tirol gegen die unvermuthet in das Land eingedrungenen Baiern, 1369 einen solchen mit dem Grafen von Mömpelgard, 1376 mit Venedig, gegen welches die Herzoge mit Franz von Carrara, dem Herrn von Padua, für die Abtretung von Feltre und Belluno mit Val Sugana ein Bündniß geschlossen hatten. Dessenungeachtet ward L. nach und nach mit seiner Stellung unzufrieden. Ehrgeizig und prachtliebend und daher wol oft in Geldverlegenheit fühlte er sich durch die Unterordnung unter seinen Bruder gehemmt und strebte diesem in Beziehung auf Rechte und Einkünfte gleichgestellt zu werden, wenn nicht, wie das in anderen Fürstenhäusern damals Regel war, eine förmliche Ländertheilung durchzusetzen. Da Albrecht solchen Forderungen durch Hinweisung auf das Herkommen in Oesterreich entgegentrat, so drohte im J. 1372 sogar ein Krieg zwischen beiden Brüdern auszubrechen. Albrecht gab endlich wenigstens theilweise nach und schloß am 25. Juli 1373 mit L. einen Vertrag, wornach dieser während der nächsten zwei Jahre die Aemter in Tirol, den Vorlanden und Krain besetzen und die Einkünfte aus allen österreichischen Ländern unter beide Herzoge gleich getheilt werden sollten. Zwei Jahre später erhielt L. auch die Verwaltung von Kärnthen und 1376 ausgedehntere Befugnisse in Beziehung auf die auswärtige Politik. Gerade über diese mochten sich die beiden Brüder, die ihrem Charakter nach so unähnlich waren, am schwersten verständigen. Namentlich dem 1378 ausbrechenden großen Schisma gegenüber nahmen beide eine ganz entgegengesetzte Stellung ein, indem Albrecht den römischen, L. den französischen Papst anerkannte. Dies führte endlich am 25. September 1379 zu einer vollständigen und dauernden Theilung der österreichischen Länder. Hierbei erhielt Albrecht nur noch Oesterreich ob und unter der Enns, L. alle übrigen Länder, also die Steiermark, Kärnthen, Krain, Tirol, die Vorlande und Feltre und Belluno. Während nun der ruhmliebende Albrecht seinen Ländern den Frieden bewahrte, war der ritterliche und tapfere L., dessen Streben nur auf Kampf und Erwerbung neuer Gebiete gerichtet war, in häufige Kriege verwickelt. Doch endeten seine Unternehmungen trotz anfänglicher Erfolge schließlich fast durchaus unglücklich, weil er wie sein ihm ähnlicher Urenkel Maximilian I. zu viel nebeneinander begann und wegen zu früher Erschöpfung der Mittel keinen Plan bis zu Ende durchführen konnte. Oberitalien und das südwestliche Deutschland bildeten hauptsächlich den Schauplatz der Thätigkeit Leopolds. Ein Bündniß, das er am 5. April 1381 mit den durch eine große Coalition bedrängten Venetianern schloß, verschaffte ihm eine bedeutende Ausdehnung seiner italienischen Besitzungen, indem ihm die Republik für das Versprechen der Hülfeleistung gegen Franz von Carrara die Stadt Treviso mit ihrem Gebiete und die Grafschaft Ceneda abtrat. L. entsetzte auch das belagerte Treviso und wurde dort als Herr anerkannt. Aber er unterstützte nun Venedig nicht weiter, indem er durch ein energisches Vorgehen gegen den Carrara dessen Bundesgenossen und besonderen Gönner, den König Ludwig von Ungarn, zu beleidigen fürchtete, mit dessen Tochter Hedwig, welche damals zur Erbin von Ungarn bestimmt war, sein ältester Sohn Wilhelm verlobt war. Er schloß daher unter Vermittelung des ungarischen Königs mit Carrara für die Dauer des Krieges gegen die Venetianer einen Waffenstillstand und wurde so dem Worte, das er diesen gegeben hatte, untreu. L. erntete bald

die Früchte seiner Wortbrüchigkeit. Kaum hatte Carrara durch den Frieden mit Venedig (8. August 1381) freie Hand erhalten, so begann er die Feindseligkeiten gegen Treviso, um diese Stadt in seine Hände zu bringen. L. schickte zur Unterstützung derselben wiederholt ein Heer über die Alpen und begab sich im Sommer 1383 selbst nach Italien. Aber Carrara zog sich vor größeren Schaaren jedesmal in seine festen Plätze zurück, um dann, wenn die österreichischen Truppen nach einiger Zeit aus Mangel an Sold abgezogen waren, neuerdings hervorzubrechen. L. blieb daher endlich nichts übrig, als mit Carrara am 28. Januar 1384 Frieden zu schließen und Treviso mit seinem Gebiete trotz der Anhänglichkeit der Bürger an seine Herrschaft gegen 117 000 Ducaten demselben abzutreten. Zwei Jahre später verpfändete er, von Geldnoth gedrängt, demselben gegen 60 000 Ducaten sogar Feltre und Belluno, so daß alle österreichischen Besitzungen in Italien wieder verloren waren. Die einzige dauernde Erwerbung, welche L. im Süden machte, war Triest, das sich zur Zeit der größten Bedrängniß Venedigs von demselben losgerissen und 1382 freiwillig der Herrschaft Leopolds unterworfen hatte, weil dieser im Rufe stand, daß er seine Unterthanen gut behandle und in ihren Rechten nicht beeinträchtige. Was den Herzog L. nöthigte, sich in Italien um jeden Preis Ruhe zu verschaffen, war die drohende Lage im südwestlichen Deutschland. Auch hier richtete L. sein Streben auf die Vergrößerung seiner schwäbischen Besitzungen, besonders aber auf die Herstellung einer unmittelbaren Verbindung derselben mit Tirol durch die Erwerbung der dazwischen liegenden Gebiete jenseits des Arlberg. Seine Bemühungen blieben zunächst nicht ohne Erfolg. Endlich aber trat seinen Vergrößerungstendenzen der schwäbische Städtebund entgegen, welcher damals zu einer gewaltigen Macht im Reiche herangewachsen war, besonders als sich ihm auch die rheinischen und fränkischen Reichsstädte angeschlossen hatten. Der Städtebund suchte nun auch noch eine Allianz mit den schweizerischen Eidgenossen zu Stande zu bringen, zu welchen das Verhältniß Leopolds ebenfalls ein gespanntes war. Zwar nicht alle Glieder der Eidgenossenschaft, aber doch die zu derselben gehörenden Städte Bern, Zürich, Luzern und Zug schlossen in der That am 21. Februar 1385 mit den schwäbischen und rheinischen Städten ein Bündniß, welches deutlich genug gegen L. von Oesterreich gerichtet war. Auf die Unterstützung der Reichsstädte bauend begannen die Eidgenossen, voran die Luzerner und Züricher, ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten durch Ueberfälle benachbarter österreichischer Festen. Die Reichsstädte suchten zwar jetzt einen Krieg zu vermeiden und vermittelten einen fünfmonatlichen Waffenstillstand, während dessen sie einen Frieden zu Stande zu bringen suchten. Allein die Eidgenossen waren unnachgiebig und wollten nicht einmal die befreundeten Reichsstädte als Schiedsrichter anerkennen. So brach Ende Juni 1386 der Krieg zwischen Oesterreich und den Eidgenossen wieder aus. An der Spitze eines zahlreichen Heeres, das zu einem großen Theile aus Rittern bestand, wollte L. von Bruck über Zofingen und Sursee nach Luzern vordringen. Allein am 9. Juli stieß er bei Sempach unvermuthet auf 1500 Mann aus Luzern und den Urkantonen, die ihn hinter einem Verhau erwarteten und sah sich genöthigt, auf einem für die schwere Reiterei sehr ungünstigen Terrain die Schlacht anzunehmen. Anfangs waren die Oesterreicher, deren Reiter von ihren Pferden abgesessen waren und zu Fuß kämpften, im Vortheil. Bald aber ermüdeten bei der furchtbaren Julihitze die Ritter in ihren schweren eisernen Rüstungen, manche erstickten oder wurden ohnmächtig. Sobald einmal eine Lücke sich bildete, drangen die Schweizer ein und schlugen alle zu Boden. Wie die meisten der Ritter verlor auch der tapfere L. unter den Streichen der Schweizer sein Leben. Von seiner Gemahlin Viridis, der Tochter des Bernabó Visconti von Mailand, hinterließ er drei Töchter und vier Söhne, Wilhelm, Leo-

pold IV., Ernst und Friedrich, von welchen der älteste sechzehn, der jüngste erst vier Jahre alt war.

Fr. Kurz, Oesterreich unter Albrecht III. Fürst Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg, 4. Bd. (besonders Birk's Regesten im Anhange). J. Egger, Geschichte H. Leopolds III. von Oesterreich. Innsbruck 1869 (Separatabdruck aus dem Jahresberichte der k. k. Oberrealschule).

A. Huber.

Leopold IV., Herzog von Habsburg-Oesterreich, geb. 1371, † am 3. Juni 1411. Er war der zweitälteste Sohn Herzog Leopolds III., den das Verhängniß bei Sempach (1386) ereilte; beim Tode des Vaters somit kaum 15jährig. Zufolge des Hauptvertrages zwischen seinem Vater und dessen Bruder Albrecht III., als Gründern zweier habsburgischer Linien, vom 25. September 1379, gebührte dem letztgenannten als Ohme der vier Söhne Leopolds III. die Vormundschaft für so lange, bis der älteste der Neffen, Wilhelm, das 16. Lebensjahr erreicht haben würde. Obschon nun derselbe dies Alter nahezu erreicht hatte, so bequemte er sich dennoch dem Rathe seiner Umgebung zu folgen und mit Albrecht III. das Abkommen zu treffen, wonach Letzterer „mit Umgehung der früheren Theilung" von 1379 die österreichischen Länder wieder „zusammenwerfen" und bei ihm und den jüngeren Brüdern Leopold, Ernst und Friedrich Vaterstelle übernehmen möge". Es lag darin die Einsicht von der Gemeinschädlichkeit einer solchen, früher nie stattgehabten Theilung ausgesprochen und diese sollte nur für den Fall, daß sich nach dem Tode Albrechts III. die Habsburger beider Linien (Albrechtiner und Leopoldiner) über die gemeinsame Innehabung der Länder nicht vergleichen ließen, Platz greifen. L. ertheilte zu Innsbruck am 8. October seine Zustimmung. Aber mit dem Tode Albrechts III. (24. August 1395) begann, wie dies am besten die anmaßenden Forderungen Herzog Wilhelms beweisen, der Zwist und das Partikularinteresse im Hause Habsburg immer bedenklicher Platz zu greifen. Zunächst sollte der Holenburger Vertrag vom 22. November 1395 zwischen dem Sohne Albrechts III. gleichen Namens und den Leopoldinern, durch Wilhelm vertreten, das Verhältniß beider Linien zu einander und unter den Leopoldinern selbst regeln. In letzterer Beziehung wurde zu Gunsten Leopolds IV. festgesetzt, daß er alle Nutzungen der Lande jenseits des Arlberges innehaben und einen ihm von Wilhelm und Albrecht IV. zu leistenden Zuschuß von 6000 Goldgulden jährlich erhalten sollte. Bald darauf verglichen sich Wilhelm und L. am 30. März 1396 über die väterliche Erbschaft dahin, daß die gesammten Länder ungetheilt bleiben, aber gesondert verwaltet werden sollten. L. erhielt Tirol (die Burggrafschaft), das Land an der Etsch, das Innthal und alles habsburgische Eigen in Schwaben, Elsaß und Burgund, d. i. die Herrschaften jenseits des Arlberges zugewiesen, überdies jährlich 6000 fl. (angewiesen auf die Görzer Schuld). Andererseits verpflichtete sich L., den jüngsten Bruder, Friedrich, das erste Jahr auszuhalten. Dieser, auch andere Verwaltungs- und Nutzungsrechte regelnde Vertrag wurde noch zweimal (9. Januar 1398 und 4. April 1400), jedesmal auf zwei Jahre verlängert. Auch der Vertrag vom 4. Mai 1396 zwischen den beiden Linien über die Theilung des Hausschatzes wurde unter persönlicher Theilnahme Leopolds IV. abgeschlossen, woran sich ein ergänzender Tractat vom 12. Januar 1398 schloß. Die tirolische und vorländische Regierungsepoche Herzog Leopolds IV. eröffnen Pfandschaftsverträge mit dem Grafen Hanns von Werdenberg über Sargans, Einigungen mit der schwäbischen Reichsritterschaft, mit dem Grafen von Württemberg, dem Markgrafen von Baden, Erneuerungen des Waffenstillstandes mit den Eidgenossen und die Austragung der Verwicklungen mit den Bischöfen von Chur (Hartmann Grafen von Werdenberg) und Trient (Georg von Liechten-

stein). Ersterer sah sich 1395 zum Abschlusse eines Bündnisses mit dem Hause Oesterreich gedrängt und 1399 (Januar) bewogen, die Stellung eines „Rathes und Dieners Herzog Leopold IV." anzunehmen, während der Trienter nach längerem Sträuben sich zu einem Vertrage mit dem Herzoge als Vogt des Hochstifts bequemte. Auch in den politischen Zeitfragen erscheint L. thätig. Als König Wenzel der Luxemburger in der Angelegenheit des päpstlichen Schisma zu Frankfurt a/M. und dann in Metz mit König Karl VI. von Frankreich unterhandelte, begab er sich an beide Orte als Vollmachtsträger seiner Brüder (21. Januar 1398). — Im Allgemeinen jedoch theilte er mit ihnen die mehr als indifferente Haltung zu dem genannten Luxemburger, dessen deutsche Thronentsetzung durch einen Willküract der maßgebenden Fürstenpartei im Reiche bereits 1399 entschieden war, am 20. August 1400 ihren formellen Abschluß fand und gleichzeitig mit der Ermordung des gleichfalls candidirten Friedrich von Braunschweig zur Wahl Ruprechts von der Pfalz führte (21. August). Mit diesem, noch als Pfalzgrafen, hatte sich L. (Pforzheim am 14. Januar 1400) zur Sicherheit ihrer Länder gegen Jedermann, ihre beiderseitigen Freunde ausgenommen, verbunden, und diese Beziehungen sollten bald den Charakter eines Waffenbündnisses annehmen, durch welches der Herzog sich von der neutralen Haltung seiner Verwandten in der deutschen Königsfrage trennte und überdies in einen Krieg mit den Viscontis gezogen wurde, beides mit wenig rühmlichem Ausgang. Letzteres Unternehmen im Dienste König Ruprechts war um so auffälliger, da kurz zuvor (4. Mai 1400) sämmtliche Leopoldiner mit ihrem mütterlichen Verwandten, Giovanni Galeazzo Visconti, demselben, der bei König Wenzel den Lehenskauf Mailands erlangt hatte, ein Bündniß auf fünf Jahre abgeschlossen hatten. König Ruprecht, dem Alles daran lag, L. als mächtigen Fürsten Süddeutschlands und Inhaber der Tiroler Päße nach Italien auf seine Seite zu ziehen, hatte bereits (Januar 1401) einmal mit ihm unterhandeln lassen, aber ohne Erfolg. Dann nahm Herzog Ludwig von Baiern die Negotiation in die Hände (Mai, Juni) und diese führte den 2. Juli (1401) zu drei Verträgen zwischen König Ruprecht und den drei geistlichen Kurfürsten auf der einen, L. auf der anderen Seite, worin sich der Habsburger zur Anerkennung Ruprechts als römischen Königs, zur Oeffnung der welschen Päße Tirols und zu feldmäßigem Aufgebote von 1000 Gleven nach der Lombardei verpflichtet, wogegen ihm Ruprecht Unterstützung gegen die Schweizer, die Visconti's, Förderung der Ansprüche Leopolds auf sein mütterliches Erbe (als Sohn der Viridis Visconti), 100 000 Florentiner Ducaten zusagt und angesichts des Projectes einer Heirath der Tochter Ruprechts mit Herzog Friedrich, Leopolds jüngstem Bruder, ein Heirathsgut von 40 000 Ducaten oder eine entsprechende Rente in Aussicht stellt. Der welsche Heereszug König Ruprechts und Leopolds unter der Oberleitung Francescos von Carrara mißlang (October 1401) gänzlich und der genannte Habsburger wurde, wenngleich tapfer kämpfend, von Carlo Malatesta vom Pferde gestochen und Gefangener der Mailänder. Binnen drei Tagen freigelassen, denn offenbar hatte er dem Visconti das Aufgeben der Sache Ruprechts von der Pfalz verbürgt, — zog er alsbald heimwärts, ohne sich weiter um den König zu bekümmern. Der welsche Handel hatte ihn abgekühlt und die Einsicht von dem völligen Unvermögen Ruprechts verleidete ihm jene Verträge, zu deren Abschlusse ihn wol vorzugsweise nur das Geldbedürfniß vermocht hatte. Politisch charakterlos benahm er sich jedoch auch trotz der kostspieligen Schlappe und Kriegsgefahr, die er für Ruprecht bestanden, keineswegs; denn obschon er (24. April) heimgekehrt war „ohne Geld und Heer, ohne Kron' und Ehr" — wie es damals hieß —, so hielt er fest an Ruprechts Königthum, ließ seine Päße dem projectirten Römerzuge König Wenzels, Ruprechts Rivalen, verschließen, drohte seinen Brüdern diesfalls sogar

mit Fehde und bemühte sich, dieselben zum Pfälzer herüberzuziehen, allerdings ohne Erfolg. Deshalb konnte Ruprecht noch später ihn seinen „sunderlichsten und liebsten Freund“ nennen, „zu dem er ein ganz lauteres Vertrauen habe“. Anbei suchte er bei ihm auch Gelddarlehen herauszuschlagen, wie dies eine Urkunde andeutet. Doch mußte sich dieses Verhältniß zwischen Beiden angesichts der kläglichen Lage Ruprechts bald gründlich lockern. Leopolds Geldmangel drängte diesen, das theilweise noch ausständige Heirathsgut seiner Gattin, Katharina, Tochter Herzog Philipps von Burgund, ernstlicher zu verlangen, wie dies die urkundliche Zusicherung des Burgunders (den 28. Juli 1403, Paris) andeutet, veranlaßte auch die Beschwerden seines jüngsten Bruders Friedrich IV. über Verkürzungen seines Unterhaltes und war auch die Hauptquelle jener leidigen Streitigkeiten zwischen den vier Leopoldinern, die sich an der Hand der Hausverträge von 1402—1404 verfolgen lassen und gleichzeitigen Abmachungen der Söhne Leopolds III. mit Albrecht IV. eingefügt zeigen. Eine der wichtigsten Uebereinkünfte ist die vom 22. März 1404. Die Leopoldiner verzichten insgesammt auf alle Geldforderungen und ebenso auf das Land Oesterreich ob der Enns zu Gunsten Albrecht IV. mit Wahrung ihres eventuellen Erbrechtes, und beide Theile regeln die Verhältnisse für den Fall des Ablebens Wilhelms oder Albrechts IV. Gleichzeitig fällte der letztgenannte seinen Schiedsspruch, wonach L. Steiermark und Tirol mit dem Sitze in Graz zugewiesen erhält, das Land jenseits des Arlberges jedoch durch drei Jahre gemeinsam mit Herzog Wilhelm innehaben soll. Ueberdies hat er für Herzog Friedrichs Unterhalt zu sorgen. Diese Abmachung scheint den Wünschen Leopolds IV. entsprochen zu haben, da derselbe mit Albrecht IV. (21. April 1404) ein Sonderbündniß zur Aufrechthaltung des obigen Schiedsspruches abschloß. Um diese Zeit wurde L. in die welschen Wirren, auch in Streitigkeiten mit Chur und in den schlimmen Appenzellerkrieg verwickelt. — Abgesehen von den Reibungen zwischen dem Patriarchate von Aquileja und den Görzern (1402—1404), bei welchen sich L. auf Seite der Letzteren stellte, war zwischen den Venetianern und Bischof Georg von Trient wegen der depossedirten della Scala's, Dynasten von Verona, eine Fehde ausgebrochen (1405), wobei der Herzog den Bischof unterstützte. Sein Bruder Friedrich (IV.), der damals immer mehr in den Vordergrund tritt, gerieth mit dem Churer Bischof in Streit, und vollends mußte die von ihm mit Nachtheil geführte Appenzeller Fehde (1405—6) L. mit Sorgen erfüllen, denn die übermüthig gewordenen Appenzeller durchstreiften verheerend ganz Vorarlberg und bedrohten auch Westtirol. Angesichts der Gefahr suchte L. Verbindungen mit dem Nachbaradel. Endlich legte sich König Ruprecht als Schwiegervater Herzog Friedrichs ins Mittel. Um diese Zeit vollzieht sich auch allgemach der Uebergang der Verwaltung Tirols an Herzog Friedrich. L. hatte 1404 dem Lande Tirol eine wichtige Landesordnung verliehen, in welcher den Grundholden ausgedehnter als bisher landesfürstlicher Schutz zu Theil wird. 1406 am 24. Februar verkauften beide Herzoge dem Lande Tirol in umfassender Weise seine Gerechtsamen und Freiheiten (vgl. meinen Artikel über Herzog Friedrich IV., Bd. VII S. 588 ff.). Im selben Jahre am 15. Juli starb der älteste der Leopoldiner, Herzog Wilhelm der Fr., und nun begann sofort neuer Streit über das gemeinsame Erbe. Da legten sich die Stände Niederösterreichs ins Mittel und drängten die drei Herzoge L., Ernst und Friedrich zu der Annahme des Schiedsspruchs vom 12. September 1406, demzufolge sich L. und Ernst über die bisher von Wilhelm bekleidete Vormundschaft des unmündigen Sohnes Albrechts V. gleichen Namens einigen sollten, jedoch so, daß, während der eine die österreichische Gerhabschaft führe, der andere die unumschränkte Verwaltung der Steiermark mit dem Sitze in Graz erhalte; nach Ausgang der Vormundschaft jedoch sollten

sich die drei Herzoge in ihre Länder „geleich und bruederlich" theilen, so zwar, daß einer Steiermark mit Graz, der zweite Kärnthen, Krain, Triest, Pordenone, Karst und Istrien mit Laibach, der dritte Tirol, Etsch und Innthal innehabe. Deßungeachtet kam es gleich wieder zwischen L. und Ernst zu Zwistigkeiten über den Besitz von Wien.-Neustadt und Neunkirchen. Vor Allem aber bildete die Gier Herzog Ernsts nach der österreichischen Vormundschaft die Quelle jenes traurigen Bruder- und Bürgerkrieges in Niederösterreich, welcher dem Lande unsägliches Leid bescheerte und, von faulen Taidungen nur für Augenblicke unterbrochen, bis zum J. 1409 währt. In diesen Wirren spielt als wichtigster Beirath des Herzogs Berthold von Wähing, Bischof von Freising eine namhafte und keineswegs gedeihliche Rolle. (Vgl. darüber meinen Artikel über Herzog Ernst, Bd. VI S. 294 f. und über Berthold v. W. Bd. II S. 520—521). Die mit L. verfeindete Adelspartei Oesterreichs befreite sich durch eigenmächtigen Schritt von dessen Vormundschaft (vgl. darüber den Artikel G. Voigt's Bd. I S. 22 f.). Der Aerger darüber scheint die Ursache des plötzlichen Todes Leopolds (3. Juni) gewesen zu sein, nach anderen Aussagen soll er an einer inneren Verletzung durch Spannen einer Armbrust gestorben sein. Der stattliche, fettleibige Herzog starb in der Fülle der besten Mannesjahre kinderlos. Er führt in der Tradition die Beinamen der „Prachtliebende", „Stolze" und „Fette". Seine Wittwe ehelichte nach acht Jahren den Reichsfreien Maximin Swosmann v. Rappoltstein.

Vgl. die bei Berthold v. W., Ernst d. Eis. u. Friedrich IV. v. Tirol verz. Litteratur und bez. s. Begräbnißstätte bei Kerschbaumer, Grabstätten der Habsburger im Jahrb. d. Wiener Alterth.-Ver., 17. Bd. (1878), 231—247.

Krones.

Leopold V., Erzherzog von Oesterreich, Administrator, dann Bischof von Passau und Straßburg, endlich Statthalter und schließlich Landesfürst von Tirol, geb. am 5. October 1586 in Graz, † am 17. September 1632 zu Innsbruck. — Als der zweitgeborne Sohn Erzherzogs Karl II., des Gründers der jüngeren „steiermärkischen" oder inneröstereichischen Linie der Habsburger, wurde L. für die geistliche Laufbahn bestimmt und nach dem damals üblichen Versorgungssystem der regierenden Häuser schon als Knabe mit geistlichen Pfründen bedacht. König Rudolf II. ließ bereits 1596 bei dem Grazer Hofe anfragen, ob man nicht für einen der Prinzen an die Coadjutur von Passau denke, um die bezügliche Concurrenz Baierns aus dem Felde zu schlagen. Erzherzogin Maria, Wittwe Erzherzog Karls (Schwester Herzog Wilhelms IV. von Baiern) ergriff gern die Gelegenheit, ihren jüngeren Sohn Leopold auf diese Weise rasch zu versorgen. Unterhändler war damals Khlesl als Passauer Offizial. Der bairische Hof ließ es an Gegenanstrengungen nicht fehlen und pochte auf die ihm befreundete Gesinnung Papst Clemens VIII. zu Gunsten des bairischen Prinzen Ferdinand. Als jedoch Erzherzog Ferdinand, der Erbe Innerösterreichs, nach Ferrara kam und der Papst sich von dessen streng kirchlicher, dem Werke der katholischen Gegenreformation ergebener Gesinnung überzeugte, entschloß sich der letztere zum großen Verdrusse Baierns dem Erzherzog Leopold die Passauer Coadjutur „im Gnadenwege" zuzusprechen (1598). Auch für die Lütticher Anwartschaft war L. bereits 1596 candidirt worden, desgleichen 1599 für Münster, erlangte in diesem Jahre auch neben der Passauer die Straßburger Coadjutur. L. hatte unter der Leitung der Jesuiten in Judenburg und dann zu Graz seine Studien als Theologe vollendet und erscheint im 21. Lebensjahre als Bischof von Passau und Straßburg. Er war streng katholisch gesinnt, gewandt, unternehmend, bei König Rudolf II. persönlich beliebt. Als der letztere zufolge der eigenmächtigen Occupation der jülich-cleve'schen Lande durch die rivalisirenden Erbschaftsanwärter Brandenburg und Pfalz-Neuburg herausgefordert, die

Sequestration der genannten Lande bis zu seiner kaiserlichen Entscheidung verfügte (1609), wurde L. mit der interimistischen Verwaltung betraut. von der Liga hierbei unterstützt, von der Union — im Einverständniß mit dem zum Kampfe rüstenden Könige Heinrich IV. von Frankreich — bekriegt. Die Unionisten brachen in den Elsaß ein, während L. mit einem Söldnerheere Jülich eroberte. Schon wollte der Bourbone mit 40,000 Mann vorbrechen, da erlag er dem Attentate Ravaillac's und ziemlich gleichzeitig starb Friedrich IV. von der Pfalz, das Haupt der calvinischen Union Deutschlands. So verzog sich die große Krise, aber die Unirten und ihre Candidaten der jülich=cleve'schen Erbschaft behaupteten das Feld. L. wurde seiner schwierigen Stellung durch den Willstädter Frieden (10. August 1610) enthoben. Der Kaiser, seit 1608 im unversöhnlichen Zwiste mit seinem Bruder, Erzherzog Mathias, und 1609 bereits aller seiner Länder bis auf Böhmen verlustig, hegte den Plan, die bei seiner Ehelosigkeit und zufolge des Zwangsvertrages von 1608 unvermeidlich gewordene Thronfolge seines verhaßten Bruders zu durchkreuzen und soll nach der Aussage seines Rathes Hagenmüller die deutsche Reichskrone Erzherzog Ferdinand von Inneröfterreich, Ungarn und Böhmen, das noch in seinem Besitze war, seinem Liebling Erzherzog L. zugedacht haben. Letzterer sammelte auch beträchtliches Kriegsvolk um sich, das, unter den Befehlen der Grafen von Sulz, Althann und des Obersten Rammée, seinem Kerne nach aus den gegen Jülich verwendeten Söldnern bestand, deren sich schon früher die Stände Vorderösterreichs durch Geldzahlung erledigen wollten. Dies sind die berüchtigten „Passauer“, welche König Rudolf II. für Böhmens Occupation und die Ausführung jener Pläne bestimmt hatte; weitere 8000 Mann lungerten noch im Elsaß herum. Allerdings war zwischen Rudolf II. und dem gegen diese Vorbereitungen remonstrirenden König Mathias im September 1610 ein Vertrag geschlossen worden, welcher die Entlassung des Passauer Kriegsvolkes betraf, allein dasselbe wollte vor der Ausbezahlung des rückständigen Soldes nicht auseinandergehen, und ebenso drohend ließen sich die Elsässer „Kriegsgurgeln“ vernehmen. Ihr Einbruch durch Oberösterreich nach Böhmen geschah jedenfalls im Einverständniß zwischen L. und dem Kaiser, welcher hierdurch seinen völligen Sturz beschleunigte (1611). Von dieser Katastrophe ab bis zum Tode Erzherzog Maximilians III., des Regenten Tirols und der Vorlande, beschränkte sich L. als „persona ingrata“ am Hofe Kaisers Mathias auf die Verwaltung seiner beiden Bisthümer und ließ es an Eifer hierbei nicht fehlen. Sein Bruder, Erzherzog Ferdinand von Innerösterreich, Adoptivsohn und Thronfolger des Kaisers Mathias, bewirkte den völligen Ausgleich zwischen Letzterem und L., so daß dieser zum Nachfolger Erzherzog Maximilians ausersehen wurde und dieses Amt vom März 1619 antrat. Dem feierlichen Empfange zu Innsbruck folgte alsbald (11. März) ein wichtiger Landtag, der dem neuen „Gubernator“ die beste Gelegenheit bot, seine Klugheit in der Steuerfrage und noch mehr Angesichts der zahlreichen Wünsche und Beschwerden der Stände an den Tag zu legen. Der nächste Landtag (30. März 1620) fiel in eine sehr bewegte Zeit. Längst hatte bereits Ferdinand II., Leopolds Bruder, die gefährliche Erbschaft seines Vorgängers, den erschütterten Thron bestiegen und den anfänglich hoffnungslosen Kampf gegen die Böhmen und deren Verbündete aufgenommen. Tirol und die Vorlande empfanden mit die ganze Schwüle dieser Zeit und der Aufruhr im benachbarten Bündtnerlande drohte Schlimmes in nächster Nähe. Hier hatten sich nämlich seit 1618 drei Parteien gebildet: eine österreichisch=spanische, eine französische und eine venetianische; die erstere hatte die strengkatholischen Bündtner hinter sich, während Thusis der Mittelpunkt der eifrigen Protestanten und Gegner Oesterreichs war, hinter denen Frankreich und Venedig standen. Diese als stärkere Faction war

es, welche die Führer des Widerparts, den Herren v. Planta und Steiger, des Landes verwies. Letztere, nach Tirol geflohen, vergewaltigten (Juli 1620) aus Rache das Münsterthal. L. war zu klug, um nicht Alles aufzubieten, den Zusammenstoß mit den Bündtnern zu vermeiden, und die Kämpfe der Letzteren um das Veltlin, andererseits das Uebergewicht der Sache Kaiser Ferdinands II. seit der Schlacht am weißen Berge (8. November 1620) drängten die Kriegsgefahr für Tirol zurück. Dennoch schien der Kampf zufolge der Vorgänge vom Frühjahre 1621 unvermeidlich, wenn auch monatelange unfruchtbare Verhandlungen mit den Bündtnern liefen. Denn bald nach dem Imster Verhandlungstage erhoben L. und der spanische Statthalter des Mailändischen, Herzog von Feria, die Waffen. Dieser Uebermacht erlag Graubündten und sah sich schon am 25. Februar 1622 zum Mailänder Vertrage mit Spanien und L. gezwungen, der sie zum Verzicht auf das Veltlin und zur Duldung des katholischen Glaubens bestimmte. Aber die gewaltthätige Behandlung, die der erzherzogliche Hauptmann, Baldironi, gegen die evangelischen Prätigauer sich erlaubte, führte bereits am 24. April 1622 ihren erfolgreichen Aufstand gegen die österreichische Besatzung herbei und bald war Tirol von einem Einfall erbitterter Nachbarn bedroht. Im Spätsommer wollte dies nun L., damals aus dem Kampfe mit Mansfeld um Hagenau im Elsaß mit einer Schlappe davongekommen, vergelten und es gelang ihm bald, die Bündtner zum zweiten Male zu demüthigen. In dem Lindauer Vertrage vom 23. October 1622 gelobten die Engadiner dem Hause Oesterreich neuerdings zu huldigen, während der graue und der obere Bund seinen Verband mit den Engadinern und den acht Gerichten löste und dem katholischen Glauben überall Sicherheit versprach. Dieser Erfolg befeuerte L. zur Durchführung der katholischen Gegenreformation im Prätigau und Unterengadin mit Hülfe der ihm vom Papst zugesendeten Kapuziner. Aber nun trat die ganze Angelegenheit in eine neue dem Erzherzoge sehr unangenehme Phase. Die Eidgenossen schlossen nämlich den 17. Februar 1623 das Pariser Bündniß mit Frankreich und erklärten sich bald bereit im Einverständniß mit dieser Macht, ferner mit Venedig und Savoyen gegen Oesterreich und Spanien die Waffen zu erheben. Ende October 1624 erschien eine französische Streitmacht am Lucernsteige; rasch fielen die Prätigauer von der verhaßten tirolischen Herrschaft ab und schlossen sich wieder den anderen Bünden an. Der Tiroler Ausschußlandtag aber wollte von neuem Kriegsaufgebote nichts wissen, und L. mußte der Vertreibung Spaniens durch die Franzosen aus dem Veltlin ebenso unthätig zusehen als dem Abfalle des Prätigau. Um diese Zeit hatte L. bereits erfolgreiche Schritte gethan, um seinem Ehrgeize und Streben nach selbständiger Herrschaft Genüge zu thun. Auch war er entschlossen, dem geistlichen Stande zu entsagen und eine Dynastie zu gründen. L. betrat den Weg der Negotiationen mit seinem kaiserlichen Bruder. Zunächst geschah dies 1622—23 auf dem Fürstentage zu Regensburg. L. hatte sich mit dem jüngeren Bruder Erzherzog Karl darüber verständigt und rechnete auf die Nachgiebigkeit Kaiser Ferdinands II. Die Unterhandlungen waren nicht ohne Schwierigkeiten. Am 15. November 1623 ließ sich der Kaiser herbei, an L. zwei Drittheile der ober- und vorderösterreichischen Länder als erbliches Eigenthum und das letzte Drittel zur Verwaltung auf Lebzeiten abzutreten. Die Wahl der beiden Drittheile stand L. frei. Dagegen entsagte er seinen Bezügen aus den ungarischen, böhmischen und österreichischen Einkünften und gestand die Ausdehnung der Primogenitur auf die beiden Lande Oesterreich dem Kaiser zu. Am 14. September 1625 wurde der neue Erbvertrag ratificirt. Fünf Jahre später (24 September 1630) gelangte L. endlich zum Gesammterbe Tirols und Vorderösterreichs.

Wir müssen jedoch einen Rückblick auf die politische Stellung Leopolds vor 1623 und auf seine Bestrebungen in den Jahren 1625—1630 werfen. Wir wissen,

daß Kaiser Ferdinand II. die Länderansprüche des Erzherzog-Bischofs, als der Machteinheit des Hauses Habsburg zuwiderlaufend, sehr ungern sah, desgleichen und mehr noch vielleicht die Heirathsgelüste desselben. Daß L. mit Bestimmtheit annahm, der römische Stuhl werde ihm die bezüglichen Dispensen nicht verweigern, ist sicher; der Papst kannte und schätzte seinen kirchlichen Eifer, überdies stand er mit der Liga und mit dem gegen das Haus Habsburg intriguirenden Frankreich gut; darin, nicht jedoch in den weitgehenden Conjecturen, mochte auch der unbekannte Verfasser einer Flugschrift Recht haben, die 1629, in Mühlhausen gedruckt, auftaucht und — jedenfalls fälschlich — dem General Aldringer als Appell an seinen obersten Kriegsherrn, den Kaiser, zugeschrieben wurde. In diesem beachtenswerthen Pamphlet, mit dem charakteristischen Titel „Willst du den Kaiser sehen, so siehe hinten in diesen Brief“ findet sich nachstehender scharfer Ausfall gegen L. Die kaiserliche Majestät wisse, welch ehrsüchtiger, mißgünstiger, unruhiger, listiger Kopf ihr Bruder Leopold sei, auch daß derselbe einen brennenden Haß gegen Ew. kaiserl. Majestät und dero Sohn hege; nicht minder sei dem Kaiser bekannt, was Maßen Kurbaiern und Leopolds fürstliche Durchlaucht theils unter einander, theils mit der Krone Frankreich vertraulich und stetig correspondiren, zu welchem Feuer auch Kurtrier fleißig Oel zuschleppe. Erst neulich sei dem Verfasser durch eine vornehme Person unter dem Siegel des Geheimnisses mitgetheilt worden, daß Erzherzog Leopold und Kurbaiern — im Falle der Kaiser nicht alsbald einen den Fürsten (Ligisten) erwünschten Frieden schaffe — im Bunde mit Frankreich Ew. kaiserl. Majestät zu bekriegen entschlossen und auch Venedig hineinzuziehen alle Hoffnung hätten. Kurbaiern habe den Erzherzog L. durch das allerdings verlogene Versprechen gewonnen, seine Wahl zum römischen Könige und Thronfolger Ferdinands II. im Reiche durchzusetzen. — Jedenfalls macht das anfängliche Sträuben des Kaisers gegen Leopolds Ansprüche und die spätere Nachgiebigkeit in dieser Richtung den Eindruck, als sehe Ferdinand II. die Nothwendigkeit ein, seinen Bruder durch Befriedigung der brennendsten Wünsche desselben unschädlich zu machen. Zur selben Zeit, als die bewußte Flugschrift vom Stapel lief, gab L. seiner starken Abneigung gegen Wallenstein und dessen Heer in einem Briefe voll schwerster Anklagen wider die Soldateska des Friedländers den unverblümtesten Ausdruck und zeigte sich dadurch Eines Sinnes mit den Ligisten. Für seine Heirath hatte L. bereits 1625 Sorge getragen. Ende 1625, zur Zeit, als sein Geheimrath Konrad v. Bemmelberg, Nachkomme des bekannten Söldnerführers in den Tagen Ferdinands I. und Karls V., am Hofe der Mediceer in Florenz um Claudia, die Tochter des Großherzogs Ferdinand und jugendlich schöne Wittwe des Fürsten von Urbino, für seinen Herrn warb, begab sich L. nach Italien, reiste über Loretto nach Rom und fand bei Papst Urban VIII., dem franzosenfreundlichen Kirchenhaupte, den gnädigsten Empfang. Die erbetene Dispens von den priesterlichen Würden und für die Heirath wurde ihm anstandslos ertheilt. Heimgekehrt, empfing er bereits den 18. April 1626 die fürstliche Braut mit einem Prunke, der noch größer war als die Pracht bei der zweiten von Kaiser Ferdinand am 2. Februar 1622 zu Innsbruck gefeierten Hochzeit mit Eleonore von Gonzaga-Mantua. — Tirol, das seit langem an harten finanziellen Bedrängnissen litt und 1629 in Folge der dritten, aber unfruchtbaren Invasion Oesterreichs und Spaniens in das Bündtner Land, nicht minder durch den gleichzeitigen Mantuaner Erbschaftskrieg und einen Bergwerkstreit Leopolds mit dem Hochstift Salzburg in Athem gehalten wurde, — stand bald auch den neuen Schrecknissen des 30jährigen Krieges gegenüber, und L. gab sich alle erdenkliche Mühe, um die zähen Stände des Landes zu ausgiebigen Leistungen für die Landesdefension zu gewinnen. Den Beweis hierfür

bietet der heftige Actenkrieg des Innsbrucker Landtages vom März 1632. Im Mai-Juli schlug sich L. mit den Schweden unter Bernhard von Weimar an der Ehrenberger Klause herum. So groß war dann die Gefahr durch den Einbruch des Feindes über Reute und durch's Lechthal geworden, daß L. auf das Schlimmste, die Flucht aus dem Lande, gefaßt war. Doch verzog sich bald das Kriegsgewitter; die Tiroler vertheidigten Ehrenberg tapfer, und Bernhard von Weimar wurde abberufen. Wenige Wochen später (13. September 1632) war L. dem Fieber erlegen, ein kräftiger, wohlbeleibter Fürst, der kein Geld sparte, dem Waidwerk gerne oblag, vor Allem aber der katholischen Kirche und namentlich dem Jesuitenorden sich — fast mehr noch als sein kaiserlicher Bruder — ergeben zeigte. Aus der Ehe mit der Florentinerin erwuchsen ihm fünf Kinder, von denen zwei Söhne, Ferdinand Karl und Sigismund Franz, zu ihren Jahren kamen. Sein Testament vom 25. Juli 1629 spiegelt seine strengkatholische Denkweise ab. Der jüngere Bruder Leopolds, Erzherzog Karl (bereits am 27. December 1624 gestorben), besaß auch das Bisthum Brixen, residirte aber als Breslauer Bischof in dem Vororte Schlesiens. Zur Regentschaft für Tirol und die Vorlande hatte L. seine Wittwe, den Kaiser und dessen Thronfolger ernannt. Der Gründer der jüngeren tirolischen Linie der Habsburger, welche bis 1664 bestand, hatte mit 46 Jahren sein bewegtes Dasein als Bischof, Heerführer, Gubernator und Landesfürst geschlossen.

Khevenhüller's Ferdinand. Ann., insbes. II. — VII. u. X. — XII. Bd. Die Werke z. Gesch. K. Rudolfs II. u. Mathias v. Hammer-Purgstall. Gindely und die anderweitige Geschichtschreibung des 30jähr. Krieges. — Hurter, Gesch. K. Ferd. II. u. s. Eltern, I.—IX. Bd. Briefe u. Actenstücke z. Gesch. des 30jähr. Krieges, hrsg. v. d. Münchener Akad., I.—III. Bd. bearb. v. M. Ritter 1870—1877 (insbes. d. III. Bd., der den Jülicher Erbfolgekrieg behandelt), u. IV. Bd. Stieve, Die Politik Baierns, 1591—1607, (1878 u. 1883). J. Egger, Gesch. Tirols, II. Bd. (1876). Krones.

Leopold Wilhelm, Erzherzog von Oesterreich, zweiter Sohn Kaiser Ferdinands II., geb. am 6. Januar 1614 in Graz, war für den geistlichen Stand bestimmt und erwarb nach der Weltlichwerdung seines Oheims Erzherzog Leopold V. (s. den vorherg. Art.) die Bisthümer Passau und Straßburg (1625), später (1637) das Olmützer und schließlich (1655) das Breslauer Bisthum; auch führte er den Titel eines Bischofs von Halberstadt (seit 1626) und bekleidete außerdem die Würde eines Hoch- und Deutschmeisters. Mehr durch die Sachlage, das übliche Heeressystem und die Hofraison als durch inneren Beruf zum Generalissimus erkoren, trat der Erzherzog 1639 als solcher auf den böhmischen Kriegsschauplatz, um im Alter von 25 Jahren eigentlich erst im Heereswesen geschult zu werden. Hier gab man ihm den kriegserfahrenen G. L. Piccolomini, vor Kurzem erst vom Niederrheine an die Elbe abberufen, als Adlatus bei. 1640 im Frühjahre entbrannte um Kolin und Königgrätz der Kampf der Kaiserlichen und der Schweden (unter Banér) und schloß mit der Hinausdrängung des Feindes, dem man dann in das Thüringische und später in die Weserlande folgte. Die kaiserliche Armee rückte dann gegen Hessen-Kassel vor, ohne daß sonst ein entscheidender Erfolg erstritten worden wäre. 1641 im Frühjahre standen der Erzherzog und die bairischen Ligisten bei Ingolstadt zur Abwehr der Schweden, und dem Erzherzoge gelang die Entsetzung des von Banér und Guébriant bedrohten Regensburg. Kaiserliche und Ligisten zogen dann nach dem Siege bei Neuenburg nach Niedersachsen. Im Sommer kam es bei Wolfenbüttel zur Entscheidung. Die vereinigten Schweden und Franzosen unter Königsmark und Guébriant warfen (19. Juni) das kaiserliche und bairische Heer unter Erzherzog L., Piccolomini und General Wahl. Letzterer betrachtete den welschen Adlatus

als Schuldtragenden bei dieser Schlappe und schrieb an seinen Kriegsherrn, Kurfürsten Max von Baiern, nachstehende Zeilen, die von dem guten Willen und persönlichen Muthe des Erzherzogs Zeugniß geben: „Mit reinem Gewissen kann ich sagen, daß, wenn seine erzherzogliche Durchlaucht noch ein wenig den Krieg practicirn, dieselben ein solcher Kriegsheld werden, als in langer Zeit nit gewesen; dann Sie die Stuckkugeln ebensowenig achten als wann eine Mucken vorüberfliegen thät. Ich vermein, wann wir deutsche Häupter hätten, es sollt' alles wohl abgehen." Der Erzherzog nahm dann Stellung im Wesergebiete und operirte in den welfischen Landen, von Piccolomini wie immer und überall berathen. — Im Kriegsjahre 1642 erstand den Kaiserlichen in Torstensohn der furchtbarste Gegner. Wol gelang es, ihn nach seinem Erfolge bei Schweidnitz (Mai), als er durch Schlesien gegen Mähren vorbrach und die verrätherische Feigheit des Obersten Miniati ihm die wohlverwahrte Festung Olmütz in die Hände spielte (5. Juni), — wieder nach Niederschlesien zurückzuwerfen, — als er aber dann gegen Sachsen sich wandte und Erzherzog Leopold Wilhelm mit Piccolomini bei Leipzig (2. November) die Schlacht aufnehmen mußten, erlitten sie durch ihn eine vollständige Niederlage. Kaiser Ferdinand III. ließ sich nun bald durch Trautmannsdorf für eine Aenderung des Obercommandos bestimmen (1643), demzufolge nun wieder Gallas Generalissimus wurde, ohne jedoch das Mißgeschick Erzherzogs L. W. wett zu machen, der sich auf seinen Passauer Bischofssitz zurückzog, während Piccolomini spanische Dienste nahm. Gallas hatte sich bald wieder unmöglich gemacht, Hatzfeld zum Nachfolger erhalten und dieser gegen Torstensohn die Hauptschlacht bei Jankau (24. Februar 1645) eingebüßt, welche Angesichts der Waffengenossenschaft des bis vor Wien dringenden Schwedengenerals mit Georg Rákóczi I. von Siebenbürgen, Oesterreich vor eine Katastrophe stellte. Bei der von Kaiser Ferdinand III. mit Umsicht aufgebotenen Vertheidigung Niederösterreichs und der neuen Waffenerhebung gegen den doppelten Feind, Schweden und Frankreich — erscheint dem Erzherzog L. W. neuerdings die Rolle des Obercommandanten der Kaiserlichen zugewiesen. Der längst abgenützte Gallas erscheint als sein Adlatus. Im October vereinigen sie sich bei Nördlingen im Schwäbischen mit den Ligisten unter Gheleen. Das Kriegsjahr 1645 schloß mit der Rettung Oesterreichs aus den drängendsten Gefahren, aber der wüste Krieg dauerte fort und nach dem Plane des Hofkriegsrathes sollte 1646 Erzherzog L. W. gegen die Schweden, das Ligistenheer gegen die Franzosen Stellung nehmen. Damals war der aus schwedischer Gefangenschaft losgekaufte General Hatzfeld Adlatus des Erzherzogs. Die kaiserliche Armee, welche unter des Letzteren Obercommando zuerst von Klattau in Böhmen aus operirt hatte und dann an den Main zog, befand sich in der schlimmsten Verfassung, insbesondere hatten Pferdeseuchen einen großen Theil der Reiterei aus dem Sattel gebracht. Der Rückzug der österreichisch-ligistischen Armee an die Donau, wo sich auch der österreichische und bairische Landsturm mit ihr vereinigte (September 1646), erscheint daher um so begreiflicher. Im Spätherbste legt dann Erzherzog L. W. das Obercommando neuerdings nieder und auch Hatzfeld zieht sich zurück. Gallas tritt wieder an ihre Stelle. Dieser Commandowechsel besserte nichts an der Sachlage. 1647 finden wir Erzherzog L. W. als spanischen Statthalter der Niederlande, im Vereine mit dem Herzoge von Lothringen im Kampfe gegen die Franzosen bei Armentières, Landrecy und Dixmuiden; er brach dann in Frankreich ein, zog dann wieder zurück und eroberte (3. und 19. August 1648) Furnes und Estaires. Die Schlacht bei Lens (20. August 1648) war das letzte bedeutende Ereigniß auf diesem Schauplatz. In dem Todesjahre König Ferdinands III. (1657) versuchte die französische Politik die Kaiserwahl Leopolds (I.) durch die Aufstellung anderer Candidaten zu kreuzen. Unter diesen erscheint —

jedenfalls ohne sein Zuthun — Erzherzog L. W., der Oheim des österreichischen Thronfolgers. Noch erlebte er die Kaiserwahl Leopolds I. und die vier ersten Jahre der Herrschaft des letztgenannten, selbst vorzugsweise der Kunstliebhaberei ergebenen Herrschers. Er war eine strengreligiöse, stilllebige Natur.

Avancini, Leop. Guglielmi archiducis Austriae, principis bello et pace inclyti virtutes et gesta (Antwerpen 1665, 4°). Die Geschichtswerke über den 30jährigen Krieg, insbesondere v. Barthold; Koch, Gesch. d. dtsch. R. u. K. Ferd. III.; Schreiber, Gesch. des Kurf. Max. I. ꝛc.

Krones.

Leopold von Oesterreich, Astronom. Weder über die persönlichen Verhältnisse, noch auch über die eigentliche Lebenszeit dieses Mannes scheint sich irgendwelche sichere Nachricht beibringen lassen zu können. Jedenfalls aber dürfte dem Inhalte seines Buches nach, auf welches wir uns einzig und allein zu beziehen im Stande sind, Riccioli ungleich mehr im Rechte sein, wenn er sagt: „Leopoldus de Austria magnae famae astrologus floruit circa 1200“, als der anonyme Verfasser der „Geschichte der Astronomie“, der annimmt oder durch den Ort, welchen er dem L. anweist, wenigstens zu der Annahme verleitet, derselbe habe erst gegen das Ende des 15. Jahrhunderts gelebt. Daß letzteres nicht möglich, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß eine Münchener Sammelhandschrift, die zwischen 1445 und 1450 angelegt ward, mit der vom Verfasser angeblich selbst niedergeschriebenen „Compilatio leupoldi de astrorum scientia“ beginnt. Unter den Sprossen des österreichischen, markgräflichen oder herzoglichen Hauses, dem man den Verfasser hat einreihen wollen, findet sich keiner, mit dem man ihn füglich zusammenbringen könnte. Es wird also das ducatus Austriae filius nur als „Sohn des Landes Oesterreich“ zu fassen sein, wie denn auch der Wiener Codex nicht L. dux Austriae, sondern L. de Austria sagt. Im J. 1489 nun gab der bekannte Augsburger Buchdrucker Erhard Ratdolt zu Vendig ein Buch mit folgendem Titel heraus: „Compilatio Leupoldi ducatus austrie filii de astrorum scientia decem continens tractatus“. Was sein geistiges Eigenthum an diesen zehn Abhandlungen sei, erklärt L. nicht näher; man solle gar nicht, so äußert er sich, nach den Autoren der einzelnen Bestandtheile fragen, für deren richtige Wiedergabe er als „diligens compilator“ einstehe. Sollte der einleitende Tractat etwa aus Leopolds eigener Feder stammen, so wäre zu erwähnen, daß derselbe mit einer genauen Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels beginnt, die einzelnen Sternbilder durch Alignement zu bestimmen lehrt, dann aber gleich mitten in die eigentliche Sterndeuterei hineinführt. Sonst möchten noch aus der Einleitung die folgenden Worte bemerkt zu werden verdienen: „Ego sum, inquam, Leupoldus ducatus austriae filius, qui post longum et continuum studium astronomiae habeo ad honorem dei tenaciter in intentione, omnia, quae de astrorum scientia comprehendi, in unum volumen reducere. De motibus autem, quia multi de his scripserunt copiose et praedixerunt, summarie pertransibo ut possim amplius et utilius effectibus immorari“. Schon aus dieser Wendung erhellt, daß die Astrologie der Hauptzweck des Werkes war, welchem die wissenschaftliche Sternkunde nur zur Unterstützung zu dienen hatte. Eine Handschrift des Werkes (cod. s. XIV) in der kaiserlichen Fideicommißbibliothek in Wien trägt nach dem Katalog das Explicit: Liupoldus de Austria a. domini 1332.

Riccioli, Chronicon Astronomorum, Bononiae 1651. — Kästner, Gesch. der Mathematik, 2. Bd., Göttingen 1797, S. 682 ff. — Geschichte der Astronomie von den ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten, Chemnitz 1792, S. 157. — Günther, Analyse einiger kosmographischer Codices der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, Halle 1878, S. 2 ff.

Günther.

Leopold: Alexander L., erster Buchdrucker zu Graz in Steiermark in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In dieser Stadt, welche zu jener Zeit (1564) zur Hauptstadt dreier Herzogthümer erhoben worden war und wo selbstverständlich die geistigen Capacitäten ihren Sitz hatten, wurden gleichwol, wie aus einem Schriftstücke der Regierung erhellt, noch im J. 1579 namhafte Drucksachen derselben in Augsburg oder anderen Städten hergestellt. Aber es stellte sich bald die Nothwendigkeit heraus, daß in der Stadt selbst eine Presse sich befinde, und dies um so mehr, als in dem angrenzenden Salzburg und zwar in der Stadt Salzburg selbst schon im J. 1533 (nicht erst 1564, wie Grässe's Litterärgeschichte III. 1, 195 angibt) eine Presse in Thätigkeit war und Tirol seinen Erstlingsdruck aus Innsbruck von 1558 aufweist. Und so erhielt denn auch Graz ein Jahr später, 1559, seinen ersten ständigen Buchdrucker in L. Leider hat sich über dessen persönliche oder Lebensverhältnisse bis jetzt nichts von Belang ermitteln lassen, doch erscheint er als ansässiger Bürger der Stadt und hatte seine Druckerei von dem Seckauer Fürstbischof Peter Persicus, der zuerst in Steiermark eine Officin gegründet zu haben scheint, etwa um 1554 erworben, das Geld aber zu diesem Ankaufe war ihm von den Ständen vorgestreckt worden. Seine Thätigkeit erstreckte sich jedoch nur bis zum J. 1562, denn auf einem Drucke dieses Jahres erscheint die Bezeichnung „ex relicta officina“, was auf seinen damals schon erfolgten Tod hinzudeuten scheint. Ob L. auch mit dem Handel von Büchern sich beschäftigt habe, ist zwar nicht nachzuweisen, da aber Buchdruck und Buchhandel noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit wenigen Ausnahmen allenthalben und auch noch später vereinigt betrieben wurden, womit auch der Handel mit Schreibmaterialien, Dinte, Federn, Papier und Pergament, ja nicht selten auch das Geschäft des Buchbinders, welches letztere wenigstens in Graz factisch durch einige unten zu nennende Drucker ausgeübt wurde, so ist anzunehmen, daß auch unser Drucker diesen Beschäftigungen nicht fremd geblieben war. Seine bis jetzt bekannt gewordenen drei Druckschriften sind: „Romischer Khayserlicher auch zu Hungarn vnd Behaim Khün. May . ., Ertzhertzog zu Oesterreich . . . Confirmation vnd Bestättigung des Fürstenthumbs Steyr Perckrechts (Bergrechts) Büechel“, 1559, 8⁰; „Mag. Hieron. Lauterbachs Kalender für 1562“, 4⁰, eigentlich schon 1561 gedruckt und sehr wahrscheinlich der erste Kalender, welcher überhaupt in Oesterreich gedruckt wurde, und „Th. Laschitz, breves aliquot elegiae illustri viro Sigismundo baroni in Herberstein dicatae. Graecii Steiriae ex relicta officina Alex. Leopold“, 1562, 8⁰, mit dem in Holz geschnittenen Herberstein'schen Wappen. Die Nachfolger unseres Druckers in Graz waren im 16. Jahrhundert und zwar von 1563—1575: Andreas Franck, zugleich Buchhändler und Buchbinder, und dieselben Geschäfte betrieben auch des letzteren Nachfolger Zacharias Partsch oder Bartsch (vgl. diesen Art.), der auch noch Formschneider war, von 1564—1579; diesem folgte Hans Schmidt (vgl. d. Art.) von 1584—1599, und mit diesem und nach ihm Georg Widmanstetter seit 1584, eine Firma, die über 200 Jahre lang in Graz bestand und allein das ganze 17. Jahrhundert hindurch Pressen im Gange hatte (vgl. diesen Art.).

Archiv für d. Gesch. d. deutschen Buchhandels, IV. 57, 89.

J. Franck.

Leoprechting: Karl Freiherr v. L., Germanist und Historiker, geb. am 17. December 1818 zu Mannheim, studirte am Lyceum daselbst und im Kayserschen Institut zu Heidelberg, weilte einige Jahre bei seinem Großvater Baron v. Maubuisson im Schlosse Eulenburg, nächst Worms, wo der frühere pfälzische Geheimrath v. Lamezan den Grund zu seiner späteren Richtung legte. Nachdem L. auch noch die landwirthschaftliche Schule zu Wiesbaden frequentirt hatte,

machte er 1839—42 eine große Cavaliertour durch Italien, Sicilien, Spanien, Frankreich, Holland und Belgien, später durch Oesterreich und ganz Ungarn; kaufte 1844 das am Lech, nächst Landsberg, gelegene Schloß Peringen, wo er alsbald einen Schatz von alten Büchern zusammenbrachte und über Historien und Chroniken saß, dann abwechselnd wieder nach München ging und nach ganz autodidaktisch-planloser Methode auf der Staatsbibliothek und im Reichs- und Staatsarchive den Kapitalstock zu seinen handschriftlichen Studien sammelte. Zugleich besaß er aber auch ein offenes Ohr und einen scharfen, beobachtenden Blick für das Volksleben und -Treiben und so kam es, daß der wackere Freiherr aus Lust und Freude an den „alten Geschichten“ oft von seinem Schlößlein in die rauchigen Wirthshaus- und Spinnstuben hinabstieg, um die fliegenden Traditionen einzuheimsen, die er sorgsam in Schrift brachte und sehr geschickt in dem Buche „Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde“ (1855) verarbeitete — nach Form und Gehalt ein wahres Musterbuch der Forschung, welches in der Folge von allen Germanisten mit Achtung genannt und citirt wurde. L. gab diese Erzählungen aus dem Volke treu wieder; es sind weder Geschichten noch Märchen, doch spiegelt sich darinnen der religiöse Hausbedarf des Volkes, der Aberglaube, welcher, aus grauer Heidenzeit vererbt, ebenso der Beachtung des Forschers werth ist, wie die Geschichte des Landes und der einzelnen Familien. L. zog auch „das Bauernjahr“ mit seinen Festen und Spielen, Loostagen und Gebräuchen in das Bereich der Culturhistorie; dazu fügte er die charakteristischen Lieder (mit den Melodien) und die gangbaren Sprichwörter, so daß das ganze „Singen und Sagen“ dieses merkwürdigen Landstriches abgeschlossen vor uns steht. Im J. 1854 verkaufte er sein Peringen und zog nach einer Winterrast zu München 1855 in die Nähe seines Stammgutes Leoprechting nach Neuötting, wo er ein schönes Herrenhaus erwarb mit feuerfesten Gewölben, worin er seine Bücherei und Archivalien barg. Von nun an war es hauptsächlich Genealogie und baierische Geschichte, auf welche er, unterstützt durch ein immenses Gedächtniß, mit behäbiger Lust sammelte. Mit allen Antiquaren im regen Verkehr, erwarb er Handschriften, Urkunden, Briefe und Bücher, welche bald einen stattlichen Katalog füllten. Schon 1852 und 1854 übergab er einige seiner Studien, z. B. über die Freiherren von Donnersperg und die schöne Arbeit über die Geschlechtskunde der Hörwarthe von Hohenburg dem Historischen Vereine von Oberbaiern, welcher sie in seinem Archiv (XII. 311 ff. und XIV. 197 ff.) abdruckte; andere Elaborate erschienen in den Verhandlungen des Historischen Vereins für Niederbaiern (1861—1863). Von seinen übrigen Schriften, welche er meist nicht in den Buchhandel gab, sondern nur als Manuscript gedruckt an Bekannte und Fachgenossen verschenkte, verdient das „Stammbuch von Possenhofen, der Insel Wörth und Garatshausen“ (München 1854, Druck von C. Wolf) und die Monographie „Des Freiherrn Alexander Saurzapff und seines alten Geschlechtes Heimgang“ (München 1861 bei C. Wolf) besondere Nennung. L. starb auf einer Reise zu Mannheim am 20. Januar 1864.

Vgl. Nekr. in Nr. 40 Morgenblatt zur Baier. Ztg. v. 9. Febr. 1864 u. im 27. Jahresbericht des Histor. Vereins v. Oberbaiern, 1866.

Hyac. Holland.

Leovigild, Westgothenkönig, von 568 bis 21. April 586. Die schweren inneren und äußeren Gefahren, welche den Westgothenstaat in Gallien und Spanien, das Reich von Toulouse und das Reich von Toledo, bedrohten, sind zum großen Theil dargestellt worden in den beiden Artikeln: Alarich II. und Kindasvinth. L. steht der Zeit nach zwischen beiden: das Reich von Toulouse war nach dem Tode Alarich II. in der Schlacht von Voulon im J. 507 unter-

gegangen. Das nun errichtete Reich von Toledo hatte zu äußeren Feinden die drei katholischen Nachbarn: die Franken, welche soeben bereits den größten Theil des westgothischen Reiches in Gallien erobert hatten, die Sueben in der Nordwestecke der pyrenäischen Halbinsel, stets bereit, eine Bedrängniß der Gothen zu einem Stoß in den Rücken zu verwerthen, und die Byzantiner, welche, nach Vernichtung des Vandalenreiches in Afrika (a. 534) wieder die Küsten jenseit der Meerenge von Gibraltar beherrschten und, nach Vernichtung des Ostgothenreiches in Italien (a. 553), sich anschickten, nun auch das dritte arianische Germanenreich auf römischem Boden zu zerstören und wie Afrika und Italien, so auch die pyrenäische Halbinsel wieder unter das Scepter des Reiches zu ziehen. Und wahrlich, sie schienen auf bestem Wege hierzu: ganz ebenso wie bei Vandalen und Ostgothen Streit und Parteiung innerhalb des Königshauses die byzantinische Intervention selbst ins Land gerufen hatte, welche unter dem Schein, dem rechtmäßigen und römerfreundlichen Herrscher beizuspringen, die Vernichtung beider Barbarenreiche erstrebt und erreicht hatte, ganz ebenso hatte Justinian a. 554 auf Anrufen eines westgothischen Empörers Athanagild Flotte und Heer nach Spanien geschickt, welche zwar König Agila vernichten halfen, aber einen langgedehnten Küstenstrich von Sucruna am Mittelmeer im Osten bis zum heiligen Vorgebirg im atlantischen Ocean im Westen besetzten, auch gar manche Stadt im Binnenland, vor Allem Cordova, gewannen und von Athanagild sowie von dessen Nachfolgern nicht wieder ausgeschafft werden konnten. Zu diesen äußeren Feinden gesellten sich aber noch viel bedenklicher für das spanische Gothenreich innere Schäden und Gefahren: die römische und katholische Bevölkerung haßte und verachtete die barbarischen und ketzerischen Gothen und deren Könige, welche, freilich meist im Weg der Abwehr drohender Empörung, Härte gegen die Katholiken, zumal die Bischöfe, nicht immer vermieden, vermeiden konnten; seit vollends die Fahnen von Byzanz auf den Zinnen zahlreicher spanischer Festungen weheten, bestand die Conspiration der Katholiken mit diesen rechtgläubigen Befreiern in Permanenz. Vandalen und Ostgothen waren soeben diesem Uebertritt der katholischen Bevölkerung zu Byzanz erlegen; es schien nur eine Frage der Zeit, wann das Westgothenreich das gleiche Schicksal erleiden werde. Denn in den Zuständen, zumal in der Verfassung dieses Reiches, gerade auch was die gothische Bevölkerung und deren Einrichtungen betraf, fehlte es an allen Garantieen der Widerstandskraft, drohten vielmehr die äußersten Gefahren der Selbstzerstörung. Kein Geschlecht hatte, nach dem Erlöschen des Hauses Theoderich's und Eurich's, sich im erblichen Besitz der Krone zu behaupten vermocht: der Königsmord war die normale Form der Thronerledigung geworden; von 14 Königen seit Alarich waren neun ermordet, zwei in der Schlacht gefallen, nur drei natürlichen Todes gestorben*), so daß bei den Nachbarn die Westgothen dieserhalb in bösesten Leumund gerathen waren. Zwar war noch nicht jene Herrschaft des Episcopats dem König über die Krone gewachsen, welche dem Uebertritt zum Katholicismus sofort nachfolgte. Die katholischen Bischöfe wurden — mit gutem Grund! — in strenger Aufsicht gehalten und die arianische Kirche war nicht in der Lage,

*) Nämlich: Athaulf 410—415, ermordet; Sigrich nach sieben Tagen ermordet, 415; Walja 415—419, gestorben; Theoderich I. 419—451, gefallen bei Châlons; Thorismund 451—453, ermordet; Theoderich II. 453—466, ermordet; Eurich 466—485, gestorben; Alarich II. 485—505, gefallen bei Voulon; Gesalich 507—511, erschlagen; Amalarich 507 bis 531, ermordet (wahrscheinlicher als in der Schlacht gefallen, keinesfalls friedlich gestorben); Theudis 531—548, ermordet; Theudigisel 548—549, ermordet; Agila 549—554, ermordet; Athanagild 554—568, gestorben. In 158 Jahren regierten 14 Könige: also Einer durchschnittlich nur 11 Jahre; sieht man aber von der ausnahmsweise langen Regierung Theoderich I. (32 Jahre) ab, so ergeben sich auf 13 Könige nur 126 Jahre, d. h. für jeden durchschnittlich nur 9 Jahre.

die Krone zu beherrschen, deren Schutz gegen den überall angreifenden Katholicismus sie dringend brauchte. Aber statt der geistlichen Aristokratie, welche sie alsbald in Beherrschung des Staates ablösen sollte, zerrüttete mehr noch als beherrschte das Reich eine meisterlose weltliche Aristokratie großer, reicher gothischer, auch verwilderter römischer Geschlechter, welche, kleine Dynasten auf ihren wol abgerundeten weiten Besitzungen in natürlichen territorialen Gliederungen, in geschlossenen Thälern oder auf herrschenden Höhenzügen, an der Spitze ungezählter bewaffneter Knechte, Freigelassener, persönlich freier, aber wirthschaftlich völlig abhängiger Schützlinge mannigfaltigster Rechtsformen mit oder ohne Landleihe, thatsächlich Herren des Landes waren und in junkerhafter Zuchtlosigkeit keine Gewalt des Staates über sich aufkommen ließen; gar mancher König war ermordet oder in offener Rebellion in der Feldschlacht erschlagen worden, weil er diesen jedem Staatsgedanken trotzenden Adel hatte bändigen wollen. Das waren die Zustände, die tödtlichen Gefahren, in welchen L. bei seiner Thronbesteigung das Westgothenreich vorfand. Athanagild war im Jahre 567 (November?) gestorben „friedlichen Todes", was die Quellen, gleichsam erstaunt, als seltenste Ausnahme hervorheben. Der Mangel einer festen Erbordnung und der Ehrgeiz der hadernden Großen, die lieber Könige werden oder morden als wählen wollten, zeigte sich auch bei dieser Thronerledigung wieder klar und verderblich. Fast ein halbes Jahr (fünf Monate) lang konnte man sich über keine Wahl einigen und als zuletzt die gallische Provinz („Septimanien") den langjährigen Dux von Narbonne, Leova, zum König erhob, drohte das Reich in seine beiden Gruppen auseinanderzufallen. Denn die Gothen in Spanien wollten den ohne ihre Mitwirkung Gewählten nicht anerkennen und die Gefahr eines neuen Bürgerkriegs wurde vielleicht nur dadurch abgewandt, daß Leova seinen jüngeren Bruder L., der in Spanien, wenn nicht an der Spitze seiner Gegner, doch in der ersten Machtstellung stand, — er hatte durch Heirath mit der Wittwe Athanagild's, Godisvintha, auch dessen Anhang gewonnen — als Nachfolger und Mitregenten, genauer als alleinigen König des spanischen Theiles, anerkannte, während er sich mit Septimanien begnügte; diese Theilung, welche freilich an den merovingischen Staaten eine Art Vorbild hatte, zeigt immerhin, welch schwaches Band dies gothische Königthum gegenüber den starken Partei- und Gebietsgegensätzen war. Doch vereinte nach Leova's baldigem Tode im J. 572 L. wieder beide Theile des Reiches. Leovigild's Persönlichkeit und Regierung tragen einen bestimmt ausgeprägten Charakter, welcher fast den meisten westgothischen Königen gebricht, von denen wir, außer dem Namen, nur etwa noch die gewaltsame Todesart kennen. Alle die chronischen Gefahren, äußere und innere, welche dies Reich bedrohten, alle verderblichen Elemente, welche in und nahe seinen Grenzen seit lange gährten, traten, in plötzlichen Krisen, geschärft und zu klarer Erkennbarkeit gesteigert, gegen diesen König heran. Der kräftige Herrscher wehrte sie nach allen Seiten mit Ueberlegenheit ab, in einsichtiger Wahl bald milde Klugheit, bald rücksichtslose Energie bewährend. Die nationalen Contraste der Einwohner und der Nachbarn dieses Reiches waren wegen ihrer feindseligen Spannung durch die religiösen Gegensätze die eine Hauptbedrohung. Die Verbindung der katholischen, romanischen Provinzialen mit den gleichfalls katholischen Sueben, Griechen, Franken gegen die arianischen Gothen war eine fortwährende, schweigend lauernde Todesgefahr für diesen Staat. Sie zu beseitigen war eine Unmöglichkeit: denn sie hätte nichts Geringeres als die Vernichtung oder erzwungene Bekehrung dieser vier katholischen Mächte vorausgesetzt: — die andere Alternative zu ergreifen, nämlich die Katholisirung der Gothen, dazu entschloß sich erst Leovigild's Nachfolger; wir werden sehen, daß dieser Ausweg eine Gefahr in sich schloß, welcher denn schließlich auch das Reich

erlegen ist. — Dieser religiös-politischen Bedrohung durch innere und äußere Feinde war nun nichts entgegenzustellen als ein Königthum, das, untergraben durch den Mangel der Erblichkeit, durch die zur Gewohnheit gewordene Rebellion eines meisterlosen, übermächtigen, königsmörderischen Adels — der zum Gehorsam nur durch Schrecken, zur Treue aber durch gar nichts zu bringen war, — eine höchst unsichere Macht gewährte: und daneben bot sich der Krone nur noch dar ein gothisches Nationalgefühl, das durch tief und alt eingewurzelte Parteiungen und durch starke Hinneigung zu dem römischen Wesen, zu der glänzend überlegenen römischen Cultur sehr stark erschüttert war. In der Zeit nach dem Tod Athanagild's sah es fast danach aus, der Gothenstaat als solcher könne nicht fortgeführt werden: — ein halbes Jahr Thronerledigung: dann eine in Spanien nicht anerkannte septimanische Wahl: hierauf neue Parteiungen: endlich eine Theilung von Gebiet und Regierungsgewalt des Reiches. Inzwischen aber hatten nicht blos die Byzantiner vom Südosten, die Sueben vom Nordwesten her sich auf Kosten des schützerlosen Reiches ausgebreitet: — es war, was ungleich bedenklicher, in den noch nicht von diesen Feinden geradezu occupirten Gebieten die gesammte romanische Bevölkerung und zwar die bäuerliche auf dem Lande, namentlich in den Gebirgen, ganz ebenso wie die Städte — also die ganze große übermächtige Volkszahl der Katholiken — auf allen Punkten, im Norden mit den Sueben, im Osten mit den Franken, im Süden mit den Byzantinern in natürliche Verbindung getreten, bald unwillkürlich, bald mit der bestimmten Absicht der Losreißung von dem, wie es schien, zerfallenden Ketzerstaat der Gothen. Dieser großen Gefahr schritt L. sofort energisch entgegen: unermüdlich trug er in den nächsten acht Jahren seine Waffen nach allen Richtungen der Halbinsel, überall den zum Theil hartnäckigen Widerstand der verbündeten inneren und äußeren Feinde brechend. Noch im Jahre seiner Thronbesteigung (a. 569) zog er nach dem Süden gegen die Byzantiner in die „bastanische und malaccitanische Landschaft", schlug die Feinde und verheerte das Land; im nächsten Jahre (a. 570) gewann er im Westen des byzantinischen Gebiets durch Einverständnisse mit den gothischen Einwohnern die feste Stadt Assidonia. Das ganze folgende Jahr (a. 571) aber leistete das wichtige und stolze Cordova, den Mittellauf des Bätis (Quadalquivir) beherrschend, eifrig katholisch, den Byzantinern zugethan, der gothischen Herrschaft immer abgeneigt und seit 20 Jahren entrückt, gewiß auch von kaiserlicher Besatzung vertheidigt, einen erbitterten Widerstand, den die Bauern der andalusischen Berge unterstützten. Endlich fiel die Stadt, wie Assidonia, durch nächtlichen Verrath: dieser Schlag traf die kaiserliche Partei im ganzen Lande schwer und entmuthigend; die blutige Bestrafung der Bürger und der Bauern, wiederholte Niederlagen der byzantinischen Truppen im offenen Feld scheinen eine große Zahl der zu diesen abgefallenen Städte und Castelle zur Unterwerfung gebracht zu haben. Im nächsten Jahre (572) zog der König gegen Norden, wo die Rebellion, wie im Süden bei den Byzantinern, bei den Sueben Halt und Hilfe suchte; aber das rasche und machtvolle Vordringen Leovigild's schreckte die Sueben von bewaffneter Unterstützung des Aufstandes ab und so wurde zuerst im Norden die Stadt Aregia und das Gebiet der Aregenses, dann im Nordwesten Sabaria, hart an der suebischen Grenze, bezwungen. Nun kam (a. 573 oder 574) die Reihe an das östlich angrenzende Cantabrien, wo die Stadt Amaja erobert wurde; eine diesmal von suebischen Truppen unterstützte Wiedererhebung in den aregischen Bergen ward niedergeworfen und das Haupt der Empörung, ein vornehmer Spanier, Aspidius, mit seiner Familie gefangen. In diesen dem Centrum des Gothenstaats ferner gelegenen Gebieten hatten sich, man sieht das deutlich, einzelne hervorragende Häupter des alten Provinzialadels, durch Reichthum, ausgedehnten Grundbesitz und starke Clientelen mächtig,

als die natürlichen Führer an der Spitze der Bewegung gefunden, welche die Ueberordnung des Staates sprengen wollte. Im J. 576 mußten zweimal die Aufstände der Städter und der Bauern (rustici) in dem Gebirgsland von Orospeda unterdrückt werden. Damit waren zunächst die dringendsten Aufgaben für das Schwert des Königs gelöst: aber in der mit Mühe gewonnenen Zeit der Waffenruhe galt es jetzt, mit aller Kraft das Scepter zu schwingen, d. h. das Ansehen der Staatsgewalt herzustellen. Denn die Neigung der alt-iberischen Thäler und ihrer romanischen Bevölkerung, sich unter localen Dynasten gegen die barbarische Staatsautorität der Gothen selbständig zu stellen, traf in gefährlichster Weise zusammen mit dem schlimmen Hang der gothischen Großen, in meisterloser Selbstherrlichkeit alle kräftige Handhabung der Regierung unmöglich zu machen und jeden Regenten, der sie versuchte, zu verderben; von einer Anhänglichkeit, wie sie die Ostgothen ihrem Königthum bewähren, war in diesem Wahlreich keine Rede; die Treue der Unterthanen war noch viel geringer als die Zwangsgewalt der Könige: man konnte genau die stolzen und unbändigen Geschlechter bezeichnen, welche in den letzten 50, ja 150 Jahren einen König nach dem anderen ermordet und durch genehmere Männer ersetzt hatten. In solchem Zusammenhang betrachtet gewinnen die naiven Ausdrücke jener Zeit nahestehender Autoren tiefe Bedeutung; derselbe Gregor von Tours, der „jene abscheuliche Angewöhnung der Westgothen" rügt, berichtet uns, L. habe „alle jene getödtet, welche die Könige zu ermorden sich angewöhnt hatten, nicht einen Einzigen des Mannesstammes ließ er leben". Wenn kirchlich gesinnte Quellen dem König, der später so manchen Act der Nothwehr gegen die katholische Kirche zu üben nicht vermeiden konnte, bei seinem Auftreten gegen diese „Mächtigen" lediglich Geiz und Neid, d. h. mißgünstige Beargwöhnung ihrer Macht, als Beweggründe beimessen, so gestatten, ja zwingen uns wie die Vergangenheit so die Zukunft dieses Königthums und vor Allem Leovigild's übrige Maßregeln und seine schlimmen Erfahrungen, nicht in solchen persönlichen Leidenschaften, — mögen diese auch in der Ausführung mitgewirkt haben, — sondern in einem klar gedachten und energisch verfolgten politischen Trachten die wahre Ursache seines Verfahrens zu suchen. Und eine unbefangene, obwol ebenfalls bischöfliche, für diese Zeit die werthvollste Quelle, ein Mann, welchen der König selbst in Verbannung geschickt hat, Johannes von Valclara, nennt die Sache beim rechten Namen mit den Worten: „Leonegild (sic) überwand überall und rottete aus die Tyrannen und gewaltsamen Bedrücker Spaniens und erlangte so für sich und das (geringere) Volk Ruhe". Also Schutz für die kleinen gothischen Freien, die natürlichen Verbündeten des Königthums gegen die bisherige Herrschaft eines Adels, dessen Macht sich als Unbotmäßigkeit nach Oben, als Druck nach Unten äußerte. Alles, was wir sonst von L. erfahren, bestätigt, daß er mit vollem Bewußtsein, systematisch, die sämmtlichen einem starken Königthum feindlichen Momente aufsuchte und bekämpfte, daß er alle Mittel, welche die bisher schwächsten Seiten der Regierung heben und kräftigen konnten, anzuwenden und planmäßig zu verbinden nicht ermüdete. Das Königthum war bisher schon finanziell gegen den reichen Adel in schwerem Nachtheil gewesen: kein erbliches Geschlecht konnte hier die erschöpften und viel in Anspruch genommenen Staatsmittel durch einen mächtigen Hausschatz verstärken: L. zuerst suchte, wie durch Kriegsbeute, so durch erhöhte Steuern das Aerar zu bereichern und die vielen Confiscationen der Güter des gebändigten Adels dienten dem gleichen Zweck. Gewiß war es ferner nicht blos prahlende Eitelkeit, wenn L. in dem ganzen Auftreten des Gothenkönigs eine Aenderung vornahm: „bis auf ihn hatte der König in Tracht und Sitz vor dem Volke sich nicht ausgezeichnet; er zuerst nahm königliche Kleidung an (Purpur) und seinen Sitz auf einem Thron." Fortan sollte auch äußerlich der König sich

von dem ihm umgebenden Adel durch die Abzeichen der königlichen Würde unterscheiden. Er schuf auch Toledo zur bleibenden Residenz des Reichs. Wenn wir nun weiter vernehmen, daß L. an der von Eurich stammenden Gesetzgebung Aenderungen vornahm, neue Bestimmungen hinzufügte und überflüssige abschaffte, so werden wir wol auch bei diesen Aenderungen zum Theil jene politische Tendenz des Königs wirksam denken dürfen. Vielleicht gilt das gleiche von der Gründung einer Stadt in Celtiberien, welche er seinem jüngeren Sohn Rekared zu Ehren „Rekopolis“ nannte: dieses Werk wurde als ein Zeichen der glücklich hergestellten Ruhe im Lande wie als Ausdruck der königlichen Herrlichkeit betrachtet und den wol aus der gothischen „plebs“ herangezogenen Colonisten der neuen Stadt eine Reihe von Privilegien ertheilt. Jedesfalls aber stand diese Gründung und Benennung im Zusammenhang mit dem wichtigsten Schritt, welchen der König auf der bezeichneten Bahn vorwärts trat: mit dem Versuch, die Krone in seinem Geschlecht erblich und dem Wahlrecht des Adels ein Ende zu machen. Um nach seinem Tod seinem Hause die Krone zu wahren, ließ er im J. 572 seine beiden Söhne erster Ehe, Hermenigild und Rekared, als Mitregenten anerkennen; eine Realtheilung in Provinzen hat man (für d. J. 572) allzubestimmt auf Gregor von Tours hin angenommen und L. zu Toledo, Hermenigild zu Sevilla, Rekared zu Rekopolis residiren lassen; fränkische Sitte und spätere Vorgänge können Gregor getäuscht haben. Jedesfalls wollte L. durch die schon bei seinen Lebzeiten befestigte Stellung der Söhne dem Wechsel der Dynastie zuvorkommen. Aber in der eigenen Familie des Königs sollte, nachdem er sich und seinem Volke eine Zeit der Ruhe erkämpft, der verderblichste der zahlreichen diesen Staat bedrohenden Gegensätze, der confessionelle, zu einem Ausbruch kommen, welcher, alle anderen Gefahren wieder entfesselnd, sein Haus und sein Reich an den Rand des Verderbens drängte. Und wieder wie unter Athanagild gab eine merowingische Verschwägerung dazu den Anlaß. — L. war ursprünglich keineswegs ein Feind des Katholicismus: dies beweist seine Verbindung in erster Ehe mit Theodosia, der katholischen Tochter eines byzantinischen Großen, Severianus aus Karthagena; diese, wahrscheinlich unterstützt von ihrem Bruder Leander*), einem Mann von gleich großer Neigung wie Begabung zu seelenbeherrschendem Einfluß, dem späteren Metropolitan von Sevilla, mochte ihre beiden arianisch getauften Knaben früh mit dem katholischen Bekenntniß befreundet haben. Seit L. den Thron bestiegen und jahrelang die Conspiration der Katholiken mit den Reichsfeinden zu bekämpfen hatte, mußte ihn allmählich strengere Gesinnung gegen die gefährliche Macht dieser Kirche erfüllen: — darauf ist wol mehr Gewicht zu legen als auf seine Verbindung in zweiter Ehe mit Godisvintha, der Wittwe Athanagild's, einer leidenschaftlichen Arianerin. Verschwägerung mit den Merovingen sollte abermals das Frankenreich und den Gothenstaat einander nähern: Hermenigild ward mit seiner Stiefnichte Ingunthis, der Tochter Sigibert's und Brunichilden's (Tochter Athanagild's, also Enkelin seiner Stiefmutter Godisvintha) verlobt, vornehmlich auf Betreiben der fränkischen Königin. Seit vier Jahren Wittwe — Sigibert war a. 576 durch Fredigunthis ermordet worden — und von ihren Feinden stets mit Vernichtung bedroht, griff die Tochter Athanagild's nach der gothischen Macht, als ihrer natürlichen Stütze. Mit reicher Ausstattung ward die Braut nach Toledo geleitet (a. 580). Dabei scheint man gothischer Seits den Uebertritt der künftigen Königin zum Arianismus vorausgesetzt zu haben, wie ja auch Brunichild (und deren Schwester Gailesvintha bei ihrer Vermählung mit Chilperich) den Katholicismus angenommen hatten. Gewiß hatte namentlich Godisvintha nicht daran gedacht, einer katholischen Königin — ihrer eigenen Enkelin —

*) S. aber die Litteratur am Ende des Artikels.

am Hofe zu Toledo eine Stätte zu bereiten. Als daher Ingunthis, die noch unterwegs zu Agde durch den Bischof Fronimius in dem Festhalten an ihrem Glauben und in dem Abscheu wider das „Gift der Ketzerei“ bestärkt worden, unerachtet alles Andringens den Uebertritt auf's Festeste weigerte, mußte man einen politischen Plan, von dem man Günstiges erwartet, nicht gescheitert blos, nein, in verderbliche Gefahr umgeschlagen erblicken: statt sich den Franken zu nähern hatte man eine eifrige und einflußreiche Vertreterin der reichsgefährlichen Confession ins Land gezogen. Diese politischen, geschichtlichen Motive hat man außer Acht gelassen, wenn man, den dramatisch schildernden und alles aus persönlichen Leidenschaften naiv erklärenden Quellen jener Zeit folgend, in Godisvintha nur die einäugige, häßliche, Jugend und Schönheit beneidende böse Stiefmutter, in Ingunthis immer nur die leidende, jugendlich schöne Königstochter des Märchens erblickte. Uebrigens scheint zwar in der That Godisvintha, als Zureden nicht half, die Enkelin thätlich mißhandelt zu haben: der König jedoch, obwol in seiner Berechnung getäuscht, ist weit entfernt, die Widerstrebende zu zwingen; er hofft, den brennenden Hader in seinem Hause dadurch zu löschen, daß er Hermenigild und seine Gattin vom Hof in eine Art Verbannung entfernt und ihnen bei Sevilla eignes Gebiet anweist. Aber der Erfolg zeigte, daß die katholische Kronprinzessin in der That nicht ungefährlich war: es gelang ihrem unnachlässigen Zuspruch, den Gemahl zu Sevilla, unterstützt durch dessen mütterlichen Oheim Leander, seit dem J. 579 daselbst Metropolitan — („Erzbischof“ begegnet im Gothenreich noch nicht) — zum Uebertritt zu bewegen: er nahm in der katholischen Taufe den Namen Johannes an. Nach der ganzen politischen Constellation war dieser Schritt nichts anders als Empörung gegen den Vater, Gefährdung des Staats, Untergrabung des gesammten bisher von dem König mit so viel Anstrengung hergestellten Baues. Es ist höchst bezeichnend, daß die orthodoxen Zeitgenossen, selbst so leidenschaftliche Feinde des Arianismus wie Gregor von Tours, so eiferwarme Katholiken wie Johannes von Valclara (Biclaro), das Beginnen Hermenigild's nicht zu rechtfertigen wagen: so gewaltig war die Persönlichkeit des Königs, so großartig sein staatsmännisches Werk, so klar sein Recht und so grell der politische Frevel des Sohnes. Denn, darf man auch nicht die Entthronung des Vaters als sein ursprünglich treibendes Motiv annehmen: — sofort, noch im J. 580, sah sich Hermenigild in die engste Verbindung gedrängt mit allen schlimmsten Feinden des Reichs: mit den Sueben im Nordwesten, den Byzantinern im Süden, mit den unzufriedenen Katholiken und Romanen in allen Provinzen. Die Bischöfe der rechtgläubigen Kirche mit ihrer dem unfertigen Germanenstaat so weit überlegenen, unübertroffenen, welterobernden Organisation waren seine natürlichen Verbündeten, seine besten Helfer überall: im ganzen Reiche loderten die katholischen Erhebungen empor, Sueben und Byzantiner rückten in das gothische Gebiet, Hermenigild nahm den Königstitel an und schlug Münzen mit seinem Brustbild und einer geflügelten Victoria, ja er trachtete nun dem Vater nach dem Leben. Das rechte Wort für Hermenigild — „tyrannus“, d. h. „Empörer“, nennt er ihn und sein Thun ein „rebellare“ — hat der wackere Johannes von Valclara, der doch damals sein Bisthum Gerunda durch den Zorn des Königs verlor: — erst später hat man in Spanien und anderwärts aus Sympathie für den katholischen Martyr den rebellischen Sohn, den reichsverderberischen Prinzen übersehen. Die Wucht des gegen L. gefallenen Streiches war groß: außer seiner Residenz Sevilla hatte sich eine ganze Reihe der wichtigsten Städte und Castelle für Hermenigild erklärt, das kaum erst wieder gezähmte andalusische Cordova schüttelte feurig den Zügel der gothischen Herrschaft ab und lud einen byzantinischen Präfecten mit starker Truppenmacht in seine Mauern: „viele Tausende“ hat Hermenigild noch ganz

zuletzt unter seiner Fahne: der König wagte nicht, sich dieser übermächtigen Bewegung sofort mit den Waffen entgegen zu werfen; klar erkannte er die Nothwendigkeit, weitere Fortschritte der katholischen Erhebungen zunächst in dem noch äußerlich treu gebliebenen oder doch von seinem Schwert überherrschten Gebiet zu hemmen; dazu brauchte er, so klug wie entschlossen, bald Milde, bald Strenge. Mit so großer Feinheit operirt der König (auf die Nachricht von einem Mirakel läßt er restituiren, was seine Truppen in einem katholischen Kloster geraubt; er bezeugt geflissentlich den katholischen Heiligen, z. B. St. Eulalia, und deren Heiligthümern, seine Verehrung; ein katholischer Einsiedler von höchstem Ruf, St. Nunctus, lebt nur von Leovigild's Unterstützung), daß Gregor von Tours erbangend einen durchreisenden Spanier fragt, „wie bei den Christen (d. h. Katholiken), deren nur geringe Zahl in jenem Lande noch übrig, der Glaube bestehe?" Sein Gewährsmann meint dann zwar: sie bewahren den Glauben treu; „aber der König trachtet sie nun mit neuem Kunstgriff zu irren, indem er arglistig in den Kirchen unserer Religion zu beten scheint". Er erkläre: das habe ich nun klar erkannt, daß Christus, der Sohn Gottes, dem Vater gleich ist; nur daß auch der heilige Geist vollkommener Gott sei, glaube ich nicht: deswegen, weil in keiner Bibelstelle steht, er sei Gott." — Daß auch katholische Römer fest am König hielten, erhellt aus der Wahl von zwei solchen zu Gesandten an Chilperich von Soissons. Aber im Ganzen war der Conflict auch ein nationaler: auf Seite des Vaters haben wir uns das Gothenthum zu denken, während Hermenigild sich auf die Romanen, d. h. die Katholiken, die Kaiserfreunde, stützen mußte. Die von L. in dieser Zeit nothwendig verhängte Verfolgung der Kirche hat man sehr übertrieben. Die gefährlichsten Bischöfe wurden freilich durch Verbannung unschädlich gemacht und durch Einziehung ihrer Güter und „Privilegien" gestraft. So, natürlich, Leander von Sevilla, 584—586, sein Bruder Fulgentius von Ecija (Astigi), Licinian von Karthagena; Fronimius von Agde sollte (angeblich) für seine Einflüsterungen getödtet werden, er entfloh in die Merovingerreiche. Damals auch wurde Johannes von Gerunda (später Gründer von Biclaro, Valclara) nach Barcelona verbannt. Gegen Mausona von Merida unternahm man vergebliche Versuche der Gewinnung oder Einschüchterung. Anfangs hatte man sich begnügt, ihm nur einen arianischen Bischof an die Seite zu setzen, der ihm einige Kirchen wegzunehmen suchte. Da leisten die Katholiken mit Gewalt Widerstand: gleichwol ordnet der König noch einen besonderen „Streit", wol zugleich Religions- und Rechtsstreit, an, obzwar unter Zuziehung der Richter, um den Besitz der Hauptkirche der heiligen Eulalia. Darauf wird Mausona zunächst nach Toledo zur Verantwortung geladen und erst als er die Auslieferung des Gewandes jener Heiligen an die arianische Kirche weigert (er trug es insgeheim um den Leib gefaltet, behauptete aber, er habe es verbrannt und die Asche verschluckt), wird er auf drei Jahre in ein Kloster verbannt: ein wildes Pferd, das ihn abwerfen und tödten soll, wird plötzlich zahm; hätte er wirklich die ihm von seinem Biographen in den Mund gelegten Reden gegen L. geführt — er will ihn durch herausfordernde Schmähungen bekehren — hätte er wol schwerere Strafe erhalten und — verdient. Der in Merida vom König eingesetzte Bischof wird halb und halb von den Katholiken verjagt; jene kirchlichen Quellen legen überall wider Willen von der Staatsgefährlichkeit dieser Bischöfe bestes Zeugniß ab*). L. wirkte weniger durch Gewalt als durch Klugheit: vor Allem suchte er die noch nicht offen abgefallenen Katholiken um jeden Preis zurückzuhalten; zu diesem Zweck nahm er sich, mitten im schlimmsten Gedränge (a. 581), Zeit, ein Concil seiner Bischöfe nach Toledo zu berufen, um

*) Geschrieben 1869.

durch nachgiebige Beschlüsse den Orthodoxen goldene Brücken zur Versöhnung mit dem Arianismus zu bauen. Da sich dieselben am meisten an der bisher bei ihrem Uebertritt geforderten nochmaligen Taufe gestoßen hatten, erließ ihnen das Concil fortan diese Form, begnügte sich mit der Handauflegung und einer das Abendmahl begleitenden Erklärungsformel, welche, da sie den eigentlichen Glaubensgegensatz umging, an sich (d. h. wenn ihr nicht eben die Bedeutung des Uebertritts beigelegt worden wäre) ein Katholik ohne Bedenken aussprechen konnte. Der König hatte sich nicht getäuscht. Sehr viele Katholiken, auch Geistliche, so Bischof Vincenz von Saragossa, zwischen Verfolgung und diesen glimpflichen Ausweg gestellt, wählten, zumal wenn Bestechung nachhalf, den letzteren: die Zahl derer, welche das Martyrium vorzogen, war gering. Erst jetzt brach der König von Toledo und dem Tajo mit Heeresmacht gegen die Empörung auf, welche im Süden, in Bätica und Hispalis, wegen der Anlehnung an die Byzantiner ihre Basis und in Sevilla, der Residenz Hermenigild's, ihren wichtigsten Punkt hatte. Schon hatte L. Merida erobert und sich hier von der Guadiana (Anas) gegen den Guadalquivir (Bätis) gewandt, als von drei Seiten her zugleich die katholischen Verbündeten Hermenigild's durch drohende Bewegungen diesem Luft zu schaffen suchten; die Sueben fielen vom Nordwesten heerend in das Land, im Nordosten standen die Katholiken von Cantabrien und Vasconien auf und im Südosten drohten die fränkischen Schwäger Hermenigild's, Guntchramn von Orleans und Chilperich von Soissons, Ingunthis zu schützen und zu rächen und zumal das hilflose und unablässig begehrte Septimanien wegzunehmen, wenn der arianische Vater nicht von seiner Verfolgung abstehe. L. wußte diese letzte und größte Gefahr durch kluge Trennung seiner fränkischen Gegner, der ohnehin durch Mißtrauen und böse Erinnerungen tief gespaltenen Merovingen abzuwenden, indem er den Einen, Chilperich, durch ein Project, dessen und Fredigunthen's Tochter, Rigunthis, mit Rekared zu vermählen, zu gewinnen suchte: er trat in Verhandlungen hierüber, wodurch er jedesfalls die burgundisch-fränkische Action aufhielt. Dem Umstand, daß der Weg aus Spanien nach den Höfen der Merovingerreiche über Tours führte, verdanken wir die Aufzeichnung dieser Gesandtschaften bei Gregor von Tours — man sieht, wie lebhaft der Verkehr, wie geschäftig die Politik, wie Aufsehen erregend der Ausbruch des großen Kampfes zwischen Vater und Sohn und den beiden Confessionen war: — er gestaltete sich den Zuschauern auch als ein Kampf der Nationen, der Gothen und Romanen. Die neue Freundschaft zwischen L. und Chilperich mußte Guntchramn (und Brunichildis) zwar im Haß gegen den Gothenfürsten bestärken, aber im Angriff durch die Besorgniß um ihre bedrohte Rückenstellung lähmen: von dieser Seite also frei schlug der König mit Raschheit und blutiger Strenge den Aufstand in den Bergen nieder (a. 582), gründete dort, die Landschaft im Zaume zu halten, eine feste Stadt, welcher er, obwol noch mitten im Kampfe, den stolzen Namen „Siegesstadt" (Victoria) verlieh, und trieb durch seine Härte einen großen Theil der baskischen Bevölkerung zur Auswanderung über die Pyrenäen. Jetzt wandte sich L. zur Bezwingung von Sevilla zu dem Quadalquivir zurück (a. 583): eng umklammerte er die Stadt; der Suebenkönig Miro rückte zwar mit einem starken Heere zum Entsatz heran, wurde aber von dem kriegserfahrenen Helden dergestalt eingeschlossen, daß er nur durch eidlich gelobte Unterwerfung sich den Rückzug erkaufen konnte. Die sehnlich erwartete Hilfe von Byzanz, welche Bischof Leander daselbst aufbieten sollte, blieb aus: der König sperrte die geängstete Stadt vom Fluß und durch ausgedehnte Umschanzungen, in welche er die Ruinen der alten Römerstadt Italica einzuflechten verstand, von aller Zufuhr ab und nahm sie zuletzt mit Sturm. Hermenigild entkam (vorher?) und floh nach Cordova zu den Kaiserlichen. Aber

nach Eroberung der übrigen Städte und Schlösser — eine besonders steile und feste Burg, castrum Osser, hatte Hermenigild mit 300 Mann besetzt, die sich lange vertheidigten — erschien der König auch vor diesem letzten Bollwerk der Empörung und der byzantinische Präfect ließ sich durch die Summe von 30 000 Solidi bestechen, die Stadt und den Flüchtling Preis zu geben. Aus dem Asyl einer Kirche, von wo aus er die Gnade des Vaters anrief, entfernte ihn sein Bruder Rekared durch eidliche Zusicherungen im Auftrag des Königs: er wurde gefangen nach Toledo geführt, a. 583/584, und dann nach Valencia verbannt. Im Einzelnen schwanken die Berichte. Nach Gregor von Tours wirft er sich dem Vater zu Füßen, dieser erhebt ihn mit Küssen und weichen Worten, winkt dann, „seines Eides vergessen", läßt ihm die königlichen Kleider abreißen und sie mit schlechten vertauschen, seine Diener (pueri) von ihm trennen und ihn mit nur einem puerulus ins Exil gehen; harte Behandlung und Ketten fügt erst Papst Gregor der Große bei; selbstverständlich war Einziehung seiner Güter; wenn Johannes von Biclaro sagt: „er wird der Herrschaft beraubt", so meint dies wol einmal das ihm seit seiner Verheirathung eingeräumte Gebiet von Sevilla und dann den Thronfolgeanspruch: — sofern ein solcher in diesem Wahlreich bestand. Gleich darauf (583/584) bot sich erwünschte Gelegenheit, dem höchst unbequemen suebischen Nachbarreich ein Ende zu machen. L. verleibte dies Gebiet seinem Reich ein und der letzte Suebenkönig verschwand in einem Kloster. So trägt der König den Ruhm, eine vier- und fünffache Bedrohung nach allen Seiten durch Klugheit und Kraft überwunden und eine Krisis, welche die Existenz des Staates gefährdete, abgeschlossen zu haben mit einer stolzen Erweiterung seiner Macht und seiner Marken. — Die Vermählung Rekared's mit Riginthis, durch deren Betreibung L. sich Chilperich's guten Willen und Unthätigkeit auch bei der Unterwerfung der Sueben erkauft hatte, kam nicht zu Stande, obwol der Verlobungsvertrag endgültig abgeschlossen und die Braut mit reichster Ausstattung von den gothischen Gesandten schon aus Paris (September d. J. 584) bis nach Toulouse war geleitet worden, da bei ihrem Eintreffen in dieser Stadt die Ermordung Chilperich's (a. 584) bekannt wurde; die Prinzessin, welche die eigene Bedeckung auf der Reise ausgeraubt hatte, wurde von Chilperich's Feinden gefangen gehalten und später ihrer Mutter Fredigunthis zurückgesandt. Die völlige Unthätigkeit, mit welcher L. und ihr Verlobter all' dies mit ansahen, scheint allerdings dafür zu sprechen, daß sie, nach Chilperich's Tod, auf diese Verbindung kein Gewicht mehr legten. Im nächsten Jahre fiel das Haupt des gefangenen Hermenigild. Der König mochte mit gutem Grunde fürchten, daß die Glaubensverschiedenheit seiner beiden Söhne nach seinem Tode neue Unruhen, namentlich eine neue Erhebung der Katholiken unter Hermenigild, herbeiführen könnte; er wollte dem letzteren volle Amnestie und gleiches Erbrecht mit Rekared gewähren, wenn er öffentlich zum Arianismus zurücktrete. Aber unentwegt hielt Hermenigild an seinem neuen Glauben fest — er weigerte sich, am Ostertag das Abendmahl von einem arianischen Bischof zu nehmen — und der König ließ ihn zu Tarraco mit dem Beil hinrichten, wol weniger aus Groll über die Vergangenheit als aus Besorgniß für die Zukunft. Papst Sixtus V. sprach ihn heilig auf Bitten des Königs Philipp II., gegen welchen sich auch ein Sohn empört hat; die spanische Kirche begeht sein Fest am 13. April, sein Kerker in Sevilla an der porta cordubana ward noch spät gezeigt. Seine Gattin Ingunthis war von den Byzantinern festgehalten worden, vielleicht als Geisel für die Versprechungen ihres Bruders Childibert (II.), der gegen große Summen die Unterwerfung der Langobarden verheißen hatte; vielleicht auch hatten sie noch eine Wiedererhebung Hermenigild's gehofft: nach seinem Tode schifften sie die Wittwe nach Byzanz ein; sie starb unterwegs auf Sicilien oder in Afrika; nur

ihr Knabe, Athanagild, gelangte nach Byzanz. Briefe über ihn und an ihn von seinem Mutterbruder Childibert und seiner Großmutter Brunichildis an Kaiser und Kaiserin erbitten günstige Behandlung, einmal auch Freilassung; „rex“ reden ihn die Briefe an, doch ist das nur merovingischer Sprachgebrauch, nicht etwa tendenziöse Anerkennung als legitimer König der Gothen gegenüber Rekared. Nach Hermenigild's Tod, aber sicher nicht blos, um diesen zu rächen, ergriffen Guntchramn von Burgund und Childibert von Metz, der Sohn Sigibert's und Brunichilden's, die Waffen gegen die Gothen: es erklärt sich dies vielmehr aus der ganzen damaligen Parteigruppirung der betheiligten Mächte; die Verbindung Leovigild's mit Chilperich, Fredigunthis, Rigunthis war bei der Familienfeindschaft der Merowingen zugleich als gegen Brunichild, deren Sohn Childibert und wol auch gegen Guntchramn gerichtet, gemeint oder doch angesehen. Dem entsprach, daß L. in Brunichigild, der Mutter, und in Childibert, dem Bruder der Ingunthis, der Verderbenstifterin in seinem Haus und Reiche, natürliche Rächer und Feinde erblicken mußte: Childibert, der schon früher ein Heer gegen Spanien gerüstet, stand überdies mit der Gothen alten Feinden, den Byzantinern, im Bunde. Nach Chilperich's Tod mußte also der Hof von Toledo auf Seite Fredigunthen's seine natürliche Stellung finden. Dieser Sachverhalt fand sogar in dem unglaubhaften Gerücht seinen scharfen Ausdruck, L. habe mit Fredigunthis die Ermordung der Brunichild und Childibert's geplant. Bei Guntchramn von Burgund aber, der unmittelbar mit dem gothischen Gebiet in Gallien grenzte, wirkte, wie dereinst in Chlodovech, das weltliche Verlangen nach der Pyrenäengrenze mit dem frommen Ketzerhaß zusammen: „unerträglich ist es, spricht er, fast mit den Worten seines Ahnherrn, daß sich das Gebiet dieser abscheulichen Gothen nach Gallien herein erstreckt“; er, als Beherrscher Südfrankreichs, ist daher der eigentliche Träger dieser merovingischen Politik der „natürlichen Südwestgrenze“. Während Childibert im Bunde mit Byzanz durch seinen langobardischen Feldzug beschäftigt war, bereitete Guntchramn einen sehr ernst gemeinten Doppelangriff gegen die Gothen: er schob in Septimanien zwei Heere auf verschiedenen Straßen gegen Carcassonne und Nîmes vor, indeß seine burgundisch-fränkische Flotte an der galläcischen Küste landen, vielleicht eine Erhebung der Sueben daselbst unterstützen und die Gothen im Herzen ihrer Macht mit einem Einfall von Nordwesten bedrohen sollte. Aber während L. diese Flotte bei ihrem Landungsversuch überfallen und so übel zurichten ließ, daß nur wenige ihrer Bemannung auf Kähnen sich mit der traurigen Nachricht nach Frankreich zurück retteten, trieb Rekared die beiden Landheere aus Septimanien hinaus; durch ihre grausamen Verwüstungen auch im eignen Lande hatten die Franken sich selbst alle Lebensmittel auf ihrer Rückzugslinie zerstört und den Ingrimm der Bauern wachgerufen: von Nîmes mußten sie abziehen, Carcassonne, das die Thore geöffnet, ward ihnen wieder entrissen, ihr Feldherr, Graf Terentiolus von Limoges, fiel und unter großen Verlusten durch Hunger, Seuchen und Schwert flohen sie, ihre Beute im Stich lassend, vor Rekared, der ihnen noch drei Grenzcastelle an dem Rhone abnahm. Gleichwol suchte L. den Frieden durch wiederholte Gesandtschaften, unter deren noch einmal durch die Waffen und gothische Siege unterbrochenen Verhandlungen er zu Toledo starb. Leovigild's Regierung bezeichnet den letzten Versuch, das gothische Reich nach seinem hergebrachten Charakter durch kräftige Anspannung aller gegebenen Mittel gegen die gleichfalls hergebrachten Gefahren zu befestigen: Bekämpfung des Katholicismus, Bändigung des Adels, Erkräftigung des Königthums, Abwehr der feindlichen Nachbarn. Und man muß einräumen, daß der König Großes geleistet hat, mehr freilich durch das, was er verhütet und niedergekämpft, als durch das, was er erreicht und aufgerichtet hat; wiewol die Unterwerfung der Sueben und Zu-

rückdrängung der Kaiserlichen nicht gering anzuschlagen ist: „Er hat sich des größten Theils von Spanien bemächtigt, denn vor ihm war das Gothenvolk in enge Grenzen eingezwängt. L. hat als Grundlage des Staats noch streng die alte gothische Nationalität aufrecht erhalten, wie sie sich durch Sprache, Sitte, Glaube den Romanen entgegenstellte. Letzterer Gegensatz, der confessionelle, wurde von diesem Stamme mit einer besonderen angeborenen oder doch frühe durch seine Geschichte anerzogenen Leidenschaftlichkeit des Religionstriebs erfaßt: ein verhängnißvoller Charakterzug, der die Westgothen von den Verfolgungen Athanarich's und Fridigern's und den Parteiungen unter Theodosius anhebend durch die bereits geschilderten Katholikenverfolgungen hindurch zu den alsbald sie ablösenden Arianer- und Judenverfolgungen begleitet, eine Sinnesart, welche das innere und das äußere Verderben, die Unterjochung der Krone durch die Bischofsmütze und die Hereinziehung des Islam zur Folge gehabt hat, eine Gluth der Empfindung, welche dann zwar in den langen Kämpfen zwischen Mauren und Christen die schöne Blüthe castilischen Ritterthumes trieb, aber nach dem Siege des Christenthums in ungezählten Scheiterhaufen loderte, deren dicht zerstreute Asche das schöne Land und das edle Volk auf Jahrhunderte hinaus, für freie Geistescultur unempfänglich machend, überdeckt hat. — Dabei ist jedoch hervorzuheben, daß historische Gründe — so früher die Herrschaft der Bischöfe und später der Racenkampf gegen die Mauren — zu einer so extremen Ausbildung dieses Hanges weiter mächtig beigetragen haben, ja, daß von Anbeginn der religiöse Gegensatz dadurch vergiftet worden, daß er jedesmal eine politische Gefahr in sich schloß. Der Zufall aber, daß sich das Wort „bigot“ aus „Visigot“ entwickelt hat, ist, wenn auch ein blinder, kein ganz ungerechter.

S. die erschöpfende Zusammenstellung der gesammten Litteratur bis 1870 bei Dahn, Die Könige der Germanen, V. Würzburg 1870, VI. 1871. — In scharfsinniger Weise hat Dr. Görres die Abstammung der Theodosia von Severianus und was damit zusammenhängt in Zweifel gezogen und diesen Theil der Ueberlieferung in der That als sehr fragwürdig dargewiesen. Dagegen hat mich wiederholte Prüfung der Quellen nicht von dem weiteren Satz dieses Kritikers zu überzeugen vermocht, daß Hermenigild gar nicht katholisch geworden sei. Daß er als Rebell, nicht als Convertit bekämpft wurde, steht freilich fest. Hätte er nach seinem Uebertritt der Krone entsagt, er wäre um des Glaubenswechsels willen als solcher nicht bekämpft worden. Sein Bündniß mit den Kaiserlichen, den Franken, den Sueben, den katholischen Bischöfen macht den Uebertritt an sich sehr wahrscheinlich. Ueber die Gründe, weshalb die katholischen Zeitgenossen den Glaubenswechsel verschweigen und über die verdienstvolle Schrift von Dr. Görres überhaupt: s. Dahn, Bausteine II, Berlin 1880, S. 291 f.

Dahn.

Leovitius: Cyprian L., Astronom und Astrolog, geb. 1524 zu Hradisch in Böhmen, † 1574 zu Lauingen. Er entstammte einem edlen böhmischen Geschlechte und widmete sich den Wissenschaften. In das Licht der Geschichte tritt er erst 1552, in welchem Jahre er zu Augsburg „Tabulae directionum et profectionum clarissimi viri ac praestantissimi Joannis Regiomontani“ herausgab. In Augsburg scheint er damals seinen dauernden Aufenthalt gehabt zu haben, denn erstens sind daselbst seine späteren Schriften großentheils erschienen, und zweitens bezieht er sich bei seinen Vorausberechnungen stets auf den Augsburger Mittagskreis. Da er bemerkt hatte, daß sowol die alphonsinischen wie auch die purbach'schen Tafeln die Zeit bis über eine halbe Stunde fehlerhaft ergaben, so gab er 1557 zu Augsburg sein „Ephemeridum novum atque insigne opus ab anno 1556 ad annum 1606“ heraus, welches er dem Kurfürsten Ottheinrich von

der Pfalz widmete. Obwol er in einem Anhange zu diesem Werke die Oerter der Fixsterne (mit Rücksicht auf die Präcession) bis zum Jahre 3029 n. Chr. bestimmte, glaubte er doch den Untergang der Welt für das Jahr 1584 voraussagen zu sollen. Gleichfalls zu Augsburg veröffentlichte er (1554) eine Vorausberechnung sämmtlicher in die Jahre 1554—1606 fallenden Finsternisse, und zwar mit besonderer Rücksicht auf die Erklärung des ersten Buches Mosis. Seine astrologische Deutung des neuen Sternes von 1572 wird in Tycho Brahe's „Progymnasmata“ (I, S. 705) kritisirt und verworfen. Die Dedication des erwähnten Buches an den pfälzischen Kurfürsten hatte übrigens die Folge, daß derselbe den böhmischen Astronomen als Hofmathematikus in seine Dienste nahm und ihm die Stadt Lauingen (im pfalz-neuburg'schen Gebietstheile) zur Wohnung anwies. Allda schrieb er sein letztes Werk astrologischen Inhaltes: „De conjunctionibus magnis insigniorum superiorum planetarum, solis defectionibus et cometis“, Lauingae 1564.

Riccioli, Chronicon Astronomorum, S. 33. — Weidler, Historia Astronomiae, S. 369 ff. Günther.

Leps: Otto Friedrich v. L. Aus der Provinz Preußen gebürtig (geb. 1679?), kam L. im J. 1692 zum Regiment des Fürsten Leopold von Dessau und war, nachdem er am 2. September 1702 Lieutenant geworden, während des spanischen Erbfolgekrieges Adjutant des Fürsten. 1706 wurde er Hauptmann, am 2. April 1710 Major. Nach der Einnahme von Mörs (6. Novbr. 1712) überbrachte er die Siegesbotschaft nach Berlin, wofür er ein Gnadengeschenk erhielt und 1716 wurde er zum Regiment Prinz Leopold als Oberstlieutenant mit einem Patente vom 6. Septbr. 1713 versetzt. Am 10. Juni 1722 wurde L. Oberst und nachdem er 1735 das Waldow'sche Regiment erhalten hatte, im J. 1738 Generalmajor. Als er später Commandant in Lippstadt war, ernannte ihn der König bei Gelegenheit seiner Anwesenheit daselbst (1742) zum Generallieutenant. Nach dem Siege bei Kesselsdorf, in welcher Schlacht L. sich besonders hervorthat, erhielt er den schwarzen Adlerorden und wurde am 24. Mai 1747 General der Infanterie. Er starb am 9. Octbr. 1747 zu Soest, dem Standquartier des Regiments.

(König) Biograph. Lexikon, II. S. 402. Ernst Friedlaender.

Lepsius: Karl Peter L., geb. am 25. Juni 1775 in dem damals noch kursächsischen Naumburg a. d. S. als der Sohn des im J. 1797 als Oberbürgermeister dieser Stadt verstorbenen Johann August L. Seine erste Ausbildung hat er am Domgymnasium seiner Vaterstadt, das damals unter der Leitung Ilgens stand, erhalten. Im J. 1793, nach vollendeten Gymnasialstudien, begab sich L. zunächst nach Jena, dessen Hochschule zu dieser Zeit gerade ihre höchste Blüthe erreicht hatte, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Daneben zogen ihn jedoch im besonderen die Vorlesungen von Fichte und dem älteren Reinhold an; der letztere namentlich fesselte ihn und übte auf ihn einen, für sein ganzes übriges Leben nachhaltigen Einfluß aus. Von Jena wandte sich L. nach Leipzig, wo er seine akademischen Studien beendigte; von da nach Naumburg zurück gekehrt, fand er hier in Anerkennung seiner tüchtigen Kenntnisse im Magistratscollegium zuerst als Assessor, später (1810) als Stadtrichter eine Stellung, die ihn nicht verhinderte, nebenbei als Advokat sich nützlich zu machen. Im J. 1812 wurde er von Dresden aus zum Finanzprocurator (fiscalischer Sachwalter) für den thüringischen Kreis ernannt und sah sich so in einen höchst anziehenden Geschäftskreis eingeführt, der Dank den bewegten Zeitverhältnissen seinen uneigennützigen Pflichteifer, aber auch seine nicht gewöhnliche praktische Gewandtheit in hohem Grade in Anspruch nahm. Der Uebergang des Naumburger Gebietes aus der sächsischen in die preußische Landeshoheit, der Lepsius' politischen Anschauungen nicht widersprach, eröffnete seiner

bewährten Geschäftskunde einen noch weiteren Wirkungskreis. Noch im J. 1815 wurde er zum Director des in Naumburg gegründeten Inquisitoriats und bald darauf des Landrathsamts des Naumburger Kreises ernannt. Seine reiche Erfahrung und die erprobte Kenntniß von Stadt und Land ließen ihn zu einem solchen Amte ganz besonders befähigt erscheinen und er hat durch That und Wort das in ihn gesetzte Vertrauen gerechtfertigt. Die gute Meinung seiner Mitbürger besaß L. in so hohem Grade, daß er neben seinen anderen Pflichten eine Reihe von Jahren hindurch (bis 1832) als Bürgermeister das Naumburger Gemeinwesen zu leiten veranlaßt wurde. Im J. 1841 endlich schied er aus dem öffentlichen Dienste und behielt nur noch das seine Neigungen deutlich genug charakterisirende Amt eines Commissärs für die Abiturientenprüfungen an der Landesschule zu Pforta und am Domgymnasium seiner Vaterstadt bei, ein Amt, das ihm so lieb geworden war, daß er es erst ein paar Jahre vor seinem Tode niederlegte. Er starb am 23. April 1853, 78 Jahre alt, und die allgemeine aufrichtige Trauer seiner Mitbürger, welchen die Arbeit seines Lebens in Wort und That gehört hatte, begleitete ihn zur Ruhe. Es gibt aber noch eine andere Seite der Bedeutung dieses Mannes, die seine praktische Wirksamkeit wesentlich ergänzt und das Gedächtniß seines Namens auch in weiteren Kreisen lebendig erhalten wird, nämlich seine schriftstellerische Thätigkeit. Diese hat sich vor allem auf dem Gebiet der naumburgischen Local- und Landes- und der damit zusammenhängenden Kunstgeschichte bewegt und ihn den größten Theil seines Lebens hindurch begleitet und beschäftigt. Sein Schwiegersohn, A. Schulz in Magdeburg, hat von den bez. kleineren Schriften im J. 1854 eine Sammlung in drei Bänden veranstaltet. Lepsius' Hauptwerk sollte eine urkundliche Geschichte der Bischöfe von Naumburg werden, aber nur der erste, bis zum J. 1304 reichende Band ist vollendet und (1846) veröffentlicht worden; des Verfassers Absicht war, die Arbeit bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts fortzuführen, und es bleibt um so mehr zu bedauern, daß dies nicht geschehen ist, als sich kein Nachfolger in diesem so höchst verdienstlichen Unternehmen bis jetzt hat finden wollen. L. war ein eifriger und geschickter Forscher, der stets zu den echten Quellen zurückging und nicht ohne kritischen Blick war. Die Kenntniß der sächsisch-thüringischen Geschichte ist durch ihn um vieles gefördert worden, nicht zum geringsten aber durch die von ihm veranlaßte Gründung des sächsisch-thüringischen Geschichtsvereines, dessen Sitz zuerst Naumburg war und aus Zweckmäßigkeitsgründen später nach Halle verlegt worden ist. L. hat es zugleich nicht verschmäht, im Bunde mit anderen gleichgesinnten Männern, durch kleine, populär gehaltene Artikel im Naumburger Wochen- und Kreisblatt für die Belehrung seiner Mitbürger über Tages-, Local- und litterarische Interessen aufklärend zu wirken, und dieses wie seine gesammte praktische und theoretische Thätigkeit hat wol veranlaßt, daß man ihn gerne mit Justus Möser verglich, der ihn freilich an Genialität, Ursprünglichkeit, Vielseitigkeit, Witz und unvergleichlichem Humor und ins weitere reichender Wirksamkeit um vieles übertrifft.

Vgl. die Beilage der A. Allgem. Zeitung vom 25. August 1853 und die Biographie im 1. Bd. der von A. Schulz herausgegebenen „Kleinen Schriften" von K. P. Lepsius. v. Wegele.

Leptzowe: Henning L., Bürger und Maler zu Wismar, übernahm 1421 und im folgenden Jahre den Bau des großen Altars in der St. Georgskirche zu Parchim, die Bildschnitzerei von 30 Figuren und die Malerei. Weniger der Mann ist wichtig, als die sichere Datirung eines niederdeutschen, freilich in der sogen. Restaurirung der Kirche 1844 vandalisch verwüsteten und nur trümmerhaft von Lisch geretteten Kunstwerks und als die in der erhaltenen Contracts-

urkunde deutlich ausgeprägten Arbeitsbedingungen und der Preis, welcher namentlich in Anbetracht der verlangten und geleisteten feinen Vergoldung ein enorm niedriger ist: freie Wohnung und Holz und 210 lübische Mark, wogegen der Meister für die Dauer dieser Arbeit in Parchim wohnen sollte und keine andere Arbeit übernehmen durfte.

Lisch, Jahrb. 23, S. 364 ff. Krause.

Lerber: Karl Anton v. L., 1784 in Bern aus einer reichen patricischen Familie geboren, durchlief den gewöhnlichen Gang der vorwiegend praktischen Vorbereitung auf die Staatsämter der damaligen Aristokratie. Bald nach der Wiederherstellung ihrer Herrschaft trat er in den Großen Rath und wurde 1824 zum Mitgliede des Kleinen Raths erwählt. Seine menschenfreundliche Gesinnung, die einst bei einem längern Aufenthalt in Paris den vornehmen jungen Herrn bewogen hatte, seinen kranken Violinlehrer wochenlang unter Verkleidung im Orchester zu vertreten, damit derselbe seine Stelle nicht verliere, ließ ihn auch den Wunsch nach politischen Reformen als berechtigt anerkennen und demselben Rechnung tragen. Als im Anfang des J. 1831 das Patrizierregiment gestürzt wurde, und der Kanton Bern, als souverän erklärt, sich eine Repräsentativ-Verfassung gab, war L. einer der wenigen unter seinen Standesgenossen, die eine Wahl in den Verfassungsrath und dann auch in den Regierungsrath annahmen. Das Vertrauen seiner Mitbürger erhob ihn 1832 zum Landammann und im folgenden Jahre zum Schultheißen der Republik. Als Mitglied der Regierung bis zu seinem verhältnißmäßig frühen Ende, am 20. März 1837, trug er das Seine bei zur Befestigung der aus der Revolution hervorgegangenen neuen Ordnung. Sein wohlwollendes Wesen und seine humanen Grundsätze hatten ihn ganz vorzüglich zum Vertreter aller gemeinnützigen Bestrebungen und volkswirthschaftlichen Verbesserungen gemacht. Ein Nachruf in einem Zeitungsblatte der Gegenpartei urtheilt von ihm: „Der Strom der Zeit wird schnell sein politisches Wirken verschlingen, aber eines wird ihm unvergessen bleiben". Er war der Gründer der — noch jetzt blühenden — Schweizerischen Mobiliar-Versicherungsgesellschaft gegen Feuerschaden. Ebenso verdient machte er sich durch Beförderung und theilweise Einführung der Käsefabrikation als einer Hauptquelle des Landeswohlstandes und durch das Zustandebringen eines großartigen Brückenbaues in der Stadt Bern.

Allgem. Schweizer Zeitung, 1837, Nr. 41. — Berner Volksfreund vom 9. April 1837. — Berner Taschenbuch, Jahrg. 1853. Blösch.

Lerber: Sigmund Ludwig v. L., von Bern, Professor des Rechts und Dichter, 1723—83, stammte aus einer der ältesten Patrizierfamilien. Nachdem er auf den Universitäten Tübingen, Utrecht und Paris sorgfältige juristische Studien gemacht und durch längere Reisen sich gebildet hatte, wurde er 1748 Professor des Rechts an der Berner Akademie. Seine Antrittsvorlesung über die Quellen des vaterländischen Rechts („Praelectio de fontibus juris patrii") kam im nämlichen Jahre heraus und wurde mehrfach gedruckt. 1752 folgte eine Abhandlung über das Naturrecht („Recherches sur l'origine de la loi naturelle"), in Zürich erschienen. Seit 1755 auch Mitglied des Großen Rathes, erhielt er den Auftrag zur Neubearbeitung des Civilgesetzbuchs der Berner „Gerichtssatzung", und führte diese bis 1761 in ausgezeichneter Weise zu Ende. Im J. 1763 wurde er Landvogt zu Trachselwald über den größten Theil des Emmenthales und soll sich in dieser Stellung sehr beliebt gemacht haben. Einen auffallenden Gegensatz zu seinem juridischen und gesetzgeberischen Berufe bildet seine Neigung zur Dichtkunst. Zuerst erschienen seine „Essays de Poésie" (La Haye 1749), dann „Idylles et Epîtres". Er starb den 20. April 1783 in Bern. Eine Sammlung seiner Schriften kam nach seinem Tode heraus unter dem Titel: „Poésies et opuscules philosophiques" (Bern 1792). Unter seinen

prosaischen Arbeiten fand sein „Essai sur l'étude de la morale“, unter seinen Poesien die hübsche, noch heute lesbare Beschreibung der Aussicht von dem bernischen Dorfe Ins (Vue d'Anet) großen Beifall. Erstere war 1773, letztere 1776 zuerst im Journal helvétique erschienen. Man rühmte seine lebhafte Phantasie und seinen reinen Geschmack; übrigens dichtete er nicht nur in der Sprache, sondern auch im Stil und Sinn der französischen Litteratur seiner Zeit, und darin liegt wohl die Erklärung für den auffallenden Umstand, daß er mit seinem Mitbürger und Zeitgenossen Albrecht v. Haller keinen näheren Verkehr gehabt zu haben scheint, während er mit mehreren deutschen und französischen Dichtern bekannt war.

Lutz, Nekrolog ber. Schweizer, S. 297. — Walthard, Déscription de la ville de Berne (1827), p. 226. — Biographie universelle, Suppl. vol. 71. — v. Tillier, Geschichte Berns, Bd. V. S. 462. 473. Blösch.

Lerchenfeld: Gustav Freiherr v. L., wurde als der älteste Sohn des damaligen Directors bei der Landesdirection in Ulm und späteren baierischen Finanzministers Max Frhrn. v. L. am 30. Mai 1806 in Ulm geboren. Er brachte seine Jugend im elterlichen Hause zu; die häufigen Versetzungen seines Vaters nach Ansbach, Nürnberg, Innsbruck und Würzburg nöthigten zu einem Wanderleben, das erst 1817 mit dessen Ernennung zum Finanzminister seinen vorläufigen Abschluß fand. L. besuchte das Gymnasium in München und bezog im J. 1824 die Universität in Würzburg, dann die zu Heidelberg und München. Schon auf der Universität hielt er sich fern von wüstem studentischem Treiben und neigte sich mehr den ernsteren Bestrebungen der Burschenschaft zu, obwol er sich ihr niemals wirklich anschloß. Nach beendeten Studien wendete er sich im J. 1828 zum Beginne der juristischen Praxis nach der Rheinpfalz, wo ihn das öffentliche und mündliche Verfahren des französischen Rechts anzog; dort wirkte er auch vom J. 1830—41 in Landau und Frankenthal als Richter. Im J. 1841 wurde er zum Appellationsgerichtsrath in Bamberg befördert. Am 31. Decbr. 1843 verließ er den Staatsdienst, da ihn der Tod seines Vaters in den Besitz eines Gutes gesetzt hatte, neben dessen Verwaltung er sich historischen und staatswissenschaftlichen Studien widmete. Im J. 1845 trat L. zuerst in den baierischen Landtag ein und zwar als Abgeordneter der adeligen Gutsbesitzer mit Gerichtsbarkeit. Er gehörte von da an bis zu seinem Tode ununterbrochen der Abgeordnetenkammer an. Von Anfang an entwickelte er hier eine bedeutende Wirksamkeit und bald war er einer der Führer der Opposition gegen das Ministerium Abel. In Finanzangelegenheiten war er in Folge seines eisernen Fleißes und seiner unermüdlichen Ausdauer bald die erste Autorität der Kammer und von 1845—66 stets Budgetreferent. Kurz nach dem Schlusse des Landtags von 1846 starb ihm die liebende Gattin nach 15jähriger, zwar kinderloser, aber äußerst glücklicher Ehe. Dieser Verlust, den er nur schwer überwand, hat auf seine ganze Lebens- und Charakterentwickelung den größten Einfluß gehabt. Er widmete sich von nun an mit seinem ganzen Denken und Fühlen den öffentlichen Angelegenheiten. Die Märzbewegung des J. 1848 rief ihn mit Thon-Dittmer und Heintz in das Ministerium, in dem er zuerst die Finanzen, dann, nach Thon-Dittmer's Rücktritt, das Innere verwaltete. Am 19. Decbr. 1848 trat er aus dem Ministerium, das das Vertrauen des Königs nicht mehr besaß. Den revolutionären Bewegungen dieser Zeit trat er ebenso entschieden entgegen, als später der Reaction des Ministeriums Pfordten-Reigersberg. Im Verein mit dem Grafen Hegnenberg, mit dem ihn nicht nur die Uebereinstimmung der politischen Anschauungen, sondern auch die innigste persönliche Freundschaft verband, stand er eine Reihe von Jahren an der Spitze der Opposition und, als das Ministerium zurückgetreten war, an der Spitze der liberalen Kammermehr-

heit. Daß diese sich nach dem J. 1863 spaltete, war dem Einfluß der deutschen Frage zuzuschreiben. L. stand auf dem großdeutschen Standpunkt. Ueberzeugt von der Unzulänglichkeit der deutschen Verfassung, wollte auch er die Einigung Deutschlands, aber im Verein mit Oesterreich. Er bekämpfte deshalb die Gothaer und den Nationalverein, und trat im J. 1862 an die Spitze des großdeutschen Reformvereins. Das J. 1866 machte diesen Bestrebungen ein jähes Ende. L. überlebte den Schiffbruch der großdeutschen Partei nicht lange; er starb an den Folgen eines in der Kolowratshöhle auf dem Untersberg bei Salzburg erlittenen Sturzes am 10. Octbr. 1866 zu Berchtesgaden. Wie er sich zu den späteren politischen Entwickelungen gestellt haben würde, ist deshalb nicht zu sagen; jedenfalls aber schlug sein Herz ebenso warm für das Vaterland, als für die engere Heimath. Er war ein Mann von großer Einfachheit der Sitten, der gewissenhaftesten Pflichttreue und seltener Uneigennützigkeit. Sein wahrhaftiger und edler Charakter erzwang selbst die Achtung der Gegner und trug zu dem großen Einfluß, den er auf seine Zeit ausübte, mehr bei, als Redegewandtheit oder politische Geschicklichkeit. Er war vielfach litterarisch thätig; im Verein mit Rockinger gab er die baierischen landständischen Freibriefe heraus, schrieb eine Geschichte Baierns unter Max Joseph I., die werthvolle Beiträge zur Verfassungsgeschichte dieses Landes enthält, und eine Anzahl politischer Broschüren; auch war er ein fleißiger Mitarbeiter der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“. Max Frhr. v. Lerchenfeld.

Lerchenfeld: Hugo v. L., vermuthlich seit 1178 Domherr zu Regensburg, † ungefähr um das J. 1217, aus der zum Uradel Baierns gehörigen, noch heute in Grafen- bezw. Freiherrnstand blühenden Familie, deren Stammsitz das zwischen Straubing und Regensburg gelegene Lerchenfeld ist. Nach den Forschungen des Frhrn. Otto v. L. soll um das J. 1050 Ledung von Haydau den Namen L. angenommen haben, unter welchem sein Sohn Pernhart 1070 zum erstenmal urkundlich auftritt. Bis zur Veräußerung ihres Stammsitzes zu Ende des 13. Jahrhunderts erscheinen die Lerchenfeld unter den Edelgeschlechtern der Grafschaft Haydau, als Ministerialen der Grafen von Bogen, sowie als Lehensleute der Herzoge von Baiern in deren Eigenschaft als Burggrafen von Regensburg. Denn auch dieser Reichsstadt gehörten sie seit 1180 als Vollbürger an; die letzte Regensburgische Linie erlosch 1681. Ein anderer Zweig zählte seit Beginn des 15. Jahrhunderts zum Patriciat der baierischen Landstadt Straubing; sechs Mitglieder der Familie waren zwischen 1424—1603 Kämmerer oder Bürgermeister der Stadt. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts theilte sich die Familie in vier Hauptlinien, von welchen drei wieder landsässig wurden, die vierte aber im Patriciat von Regensburg und von Straubing verblieb. Die ersten drei Linien wurden 1653 in den Reichsfreiherrnstand erhoben, in welchem die Ammerlander-Ahamer Linie mit ihrem jüngeren Zweige auf Heinersreuth zur Zeit noch steht, während die Köferinger 1698 und die Oberprennberger Linie 1770 in den Reichsgrafenstand erhöht wurde.

Hugo v. L., der Urenkel des oben genannten Pernhart und der Großvater mütterlicher Seite des bekannten päpstlichen Legaten Albert Behaim v. Kager genannt Albertus Bohemus (Bd. I. S. 208), ist der Verfasser der „Annales Ratisbonenses (ed. Wattenbach, Mon. Germ., Scriptores, 17. Bd., 577—590); er machte nämlich Auszüge aus älteren Regensburgischen Aufzeichnungen und fügte eine selbständige Fortsetzung für die J. 1174—97 hinzu. Außer diesen Annalen trug der offenbar vielseitig gebildete Domherr in ein heute in der Münchener Bibliothek verwahrtes Pergamentbüchlein Allerlei zusammen, was ihm gerade bemerkenswerth erschien, geistliche Betrachtungen, Abhandlungen über Sonnen- und Mondfinsternisse, sowie über Witterungskunde, geographische, chronologische und histo-

rische Notizen aller Art. Insbesondere verdient hervorgehoben zu werden, daß in dieser Handschrift zum erstenmal die arabischen Zahlzeichen praktisch angewendet sind, denn die älteren, im Archiv 7, 364 nachgebildeten Zahlzeichen einer Züricher Handschrift sind nach Böhmer's Ansicht nur als Rarität gleich den Runenalphabeten mitgetheilt. L. scheint erst nach Ableben seiner Hausfrau, Bertha v. Bärbing, in den geistlichen Stand getreten zu sein; unter den Mitgliedern des Regensburgischen Domcapitels erscheint er zum letzten Male in einer Urkunde vom 28. Juli 1216.

Böhmer, Fontes rerum Germanicarum, III, Einleitung, 54. — Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen, 4. Aufl., II. 291. — Otto Freiherr v. Lerchenfeld, Albert Behaim v. Kager, in den histor.-polit. Blättern, 74. Bd., 352. — Von O. Frhrn. v. Lerchenfeld zur Verfügung gestelltes handschriftliches Material. Heigel.

Lerchenfeld: Maximilian Emanuel Freiherr v. L., baierischer Staatsmann, entstammte einer altbaierischen Adelsfamilie und wurde zu Ingolstadt am 16. November 1778 als der Sohn des dortigen Pflegers und Hofkastners Max Joseph Frhrn. v. L. geboren. Er erhielt seine Erziehung im väterlichen Hause, und besuchte das Gymnasium und die Universität in Ingolstadt, die er 1799 absolvirte. Im J. 1802 in die diplomatische Pflanzschule in München eingetreten, verließ er sie bei der geringen Aussicht auf schnelle Beförderung schon im Herbst desselben Jahres und folgte einem Anerbieten des Frhrn. v. Hertling, der als Civilcommissär die baierischen Entschädigungslande in Schwaben in Besitz nahm, ihn dorthin zu begleiten. Im Sommer 1803 trat er als Rath in die Landesdirection der baierischen Provinz in Schwaben, die ihren Sitz in Ulm erhielt. Nach zwei Jahren zum Director der staatsrechtlichen Abtheilung ernannt, wurde ihm die Regelung der Grenzverhältnisse mit Württemberg übertragen, die einen längeren Aufenthalt in Stuttgart im Winter 1807—8 veranlaßte. Die näheren Beziehungen, in die er damals zu Karl August v. Wangenheim trat, sind nicht ohne Einfluß auf seine spätere politische Richtung geblieben. Im Herbst 1808 wurde er, noch nicht 30jährig, Generalcommissär in Ansbach, 1809 in Nürnberg, 1810 in Innsbruck, wo er durch gerechte und wohlwollende Verwaltung die eben unterworfenen Tiroler mit der baierischen Herrschaft zu versöhnen strebte. Manche allzu schroff einschneidende Maßregel der Münchener Regierung hat er gemildert, wobei er in dem Kronprinzen Ludwig, der damals als Gouverneur des Inn- und Salzachkreises abwechselnd in Innsbruck residirte, eine Stütze fand. Jedoch war die Zeit der friedlichen Entwickelung kurz, und das J. 1813 brachte neue Aufstandsversuche, denen jedoch L. mit Muth und Festigkeit entgegentrat. Im Sommer 1814 übernahm er als Hofcommissär die Verwaltung des Großherzogthums Würzburg. Auch hier suchte er die Härten der Angleichung des neuen Gebiets durch Entgegenkommen zu mildern, der Provinz bewährte Einrichtungen zu erhalten. So ordnete er das Würzburgische Staatsschuldenwesen und verhinderte eine Verschmelzung desselben mit dem damals in der größten Verwirrung befindlichen baierischen. Im Februar 1817 trat L. als Finanzminister mit Rechberg, Thürheim und Wrede in das nach Montgelas' Sturz neugebildete Ministerium, dessen Aufgabe die Ausarbeitung der Verfassung, der Abschluß des Concordats, eine neue Organisation der Verwaltung, die Ordnung der gänzlich zerrütteten Finanzverhältnisse sein sollte. Unter sehr schwierigen Umständen, da die vielen Kriege, die Getreidetheuerung der J. 1816 und 1817 und die darauf folgende gänzliche Entwerthung der landwirthschaftlichen Erzeugnisse einen wahren Nothstand im Lande hervorgebracht hatten, während die fortwährenden Territorialveränderungen die Verwirrung in den Finanzen noch vermehren mußten, legte er den Grund zur Ordnung des

Staatshaushalts und besonders des Staatsschuldenwesens. An der Ausarbeitung der im Mai 1818 erlassenen Verfassung hatte er wesentlichen Antheil und wirkte dabei für den Ausbau derselben in liberalem Sinn. Bei den Verhandlungen über das Concordat trat er für die Rechte des Staates ein und erreichte wenigstens, daß es als Anhang des Religionsedicts erklärt, folglich staatsrechtlich diesem und den Bestimmungen der Verfassung untergeordnet wurde. Der Bestand der Verfassung war in den ersten Jahren ihres Bestehens mehrfach gefährdet. Metternich wendete seinen ganzen Einfluß auf, um die süddeutschen repräsentativen Verfassungen wieder zu beseitigen, jedenfalls möglichst zu beschränken, da er durch sie sein conservatives System ebenso bedroht sah, als durch die demagogischen Umtriebe. Im baierischen Ministerium bildeten sich zwei Parteien, von denen die eine zugleich mit der Verfassung auch die Selbstständigkeit des Staates gegen den übermächtigen Einfluß der Großmächte vertheidigte, die andere nur bei Metternich Schutz gegen die Gefahren der Revolution finden zu können glaubte. L. stand mit dem Fürsten Wrede und dem Generaldirector und späteren Minister v. Zentner auf der Seite der Verfassung, Graf Rechberg war der Führer der aristokratisch-klerikalen Partei. Rechberg hatte den Karlsbader Beschlüssen zugestimmt, aber L. setzte es mit Hülfe des Kronprinzen durch, daß die Bundesbeschlüsse vom 20. Sept. 1819 in Baiern nur mit einem Vorbehalt publicirt wurden, der ihre Wirkung größtentheils illusorisch machte. Dem Einfluß der Verfassungsfreunde muß es auch zugeschrieben werden, daß im November 1819 statt Rechberg's der Generaldirector v. Zentner als Vertreter Baierns nach Wien ging. Auf den Gang der Wiener Ministerconferenzen ist L., der während derselben stets mit Zentner in Verbindung blieb, nicht ohne Einfluß gewesen. Durch die Wiener Schlußacte wurde wenigstens die dringendste Gefahr von den repräsentativen Verfassungen abgewendet. Doch gewannen in den nächsten Jahren die Freunde Metternich's in München mehr und mehr die Oberhand, da es gelungen war, den König ganz auf diese Seite zu ziehen. Selbst Wrede's Stellung war gefährdet und L. sah sich seit dem Besuche Metternichs in München im Januar 1823 jedes politischen Einflusses beraubt und auf die Verwaltung seines Departements beschränkt. Nach dem Tode des Königs Max Joseph, October 1825, wurde L., der bis dahin im besonderen Vertrauen des Kronprinzen zu stehen schien, plötzlich aus dem Ministerium entlassen und Graf Armansperg an seiner Stelle berufen. Er wurde zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt, wo er bis zum J. 1833 blieb. Im Mai 1833 übernahm er noch einmal das Finanzministerium. Es gelang ihm, das Gesetz über die permanente Civilliste des Königs und die Bewilligung der Gelder für den Bau der Festung Ingolstadt bei den Ständen durchzusetzen. Am 31. December 1834 trat er wieder aus dem Ministerium und ging als Gesandter nach Wien. Das Anerbieten, als Ministerpräsident in griechische Dienste zu treten, schlug er aus, brachte aber für diese Stelle Ignaz v. Rudhart in Vorschlag (1836). Im J. 1842 wurde er auf eigenen Wunsch wieder nach Frankfurt an den Bundestag versetzt. Er starb am 14. October 1843 auf seinem Gute zu Heinersreuth. Max Frhr. v. Lerchenfeld.

Lerchenfeld: Joseph Raditschnigg v. L., Schulmann und Botaniker, geboren zu Klagenfurt in Kärnten am 19. Februar 1753, † zu Hermannstadt in Siebenbürgen am 16. Januar 1812, beendete die Studien theils in seiner Vaterstadt, theils in Wien und machte dann mehrere Reisen nach Deutschland und Italien, auf denen er seine Bildung vervollständigte und im Verkehre mit ausgezeichneten Männern seiner Zeit jene edlere Richtung einschlug, die sein ganzes späteres Wirken kennzeichnete. Eben hatte Kaiserin Maria Theresia die bedeutenden Reformen im Unterrichtswesen Oesterreichs angebahnt, als L. von

seinen Reisen zurückkehrte. Er ward nun auch im Unterrichtswesen angestellt und erhielt seine Bestimmung nach Siebenbürgen, das auch sein zweites Vaterland wurde. Er war zuerst Lehrer an der katholischen Normalschule in Hermannstadt, bald Director derselben, und am 8. November 1786 Oberaufseher sämmtlicher katholischer Normalschulen in Siebenbürgen, in welcher Eigenschaft er für Verbreitung des Schul- und Unterrichtswesens unter dem Volke, wie für bessere Subsistenz der ihm untergeordneten Lehrer eifrig und erfolgreich wirkte. — In früheren Jahren beschäftigte sich L. mit schöngeistigen Arbeiten und veröffentlichte einige Bände Poesien und Theaterstücke und zwar in Gemeinschaft mit seinem Freunde Richter: „Gedichte zweier Freunde", 1775, dann allein: „Der Barbier von Sevilla, Lustspiel in 4 Aufzügen, aus dem Französischen", 1776, und: „Der Ehefeind, Lustspiel in 5 Aufzügen", 1776. — In der Folge aber widmete er seine Mußestunden der Pflege der Naturwissenschaften, vornehmlich der Botanik. Auf seinen mannigfachen Dienstreisen nach und nach in alle Theile Siebenbürgens gelangend, benützte er diese Ausflüge zur Anlage verschiedener Sammlungen, namentlich einer Mineraliensammlung und eines siebenbürgischen Herbariums. Die Frucht 20jähriger unermüdeter Forschungen im Gebiete siebenbürgischer Pflanzenkunde war seine nachgelassene „Flora Transsilvaniae", deren, nach verschiedenen Fährlichkeiten emporgebliebenen Reste im J. 1851 vom Verein für Naturwissenschaften in Hermannstadt käuflich erworben wurden. Sie bestehen aus einem Manuscript, das die Beschreibung von etwa 400 Phanerogamen mit 58 Abbildungen enthält, aus 200 Beschreibungen von Pilzen, vorzüglich aus den Gattungen Agaricus und Boletus, aus 144 sehr guten Abbildungen von Pilzen (Agaricus, Boletus, Hydnum, Lycoperdon, Helvella ꝛc.) und aus einer Pflanzensammlung von 1613 eingelegten Phanerogamen, die ursprünglich um ein Dritttheil zahlreicher gewesen sein muß. Die Zeit des Sammelns fällt in die J. 1785—90 und es finden sich darin manche Pflanzen, welche in Baumgarten's Enumeratio stirpium Transsilvaniae, 1816, nicht aufgenommen sind. Schur bezeichnet die von L. angefertigten Abbildungen als sehr genau und elegant, von denen nur wenige mit den Kitaibel'schen Sammlungen (Bd. XVI. S. 40) übereinstimmen und bemerkt, daß L. die Mehrzahl der abgebildeten Pflanzen als neue Species behandelt, was sie — aus den J. 1790—94 herrührend — vor dem Erscheinen des Kitaibel'schen Werkes (1802—12) zum Theile auch wirklich waren. — Außerdem verzeichnet Trausch in seinem Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen noch verschiedene kleinere Arbeiten Lerchenfeld's, sowie er constatirt, daß L. mit Eder und Lebrecht an der Redaction der Hermannstädter Zeitung (Siebenbürger Bote) bethätigt gewesen ist. In dem 1795 gedruckten Operate der systematischen Landtagsdeputation in cameralibus et commercialibus erscheint ein Verzeichniß aller in Siebenbürgen wildwachsenden Pflanzen, welches der Protomedicus M. Neustädter, zufolge ausdrücklichen Auftrages des Gubernialpräsidiums, aus dem Lerchenfeld'schen „Herbarium vivum" vervollständigt hatte. Ebenso verordnete der Landtag 1810, welcher beschlossen hatte, daß die vom Botaniker Peter Sigerus verfaßte Flora Transsilvaniae in Druck gelegt werde, um dieses Werk vollständig zu machen, daß Sigerus gemeinschaftlich mit L. die noch unbereisten Gegenden Siebenbürgens bereisen sollte, zu welchem Behufe ihnen freier Vorspann und die Unterstützung sämmtlicher Behörden zugesichert wurde. Leider unterblieb in Folge des Finanzpatentes vom J. 1811 die ganze geplante Unternehmung. — Aus den im Nachlasse Lerchenfeld's vorgefundenen Aufzeichnungen und Papieren erhellt, daß L. unter anderem auch mit Jacquin (Bd. XIII. S. 631), Willdenow und Kitaibel in litterarischem Verkehre gestanden und es läßt sich so die Uebereinstimmung mancher seiner Abbildungen mit denen Kitaibel's erklären. Weniger scheint der sonst vielverdiente

Baumgarten (Bd. II. S. 159) bei Bearbeitung seiner „Enumeratio Stirpium Transsilvaniae“ in Verbindung mit L. gestanden zu sein, obgleich er ihn durch die Benennung einer seltenen und hübschen Pflanze (Silene Lerchenfeldiana, En. Stirp. I. 813) ehrte. Oder hat er von diesem Verhältniß absichtlich keine Notiz genommen, was ihm P. Sigerus in seinen handschriftlichen Bemerkungen zu der Enumeratio mit dürren Worten vorwirft: „Auch hätte der Herr Doctor an eigenem Verdienste gewiß nicht verloren, wenn es demselben beliebt hätte, des Herrn v. L. mit dem ihm gebührenden Lobe als ersten Finders vieler in diesem Werke vorkommender Gewächse zu erwähnen, da dieser bereits eine bedeutende Pflanzensammlung gemacht hatte, bevor der Herr Verfasser (Baumgarten) nach Siebenbürgen hereinkam“ (Ad Tom. I. p. XIII. l. 10). In den siebenbürgischen Provinzialblättern (II. 287) wird L. der erste Botaniker Siebenbürgens, und ebendaselbst (IV. 58) ein verdienstvoller, großer Gelehrter genannt. — Was die Prioritätsfrage zwischen L. einerseits und Kitaibel, wie Baumgarten andererseits, anbelangt, so ist dies ein Gegenstand specieller, strengwissenschaftlicher Forschung und genauer Vergleichung seines Nachlasses mit den angedeuteten Quellen, die hoffentlich bald von berufenen Händen zur Ehrenrettung des verdienten Pfadfinders erfolgen wird, hier aber übergangen werden muß. Thatsache aber ist, daß L. jedenfalls in dieser Beziehung als anerkannter Forscher und Fachmann betrachtet und lange vor den Arbeiten jener Beiden mit Peter Sigerus als hervorragende Autorität über die Pflanzenkunde Siebenbürgens in Anspruch genommen wurde, Thatsache, daß er auch in dieser Richtung seiner zweiten Heimath große Dienste geleistet hat. L. war auch Mitglied der herzoglichen mineralogischen Gesellschaft in Jena. — Von seiner Gattin Magdalena, Tochter des Hermannstädter Bürgermeisters Johann Georg v. Honnamon (getraut im August 1779, † am 17. October 1810), hinterließ er drei Töchter und einen Sohn, Karl, welcher als Forstrath und Cameralwaldschaffer am 19. Februar 1860 zu Topánfalva kinderlos starb.

Vgl. Wurzbach, Biograph. Lexikon, 24. Theil 1872, S. 199, 200 unter Raditschnigg, wo auch die Litteratur ziemlich genau verzeichnet ist. Hinzuzufügen wären noch: Siebenb. Provinzialblätter, II. 287 u. IV. 53; Mittheilungen des Vereins für Naturwissenschaften in Hermannstadt, I. 1850, S. 12 u. IV. 1853, S. 88—96; Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde. Neue Folge, VII. S. 378. Trausch, Schriftstellerlexikon, II u. III. (unter Lerchenfeld, Lebrecht, Neustädter, Peter Sigerus). Acta diaetalia Magni Principatus Transsilvaniae, 1795, 1810. Peter Sigerus, Anmerkungen zu Baumgarten's Enumeratio Stirpium M. Transsilvaniae Principatui praeprimis indigenarum, 1816. Ms. ad Tomum I. p. XIII. l. 10. Katholisches Stadtpfarrarchiv zu Hermannstadt. Friedenfels.

Leroy: Wilhelm (Regis, König) L., deutscher Buchdrucker zu Lyon im 15. Jahrhundert. Die französischen Bibliographen haben sich lange gesträubt, eben so wie sie früher den Drucker Ulrich Han (Bd. X. 495) als Le Coq sich vindicirten, auch diesen Drucker nicht als einen der ihrigen ansehen zu sollen, aber doch endlich nicht umhin gekonnt, ihm seine deutsche Nationalität willig zuzuerkennen und dabei offenherzig zu gestehen, daß, wie in allen anderen Städten Frankreichs, so auch in Lyon die Druckkunst durch Deutsche eingeführt worden sei. Wir nehmen gerne Act von diesem speciellen sowol als allgemeinen Eingeständniß. Ueber den Ort und die Zeit der Geburt unseres Künstlers, sowie sein Vorleben herrscht völlige Dunkelheit und deutsche wie französische Bibliographen haben bis jetzt vergebens versucht, diese Ungewißheit zu beseitigen. Als L. in Lyon sich niederließ, verband er sich zuerst mit dem Franzosen Barthélemi Buyer, der jedoch kein gelernter Buchdrucker war, sondern lediglich in

seinem Hause die Druckerei errichtete; doch bildete er sich allmählich auch für dieses Geschäft aus und veröffentlichte in dieser Eigenschaft mehrere Drucke. Nach 1480 erscheint jedoch kein Buch mehr unter seinem Namen, er zeigt sich aber auf dem ersten zu Lyon 1473 in Gemeinschaft mit L. gedruckten Buche: „Compendium reuerendissimi Lotharii Cardinalis . . Quintodecimo Kal. octobres“, 4°, ein Buch, das so außerordentlich selten ist, daß bis jetzt nur ein einziges Exemplar in der Bibliothek zu Turin aufgefunden wurde. Die Unterschrift dieses Druckes lautet: „Lugduni per Guillermum Regis huius artis impressorie expertem: honorabilis viri Bartholomei Buyerii dicte ciuitatis ciuis iussu et sumptibus“. Ein anderer, gleichzeitiger und ohne Zweifel derselben Familie angehöriger „Jacques Buyer“ erscheint nur einmal und zwar in Verbindung mit dem deutschen Drucker Matthias (Mathis, Matthys, Matthieu) Huß, und zwar 1487 in der Endschrift des Druckes „Le Grant vita Christi“ (per Ludolphum), am Ende: „Cy finist le tres bel et proffitable livre des meditations sur la vie de Jehsus Crist . . Imprime en la cite de Lion sur le Rosne par maistre Jacques Buyer . . et Matthieu Hus de la nation d’Allemaigne . .“, Fol. mit Holzschnitten. Was M. Huß anbelangt, so gehörte er zu den ersten, welche die Druckkunst in Lyon einführten und eine große Zahl Bücher trägt seinen Namen. Er war auch mit seinen Landsleuten Johann Schabeler und Joh. Battenschene vergesellschaftet, doch darf man ihn nicht mit Martin Huß von Botwar (in Württemberg) verwechseln, der wahrscheinlich zu derselben Familie zählte und im J. 1478 in Verbindung mit Johann Faber oder Fabri die Bücher veröffentlichte: „Opus Pandectarum“ von Matthäus Silvaticus und „Lectura Balbi super IV libros Institutionum Justiniani“. Der Name unseres L. zeigt sich bis 1477, verschwindet bis 1483 und taucht dann nochmals bis 1488 auf. Unter den datirten, Panzer und Hain größtentheils unbekannt gebliebenen 25 Preßerzeugnissen, wozu noch etwa sieben undatirte kommen, heben wir die folgenden hervor: „Speculum humaue vite“, am Ende: „Hoc opus fuit completum in civitate Ludini (sic) supra rhodanum per magistrum Guillermus (sic) Regis . . M. cccc. lxxjjjjjjj“ (1477) kl. Fol.; „Le roman de Fier à bras“, am Ende: „Cy finist fier à bras imprime a Lyon par Maistre Le Roy . .“ (1480), 3 Ausgaben in Folio; „Le Doctrinal de sapience“ (par Guy de Roye), 1485, Fol. Nachdem sich L. als der erste 1472 zu Lyon als Drucker niedergelassen hatte, fand er bald zahlreiche Nebenbuhler und mehr als 50 Drucker machten ihm in dem kurzen Zeitraum von 28 Jahren Concurrenz. Mehrere unter diesen erlangten eine große Berühmtheit durch die aus ihren Pressen hervorgegangenen Bücher und die besten unter diesen Künstlern waren wiederum Deutsche, einige kamen später von Venedig und nur sehr wenige waren aus Lyon selbst gebürtig. Schon 10 Jahre nach seiner Niederlassung im Hause des Buyer zählte die Typographie zweimal mehr Druckerherren zu Lyon, als sie im J. 1857 hatte, 385 Jahre nach seiner Ankunft in dieser Stadt. Der Bücherdruck, verbunden mit Buchhandel, war damals zu Lyon ein viel beträchtlicherer, als er es jetzt ist, nicht etwa darum, weil die Liebe zu den Wissenschaften im 15. Jahrhundert lebhafter war, denn die Belehrung ist unendlich allgemeiner im 19. Jahrhundert und die Lectüre erfordert zwanzigmal mehr Bücher. Aber im 15. Jahrhundert versorgten die Lyoner Officinen einen Theil Europas mit ihren Druckerzeugnissen, die fremden Kaufleute kauften hier und sendeten hierher eine große Zahl der ihrigen und keine Stadt, Venedig ausgenommen, setzte eine so große Menge von Büchern in Umlauf. Lyon war damals was heute Leipzig mit seinem Büchermarkte ist und man kennt bis jetzt gegen 400 Ausgaben von französischen oder lateinischen Werken, die während der 27 letzten Jahre des 15. Jahrhunderts aus den Lyoner Pressen hervorgegangen sind. Die Zahl aber der Druckereien

dieser Stadt zu dieser Zeit beläuft sich auf nicht weniger als 65 und unter diesen zeichneten sich wieder vorwiegend die der Deutschen aus, an der Zahl 22. Wir glauben nichts überflüssiges zu thun, wenn wir ohne weitere Bemerkungen und auf die unten angeführte, jetzt allerdings im Buchhandel vergriffene französische Quelle verweisend, hier wenigstens die Namen dieser unserer Landsleute chronologisch aneinander reihen, welche damals zum Flor der Typographie dieser Stadt das meiste beigetragen haben und dies um so mehr, als bis jetzt keiner derselben eine Besprechung in dem vorliegenden Werke gefunden hat. Es sind: Wilhelm L., 1472—88; Nikolaus Philipp v. Bensheim, 1477—88 in Gemeinschaft mit Matthias Huß, 1477—88; Lathom von Lothringen, 1477; Johann Cleyn genannt Schwab, 1479—90; Sixtus Glockengieser von Nördlingen, 1480; Peter v. Ungarn, 1480; Johann Syber (Siber, Ciber), 1482, vergesellschaftet mit Matth. Huß; Johann Scabeler (Schabeler) alias Westenschire, 1482, gleichfalls so wie Battenschene, 1484, in Verbindung mit M. Huß; Nikolaus Philipp Alleman, 1485; Johann Alleman von Mainz, 1487; Johann Trechsel (Treschel), 1488, Tochtermann des Johann Badius Ascensius, Buchdruckers zu Paris; Topis von Pymont (Pyrmont?), 1488, in Verbindung mit Johann Heremberck: Lazarus David Großhofer, 1489—95; Johann Heremberck, 1489; Engelhart Schultis, 1491; Markus Reinhart von Straßburg, 1491, in Gesellschaft des Nik. Phil. v. Bensheim; Peter Schenck, 1495, in Verbindung mit dem Franzosen Gaspard Ortuin; Nikolaus Wolf (Lupus), 1497; Jakob Myt, 1498, gemeinschaftlich mit dem Franzosen Jean de Platea (Place). Im 16. Jahrhundert zeichneten sich vor allem aus seit 1509 die Deutschen Antonius Koburger als Buchhändler und seit 1520 als Buchdrucker Sebastian Greif (Gryphe) aus Reutlingen und dessen Sohn Anton und seit 1531 als Buchhändler Melchior und Gaspard Trechsel, die Söhne des erwähnten Druckers Joh. Trechsel (vgl. den Art.), dann als Buchdrucker und Buchhändler Gottfried und Marcellinus Bering (Beringhen) seit 1544. Unter den französischen Druckern dieser Stadt hat sich um diese Zeit Johann Frelon dadurch einen Namen in der Typographengeschichte erworben, weil er (R. Willis, Servetus and Calvin, Lond. 1882) durch den Druck der Schrift des Servetus „Christianismi Restitutio“, die zwar unschuldige, aber unmittelbare Veranlassung zu des letzteren Verhaftung und Tod gewesen war. Servetus hatte bei ihm mehrere Jahre als Herausgeber und Corrector zugebracht und ihm das Manuscript zum Drucke anvertraut. Auch täuschte Frelon dieses Vertrauen nicht, aber Calvin ersah aus der Vergleichung der Handschrift des Begleitbriefes von Servetus mit jener der Briefe, die ihm der letztere bis dahin pseudonym als „Villeneuve“ geschrieben hatte, wer der Verfasser des Buches war. Bis in die neueste Zeit erscheint kein Drucker oder Buchhändler deutscher Abkunft mehr in Lyon und das J. 1800 kann überhaupt als der Anfangspunkt des völligen Niedergangs der Buchdruckerei dieser Stadt angesehen werden. Und was den Buchhandel betrifft, so war dieser noch viel tiefer gesunken und beschränkte sich seitdem fast ausschließlich auf liturgische für das Volk bestimmte Erzeugnisse.

Monfalcon, Manuel du bibliophile lyonnais. Paris 1857, 8°.

J. Franck.

Lersch: J. H. Laurenz L., geb. zu Aachen am 16. Juni 1811, † zu Bonn am 12. Mai 1849. Sein Vater war ein Kaufmann, der wissenschaftliche Bildung genossen hatte. Nach sechsjährigem Besuche des Gymnasiums seiner Vaterstadt, welches er mit vorzüglichem Zeugniß verließ und nach einem Jahre während dessen er im Elternhause seine Studien in freier Muße fortsetzte, bezog er im Herbste 1829 die Universität Bonn, um Philologie zu studiren. Heinrich, Näke, Welcker, Delbrück, Brandis und Niebuhr waren hier seine Lehrer, von welchen

letzterer den tiefsten Eindruck auf seinen Geist machte. Nach dreijährigem Aufenthalte in Bonn begab er sich nach Berlin, wo er Boeckh, Karl Ritter und v. Savigny hörte und kehrte nach drei Semestern nach Bonn zurück, setzte seine philologischen, historischen und philosophischen Studien fort, um sich dem Katheder zu widmen. Im Januar 1836 promovirte er zum Dr. phil. mit der Dissertation: „De morum in Virgilii Aeneide habitu" und habilitirte sich am 23. Juli desselben Jahres durch öffentliche Rede, „Ueber den Einfluß der Stoiker auf alle Wissenschaften bei den Römern" als erster Privatdocent an der philosophischen Facultät daselbst. Mit großem Eifer beschäftigte er sich mit Sprachforschung und Alterthumswissenschaft; schrieb 1838 „Das römische Haus in der Aeneis", 1839 „Der Schild" und „Ueber die Idee und antiquarische Bedeutsamkeit der Aeneis". 1843 erschienen zu Bonn seine „Antiquitates Virgilianae ad vitam populi Romani descriptae". Ueber Virgil's Georgica und kleinere Gedichte hielt er wiederholt Vorlesungen, ebenso über den gelehrten Varro, den er schon am 28. Juni 1836 in seiner Habilitationsrede vor der Facultät behandelt hatte. Diese Beschäftigung führte zur Herausgabe eines großen Werkes, „Ueber Sprachforschung der Alten", das in drei Theilen erschien. Der erste Theil, 1838, handelt von dem Streit über Analogie und Anomalie der Sprache, die Fragmente Cäsars De analogia und Plinius' Schrift De dubio sermone; der zweite Theil, 1840, enthält historische Entwickelung der Sprachkategorien nebst Anhängen über Aristoteles' Poetik und Rhetorik; im dritten Theile macht er die Sprachphilosophie, dargestellt an der Geschichte ihrer Etymologie zum Gegenstande seiner Forschungen. Die römische Litteraturgeschichte, seine erste Vorlesung, wurde mehrmals wiederholt, auch las er über Minucius Felix, Arnobius und die Poetik des Horaz. — Im J. 1838 hatte er mit H. Düntzer den ersten Theil eines Schriftchens „De versu quem vocant Saturnio" herausgegeben, 1844 erschien von ihm „Fulgentius de abstrusis sermonibus". Nebenher gingen im Rheinischen Museum für Philologie, 1836, „De Ennii Scipione", und 1839 „De fabula togata et praetexta" im Museum des rheinisch-westfälischen Schulmännervereins, Band III: „Römische Diorthesen" und eine kurze Recension in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. — Er schrieb überhaupt viele Abhandlungen und Recensionen für rheinische und andere Zeitschriften, auch für das Classical Museum IX, Victorinus, und widmete mit Vorliebe den Alterthümern seine Thätigkeit, las über die Alterthümer der Rheinlande, über das häusliche Leben der Römer, über Kunstmythologie, über griechische Alterthümer, über die Ausgrabungen in Pompeji und Herkulanum schon in den ersten Jahren seines akademischen Wirkens. Als er in der Folge Italien, namentlich Rom, Neapel, Pompeji und Herkulanum aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, las er auch über christliche Baukunst. Alles höhere ideale Streben in Wissenschaft, Poesie und Kunst erweckte seine begeisterte Theilnahme. In den Jahren 1843 und 1844 gab er, Bonn bei Cohen, zum Besten des Bonner Münsters das „Niederrheinische Jahrbuch für Geschichte, Kunst und Poesie" heraus. Eine Reihe ausgezeichneter Männer lieferten werthvolle Beiträge. Er selbst schrieb für den ersten Theil „Gerard von Are, Erbauer des Bonner Münsters", und Gedichte, für den zweiten Theil „Erzbischof Anno II. von Köln" und als Anhang ein altes Lied vom Grafen zu Sayn, aus einer Handschrift der Bibliothek zu Aachen. In den rheinischen Provinzialblättern veröffentlichte er viele Inschriften aus Aachen, Bonn, Boppard, Cornelimünster, Weingarten, Xanten und forderte zur Bildung eines Vereins für rheinländische Alterthümer auf. Als 1841 der Verein ins Leben trat, wurde er zum Secretär desselben und später zum Redacteur der Jahrbücher des Vereins gewählt. Drei Hefte rheinländischer Inschriften, das erste 1839, das zweite 1840, Bonn, das

dritte 1842, Trier und andere Städte betreffend, gab er heraus. Den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden in den Rheinlanden widmete er eine sehr lebendige Theilnahme. Außer den drei Festprogrammen zur Feier von Winckelmann's Geburtstag (9. December): „Das Kölner Mosaik", 1845, „Apollo der Heilspender", 1847, und „Das sogenannte Schwert des Tiberius", 1848, schrieb er eine Reihe gediegener Aufsätze, deren 24. durch seinen Tod unterbrochen wurde. Bei dieser vielseitigen anstrengenden Thätigkeit fand er noch Muße, Aufsätze und Recensionen für andere periodische Publicationen zu liefern: für Aschbach's Kirchenlexikon den Artikel „Altchristliche Inschriften", für die Monatsblätter der Allgemeinen Zeitung den Artikel „Eulogius Schneider", für die rheinischen Provinzialblätter den Nekrolog von Ludwig Nees v. Esenbeck, „Philologie und Naturwissenschaft", „Ueber Monumente der Gegenwart". Bei seinem von Jugend auf hervortretenden, ernster Wissenschaft gewidmeten Streben fehlte ihm nicht, angeregt durch die Beschäftigung mit den alten und späteren Classikern, der Sinn für Poesie, der sich in sehr frühen dichterischen Versuchen kundgab, von elegischer und religiöser Stimmung und Kirchenfeste verherrlichend. Zweimal gab er eine Sammlung religiöser Dichtungen heraus, 1832 und 1834, die zweite widmete er dem Erzbischofe Ferdinand August von Köln. — Als sein Lehrer Delbrück 1847 das Jubelfest seiner 50jährigen Lehrthätigkeit beging, widmete er demselben „Den guten Gerhard von Köln", den er nach Rudolf von Ems gedichtet hatte. Sein für Naturschönheiten empfängliches Gemüth fand in der romantischen Umgebung Bonns, wo er mit Vorliebe den größten Theil seines Lebens weilte, reiche Nahrung. 1837 ließ er „Erinnerung an Bonn in Liedern und Balladen" drucken, wovon 1848 eine zweite umgearbeitete Ausgabe erschien. Im J. 1839 erschien von ihm anonym „Die rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn". Noch am 14. April 1849, einen Monat vor seinem Tode, als er in Mehlen, dem Siebengebirge gegenüber, Genesung von seiner letzten Krankheit suchend lebte, regte ihn der Hämmerschlag am Drachenfels zu einem Gedicht an, dessen letzte Strophe mit dem Ausdruck „Todtengeläute" schließt. Nicht ohne Beifall Rückert's, seines Lieblingsdichters, übersetzte er einzelne Gedichte desselben ins Lateinische.

Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann von seinem Charakter, seiner reichen Begabung, seiner vielseitigen litterarischen Thätigkeit Freunde und Anerkennung bei zahlreichen Genossen seines Strebens fand, — er wurde auch zum Mitgliede verschiedener gelehrter Gesellschaften, u. a. des Instituto di Correspondenza archeologica ernannt, — auffallen aber muß es, daß derselbe von seiner vorgesetzten Behörde trotz wiederholter Vorstellung keine Beförderung fand. Alle, welche seine Verdienste zu würdigen verstanden, sagten sich, daß in dem jungen Docenten beim Mangel an Anerkennung eine Kraft die eine Zierde der Hochschule zu werden versprach, unter ungünstigen Umständen verkümmern müsse. Erst im März 1845, nach neunjähriger Thätigkeit, erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor der alten Litteratur am Lyceum zu Braunsberg. Die Annahme dieser Stelle würde seine so erfolgreiche archäologische Thätigkeit in den Rheinlanden unterbrochen haben; daher machte er durch persönliche Bemühung in Berlin seine Ernennung rückgängig und blieb in Bonn, das seine zweite Vaterstadt geworden war. Drei Jahre später, am 15. October 1848, erhielt er die Ernennung zum außerordentlichen Professor an der philosophischen Fakultät zu Bonn, ohne Gehalt, nachdem er zwei Jahre vorher Adjunkt des Directors des Museums für rheinische Alterthümer geworden war. Die Ungunst seiner äußeren Verhältnisse bei dem Bewußtsein des Werthes nicht unbedeutender Leistungen, die in den wissenschaftlichen Kreisen volle Anerkennung fanden, konnte auf die ohnedies nicht starke Körperconstitution des trefflichen Mannes

nur nachtheilig einwirken. Im März 1849 brachte ihn ein Schlaganfall dem Tode nahe, auf den er sich in ernster Fassung vorbereitete. Er erholte sich scheinbar, begann eine Vorlesung, arbeitete litterarisch, hielt Vorträge im geselligen Hospitalvereine und bereitete eine Reise nach Frankreich vor. Nachdem er noch einmal sein Siebengebirge und 14 Tage vor seinem Tode Eltern und Brüder in Aachen besucht, erlag er am 12. Mai 1849 einem Blutschlage. Sein Landsmann Cornelius Peter Bock feierte sein Andenken in einer Sitzung der Abtheilung der schönen Künste der Académie royale de Belgique vom 14. Juni 1849 mit der ehrenvollsten Erwähnung seines tugendhaften, den Wissenschaften ganz geweihten Lebens.

Meist nach den Mittheilungen des Bruders, Dr. B. M. Lersch, in Neuer Nekrolog und nach eigenen Erinnerungen. Haagen.

Lerse: Franz Christian L. (Lersé), Goethe's Jugendfreund, geb. zu Buchsweiler am 9. Juni 1749 als Sohn des Hessen-Hanau-Lichtenberger Regierungs- und Consistorialraths Philipp Jakob L. und der Frau Marie Susanne geb. Barth, begann nach Böttiger seine theologischen, historischen und schönwissenschaftlichen Studien in Leipzig und Gießen und wurde in Straßburg am 8. Juni 1770 als Cand. theol. immatriculirt. Er schloß sich eng dem Salzmann'schen Kreis an, von Jung Stilling als Genosse der berühmten Mittagsgesellschaft gerühmt, selbst für Jung begeistert (Hagenbach, J. J. Sarasin, S. 75), der Vertraute Goethe's, bei dessen Disputation er opponirte (unzuverlässig Böttiger, Litterarische Zustände und Zeitgenossen, 1, 60 f.). Sie lasen zusammen Shakespeare; Goethe beschenkte L. mit einem Exemplar des Othello („Seinem und Schäkespears würdigem Freund Lersen, zum ewigsten Angedenken. Goethe"; „Ewig sey mein Hertze dein, mein lieber Goethe. Lersé"); am Shakespearetag, am 14. October 1771, hielt L. in Straßburg die Festrede (abgedruckt in Stoebers J. G. Roederer, 1874) und feierte als Führer der heiligen Poesie Shakespeare, Homer und Ossian. Goethe stiftete dem ehrenfesten „Bruder Lersen" ein schönes Denkmal im Götz, später in „Dichtung und Wahrheit", 2, 146; dazu v. Loeper's Anm. S. 374 f.

L. ging von Straßburg als Erzieher nach Versailles und wirkte seit 1774 sehr tüchtig, z. B. von Frau v. la Roche gerühmt, als Lehrer der Geschichte und der neueren Sprachen an Pfeffel's Militärschule zu Colmar. In den ersten Jahren pflog er regen brieflichen und persönlichen Verkehr mit Schlossers. Er empfing von Zweibrücken den Hofrathstitel. Während der Revolution commandirte er die Colmarer Nationalgarde. Dann beschäftigten ihn vorzüglich archivalische Arbeiten. Schon 1792 sieht man ihn in Verbindung mit der verwittweten Gräfin Anna Fries. Er übernimmt, als Nachfolger eines Franzosen, die Erziehung ihres Sohnes Moritz in Vöslau bei Wien und begleitet seinen Zögling im Herbst 1794 auf die Universität Leipzig, wo der liebenswürdige, aber verschwenderische junge Graf (später Chef des großen Bankhauses) u. a. die Privatunterweisung G. Hermann's genoß und bis 1797 Jura studirte. Seine knabenhaften Briefe, voll Liebe zum „Hrn. v. Lerse", berichten von zahlreichen Reisen, nach Dresden, nach Berlin, nach Weimar im April 1796. Am 28. November 1798 (Böttiger, Goethe an Karl August 1, 239 vgl. 241; die Annalen setzen einen Besuch 1797 an) sprach L. wieder bei Goethe vor. Er hatte vergebens um Sophie Brentano geworben (Wien, Frankfurt). L. starb im Fries'schen Haus am 15. Juni 1800. 1809 der älteste Bruder. Noch 1810 schreibt Philipp Lersé bewegliche Briefe aus Mannheim im Namen seiner darbenden Schwestern. L. war kein hervorragender, aber ein braver und gebildeter Mann, der auch als Zeichner glücklich dilettirte. Veröffentlicht hat er außer kleineren Aufsätzen, z. B. in der Berliner Monatschrift „Ueber die vermeinte Verfolgung des Decius",

eine „Reformationsgeschichte der Stadt Colmar", 1790 (1856). Später fesselte ihn die Numismatik, doch das geplante Werk „Hadrians Zeitalter aus Münzen" — vgl. B(öttiger) im T. Merkur, 1801, I. 10 — ist nicht erschienen.

Register der evangelischen Gemeinde zu Buchsweiler (Mittheil. des Hrn. Gymnasialdirectors Hägele). Straßburger Matrikel. Gräfl. Fries'sches Archiv zu Czernahora (wenig von Lerse; nichts von Goethe, der mit Johann Fries in Rom verkehrte). Kurzer Nachruf im Intelligenzblatt zur Neuen allg. d. Bibl., 56, 94. Erich Schmidt.

Lersner: Achilles August von L., geb. am 29. April 1662, † am 29. Decbr. 1732 zu Frankfurt. Die Lersner'sche Familie stammt aus Felsberg in Niederhessen, wo Kurt L. im 15. Jahrhundert zuerst genannt wird. Seine Nachkommen lebten in Marburg, waren Beamte und Gelehrte. Hermann L., geb. 1534 zu Marburg, 1564 Dr. jur. und Professor der Rechte daselbst, heirathete 1566 die Frankfurter Patricierstochter Elisabeth Rauscher und wurde dadurch Ganerbe im Hause Altlimburg zu Frankfurt. Er war 1579—1605 Vicekanzler der Universität Marburg und starb 1613 zu Lengsfeld in Hessen. Er hatte 9, sein fünfter Sohn Jacob 11 Kinder. Jacobs ältester Sohn Philipp Ludwig, geb. 1602, Frankfurter, dann schwedischer Hauptmann, Frankfurter Rathsglied, † 1640, hatte 5 Kinder, darunter einen Sohn Heinrich Ludwig, welcher als Stadtschultheiß 1696 starb. Er war 1681 geadelt worden. Eines seiner 11 Kinder war der Chronist A. A. v. L. Die biographischen Nachrichten über ihn sind sehr dürftig. Im J. 1696 schloß er seine erste Ehe mit Anna Rosina Steffan von Cronstetten, und nach deren frühem Tode bereits 1699 die zweite mit Anna Sibylla Ochs (später Ochs von Ochsenstein). 1715 wurde er in den Frankfurter Rath gewählt, 1721 war er jüngerer Bürgermeister, 1723 wurde er Schöff, 1727, 1728, 1730 war er älterer Bürgermeister. Von seinen 9 Kindern hat nur der Sohn Georg August v. L., geb. 1701, seit 1718 auf der Universität Altdorf, 1721—26 auf Reisen gebildet, den Stamm fortgepflanzt. Er war Geschäftsführer mehrerer Reichsglieder, deren Angelegenheiten er von Frankfurt aus besorgte und starb 1749. Sein einziger Sohn Christian August Maximilian wurde im Alter von 22 Jahren auf der Jagd erschossen. Ueber die Entstehung und Bedeutung der Frankfurter Chronik von v. L., welche 1706 zuerst in einem Folioband von 180 Bogen erschien, ist folgendes zu bemerken, was zugleich theilweise auf andere Reichsstädte Anwendung findet. Die ersten Frankfurter Chroniken gehörten dem 16. Jahrhundert an; sie waren von Geistlichen verfaßt, welche die überlieferten oder auch selbst erlebten Ereignisse, ohne Rücksicht auf den inneren Zusammenhang, der bloßen Zeitfolge nach aneinander reihten. Im folgenden Jahrhundert thaten mehrere Patricier dasselbe, denn ein reges Interesse an der Vergangenheit belebte damals die Patricier der deutschen Städte überhaupt, und in Folge davon entstanden in jener Zeit die meisten Städtechroniken, sowie viele Collectionen von geschichtlichen Notizen. Da alle diese Chroniken und Collectaneen ohne irgend kritische Prüfung abgefaßt sind, so bestehen sie aus einer Mischung von wahren und falschen, sogar einander widersprechenden Angaben — daneben entstand im 17. Jahrhundert noch eine andere Art von handschriftlichen Frankfurter Geschichtsbüchern. Es wurden nämlich damals von den städtischen Archivaren und Rathsschreibern, zum Behuf des Nachschlagens für amtliche Zwecke, Auszüge aus den Rathsprotocollen und anderen Schriften gemacht. Aus allen diesen Aufzeichnungen, zugleich aber auch aus amtlichen Quellen hat L. die Angaben seiner gedruckten Chronik geschöpft, und in Folge des ersteren Umstandes enthält diese Chronik manche Unrichtigkeiten, welche nachher ohne Bedenken in alle anderen Geschichtsbücher aufgenommen wurden. Als Sammelwerk aber wird die Chronik wegen ihrer Reichhaltigkeit

immer ihren Werth behalten, um so mehr, als L. offenbar aus Urkunden schöpfte, welche seitdem verloren sind. — v. L. hinterließ ein auf Schreibpapier gedrucktes und mit breitem Rande versehenes Exemplar seiner Chronik, in welches er seine Nachträge eingeschrieben hatte. Dies gab sein oben erwähnter Sohn Georg August 1734 als zweiten Theil der Chronik heraus; in einem dritten Theile der Chronik wollte G. A. v. L. seine eigenen Aufzeichnungen über die Geschichte von Frankfurt herausgeben, doch ist es zur Herausgabe nicht gekommen, vielmehr befindet sich dieser Theil handschriftlich auf dem Stadtarchiv. — Noch sind zwei in die Litteraturgeschichte einschlagende Glieder der Lersner'schen Familie zu erwähnen. Friedrich Max v. L., geb. am 28. August 1736, älterer Bürgermeister 1789, 1798, † 1804, war der Taufpathe des Dichters F. M. Klinger und in den 70er Jahren dessen kühler Gönner. Ein anderer Friedrich Max v. L. war in den ersten 60er Jahren Schüler der Mittelklassen des Gymnasiums. Als Quartaner hatte er bei der Progression die Preisträger zu renuntiiren, woraus mit Sicherheit zu entnehmen ist, daß er den besseren Schülern beigezählt wurde. In ihm haben wir wol den „Maximilian" in den Knabengesprächen zu suchen, welche Heinrich Weismann 1846 aus Goethe's Schulheften herausgegeben hat.

Der Frankfurter Chronist A. A. v. L., von Dr. Eduard Heyden, mit dem Bildnisse Lersner's und einem Stammbaum der Lersner'schen Familie. (Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M., 1860). W. Stricker.

Lersner: Heinrich L., geb. 1506, † 1576, einer der thätigsten und langjährigsten Beamten Philipps d. Gr. Er studirte, wie sein älterer Bruder Jakob in Heidelberg und Erfurt (immatr. 1519 und 1520) und diente darauf lange Jahre als Secretär in der fürstlichen Kanzlei. Seine Hand bemerkt man schon vielfach in den Akten aus der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre; so sind z. B. die Concepte der Einladungsbriefe zu dem Marburger Colloquium von ihm geschrieben. Dann erscheint er auch in diplomatischen Missionen, z. B. 1532 als Gesandter nach Dänemark, gelegentlich der umfassenden diplomatischen Vorbereitungen zum Feldzuge gegen Württemberg. Im Juli 1540 nennt Bucer dem Landgrafen unter den „geschickten, frommen, erfahrenen Männer", auf die er sich in der Regierung verlassen müsse, neben wenigen anderen L., und wirklich wird seit diesem Jahr kaum Jemand so wie dieser zu den Geschäften Philipps gebraucht. Nachdem er im Januar bei dem Kurfürsten von Sachsen gewesen war, mußte er kurz darauf nach Köln, um den Fürsten zu vertreten, der zufällig verhindert war, bei einem Geheimgespräch mit dem Erzbischof Johann von Lund, und kaum heimgekehrt ward er wieder auf den Bundescongreß nach Schmalkalden gesandt. Im Herbst benutzte ihn der Landgraf, um dem König Christian III. von Dänemark das Geheimniß seiner Bigamie anzuvertrauen und ihn auszuforschen, wie er sich darin zu ihm stellen werde. Nach der Vertreibung Herzogs Heinrich von Braunschweig 1542 war L. als Kanzler mehrere Jahre in der Regierung des eroberten Fürstenthums. Jedoch ertrug er es trotz der Rangerhöhung schwer, mit Frau und Kindern (seit 1530 war er mit Elisabeth Nusbicker, Tochter des hessischen Kammermeisters Georg Nusbicker, verheirathet), fern von der Heimath in dem theuren, unwirthlichen und gefährdeten Lande auszuhalten, und nur Gehaltserhöhungen und besondere Gnadengeschenke aus dem braunschweigischen Gute, sowie der ernste Wunsch des Landgrafen bestimmten ihn zu längerem Bleiben. Um ihm den Aufenthalt in Wolfenbüttel zu verleiden, kamen vielleicht nicht unberechtigte Klagen seitens der Bundesstände hinzu über seine eigennützige Handhabung der Verwaltung. Zu den allgemeinen Bundesgeschäften ward er auch während dieser

Zeit herangezogen. So war er Juni 1543 auf dem Bundestage in Schmalkalden, ein Jahr darauf in Gotha, und ging von hier nach Hamburg und Flensburg zu Christian III., um die damals für Heinrich von Braunschweig zusammenlaufenden Knechte abzutreiben. Während des Krieges gegen Karl V. an der Donau (1546) war L. in der Landesregierung zu Cassel; als Philipp aber heimgekehrt war (December 1546), mußte er diese relative Ruhe mit um so größerer Anstrengung vertauschen. Ein ganzes Jahr lang finden wir ihn fortan in der schwierigen und undankbaren Rolle, die Versöhnung seines Herrn mit dem Kaiser zu betreiben. Anfangs noch unter dem Gesichtspunkte der Aussöhnung des Kurfürsten mit Herzog Moritz. Dafür reiste er Monate lang zwischen Hessen und den sächsischen Quartieren und Residenzen hin und her. So kam er Anfang April über Dresden und die böhmischen Berge in das kaiserliche Lager nach Eger, zog von da, um dem Herzog Moritz zur Seite zu bleiben, mit dem Heere nach Mühlberg und gerieth hier in das Getümmel der Schlacht. Neben dem Herzog ritt er durch die Elbe und in die vorderste Schlachtreihe. Als die Kugeln schon pfiffen, übernahm er noch in dessen Auftrag einen Ritt zum Kurfürsten, um ihn zu Ergebung durch Vertrag zu bestimmen. So blieb er schließlich diesem als der letzte auf der Flucht zur Seite und entging selbst nur durch sein Glück und die Schnelligkeit seines Pferdes den nachsetzenden kaiserlichen Reitern. Für alle diese Strapazen und Gefahren erntete er aber wenig Dank. Indem er in den folgenden Wochen die Verhandlungen mit immer schwereren Bedingungen und schlechteren Erfolgen fortsetzte, schob der Landgraf, der zwischen muthigen und verzagten Entschlüssen hin- und herschwankte, die immer größeren Concessionen an den Kaiser auf die Nachlässigkeit des Unterhändlers, dem er schließlich sogar vorwarf, seine Gefangenschaft verschuldet zu haben. L. ward dadurch so verbittert, daß er schon vor der Capitulation von Halle den Dienst Philipps quittirte und noch im Juli den Entschluß aussprach, den des Kurfürsten Moritz oder eines anderen Fürsten zu erwählen. Aber im August finden wir ihn doch wieder ausgesöhnt und bis Ende des Jahres in Augsburg am kaiserlichen Hof mit derselben Unermüdlichkeit und Erfolglosigkeit, wie bisher, für Begnadigung und Befreiung des Landgrafen verhandeln. Auch während der Reise nach den Niederlanden und dort selbst folgte er dem kaiserlichen Hof, bis er im Januar 1549 nach Hessen zurückkehren konnte. Hier wurde er 1550 nach dem Tode Günterode's interimistisch mit den Geschäften des Kanzlers betraut, nahm in derselben Stellung an den Passauer Verhandlungen Theil und stand nach der Befreiung Philipps mehrere Jahre als Kanzler an der Spitze der Regierung. Um 1560 zog er sich nach Marburg in die Stellung eines Beisitzers am Hofgericht zurück, ward jedoch auch dann noch mehrmals zu politischen Aufträgen verwendet. 1567 nahm er sogar noch einmal das Kanzleramt bei Landgraf Ludwig an, legte es aber nach zwei Jahren Alters und Krankheits halber nieder.

Johann L., Bruder des Vorigen, geb. 1512 in Marburg, † am 19. Januar 1550, war, wie Jakob, Professor der Rechte und Hofgerichtsassessor in Marburg (seit 1543). 1548 ff. war er mit seinen Brüdern und nach ihnen allein am burgundischen Hofe für die Erledigung des Landgrafen, wie in den Prozessen mit Nassau, dem Abt des Klosters Haynau und anderen Angelegenheiten thätig, erkrankte und starb wahrscheinlich in der Fremde. — Ein vierter Bruder, Christoph, geb. 1520 in Marburg, † 1603 in Friedberg, ward 1553 an der heimischen Universität Lic. juris, dann Professor, kam 1560 als „Doctor“ in die Kanzlei Albrechts von Mecklenburg und später als Syndicus nach Braunschweig. Zuletzt lebte er wieder in der Heimath. — Hermann L., der älteste Sohn Heinrichs, geb. 1534, † am 13. Octbr. 1613, war

ebenfalls lange Jahre Professor und nach dem Tode seines Oheims Vicekanzler der Marburger Universität. Zwei Schriften von ihm sind: „Theses de litis contestatione; resp. Joh. Rodingus“, Marp. 1579. 4°; „Theses de donationibus; resp. Jon. Hoenberger“, Bipont. Marp. 1580. 4°. — Sein Sohn Jakob übersiedelte nach Frankfurt a. M. und ward der Stifter des bekannten dortigen Patricierhauses.

Strieder a. a. O. Marburger Archiv. Lenz.

Lersner: Jakob L. (urspr. Lersemacher, d. i. Schuhmacher. Der Name L. zuerst 1527), Sohn des Ludwig L., eines langjährigen hessischen Beamten, der u. a. Landgraf Philipp den Großmüthigen auf den Wormser Reichstag 1521 begleitete, geb. in Marburg 1504, † am 5. März 1579, studirte in Heidelberg und Erfurt (immatric. 1517 und 1520), ward 1527 in Marburg inscribirt, war Anfangs Mönch und soll nach dem Austritt aus dem Kloster 1530 in Paris gewesen sein. Im Cölibat ist er sein ganzes Leben geblieben. Während der dreißiger Jahre diente er Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig, verließ aber, als dieser mit dem Landgrafen zerfiel, seinen Dienst und trat in den Philipps über, der den „geschickten Gesellen“, wie er ihn nannte, vielfach benutzt hat. Schon 1542 führte L. neben anderen Räthen am Niederrhein die Verhandlungen zwischen Herzog Wilhelm von Cleve und dem burgundischen Hof, durch welche Landgraf Philipp und der Erzbischof Hermann von Köln die kriegerische Lösung der geldrischen Frage zu beseitigen suchten. Im folgenden Jahr zog ihn der Fürst unter der besonderen Bestallung als Procurator in dem nassauischen Proceß an den Hof und sandte ihn Namens des schmalkaldischen Bundes im Herbst 1544 nach Italien, um die berühmten Rechtslehrer in Bologna und Ferrara, Socinus und Alciatus zu Consilien in der Frage der braunschweigischen Sequestration zu bestimmen. L. brachte die Schriftstücke, für die er schweres Geld hatte zahlen müssen, im März 1545 nach Deutschland zurück; sie wurden dann den schmalkaldischen Ständen in Worms vorgelegt. Während des Krieges gegen Karl V. vertrat L. die Interessen Philipps auf dem Bundestage in Ulm (September bis November 1546) und übernahm darauf mit dem sächsischen Kanzler Franz Burkhard und Dr. Hans Niedprucker, dem Schwiegervater Sleidans, eine Reise nach Frankreich und England, um diese Mächte zur Unterstützung der bedrängten deutschen Protestanten zu vermögen. In der That ließ sich im Frühjahr 1547 die französische Regierung zu einer namhaften Geldhülfe herbei, welche freilich die Katastrophe Philipps und des Kurfürsten nicht mehr aufzuhalten vermochte. Die Gefangenschaft des Landgrafen führte L. in der zweiten Hälfte des Jahres nach Augsburg, wo er als Bevollmächtigter der hessischen Regierung und Landschaft für die Befreiung des Fürsten zu wirken suchte, und auch im folgenden Jahre war er neben anderen Räthen hierfür wie besonders in der nassauischen Sache am kaiserlichen Hofe thätig. 1553 ward ihm zu Marburg im Beisein Philipps und der jungen Landgrafen die juristische Doctorwürde übertragen; der Fürst hing ihm dabei selbst eine goldene Kette um. 1554 mußte L. demselben Bericht über einen Streit Dr. Oldendorp's mit der Marburger Geistlichkeit erstatten. Vier Jahre später erhielt er nach dem Tode des Ferrarius das Vicekanzleramt an der Universität, das er bis an sein Ende inne hatte. Doch auch jetzt ward er noch gern zu politischen Geschäften herangezogen, so als Gesandter zum Reichstage in Regensburg 1556. Im Ganzen mußte L. in nicht zwei Jahrzehnten es sich dreimal gefallen lassen, vom Hofgericht in Marburg nach Cassel und wieder zurück versetzt zu werden. Nach der Beilegung des nassauischen Prozesses hoffte er endlich als 56jähriger in Marburg sich zur Ruhe setzen zu dürfen, jedoch scheint der von ihm damals sehr lebhaft ausgesprochene Wunsch auf den

Fürsten keinen Eindruck gemacht zu haben; wenigstens treffen wir ihn 1561 wieder auf dem Religionsconvent in Erfurt, 1566 und 1567 auf den Reichstagen zu Augsburg und Regensburg. In seinem Testamente ermahnt Philipp seine Söhne, den Dr. Jakob L., das „gut, fromme Männlin" nicht von sich zu lassen, sondern ihn am Hofgericht oder zu Cassel in der Kanzlei zu gebrauchen und wohl zu unterhalten, und wirklich mußte L. 1570 und 1571 wieder auf den Reichstag ziehen, ja noch aus dem J. 1573 liegt ein Gesuch des Landgrafen Georg an seinen Bruder Wilhelm vor, ihm den alten Diener interimistisch als Kanzler zu überlassen. In der Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft hat L. sich einen Namen gemacht durch die „Antwort ꝛc. auf die Frage, ob es besser sei, nach gewissen beschriebenen und sonst bewährten bräuchlichen Rechten, Gesetzen, Ordnungen und Gewohnheiten, oder nach eigener Vernunft, Sinn, Witz, Gutdünken und selbst gefaßter Billigkeit und eigenem Gewissen zu urtheilen, zu regieren, Regiment, Recht, Gleichheit, Gehorsam, Friede und Einigkeit zu erhalten" (Marburg 1542), worin er also für die Einführung des gelehrten, geschriebenen, d. h. kaiserlichen, römischen an Stelle des mündlichen, individuellen oder particularen, ungelehrten Rechtes eintrat. Die Schrift enthält auch einen Angriff gegen die Tortur.

Strieder, Hess. Gelehrt.-Gesch. VII. Stölzel, Die Entwickelung des gelehrten Richterthums in deutschen Territorien. Stintzing, Gesch. der deutsch. Rechtswissenschaft I. Ranke, Deutsche Gesch. IV, 10. Buch, 8. Cap. Marburger Archiv. Lenz.

Lesch, in der jüngeren Ueberlieferung Albrecht L. genannt, Meistersinger des 14. bis 15. Jahrhunderts. Valentin Voigt bezeichnet ihn als den ersten der zwölf Nürnberger Meister: also in Nürnberg, wo der Name Lesch sich noch heute findet, hat er wahrscheinlich gelebt. Die Kolmarer und andere Handschriften enthalten eine Reihe seiner Töne und in denselben verfaßter Gedichte, bei denen schwer zu bestimmen ist, was von ihm selbst, was von späteren Nachahmern herrührt. Ein Ton, „der goldene Reie" genannt, besingt die Jungfrau Maria, jede Strophe des Gedichtes beginnt mit „Ave Maria"; sein „gekrönter Reie" ist eine sehr künstliche Weise, während sein „kurzer Reie", in welchem ein Weihnachtslied gedichtet ist, verhältnißmäßig einfachere Form hat; noch künstlicher ist die Tagweise, die aus 36 Reimen besteht und eine der geistlichen Umgestaltungen der alten Form des Tageliedes darbietet. Häufiger angewendet findet man seine „Zirkelweise", die Gedichte in ihr sind theils geistlichen, theils moralischen Inhalts; darunter eins, welches das Lob von sechs Handwerken (Schmied, Köhler, Weber, Spinnerin, Müller und Rothgerber) besingt: ein anderes giebt den Zechgesellen im Wirthshaus ein Räthsel auf, dessen geistliche Deutung sich unmittelbar anschließt. Seine fünfzehnreimige Feuerweise, die in anderen Quellen auch Mühlweise genannt wird, umfaßt beinahe nur geistliche Gedichte, eines beschäftigt sich mit dem Lobe des weiblichen Geschlechts. Ich nenne ferner seine „Hofweise" und „Sangweise", unter den in letzterer abgefaßten Gedichten ist eines als „Equivocum", d. h. als Gedicht in rührenden Reimen bezeichnet; ein anderes ist ein Weihnachtslied. Noch andere sind „Der süße Ton", in welchem ein Marienlied verfaßt ist, und der von Wagenseil erwähnte 21reimige Ton „Das goldene Schloß", ebenfalls eine der künstlichsten Weisen.

Vgl. Pfeiffer's Germania 3, 314. Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer Handschrift S. 83—88. 184 f. 586 ff. Wackernagel's Kirchenlied 2, 407. 408. 450. K. Bartsch.

Leschnert: Johann Gottfried L., geb. in Dohma, 1702 bis 1717 Adjunkt der philosophischen Facultät zu Wittenberg, seitdem Professor am Gymnasium zu Gotha, wo er am 20. Novbr. 1747 starb. Schriften: „Disp. de

lotione manuum innocentiae signo cet.“, Wittenb. 1770; „Jus magistratus civilis circa vocationem ecclesiae ministrorum“, ib. 1717. 4⁰.

Jöcher-Adelung III, 2394, Forts. III, 1675. v. Schulte.

Leslie: Walther Graf L., kaiserlicher Feldmarschall, geb. 1606, † am 3. März 1667. — Zwei heraldische Greife tragen ein durch einen Querbalken getheiltes Schild; drei goldene Spangen zieren den Balken; den geschlossenen Turnierhelm krönt ein Greifenkopf; ein Spruchband aber zeigt die lakonischen Worte: „Grip fast“. Das ist das Wappen der Herren von Balquhaine (auch Balquhane und Balgulane), einer sehr alten Adelsfamilie Hochschottlands, deren Stammsitze Balquhaine Castle und Leslie Castle in der Grafschaft Aberdeen, District Garioch, nicht fern von Inverury nun in Trümmern liegen. Wol keiner ihrer zahlreichen Sprößlinge verstand es, den sinnreichen Wahlspruch seiner Ahnen so gewissenhaft, doch auch so rücksichtslos zu bethätigen, wie der vielgenannte Mann, dessen Name an der Spitze dieser Zeilen steht. „Greif zu — halte fest!“ man vermöchte keine andere zutreffende Devise für die Lebensskizze eines Walther L. zu ersinnen. Der jüngste Sohn der dritten Ehe John Leslie's, den man den zehnten Baron von Balquhaine nennt, hatte L. daheim nach seinen Brüdern, beziehungsweise Halbbrüdern, John, William und Alexander kein reiches Erbe zu erwarten und ging darum bei Zeiten in die Fremde. Ihm war bereits ein älterer Vetter, Alexander L., vom Zweige der Earls of Leven, nach Deutschland vorangegangen. Während jedoch dieser als Calvinist von Geburt, nachdem er bereits 1628 in Stralsund dem schwedischen Interesse gedient, sich dem Heereszuge Gustav Adolfs von Schweden „zur Befreiung des Protestantismus“ angeschlossen hatte, hielt es Jener, obwol gleichfalls Calvinist, dennoch mit seinen religiösen Anschauungen für vollkommen vereinbar, Kriegsdienste in der großen Armee zu nehmen, die Wallenstein bei Wiederübernahme des Amtes und der Würde eines kaiserlichen Generalissimus im Winter 1631 bis 1632 zur endlichen und gänzlichen Niederwerfung des Protestantismus unter seine Fahnen rief. Diese Fahnen, die der gewaltige Friedländer siegreich über die Alpen, dann in das Herz von Deutschland und endlich bis an die Küsten der Ost- und Nordsee getragen hatte, versprachen offenbar dem jungen schottischen Edelmann die weitaus meisten und rascheſten Vortheile; und nur um äußere, wohlklingende und glänzende Vortheile, nicht um irgend eine höhere, das blutige Kriegshandwerk rechtfertigende, adelnde Idee war es dem Glücksritter zu thun. Er trat in das Regiment zu Fuß des Grafen Adam Erdmann Trczka, der zur Zeit auch ein Arkebusier- und ein Kürassierregiment besaß und von dem Generalissimus, seinem Schwager, später sogar noch drei andere Regimenter zugewiesen erhielt, deren jedes ein Oberstlieutenant selbständig commandirte. Der unmittelbare Vorgesetzte Leslie's war sein Landsmann Johann Gordon, als dessen Oberstwachtmeister wir L. zum ersten Male im Frühjahr 1632 kennen lernen. Seine Musketiere hatten redlich beigetragen, die Sachsen wieder aus Böhmen zu vertreiben und Prag zurückzuerobern. Nun führte sie Wallenstein mit seiner Hauptmacht durch die Oberpfalz dem plötzlich zur Defensive gedrängten Könige von Schweden vor Nürnberg entgegen. Hier, im Lager von Altenberg und der Alten Veste, erkämpfte sich L. die erste Anerkennung; es war ein heißer Kampf. Mit 20 Compagnien Croaten, 8 Compagnien Reiter und 500 „commandirten“ Musketieren, letztere unter Führung Gordon's und Leslie's, zog Generalwachtmeister Sparr am 8. August von Wallenstein's Lager aus, dem schwedischen Obersten Taupadel, der eine Diversion nach Freystadt unternommen hatte, den Rückzug gegen Nürnberg zu verlegen. Durch seine Kundschafter hiervon benachrichtigt, beeilte sich aber Gustav Adolf, den Seinen rechtzeitig zu succurriren. Bei Burgtann überfiel er Sparr mit überlegener Streitkraft. Sofort ergriffen

die Croaten die Flucht. Dagegen setzten sich die Musketiere, von der schweren Reiterei nach Kräften unterstützt, herzhaft zur Wehr; ein kleines Gehölz bot ihnen einige Deckung. Gordon und L. „thaten Wunder", erzählt ein englischer Geschichtschreiber; „sie fochten solange fort, bis sie sich völlig verschossen hatten". Oberst Riese, sowie ein Hofjunker und ein Page des Königs wurden hart an dessen Seite getödtet. Die Tapferkeit der Schotten aber, so weiß die eben citirte Quelle weiter zu berichten, flößte dem Könige selbst eine derartige Bewunderung ein, „daß er sich öffentlich erklärte, er wolle sie, falls sie gefangen würden, ohne Verzug wieder freilassen und das Lösegeld für sie selbst bezahlen". Die Uebermacht war zu groß. Die kaiserliche Reiterei wurde in einen Morast gesprengt, wo sich Sparr ergeben mußte; Gordon und L. theilten sein Loos. Thatsächlich gab Gustav Adolf die beiden letzteren ohne Lösegeld wieder frei; „nur machten einige Hindernisse, daß er die Vollziehung seines Versprechens fünf Wochen lang aufschieben mußte".

Wieder in der Schlacht bei Lützen thaten sich Trczka's Musketiere durch Muth und Ausdauer hervor, wie Trczka selbst, „indem er den ganzen Tag vornen am Spitz seines Regimentes gehalten und auf den Feind etliche Male getroffen". — Im Winter 1632—33 und im folgenden Feldzug dem Commando Holk's unterstellt, bildete der größte Theil dieses Regimentes die Garnison der alten Reichsstadt Eger, in der es auch während des Verheerungszuges des genannten Feldherrn nach Meißen und Sachsen blieb, bis es im Herbst durch Gallas in das Nürnberg'sche entsendet wurde. Zu Beginn des verhängnißvollen Jahres 1634 erscheint L. bereits in selbstständigerer Stellung, da Gordon, von Wallenstein zum Obersten designirt, ja schon im August des Vorjahres als solcher ernannt, doch nicht belassen, von seinem Regiment häufig abwesend war. Die Bewohner von Wendelstein und Umgegend, wo das Regiment Monate lang hauste, hatten viele Ursache zu klagen. Endlich am 9. Januar 1634 brach L. nach der Oberpfalz auf: „haben sich feindselig gehalten", ruft der Chronist den Abziehenden nach. Drei Tage später marschirte L. mit seinen Schotten in Eger ein, wo ihnen abermals das Winterquartier angewiesen war. Von hier aus schrieb L. wenige Stunden nach seiner Ankunft an Octavio Piccolomini einen beachtenswerthen Brief, welcher zweierlei beweist: daß L. sich die Ungnade seines Obersten Trczka zugezogen hatte, dagegen die Gunst eines Anderen — Piccolomini's — in desto höherem Maße genoß. Nicht ohne Grund wandte sich L. just an Piccolomini, als „einen Protector aller fremden Cavaliere", um die Verwendung, seiner Person „bei dem Herrn Obersten (Trczka) im Besten gedacht zu sein". Man weiß, mit welchen geheimen, meuterischen Mitteln von Seite einer gewissen Partei in Wallenstein's eigenem Heere dessen Beseitigung um jeden Preis durch lange Zeit betrieben wurde; man weiß aber auch, wer von Anfang an die Seele und das Haupt dieser Militärverschwörung gewesen. Seit Jahr und Tag hatte er unter dem Schein einer unbedingten Ergebenheit den Generalissimus auf Schritt und Tritt arglistig verfolgt, um alle seine Unternehmungen im Augenblicke der Entscheidung möglichst zu vereiteln, gleichzeitig aber all' sein Thun und Lassen an allerhöchster Stelle in einer Reihe theils verlogener, theils übertriebener Berichte einer verdächtigenden, hämischen Kritik zu unterziehen und so das unerläßliche Vertrauen des Monarchen zu seinem Feldherrn consequent zu untergraben. Auch eben jetzt, da es in Pilsen galt, das ganz unleidige, ja ganz unerträgliche Verhältniß, das auf solche Weise zwischen Hof und Heer künstlich geschaffen worden war, endlich und gründlich zu lösen — auch jetzt stand Piccolomini dem Schöpfer dieses Heeres, dem einst Allmächtigen an jenem Hofe als der intimste Günstling zur Seite; von allen versammelten Obersten und Generalen kannten nur Butler, Gordon und Diodati seine wahre Absicht. Die sie nicht minder

kannten — Gallas, Aldringen und Colloredo — waren nicht erschienen. Wie alle Anwesenden, so unterzeichneten auch Butler, Gordon und Diodati ganz unbedenklich den Revers vom 12. Jan. 1634, mit dem der General-Herzog, wie er glaubte, die Armee auf Leben und Tod an sich fesselte, in Wirklichkeit aber nur seinen unabwendbaren Fall besiegelte. Piccolomini sorgte dafür, daß er in Wien die rechte Wirkung nicht verfehlte. Das Schreiben Leslie's kam ihm sehr gelegen. Mehr als der Bedächtigkeit eines Butler und der Verschlagenheit eines Gordon, vertraute er, wo es auf eine rasche That ankam, der kühnen, rücksichtslosen Habgier eines unternehmenden jungen Mannes. Das kaiserliche Patent vom 24. Jan. entsetzte Wallenstein seines Commandos. Noch ehe es zu Pilsen am 20. Februar zur Unterzeichnung eines zweiten Reverses kam, verließ Diodati wider ausdrücklichen Befehl des Generalissimus die Stadt. Piccolomini hatte unterdeß durch Aldringen auch ein zweites kaiserliches Patent (vom 18. Febr.) besorgt, das jenen ersten Pilsener „Schluß" für null und nichtig, den Herzog aber für „einen meineidigen Rebellen" erklärte; endlich ein drittes, allerdings nicht öffentliches und auch nicht vom Kaiser unterzeichnetes Patent befahl geradezu, des Rebellen „sich lebendig oder todt zu bemächtigen". Als aber Wallenstein, von alledem wohl unterrichtet, den Weg nach Eger antrat, wußte Gallas, nunmehr der Höchstcommandirende in der kaiserlichen Armee, nichts besseres zu thun, als Gordon und L. anzuweisen, dem Flüchtigen die Aufnahme zu weigern. Klüger gab Piccolomini sowohl dem Obersten Butler durch dessen Beichtvater Patrick Taaffe als auch dem Oberstwachtmeister L. durch „einen guten Freund" brieflich und mündlich die Rathschläge, die nun zu practiciren waren.

Keiner der so gedungenen Meuchelmörder wußte die „gute Meinung" seines „Patrons" so glänzend zu rechtfertigen wie L. Hatte sich Butler seinem Opfer schon auf dem Wege von Pilsen nach Mies mit 200 Dragonern angeschlossen (22. Febr.), so konnte auch L., hievon benachrichtigt, nicht länger warten. Er ging ihm entgegen und traf in der Nähe von Plan (24. Febr.) den schwerkranken Herzog, der, von nur wenigen Getreuen begleitet, „in einer schlechten Senfte von zwei Pferden getragen wurde". Das Ziel der Reise war nahe. „Unterwegs" — so ließ später L. selbst durch eine feile Feder niederschreiben und sogar „auf sonderbaren der römisch kaiserl. Majestät allergnädigsten Befehl" in einer „ausführlichen und gründlichen" Druckschrift aller Welt erzählen — „unterwegs hat er Friedland, wider seinen vorigen Brauch und mit mehr Ceremonien, als er sonsten gepflegt, in einem langen Discours ihm L. alles dasjenige erzählt, was zu Pilsen fürgangen; wie er sich retiriren wollen, aber von den Commandanten wiederum erbeten, in den gemachten Schluß, nur denselben zugute und weil man viel gefährliche Sachen bei Hofe wider ihn machinirt, sich selbst damit in Sicherheit zu stellen, eingewilligt, derenwegen anjetzo ein Confusion unter der Armada entstanden, dabei Ihre Königliche Majestät und anderstheils die spanische Faction die Häupter wären, endlich damit concludirt: wenn Ihre kaiserl. Majestät ihn Friedland ferner für ihren Diener und General nit haben wollten, so begehre er sie auch ferners für keinen Herrn zu haben, und es werde ihm an einem Herrn nit mangeln — aber begehre keinen zu haben sondern werde hinfüro selbst Herr sein; habe Geld und andere Mittel genug, eine Armada auf den Fuß zu bringen, und da er auch keines hätte, seien andere gute Leut, die ihn nit verlassen werden; viel Obriste unter Ihrer Majestät Armaden werden sich ein Zeitlang gut kaiserisch erzeigen, aber mit ehester Gelegenheit sammt den Regimentern zu ihm stoßen; Arnim und Franz Albrecht (von Sachsen-Lauenburg) sammt ihrem Volk seien zu seiner Devotion; werde innerhalb vier Wochen mit einer solchen Armada, dergleichen er noch niemals gehabt, nach Oesterreich rücken und Ihrer Majestät selbst zu wissen machen, daß sie ihm Unrecht gethan, indem

sie den Spaniern und ihren Conföderanten mehr als ihm geglaubt, und daß sie nur selbst Ursach seien, daß er gegen sie endlich die Waffen ergreifen müssen; verhoffe unfehlbarlich, gar in kurzer Zeit seltsame Zeitungen aus Oesterreich zu hören; interim wolle er sich nach Eger begeben, bis seine guten Freunde sich versammelt." . . . Es liegt auf der Hand, daß diese ganze Geschichte vom ersten bis zum letzten Wort als tendenziöse Lüge zu betrachten ist. Es lag nicht in dem stolzen, verschlossenen, immer und immer berechnenden Charakter eines Herzogs von Friedland, viel zu plaudern; seiner vertrautesten Umgebung vom Anfang bis zum Ende ein unlösbares Räthsel, warf er doch wol nicht im entscheidenden Augenblick das große Geheimniß seines Lebens vor die Füße eines ihm völlig fremden, jugendlich-unerfahrenen Subalternoffiziers.

Noch am 24. Febr. hielt Wallenstein seinen bescheidenen Einzug in Eger. Am selben Abend traten Butler, Gordon und L. zur Berathung zusammen. Während derselben wurde L. abermals zum Herzog beschieden, um — wie er wieder berichten läßt — aus dessen Munde den Befehl zur Oeffnung der Stadtthore zu erhalten und die Versicherung des schwärzesten Verrathes an Kaiser und Reich mit eigenen Ohren zu vernehmen. „Die höchste Nothdurft" — so erklärte, wie L. meldet, Wallenstein — „erfordere seine Sachen zu stabiliren, daß er des Feindes Volk mit dem allereheften in Böhmen einlasse und zu dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, als nächstgesessenem, schicke, ihm mit zweitausend Pferden und eintausend zu Fuß zu succuriren, und demselben die Päße des Königreiches, Eger und Elbogen, einräume; item daß er auch alsbald den Ilow abfertige, Cronach und Forchheim in seine Gewalt zu bringen, wie nicht weniger dahin zu tractiren, damit ihm die Veste Plassenburg zu einer sicheren Retirade möchte vergunnt werden" 2c. 2c. — Wir brauchen nicht zu bemerken, welchen Grad von Glaubwürdigkeit auch diese angeblichen Herzensergießungen des Generalissimus in Anspruch nehmen dürfen. Das Unerhörte, das geschah, bedurfte aber nachträglich irgend einer Begründung. Nach Leslie's Eröffnungen blieb ihm und seinen Genossen kein Ausweg, „als gegen solche offene . . Verräther und Beleidiger der höchsten Majestät Hand anzulegen und (sie) vom Leben zum Tod hinzurichten". L. persönlich besorgte die Einladungen, mit welchen Gordon am folgenden Tage die Grafen Trczka und Kinsky, den Marschall Ilow und den Vicekanzler Dr. Niemann auf die Burg zur Abendtafel beschied. L. war es, der während dieser Henkermahlzeit das Zeichen gab, auf welches hin das Gemetzel eröffnet wurde, dem die arglosen Gäste zum Opfer fielen. „Es ist auch dies zu merken", entblödete man sich nicht dem Kaiser zu melden, „daß die Hauptrebellen zu denjenigen Obristen, welche sie niedergemacht, ein sehr großes Vertrauen gesetzt hatten". Und wieder war es L., der alsbald nach vollbrachter Heldenthat angeblich mit eigener Lebensgefahr in die Stadt hinabeilte, die Wachen abermals in Eid und Pflicht nahm und noch 100 Dragoner herbeirief, um das Werk zu vollenden und den wehrlosen Feldherrn — „justo Dei judicio" — hinzumorden. In Leslie's Wagen wurde die Leiche aus der Stadt auf die Burg gebracht. Und kein Anderer als L. sollte der Bote sein, der zunächst Gallas und dann dem Kaiser die Nachricht von dem Vollzuge der empfangenen Befehle hinterbringen sollte. Ihn sandte Butler am 27. Febr. in Begleitung eines Hauptmanns nach Pilsen, wohin Gallas mittlerweile gekommen war, während Piccolomini schon in Mies verweilte und darum auch der erste von allen Generalen die Bestätigung seiner gierigsten Erwartung empfing, nicht ohne Butler mit inbrünstigen Worten zu danken, daß er „so grausame Tyrannen, so treulose Feinde des Kaisers von dieser Erde ausgerottet". Der Jubel Gallas' war kein geringerer. In Pilsen traf L. am 28. Febr. auch mit Carretto, dem kaiserlichen Vollmachtträger, zusammen, einer der erbärmlichsten Creaturen, die jemals einem

willenlosen Herrscher gedient. Carretto war ganz entzückt von dem jungen Helden, den er nun kennen lernte. „Der Leslie“, so schreibt er dem Monarchen, „ist ein witziger und redlicher Mann, der mit seinem Angeben und Anstellen simulando nicht allein mit den Anderen gehalten sondern fast das ganze Wesen dirigirt hat. Dieser protestirt nichts anderes als die Reputation und redet, als wenn er ein geborener König wäre“. Was aber unter der „Reputation“, auf die es ankam, verstanden werden sollte, erläuterte Carretto sogleich mit wenig verschämten Worten. Um „von der geübten Action einen Namen zu haben“, bittet L. den Kaiser um ein Regiment, und zwar in der Weise, daß diesem Regiment nebstbei die Würde und der Titel einer „Leibgarde“, sei es des Kaisers oder des Königs Ferdinand III., verliehen werde. Dem stehe, meint Carretto, kein Bedenken entgegen, obwol L. „nicht katholisch“; es unterliege keinem Zweifel, er werde „sich bald dazu bequemen“ (katholisch zu werden) — „allermaßen es nur darum zu thun, einen Namen zu geben.“ . . . Im Uebrigen werde Se. Majestät von ihm „die ganze Tragödie ordentlich vernehmen“; auch wisse L. einen Ort in Wien, wo 20000 Stück Ducaten, dem Ilow gehörig, zu confisciren seien; auf dem Trczka’schen Schlosse zu Nachod vermuthe er gar 400 000 solcher Goldfüchse, die leicht zu haben wären ꝛc. — Kann es noch einem Zweifel unterliegen, welche Motive hier maßgebend waren? Am 6. März langte L. in der Wiener Hofburg an. Die Wirkung seiner Meldungen überstieg alle gehegten Erwartungen in Bezug auf seine Person. Der Kaiser, der sofort den Befehl gab, für den entleibten Generalissimus 3000 Seelenmessen lesen zu lassen, fand ebenso kein Maß und Ziel, den Mördern seine ganze und volle Gnade und Erkenntlichkeit zu beweisen. Den Löwenantheil aber trugen verhältnißmäßig nächst Piccolomini, der auch sehr bald in Person nach Wien geeilt war, Gordon und L. davon. L. empfing den Kämmererschlüssel und wurde Oberst — die Fertigung der Bestallung erfolgte, nachdem man endlich ein passendes Regiment, das Schauenburg’sche, für ihn gefunden hatte, am 16. April; der kaiserliche Thronfolger und König von Ungarn und Böhmen ernannte ihn nach Wunsch zu seinem „Leibgarde-Trabanten-Hauptmann“; außerdem erhielt er bald darauf — es steht zu vermuthen, nach vollzogenem Uebertritt zum Katholicismus — den Hofkriegsrathstitel und, was ihm offenbar das Angenehmste von Allem, die vormals dem Grafen Trczka gehörig gewesene ansehnliche Herrschaft Neustadt an der Mettau im Schätzungswerthe von 120 000 Gulden. Kaum achtundzwanzigjährig, sah L. seine kühnsten Wünsche erfüllt; er war ein „gemachter Mann“ und zweifelte nun keinen Augenblick, es auch noch weiter zu bringen. Sein großes Glück bewirkte sogar, daß der „ehrliche“ Butler empfindlich wurde, der sich bitter darüber beschwerte, daß man zu Wien (wo sich mittlerweile der schlaue Gordon gleichfalls eingefunden hatte) „dem Herrn L. und Obersten Gordon die Ehre und den Dank einzig und allein gebe, seiner aber, als welcher das Directorium bei der Friedländischen Execution gehabt, gleichsam als wenn er nichts gethan hätte, vergessen thue“. . . . .

In Leslie’s Leben war eine entscheidende Wendung eingetreten; er war, einmal nach Wien gekommen, mit größter Anstrengung kaum mehr von dort wegzubringen. Wenige Monate genügten, den verwegenen, feldtüchtigen Kriegsmann in einen completen Höfling umzuwandeln. Der Krieg, der fürchterliche, langwierige Krieg, war keineswegs zu Ende, und doch hören wir in den vielen, ja zahllosen Schlachten und Treffen, die noch geliefert wurden, den Namen L. fast nicht mehr nennen. Und doch erlebte er allerdings das Ende dieses Krieges und stieg er sogar auf der Leiter militärischer Ehrenstellen sehr rasch empor; sein Lorbeer aber wuchs nicht in den rauhen Stürmen blutiger Feldschlachten sondern in der milderen Treibhaustemperatur der Wiener Hofluft. Wol fochten seine Regimenter — bald hatte er zu dem

ersten ein zweites, ein Dragonerregiment, erhalten — die Schlachten von Nördlingen (1634) und Wittstock (1636) mit und theilten den Glückswechsel der kaiserlichen Waffen: von einer hervorragenden Betheiligung Leslie's selbst verlautet so viel wie nichts. Und dennoch verstand er es vortrefflich, sich die besondere Gunst des Kaisers bis zu dessen Tode zu bewahren. Dafür lieferte Ferdinand II. einen sprechenden Beleg. Am 15. Januar 1637 überreichte ihm L. das folgende, höchst eigenthümliche Majestätsgesuch: „Ich hab mich unterstanden, Ihr kaiserl. Majestät unterthänigst zu berichten, wasmaßen daß der Aelteste des Hauses, davon ich linialmente descendirt bin, über sechshundert Jahr Grafen sein (sic). Derowegen haben meine Blutsfreund und Verwandten an mich begehrt aus vielerlei Ursachen, die unvonnöthen sein Ihr Majestät damit zu molestiren, daß ich mich zu einem Grafen machen soll lassen; und weil daß ich mich wirklich in Ihr Majestät Dienst befind, darf ich mich nicht unterstehen, diese Gnad von einem Anderen zu begehren: Als gelanget an Ihr kaiserliche Majestät mein allerunterthänigstes Bitten, mir die kaiserliche Gnad zu erzeigen und mich zu dem Stand eines Reichsgrafen erheben zu lassen. Solche erzeigte kaiserliche Gnad will ich die Zeit meines Lebens bei Ihr kaiserlichen Majestät und Dero Erzhaus verschulden und verdienen." . . . Darunter ließ der Kaiser noch am selben Tage die merkwürdigen Worte setzen: „Annuit Maiestas Sua Caesarea — motu proprio et libentissime, antequam quisquam Dominorum Consiliariorum consuleret, contestans, id se facturum etiamsi nemo consuleret". Die Erledigung ist gewiß einzig in ihrer Art. Und das Grafendiplom, das auch sofort concipirt wurde, nahm ohne weiteres die geradezu erfundene Angabe des Petenten von der mehr als 600jährigen gräflichen Primogenitur seiner Familie in sich auf und überhäufte den angeblich mit allen Tugenden des Geistes und Körpers verschwenderisch ausgestatteten Epigonen mit einem Schwulst von Lobeserhebungen, ohne freilich eine andere positive That hervorheben zu können als wieder die Egerer Blutthat — „indem Du", so apostrophirt der Monarch seinen Günstling, und der Passus ist werth, bekannt zu werden — „indem Du damals zu Eger, als es galt, jenen abscheulichen, ruchlosen Aufruhr und Abfall des Friedländers zu unterdrücken (in foeda illa ac perfida Fridlandi rerum novarum molitione ac defectione Egrae vindicanda) und jene bereits den ganzen christlichen Staat und Uns selbst bedrohende ungeheuere Gefahr von Unserm und des Reiches Hals und Nacken abzuwenden, Deiner unbefleckten Treue gegen Uns, Deiner beharrlichen Unbescholtenheit, aufrichtigen Ergebenheit und pflichtschuldigen Ehrerbietung aller späteren Nachkommenschaft ein, den unvergänglichen Büchern der Geschichte einverleibtes, leuchtendes Denkmal überliefert, deutlich erkennbar dem gesammten Erdkreis." . . Wie viel der Phrasen waren nöthig, um sich selbst zu täuschen! — Doch kam Ferdinand II. nicht mehr in die Lage, das im Concept richtig vom 15. Januar 1637 datirte Diplom mit eigener Hand zu fertigen; er starb, bevor man die schöne Reinschrift beendigt hatte, und Leslie's gräfliche Würde verjüngte sich, da man dem neuen Kaiser denn doch nicht einen Regierungsact aus den Tagen seines Vorgängers zur Signirung unterbreiten konnte, um volle drei Monate; die Urkunde wurde schließlich am 22. April des genannten Jahres ausgestellt. Ihr folgte, über ausdrückliches Ansuchen des neuen Grafen, mit besonderem kaiserlichen Erlaß vom 26. Juni 1637, die Verleihung des Prädicates „Hoch- und Wohlgeboren" — „non ex ratione ulla a supplicante allegata sed ex mera gratia caesarea".

Bald nachher muß L., gleichfalls „aus purer Gnade", zum General erhoben worden sein. Wir finden ihn zu Beginn des Jahres 1638 unter Führung des ganz unfähigen Savelli vor Rheinfelden und Breisach; ein Jahr darauf in Böhmen und Sachsen gegen Baner, doch ohne irgend eine nennenswerthe Waffenthat berichten zu können. Im Juli 1640 über-

brachte er ein kaiserliches Schreiben nach Neustadt in Franken, woselbst eben Erzherzog Leopold Wilhelm und Graf Stadion mit Herzog Ernst von Sachsen-Weimar einen Waffenstillstand verhandelten. Ein Jahr später schickt ihn Ferdinand III. mit Briefen wieder nach Eger und dann nach Regensburg, wo er namentlich den kurbrandenburgischen Gesandten „im Namen des Kaisers eine fast nachdenkliche Remonstration und Erinnerung angefüget". Das Versprechen einer „Gnadenrecompens" von 40 000 Gulden war die Belohnung. Die Bezahlung ließ L. nicht in Vergessenheit gerathen. Im J. 1645 mußte er sogar nach Rom und Neapel verreisen. Dort setzte er bei dem Papst das Versprechen einer Geldhülfe an den Kaiser im Betrage von 20 000 Kronen durch; von Neapel brachte er dem Monarchen einen Wechsel auf 100 000 Kronen; er selbst kehrte reichbeschenkt nach Deutschland zurück. Ein weiteres Geschenk war sein Avancement zum Feldzeugmeister (1646); im Felde erschien er darum noch immer nicht. Der Krieg wurde beendigt, ohne daß L. zu seiner Entscheidung auch nur das Schwert gezogen hätte. Als aber am 5. Januar 1650 der bisherige Hofkriegsrathspräsident Graf Heinrich Schlick verstarb und Fürst Wenzel Eusebius Lobkowitz an dessen Stelle trat, wurde dem letzteren L. als Vice-Präsident an die Seite gegeben. Im Juli darauf ernannte ihn der Kaiser zum „General der steirischen, croatischen und windischen (Warasdiner oder oberslavonischen) Grenzen", d. h. zum Commandirenden der gesammten, vor zwanzig Jahren von Ferdinand II. durch ein förmliches Verfassungsstatut organisirten späteren „Militärgrenze", mit dem Titel eines Feldmarschalls, und schon am 23. August desselben Jahres folgte dem Titel auch der „Charakter" mit Patent. Im December 1650 mußte sich L. bequemen, für einige Zeit den Hof zu verlassen und seinen Posten an der türkischen Grenze anzutreten. Er ging bis Petrin in Albanien, das er verproviantirte und mit einer starken Besatzung versah, so daß es den Angriffen der Türken, denen es häufig ausgesetzt war, mit Erfolg widerstehen konnte. Seit 1652 lebte er wieder in Wien durchwegs friedlichen Geschäften, trotz vieler kriegerischer Titel, denen im Juli 1655 der passendere eines „(Wirklichen) Geheimen Rathes" folgte. Vermählt mit Anna Franziska, Tochter Maximilians Fürsten von Dietrichstein, erlebte L. nicht die Freude einer directen Nachkommenschaft. Seine mannigfachen Erwerbungen, zu denen durch Kauf auch die Herrschaft Pettau in Steiermark gekommen war, der Familie zu erhalten, bewog er Leopold I., den dritten Kaiser, dem er diente, mit Diplom vom 31. Mai 1662 die gräfliche Würde auch auf seinen Bruder Alexander L., Baron von Balquhaine zu übertragen, mit Entschließung vom 22. August desselben Jahres aber die Errichtung eines Fideicommisses zu gestatten. Am 27. Mai 1663 schrieb L. sein Testament, in welchem er den ältesten Sohn seines Bruders Alexander, Jakob L., damals Oberstlieutenant in der kaiserlichen Armee, zum Universalerben ernannte. Schon im nächsten Jahre erhielt Jakob L. ein durch den Tod des Generalwachtmeisters Lucas von Spick erledigtes Regiment und damit die Charge eines Obersten.

Da in dem 1664 (15. Sept.) geschlossenen Frieden zu Vasvar zwischen Oesterreich und der Pforte die Auswechselung der Ratificationen ausdrücklich an die Bedingung der gegenseitigen Ueberreichung kostbarer Geschenke durch ansehnliche Gesandtschaften geknüpft worden war, gerieth man am Wiener Hofe in nicht geringe Verlegenheit, die zur Lösung dieser Bedingung geeignetste Persönlichkeit ausfindig zu machen. Die Wahl fiel schließlich auf L., der sich jedoch mit Rücksicht auf seinen bereits gebrechlichen Körper lange Zeit sträubte, die Mission zu übernehmen, und erst nachgab, als ihm der Orden des Goldenen Vließes verliehen wurde. So trat er denn am 15. Mai 1665 als kaiserlicher Großbotschafter die Reise nach Konstantinopel an, wo er am 17. Septbr. eintraf. Man hat ganze Bücher darüber

geschrieben, „Was in dem Königreiche Ober- und Niederungarn, beides, christlichen und türkischen Theils, auf den neugestifteten Frieden zu Wiederaufrichtung der umgefallenen verträglichen Nachbarschaft dieses 1665. Jahr über hin und wieder denkwürdig vorgegangen, insonderheit aber dem kaiserlichen Herrn Groß-Botschafter auf seiner Reise durch Ungarn bis nach Konstantinopel von den Türken für Ehre widerfahren". Am 20. Decbr. desselben Jahres brach L. wieder von Konstantinopel auf, um schon am 27. März darauf mit ausgesuchtem Pomp seinen feierlichen Einzug in Wien zu halten. Außer den reichen Geschenken des Sultans übergab er dem Kaiser bei dieser Gelegenheit auch einen ausführlichen Reisebericht nebst einer geheimen Relation, mit der er umständlich zu beweisen suchte, „daß die ottomanische Kriegsmacht in den letzten hundert Jahren über halben Theil, was sie vor diesem gewesen, vornehmlich zu Meer, hat abgenommen". Daß die ganze kostspielige Ambassade nicht den geringsten praktischen Werth für die Allgemeinheit hatte, zeigte sich sehr bald, indem fast unmittelbar nach Leslie's Heimkehr die Feindseligkeiten an der türkischen Grenze wieder eröffnet wurden. L. brachte für sich ein ganzes Vermögen von jener Reise mit, doch auch einen bösen Gast, die Quartana, der er nach wenigen Monaten erlag. Er starb zu Wien, wie schon gesagt, am 3. März 1667; zwei Tage später wurde sein Leichnam in der Schottenkirche daselbst beigesetzt. „Sind durch solchen Abgang unterschiedliche hohe Aemter ledig worden", schließt ein officieller Nekrolog. Er hinterließ nur lachende Erben.

Nach Urkunden der kaiserl. Archive, insbesondere des k. u. k. Kriegsarchivs, in Wien und der königl. Landtafel in Prag. — Man sehe u. A. auch: The swedish intelligencer, II (London 1633); „Außführlicher vnd Gründtlicher Bericht der vorgewesten Fridtländischen vnd seiner Adhaerenten abschewlichen Prodition" . . . (Wien 1634); Theatrum europaeum, II—IX (Frankfurt a. M. 1633—72); Fr. Christoph Khevenhiller, Annales Ferdinandei, XII (Leipzig 1726); B. Ph. v. Chemnitz, Königl. Schwedischer in Teutschland geführter Krieg, I—IV (Stockholm 1648, 1653, 1853 u. 1857); Sam. Pufendorf, Commentariorum de rebus Suecicis libri XXVI (Frankfurt a. M. 1705); Paulus Tafferner, Caesarea legatio, quam . . . ad Portam Ottomanicam suscepit perfecitque Walterus Comes de Leslie (Wien 1672); William Leslie, Laurus Leslaeana . . . (Graz 1692); Fr. Förster, Wallenstein's Briefe, III (Berlin 1829); Adam Wolf, Drei diplomatische Relationen aus der Zeit Kaiser Leopolds I. Archiv für Kunde österreich. Geschichts-Quellen, XX (Wien 1859); Chr. von Stramberg, Rheinischer Antiquarius, IV. Abth. 1. Band (Coblenz 1863); Col. Charles Leslie, K. H., Historical records of the family of Leslie (Edinburg 1869); Chr. d'Elvert, Beiträge zur Geschichte der böhmischen Länder, IV (Brünn 1878); H. Hallwich, Wallenstein's Ende (Leipzig 1879). Hallwich.

Leß: Gottfried L., ein seiner Zeit bekannter und geschätzter lutherischer Theologe, wurde als einziges, spätgebornes Kind des Bürgermeisters Johann Matthias L. am 31. Januar 1736 zu Conitz in Westpreußen geboren. Wegen seiner großen Kränklichkeit wurde er in seinen ersten Lebensjahren besonders nachsichtig erzogen, doch prägte sich der fromme Sinn seiner Eltern dabei seinem Gemüthe unauslöschlich ein. Als er vom 14. Jahre an das Collegium Fridericianum zu Königsberg besuchte, erstarkte seine Gesundheit und unter tüchtigen Lehrern holte er früher Versäumtes bald ein. Er bezog darauf zunächst die Universität Jena, sodann Halle, wo Baumgarten besonderen Einfluß auf ihn gewann, der, für die Art, wie L. nun selbständig theologische Studien trieb, entscheidend ward. Baumgarten verwandte ihn bei der Herausgabe seiner „Nachrichten von merkwürdigen Büchern" und suchte ihm in Halle eine Anstellung zu

verschaffen. Als sich das hinzog, ging L. im J. 1757 nach Danzig, wo der Rector des akademischen Gymnasiums Ernst August Bertling (vgl. Bd. II, S. 514) sich seiner annahm; hier ward er dann im J. 1761 außerordentlicher Professor der Theologie an dem genannten Gymnasium. Bald darauf unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach England und Holland. Auf seiner Durchreise durch Hannover lernte ihn der Minister von Münchhausen kennen und bot ihm sogleich eine Stellung in Göttingen an. So trat dann L. nach Vollendung seiner Reise im Herbst 1763 als außerordentlicher Professor der Theologie und Universitätsprediger sein Amt in Göttingen an, in welchem er eine längere Zeit hindurch sich großen Ansehens erfreuen und einen weithin reichenden Einfluß ausüben sollte. Schon im J. 1765 ward er ordentlicher Professor, 1766 Doctor der Theologie, 1770 Mitglied der schwedischen Gesellschaft für Glauben und Christenthum (pro fide et christianismo) und im J. 1784 Consistorialrath. Obschon seine Gesundheit oft litt, was auch auf seinen Vortrag Einfluß hatte, — er war reizbar, äußerst lebhaft auch in seinen Geberden und seine Stimme hatte einen „klagenden Jammerton" — war er ungemein fleißig und fand als Professor und als Prediger großen Beifall. Seine wissenschaftlichen Arbeiten wandten sich vor allem der Apologetik zu und im Zusammenhange damit der Moral; das Christenthum gegen den immer mehr einbrechenden Deismus zu schützen und seine Vortrefflichkeit zu zeigen, war sein Hauptbestreben; obschon er eigentliche Gelehrsamkeit schon als Schüler Baumgarten's besaß und schätzte, so war sein Ziel doch zumeist ein praktisches, und dieser Zug ist auch an seinen dogmatischen Werken spürbar. Von besonderem Einfluß auf seine Anschauungen war eine längere Reise, die er um seine Gesundheit zu stärken, im Jahr 1774 nach der Schweiz und dem südlichen Frankreich machte. Auf der Rückreise kam er durch Paris, wo er auf der königlichen Bibliothek und in der Abtei St. Germain einige Handschriften des neuen Testamentes verglich (vgl. hierüber Michaelis, Orientalische und exegetische Bibliothek, Bd. 9, S. 140 bis 152). Mittheilungen aus seinem Tagebuche über den Zustand der Protestanten in Frankreich veröffentlichte er in Walch's neuester Religionsgeschichte (Theil 6 im Anfange; vgl. aber auch schon Theil 5, S. 195 ff.). — Während er selbst den Glauben der Kirche festzuhalten bestrebt war und doch, ohne es wohl größtentheils selbst recht zu merken, ein Stück desselben nach dem andern aufgab, konnte er es je länger desto mehr weder denen, die am alten Glauben festhielten, noch den Aufgeklärten recht machen. Als die „Fragmente" erschienen waren, bekämpfte er die in ihnen an der Geschichte der Auferstehung Jesu geübte Kritik in einer Monographie („Auferstehungsgeschichte nach allen vier Evangelisten nebst einem doppelten Anhange gegen die Wolfenbüttelschen Fragmente u. s. f.", Göttingen 1779), einer Schrift, auf welche Lessing in den „so genannten Briefen an verschiedene Theologen" zu antworten im Sinne hatte (vgl. Lessing's Werke, Ausgabe Hempel, Bd. XX, 1. Abth., S. 793 und 801; das Fragment Bd. XVII, S. 191 ff., ist auch gegen L. gerichtet, bezieht sich aber nicht auf diese Schrift desselben). Um dieselbe Zeit aber wurde L. selbst mehrfach wegen seiner Heterodoxien und seines Latitudinarismus angegriffen; andererseits verspotteten ihn die fortgeschrittenen Geister als einen zurückgebliebenen. Daß er auch in seiner akademischen Thätigkeit nun die frühere Beliebtheit verlor, brachte ihn dann im Verein mit seiner kränklichen Reizbarkeit vollends dazu, sich nach einer anderen Stellung zu sehnen; und so nahm er im J. 1791 eine Berufung zum Consistorialrath und Hofprediger als Nachfolger von Koppe (Bd. XVI, S. 692) nach Hannover an, wo er nach dem Tode Johann Adolf Schlegel's im J. 1793 auch Generalsuperintendent des Fürstenthums Calenberg und sodann im J. 1795 zugleich Director der Hoftöchterschule wurde. Hier hat er noch

einige Jahre unermüdlich und in Segen gewirkt. Er starb am 28. August 1797. — In Göttingen gab L. im J. 1779 mit Miller ein Gesangbuch heraus.

(J. Conr. Achatz Holscher), Gottfried Leß, ein biographisches Fragment, Hannover 1797. — Schlichtegroll, Nekrolog auf das J. 1797, Gotha 1801, S. 219—247. — Schlegel, Kirchen- und Reformationsgeschichte von Norddeutschland u. s. f., Bd. III, Hannover 1832, S. 488 ff. — Meusel, Bd. VIII, S. 165—171, wo ein ausführliches Verzeichniß von Leß' Schriften sich befindet. — Richter, Allg. biogr. Lexikon S. 198 f. — Herzog und Plitt, Real-Encyklopädie für prot. Theologie und Kirche, 2. Aufl., Bd. VIII, S. 600 ff. Bertheau.

Lessing: Christian Friedrich L., Dr. med. und Botaniker, geb. am 10. August 1809 zu Polnisch-Wartenberg, † 1862 zu Krasnojarsk in Sibirien, war durch seinen Großvater Karl Gotthelf L., einen Bruder des berühmten Dichters, mit diesem verwandt. Nach Beendigung seiner Studien in Berlin wurde er auf Grund einer Dissertation: „De generibus Cynarocephalarum atque de speciebus generis Arctotidis" 1832 zum Dr. med. promovirt, nachdem er ein Jahr vorher ein Werk: „Reise durch Norwegen nach den Lofodden, durch Lappland und Schweden" veröffentlicht hatte, als Frucht einer sieben Monate währenden Reise, die er mit Unterstützung des preußischen Ministers v. Altenstein hauptsächlich zu botanischen Zwecken im J. 1830 nach den genannten Gegenden unternommen hatte. Fast gleichzeitig erschien auch sein bedeutendstes Werk: „Synopsis generum Compositarum earumque dispositionis novae tentamen, monographiis multarum capensium interjectis". Das Material zu demselben hatte er theils durch seine Reisen, theils durch sorgfältige Benutzung der im botanischen Garten zu Berlin vorhandenen reichen Pflanzenschätze, namentlich durch Einsicht in die bedeutendsten Herbarien, wie die von Vahl, Kunth, Ecklon, Thunberg, Bergius u. A. sich verschafft. Mit einem Reisestipendium versehen, das er namentlich A. v. Humboldt's Fürsorge verdankte, ging L. 1832 nach St. Petersburg, wie es scheint in der Absicht, hier sein weiteres Fortkommen zu finden. Er wurde auch auf allerhöchsten Befehl dem dortigen botanischen Garten, dessen Director Dr. Fischer war, als „Reisender" attachirt, allerdings ohne Gehalt. Schon am 24. Juni desselben Jahres trat er eine längere Reise nach dem asiatischen Rußland an. Die Mittel dazu gewährten ihm außer der preußischen auch eine russische Staatsunterstützung, die er indessen nach wenigen Jahren verlor, weil er die an ihre Gewähr geknüpfte Bedingung, je ein Exemplar der gesammelten Pflanzen an die Akademieen zu Berlin und Petersburg einzusenden, später nicht mehr erfüllte. Er wandte sich zunächst nach Orenburg. Von hier aus erforschte er die Flora des südlichen Urals und der daranstoßenden Steppen. Er legte die Resultate seiner Forschung in einem im neunten Bande der Linnaea (1834) erschienenen Aufsatze „Beitrag zur Flora des südlichen Urals und der Steppe" nieder. Im J. 1833 bereiste er, stets sammelnd, den ebeneren Theil des Gouvernements Orenburg, das Land der Uralkosacken, einen Theil des Kirgisenlandes und des Gouvernements Astrachan. Im October kam er nach Astrachan, blieb hier bis Februar 1834 und ging über Orenburg nach Omsk in Sibirien. Im Mai traf er in Tomsk ein, bereiste den Altai und einen Theil des Flußgebietes des oberen Jenisei und gelangte endlich nach Krasnojarsk, woselbst er bis zu seinem Tode verblieb. Die botanische Ausbeute dieser Reise kam in verschiedene Hände. Ein Theil ging nach Petersburg, ein anderer und zwar der größere nach Berlin. Einige seiner Pflanzen bearbeitete Al. Bunge, der sie von dem Reisenden Al. Lehmann erhielt, in seinen „Reliquiae Lehmannianae". Die Uralpflanzen benutzte zum Theil C. A. Meyer für seine „Florula provinciae Wiatka" und endlich kam der Rest nach der Universität Charkow.

Schon in Tobolsk hatte L. den Fürsten Paskiewitsch, der seine Güter und Goldwäschen zu inspiciren im Begriff stand, kennen gelernt. Dieser engagirte L. als Arzt für die letzteren zuerst auf sieben Jahre und nach Verlauf dieser Zeit auf ebensolange. Hierbei kam L. nach Krasnojarsk und lernte den Geschäftsbetrieb der Goldwäschen genau kennen. Dieser Umstand und die Erfolge seiner Praxis veranlaßten ihn, 1848 seine Stellung zum Fürsten Paskiewitsch aufzugeben und im Altai auf eigene Rechnung Goldwäschen anzulegen. Der glänzende Erfolg, den das Unternehmen zuerst hatte, veranlaßte L. behufs weiterer Ausdehnung seiner gewerblichen Thätigkeit sich mit zwei russischen Geschäftsleuten zu associiren. Durch diese Verbindung aber trat ein finanzieller Rückgang des Unternehmens ein, so daß L. den größten Theil seines Vermögens verlor und nur auf einige Grundstücke in Krasnojarsk beschränkt blieb. Auf diese zog er sich dann zurück und lebte wieder seinem ärztlichen Berufe, in dem er 1862 gestorben ist. Das genaue Datum seines Todes ist unbekannt geblieben, da er in letzter Zeit für seine Familie wie für seine botanischen Freunde so gut wie verschollen war. Nach einigen Nachrichten soll er zuletzt noch Bierbrauer geworden sein. Der Erbärmlichkeit sibirischen Lebens und dem Eigennutze falscher Freunde ist auch dieser reichbegabte Mann zum Opfer gefallen, der unter anderen Verhältnissen noch manches Werthvolle für die Wissenschaft hätte leisten können. Sein Charakter wird von allen, die ihn kannten, als höchst edel geschildert. Für die botanische Wissenschaft wird Lessing's Synopsis generum Compositarum stets Werth behalten. Mit scharfer Beobachtungsgabe und eisernem Fleiße ist das umfangreiche, aus den besten Quellen geschöpfte Material bearbeitet worden, und wenn, wie der Verfasser auch selbst betont, ein abgeschlossenes Ganze damit nicht gegeben werden konnte, so liegt das in der Natur der Sache. Als Grundlage für spätere Bearbeitungen kann das Werk nicht entbehrt werden. Es zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste, größere enthält die specielle Charakteristik der Tribus, Subtribus und Gattungen, während der zweite einige allgemeinere Erscheinungen in dieser Familie behandelt. Außerdem befindet sich im ersten Theile noch eine besondere Monographie der bisher am Cap der guten Hoffnung beobachteten Compositen auf Grund des Thunberg'schen Herbariums. Die beigefügte Kupfertafel gibt Erläuterungen über Bildung des Griffels und der Narbe, welche als Eintheilungsprincip benutzt worden ist. Die beiden oben angegebenen Reiseberichte Lessing's enthalten neben ihrem botanischen Inhalte auch manches Wissenswerthe aus anderen Gebieten. Frisch und anschaulich geschrieben, bieten sie auch dem Laien eine anregende Lectüre. In der „Reise durch Norwegen ꝛc." zieht die lebendige Schilderung der Erlebnisse, des Landes und der Sitten seiner Bevölkerung ganz besonders an, während die im Anhange beigefügten meteorologischen Beobachtungen, 191 Thermometer- und Barometerbeobachtungen enthaltend, sowie die zahlreichen Höhenangaben für die geographische Kenntniß des Landes von Werth sind. Die botanischen Resultate sind in einem „Versuch einer vergleichenden Flora der Lofodden" ebenfalls anhangsweise wiedergegeben. Im Ganzen finden sich 192 Arten Phanerogamen und Gefäßkryptogamen angeführt, mit dem Bemerken, daß in der Flora der Inseln das Verhältniß aller Arten ein und derselben Familie zu der Anzahl aller Gefäßpflanzen überhaupt ziemlich dasselbe sei wie in der Flora von Scandinavien. Der in Folge der Reise nach dem südlichen Ural verfaßte Aufsatz (Linnaea 1834) ist besonders wegen der darin niedergelegten pflanzengeographischen Resultate von Wichtigkeit. Der bereiste Theil des Urals wird als ein Waldgebirge geschildert mit zwei Regionen. Die erste ist eine Waldregion, die bis 4000 Fuß Höhe erreicht, auf welche dann eine alpine Region folgt, welche aus einem sehr ausgebreiteten, fast plateauartigem Sumpfe besteht, der, ähnlich wie in ganz Lappland, mit Weiden

bestanden ist. Die Vegetation der Steppen, deren Schilderung den zweiten Theil der Arbeit ausmacht, ist von der des Gebirges sehr verschieden; nur sehr wenige Pflanzen sind beiden Localitäten gemeinsam. Die senkrechte Höhe der Steppen gibt L. auf 1350 Fuß an, von denen 312 Fuß unter dem Niveau des Oceans liegen. Von charakteristischen Pflanzen wurden 284 Arten gesammelt. Eine übersichtliche Flora des erforschten Gebietes schließt die Abhandlung. Die von L. neu entdeckten Arten sind in diesem Abschnitt ausführlich diagnosticirt.

Briefliche Mittheilung durch die Güte des Herrn Professor v. Maximovicz in St. Petersburg und des Herrn Landgerichtsdirectors Lessing in Berlin. — Pritzel's thes. lit. bot. Wunschmann.

Lessing: Gotthold Ephraim L. s. am Schlusse des Bandes.

Lessing: Johann Gottfried L. (Vater Gotthold Ephraim's), tüchtiger und gelehrter lutherischer Geistlicher, wurde am 24. November 1693 zu Kamenz geboren, wo sein Vater Theophilus L. (geb. 1647 in Schkeuditz, † 1735) damals Rathsherr, später Syndikus und seit 1712 Bürgermeister war. Der vierte Vorfahre von Theophilus, Clemens Lessigk, hatte als Pastor in der Superintendentur Chemnitz im J. 1580 das Concordienbuch unterschrieben; Theophilus, Sohn des Bürgermeisters in Schkeuditz, Christian L., hatte das Gymnasium in Merseburg besucht, dann in Leipzig studirt und hier im J. 1669 de tolerantia religionum disputirt und war seit 1682 in Kamenz Mitglied des Rathes. Sein ältester Sohn zweiter Ehe, unser Johann Gottfried L., zeichnete sich frühzeitig durch ein starkes Gedächtniß und eine besondere Neigung zum Studium der Geschichte aus. Er wurde im J. 1707 auf das Gymnasium in Görlitz geschickt, von wo er im J. 1712 die Universität Wittenberg bezog. Hier trieb er außer den theologischen Studien die orientalischen Sprachen, aber auch das Französische und Englische mit besonderem Fleiß; in der letzteren Sprache soll er sich eine für einen deutschen Gelehrten damals ungewöhnliche Fertigkeit angeeignet haben. Dabei zeichnete er sich schon gleich anfangs in Disputationen so aus, daß ihm schon im J. 1712 vom Dekan Brendel die Magisterwürde umsonst angetragen wurde. Nach vollendeten Studien machte er zwar im J. 1716 in Dresden das theologische Examen, hatte aber die Absicht, die akademische Laufbahn zu wählen. Er begab sich auch zu diesem Zwecke im J. 1717 wieder nach Wittenberg und schrieb vielleicht als Habilitationsschrift aus Anlaß des bevorstehenden Reformationsjubiläums seine „Vindiciae reformationis Lutheri a praeiudiciis novaturientium“; als aber nicht lange danach (noch im J. 1717) aus seiner Vaterstadt an ihn der Ruf in ein geistliches Amt erging, zögerte er nicht, demselben zu folgen. Mit dem Beginne des Jahres 1718 übernahm er das Amt eines Mittwochspredigers und Katecheten in Kamenz, ward sodann 1724 Archidiaconus und 1733 oder 1734 Pastor primarius daselbst. Im J. 1725 heirathete er die älteste Tochter des Pastor primarius Feller in Kamenz, aus welcher Ehe zehn Söhne und zwei Töchter stammten, von denen noch vier Söhne und eine Tochter am Leben waren, als er am 22. August 1770 im 77. Lebensjahre starb. — L. war ein fleißiger und gründlicher Gelehrter; das Studiren blieb ihm bis in sein Alter seine Freude und Erholung; und so war es ihm auch ein Lieblingsgedanke, daß seine Söhne studiren sollten, den er bei der zahlreichen Familie unter eignen Entbehrungen ausführte. Mit einer Reihe bekannter Theologen stand er in einem gelehrten Briefwechsel; doch scheint der Inhalt dieser Correspondenz nicht mehr nachweisbar zu sein. Die Gegenstände seiner Studien und zugleich den Umfang derselben lernt man aus den Titeln zahlreicher von ihm veröffentlichter Schriften und Abhandlungen kennen; sie beziehen sich u. A. auf Fragen der Dogmatik und Katechetik, auf kirchenhistorische Untersuchungen und die praktische Theologie;

mehrere Werke Tillotson's übersetzte er aus dem Englischen, Daniel Superville's Betrachtungen über den Gebrauch des heiligen Abendmahls aus dem Französischen. Als eine Theuerung Kamenz heimsuchte (? im J. 1717), dichtete er vier Trostlieder, welche Dresden 1720 unter dem Titel „Sonderbare Hausandacht" mit einem Gebete herauskamen und hernach in das von ihm besorgte Kamenzer Gesangbuch (1729, 2. Aufl. 1732) aufgenommen wurden. Zu diesen Liedern gehört auch das mit den Worten „Mein lieber Gott soll walten" beginnende; es kann nämlich nicht zweifelhaft sein, daß auch dieses Lied von L. herrührt, wie es denn auch im genannten Gesangbuch als von ihm gedichtet bezeichnet ist; daß es sich schon im J. 1718 in der ersten Auflage von Erdmann Neumeister's Evangelischem Nachklang (Hamburg bei Joh. Nic. Gennagel, S. 52 ff.) gedruckt findet und zwar mit zahlreichen Abänderungen, wie Neumeister sie mit den Liedern, die nicht von ihm herstammen, vorzunehmen pflegte, ist wahrscheinlich entweder so zu erklären, daß ein früherer Druck dieses Liedes zwar vorhanden, aber uns bisher unbekannt ist, oder daher, daß L. es Neumeister handschriftlich mitgetheilt hat, wie denn beide nachweislich in Briefwechsel gestanden haben. Die sechste Strophe dieses Liedes ist der oft citirte Vers: „Andreas hat gefehlet, Philippus falsch gezählet, wir rechnen wie ein Kind; mein Jesus kann addiren und kann multipliciren, auch da wo lauter Nullen sind." Dieser Vers findet sich im Neumeister'schen Nachklang ganz so durch den Druck ausgezeichnet, wie auch sonst in seinen Sammlungen von ihm nicht herrührende Zeilen oder Verstheile gedruckt wurden; es kann kein Zweifel sein, daß er wirklich, wie das ganze Lied in seiner Fassung im Kamenzer Gesangbuch, von L. gedichtet ist. In die zweite Auflage dieses Gesangbuches nahm L. noch ein fünftes eignes Lied auf, ein Lied zum Preise der Gnade Gottes: „Komm, komm, mein heller Morgenstern"; dieses hat eine weitere Verbreitung gefunden als seine übrigen; es findet sich u. A. in den noch im Gebrauch befindlichen Gesangbüchern in Hannover und Lüneburg. Wegen seines Kamenzer Gesangbuches ward L. von den Wittenberger Theologen angegriffen; sie warfen ihm vor, daß er Lieder aus dem Freylinghausen'schen Gesangbuche, das von der Wittenberger Facultät verworfen war, und sogar Lieder mit dactylischen Versen aufgenommen habe. Der theologische Standpunkt Lessing's war der eines dem Pietismus nicht feindlichen Lutherthums; daß er auf seine Kinder dabei den Eindruck eines ganzen Mannes machte, der auch lebte, was er glaubte, ist aus den Aeußerungen Gotthold Ephraim's über seinen Vater bekannt genug.

Johann Gottfried Lessing, Zweyhundertjährige Gedächtnißschrift derer ersten evangelischen Predigten, welche in der Sechs-Stadt Camentz 1527 an Ostern gehalten worden u. s. f., Leipzig 1727, S. 105 f. u. S. 116. — Jo. Fr. Voigtii Primae lineolae vitae a Jo. Godo. Lessingio actae. Budiss. 1768, 4⁰. — K. G. Lessing, Gotthold Ephraim Lessing's Leben, 1. Thl., Berlin 1793, S. 5—26. — Meusel VIII, S. 198 ff. — Wetzel, Analecta hymnica II, S. 180 f. — Otto, Lexikon der oberlaus. Schriftsteller II, S. 460. — Rotermund zum Jöcher III, Sp. 1687 f. — Bode, Quellennachweis, S. 107. — Zöllner, Das deutsche Kirchenlied in der Oberlausitz, Dresden 1871, S. 71.

Bertheau.

Lessing: Johann Gottlieb L., der nächstjüngere Bruder Gotthold Ephraim's, geb. am 12. November 1732 zu Kamenz, anfänglich Conrector, dann Rector des Lyceums zu Chemnitz, † am 6. October 1808 (Winer, Handbuch der theologischen Litteratur II, 639). Seine „Eclogae regis Salomonis", Lips. 1777 versuchten schon vor Herder die Hypothese zu begründen, daß das Hohelied eine Art Anthologie erotischer Lieder sei und jeglicher Einheit entbehre. Die einzelnen Idyllen, welche er reconstruirt, vergleicht er sodann mit denjenigen des Theokrit

und Vergil. — Die anderen Schriften von ihm: „Observationes in tristia Jeremiae", Lips. 1770, und „Observationes in vaticinia Jonae et Nahumi", Chemnitz 1780, sind ohne weitere Spuren in der Geschichte der Auslegung geblieben, so daß ihre bloße Erwähnung hier genügen wird. Siegfried.

Lessing: Karl Friedrich L., Historien- und Landschaftsmaler, geb. am 15. Februar 1808 zu Breslau, † am 5. Juni 1880 zu Karlsruhe. Sein Vater, ein Neffe von Gotthold Ephraim L., war Gerichtsbeamter und wurde als Kanzler der Standesherrschaft Polnisch-Wartenberg bald nach des Knaben Geburt dorthin versetzt. Bei dem Durchschweifen der ländlichen Umgegend dieses kleinen Grenzortes erwachte frühzeitig dessen Liebe zur Natur, die er nach allen Richtungen hin eingehend beobachten und studiren lernte. Im J. 1820 kam er auf das katholische Gymnasium nach Breslau und hier schon zeigte sich sein großes Talent zum Zeichnen, welches den Vater auf den Rath der Lehrer veranlaßte, ihn zum Studium des Baufachs zu bestimmen, welches er dann auf der Bauakademie in Berlin 1822 begann. Hier aber machte es ihm der Zeichnenunterricht bei den Professoren Rösel und Dähling unzweifelhaft klar, daß seine Begabung ihn auf die Malerei hinweise. Eine Reise nach Rügen, die seine Phantasie lebhaft anregte, gab den Ausschlag, und L. entschloß sich, selbst ohne die Einwilligung des Vaters, der warnend abmahnte, Maler zu werden. Mit Kraft und Ernst widmete er sich nun der Kunst und schon sein erstes Bild „Kirchhof mit Leichensteinen und Ruinen im Schnee" erregte auf der Berliner Ausstellung des Jahres 1825 solches Aufsehen, daß der Kunstverein das Doppelte des geforderten Preises dafür zahlte. Der Vater kam nach Berlin, es zu sehen und söhnte sich mit der Berufswahl des Sohnes aus, der bald darauf Schüler von Wilhelm Schadow wurde, unter dessen Leitung er nun erstaunliche Fortschritte machte. Er folgte mit Karl Sohn, Theodor Hildebrandt, Heinrich Mücke und Christian Köhler demselben im Herbst 1826 nach Düsseldorf, wo er bald die meisten seiner Studiengenossen überragte. Jedes neue Bild von ihm fand eine nahezu enthusiastische Aufnahme, sein Ruf war in kurzer Zeit fest begründet und verbreitete sich mehr und mehr. Aber weder damals noch später ließ sich L. durch Lob beirren: er ging seinen eigenen Weg und arbeitete unablässig an seiner Vervollkommnung. Reich gefüllte Mappen mit zahllosen fleißigen Naturstudien und geistvollen Skizzen waren die Früchte seines unausgesetzten Arbeitseifers. In der ersten Periode seiner Thätigkeit ganz der romantisch elegischen Anschauung jener Tage folgend, malte er meist melancholisch gestimmte Landschaften, zerfallene Ritterburgen und Klöster, Kirchhöfe, zerklüftete Felspartieen, öde Haiden und tiefes Waldesdickicht mit einer Staffage von Rittern, Mönchen, Kriegern, Räubern, Zigeunern, Schleichhändlern und Köhlern, und wenn er schon hierin viele Nachahmer fand, so riefen seine Figurenbilder „Das trauernde Königspaar" (1828, im Besitz der Kaiserin von Rußland), die nicht minder bewunderte „Lenore" (1832, Eigenthum des Königs von Preußen), sein „büßender" und sein „trauernder Räuber" eine noch größere Menge von Gemälden ähnlichen Inhalts hervor, die einen häßlich krankhaften Charakter annahmen, während bei L. selbst stets der Zauber einer ureignen, tief empfundenen Poesie mächtig ergreifend vorwaltete. In jener Blüthezeit der Romantik war er geradezu tonangebend für Alle und kein Anderer hat einen so umfassenden Einfluß auf die Düsseldorfer Schule und ihren Entwickelungsgang ausgeübt wie er. Schadow, der ihn vor dem geistigen Schwelgen in Entwürfen und Skizzen warnte, führte ihn der Historienmalerei zu und verschaffte ihm Antheil an einem Cyklus von Wandgemälden aus dem Leben Friedrich Barbarossa's, den der Graf von Spee im Gartensaal seines Schlosses Heltorf bei Düsseldorf ausführen ließ. L. malte hier 1829 die „Schlacht bei Iconium", überließ aber, da die Frescomalerei ihm nicht zusagte, das zweite ihm übertragene Bild „Herzog Friedrich von Schwaben bei der Erstürmung von Iconium" seinem Freunde

Plüddemann. Er selbst lieferte nur den Entwurf und eine ausgeführte Farbenskizze dazu. Um jene Zeit entstanden auch bereits die ersten Entwürfe zu seinen berühmten Bildern aus der Hohenstaufen- und der Reformationszeit, angeregt durch die geschichtlichen Studien, die er mit seinem Freunde, dem Dichter Friedrich v. Uechtritz (damals Landgerichtsrath in Düsseldorf), trieb. Sie sollten seinen Namen vor Allem volksthümlich machen. „Die Hussitenpredigt" (1836, in der preußischen Nationalgalerie) eröffnete den Reigen; sie gehört durch die Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks und die überzeugende Darstellung fanatischen Glaubenseifers wol zu seinen besten Werken. Es folgten „Ezzelin im Kerker" (1836, im Städel'schen Institut in Frankfurt a./M.), „Kaiser Friedrich Barbarossa" (für den Kaisersaal im Römer zu Frankfurt a./M., 1839), „Die Gefangennahme des Papstes Paschalis durch Kaiser Heinrich V." (1840, im Besitz der Familie Bendemann) und dann 1842 sein „Huß vor dem Concil zu Constanz". Dies Bild setzte ihn den heftigsten Angriffen aus, da man darin, obwol die Darstellung durchaus maßvoll und würdig gehalten war, eine Verspottung der katholischen Religion finden wollte. Es bildete Monate lang den Stoff zu einer gehässigen Zeitungspolemik, Philipp Veit legte sogar die Leitung des Städel'schen Instituts in Frankfurt a./M. nieder, als es für dasselbe angekauft wurde, und Schadow besuchte lange Zeit nicht mehr das Atelier seines besten Schülers. Der in der Düsseldorfer Akademie längst angebahnte Gährungsproceß kam zum beginnenden Austrag. Ein großer Theil begabter Schüler verließ dieselbe und die Errichtung von Privatateliers nahm immer mehr überhand. L. wurde ganz gegen seinen Willen als Ursache und Haupt der Opposition angesehen, und obschon ihm nichts so fern lag wie eigentliche Tendenzmalerei, so beschuldigte man ihn derselben immer auf's Neue. So entstand, von ihm selbst ganz unbeabsichtigt, der erste Riß, der die bisher so gemüthliche Einheit der Düsseldorfer Schule brach, der aber unendlich segensreich für sie wurde und sie vor Stillstand und Einseitigkeit bewahrte. — Einem kleineren Bilde „Kaiser Heinrich V. auf der Flucht, dem die Mönche den Eintritt in das Kloster Prüfeningen verweigern" (1844, angekauft vom König von Hannover) folgte dann 1850 eines seiner größten und bedeutendsten Werke, „Huß vor dem Scheiterhaufen" (in der preußischen Nationalgalerie), das wieder zu confessionellen Streitigkeiten Anlaß gab. Dieselben blieben auch seinem „Luther, der die Bannbulle verbrennt" (1853, Eigenthum des Herrn Notteboom in Antwerpen) nicht erspart, obwol es, da es gleich in Privatbesitz überging, weniger bekannt wurde. Doch fand es als Kupferstich, nebst einem Gegenstück „Luther, die Thesen anheftend", das er nicht als Oelbild ausführte, eine weite Verbreitung. Außerordentliches Aufsehen erregte dann wieder „Die Gefangennahme des Papstes Paschalis" (1858, veränderte Composition mit lebensgroßen Figuren, Eigenthum des Königs von Preußen), womit er seine Thätigkeit in Düsseldorf zum Abschluß brachte. L. hatte bereits 1846 einen sehr vortheilhaften Ruf als Director des Städel'schen Instituts nach Frankfurt a./M. abgelehnt, und schon hoffte man ihn nun für immer an Düsseldorf gefesselt zu sehen, dessen Kunstschule ohne ihn kaum gedacht werden konnte. Als er aber im Sommer 1858 die Ernennung zum Galeriedirector in Karlsruhe erhielt, bewogen ihn verschiedene Umstände dieselbe anzunehmen, so schwer ihm auch das Scheiden aus gewohnten liebgewordenen Verhältnissen wurde. Er schuf nun in dem neuen Wohnort zunächst eine Reihe von Landschaften, dann aber in rascher Folge drei treffliche Figurenbilder: „Betender Mönch am Sarge Kaiser Heinrich IV." (1862, im Stadtmuseum zu Königsberg), „Die Kreuzfahrer, die in der Wüste eine Quelle finden" (1863, in der Kunsthalle in Karlsruhe) und „Die Disputation Luthers mit Eck auf der Pleißenburg in Leipzig" (1867, in derselben Kunsthalle). Mit dem letztgenannten großen Bild beschloß er in wür-

digster Weise seine Darstellungen aus der Geschichte, um sich dann ausschließlich der Landschaftsmalerei zu widmen. 1867 erhielt er die ehrenvolle Berufung als Director der Akademie nach Düsseldorf zurückzukehren, wozu er wie kein Anderer geeignet erschien, da er als Vorbild, Beispiel und Bahnbrecher mit ihrer Geschichte aufs Engste verbunden war. L. aber lehnte ab und blieb bis an sein Ende in Karlsruhe, wo er ebenfalls, ohne als Lehrer thätig zu sein, durch Rath und Beispiel segensreich auf die Entwickelung der Kunstschule einwirkte. Wie er in Düsseldorf zu den Stiftern des „Vereins Düsseldorfer Künstler zu gegenseitiger Unterstützung und Hülfe", dessen Vorsitzender er viele Jahre war, und des Vereins „Malkasten" gehörte, so half er auch hier zur Begründung eines „Künstlervereins", den er noch am letzten Abend seines Lebens besuchte. Wiederholte Schlaganfälle hatten in den letzten Jahren seine kräftige Gesundheit erschüttert und seine sonst fast unausgesetzte Thätigkeit unterbrochen; sie bereiteten ihm auch unerwartet ein schmerzloses Ende. L. war vermählt mit Ida Heuser aus Gummersbach, einer geistig und künstlerisch begabten Frau, die ihm mehrere Monate im Tode voranging. Ein stattlich schöner Mann, war er ernst und ziemlich wortkarg, der, so oft auch seine Historienbilder zu Streitigkeiten Veranlassung boten, persönlich wol kaum einen Feind besaß und bei Allen in höchster Achtung stand. Sein höchstes Glück fand er in der Arbeit und seine Erholung in der Pflege des Waidwerks. An Anerkennung und Auszeichnungen hat es ihm nie gefehlt: die Berliner Akademie ernannte ihn bereits 1832 zum Mitglied, König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen verlieh ihm frühzeitig den Professortitel und als einem der ersten Künstler den Orden pour le mérite, zahlreiche andere Orden und Medaillen, sowie die Ernennung zum Ehrenmitglied in- und ausländischer Akademieen und Künstlervereine folgten bis an sein Ende; seine Werke wurden viel bewundert und wenn sie ein Tadel traf, so galt er fast immer nur dem Gegenstand und selten den künstlerischen Eigenschaften. L. war der eigentliche Vermittler zwischen der älteren und der neuen Schule, seine Schöpfungen sind von nachhaltigem Einfluß auf die Gesammtentwickelung der deutschen Malerei geworden und haben zu den ersten gehört, die ihr auch im Ausland Beachtung errangen. In ihm vollzog sich die Vereinigung des Idealismus mit dem Realismus. Seine romantisch poetische Auffassungsweise wird geläutert durch das gründliche Studium der Natur, das ihn schon in seinen ersten melancholischen Gemälden vor krankhaften Ausschreitungen bewahrte. Wenn seinen Historienbildern auch die Erhabenheit des monumentalen Stils abgeht, so entschädigen sie dafür durch lebenskräftige Individualisirung, zutreffende Charakteristik und geschichtliche Treue des Ganzen. Besonders glücklich erscheint er in Darstellungen, worin sich Landschaft und Figuren als gleichberechtigt zeigen, wie „Krieger, die einen Kirchhof vertheidigen" (1846, in der städtischen Galerie in Düsseldorf), „Vertheidigung eines Engpasses" (1851, in der Nationalgalerie in Berlin) u. A. — L. war im Leben und in der Kunst durchaus selbständig. Er hat weder Italien bereist, noch in deutschen Galerien die Werke Anderer studirt. Deshalb blieb er auch in allen seinen Werken ganz eigenartig, ohne doch einseitig zu werden, und immer durch und durch erfüllt von deutschem Geist und Wesen. In der Landschaft wußte er die feinste Beobachtung, die überzeugende Naturwahrheit mit dichterischer Empfindung zu vereinen. Der deutsche Wald und die wilden Felsgegenden des Harzes und der Eifel sind von wenig Anderen gleich charakteristisch und stimmungsvoll dargestellt worden und selbst das einfachste Motiv gewann durch seine Behandlung einen fesselnden Reiz. Seine Werke sind überaus zahlreich und in den verschiedensten Vervielfältigungen weithin bekannt geworden. Oft beschäftigte ihn jahrelang ein Gegenstand, ohne doch schließlich zur Ausführung zu gelangen, wie „Die Flucht zweier Prinzen in einem Kahn", „Die

Flucht Kaiser Heinrich IV. von der Harzburg" u. A., wovon sich in seinem Nachlaß mehrere veränderte Entwürfe vorfanden. Auch hat er einige treffliche Bildnisse gemalt und eine größere Zahl gezeichnet, die er mitunter als Studienköpfe bei seinen Historienbildern benutzte. Nach seinem Tode wurde erst in Karlsruhe, dann in Berlin, eine Ausstellung seiner sämmtlichen Arbeiten, soweit sie zu bekommen waren, veranstaltet, die, aus nahezu 500 Nummern bestehend, ein übersichtliches Bild seiner künstlerischen Thätigkeit bot und so recht den Ernst und die Strenge seines Schaffens von den ersten Entwürfen und Skizzen, kleinen und großen Naturstudien bis zur durchgebildeten Vollendung des Ganzen erkennen ließ.

Fr. v. Weech, Badische Biographien, 3. Bd. (Karlsruhe 1881). Wiegmann, Die Kunstakademie zu Düsseldorf (Düsseldorf 1856). Wolfg. Müller, Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren (Leipzig 1854). Max Jordan, Katalog zur Ausstellung der Werke von C. F. Lessing (Berlin 1880).

M. Blanckarts.

Leßmann: Daniel L., Historiker und Dichter, geb. am 18. Januar 1794 zu Soldin in der Neumark, † am 2. September 1831. L., von jüdischen Eltern geboren, besuchte das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin, studirte Medicin, machte den Krieg von 1813 mit, wurde bei Lützen verwundet und betheiligte sich nach seiner Wiederherstellung weiter an den Kämpfen. Nach Beendigung des Krieges nahm er seine medicinischen Studien wieder auf, ging als Hofmeister nach Wien und in O'Donnell's Begleitung nach Italien und blieb einige Zeit in Verona. Seit 1824 lebte er dauernd in Berlin, mit der jungen Schriftstellerwelt bekannt, in der Gesellschaft beliebt. Er arbeitete fleißig an den verschiedenen Berliner Zeitschriften mit, schrieb für sie Skizzen über südliches Leben, historische Aufsätze, Novellen, Gedichte. Er war mit Heine bekannt, als dessen eifriger, nicht immer glücklicher Nachahmer er galt; Grüße Heine's an ihn finden sich vielfach in Heine's Briefen an Moser. Aus einer Antwort Moser's (Strodtmann, Heine I, S. 319) geht hervor, daß L. 1824 zum Christenthum übertrat, wahrscheinlich, wie viele der Gleichstrebenden, um leichter eine Stelle zu erlangen. Die getäuschte Erwartung beförderte seinen Hang zur Schwermuth. Schon 1826 erschienen „12 Wanderlieder eines Schwermüthigen"; nach seinem Tode wurden, wol nach seiner eigenen Angabe, Reiseberichte, die er aus und über Südfrankreich, Spanien, England geschrieben hatte, unter dem Titel „Das Wanderbuch eines Schwermüthigen", Berlin 1831/32, 2 Bände, veröffentlicht. Durch diesen Hang wurde die Neigung zum Selbstmord befördert. Freilich sagt er in seinem Roman „Louise v. Halling" (1827, II, 14 f.): die Spanier fänden den Selbstmord natürlich, „was ihnen auch bei ihrer unersprießlichen Lumpennatur wenig zu verargen"; aber in einem Gedichte aus demselben Jahre (bei Gubitz III, 5) macht er ziemlich bestimmte Andeutungen, daß er sich selbst auf diese Weise aus der Welt zu schaffen gedenke. Diesen Gedanken brachte dann die Cholerafurcht im J. 1831 zur Reife. Unter dem Vorgeben, eine Fußreise nach Leipzig und Dresden zu unternehmen, entfernte er sich von Berlin und wurde an dem obengenannten Tage zwischen Kropstädt und Wittenberg erhängt gefunden. L. war ein kenntnißreicher, talentvoller Schriftsteller. Zu einer vollen Ausbildung seines Talentes kam er nicht, theils in Folge seines frühen Todes, theils in Folge seiner krankhaften Ueberreizung, die ihn zu einer unmäßigen Selbstüberschätzung veranlaßte. Er besaß Humor, Satire, leichte Darstellungsgabe. Er hatte fremde Länder gesehen und sprach gern davon, ließ sich aber allzuleicht verleiten, die gelehrten Kenntnisse, die er gesammelt hatte, in Anmerkungen mitzutheilen und durch Darstellung fremdländischer Sitten und Gebräuche den Fluß der Erzählung aufzuhalten. Diese Eigenheiten, gute und schlechte, zeigen sich deutlich in seinem Romane „Louise von Halling. In Briefen

aus Südspanien", 2 Bde., Berlin 1827, der wol als sein Hauptwerk zu betrachten ist. In diesem Romane, der wol auch von Goethe gelesen wurde (vgl. Goethe-Jahrbuch II, 341), wird die Geschichte eines deutschen adligen Mädchens erzählt, das mit Schwester und Schwager, Angelika und Leopold, und einem gelehrten Begleiter Laurentius nach Spanien gereist ist. Dort lernt Louise einen jungen Edelmann, Don Sebastiano, kennen und lieben, den sie, obgleich sein adelsstolzer erzkatholischer Vater zuerst die Verbindung mit einer deutschen Protestantin durchaus nicht zugeben will, doch heirathet. Mannigfache Episoden halten die Entwickelung auf. Louise war einem deutschen Hauptmann versprochen, dessen Hand sie ausschlägt; sie wird von einem andern Spanier, Don Claudio, begehrt, der ihrem Geliebten schwere Gefahren bereitet; Sebastiano's Vater hat Leopold schwer gekränkt, erhält aber schließlich durch seine Vermittlung den Grandentitel. Der ganze Roman ist in Briefen abgefaßt, welche die vier deutschen Reisenden — nur ganz ausnahmsweise treten andere Correspondenten auf — an ihre Freunde in der Heimath schreiben. Die vier Briefschreiber sind trefflich charakterisirt: die schwärmerische Louise, die zum ersten Male das Wirken der Liebe spürt; Angelika und Leopold, weltmännisch gebildet, von feinem Sinne für die Interessen und Merkwürdigkeiten des fremden Landes; Laurentius, der gelehrte Sonderling, der an der Natur keine Freude hat, weil sie ewig neu schafft, der aber allen alten Steinen und Inschriften nachgeht, gelegentlich auch verliebt, aber nicht sonderlich betrübt über den unglücklichen Ausgang dieser Liebe ist, sich und die Welt in behaglicher Weise ironisirt. Schilderungen des Landes und seiner Sitten, Uebersetzungen spanischer Poesieen, Mittheilung eigener Gedichte unterbrechen die Erzählung. Denn L. war auch Dichter, Uebersetzer, Gelehrter. Zwei Sammlungen Gedichte erschienen von ihm: „Amathusia", Berlin 1824, „Gedichte", Berlin 1830, besonders merkwürdig wegen ihrer sehr geschickten Nachahmung des Heine'schen Tons. Seine Uebersetzungen, von Manzoni's „Die Verlobten", 3 Bde., und Giovanni Rosini's „Die Nonne von Monza", 2 Thle., sind wichtig, weil sie sehr dazu beitrugen die Werthschätzung der italienischen Litteratur in Deutschland zu befördern. In Betreff seiner historischen Schriften ist vor Allem zu erwähnen, daß er in seinen Studien das Mittelalter, dessen Verächter er gelegentlich höhnt, und die ausländische Geschichte bevorzugt. Eine selbständige Arbeit ist: „Mastino II. della Scala. Ein Beitrag zur Geschichte der oberitalienischen Staaten im Mittelalter", Berlin 1828. Erwähnenswerth sind ferner seine „Biographischen Gemälde", 2 Bde., Berlin 1829—30, welche Philipp den Schönen und Alfons Albuquerque, Innocenz III. und Fürst Michael Glinski behandeln. In seinem Nachlasse (vgl. unten) findet sich wenigstens eine größere historische Studie, die gleichfalls die eben angegebenen Merkmale zeigt, nämlich Georg Podiebrad. Nach seinem Tode wurden von Freunden verschiedene seiner Schriften herausgegeben. Die Wanderungen sind schon oben genannt. Dazu kommt ein zweibändiger Roman „Die Heidemühle", Berlin 1838, und „Nachlaß", 3 Bde., Berlin 1837/38. Beide Werke sind in der Vereinsbuchhandlung, d. h. in Gubitz' merkantil-litterarischer Anstalt, erschienen und verdanken wol diesem thätigen Freunde ihr Erscheinen. Der Nachlaß enthält zumeist die bereits im „Gesellschafter" gedruckten Skizzen, Novellen, historische Aufsätze, deren Ueberschriften bei Goedeke verzeichnet sind. Durch Gubitz weiß man ferner, daß L. ein großes, etwa 60 Druckbogen umfassendes, nicht völlig abgeschlossenes Manuscript einer „Weltgeschichte des Alterthums" hinterließ, das nach der Einleitung mit der „biblischen Schöpfungsgeschichte" begann und mit dem Abschnitt „Letzte Cultur der Griechen" schloß. Es ist ungedruckt geblieben.

Vgl. Goedeke, Grundr. III, S. 730—732. Ferner Gubitz, Erinnerungen, Berlin 1869, III, S. 1—7. Ludwig Geiger.

Leßner: Johann Marcus L., ein Dichter geistlicher Lieder, wurde am 7. Juni 1646 zu Feldkirchen in Baiern geboren, studirte zu Altdorf und Straßburg, wurde im J. 1674 Pfarrer zu Wildenreuth und, nachdem er in der Zwischenzeit noch an einigen anderen Orten gestanden hatte, im J. 1704 Stadtpfarrer zu Lauf, wo er am 24. Februar 1724 sein 50jähriges Amtsjubiläum feierte. Vier Wochen danach starb er. Unter seinen Liedern hat das Lied „Willkommen oft gewünschter Tod" eine größere Verbreitung erlangt; andere finden sich in Altdorfischen Liedersammlungen.

Groß, Lexikon evangelischer Jubelprediger, Bd. I, S. 239. — Wetzel, Analecta hymnica, Bd. II, S. 551 f. — Rotermund zum Jöcher, Bd. III, Sp. 1688. — Richter, Lexikon alter und neuer Liederdichter, S. 199 f.

l. u.

L'Estocq: Anton Wilhelm v. L., preußischer General der Cavallerie, wurde am 16. August 1738 zu Celle, wo sein Vater, welcher im selben Jahre als Oberstlieutenant in preußische Dienste getreten war, als kurhannoverscher Hauptmann in Garnison gestanden hatte, geboren, kam aber bald, nachdem seine Eltern früh gestorben waren, in das Haus eines Verwandten, welcher Kriegsrath und Kanzler der Akademie zu Königsberg in Preußen war. Dieser bestimmte ihn für die Civilcarrière, und erst die Anwesenheit der Russen in Königsberg brachte seinen eigenen Wunsch, Soldat zu werden, zur Erfüllung. Der Kanzler war der Bruder des Grafen L., des Günstlings der Kaiserin Elisabeth, ein Umstand, welcher zur Folge hatte, daß General Fermor den jungen L. in den russischen Dienst zu ziehen trachtete und daß dieser, der mit Leib und Seele Preuße war, heimlich entwich und zur Armee des Königs ging, die er bei der Belagerung von Olmütz traf. Er wurde zunächst beim Regiment Gensd'armes angestellt, trat aber bald nachher zu Zieten's Husarenregiment über und nahm in diesem an den hervorragendsten Ereignissen der folgenden Kriegsjahre, wie an den Schlachten bei Zorndorf, Hochkirch, Kay, Kunersdorf, Liegnitz und Torgau theil. Nach dem Ueberfall von Hochkirch wird der Fahnenjunker L. zum Kornet vorgeschlagen und ernannt. Bei Langensalza, am 15. Februar 1761, erwirbt er den Orden pour le mérite; im März des folgenden Jahres wählt Zieten ihn zu seinem Adjutanten. Dieser befand sich während des Restes der Kriegszeit meist in der Umgebung des Königs, so daß L. das Glück hatte, sich unter den Augen jener beiden Kriegsmeister für seinen Beruf fortbilden zu können, ein Streben, welches er in der folgenden Friedensperiode eifrigst fortsetzte. Der baierische Erbfolgekrieg, welchem die Zietenhusaren mit der Armee des Königs beiwohnten, und die Expedition nach Holland, an welcher er mit der 1. Schwadron des Regiments theil nahm, boten wenig Gelegenheit zu kriegerischer Auszeichnung. Um so reichlicher wurde ihm solche in den Feldzügen gegen Frankreich, während deren er im März 1794 das Commando des Regiments erhielt, zu theil. Fast beständig zu abgesonderten Commandos und speciellen Aufträgen verwendet, that er sich vielfach hervor; mit besonderem Ruhme wird sein Name in der Maischlacht von Kaiserslautern (v. Ardenne, Geschichte des Zieten-Husarenregiments, Berlin 1874), bei der Vertheidigung von Kirchheim-Bolanden, beim Ueberfall von Morsbrunn und bei der Affaire von Trippstadt genannt. Nach Friedensschluß blieb er bei den zur Besetzung der Demarkationslinie verwendeten Truppen, durch sein humanes und tactvolles Auftreten manche Schwierigkeiten geschickt beseitigend. Schon am 2. Februar 1797 hatte er das grüne Czettritz'sche Husarenregiment in Schlesien erhalten; anderweite Verwendungen, welche ihm übertragen wurden, wie die Reinigung der Grafschaft Mark von dem dort hausenden Raubgesindel im J. 1801 und die Theilnahme an der Occupation des Bisthums Paderborn im J. 1802 hielten ihn von dort fern und nach dem Tode des General

v. Günther im Frühjahr 1803 wurde er auf den schwierigen Posten eines commandirenden Generals in Neu-Ostpreußen berufen, zugleich wurde er Chef des Regiments Towarczys. — Bei Ausbruch des Krieges von 1806 wurde er für das Reservecorps bestimmt, welches sich zwischen Küstrin und Frankfurt sammeln sollte; als der Gang der Ereignisse dessen Aufstellung unmöglich machte, übernahm er im November das Commando der Avantgarde der am rechten Weichselufer unter dem General Graf Kalkreuth stehenden preußischen Truppen. Von Anfang an trat er hier den unverschämten Forderungen der durch das Benehmen anderer preußischer Generale verwöhnten Franzosen energisch und mit dem Anspruch auf Gleichberechtigung entgegen, und, wie er auf solche Weise das Selbstgefühl der Seinen hob, so stellte er durch die ganze Art seiner Kriegführung, nachdem er den Oberbefehl der im Osten der Monarchie im Felde stehenden Preußen übernommen hatte, und durch die Leistungen seiner Truppen den altpreußischen Soldatenruf dem Feinde und der Welt gegenüber her. Wenn er in seinen Maßregeln durch seine Unterstellung unter das russische Commando vielfach behindert wurde, so hatte er dagegen bei Entwerfung und Ausführung seiner Pläne in Scharnhorst einen trefflichen Gehülfen. Durch die rückgängigen Bewegungen des General en chef Bennigsen zum Aufgeben der Weichsellinie gezwungen, wurde er im December durch die Gefechte von Biezun (23.) und von Soldau und Mlawa (25.) genöthigt, sich hinter der Seenlinie von Angerburg zu sichern. Bennigsen's am 18. Januar 1807 begonnener Versuch einer Offensive und Napoleons Gegenmaßregeln führten für L'Estocq's kleine Truppe (5—6000 Mann) bald den Befehl herbei, sich mit der Hauptmacht zu vereinigen. Im Verfolg dieses Auftrages gelang es ihm, sich seinem Gegner, dem Marschall Ney, unter steten Gefechten zu entziehen und mit Aufbietung aller Kräfte rechtzeitig zur Schlacht von Preußisch-Eylau am 8. Februar einzutreffen. Durch sein erfolgreiches Eingreifen gab er dieser die möglichst glückliche Wendung. An den Kämpfen bei Heilsberg und bei Friedland hatte er keinen Antheil (E. v. Höpfner, Krieg von 1807, 2. Aufl. Berlin 1855). Nach Friedensschluß war er Mitglied der Commission, welche mit den Untersuchungen über das Verhalten der Offiziere während des Krieges beauftragt war, wurde dann Gouverneur von Berlin und verlor diesen Posten wegen Schill's Ausmarsch. In dem auf französisches Andringen, wegen seiner bei dieser Gelegenheit beobachteten Haltung, gegen ihn eingeleiteten gerichtlichen Verfahren wurde er freigesprochen, fungirte während der Befreiungskriege als Gouverneur von Breslau und starb am 1. Januar 1815 zu Berlin.

L. v. Zedlitz, Pantheon des preußischen Heeres, I, Berlin 1835. — Allgemeiner Militär-Almanach, Glogau und Leipzig 1840. Poten.

Lestwitz: Johann George v. L., preußischer Generallieutenant, 1688 in Schlesien geboren, war 1704 in ein Infanterieregiment getreten, hatte im spanischen Erbfolgekriege in Italien und in Brabant gefochten, war im pommerschen Feldzuge von 1715 unter den Mauern von Stralsund schwer verwundet worden und hatte an den beiden ersten schlesischen Kriegen, namentlich an der Schlacht bei Kesselsdorf, ehrenvollen Antheil genommen. Bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges war er Generallieutenant, commandirte 1756 die Truppen, welche auf dem rechten Elbufer die Sachsen bei Pirna umschlossen hielten, zeichnete sich 1757 unter dem Herzoge von Bevern bei Reichenberg aus, machte unter diesem die Schlacht und die Belagerung von Prag mit und ging dann mit ihm nach Schlesien. Durch einen aus Bautzen vom 21. November datirten Befehl übertrug der König, welcher nach dem Siege von Roßbach sich gegen Schlesien in Marsch gesetzt hatte, an L. das Commando in Breslau. Dieser, am 22. in der Schlacht an der Lohe contusionirt, übernahm es am 24. Mittags,

ging sofort auf die von seinem Vorgänger, General v. Katte, mit den Oesterreichern angeknüpften Uebergabeverhandlungen ein und schloß schon nach wenigen Stunden eine Capitulation ab, durch welche die Stadt mit allen Kassen und Magazinen übergeben, der Besatzung aber freier Abzug bewilligt wurde, ein Zugeständniß, welches wenig praktischen Erfolg hatte, da die Mannschaften meist desertirten. L. wurde arretirt und durch einen am 11. März 1758 gefällten Kriegsrechtsspruch zu Cassation und zwei Jahren Festungsarrest verurtheilt; er wurde sowol für die Capitulation, wie für die „brédouille" verantwortlich gemacht, in welcher der Ausmarsch erfolgte. Körperlich leidend und geistig gebrochen, war er den Anforderungen nicht mehr gewachsen gewesen, welche unter schwierigen Verhältnissen an ihn herantraten, für welche ihn der König indeß im Hinblick auf seine ehrenvolle Laufbahn noch befähigt hielt, obgleich er am 18. Novbr. den Herzog von Bevern vor Lestwitz' schwachherzigen Rathschlägen gewarnt hatte. Den Rest seines Lebens verbrachte L. zu Berlin „im Stadtarrest zwischen Koch- und Zimmerstraße"; nur einmal erhielt er die Erlaubniß diesen Bann zu brechen; es war als sein Sohn (s. u.) in Friedland einzog; auf königlichen Befehl machte er die Reise in einer ganz seinem Range entsprechenden Weise; zwei Adjutanten mußten ihn begleiten. Am 27. Juli 1767 ist er gestorben.

v. Ollech, Friedrich der Große von Kolin bis Roßbach und Leuthen, Berlin 1858. Poten.

Lestwitz: Hans Sigismund v. L., preußischer Generalmajor, des Vorigen Sohn, am 19. Juni 1718 zu Kontop im Fürstenthum Glogau geboren, ward 1734 Fahnenjunker im Schwerin'schen Regiment zu Frankfurt a./O., wo er studirt hatte, focht in den schlesischen Kriegen bei Molwitz, Czaslau, Hohenfriedberg und Soor mit Auszeichnung, erwarb bei Lowositz den Orden pour le mérite und war 1760 Major im Infanterieregiment Alt-Braunschweig, als ihm der Tag von Torgau, der 3. November d. J., unvergänglichen Ruhm brachte. Die Angriffe des Königs auf die Stellung der Oesterreicher waren gescheitert, nur vier Bataillone und eine Batterie der königlichen Heeresabtheilung waren noch ungeschlagen; unter ihrem Schutze sollten die Truppen sich sammeln und ordnen; König Friedrich selbst, durch eine Kartätschkugel contusionirt, übergab das Commando an Hülsen und verließ das Schlachtfeld. Unterwegs traf er L., welcher sich bemühte, Zerstreute verschiedener Regimenter in einer Masse zu formiren und bereits mehrere hundert Mann zusammengebracht hatte. Als dieser seine Frage, wer er sei und was er da mache, beantwortet hatte, belobte er ihn und versicherte, daß er das nie vergessen werde. Vielleicht dachte er dabei zugleich an Lestwitz' Vater (s. o.). Und er vergaß es nicht. L. setzte seine Bemühungen fort; er sammelte drei Bataillone, mit denen er an Hülsen's nachfolgendem Angriffe, durch welchen dieser Zieten's die Schlacht entscheidendes Vorgehen gegen die Siptitzer Höhen wirksam unterstützte, vollen und blutigen Antheil hatte; der König aber schenkte ihm, als Markgraf Karl von Brandenburg-Schwedt gestorben war, bald nach dem Hubertsburger Frieden die Hälfte von dessen bei Seelow unweit Frankfurt a./O. belegenen Besitzungen, die andere Hälfte erhielt Prittwitz, der dem Könige bei Kunersdorf das Leben gerettet hatte: „L. a sauvé l'état et Prittwitz a sauvé le roi". Beide wurden gleich bedacht, L. aber erhielt das Hauptgut Friedland im Kreise Oberbarnim (Th. Fontane, Wanderungen durch die Mark Brandenburg, II, Berlin 1862). Noch manche andere Beweise seines Wohlwollens gab ihm der König, so vermachte er, neben anderen, auch allen Stabsoffizieren des Regiments L. eine goldene Medaille. L., der 1765 Oberst, 1766 Chef des Leib-Grenadier-Regiments geworden war, nahm noch am baierischen Erbfolgekriege Theil, verließ 1779 den activen Dienst und starb am 16. Februar

1788 zu Berlin, der letzte seines Geschlechtes, welches schon in der Mongolenschlacht bei Wahlstatt mitgefochten hatte.

König, Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, II, Berlin 1789. — Graf Waldersee, Die Schlacht bei Torgau, Beiheft zum Militär-Wochenblatt, 2. Quartal 1860. Poten.

Letbert (auch Liebert, Lietbert) lebte in der zweiten Hälfte des 11. und noch zu Anfang des 12. Jahrhunderts und war nach den Verfassern der Hist. lit. de la France ein regulirter Chorherr des St. Petersstiftes zu Lille oder Ryssel (Insulae) in Flandern. Die wenigen über ihn erhaltenen Nachrichten verdankt man einem Briefe des Bischofs Walther von Maguelone (Montpellier, 1104—28, nach Gams, Series episcoporum, p. 579) an seinen Verwandten Robert, Propst in Lille (abgedruckt in Mabillon, Vet. analecta. Tom. I. p. 289, 2. Ausg. p. 461), worin er angibt, daß er vor seiner Erhebung zur Bischofswürde selbst die Propstei zu Lille innegehabt und den L. unter seinen Chorherren gezählt hätte. Er spendet demselben großes Lob ob seiner Gottesliebe und seines Seeleneifers und nennt ihn einen „seligen" und „heiligen" Mann. Sein Eifer soll ihm auch, wie die Verfasser der Hist. lit. aus einem Schreiben Gregors VII. vom J. 1079 vermuthen, Feindseligkeiten und Verfolgungen von Seite seiner Mitkanoniker zugezogen haben, weshalb ihn der genannte Papst in dem erwähnten Schreiben in Schutz nahm. Um das J. 1110 wurde er zur Leitung des Klosters zum hl. Rufus zu Valence in der Dauphiné berufen, in welchem (nach Mabillon, Annales, Tom. IV. p. 588) eine neue Reform für regulirte Chorherren nach der Regel des hl. Augustin beobachtet wurde. Er lebte daselbst höchstens bis gegen das Ende des J. 1114. L. hinterließ einen Commentar über die Psalmen unter dem Titel „Flores psalmorum", zum größten Theile ein Auszug aus Augustin, Cassiodor u. a. alten Kirchenschriftstellern, welchen Bischof Walther auf Bitten des Kanonikers Hescelin dem Chorherrenstifte zu Lille laut seines obenerwähnten Briefes übersandte. Er fand sich handschriftlich in vielen Bibliotheken Englands, der Niederlande und besonders Frankreichs. Dem Drucke scheint er nie übergeben worden zu sein. Ferner sind uns von L. noch zwei Briefe erhalten (gedruckt bei Martene und Durand, Thesaurus novus anecdotorum, Tom. I. p. 329 sq.), von denen der erste die hohen Vorzüge des Ordens der regulirten Chorherren preist, und der zweite die Cleriker vor dem vertrauten Umgange mit dem Frauengeschlechte warnt. Sie entsprechen der Charakterschilderung, die Walthers Brief von L. gibt.

Vgl. Histoire littéraire de la France, Tom. 9, p. 570 sq.

P. Ant. Weis.

Lethmaat: Hermann L., aus patricischem Geschlechte zu Gouda 1492 geboren, studirte Theologie an der Sorbonne zu Paris, wo er sich besonders auszeichnete und den Doctorgrad erhielt. Erasmus, dessen Freundschaft und Schutz er sich durch seine Gelehrsamkeit erwarb, empfahl ihn dem Präsidenten des holländischen Rathes, Nicolaus Everardi, wie auch seinem Landsmann Hadrian von Utrecht, als dieser 1521 den päpstlichen Stuhl eingenommen hatte. L. reiste nach Rom; der baldige Tod des Papstes vereitelte aber die Hoffnung, welche er für eine goldene Zukunft hegte; er erhielt nur eine Kanonikerstelle an der St. Mariakirche zu Utrecht. Dorthin heimgekehrt und 1530 zum Decan ernannt, ward er in einen unangenehmen Handel verwickelt. Es gab nämlich in der Mariakirche drei Hörner, angeblich vom Einhorn, vielleicht Narwalzähne, welche zu Leuchtern am Hochaltare dienten und einen besonderen Werth hatten, weil man sie als heilkräftige Schutzmittel betrachtete. Schon lange hatte der

Herzog von Geldern, welchem die Stadt Utrecht eine bedeutende Geldsumme schuldig war, sich dafür eines dieser Hörner gewünscht und wußte es dahin zu bringen, daß L., ohne Mitwissen seines Kapitels diesen seinen Wunsch erfüllte. Die Sache erregte große Unzufriedenheit, L. gerieth sogar deswegen ins Gefängniß, wurde aber auf Befehl der Königin Maria von Oesterreich wieder entlassen, nachdem er sich verpflichtet hatte, alle Mühe zur Wiedererlangung des Einhorns innerhalb zweier Monate aufzuwenden. Um 1540 fungirte er als Vicar des Utrechter Bischofs Georg v. Egmond und zog kurz nach 1550 mit Franciscus Sonnius als Inquisitor nach Friesland. Er starb am 6. Decbr. 1555 zu Utrecht, wo er in der Mariakirche seine Ruhestätte fand. — L. wird von Martinus Dorpius und Anderen nicht nur als ein bescheidener, humaner und sanftmüthiger Mann gelobt, sondern auch als Gelehrter hochgehalten, dessen freiere Ansichten sich zwar nicht dem Protestantismus zuneigten, aber doch eine Reformation innerhalb der Kirche beabsichtigten. Erasmus selbst berieth sich mit L., als er die Vertheidigung seiner Erklärung des Neuen Testamentes wider Natalis Bedda aus Gouda unternahm. Als der später (1535) hingerichtete Bischof von Rochester, Fisher, eine Streitschrift wider Luther richtete, hielt L. seine Bemerkungen dawider nicht zurück und zeigte sich darin als ein durchaus freisinniger Theolog; ebenso in seiner, dem Kaiser Karl V. gewidmeten Arbeit, „De instauranda religione libri X“, Basil. 1544, fol. ap. Oporinum. Kaum darf es daher wundern, daß L. die Freiheit der niederländischen Kirche zu schützen suchte wider den sich immer mehr ausdehnenden Einfluß des päpstlichen Stuhles auf die Angelegenheiten der Landeskirchen. Um so mehr ist es für die Kenntniß seines Verhältnisses zur Reformation zu bedauern, daß eine ausführliche Schrift „Suspirium seu desiderium matris ecclesiae super redintegranda religione“ nicht herausgegeben ist. Wahrscheinlich konnte er zum Druck die von ihm gewünschte Genehmigung des Tridentiner Concils nicht erhalten und auch das Manuscript ist nach seinem Tode verschwunden.

Vgl. Batav. Sacr. II. S. 653 ff. Oudhed. Bisd. Utrecht I. S. 244 u. van der Aa, Biogr. Woordenb. van Slee.

Lette: Dr. Wilhelm Adolf L., Präsident des königl. preußischen Revisionscollegiums für Landesculturſachen, † in Berlin am 3. Decbr. 1868. — Als Sohn eines geachteten Landwirths am 10. Mai 1799 zu Kienitz in der Neumark geboren, kam er früh nach Berlin, um seine Schulbildung an dem dortigen Gymnasium zum Grauen Kloster zu erlangen. Nach Absolvirung desselben widmete er sich seit Herbst 1816 dem Studium der Rechtswissenschaften an den Universitäten zu Heidelberg, Göttingen und Berlin, dehnte jedoch nebenher seine Studien auch auf die Staatswissenschaften und auf die Hegel'sche Philosophie aus. In Folge seiner Betheiligung am Wartburgfeste gerieth er noch als Candidat der richterlichen Laufbahn in die sog. demagogischen Untersuchungen, wurde auch zu einer kleinen Gefängnißstrafe, sowie zur Ausschließung vom Staatsdienste verurtheilt; aber schon bald wieder von diesem Banne befreit, erhielt er mit Rücksicht auf die inzwischen von ihm gelieferten tüchtigen selbstständigen Arbeiten im Januar 1821 den Dienst eines Auscultators am Gerichte zu Frankfurt a. d. O. — Nach kurzer Amtsthätigkeit in dieser und einer ähnlichen Stellung in Landsberg wurde er 1825 bei der Generalcommission zu Soldin angestellt, 1834 nach Stargard versetzt und 1835 zum Oberlandesgerichtsrath in Posen ernannt. Hier zeichnete er sich bald durch hervorragende juristische Befähigung, durch große Umsicht und Energie, sowie durch volles Verständniß für die Aufgaben des politischen und socialen Lebens aus, so daß er bereits 1840 zum Dirigenten der volks- und landwirthschaftlichen Abtheilung

an der Regierung zu Frankfurt a. d. O. befördert und im April 1843 als vortragender Rath in das Ministerium des Innern berufen wurde. Als Jurist und Verwaltungsbeamter gleich tüchtig, entfaltete er an dieser Stelle eine bedeutende Thatkraft und arbeitete mit vielem Eifer an der Vervollkommnung der Wirthschafts- und Agrarpolitik, wie an der Erschließung der Quellen des Nationalwohlstandes. Unter seiner Mitwirkung kam 1845 die Errichtung des Revisionscollegiums für Landesculturfachen zu Stande, dessen Präsidium ihm von vornherein reservirt war. Hiermit that sich ihm ein umfangreicher und dankbarer Wirkungskreis auf, welcher seinem rastlosen Streben für das öffentliche Wohl und seiner unermüdeten Arbeitskraft großen Spielraum gab. Von der hohen Bedeutung einer gerechten und weisen Landescultur-Gesetzgebung durchdrungen, war er unablässig auf deren weitere Ausbildung bedacht, um die Landwirthschaft in Preußen zu heben, die bäuerlichen Verhältnisse zu ordnen und einen allgemeineren volkswirthschaftlichen Aufschwung anzubahnen. Neben dieser Hauptaufgabe widmete er aber auch seine Kraft gerne der Förderung anderweitiger Aufgaben eines höheren Culturlebens, und es war ihm vergönnt, in mannigfaltiger Weise auf den Gebieten der legislatorischen und verwaltenden, der richterlichen und schriftstellerischen Thätigkeit mit segensreichem Erfolge zu wirken. Einer solchen Tendenz gemäß wandte er der Begründung, Einrichtung und Leitung verschiedener gemeinnütziger Vereine, z. B. des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Classen, des Berliner Handwerkervereins, des Vereins zur Förderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechtes, des Congresses deutscher Volkswirthe, der Pestalozzistiftung u. a. m. seine rege Mitwirkung zu. Das Jahr 1848 sah ihn als Mitbegründer und Leiter des constitutionellen Clubs in Berlin; demnächst mit einem Mandat zur deutschen Nationalversammlung betraut, schloß er sich der sogen. Casinopartei an und war besonders im volkswirthschaftlichen Ausschuß thätig. Die parlamentarische Function fesselte ihn noch für eine längere Reihe von Jahren, da er in mehreren auf einander folgenden Sessionen verschiedene Wahlbezirke im Abgeordnetenhause zu vertreten hatte. Auch hier gesellte er sich zu den Führern der liberalen Partei, trat den reactionären Tendenzen, welche in den fünfziger Jahren herrschten, entgegen und wurde zum Ruhme seiner Partei der Schöpfer mancher gediegenen und wichtigen Gesetzentwürfe. Unter seinen schriftstellerischen Leistungen sind besonders zu nennen: „Beleuchtung der preuß. Eherechtsreform“, 1842, ferner „Die ländliche Gemeinde und Polizeiverfassung in Preußens östlichen und mittleren Provinzen“, 1848, „Die Gesetzgebung über Benutzung der Privatflüsse zur Bewässerung von Grundstücken“, 1850, und „Die Landesculturgesetzgebung des preuß. Staates“, 3 Bde., 1853—54, welche letztere zwar im Verein mit Rönne von ihm bearbeitet, doch sein Hauptwerk war. In dem Geiste dieser Gesetzgebung kam auch sein hoher Gerechtigkeitssinn und sein Streben nach strenger Geltendmachung des Rechtes zum Ausdruck; und wie ihm diese Prinzipien bei seiner richterlichen Thätigkeit zur Richtschnur geworden waren, so wurde er auf allen anderen Gebieten seines Wirkens von einer höchst edlen Gesinnung, von dem wohlwollenden Verlangen, seinen Mitmenschen zu dienen, und von einem nie verstummenden Pflichtgefühle geleitet. Im J. 1867 wiederum mit einem Mandate für den Norddeutschen Reichstag bedacht, ergriff er nochmals mit lebhafter Befriedigung die Gelegenheit zu parlamentarischem Wirken, doch war ihm nur noch kurze Frist vergönnt; er erkrankte im Vorsommer 1868 an einem schweren Leiden, welches seine Arbeitskraft schon mehrere Wochen vor dem Tode lähmen sollte.

Vgl. Landw. Centralblatt für Deutschland, Jahrg. 1868, 2. Bd. und Brockhaus' Convers.-Lex., 9. Bd.

C. Leisewitz.

Letteris: Max L. ward geboren 1804 zu Zolkiew in Galizien, wo sein Vater Buchdrucker war. Dieser unterrichtete ihn selbst frühzeitig im hebräischen Bibelstudium und bestimmte ihn für die gelehrte Talmudwissenschaft. Indessen der vorzugsweise nach der Seite der Phantasie begabte Knabe fühlte sich früh zur Poesie hingezogen und lebte in seinem geistigen Traumleben in den Scenen eines hebräischen Romans, der an die Geschichte Josephs anknüpfte oder in den Bildern von Tausend und eine Nacht, welche er aus einer jüdisch-deutschen Uebersetzung kennen lernte. Reifer geworden, lernte er mit Eifer Deutsch und vertiefte sich in Mendelssohn's Phädon. Hieraus erwuchsen manche Conflikte mit dem Vater, der ihn beim trockenen Talmudstudium festhalten wollte, so daß in diesem einzigen Punkte unser Held einige Aehnlichkeit mit Friedrich dem Großen hatte, insofern nämlich die lettres persanes und einiges ähnliche vom zornigen Vater ins Feuer geworfen wurden. Das Jahr 1822 brachte einen Wendepunkt. L. hatte es zu einem Bändchen hübscher eigener Gedichte in hebräischer Sprache gebracht, welches der dadurch versöhnte und in der väterlichen Eitelkeit gekitzelte Papa selbst druckte und verlegte. Seine frühe Schulung an dem biblischen Idiom hatte ihm eine seltene Sicherheit in der correcten Nachbildung der classischen Sprache des Alten Testaments verliehen und hier liegt der Cardinalpunkt seiner Leistungen, welcher allein ihm eine Aufnahme in diese Blätter verschaffen kann, denn seine eigene productive Kraft, wie sie in den vorhin erwähnten Dibre schir von 1822 oder der späteren Gedichtsammlung Ajjeleth haschachar 1824 u. a. hervortrat, würde dazu nicht hinreichen. Sein Hauptverdienst bestand in der geschickten Wiedergabe deutscher oder französischer Dramen in hebräischer Sprache, in welcher er allerdings „der Sprache Canaans“ bewundernswürdig viel abzugewinnen wußte. So hat er die Athalie des Racine (גדע ישי Gesa Isai, 1834), Nathan den Weisen (Nathanhachakam, 1866), zuletzt sogar den Goethe'schen Faust in das Hebräische übertragen; eine eigene dramatische Behandlung, der Esthergeschichte Schelom Esther erschien 1843 (vgl. Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissensch., Wien 1848, Heft III, S. 38 ff., Ztschr. der deutschen morgenl. Gesellsch., Bd. V, S. 107 f.). — Wissenschaftlicher Art ist eine Abhandlung „Zur Geschichte der epischen Poesie der Hebräer im 13. und 14. Jahrhundert“ (a. erst anges. O. Heft IV, S. 49 ff.), wo über Inhalt und Ausgaben des Tachkemoni von Charisi, des Meschal hakadmoni von Isaak Sahola, des Hammebakkesch von Schem tob ben Palkira, über das Thierepos Mischle Schualim u. a. gehandelt wird. Eine Fortsetzung dieser Arbeit erschien 1849 a. a. O. Märzheft, S. 254 ff., betitelt „Zur Geschichte der dramatischen Poesie“. Hier wird eine Reihe ethisch-allegorischer und historischer Dramen neuerer hebräischer Dichter besprochen. — Ebenda im Februarheft S. 131 ff. lieferte er einen Beitrag zur Geschichte der marokkanischen Juden nach Berichten eines hebräischen Reisewerkes Massa ba 'arab von S. Romanulli; ebenda im Juniheft wird über seine Ausgabe von Joseph ha Kohen's Geschichte der Judenverfolgungen berichtet. Gestorben ist L. 1871.

Biographie und Schriftenverzeichniß s. bei Fürst, Der Orient, 1849, S. 632—635. Bibliotheca Judaica, Bd. II. 1863, S. 234, 235, wo aber die zuletzt hier angeführten Sachen fehlen und außerdem noch hinzuzufügen sind: Ein Blatt Geschichte aus d. biblischen Morgenlande, Leipz. 1871. Michtewe bene Kedem, Hebräisch-deutscher Briefsteller, Wien 1866. Kinnor we Uggab, Hebräische Gedichte, Wien. Afrot Sahab, Gedichte von Schiller und Byron ins Hebräische übertragen, Wien 1852. Letteris und Busch, Centralorgan für Cultur, Geschichte und Litteratur der Juden, Jahrg. 1848, Wien.

Siegfried.

Lettersnyder: Heinrich L. (Hendrick die L.), Buchdrucker zu Delft und Antwerpen im 15. Jahrhundert. Weder das Geburts- noch Todesjahr, noch auch der äußere Lebensgang dieses Druckers, dessen niederdeutscher Name dem der oberdeutschen Jheronimus Formschneider zu Nürnberg (1534—37: Goedeke, Gr., I. 124. Thesaur. libell. 103) und Wolfgang Formschneider, gleichfalls zu Nürnberg um dieselbe Zeit (Goedeke, I. 346) entspricht, sind überliefert. Da er sich in seinen Erzeugnissen auch als Heinrich von Rotterdam bezeichnet, so war wol diese Stadt seine Heimath und ebenso scheint er als „Henric van Rotterdamme Littersnyder“ mit der Kunst des Formschneidens sich beschäftigt zu haben. In Delft veröffentlichte er zwischen den J. 1480 und 1490 ein Werkchen in Octav unter dem Titel: „Dit zyn commendacien die men voor den siecken leest“, am Ende: „Gheprent in Delff in Hollant bi die Nieu Kerc bi mi Henric Lettersnyder“. Nach du Puy de Montbrun, Recherches, p. 62, werden die Matrizen, welche zum Gusse der Buchstaben dienten, mit denen dieses Buch gedruckt wurde, noch heute in der Sammlung von Enschedé zu Harlem aufbewahrt. Uebrigens verließ L., dem Beispiele seines Delfter Zunftgenossen Eckert van Homburch (Bd. V, S. 614) folgend, bald darauf diese Stadt und siedelte nach Antwerpen über, wo gegen den Schluß des Jahrhunderts vier zum Theil undatirte Drucke aus seiner Officin hervorgingen. Diese sind: zwei holländische Gedichte des Jakob van Maerlant „Tboeck van den Houte“ o. J. 8⁰ und „Wapene Martyn“, 1496, 8⁰, ferner: „Boecxken van den vyfthien bittere tekenen“, o. J. 4⁰ mit Holzschnitten und „Die gulden letanie van den leven ende passie . . . Jhesu Xpi“ o. O., J. und Drucker, aber hergestellt mit den Charakteren, welche zum Drucke der vorigen Werke gedient hatten. Seine Officin „Hantwerpen“ befand sich 1496 „in die Camerstraet, naest den gulden eenhorn“, demnach in nächster Nähe des durch den Drucker Eckert van Homburch besessenen Hauses. Ueber einen anderen Antwerpener Drucker „Jan L.“ (auch de L.), der um das J. 1524 seine Officin „by die Wilde Zee“ hatte, vgl. Bibliophile belge, 1875, 262—63 und 1876, 214—15 und einen „Ameet Tavernier Lettersteke“, ebendaselbst um 1565, Bulletin du Bibliophile belge, 1850, 257.

Van d. Meersch, Recherches, I. 132—133. Van Wyn, Historische en letterkundige Avondstonden, I. 297. Catal. de J. Koning, II. 13. 16. Le Bibliophile belge, 1866, 215. J. Franck.

Lettou: Johannes (John) L., deutscher Drucker zu London im 15. Jahrhundert. Seiner Heimath nach ein Belgier, war er zuerst einer der Gehülfen William Caxton's in dessen Officin und später selbständiger Drucker. Es ist erforderlich, vorerst Caxton einige Worte zu widmen, nicht blos weil die Druckerei desselben ausschließlich Deutschen zur Leitung und Oberaufsicht anvertraut war, sondern auch nach seinem Tode als Eigenthum eines dieser Gehülfen fortgeführt wurde, dann auch, weil Caxton nach den bisherigen Annahmen auch zu Köln die Buchdruckerkunst betrieben haben soll. Der Vater der englischen Typographie, W. Caxton, ein Londoner Bürger und Kaufmann, geb. 1412 zu Weald in Kent, † zu Ende des J. 1491 zu London, war wegen Handelstractate zwischen England und Burgund von Eduard IV. als einer der Abgeordneten nach Brügge gesendet worden. Hier, sowie in Niederdeutschland, lebte er als Geschäftsmann und Agent (Resident, etwa Consul) 35 Jahre. Während dieser Zeit beschäftigte er sich auch mit litterarischen Arbeiten, begann 1469 die Uebersetzung des Werkes des Hofcaplans Raoul le Fèvres: Recueil des histoires de Troyes ins Englische, und da diese Uebersetzung großen Beifall fand, so faßte er den Entschluß, sie durch den Druck vervielfältigen zu lassen. Die Schlußschrift dieser Uebersetzung aber lautet: „Therfor i have practysed et

lerned at my grote charge and dispense this book in printe afte the maner et forme as ye may here see, and is not wreton with penne and ynke as other bokes ben, to thende that every man may have attones, ffor all the books of this story, thus emprynted as ye here see were begonne in oon day, and also fynyshid in oon day". Caxton beendigte diese Uebersetzung den 19. Sept. 1471 zu Köln und in den J. 1473—75 erschien als erstes englisch gedrucktes Buch: „The recuyell of the historyes of Troy", 351 Folioseiten. Weil aber diese Schlußschrift zu Köln geschrieben wurde, so nahm man bis in die neueste Zeit ohne weitere Prüfung an, daß das Buch auch daselbst gedruckt und zwar der Presse des Ulrich Zell entstammt sei. Allein eingehende exacte Forschungen neuerer englischer Bibliographen (vgl. die unten angeführten Quellen) haben aus inneren und äußeren Merkmalen mit den überzeugendsten Gründen dargethan, daß es, wie auch noch weitere sieben Drucke, aus der Officin des Colard Mansion (vgl. den Art.) zu Brügge hervorgegangen ist; denn die bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten, welche die gedruckten Erzeugnisse des letzteren so sehr kennzeichnen, können auch in den sämmtlichen Caxton'schen Drucken des Festlandes verfolgt werden. Zu dieser falschen Annahme glaubte man sich auch deshalb berechtigt, weil man (Madden, Lettres d'un bibliographe, Paris 1875, IV. 232) seine durch in einander verschlungene Buchstaben mit Ziffern gebildete Devise: S. W. 74. C. C. in die Worte auflösen zu können meinte: William Caxton. 1474. Sancta Colonia. Ein weiterer, angeblich zu Köln hergestellter und datirter Druck, von dem bis jetzt jedoch kein einziges Exemplar aufgefunden wurde, ist: Bartholomeus de Proprietatibus rerum", dessen Existenz der Gehülfe und Nachfolger des Caxton, Wynkin de Worde, in den Worten bezeugt (Herbert a. a. O. I. 2. 4. 199):

„And also of your charyte call to remembraunce
The soule of William Caxton first printer of this boke
In laten tonge at Coleyn hyself to auaūce
That euery well disposyd man may thereon loke".

Doch müssen wir, wendet zur Entkräftigung dieses Zeugnisses Blades, S. 66 mit Recht ein, bedenken, daß W. de Worde damals noch allzu jung war, um irgend welche persönliche Kenntniß von Caxton's frühesten Arbeiten zu haben; vielmehr haben wir diesen Bericht nicht als einen mit Bedacht und zu dem Zweck gemachten anzusehen, der Nachwelt etwas über seinen früheren Prinzipal mitzutheilen. Während des Druckes seiner erwähnten Uebersetzung aber scheint Caxton an der Ausübung der Buchdruckerkunst selbst Gefallen gefunden und dieselbe wenigstens im Allgemeinen kennen gelernt zu haben. Denn, als er endlich nach langer Abwesenheit in sein Vaterland zurückkehrte, führte er nicht nur die Einrichtung einer typographischen Officin mit sich, sondern was wichtiger war, es begleiteten ihn als technische Arbeiter und Gehülfen mehrere deutsche Drucker, zu denen Johannes L., Wilhelm von Mecheln und Wynkin von Worde und wahrscheinlich auch William Copland, sowie Petrus Treviris u. a. m. gehörten. Die Anzahl der durch dieses deutsche Personal hergestellten Druckwerke beläuft sich auf 94, wovon er sieben zu Brügge hatte ausführen lassen. Denn Caxton selbst beschäftigte sich als praktischer Engländer mehr mit dem merkantilen Theil seines Geschäftes, auf tüchtigen Absatz seiner Bücher und raschen Gewinn bedacht, den technischen Theil der Arbeit aber seinen Gehülfen überlassend. Eine facsimilirte Probe aus seinen „Canterbury Tales", sowie eine Randleiste aus einem Gebetbuche des J. 1490 (The fifteen O's), aus welch letzterer zu ersehen, wie roh und unpassend seine Randverzierungen noch beschaffen waren, finden sich bei Faulmann, S. 209. Seine Originaldrucke aber zählen zu den größten Seltenheiten, befinden sich meistens in englischen Händen und werden zu den

theuersten Preisen erstanden: für ein obendrein defektes Exemplar von The hystories of Troy wurden (Kölnische Zeitung, 1826, Nr. 63) in der Bücherversteigerung des Herzogs von Roxburgh 1060 Pfd. Sterling 10 Sch. (über 21000 Mark) gezahlt. Am 30. Juni 1877 wurde zur Feier des 400jährigen Jahrestags der Einführung der Buchdruckerkunst in England eine Ausstellung seltener Drucke in London eröffnet, deren Kern die Caxton'schen Werke bildeten und deren Zahl d. h. Exemplare auf 159 sich belief, welche von der Königin Victoria, dem Earl Spencer, dem Herzog von Devonshire u. a. hergeliehen waren. Es ist zu bedauern, daß wir über die äußeren Verhältnisse der Gehülfen, welche diese Werke druckten, so gut wie gar keine Nachrichten haben und daß selbst die bewährtesten englischen Forscher hierüber nur sehr wenig zu sagen wissen. Was zunächst L. betrifft, so war er von Geburt ein Niederländer und sehr wahrscheinlich aus Brügge selbst gebürtig, war aber nur bis zum J. 1479 oder 1480 in der Werkstätte Caxtons beschäftigt und druckte dann 1480—81 selbstständig zu London. In dieser Eigenschaft veröffentlichte er 1480 die zwei Bücher „Antonii Andreae Questiones super XII libros Metaphysicae", Fol., und 1481: „Jacobi (Perez) de Valentia Expositiones Psalmorum XL", Fol., beide auf Kosten des Wilhelm Wilcock. Hierauf verband er sich mit seinem Landsmann Wilhelm von Mecheln (W. de Machlinia) und beide ließen bis 1483 erscheinen des Thomas Lyttleton „Tenures" (Statuta legum lingua veteri normannica) und dasselbe Buch nochmals, wobei die Statuta alphabetisch geordnet wurden, beide in Folio, Wilhelm aber für sich allein veranstaltete eine neue Ausgabe dieses vielbegehrten Buches, sowie eine „Expositio orationis Dominice et monita ex Isidoro", 4°. Beide Drucker unterzeichneten „in Ciuitate Londoniarum iuxta ecclesiam omnium sanctorum", dann Wilhelm für sich „iuxta pontem qui vulgariter dicitur Flete brigge"; als sein Verleger erscheint der deutsche Buchhändler Brankenberg „mercator". Beide aber wurden weit überflügelt von einem dritten Gehülfen Caxtons, Wynkin de Worde, als dessen Heimath von einigen Lothringen, von anderen Worth in Belgien genannt wird, und ebenso ungewiß ist, welches sein eigentlicher Name gewesen sei, denn wie Caxton's Namen bald als Caxton, Caxston, Caston und Caxon erscheint, so der des Wynkin de Worde in 14 verschiedenen Variationen, unter denen jedoch der erste sowie in lateinischen Drucken Wynandus de Worde und Winandus Wordensis die häufigsten sind. Er war der ausgezeichnetste unter den deutschen Mitarbeitern Caxtons und verdient als einer der bedeutendsten Typographen seiner Zeit geschätzt zu werden. Wann er aber in die Dienste Caxton's trat, ist unbekannt, wahrscheinlich geschah es schon in frühem Alter, da er 1535 noch lebte und kam zugleich mit Caxton nach England. Nach dem Ableben des letzteren gelangte er in den Besitz von dessen Officin, nachdem er bis dahin sein Gehülfe geblieben war. Sogleich nach demselben vollendete er noch drei von diesem begonnenen Werke, worunter die „Canterbury Tales", setzte aber vor 1494 nicht seinen eigenen Namen unter seine Bücher. Auch in seines verstorbenen Meisters Wohnung verblieb er noch über sechs Jahre, bis er seine Druckerei nach Fleetstreet, noch gegenwärtig der Mittelpunkt der Londoner Druckindustrie, in ein Haus der Parochie St. Bride, geschildet „Zur Sonne" (the signe of the sonne) verlegte und in einem Drucke von 1509, wo er sich auch „Bibliopola" nennt, bezeichnet er seine Wohnung noch näher „Fleete strete vel in cimisterio sancti Pauli, ad intersignium divae Mariae pietatis". Wie er als Drucker seinen Meister bedeutend übertraf, so war er wahrscheinlich auch Schriftgießer, denn seine Typen sind ganz verschieden von den bis dahin verwendeten und zeichnen sich durch Schönheit des Gusses und vorzügliche Zurichtung aus. Sein Druckerzeichen besteht aus einer Verbindung des Monogramms Caxton's mit dem eigenen Namen.

Die Anzahl der Werke, welche aus seiner Presse hervorging, beläuft sich auf 410 und unter diesen ist eines der schönsten das Polychronicon in Folio aus dem J. 1495. Zu erwähnen ist auch sein Druck „The grote shyppe of fooles of this worlde“, 1517, 4°, worin gesagt wird, daß der Buchhändler „Henricum Watson, requirente magistro suo W. de W. et exhortante Margaretha, Henrici VIII. parentis, librum hunc per Jac. Locher ex germanico in latinum, et ex latino in gallicum versum, ex gallico in prosam anglicanam traduxisse“; vgl. auch C. Schmidt, Hist. littér. de l'Alsace, II. 344—45. Sein letzter Druck war der „Esop“ aus dem J. 1535. Auch Wilhelm Copland blieb noch einige Zeit nach dem Tode des Caxton in Wynkin's Diensten und auch er sagt in seinem Prologe zum „Kynge Apolyne of Thyre“ von seinem ehemaligen Principale „mein Meister Caxton“. Ein Bruder oder Verwandter desselben scheint Robert Copland gewesen zu sein, der mehrere Werke aus dem Französischen ins Englische übersetzte und von 1510—30 auch als Buchhändler erscheint; in dem soeben erwähnten Buche Kynge Apolyne of Thyre 1510 nennt er sich „interpres ex gallico Robertus Coplandus, tunc temporis Winandi de Worde in arte typogr. discipulus“ und in einem solchen von 1515 unterzeichnet er sich „in Flete strete, at the signe of the rose garland“. Peter Treviris (Trier) endlich erscheint als selbständiger Drucker in den J. 1514—30 „in suburbio Londoniensi vulgariter Southwarke nuncupato“. Ein anderer Gehülfe Caxton's war Richard Pynson aus der Normandie, der 1493—1531 215 Werke veröffentlichte und von Heinrich VII. zum Hofbuchdrucker ernannt wurde. Auch er spricht höchst achtungsvoll von Caxton als seinem ehrwürdigen Meister, gebrauchte auch dessen Devise in seinen Büchern; sein Verleger war im J. 1499 ein Deutscher, der Buchhändler Friedrich Egmondt. Das Bildniß Caxton's findet sich bei Herbert, I. XCIV, das des L. nebst Drucken I. 111—112, des Mechlin 112 bis 116, des Wynkin I. 117—237 und das Druckerzeichen des Peter Treviris aus dem J. 1526 III. 1441.

W. Blades, Biography and Typography of W. Caxton, Lond. 1882, 8° und dessen How to tell a Caxton, ibid. 1870, 12° mit der Devise Caxton's und Schriftproben. W. Herbert, Typographical antiquities, Lond. 1785 bis 1819, 4 Thle., 4°. Le Bibliophile belge V. (1848) p. 214, 217--94. Caxton Celebration, 1877, Lond. 1877. Lorck, Gesch. der Buchdruckerkunst, I. 71—73, 258—59. Faulmann, Illustr. Geschichte der Buchdruckerkunst, S. 183—84. Panzer, A. T., I. 507. IV. 347. 496. J. Franck.

Letzner: Johann L., der am meisten genannte, wenn auch heute nicht von vielen gekannte Chronist der braunschweig-lüneburgischen Lande aus dem 16. Jahrhundert, † als emeritirter Pastor am 16. Febr. a. St. 1613, war am 29. Novbr. 1531 zu Hardegsen im Fürstenthum Göttingen geboren. Er besuchte die Schule in Göttingen, die Universität in Wittenberg, wurde 1552 Lehrer in Hardegsen, 1553 Pfarrer in Parensen in demselben Fürstenthum, darnach zweiter Prediger oder Kaplan in Münden, 1564 Pastor zu Holtensen (Langenholtensen) bei Northeim, 1583 zu Lüthorst. 1589 wurde er zur wolfenbüttelschen Pfarre Dettheim vocirt, nahm aber statt derselben die Berufung des Herzogs Philipp d. J. von Grubenhagen nach Iber an, wo er 20 Jahre als Pfarrer blieb. 1610 legte er die Stelle nieder und lebte, immer noch rüstig, noch zwei Jahre in Strothagen, einem zu Iber gehörigen Filiale. Er gehörte der damaligen streng lutherischen Richtung an, die in den braunschweigischen Landen herrschte; das erhellt aus erhaltenen Correspondenzen mit seiner Mutterschwester Sohne, dem bekannten Consistorialrathe Dr. Heinrich Patreus. Auch mit dem mansfeldischen Theologen und Chronisten Cyriacus Spangenberg, dessen Vater, der Mansfelder Generalsuperintendent Johannes Spangenberg, aus Har-

deßen stammte, war ihm nahe verwandt. L. schrieb seine historischen Werke mit Unterstützung und zum Theil im Auftrage der welfischen Herzoge; eigentlich war es eine große Arbeit, die er vorhatte und in acht Büchern vollendete: „Die Braunschweig-Lüneburg-Göttingensche Chronik“, die aber nie vollständig gedruckt ist. Theile derselben hat er schon vor Vollendung des Ganzen in allerlei Specialchroniken („Die Dassel'sche Chronik“, „Pöhlder Chronik“ ꝛc.) verarbeitet und herausgegeben, andere handschriftlich verbreitet; später ist die Rehtmeier'sche große Chronik auf seinem Werke aufgebaut, zum Theil geradezu aus demselben. Den „Fasciculus Temporum“ vollendete er erst 1612. Ein fast vollständiges Verzeichniß seiner Werke hat Rehtmeier, Br.-Düneb. Chron., Vorrede, geliefert. Letzterer war ein äußerst fleißiger Sammler und Arbeiter, aber kritiklos nach der Weise jener Zeit. So hat er viel im Original jetzt Verlorenes erhalten und hat dafür selbst bei Leibniz Anerkennung gefunden, im übrigen nahm er gläubig, was er fand oder ihm geboten wurde, selbst die gröbsten Erfindungen. Er selbst erfand nicht, für seine eigene Zeit ist er ein treuer Berichter.

Annalen der Braunsch.-Lüneb. Churlande, IV. (1790), S. 500. May, in der Ztschr. des histor. Vereins für Niedersachsen, 1863, S. 347 ff. Vgl. Bodemann, Handschriften der königlichen Bibliothek zu Hannover.

Krause.

Leu: Joseph Burkard L., katholischer Theologe, geb. zu Schongau im Kanton Luzern am 30. März 1808, † zu Luzern am 22. Januar 1865. Nachdem er die Gymnasialstudien zu Luzern absolvirt hatte, studirte er, durch ein Staatsstipendium unterstützt, 1828—31 zu Tübingen Theologie und ging dann in Folge einer Weisung der Luzerner Regierung behufs weiterer philosophischer und philologischer Ausbildung (mit Bernhard Meyer, dem späteren Staatsschreiber von Luzern und österreichischen Ministerialrath) nach Berlin, wo er auch Neander und Schleiermacher hörte. 1833 wurde er zum Priester geweiht und von der Luzerner Regierung zum Professor der Dogmatik und Apologetik an der theologischen Lehranstalt zu Luzern ernannt, 1840 auch zum Chorherrn an dem Stift St. Leodegar im Hof. Entschieden gläubig und katholisch, dabei aber liberal gesinnt, wirkte er gegen die beabsichtigte Berufung der Jesuiten nach Luzern. Er veröffentlichte 1840 „Beitrag zur Würdigung des Jesuiten-Ordens. Nebst einer noch ungedruckten Geschichte und Beurtheilung der Jesuiten von Dr. Joh. Adam Möhler“ (aus dessen Collegienheft vom J. 1831). Er war auch seit 1844 ein fleißiger Mitarbeiter an dem „Luzerner Volksblatt“; von der von J. A. Fischer herausgegebenen Kirchenzeitung hatte er sich wegen ihrer radicalen Tendenz bald zurückgezogen. — Nach der Berufung der Jesuiten wurde L. von der Regierung als Professor entlassen, 1846 aber zum Mitgliede des kantonalen Erziehungsrathes gewählt; er gehörte diesem, anfangs als das einzige liberale Mitglied, bis zu seinem Tode an, in den letzten Jahren als Vicepräsident. Nach der Vertreibung der Jesuiten wurde er 1848 als Professor, jetzt für Kirchengeschichte reactivirt, und bekleidete dieses Lehramt bis zu seinem Tode; von 1853 an hielt er auch die Religionsvorträge am Lyceum. 1857 wurde er infulirter Propst des Stiftes im Hof. Er war auch nichtresidirender Domherr des Bisthums Basel; bei den Bischofswahlen im J. 1854 und 1863 stand er auf der Candidatenliste. Im J. 1848 veröffentlichte L. unter dem Namen „Joseph Imhof“ die Broschüre „Die Jesuiten in Luzern, wie sie kamen, wirkten und gingen“, 1853 „Papst Clemens XIV. und die Jesuiten“ (Auszug aus dem größeren Werke von A. Theiner) und „Warnung vor Neuerungen und Uebertreibungen in der katholischen Kirche Deutschlands“. Diese letztere sehr interessante Broschüre wurde alsbald (14. Febr. 1854) in Rom auf den Index gesetzt und L. unterwarf sich diesem Urtheil. 1861 erschien „Luquet (päpstlicher

Nuncius in Luzern im J. 1848) über die kirchlichen Zustände in der Schweiz in seiner Zuschrift an Pius IX. Aus dem Französischen übersetzt von J. B. L." Außer diesen kleineren Schriften hat L. noch zwei größere wissenschaftliche Werke geschrieben: „Allgemeine Theologie, enthaltend die theologische Encyklopädie und Apologetik", 1848, und „Lehrbuch der speciellen katholischen Dogmatik", 1864, ferner „Gieb Rechenschaft von deinem Glauben. Religionsvorträge für Studirende an Lyceen und oberen Gymnasien und jeden gebildeten Christen", 1855 und zwei Bände Predigten, 1865. L. war einer der gebildetsten und ehrenwerthesten katholischen Geistlichen, welche die Schweiz in diesem Jahrhundert gehabt, und als Lehrer der Theologie hat er sich ein dankbares Andenken vieler Schüler gesichert. — Der in Möhler's „Gesammelten Schriften", II. 253, abgedruckte Brief „An einen jungen schweizerischen Theologen" (über die Verhältnisse und Zustände der katholischen Schweiz, vom Jahre 1836) ist an L. gerichtet.

Nekrolog im Luzerner Tageblatt, 1865, Nr. 25, 27—32. Blätter der Erinnerung an J. B. Leu aus der Trauerfeier der Studirenden, 1865.

Reusch.

Leu: Hans Jacob L., Bürgermeister in Zürich, geb. am 26. Januar 1689, † am 10. Novbr. 1768. — Aus einer zur Reformationszeit in Zürich angesiedelten Familie stammend, Sohn des gleichnamigen Rathsherrn daselbst, trat L. nach erhaltener gründlicher Vorbildung am Carolinum in Zürich unter Scheuchzer, auf der Universität Marburg (1707—8) und auf Reisen durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich, 1709 in den zürcherischen Staatsdienst. Sowol durch langjährige Wirksamkeit in demselben, als durch wissenschaftliche und schriftstellerische Leistungen auf dem Gebiete des Rechtes und der Geschichte erwarb er sich um Zürich und um die Schweiz mannigfaches, hervorragendes Verdienst. In den Staatsämtern stieg er, nach 26 Jahren theils freiwilligen theils amtlichen Dienstes in den Kanzleistellen, 1735 zum Amte des Landvogts in Kyburg, 1744 zum Mitgliede des Rathes, 1749 zum Seckelmeister und 1759 zur obersten Würde des Bürgermeisters empor. Mancherlei diplomatische Missionen, 1713 an den schwäbischen Kreistag, 1717 nach Württemberg, betreffend nachbarliche Verhältnisse, 1717 auch an den Hof von Turin, wo er im Namen von Zürich und Bern für Genf aufzutreten hatte, Abfassung von Staatsschriften (1716 betreffend das zürcherische Postwesen) und zahlreiche Verhandlungen über die Angelegenheiten des Toggenburg (1718, 1751—52 u. 1759), welche die Schweiz vielfach bewegten, nahmen L. in dieser Laufbahn in Anspruch. Insbesondere aber hatte er, noch als untergeordneter Kanzleibeamter, hervorragenden Antheil an den Codificationsarbeiten, die man in Zürich 1715 bis 1719 vornahm, so daß ein besonderer Theil derselben, die Satz- und Ordnungen des Ehegerichtes von 1719, ihm zur Auszeichnung, mit seinem als des Verfassers Namen bezeichnet wurde. Später wandte L. in Verbindung mit seinem jüngern Rathscollegen und nachmaligen Nachfolger im Bürgermeisteramte, Joh. Konrad Heidegger (s. Bd. XI. S. 297 ff.), vorzüglich den Finanz- und Münzangelegenheiten seine Fürsorge zu, woraus u. a. 1754 die Errichtung der obrigkeitlichen „Zinscommission", eines Geldverwaltungsinstitutes, hervorging, welches nach damaliger Uebung, mit dem Privatnamen des Vorstehers: Leu & Cie. bezeichnet wurde und unter diesem Namen, wenn auch in ganz veränderter Stellung, in Zürich heute noch fortbesteht. Dieser amtlichen Thätigkeit von L. ging aber von frühester Zeit an eine nicht weniger umfangreiche gelehrte und Sammler-Thätigkeit zur Seite, in welcher er theils eine gewaltige Menge von Materialien aller Art zum heimischen Rechte und zur Geschichte Zürichs und der Schweiz zusammentrug und eine höchst reichhaltige Bibliothek gedruckter und

handschriftlicher Werke zusammenbrachte, theils die Ergebnisse seiner Forschungen in schriftstellerischen Arbeiten niederlegte. Vom Beispiele zürcherischer Gelehrter und Geschichtskundiger, wie J. Hch. Rahn, J. Baptist Ott, J. J. Scheuchzer u. A. und des 1706 in Basel besuchten Historikers J. J. Hofmann (s. Bd. XII. S. 630 ff.) angeregt, begann L. schon 1707 sich mit dem Gedanken eines Werkes über die Schweiz nach dem Muster von Hofmann's Lexicon universale zu tragen, besorgte seit 1708—45, fast ununterbrochen, unter dem versteckten Namen Genealog JophILus, die Redaction eines in Zürich alljährlich erscheinenden kurzen europäischen Staatskalenders, der den Titel führte: „Durchläuchtiger Weltbegriff oder kurze Vorstellung der vordersten Regenten“ u. s. f. und ließ diesem, meist unter jenem gleichen Verfassersnamen, ähnliche Verzeichnisse der Regenten Frankreichs (1721, 1723), Deutschlands (1723, 1724) — beide mit Fortsetzung 1726 — der Eidgenossenschaft (1726, 1728, 1744, 1755) und Italiens (1744) folgen. Gleichzeitig aber wandte er sich größeren auf schweizerisches Staatsrecht, Recht und Geschichte bezüglichen Arbeiten zu, gestützt auf die Kenntnisse, die ihm ein ausgebreiteter brieflicher Verkehr mit Bekannten und Mitarbeitern in den verschiedenen Theilen der Schweiz verschaffte. 1722, vermehrt und verbessert 1735, erschien in Zürich seine, mit Anmerkungen und Fortsetzungen begleitete Ausgabe von Josias Simmler's Werke: „De republica Helvetiorum“ (1576), nach der deutschen Uebersetzung von 1645, unter dem Titel: „Von dem Regimente der löblichen Eidgenossenschaft zwei Bücher u. s. f. Von Josia Simlero. Erläutert und fortgesetzt von Hans Jakob L.“ Die Ausgabe von 1735 — die letzte von den ungefähr 30 Ausgaben, die Simmler's Buch erlebte — bildet noch jetzt das beste und zuverlässigste Hülfsmittel zur Kenntniß der politischen Einrichtungen der Schweiz, wie sie bis zur Umwälzung von 1798 bestanden. Dieser Darstellung des öffentlichen Rechts unternahm L. eine ebenso umfassende Darstellung der Privatrechte der Schweiz zur Seite zu geben. Nicht ohne Schwierigkeit und jahrelange Bemühungen gelang es ihm, den größtentheils nur handschriftlich vorhandenen und oft absichtlich der Oeffentlichkeit vorenthaltenen Stoff hierfür zusammen zu bringen, so daß die Arbeit 20 Jahre in Anspruch nahm. Sie erschien unter dem Titel: „Eidgenössisches Stadt- und Landrecht“ in 4 Quartbänden, Zürich, 1. Thl. 1727, 2. Thl. 1728, 3. Thl. 1730, 4. Thl. 1746. Leider beeinträchtigt die gewählte systematische Anlage des Ganzen nach dem Schema eines Gesammt-Rechtsbuches, die Brauchbarkeit dieses Werkes bewundernswerthen Fleißes sehr, da sie die in sich zusammenhängenden Rechtsordnungen kantonalen oder landschaftlichen Charakters zum Behufe der Einreihung ihrer Bestandtheile unter die einzelnen Titel jenes Schema zersplittert und zudem jeden derselben mit einem ganzen Apparate naturrechtlicher, theologischer, kanonistischer Erörterungen und juristischer Controversen begleitet. Das großartigste und heute noch dem schweizerischen Geschichtsforscher unentbehrliche Werk von L. aber ist sein auf eigene Kosten im Laufe von 18 Jahren in 20 Quartbänden publicirtes: „Allgemeines helvetisches, eidgenössisches oder schweizerisches Lexikon“, Zürich 1747—65; in Form eines Wörterbuches eine geographische, topographische, naturhistorische, politische und geschichtliche, auch litterargeschichtliche Encyklopädie zur Kenntniß der Schweiz; ein Werk, dessen planmäßige volle Durchführung gegenüber zahlreichen Hemmnissen verschiedenster Art, die L. dabei entgegentraten, ihm zum bleibenden Ruhm gereicht. Natürlich, daß L. der Mithülfe treuer Freunde und Mitarbeiter in den verschiedenen Theilen der Schweiz bedurfte, deren Namen großentheils durch seine Correspondenzen bekannt sind. Unter denselben stand auch sein 1714 geborener einziger Sohn, Rathsherr Johannes L., mit welchem 1782 das Geschlecht erlosch. Aus des Sohnes Nachlaß gelangte die reiche Manuscriptsamm-

lung beider Männer (über 300 Bände) an die Stadtbibliothek Zürich. — Eine Fortsetzung des Lexikons („Supplement zu L. Lex.") lieferte 1786—1795 in 6 Quartbänden J. J. Holzhalb in Zürich.

Allgem. helvet. Lexikon, XII. S. 88 ff., Zürich 1757. — S. Vögelin, Gesch. der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich, 1848, S. 86 ff. — Neujahrsblatt des Waisenhauses in Zürich für 1862 (J. J. Leu. Von Friedr. Sal. Ott). — Katalog der Stadtbibliothek in Zürich, 3. Bd. 1864.

G. v. Wyß.

Leu: Joseph L., schweizerischer Politiker, geb. am 1. Juni 1800, † in der Nacht vom 19. zum 20. Juli 1845. — Wie Leu's Gesinnungsgenosse, sein Biograph Const. Siegwart-Müller (s. den Art.), in dem sehr einläßlichen Werke „Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der schweizerischen Eidgenossenschaft" (Altdorf 1863) seinen Helden charakterisirt, so ist L. wirklich voran als „katholischer Demokrat" zu bezeichnen. Er ist ohne Zweifel der hervorragendste unter den bäuerlichen Politikern der Schweiz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, welche voran aus dem Willen heraus ihre Maßnahme für politisches Handeln schöpften, daß „für die Freiheit, christlich und katholisch und zwar römisch-katholisch denken, sprechen und leben zu dürfen", eingestanden und gekämpft werden müsse, wobei die Frage offen zu lassen ist, in wie weit sie dabei selbstständig gehandelt oder ob andere hinter ihnen stehende Factoren durch sie gewirkt haben. In ihrer Bekämpfung von Einrichtungen, welche als aristokratisch oder als antikatholisch anrüchig waren, sind L. — nur daß dieser unvergleichlich höher steht — noch andere Demagogen aus der Uebergangszeit von der Epoche der Restauration zu derjenigen der Regeneration in den katholischen und confessionell gemischten Kantonen ähnlich gewesen, so etwa der „Schwanenwirth von Merenschwand", Heinr. Fischer, welcher am 6. December 1830 als „General" der Landstürmer aus dem katholischen Aargau, voran aus seiner Heimath, den Freien Aemtern, den Weg nach der Hauptstadt Aarau sich öffnete. Aber in keinem dieser Führer ist der Gedanke der Verbindung von Katholicismus und Volkssouveränetät in der Verfassung so bestimmt hervorgetreten, als eben in dem Luzerner Landmann L. — Aus ganz wohlhabenden bäuerlichen Kreisen hervorgegangen, wohnhaft im Dörfchen Unter-Ebersoll der Kirchgemeinde Hochdorf — unfern der Grenze des Kantons Aargau, drei Stunden nördlich von Luzern — hatte L. nur den sehr einfachen Unterricht der Dorfschule gewonnen. Schon sein erstmaliges Hervortreten, noch in der Restaurationszeit kurz vor 1830 — er läutete an einem durch den Staat aufgehobenen Feiertage gegen die Verwahrung des Meßners in der Kirche von Hochdorf und erreichte so die Herstellung der Frühmesse — ist bezeichnend für seine spätere Haltung. So stellte sich L. im Bewegungsjahre 1830 gegen die schon erschütterte städtische Aristokratie an die Spitze der streng kirchlich gesinnten Bauernschaft, nach ernster Berathung und Selbstprüfung im Gebet, wie einer seiner geistlichen Freunde erzählt, „um wo möglich dem Sturme eine Lenkung zum Guten — für Gott und Vaterland — zu geben"; im December des Jahres wurde er in den Verfassungsrath gewählt. Aber die Ende Januar 1831 in der Volksabstimmung vorgenommene neue repräsentativ-demokratische Verfassung entsprach nicht den von ihm gehegten Wünschen, und die auf Grund dieser Constitution bestellte Regierung repräsentirte den Sieg des anderen Flügels der Träger der Bewegung, denjenigen des Liberalismus. Demgemäß stand L. jetzt zehn Jahre hindurch in den ersten Reihen der Opposition, voran gegen die kirchliche Politik der Regierung (vgl. Bd. VIII. S. 161 u. 162), und da erwarb sich „Vater L." jene bald über die kantonalen Grenzen hinaus gehende Popularität. Mochte er auch oft infolge seiner geringen Bildung — er schrieb nicht orthographisch — sich Blößen

geben, auch principielle Gegner achteten in ihm „den gescheiten Bauern, den im Verkehr redlichen, in seinem Wandel moralischen Mann". Allerdings war er dabei nicht ganz consequent; denn als er 1832 wegen seines Widerstandes gegen das die Verfassungen garantirende Concordat der sieben Kantone gemaßregelt worden war, nahm er drei Jahre nach dieser Ausstoßung aus dem Großen Rathe dennoch, obschon das System unverändert das gleiche geblieben, eine Neuwahl seines Wahlkreises Hochdorf an. Indessen weckte nun der Sturz der dem Concordate entsprechenden kantonalen Regierung zu Zürich, am 6. Sept. 1839, in L. neue Hoffnungen, und schon am 20. November kam er im Großen Rathe mit dem Antrage hervor, daß Luzern von dem Concordate und den die kirchlichen Rechte betreffenden Badener Artikeln zurücktrete; aber auch sein weiteres Programm entwickelte er da schon, besonders Aufhebung des staatlichen Placets, Abschluß eines Concordates mit dem apostolischen Stuhle, Uebertragung der höheren Lehranstalt an die Gesellschaft Jesu, Leitung und Aufsicht des Lehrerseminars und des Landschulwesens durch die kirchlichen Behörden, Wahl der Lehrer durch die Gemeinden. Allerdings wies der Große Rath diese Forderungen der durch L. sprechenden Partei noch bestimmt ab; doch nun begann eine neue, um so eifrigere Agitation im Volke, zuerst um durch eine Petition die verfassungsgemäß erst für 1841 mögliche Revision der Verfassung zu beschleunigen, dann aber mit November 1840, und zwar durch L. selbst, die Berufung Gleichgesinnter in die Mitte des Kantons nach Ruswil, zur Feststellung der Revisionspunkte. Mit überwältigender Mehrheit wurde vom Volke Anfang 1841 die Revision beschlossen, und in dem neuen Verfassungsrathe hatten L. und seine Freunde nur noch vier Stimmen aus früherer Mehrheit, die gänzlich niedergeworfen war, in der Opposition sich gegenüber. Am 1. Mai wurde die neue Verfassung angenommen, der Triumph der ländlichen über die städtischen Kreise, der Entscheid für die kirchlichen gegenüber den staatlichen Gliederungen; von dem, was L. schon 1839 betont hatte, fehlte einzig noch die Berufung der Jesuiten. Als jetzt auf Grundlage der neuen Constitution — begleitet von einem Schreiben des neugewählten Regierungsrathes Kopp (vgl. Bd. XVI. S. 687), wurde dieselbe an Papst Gregor XVI. überschickt — die Behörden neu bestellt wurden, hatte L. das sehr richtige Gefühl, alle Ernennungen zu höheren Beamtungen abzulehnen, sodaß er einzig in den Erziehungsrath als Mitglied eintrat, um in seiner einfachen ländlichen Sphäre zu bleiben. Als geistiger Führer der Landbevölkerung vermochte er so am unmittelbarsten sein Werk auszubauen. Vorzüglich setzte er die schon im vergangenen Jahrzehnt in das Leben geführte Gebetsvereinigung, im weiteren Streben nach einer Zusammenfassung der katholischen Kräfte, unter Anschluß an das am 5. Novbr. 1840 zur Abfassung der Ruswiler Erklärung bestellte Centralcomité, eifrig fort, indem er im April 1842 eine „Bruderschaft zur Bewahrung und Belebung des Glaubens" — den sogen. Ruswiler Verein —, mit der Aufgabe alljährlicher Versammlung, stiftete. Aber in erster Linie hielt L., indem er da im Erziehungsrath seinen ganzen Einfluß einsetzte, die Wiedereinführung der Jesuiten, welche schon im Herbst 1841 zu Hochdorf ihre Missionen eröffneten, als Ziel fest, und scheute, zumal er darüber in seiner eigenen Partei lebhafter Abneigung begegnete, vor keiner Anstrengung zurück. Denn nachdem seine Ansicht noch am 9. Septbr. 1842 im Großen Rathe der vom Staatsschreiber B. Meyer (s. den Art.) verfochtenen Auffassung des Regierungsrathes unterlegen, der Antrag auf Berufung verworfen war, zeigte sich die Regierung von da ab matt, vornehmlich dadurch, daß jetzt auch Schultheiß Siegwart-Müller für die Berufung sich entschied, und im Herbst 1844 war L. selbst eines der zwei Mitglieder des Erziehungsrathes, welche mit dem Provinzial der Gesellschaft Jesu in Freiburg die

Unterhandlung führten, deren Resultat der Große Rath und das Volk von Luzern annahmen. Doch war es nicht weniger auch L., welcher nach diesem Siege auf alles gefaßt, den Antrag einbrachte, den Regierungsrath zu nothwendigen Vorsichtsmaßregeln gegen allenfallsige Ruhestörungen zu ermächtigen. Denn die Spannung im Innern des Kantons war jetzt zum äußersten Maße emporgewachsen, und dieselbe setzte sich nothwendigerweise mit den allgemein schweizerischen Gegensätzen in Verbindung, vorzüglich mit der seit 1841 schwebenden Frage der Aufhebung der Aargauer Klöster, mit welcher sich hinwieder L. schon von Anfang an gleichfalls nahe verbunden hatte (schon im März 1841 hatte er im Großen Rathe die Instruction der Luzerner Gesandtschaft zur Tagsatzung dahin zu gestalten gewünscht, daß, falls Aargau die Klösteraufhebung nicht rückgängig mache, Luzern zur Wiedereinsetzung der Klöster auf dem Wege der Bundesexecution mitwirke). So richtete sich die Auflehnung gegen die luzernische Regierung, wie sie aus der Vetobewegung gegen die Jesuitenberufung — November 1844 — hervorwuchs und am 8. December in einem Aufstande in der Hauptstadt und dem ersten Freischaarenzuge gegen Luzern ihren Ausdruck fand, voran gegen die in L. vertretene Auffassung, wie denn er selbst als Präsident des Ruswiler Vereins der Vetobewegung in einem offenen Briefe sich entgegengestellt hatte. Aber auf das Unterliegen des ersten Versuches folgte nach noch allgemeinerer Agitation aus den radical gestalteten Nachbarkantonen, in offenem Bruche des Landfriedens, am 31. März und 1. April 1845, der zweite Freischaarenzug, welcher zu noch ungleich blutigeren Kämpfen Anlaß gab und viel zahlreichere Gefangene der siegreich gebliebenen Luzerner Regierung zurückließ. Wie L. schon am 8. December einen Zuzug aus seiner Heimath nach Luzern geführt hatte, so war er am 31. März mit 1700 Landstürmern, auf dem Marsche den Rosenkranz mit seiner Schaar laut betend, an der vorzüglich bedrohten Stelle an der Emmenbrücke aufgezogen; als ein unparteiischer Berner, Blösch (vgl. Bd. II. S. 724), der wegen des Loskaufes der Gefangenen zu verhandeln gekommen war, den Wunsch L. gegenüber am 7. April aussprach, daß kein Blut mehr vergossen werde, lehnte L. denselben heftig erregt ab, da das Volk die Rädelsführer der verdienten Strafe nicht entzogen zu sehen wünsche (in der Nacht vom 19. zum 20. Juni rettete sich der gefährdeteste der Luzerner Führer, Dr. med. Steiger, durch die Flucht aus dem Gefängnisse). Auf der anderen Seite bezog Siegwart-Müller gleich nach der zweiten Niederlage der Freischaaren mehr oder weniger deutliche Drohungen von vorne herein auf Gefahren für das Leben dessen, der „die Seele und die Stütze der Regierung von Luzern“ war, und wirklich nur ein Vierteljahr später wurde L., welcher noch wenige Tage vorher seine jährliche Wallfahrt nach Sachseln zum Grabe des Nikolaus v. Flüe vollbracht hatte, in seinem Schlafzimmer erschossen. Ein verkommener Bauer, Theilnehmer am ersten Freischaarenzuge, welcher nach seiner Entdeckung und Verhaftung — am 31. Jan. 1846 erfolgte die Hinrichtung des Geständigen — Rachedurst als Motiv nannte und Aufmunterungen und Geldversprechungen von verschiedenen Seiten empfangen zu haben versicherte, war der Mörder. Wie zu der Stätte eines Martyriums strömte das Volk zur Leiche Leu's zusammen. Jedenfalls war der Luzerner Regierung durch diesen Todesfall die eigentliche im Volke festliegende Wurzel abgeschnitten, zumal für die Vertheidigung des sich allmählig immer bestimmter absondernden Schutzbundes, zu dessen ersten Vorbereitungen, 1842 und 1843, L. auch schon mitgewirkt hatte. — In recht zutreffender Weise verglich Wilh. Vischer den gewaltsamen Tod des Luzerner Demagogen mit der gleichfalls einem Bürgerkriege, wenn auch in längerem Zwischenraume, vorangegangenen nächtlichen Ermordung des athenischen demokratischen Führers Ephialtes (Kleine Schriften, Bd. I. S. 46).

Um Jos. Leu, besonders um den Proceß wegen seines Todes, bildete sich eine ganze kleine Litteratur. Vgl. neben Siegwart-Müller besonders noch zwei panegyrische Lebensabrisse, von den Pfarrern Jos. Ackermann und X. Herzog. Meyer von Knonau.

Leubuscher: Rudolf L., Arzt, geb. 1822, † am 23. October 1861 zu Berlin. Auf der Universität Berlin vorbereitet und dortselbst 1844 (Diss.: De indole hallucinationum in mania religiosa) zum Doctor promovirt, begann er nach Absolvirung des Staatsexamens 1845 seine praktische Thätigkeit als Assistenzarzt an der eben errichteten, unter der Leitung des berühmten Damerow (Bd. IV. S. 716) stehenden Provinzialirrenanstalt zu Halle. 1847 kehrte er nach Berlin zurück und war vorübergehend in der Charité, wie als Leiter eines Choleralazareths thätig; vor allem aber arbeitete er mit seinen Freunden Virchow und Reinhardt emsig auf dem Gebiete der pathologischen Anatomie. Nach des Letzteren frühem Tode sammelte er dessen Arbeiten und gab sie 1852 als „Pathologisch-anatomische Untersuchungen“ heraus. Im October 1848 hatte er sich als Docent an der Universität mit der Habilitationsschrift „Bemerkungen über moral insanity und ähnliche Krankheitszustände“ und dem Probevortrage „Ueber Prodrome der Cholera“ habilitirt. Im folgenden Wintersemester las er über psychische Epidemien und empirische Psychologie. 1850 wurde er Oberarzt des Arbeitshauses in Berlin, welches bekanntlich bis in die jüngste Zeit nebenbei als Irrenpflegeanstalt für die Stadt Berlin dienen mußte. Sein Wunsch, an die 1855 neu zu eröffnende Provinzialirrenanstalt für Westpreußen zu Schwetz als Director zu kommen, blieb unerfüllt. Diese verfehlte Hoffnung und die unleidlichen, wahrhaft trostlosen Zustände im Arbeitshause, gegen die er vergebens ankämpfte, veranlaßten ihn wol hauptsächlich, einem Rufe als Director der medicinischen Klinik in Jena Folge zu leisten. Zu Ostern 1856 siedelte er dahin über, äußere Verhältnisse bewogen ihn jedoch, obwol er inzwischen durch den Titel eines großherzoglich sächsischen Hof- und Medicinalrathes ausgezeichnet worden war, im August 1859 seine Entlassung einzureichen. Gegen Ende des Wintersemesters seiner Stellung enthoben, nahm er wieder Aufenthalt in Berlin, wo er zunächst als ausübender Arzt und später als außerordentlicher Professor der Medicin und Mitglied der Staatsprüfungscommission für Aerzte wirkte. Ein Leberleiden setzte dem im noch nicht vollendeten vierzigsten Lebensjahre ein Ziel.

L. vereinigte eine hervorragende Lehrkraft mit einer glänzenden Darstellungsweise. Bei allseitiger medicinischer Bildung leistete er hervorragendes im Gebiete der klinischen Pathologie und pathologischen Anatomie. Seine ersten Arbeiten gehören seiner Lieblingsspecialität, der Psychiatrie, an. Wie er ein eifriger Mitarbeiter der eben erst entstehenden „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie“ war, so suchte er gleichzeitig durch Artikel in Virchow's Archiv das allgemeine Interesse der Aerzte für die Seelenheilkunde zu beleben und durch die Verbindung derselben mit der Klinik und pathologischen Anatomie fruchtbringend auf ihre Entwickelung zu wirken. Diesen Fortschritt zeigen seine eigenen Schriften; während er in seiner ersten, „Grundzüge der Pathologie der psychischen Krankheiten“ (1848) noch fast ganz auf psychologischem Boden stand, fußt die 1853 erschienene „Pathologie und Therapie der Gehirnkrankheiten“, in welcher er die psychischen Symptome eingehend behandelt, ganz und gar auf physiologischer Grundlage. Doch nicht nur für die naturwissenschaftliche Begründung und Förderung der Psychiatrie trat er ein, er forderte auch in manchen Aufsätzen und Vorträgen dringend ihre Anerkennung als humane und sociale Wissenschaft. Durch seine Berufung nach Jena wurde er allerdings der Psychiatrie mehr entfremdet, doch beweist gerade die in seiner „Medicinischen

Klinik", 1859—60, gegebene kurze aber lichtvolle Darstellung der Geisteskrankheiten, wie schwer sein frühes Hinscheiden auch die Psychiatrie betroffen hat.

Bandorf.

Leuchsenring: Franz Michael L. (französisch Leisring oder Liserin geschrieben), geboren 1746 zu Langenkandel im Elsaß, genoß im Hause seiner wohlhabenden Eltern eine gute Erziehung. Dann erwarb er sich auf der Universität — wahrscheinlich zu Straßburg — vornehmlich allgemeine historische und litterarische Kenntnisse. Sein in der That gründliches Wissen war nur nicht auf eine bestimmte Disciplin gerichtet, dagegen durch sein reizbares Gefühl und seine regsame Phantasie belebt und mit weltlicher Gewandtheit verbunden. In fremden Sprachen war er wohlbewandert; namentlich beherrschte er das Französische vollständig. Durch einen älteren Bruder, welcher Leibarzt in Darmstadt war, wurde er dem dortigen Hof bekannt. Zum hessisch-darmstädtischen Hofrath ernannt, begleitete er im Herbst 1769 als Unterhofmeister den Erbprinzen auf die Universität Leyden. Dort lernte er Friedrich Heinrich Jacobi und Herder kennen. Mit dem Prinzen ging er darauf nach Paris und in die Schweiz. Die Wanderlust verließ ihn auch nicht, als er, nach Darmstadt zurückgekehrt, sich von seinem Zögling getrennt hatte. Reisen durch die Rheinlande, nach der Schweiz, nach verschiedenen Theilen Deutschlands und Frankreichs führten ihn mit Goethe, Wieland, Bodmer, Lavater, Moses Mendelssohn, Nicolai, Ramler, dem späteren Fürsten Primas Karl v. Dalberg, Sophie v. la Roche, Julie v. Bondeli und zahlreichen anderen bedeutenden Männern und Frauen zusammen; sein ungemein ausgedehnter Briefwechsel, aus dem er gleichgestimmten Freunden gerne mittheilte, enthielt manch werthvolles Schreiben. Durch sein interessantes und einschmeichelndes Wesen bestach er im Anfang seiner Bekanntschaft; auf empfindsame — namentlich weibliche — Gemüther gewann er rasch einen mächtigen Einfluß. Kräftigere und bestimmtere Naturen vermochte er auf die Dauer nicht zu fesseln. Goethe, durch Merck gereizt, verspottete den „falschen Propheten" und sein Verhältniß zu Herder und dessen Braut 1774 im „Fastnachtspiel vom Pater Brey". Noch in demselben Jahre begründete L. das von den Zeitgenossen sehr geschätzte „Journal de lecture ou choix périodique de littérature et de morale" (36 Hefte, Paris 1775—79). Im Januar 1776 suchte man ihn für eine in Neuwied errichtete Erziehungsanstalt zu gewinnen; doch gab man die Absicht bald wieder auf. Vielmehr blieb L. in Paris, wo er u. a. 1777 den Führer des Landgrafen von Hessen-Homburg machte. 1782 siedelte er nach Berlin über, verließ es aber nach Jahresfrist wieder, um als Hofmeister des jungen Grafen von Schlitz neuerdings Deutschland zu bereisen. 1784 kehrte er zurück und wurde im April von Friedrich dem Großen zum Lehrer des Prinzen Friedrich Wilhelm (III.) in den Anfangsgründen der Dialektik ernannt. Da er sich aber gegen den dirigirenden Lehrer des Prinzen nicht halten konnte, wurde er auf seine Bitte schon im Juni von diesem Amte wieder enthoben. Vorzüglich gern verkehrte L. in den gebildeten jüdischen Kreisen Berlins. Als er sich jedoch leidenschaftlich bemühte, Adele, die Tochter des Geheimraths Ephraim, zur Frau zu erlangen, ohne daß dieselbe aber Christin werden sollte, zerfiel er mit Mendelssohn und dessen Freunden. Ohne seinen Zweck erreicht zu haben, reiste er im Frühjahr 1785 von Berlin fort. Von je hatte er sich mit geheimen Gesellschaften viel abgegeben. Schon in Leyden wollte er einen geheimen Orden der Empfindsamkeit stiften; ähnliches unternahm er später, am Ende der achtziger Jahre, zu Berlin. Er selbst war ein eifriges Mitglied des Illuminatenordens; er führte dort den Namen Leveler. So hatte er auch sein Augenmerk auf andere geheime Gesellschaften, die der Aufklärung entgegenwirkten und bedenkliche Zwecke verfolgten, beständig gerichtet. Jetzt glaubte er, einen

Geheimbund entdeckt zu haben, der unter den Protestanten im Sinne des aufgehobenen Jesuitenordens für Ausbreitung des katholischen Glaubens und der römischen Hierarchie thätig sei. In einem anonymen Aufsatz der von Gedike und Biester herausgegebenen „Berlinischen Monatsschrift“ (Juli 1786) sprach er seine Besorgniß kräftig aus und legte rücksichtslos die Documente vor, auf welche sie sich stützte. Der Artikel, der vornehmlich gegen den Darmstädter Oberhofprediger Dr. Johann August Stark ging, erregte ungeheures Aufsehen. Nicolai und seine Gesinnungsgenossen ergriffen Leuchsenring's Partei; Lavater ward in den Streit verwickelt, und die Schaar seiner Freunde, allen voran Johann Georg Schlosser, bekämpfte energisch die Annahme des Kryptokatholicismus. L., der die in der That vorhandene Gefahr nur maßlos übertrieben hatte, unterlag. Entzweit mit den edleren und bedeutenderen seiner einstigen Freunde, dagegen als Bundesgenosse der Aufklärer kehrte er nach Berlin zurück, das er als Gegner Nicolai's verlassen hatte. Ernstlich dachte er jetzt an ein großes Werk, welches die französische und deutsche Litteratur umfassen und ihre Vorzüge gerechter, als es bisher geschehen, gegen einander abwägen sollte. Aber aus diesen Plänen riß ihn der Beginn der französischen Revolution. Mit erregter Freude begrüßte sie L., und als König Friedrich Wilhelm II. im Mai 1792 den unbequemen Aufklärer und Freiheitsschwärmer aus Berlin ausweisen ließ, begab dieser sich mit der Hofdame Fräulein v. Bielefeld, die dem bewunderten Freund und Lehrer ihre Hand schenkte, direct nach Paris. Herbe Enttäuschung harrte hier seiner. Der Fortgang der Revolution entsprach keineswegs den Erwartungen Leuchsenring's; er lehnte darum die Anerbietungen des Directoriums wie der kaiserlichen Regierung, welche seine Dienste zu gewinnen suchten, ab, zog sich von aller Welt zurück und lebte kümmerlich von Sprachunterricht. Lange beschäftigte ihn das Vorhaben, ein allgemeines Wörterbuch aller bekannten Sprachen und zugleich einer neuen, leicht zu erlernenden, internationalen Sprache zu entwerfen; um das vorhandene Material zu vermehren, bemühte er sich, von den verschiedensten Sprachen Amerikas und Asiens möglichst vollständige Wörterverzeichnisse zu bekommen. Einige französische Gelehrte förderten ihn bei diesem Unternehmen; sonst verkehrte er fast nur mit deutschen Landsleuten, die neben ihm in Paris weilten. Wilhelm v. Humboldt und Friedrich Schlegel mit ihren Frauen, Rahel Levin, Achim v. Arnim, der im zweiten Theil seines sonderbaren Romans „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores“, mehrere Züge von Leuchsenring's Wesen auf seinen Prediger Frank übertrug, Karl Ernst Oelsner und noch einige wenige gewannen vorübergehend sein Vertrauen. Seine Ehe war äußerst unglücklich, die Gemüthsart der beiden Gatten unvereinbar; aber bei aller gehässigen Leidenschaft, mit der sich Mann und Frau unablässig quälten, konnten sie doch nicht von einander lassen, und die wiederholten Versuche, sich zu trennen, schlugen regelmäßig fehl. Nach dem Sturz Napoleons wurde die pecuniäre Noth Leuchsenring's merklich erleichtert: seine Gattin erhielt vom Berliner Hof eine kleine Pension. Als sie aber im März 1825 als katholische Convertitin starb, weigerte er sich, fernerhin von fremder Großmuth irgend welche Wohlthat anzunehmen und lebte noch unzugänglicher und gleichgültiger gegen den Weltlauf in vollster Abgeschiedenheit, bis den lange Vergessenen ein sanfter Tod in den ersten Tagen des Februar 1827 dahinnahm.

Goethe, Dichtung und Wahrheit, Buch 13. — Denina, La Prusse littéraire sous Frédéric II. (Berlin 1790), II. 403 ff. — K. A. Varnhagen v. Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, Bd. IV. — Friedrich Förster, Neuere und neueste preußische Geschichte, I. 454 ff. und H. Scheube, Aus den Tagen unserer Großväter, S. 41 ff. (ziemlich werthlos). — Heinr. v. Sybel, Zwei Lehrer Friedrich Wilhelms III. in der Philosophie (Monats-

berichte der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem J. 1879, S. 714 ff. — Die Briefwechsel von Herder, Friedrich Heinrich Jacobi und Merck. Franz Muncker.

Leucht: Christian Leonhard L., Jurist und Publicist, geb. am 12. Febr. 1645 zu Arnstadt, studirte in Leipzig, Gießen und Jena, wo er 1678 die juristische Doctorwürde erwarb. Nachdem er sich einige Jahre in Dresden mit juristischer Praxis beschäftigt hatte, ward er 1683 gräflich reußischer Hofrath zu Greiz, 1688 gräflich limburgischer Rath von Haus aus und Consulent bei der fränkischen Reichsritterschaft, Orts Altmühl, 1690 kaiserlicher Pfalzgraf, 1692 Consulent der Stadt Nürnberg zunächst am Untergericht, dann am Stadt-Ehegericht, endlich Raths-Consulent. 1699 legte er wegen geschwächter Gesundheit sein Amt nieder, dessen Rang und Titel ihm indeß belassen wurde. 1715 verliehen ihm die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und von Schwarzburg-Arnstadt, denen er seine „Staats-Acta vom 18. Säculo" gewidmet hatte, die Würde eines wirklichen Geheimen Raths. Er starb am 24. Novbr. 1716. Der Katalog seiner ansehnlichen Bibliothek ist 1730 in Nürnberg gedruckt worden. Unermüdlich thätig als Herausgeber älterer bedeutender Werke, die er mit seinen Zusätzen versah, und als Sammler von Urkunden des öffentlichen Rechts, hat er seine Arbeiten zum Theil unter fingirten Namen (Sigism. Ferrarius, C. L. Thucelius, C. L. Lucius, Cassander Thucelius, Antonius Faber) publicirt. Hervorzuheben sind folgende Werke: „Cassandri Thucelii Electa juris publici curiosa", Tom. 1 1694. Tom. 2 1696. Tom. 3 1697. 4°; „Ant. Fabri Europäische Staats-Canzley", begonnen 1697 und jährlich in 2 Octavbänden fortgesetzt. Nach seinem Tode ist dies Sammelwerk ununterbrochen weitergeführt worden, 1760 mit dem 115. Theile abgeschlossen, dann als „Neue Europäische Staats-Canzley" bis zum J. 1782 in 55 Theilen, endlich unter dem Titel: „Deutsche Staats-Canzley" von J. A. Reuß bis 1803 fortgesetzt worden. „Continuatio Actorum publicorum Londorpii tom. 13. 14", 1708. 1716. „Cass. Thucelii des H. R. R. Staats-Acta vom 18. Saeculo", 5 Thle., 1715—22. „Codex Mevianus h. e. Decisiones", 1703. 3 Tomi fol. Der 3. Band enthält den von Leucht angefertigten Cod. Mevianus continuatus et suppletus oder Cod. Mev. Supplementum. „Consilia nec non responsa juris Altorfina — revisa et locuplet. cura et opera Leuchtii", 1702. fol. Tom. II: „Consil. H. Linckii et alior. antecessorum", 1708. fol. — In seinem Nachlaß fand sich eine größere Zahl zum Theil umfänglicher Werke handschriftlich vor.

Vgl. Will u. Nopitsch, Nürnb. Gelehrten-Lex., 2, 433 ff., 6, 301. Pütter, Lit. d. Staatsrechts, 1, 307. Philalethes, Apocalypsis Jureconsultorum, 1805. p. 17. 18. 39. Stintzing.

Leuchtenberg: Eugen Beauharnais, Herzog v. L., Fürst von Eichstädt, früher Vicekönig von Italien, geb. am 3. Septbr. 1781 zu Paris, † am 21. Febr. 1824 zu München. Der Vater, Alexander Vicomte de Beauharnais, wurde, als Obercommandant der Rheinarmee in einen Hochverrathsproceß verwickelt, ein Opfer der Schreckensherrschaft Robespierre's. Aus dem Gefängniß richtete er einen Brief an General Hoche, worin er ihm seine Gemahlin Josephine, geb. Tascher de la Pagerie, und seinen Sohn Eugen empfahl. Im Gefolge Hoche's begann denn auch L. seine militärische Laufbahn; bald aber trat er in innigere Beziehungen zu Napoleon Bonaparte. Die sympathische Episode wurde von Napoleon selbst auf St. Helena folgendermaßen erzählt. Als an die Pariser die Aufforderung erging, alle Waffen abzuliefern, kam der junge L. zu Bonaparte und bat, den Degen seines Vaters behalten zu dürfen. Dies gab Anlaß zu einem Besuche des Generals im Hause Beauharnais; Bonaparte sah die Wittwe des hingerichteten Vicomte und erbat und erhielt bald darauf

die Hand der vielumworbenen Creolin. Mit einer an dem rücksichtslosen Egoisten überraschenden Pietät trug er fortan für das Wohl seiner Stiefkinder Sorge. Eugen wurde trotz seiner Jugend mit wichtigen diplomatischen und militärischen Aufgaben betraut und rechtfertigte durch glückliche Erfolge das auf ihn gesetzte Vertrauen. Zur egyptischen Expedition zugelassen, war er einer der Ersten, die auf Malta unter heftigem Feuer der feindlichen Festungswerke landeten; auch in den Schlachten in Egypten bewies er wiederholt persönlichen Muth und militärisches Geschick. Nach der Heimkehr zum Kapitän der berittenen Jäger ernannt, widmete er sich eifrig den bisher vernachlässigten kriegswissenschaftlichen Studien. „Damals war Eugen fast noch ein Junge", erzählt die Herzogin von Abrantes, „aber schon ein allerliebster und liebenswürdiger, der Alles zu werden versprach, was er späterhin wurde. Seine Gestalt bot ein vollkommenes Ensemble von Eleganz dar, noch anziehender dadurch, daß sich etwas sehr Seltenes damit vereinigte, Freimuth und Fröhlichkeit. Er konnte lachen wie ein Kind, äußerte jedoch seine Heiterkeit nie auf übermäßige Weise und niemals über Dinge von schlechtem Geschmack. Er war höflich, ohne unterwürfig zu sein, und liebte den Spott, ohne allzu keck zu werden. Er sang entzückend, tanzte, wie sein Vater, der nur „Beauharnais, der schöne Tänzer" hieß, spielte vortrefflich Komödie, kurz, er war ein angenehmer, trefflicher Jüngling." Auch auf dem italienischen Feldzug begleitete Eugen seinen Stiefvater; nach der Schlacht bei Marengo schrieb dieser an Josephine: „Dein Sohn hat sich in allen Kämpfen mit Ruhm bedeckt; er wird einer der größten Feldherren werden". In den nächsten Friedensjahren rückte Eugen zum Brigadegeneral vor. Noch höhere Auszeichnung brachte das J. 1805. Der neue Kaiser der Franzosen gab seinem Liebling den Titel eines französischen Prinzen und erkor nach der Krönung in Mailand den Vierundzwanzigjährigen zum Vicekönig von Italien. „Ich lasse euch", sprach Napoleon beim Abschied zur gesetzgebenden Versammlung, „als Vertreter meines Ansehens diesen jungen Prinzen zurück, den ich von Kindheit an erzogen habe; er wird von meinem Geist beseelt sein und sich meiner würdig zeigen; überdieß habe ich Vorkehrungen getroffen, daß die Leitung der wichtigsten Angelegenheiten des Staates mir selbst verbleibe". Dies war denn auch thatsächlich der Fall; Eugen mußte sich darauf beschränken, die oft sehr willkürlichen Verfügungen Napoleons in möglichst milde Formen zu kleiden und dem Nationalstolz der Italiener nach Möglichkeit Rechnung zu tragen. Wie unzufrieden denn auch die Italiener mit dem eigenmächtigen Regiment Napoleons waren, so ließen sie doch den guten Absichten des Statthalters Gerechtigkeit widerfahren. Speciell Mailand hat Ursache, jener Verwaltungsperiode dankbar zu gedenken. Für glänzende Bauwerke, für Pflege der schönen Künste wurden auch die beträchtlichsten Ausgaben nicht gescheut. Eugen ließ den Dom ausbauen, errichtete das große Amphitheater, stiftete das Museo der Brera, sowie ein Musikconservatorium, aus welchem die berühmtesten Sänger Italiens hervorgingen, und viele andere gemeinnützige Anstalten. Durch Eugens liebenswürdige Vermittlung blieb zwischen Napoleon und der römischen Kurie wenigstens noch ein paar Jahre ein leidliches Einvernehmen aufrecht erhalten. Nur bei einigen nicht gerade wichtigen Vorfällen ließ sich Eugen, wenn er sich persönlich gekränkt glaubte, zu unvorsichtigen Handlungen hinreißen, die seiner Popularität Eintrag thaten. In den zahlreichen Briefen an Napoleon zeigt er den guten Willen eines jungen Mannes, sich nach den Lehren des erfahrenen Meisters zu bilden und Beweise seiner aufrichtigen Dankbarkeit zu geben. Nach dem Feldzug von 1805 vermittelte Napoleon in München eine Verbindung, die den Sohn des Vicomte Beauharnais zum ebenbürtigen Mitglied einer der ältesten europäischen Herrscherfamilien erhob; eine Tochter des

Königs Max Josef von Baiern, Amalia Augusta, wurde am 13. Januar 1806 die Gemahlin des „Bayard de l'empire", und da sich die Ehe zu einer in jeder Beziehung glücklichen gestaltete, schwanden bald die letzten Bedenken, die sich gegen die Heirath erhoben hatten. Während des Feldzugs von 1806—7 blieb E. in Italien, dagegen nahm er hervorragenden Antheil am Feldzug von 1809. Die französischen Marschälle mochten wol kopfschüttelnd vernommen haben, daß dem jungen Vicekönig das Obercommando über die ganze italienische Armee übertragen sei, und solchen Befürchtungen entsprachen auch die unglücklichen Anfänge des Feldzugs. Bei Sacile wurde die italienische Armee von Erzherzog Johann auf's Haupt geschlagen; Eugen selbst gestand freimüthig: „Nie wurde eine Schlacht vollständiger verloren". Nur die Siege in Deutschland retteten die Armee in Italien. Erzherzog Johann erklärte, sobald er den Vormarsch Napoleons gegen Wien erfuhr, es sei nicht räthlich, in fremdem Lande offensiv vorzugehen, während die Kernlande der Monarchie in äußerster Gefahr schwebten, und trat den Rückzug an. Eugen verfolgte ihn und konnte durch einen glänzenden Sieg an der Raab den Makel der an der Piave erlittenen Niederlage tilgen. Napoleon nannte den Sieg seines Sohnes — die Schlacht war am 14. Juni, dem Jahrestag von Marengo, geschlagen worden — „une petite fille de Marengo". Die Tapferkeit des Fürsten verdiente das höchste Lob; schon in jener unglücklichen Schlacht hatte er bei dem Sturm auf Conegliano neue glänzende Proben abgelegt. In der Schlacht bei Wagram leistete er einen wichtigen Dienst durch rasche Besetzung der Höhen von Baumersdorf. Nach Abschluß des Wiener Friedens ertheilte ihm Napoleon den Auftrag, Tirol zur Ruhe zu bringen. Das verständige, großmüthige Auftreten Eugens trug denn auch nicht wenig dazu bei, daß die meisten Führer des Aufstands den Widerstand aufgaben und sich unterwarfen, und so wurde dem Vicekönig der Ruhm zu Theil, der französischen Waffenehre auch da, wo den Adlern die schimpflichste Demüthigung widerfahren war, Genugthuung erwirkt zu haben. Die Hinrichtung Hofer's in Mantua wurde nicht von Eugen anbefohlen, sondern erfolgte auf unmittelbare Weisung Napoleons. Wenn Eugen Klugheit und Besonnenheit bisher im Verhalten gegen Andere bewiesen hatte, legte die Scheidung Napoleons von Josephine dem Sohne der Schwergekränkten eine schwerere Prüfung auf. Er wußte aber auch hier zwischen der Ergebenheit für seine Mutter und den Pflichten der Dankbarkeit gegen den Kaiser die rechte Mitte zu finden. Er selbst rieth der Mutter, sich dem harten Muß der Staatsraison zu fügen und in die Scheidung einzuwilligen; im Staatsrath stimmte er zu Gunsten der Verbindung Napoleons mit Marie Luise von Oesterreich gegen das Project einer Vermählung mit der russischen Großfürstin Katharina. Als sodann die Scheidung vollendete Thatsache war, eröffnete er seinen Entschluß, sich gänzlich von öffentlichen Geschäften zurückzuziehen, allein nun war es die Mutter, die ihn überredete, in seiner Stellung zu bleiben und sogar den Schein zu meiden, als bedauere er den Verlust, den ihm Napoleons zweite Vermählung brachte. Sein Benehmen in der kritischen Zeit war so tactvoll, daß die Pariser demonstrativ jede Gelegenheit benützten, ihm ihre Achtung zu bezeugen. Nach einer Aeußerung zu General Bubna scheint Napoleon den Plan ernsthaft ins Auge gefaßt zu haben, den gegen Frankreich agitirenden Kronprinzen Ludwig von der Thronfolge auszuschließen und den Gatten der bairischen Prinzessin Amalia durch die Krone Baierns für den Entgang anderer Hoffnungen zu entschädigen. Vorerst wurde Eugen im März 1810 als Nachfolger des Fürstprimas zum Großherzog von Frankfurt erhoben, blieb aber zugleich als Vicekönig in Mailand. Von der Verwaltung der Staatsgeschäfte rief ihn der russische Feldzug auf's Neue in's Feld. Das italienische Corps leistete bei Ostrowno und Malojaroslavez gute

Dienste; insbesondere auf dem Rückzug aber zeichnete sich Eugen durch Gleichmuth und Energie vor manchem berühmteren Heerführer aus. Auch bei Lützen entschied er durch geschicktes Eingreifen den Sieg. Da jedoch die Haltung Oesterreichs Argwohn erregte, erhielt Eugen Befehl, nach Italien zurückzukehren und eine neue Armee zu organisiren. Als sich nun Oesterreich wirklich auf Seite der Verbündeten schlug, ja sogar auch Baiern sich durch den Rieder Vertrag von der Sache Napoleons lossagte, wurde die Stellung Eugens sehr peinlich. In den 1857 veröffentlichten Memoiren des Marschalls Marmont, Herzogs von Ragusa, fand sich die Behauptung, Eugen habe damals aus Gründen des persönlichen Ehrgeizes den Befehlen Napoleons widerstrebt, sei in unerlaubte, geheime Verbindung mit den Alliirten getreten und habe dadurch mehr als irgend ein Anderer zur Katastrophe von 1814 beigetragen. Als Vertheidiger des Prinzen trat aber nicht blos ein Verwandter, Graf Tascher de la Pagerie, sondern auch der intimste Vertraute Napoleons, Planat de la Faye, auf; sie wiesen überzeugend nach, daß Marmont, um seinen eigenen Abfall zu beschönigen, eine ungerechte Anklage erhoben habe. Die Töchter Eugens glaubten auch damit die Sache nicht beruhen lassen zu dürfen, leiteten einen Diffamationsprozeß gegen den Verleger der Marmont'schen Memoiren ein und ließen zugleich die ganze Correspondenz Eugens aus jener kritischen Periode veröffentlichen. Der Civilgerichtshof der Seine erkannte denn auch zu Recht, daß in Anbetracht der erwiesenen Ungerechtigkeit der von Marmont erhobenen Anschuldigung in alle noch zur Verfügung stehenden Exemplare des sechsten Bandes der Memoiren diejenigen Documente, welche die Unschuld Eugens darthun, aufzunehmen seien. Eugen erhielt nämlich niemals, wie Marmont behauptet hatte, Befehl, Italien zu verlassen, sondern sollte sich nur bis an die Alpen zurückziehen; obwol von hundert Schwierigkeiten bedrängt, war er weit davon entfernt, das Interesse Frankreichs Motiven persönlichen Ehrgeizes zu opfern. Allerdings drangen im November 1813 die Verbündeten, darunter auch der Schwiegervater König Max Josef, in ihn, er möge eine verlorene Sache aufgeben und sich dem Bündniß gegen den gewaltigen Störenfried anschließen. Eugen erwiderte jedoch auf alle Vorstellungen, die Pflicht der Dankbarkeit verbiete ihm nicht minder als die Heiligkeit des Fahneneides, auf solche Anträge einzugehen. „Man kann es nicht leugnen", sagte er zu dem Bevollmächtigten Max Josef's, Prinz Thurn und Taxis, „der Stern Napoleons beginnt zu erbleichen, aber dies ist für diejenigen, die von ihm Wohlthaten empfangen haben, nur ein Grund mehr, ihm treu zu bleiben". Noch am Abend nach dieser Unterredung (22. November) erstattete Eugen dem Kaiser gewissenhaft Bericht über die ihm soeben gemachten Eröffnungen und gelobte feierlich, die Geschichte werde nie von ihm sagen können, daß er im Unglück sein Geschick vom Loos des Wohlthäters getrennt habe. Dessenungeachtet schöpfte der Kaiser Verdacht, es möchte dem König von Baiern gelingen, den Eidam auf seine Seite zu ziehen; er warf dem Vicekönig nicht ohne Härte vor, die Ausführung der Befehle des obersten Kriegsherrn sei lässig betrieben worden, denn sonst könnte die italienische Armee schon an den Alpen concentrirt stehen. Eugen erwiderte, er habe nur deshalb gezaudert, weil er noch hoffte, den König von Neapel zur Treue zurückzuführen, und weil er befürchtete, daß nach Räumung Italiens die Italiener in Masse zu den erklärten Gegnern Frankreichs übertreten würden. Napoleon war jedoch einmal mißtrauisch und verlangte, daß die Vicekönigin ihr Wochenbett in Paris halte, in Ausdrücken, die keinen Zweifel übrig ließen, daß Napoleon eine Geisel haben wolle. Dieser Forderung wich Eugen aus, im Uebrigen aber befolgte er pünktlich die Befehle des Hauptquartiers, und Napoleon selbst bezeugte noch auf St. Helena, er habe nur davon gehört, daß man seinen Sohn zum Verrath zu verleiten

suchte, er habe aber nicht eine Stunde lang geglaubt, daß dieser Versuch gelungen sei. Eugen mußte sich, gegenüber der österreichischen Uebermacht auf die Defensive beschränken und sich sogar, weil durch den Rieder Vertrag die Straße durch Tirol geöffnet, mithin die Etschlinie nicht mehr zu halten war, hinter den Mincio zurückziehen. Noch einmal gelang es ihm, am 8. Febr. 1814, in einer Schlacht am Mincio das Feld zu behaupten, aber auf die Dauer war auch diese Position nicht zu halten, und die Niederlagen Napoleons in Frankreich beschleunigten das Ende des italienischen Feldzugs. Erst als Eugen offizielle Nachricht vom unbedingten Verzicht Napoleons auf Italien erhalten hatte, schloß er mit Feldmarschall Bellegarde eine Konvention, welche die Verwaltung des Königreichs an die verbündeten Mächte übertrug. In vielen italienischen Städten hegte man den Wunsch, daß Eugen als König oder doch als Statthalter Italiens anerkannt werde, allein ein Aufstand in Mailand, wobei der Finanzminister Peina nach grausamster Marter den Tod fand, bewog den Prinzen, Italien zu verlassen und sich zur Familie seiner Gattin nach München zurückzuziehen. Auf Bitten seiner Mutter aber begab er sich im Sommer vorübergehend nach Paris, wo er bei Ludwig XVIII. ehrenvolle Aufnahme fand, insbesondere aber die volle Gunst des Czaren Alexander gewann. Während der Congreß in Wien tagte, konnte man häufig den Kaiser Arm in Arm mit dem „einzigen edlen Napoleoniden“ promeniren sehen. Der Verwendung Alexanders war auch zu danken, daß dem Freunde für seine Dotation in Italien eine ansehnliche Entschädigung ausgeworfen wurde, so daß seine Familie auch fortan zu den reichsten Fürstenhäusern zählte. Die Wiederkehr Napoleons nach Frankreich mußte natürlich zur Folge haben, daß Eugen in Wien mit Mißtrauen beobachtet wurde, allein durch die kluge Zurückhaltung des Prinzen sahen sich auch die Gegner entwaffnet. Nach Beendigung des Kongresses übertrug König Max Josef seinem Eidam die freie Standesherrschaft Leuchtenberg und das Fürstenthum Eichstädt mit dem Titel eines königlichen Prinzen. Seither nahm Eugen abwechselnd in München und in Eichstädt seinen Aufenthalt. Seines einfachen leutseligen Benehmens wegen war er sogar in jener Zeit, da eine fast krankhafte Abneigung gegen alles Französische herrschte, in allen Volkskreisen geachtet und beliebt. Zum Andenken an den edlen Sohn Josephinens erhebt sich über dem Grab in der Michaelskirche zu München ein edles Denkmal, ein Meisterwerk Thorwaldsens; der Fürst, die Toga leicht über die Schulter geworfen, steht aufrecht in würdiger Stellung, in der Rechten den Lorbeerkranz haltend, die Linke ans Herz drückend, während neben ihm die Muse der Geschichte die Thaten des Kriegshelden aufzeichnet.

Aubriet, Vie politique et militaire d'Eugène de Beauharnais, vice-roi d'Italie, 1824. — Vaudaincourt, Histoire politique et militaire du prince Eugène, 1825. — Marmont, duc de Raguse, Mémoires, 1857. — Laurent de l'Andèche, Refutation des mémoires du maréchal Marmont, 1857. — Tacher de la Pagerie, Le prince Eugène, 1857. — Planat de la Faye, Le prince Eugène en 1814, 1857. — Schneidawind, Prinz Eugen, Herzog von Leuchtenberg, 1857. — Du Casse, Mémoires et correspondance politique et militaire du prince Eugène, 1858.

Heigel.

Leuchter: Heinrich L., theologischer Schriftsteller im 16. und 17. Jahrhundert. Geb. 1558 als der Sohn eines Bürgers zu Melsungen in Hessen, besuchte er zuerst die Schule zu Hersfeld und da er vorzüglich veranlagt war, bestimmten die Lehrer den Vater, ihn ganz den Studien zu widmen. Zu diesem Zwecke bezog L. die Universität Marburg, wählte die Theologie zu seinem Lebensberufe und empfing bereits 1577 das Baccalaureat und das Jahr darauf das Magisterium. In Folge beider Auszeichnungen verlieh ihm der Landgraf

Ludwig d. Aelt. von Hessen ein theologisches Stipendium, und L. studirte nun der Nahrungssorgen enthoben, sieben Jahre lang mit solchem Eifer unter Aegid. Hunnius die theologischen Disciplinen, daß er (dessen Antiqua fid. Hess. p. 284) den 24. März 1585 zum Doctor der Theologie ernannt wurde. Im J. 1585 erhielt er die Pfarrei Kirdorf und 1588 wurde er Prediger und Superintendent zu Marburg. Als nach dem Tode Ludwigs sein Nachfolger Moritz 1605 mehrere kirchliche Neuerungen einführte, wurde L. nebst anderen Geistlichen, die sich hiezu nicht verstehen wollten, entlassen und er ging nach Darmstadt, wo ihn der Landgraf Ludwig d. J. zum Hofprediger und 1608 zum Superintendenten ernannte. In dieser Eigenschaft befand er sich 1621 mit unter den Abgeordneten an den Herzog von Württemberg, welche die zwischen der Gießener und Tübinger Universität entstandenen Streitigkeiten in Betreff der Frage über die Person und die Erniedrigung Christi beilegen sollten. L. starb zu Darmstadt den 16. August 1623. Von seinen zwölf Kindern wurde einer der Söhne, Georg, Superintendent zu Gerau. Ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, hat L. 27 theologische größere und kleinere Schriften theils in deutscher, theils in lateinischer Sprache durch den Druck veröffentlicht, von denen wir als die wichtigsten nennen: „Erklärung deß Predigers Salomo . . .“ (Frankf. 1603. 4⁰), welche sich besonders durch ihren großen Reichthum an Sprichwörtern und was in dieses Gebiet gehört, auszeichnet; „Alcoran oder Türkenglaube in ein kurz Compendium . . . zusammengezogen“ (das. 1604. 1611. 4⁰); „Antiqua Hessorum fides christiana et vera . . .“ (Darmst. 1607. 4⁰) und „Epigrammatum libri III“ (das. 1616. 8⁰).

Freheri Theatr. vir. erudit. p. 418. Tileman, Vita Profess. Marburg. p. 125. Fabricii Hist. Biblioth. V, 309—310. Jöcher II, 2401.

J. Franck.

Leuckart: Friedrich Sigismund L., geb. zu Helmstädt 1794, † als Professor der Zoologie zu Freiburg im Breisgau 1843. Von seinen Schriften, welche einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der Zoologie hatten, sind besonders hervorzuheben: „Versuch einer naturgemäßen Eintheilung der Helminthen“, Heidelberg 1827. L. geht hierin in der Einordnung der Helminthen in andere Abtheilungen weiter als alle seine Zeitgenossen und unterscheidet Polypen-Akalophen, Trematoden-, Echinodermen- und Annulaten-Helminthen und findet es auffallend, daß es keine den Mollusken zuzurechnende Eingeweidewürmer giebt. In seiner Arbeit über das „Asteroidengeschlecht „Cometula“ in Heusinger's Zeitschrift für organische Physik Bd. III, 1829, spricht L. zuerst die Ansicht aus, daß die Cometula, welche bisher zu den Seesternen gerechnet wurde, eine vom Stil losgelöste Crinoide sei. In den „Zoologischen Bruchstücken“, 1820—1842 finden wir zahlreiche wichtige Abhandlungen. Zu erwähnen ist noch, daß L. die bis dahin meist vereinigten Amphibien und Reptilien von einander trennt, indem er sie unter dem Namen Dipnoer und Monopnoer als Unterclassen aufstellt.

W. Heß.

Leuckart: Michael Günther L., Buchdrucker zu Helmstädt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Geb. im September 1710 als der Sohn eines Amtmanns zu Stolberg, hatte er daselbst seine Lehrjahre bei Joh. Christoph Ehrhardt ausgehalten und verschenkte 1729 in Erfurt bei Georg Andreas Müller sein „Postulat“. Das „Postulat“, ein in der Buchdruckergeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts unaufhörlich wiederkehrendes Wort, welches die Aufnahme in die Mitgliedschaft oder den Gesellenstand bezeichnet, war ein seit der Verbreitung der Buchdruckerkunst in Deutschland und anderen Ländern angenommener Gebrauch, eigentlich aber ein Nachtrag des Lehrgelds und zum Besten der ärmeren Jünglinge, welche sich der Kunst widmeten, eingeführt. Die Ausgelernten

bildeten eine besondere untergeordnete Classe, waren von den Vorrechten der Postulirten ausgeschlossen und überdieß mit einer wöchentlichen Abgabe belegt. Hielten sie um das Postulat an, oder mit anderen Worten, entrichteten sie das Nachzuzahlende, so erfolgte ihre Aufnahme in einem feierlichen Actus, Deposition genannt. Imman. Breitkopf zu Leipzig (Bd. III, S. 297) ließ durch Professor Schwabe an die Stelle dieser alten Deposition, die größtentheils aus ungereimten und dem Studentenleben nachgeäfften Ceremonien bestand, eine neue verfertigen, welche nachher von allen Officinen angenommen wurde (vgl. auch Lorck, Handb. d. Gesch. d. Buchdruckerkunst S. 164—165). In den Jahren 1736—39 stand L. der Sebastian Buchholtz'schen Druckerei zu Helmstädt vor, heirathete aber schon im März 1737 die jüngste Tochter des verstorbenen Buchholtz, wodurch er im November 1739 Eigenthümer der Officin wurde. L. verbesserte und vergrößerte nun das herabgekommene Geschäft bedeutend, indem er zu der seinigen auch die in Concurs gerathene alte, seit 1730 bestandene Joh. Drimborn'sche Druckerei ankaufte und namentlich für auswärtige Buchhandlungen manches bedeutende Werk druckte, auch war er der erste Besitzer dieser seit 1661 bestehenden Officin, welcher zum Helmstädter Rathsbuchdrucker und später auch zum Senator ernannt wurde. Sein Wahlspruch war: Vnica spes mea est Christus. Er starb, 80 Jahre alt, den 22. April 1792, nachdem er 1782 seinen ältesten Sohn Sigmund (Christian) David L. als Theilhaber angenommen hatte. Dieser, im Januar 1794 gleichfalls zum Senator ernannt, setzte bis 1814 das Geschäft allein fort, welches er durch die Stürme der westfälischen Usurpationszeit, die wegen der Aufhebung der Universität auf die Helmstädter Buchdruckereien besonders verderblich einwirkte, glücklich hindurch brachte. Von 1814—1826, in welchem Jahre er starb, stand ihm in der Leitung der Werkstätte sein Sohn J. R. G. Leuckart bei, an den sodann das Geschäft überging. Da nach der Aufhebung der Universität die beiden Pressen größtentheils für auswärtige Verlagshandlungen zu beschäftigen waren, so ertheilte ihm 1815 der Herzog Friedrich Wilhelm die Erlaubniß zum Druck einer Zeitung mit Intelligenz-Nachrichten. Uebrigens war die Ausstattung der Officin eine sehr gute, denn sie besaß neben den gewöhnlichen deutschen, lateinischen, griechischen und hebräischen Schriften auch syrische und arabische Typen sowie die von dem früher zu Braunschweig wohnhaften Schriftgießer Joh. Heinr. Ludolf Stemler für das bekannte Werk des Abtes Lichtenstein geschnittenen Keil-Lettern. L. starb 1840 in seiner Vaterstadt.

Geßner, Buchdruckerkunst II, 66. Braunschw. Anzeigen 1792, 693. 1794, 282. Ludwig, Gesch. der Stadt Helmstädt S. 252. Braunschweig. Magazin 1803, 457. J. Franck.

Leuckfeld: Johann Georg L., Theolog, Geschichtsforscher, Bibliograph und Numismatiker. Sein Geburtsort ist Heringen in der goldenen Aue in Thüringen, wo er den 4. Juli 1668 geboren wurde. Seine Eltern waren zwar wohlhabende Landleute, legten jedoch so wenig Werth auf seinen Unterricht, daß er fünfzehnjährig kaum im Stande war, zu lesen. Nachdem jedoch sein Vater gestorben war, erhielt er auf seine inständigen Bitten die Erlaubniß, sich den Studien zu widmen. Jetzt erlernte er in sehr kurzer Zeit die lateinische Sprache und besuchte später das Gymnasium zu Quedlinburg, dann die Universität zu Leipzig, wo er jedoch seinen Unterhalt mit Correcturen für die Buchhändler bestreiten mußte, und dabei Theologie studirte. Im J. 1700 ernannte ihn die Aebtissin zu Gandersheim zu ihrem Secretär und beauftragte ihn das Archiv der Abtei in Ordnung zu bringen. Ein angeborener Trieb führte ihn in dieser Stellung zum Studium der Geschichte und er schätzte sich sehr glücklich, alte Schriften zu entziffern und zu analysiren, welche bis dahin allen Forschern ent-

gangen waren. Zwei Jahre darauf wurde er Pastor primarius zu Gröningen im Halberstädtischen und von jetzt an theilte er seine Zeit zwischen den Pflichten seines Amtes und dem Studium der Geschichte und der mit ihr verbundenen Wissenschaften. Hier starb er den 24. April 1726, nachdem er 1712 auch Mitglied der königl. Societät zu Berlin geworden war. Seine litterarischen, sämmtlich in deutscher Sprache verfaßten Arbeiten bestehen aus sehr ausführlichen und mit Urkunden belegten Beschreibungen von Städten, besonders aber von Stiften und Klöstern, aus Biographien von Gelehrten sowie von Münzen. Von den ersteren sind zu nennen: „Antiquitates Walkenriedenses“ (Leipzig u. Nordhausen 1706); „Gandersheimenses“ (Wolfenbüttel 1706); „Poeldenses“ (das. 1708); „Blankenburgenses“ (Quedlinburg 1708); „Michaelsteinenses et Amelunxbornenses“ (Wolfenb. 1710); „Ilfeldenses“ (Quedlinb. 1710) u. a. m., in allem 15 Tractate in 15 Bänden in Quartform, welche er von 1706 bis 1721 veröffentlichte. Seine Biographien behandelten das Leben der Theologen Johann und Cyriacus Spangenberg, Tilemann Heshusius und Heinrich Meibom, ferner das von 55 Theologen, welche eben so viele Jahre lebten, so wie von 79 Theologen, die über 80 Jahre alt geworden sind. Was endlich seine „Antiquitates numariae“ (Leipzig und Wolfenbüttel) anbelangt, so beschrieben dieselben eine große Anzahl von silbernen Bracteaten, welche die verschiedenen halberstädtischen Bischöfe, die magdeburgischen Erzbischöfe und die quedlinburgischen Aebtissinnen prägen ließen, die Münzen selbst aber sind durch Holzschnitte abgebildet und die Vorrede verfaßte J. Christ. Böhmer. Außerdem ist L. der Herausgeber von dem „Wegweiser der h. Schrift“ durch Heinr. Bunting (Magdeburg 1718. Fol.), des Werkes des H. Meibom „Chronik des Klosters Marien-Born“ (Magdeb. 1720), wie er auch Antheil hatte an der durch Joh. Mich. Heineccius herausgegebenen Sammlung „Scriptores rerum germanicarum“ (Frankf. 1707. Fol.). Im Manuscript hinterließ er mehrere Schriften, welche die Acta eruditor. (Lips. 1728. p. 432) verzeichnen.

Tob. Eckhard, Leben Leuckfeld's, Quedlinb. 1727. Joh. Fabricius, Hist. biblioth. V, 296—299. Scheller, Bücherkunde der Sassisch-Niederdeutschen Sprache (Register). Baur, Histor.-Biogr.-Literar. Handwörterbuch III, 259. Saxii Onomast. VI, 84.

J. Franck.

Leuenberger: Niclaus L., Bauernanführer, hingerichtet 1653, wurde, wie aus den Kirchenbüchern mit ziemlicher Gewißheit sich ergiebt, im J. 1615 geboren und am 17. Juli dieses Jahres getauft. Wahrscheinlich wohnten schon seine Eltern in dem später durch ihn berühmt gewordenen und noch jetzt bestehenden Bauernhofe Schönholz in der Emmenthalschen Pfarrgemeinde Rüderswyl, Kanton Bern. Im Frühling 1635 scheint er sich verheirathet zu haben. Von seinem früheren Leben ist nicht das Geringste bekannt, seine Schulbildung war jedenfalls eine äußerst dürftige, wie die von ihm abgefaßten Schriftstücke beweisen. Nichts läßt darauf schließen, daß er, wie andere seiner späteren Genossen, als Söldner im dreißigjährigen Kriege die Welt gesehen habe; er lebte wol das einsame und einförmige Leben seines Standes, bis die Ereignisse ihn mit einem Schlage in den Vordergrund riefen zu kurzem Ruhm und raschem Sturz. Die Zeit des großen Krieges in Deutschland war für die neutral gebliebene Schweiz eine Periode ganz ungewöhnlichen wirthschaftlichen Gedeihens gewesen; der Rückschlag konnte nicht ausbleiben; der Friedensschluß führte durch die plötzliche Veränderung in den Preisen der Lebensmittel und im Werthe des Geldes überhaupt eine ökonomische Krisis herbei, auf welche die Regierungen eben so wenig vorbereitet waren als die Völker. Dazu kam das Aufwachen des Staatsabsolutismus, an der Stelle des bisherigen rein patriarchalisch-feudalen Regiments die allmählige Ausbildung eines fiskalischen Verwaltungssystems, welches

die hergebrachten und gewohnten Lehensgefälle ersetzte und ergänzte durch die Einführung neuer Gebühren, Abgaben, Sporteln, Regalien und andere unbekannte und schon darum drückendere finanzielle Belästigungen der Unterthanen. Die feierliche Ablösung der aus 13 selbständigen Kantonen bestehenden Eidgenossenschaft vom Verbande des deutschen Reiches hatte erst das souveräne Machtgefühl der Regierenden, dann aber auch das Selbstbewußtsein der Regierten gehoben. Es entstand in der ländlichen Bevölkerung der mittleren Schweiz eine gewaltige Gährung. Zuerst kam dieselbe in dem trotzig-freiheitsstolzen Volke des Entlebucherthales zum Ausbruch, welches seiner Regierung in Luzern gegenüber sich auf die alten Landrechte und Privilegien berief. Am 6. März 1653 (alten julianischen Stils, nach dem wir im folgenden überall datiren, da bekanntlich die reformirte Schweiz ihn damals und noch lange beibehielt) machten die Entlebucher einen bewaffneten Zug nach Luzern. Zwar gelang es eidgenössischer Vermittelung schon am 9. März den Frieden herzustellen; nun aber theilte sich die Bewegung auch dem stamm- und sinnverwandten bernischen Emmenthale mit, und gerade die zur Unterdrückung des Aufstandes ergriffenen Maßregeln trugen viel dazu bei, die Unruhe weiter zu verbreiten. Zum bundesgemäßen Schutze von Luzern hatte Bern seine Truppen aufgeboten, aber auch die bis dahin ruhig gebliebenen Bevölkerungen verweigerten vielfach den Waffendienst gegen ihre Freunde und Brüder, und daß die Regierung sich nunmehr gezwungen sah, aus ihrem französischen Unterthanenlande sich Hülfe herbeizurufen, erregte erst recht Mißtrauen und Unzufriedenheit. In denselben Tagen, da der Aufruhr in Luzern gestillt wurde, brach er auf bernischem Gebiete aus. In dem Dorfe Trachselwald, dessen Landvogt sich zudem persönlich verhaßt gemacht hatte, fand am 14. März eine jener „Landsgemeinden“ statt, wie sie nun überall abgehalten wurden zur Einreichung der Beschwerden, zur Verständigung über die gemeinsamen Interessen und zur Organisirung des Widerstandes. Hier in Trachselwald war es, wo L. zum ersten Male auftrat. Die Landleute waren bereits im Begriffe, die Vorschläge der Regierung anzunehmen, sogar die Anstifter des Aufstandes auszuliefern, im Vertrauen auf die Zusage, daß ihre Klagen angehört und begründete Begehren berücksichtigt werden sollten. L. wußte die Versammlung zur Verschiebung ihrer Antwort zu stimmen, ein Entscheid, der nun die Regierung bewog, den Beistand ihrer Bundesgenossen in Anspruch zu nehmen. Von dieser Stunde an war L. das erklärte Haupt der Aufständischen. Der Anmarsch von Truppen aus dem Kanton Zürich unter General Conrad Werdmüller trug zwar die Aufregung auch in den damals zu Bern gehörenden Aargau, und der üble Empfang, welchen die von Basel und Mühlhausen gesendete Mannschaft in der Stadt Aarau fand, bewog diese zum schleunigen Rückzug, so daß die Lage der Regierungen durchaus keine günstige war. Dennoch fanden sich jetzt auch die Emmenthaler Bauern zur Annahme des Friedens bereit. 29 Abgeordnete derselben beriethen sich mit den Vertretern der eidgenössischen Tagsatzung; der Rath von Bern machte eine Reihe wichtiger Zugeständnisse meistens finanzieller Art, wogegen nun die Ausgeschossenen der Bauern, unter ihnen L., am 25. März vor den versammelten Räthen und den eidgenössischen Gesandten auf die Knie fielen, um Verzeihung baten und einer nach dem andern im Namen ihrer Gemeinden, in die Hand des zürcherischen Bürgermeisters Waser, ihrer Regierung aufs Neue Treue und Gehorsam versprachen. Damit war indessen nur der erste, unblutige Act des großen Bauernaufstandes geschlossen. Manchen reute schon auf dem Heimwege die rasche und leichte Unterwerfung. Die Bauern waren ihrer Macht sich bewußt geworden, und der große Gedanke wurde ausgesprochen: dem Bund der Herren wollen wir einen Bund der Völker entgegenstellen. Die bisher getrennten Unterthanen der verschiedenen

Kantone vereinigten sich zu gemeinsamem Handeln. Eine eidgenössische Landsgemeinde, beschickt von Abgeordneten der Bauerngemeinden, wurde am 13. April im Dorfe Sumiswald in Scene gesetzt, ohne daß es die Regierung zu verhindern vermochte. L., der sich wie es scheint, jetzt zurückhalten wollte, unterlag dem Terrorismus, den die „Harten" gegen die „Linden" ausübten und wurde zur Theilnahme veranlaßt. Einmal anwesend, wurde er auch zum Wortführer gepreßt. Nachdem jede einzelne Landschaft ihre Klagepunkte vorgebracht, verlas L. den vom Schreiber Conrad Brönner abgefaßten „Bundesbrief", ein merkwürdiges Actenstück, das im Eingang in würdiger Sprache das Ideal der Wiederherstellung althergebrachter schweizerischer Freiheit kundgab, dessen praktische Spitze aber dahin ging, daß man einander gegenseitig beistehen, und daß keine Landschaft sich befriedigt finden solle, so lange die Bundesgenossen nicht ihr Recht gefunden hätten. L. sprach die Worte des Bundes vor, und die ganze Versammlung beschwor denselben feierlich auf den Knieen, mit aufgehobenen Händen. Am 20. April fand bei dem kleinen Städtchen Huttwyl, ebenfalls im bernischen Gebiete, eine zweite, ähnliche, aber noch zahlreichere, circa 5000 Mann starke Versammlung statt. L. trat jetzt als „Obmann" des Bundes in einem zierlichen rothen Gewande auf und mit einer Schärpe angethan; er zeigte sich nun mit Vorliebe zu Pferd, und fand sich, von einer unerhörten Volksthümlichkeit getragen, mehr und mehr in die ihm angewiesene Rolle hinein. Der französische Botschafter, an den er sich im Gefühl seiner Wichtigkeit wandte, erwiderte mit den dringendsten Mahnungen zur Nachgiebigkeit, allein die Gesandten des bernischen Rathes wurden mit ihren Vorschlägen nicht angehört; sie wurden vor eine neue Landsgemeinde verwiesen, die am 4. Mai wieder in Huttwyl stattfinden sollte. Erst nachdem hier der Bundesschwur erneuert worden war, wurde die Abordnung vorgelassen. Die Verhandlungen blieben bei solcher Stimmung erfolglos und führten, an den folgenden Tagen zu Langenthal und an andern Orten fortgesetzt, zu keinem Ziele. Noch am 8. Mai scheint L. sich friedlich in seinem Hause aufgehalten zu haben, wenigstens verlangte er die Antwort auf das Ultimatum der Bauern „gan Schönholz zu minem Hus". Jetzt aber ließ er den Ruf nach dem Landsturm ergehen, und er wurde gehört. Die ungeduldigen Bauern beschlossen einen bewaffneten Zug gegen die Hauptstadt und Besetzung der Zugänge vom Waadtlande her. Die Regierung ihrerseits bot ihre treugebliebenen Gebiete nebst ihren Bundesgenossen in Neuenburg, in Genf und Freiburg auf. Kaum eine halbe Stunde vor den Thoren von Bern schlug L. am 11. Mai ein Lager auf und erlangte am 14. gleichen Monats die Annahme fast aller seiner Forderungen. Allein kaum hatte der Rath der geängsteten Stadt diesen Vertrag genehmigt, als L. die bedungene Auslieferung des Bundesbriefes verweigerte und die Gültigkeit die Uebereinkunft in Zweifel setzte. Von beiden Seiten wurde vorgängiger Abzug der Bewaffneten verlangt und die Nichterfüllung dieser Bedingung gegenseitig als Bruch des Vertrags ausgelegt. Unterdessen hatte eine gelungene Kriegslist des Landvogts von Laupen den von Westen anrückenden Hülfsmannschaften den Paß geöffnet und die Stadt aus ihrer kritischen Lage befreit. Bis zum 23. wurde hin- und hergeschrieben, bald der Friede als abgeschlossen erklärt, bald widerrufen; viermal des Tages wurden die Bedingungen verändert. Aus dieser Ungewißheit mußte Mißtrauen und Unordnung entspringen. L. vermochte seine Leute, die zum Theil ihm selbst zu mißtrauen begannen, nicht mehr zusammenzuhalten. Endlich am 24. Mai zogen die Bauern ab, nach Haus die einen, im Glauben, daß der Friede erklärt sei, nach Luzern und in den Aargau die andern, wo der Aufstand noch in vollem Gange war. Daß unter solchen Umständen Ausschreitungen auf dem Wege vorkommen mußten, ist begreiflich. Die Regierung aber proklamirte jetzt den Vertrag als

gebrochen und nahm alle ihre Zusagen förmlich zurück. L. hatte schon am 21. Mai das Lager vor Bern verlassen und hatte sich nach Langenthal und Zofingen begeben. Beim Einzug in die letztere Stadt genoß er noch einmal den Triumph seines Ansehens und seiner Beliebtheit, und eilte nun an der Spitze von über 20 000 Anhängern dem Zürcher General Werdmüller entgegen. Er verlangte eine Zusammenkunft mit dem letzteren. Dieselbe wurde aber verweigert. Beim Dorfe Wohlenschwyl kam es zu einem Gefechte, das drei Stunden lang dauerte, aber unentschieden blieb. Ein Waffenstillstand machte ihm am Abend ein Ende. Den Rath des wilden Entlebucher's Schybi, das sorglos ruhende Heer der Feinde noch in der Nacht zu überfallen, soll L. aus Achtung vor dem gegebenen Worte abgelehnt haben. Am andern Morgen schloß Werdmüller zu Mellingen mit den Abgeordneten der Bauern — unter welchen aber L. sich nicht befand — einen für diese verhältnißmäßig günstigen Frieden ab. Unterdessen waren aber auch die Berner, von General Sigismund von Erlach geführt, von ihrer Stadt ausgezogen und in guter Ordnung den Bauern auf dem Fuße nachgefolgt. L. berief sich auf den Mellinger Vertrag; aber die Berner verweigerten dessen Anerkennung, da er ohne ihr Mitwissen abgeschlossen sei. Jetzt sammelte L. noch einmal seine Leute, ungefähr 6000 Mann, bei dem großen Dorfe Herzogenbuchsee; und hier kam es am 29. Mai, dem Pfingsttage, zu einem Gefechte, das mit einer blutigen Niedermetzelung der Bauern endete. Auf dem hochgelegenen, zur Festung verwandelten Kirchhofe hatten die letzteren sich tapfer vertheidigt. Das Dorf ging in Feuer auf. Einige der Führer wurden hierbei gefangen genommen. L. selbst eilte mit wenigen Leuten in sein Thal zurück. Am 3. Juni folgte die gänzliche Unterwerfung und Entwaffnung des Landes, und am folgenden Tage, — das bisher streitige Datum ergiebt sich aus dem noch vorhandenen Originalberichte des Beamten — gelang es dem Landvogt von Trachselwald mit Hülfe einiger Verräther den gewesenen Obmann zu verhaften, der erst kurz vorher sein Haus verlassen hatte und unweit davon unter einer kleinen Brücke versteckt aufgefunden wurde. Unter grausamem Spott, mit einem Strohkranz um das Haupt und einen hölzernen Degen an der Seite, wurde er in die Thore und durch die Straßen von Bern eingeführt. Es folgte nun ein Strafgericht im Stile der Zeit. Manche der Gefangenen wurden schon in den ersten Tagen militärisch verurtheilt, andere vor die Gerichte gestellt. Die Flüchtlinge wurden von den Regierungen wechselseitig ausgeliefert, und eine Reihe von Confiscationen und Todesurtheilen wurde ausgesprochen. Im Gebiete von Bern sollen 24 Rädelsführer theils am Galgen, theils mit dem Schwerte hingerichtet worden sein. L. wurde am längsten verschont; man hoffte von ihm die bedeutendsten Geständnisse zu erlangen. Nicht ohne Grund. Am 14. Juli wandte er sich aus dem Gefängnisse an den Rath mit einem äußerst demüthigen, fast weinerlichen Gnadengesuch, in welchem er um Verzeihung flehte, sich berufend nicht allein auf seine verhältnißmäßig nur geringe Schuld und seinen gänzlichen Mangel an wirklicher Autorität, sondern auch auf die von ihm bereits gemachten vollständigen Denunziationen. Das war natürlich umsonst; es wurde von der mißtrauischen Regierung noch die Folter angewendet, um für die Angaben die Bestätigung zu erhalten. Als endlich die letzten Rebellen eingebracht waren, der reiche Landmann Ulrich Galli und der Schreiber Brönner, kam auch an den gewesenen Obmann des Bundes die Reihe. Am 27. August wurde das Urtheil gesprochen. „Dieweilen er als ein Haupt und Führer aller Rebellanten seine natürliche von Gott eingesetzte Obrigkeit im höchsten Grade beleidiget, auch zu allen Mitteln verholfen, selbige auszurotten, so haben die gnädigen Herren Räthe und Bürger, damit dieß gräuliche Laster der verfluchten Rebellionen andern zum Exempel gestraft werde, bei ihrem Eide zu Recht erkannt und gesprochen, daß er dem

Nachrichter anbefohlen werde, der ihn auf der gewöhnlichen Richtstätte führen und ihm daselbst mit dem Schwert das Haupt abschlagen, dasselbige mit dem schändlichen zu Huttwyl aufgerichteten Bundesbrief an den Galgen heften, den Leib aber in vier Stücke und Theile zerhauen und an allen vier Hauptstraßen aufhängen solle." Das Urtheil wurde am gleichen Tage vollzogen. L. war, wie aus Allem hervorgeht, kein bedeutender Mann. Es ist schwer zu begreifen, was zu seinem Ansehen und seiner raschen Erhebung den Anlaß möge gegeben haben, und was dazu bewegen konnte, ihn dem rohen und vielleicht allzu raschen aber entschlossenen und zudem kriegserfahrenen Schybi vorzuziehen, dem nachher zu Luzern die Folter keinen Laut auspressen konnte. Es waren waren wohl nur Eigenschaften ziemlich äußerlicher Art, vielleicht ein einnehmendes Aeußere, eine einschmeichelnde Redegewandtheit, die den von Natur so schweigsamen Bauern den Eindruck großer geistiger Ueberlegenheit machte. Energie und persönlicher Muth, Menschenkenntniß und Kriegstüchtigkeit fehlten ihm fast gänzlich; sein oben erwähntes Gnadengesuch zeugt in seiner naiven Sprache von eben so viel Schwachheit als Gutmüthigkeit und giebt in seinem erzählenden Theile eine sicher ziemlich getreue Vorstellung von dem vollständigen Mangel an Ordnung und Disciplin in dem Heere der Bauern und von des sogenannten Führers Unfähigkeit, sein scheinbares Ansehen thatsächlich geltend zu machen. Dagegen fehlte es ihm keineswegs an einer gewissen Eitelkeit, und die Bundesbrüder aus dem Oberlande beklagten sich sogar schriftlich darüber, daß der Obmann in seinem schönen rothen Kleide sie sehr hochfahrend behandelt habe. Ein Bildniß des immerhin merkwürdigen Mannes befindet sich noch im Besitz der Familie, zur Zeit des Obergerichtspräsidenten und Nationalrathes Leuenberger in Bern. Dasselbe wurde öfter, zum ersten Male unmittelbar nach der Hinrichtung, in Paris in Kupfer gestochen. Eine dramatische Behandlung von Leuenberger's Schicksal und Ende versuchte J. J. Schädelin in: Claus Leuenberger, ein historisches Drama, Bern 1837.

Acten des Bauernkriegs im Berner Staatsarchiv, 5 Bde., Folio. — Gedruckte Sammlung der Eidg. Abschiede, Bd VI. 1. — Der große Volksaufstand in der Schweiz, in der Zeitschrift „Helvetia", Bd. VI, Aarau 1830 (von A. Bock), wo eine große Anzahl zeitgenössischer Berichte gründlich und unbefangen benutzt und wiedergegeben sind, auch besonders abgedruckt und in mehreren Auflagen erschienen. — Joh. Konr. Füßli, Historie des großen Aufruhrs im Schweizerlande in „Helvetia", Bd. II, S. 21—83 (hier heißt der Bundesobmann: „Claus Schmied, genannt Leuenberger", ohne daß in den Originalquellen irgend ein Anhaltspunkt dafür sich finden ließe). — Lauffer, Helvetische Geschichte, Bd. XVIII. — v. Tillier, Geschichte des Freistaats Bern, Bd. IV, S. 143—204. — Gelzer, Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizer Geschichte, 1839, Bd. II, S. 93—110.

Blösch.

Leuenberger: Jakob L., Professor, aus Rüderswyl im Emmenthal, wurde den 23. April 1823 zu Utzenstorf an der Emme geboren und in dem kleinen Städtchen Büren an der Aare erzogen, wo sein Vater Präsident des Amts- oder Bezirksgerichts war. Nachdem er hier die gewöhnlichen Schulen besucht und dann noch einige praktische Vorbereitung in einer Amtsstube erhalten hatte, wurde er auf der Berner Universität Schüler des genialen Rechtslehrers Wilhelm Snell. Als Student von der hochgehenden politischen Bewegung ergriffen, nahm er 1845 an dem Freischaarenzuge nach Luzern zur Austreibung der Jesuiten Theil, und trat auch einer freiwilligen Jägercompagnie bei, als 1847 der Sonderbundskrieg ausbrach. Kurz zuvor hatte er sich durch eine glänzend bestandene Prüfung die Berechtigung zur Ausübung der Advocatur erworben, aber schon 1848 wurde er zum Professor des Bernischen Rechts er-

nannt. Die Wahl war auffallend, da L. keine Gymnasialbildung genossen hatte; sie zeugt um so mehr von der Erwartung, die man auf den jungen strebsamen Mann setzte; mit mehr als gewöhnlicher Energie begann derselbe allerdings sogleich diese Lücke auszufüllen und hatte in kurzem sich die lateinische Sprache angeeignet. Seiner Aufgabe entsprechend, warf er sich vorzugsweise auf das Studium der Bernischen Rechtsquellen und die Untersuchung der nur theilweise noch geltenden, aber immerhin noch nachwirkenden alten Land- und Stadtrechte des Kantons. Dabei war er Rechtsconsulent des Staates und Redacteur vieler Gesetzesentwürfe; insbesondere bearbeitete er im Auftrage der Regierung eine neue Gesetzsammlung- in 10 Bänden, durch welche der bestehenden Verwirrung ein Ende gemacht und das Geltende auf zweckmäßige Weise zusammengestellt wurde. Sein Haupt- und Lebenswerk indessen, die Abfassung eines einheitlichen Civilgesetzbuches für den ganzen Kanton, die Ausgleichung und Verschmelzung des im neuen Landestheile (Jura) noch gültigen französischen Rechtes mit den deutschen Grundsätzen des alten Berner Landes, sollte er nicht zur Vollendung bringen, und es ist dasselbe, trotz Leuenberger's Vorarbeiten, von den politischen Entwickelungen der Eidgenossenschaft überholt und wol auch an den Schwierigkeiten scheiternd, bis heute nicht zu Stande gekommen. Im J. 1852 hatte L. sich verheirathet; aber bald schon zeigte sich seine Gesundheit erschüttert, wenn auch die Arbeitskraft noch nicht gestört war. Von 1855—57 war er Mitglied des schweizerischen Nationalrathes und 1860 wurde er zum Vertreter Berns im Ständerathe erwählt. Er wußte auch in diesen eidgenössischen Behörden sich Achtung zu verschaffen; aber schon am 24. Mai 1871 ging sein Leben zu Ende. Trotz mangelnder wissenschaftlicher Vorbildung war er ein sehr tüchtiger Lehrer. Geradheit, Herzensgüte und Uneigennützigkeit machten ihn beliebt. Herausgegeben hat er „Vorlesungen über das Bernische Privatrecht", Bern 1850 bis 1854, 3 Bde. Nach seinem Tode erst wurden zum Druck bearbeitet durch seinen Bruder, Obergerichtspräsident L.: „Studien zur Bernischen Rechtsgeschichte", Bern 1873.

Professor J. L. in: „Das Schweizerhaus", 1872. Bern. — Nekrologe in den Schweiz. und Bern. Tagesblättern. — Ein Nachruf in der Zeitschrift des Berner Juristenvereins, Bd. VI, S. 349 ff. (von R. Niggeler).

Blösch.

Leun: J. G. F. L., geb. am 9. August 1757 zu Gießen, außerordentlicher Professor und Lehrer der Philosophie am akademischen Pädagogium daselbst, zuletzt Kirchenrath und Oberpfarrer zu Butzbach in Hessen, † am 15. März 1823 (Winer, Hdb. d. th. Lit. II, 639). — L. war mehr ein Buchmacher als ein Forscher und seine Arbeiten streifen manchmal nahe an das industrielle Gewerbe, welches in unserer Zeit den Studirenden den eigenen Fleiß zu ersparen bemüht ist. Sein „Handbuch zur cursorischen Lectüre der Bibel des alten Bundes", 1788 bis 1791, 4 Theile, sowie das „Handbuch zur cursorischen Lectüre des neuen Testaments", 3 Thle., 1795. 96, mögen damals für Anfänger nicht ganz unbrauchbar gewesen sein, es fehlt ihnen aber das bei einleitenden Werken unentbehrliche solide eigene Wissen des Verfassers (vgl. Eichhorn, Allg. Bibl. der bibl. Lit., Bd. V, S. 1038. Bd. IX, S. 621 f. Fuhrmann, Hdb. der theol. Lit. IIa. S. 153. 274). — Ein ähnliches Sammelwerk einiger nöthigen und nützlichen Dinge war seine „Biblische Encyclopädie oder exegetisches Realwörterbuch über die sämmtlichen Hülfswissenschaften des Auslegers", 1793—98. 4 Thle. (s. Winer I, 133). — Sehr flüchtig gearbeitet war seine Schrift: „Pauli ad Corinth. ep. II graece perpetua annotatione illustrata", 1804 (s. Erg. Bl. z. allg. Lit. Ztg. 1807, p. 225—29); ähnlich steht es mit seiner „Reinen Auffassung des Urchristenthums in den Paulinischen Briefen", 1803 (s. Jen. Lit.

Ztg. 1808, IV, 209—16). Die Schrift „Einige Bemerkungen über Inhalt und Plan des 7. Capitels des Briefs Pauli an die Römer", 1795, gab einen neuen Erklärungsversuch (s. darüber Eichhorn a. a. O. Bd. IX, S. 755 f.). — Rosenmüller im Hdb. f. Lit. der bibl. Krit., Bd. II, S. 137 führt von ihm noch an: „Kritische und erklärende Bemerkungen über den 58. Psalm", 1783, ohne es der Mühe werth zu finden, in seinen Scholien zu den Psalmen (cf. edit. II, vol. 3, p. 1179—1192) die mindeste Rücksicht auf dieselben zu nehmen.

Siegfried.

Leunclavius: Johannes L. (Löwenklau) von Amelbeuern in Westfalen, Historiker, Orientalist und Philolog, war 1533 geboren. Er entstammte (wie er im Proëmium zum Gregor von Nazianz sagt) einem alten westfälischen Geschlechte. Durch Lazarus Schwendi wurde er sehr jung an den Hof von Turin zu Emanuel Philibert und dessen Nachfolger Karl Emanuel gesandt. Er weilte dort zwei Jahre und begann Xenophon's Praecepta rei equestris ins Lateinische zu übersetzen. Denn frühzeitig schon hatte er sich unter der Leitung eines vorzüglichen Lehrers, des Heinrich Henning (der später Kircheninspector in Spanheim wurde) und gefördert durch seinen Oheim Albert von Löwenklau und seinen Verwandten, den Lübecker Seeheelden Matthäus Tiedemann mit Energie den klassischen Studien zugewendet. Sein Oheim war ihm ein zweiter Vater geworden, in der Dedicationsschrift an ihn und Tiedemann (vor den Opera Gregorii Nysseni) gesteht er es ein, daß er nach Gott und seinen Eltern, die er früh verloren zu haben scheint, ihm alles verdanke. Durch drei Jahre (1562—65) war L. Lehrer des Griechischen — jedoch nicht an der Universität — in Heidelberg, dann lebte er (sicher um 1575, cf. Proëmium in Librorum *Βασιλικῶν* ... Synopsis) in Schlesien als Gast des Freiherr von Kittlitz. Er unternahm große Reisen in Europa, auch in den Orient, galt den Zeitgenossen als einer der größten Kenner der türkischen Geschichte („est le meilleur qui ait escrit des Turcs". Scaligerana), auch Thuanus folgt ihm auf diesem Gebiete völlig. Sein Aufenthalt in Constantinopel, seine Kenntniß der orientalischen Sprachen, Unterstützung von Seite der ungarischen Großen, die Benutzung der in Wien vorgefundenen deutschen Uebersetzung der Originalannalen der türkischen Sultane, dazu reiche Belesenheit in den Orientalen und Byzantinern, alles wirkte so zusammen, daß das Urtheil Wachler's (Gesch. der hist. Forschung etc. I, 234), Leunclavius' Untersuchungen seien klassisch und durch neuere Bemühungen noch nicht entbehrlich, wenigstens für jene Zeit (1812) ganz zutreffend ist. Die Werke, die in dieser Richtung genannt werden müssen, sind die „Annales Sultanorum Othmanidarum a Turcis sua lingua scripti (bis 1550) a. J. L. latine redditi", Frankf. 1588. 4°, 1596 f. mit der Fortsetzung des L. bis 1587, nebst Commentar und den sog. Pandectae historiae Turcicae (deutsche vermehrte Ausgabe Frankfurt 1590 f.), dann „Historiae Musulmanae Turcorum (bis 1552) de monumentis ipsorum exscriptae ll. XVIII", Frankfurt, Wechel's Erben, 1591, deutsch unter dem Titel „Hansen Löwenklau's Neue Chronika türkischer Nation", Frankf. 1590 f., 1595 f. Gute Angaben über die Fata jener Schriften, die er bona fide nach Archivalien geschrieben, über den Ingrimm einiger magyarischer Heißsporne, über neue Quellen, welche er vorgefunden, die ihm mehr böten, als die trockenen Berichte des Beck von Leopoldsdorf, die er früher benützte u. A. finden sich in seinem interessanten Briefe vom J. 1589 an den berühmten Karl Clusius, zu dem er in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand (Freytagii Virorum doctorum epistolae selectae 1831. p. 95 ff.). Ebenda erwähnt er auch seines Mäcenaten, des edlen Karl von Zierotin, dessen Gastfreund er auf Schloß Namiest und dessen Reisebegleiter er war (vgl. P. v. Chlumecky, Karl von Zierotin, Brünn 1862, S. 150). Leicht wurde ihm die Abfassung seiner Werke über

türkische Geschichte nicht, er schreibt darüber u. A. (an J. II. Camerarius, Münchner Camerariussammlung 158): Adfirmare bona fide possum expendisse me tum in itinere turcico, tum in condenda ejus gentis historia florenorum millia duo et amplius. — Was nun diese Werke über die osmanische Geschichte anlangt, so verlohnt es sich wol, etwas bei ihnen zu verweilen. Besonders bei dem deutsch geschriebenen populären Buche. Die Tendenz des Werkes ist natürlich eine kriegerische, die Fürsten sollen zum Kampfe gegen die Türken bewogen werden. Aber die Form ist eine wesentlich verschiedene. Während die Humanisten des 16. Jahrhunderts sich in kläglichen oder großmäuligen Declamationen ergehen, sucht L. durch eine Vergleichung der Streitkräfte und Vorzüge des osmanischen Reiches mit dessen Schwächen und Schattenseiten eine Art Bilanz zu ziehen und räth als Folge derselben den Deutschen, welche aus seinem Buche die Geschichte jener Völker studiren könnten, zum Kriege gegen die Türken. Die Teutschen . . die von den sieghafften Römern auch unbezwungen blieben . . sollen sich wie ein guter Oberst verhalten, „der so wol seyn eygen“ als deß Feindes Macht thut erwegen. Ein gewisses Lob ist zwischen den Zeilen zu lesen, wenn es L. rühmt, daß bei den Türken keine Ketzerverfolgung sei. Dort würden ruhesame Leute „nicht inquirirt oder durch immerwährende Gefängnussen, auch mit Köpffen, Hencken, Ertrăncken und Brennen . . . . allein wegen eines andächtigen Gewissens gestraft. Dies ziehe so manchen zu den Türken. Ebenso ist das Rechtsverfahren bei ihnen kurz, während es bei den Christen durch die Advocaten auf die lange Bank geschoben werde. Freilich sei bei den Türken wieder weder Treue noch Glauben, noch Scham, Keuschheit oder Gnade zu finden, nichts als Uebermuth gegen Andere, starkes Vertrauen auf die eigene Macht, aber auch ein großer Mangel an Autorität und Disciplin. Dazu kommt die elende Palastregierung, wodurch Revolutionen veranlaßt werden können, große Kriege, wie z. B. der mit den Persern. „Hierauß siehet man, daß wir wol ursach haben uns zu fürchten, weil etliche Sachen im türkischen Reich beständig und fest, und noch von alten Wesen vorhanden, und daß wir hinwieder auch etwas zu hoffen, wegen angefangener umbstoßung derer Seulen und Stützen, darauff bißher das Türckisch Regiment beruht und bestanden. — Der Verfasser, der die genealogische Seite nicht vernachlässigt, schreibt mit Wärme, Sachkenntniß und Eifer, aber leider schon in jenen entsetzlich langen Sätzen, die immer beliebter werden. Er sieht in den Türken eine Geißel Gottes, aber ist doch so unparteiisch anzuerkennen, daß auch hier schöne Beyspiel strenger Gerechtigkeit und anderer Tugenden mit unterlauffen. Allerdings ihrem Hochmuth ist L. gram, er bespricht ihn wo er nur kann, „sie nennten sich Herrn aller vier Welttheile, obwol sie nichts in America, noch der neueren Welt bisher eingenommen, ja dahin noch nicht dürffen schmecken.“ — Hammer (Geschichte des osmanischen Reiches I, XXX. VII) urtheilt über ihn: L. behandle seine muselmannische Geschichte mit vielem kritischen Geiste, aber auch mit vielen für seine Zeit ob Unkunde der Sprache und Sachen unvermeidlichen Fehlern . . . . Statt blos die wörtliche Bedeutung türkischer Namen ins Deutsche zu übersetzen, übersetzt er dieselben nochmals rückwärts ins Griechische. Ganz willkürlich ist die Angabe der Ortsnamen in den Pandekten (§ 73). Aber L. hat auch Verdienste um die Jurisprudenz. Er war es, der aus der Bibliothek des Joh. Sambucus eine in Tarent aufgefundene Handschrift der Synopsis erlangte; er gab sie im Originaltext mit beigefügter lateinischer Uebersetzung heraus (1545, Basileae) bei Episcopius unter dem Titel: „LX Librorum *Βασιλικῶν* Ecloga sive Synopsis hactenus desiderata nunc edita per J. L.“ „Leider“, sagt Stintzing (Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, 239 f. und 443) „hat L. in seiner Edition, der einzigen bis jetzt existirenden, die ursprüngliche alphabetische

Ordnung der Titel umgeändert und diese nach der Originalordnung der Basiliken, wie er sie sich vorstellt, herumgeworfen. J. Freigius beschuldigte den L. bezüglich dieses Werks des Plagiats, M. Freher hat aber die weiteren juridischen Studien Leunclavius' unter dem Titel: „Juris Graeco-Romani tam canonici, quam civilis tt. II J. L. A. studio ex variis Europae Asiaque Bibliothecis eruti latineque redditi nunc primum editi cura M. Freheri MDXCVI", Francof. bei Peter Fischer herausgegeben. Es ist griechischer und lateinischer Text; auf dem Titelblatte wird das Werk nicht blos den Juristen sondern auch allen die sich für Kirchen- und Staatsalterthümer interessiren, ob multiplicam utilitatem summe empfohlen". Wachler nennt es ein unvergängliches Denkmal seiner humanistischen Erudition (über andere Drucke cf. Denis, Garellische Bibliothek S. 552 ff.). Sehr bedeutend und viel zu wenig gewürdigt sind Leunclavius' Leistungen als Gräcist, obwol es schon in den Scaligerana heißt: fuit Westphalus sed non Barbarus, bene intellexit Graeca . . . omnia eius scripta sunt utilia imo necessaria et Graeca Juris Consultorum intellexit. Das beschränkende Urtheil: sed autorum veterum non intellexit bezieht sich, wie es auch dort heißt, auf die Bemerkungen des Henricus Stephanus, der, wie Scaliger schreibt: paulo ante obitum multa scripsit ad me contra Leunclavii editionem Xenophontis, Bemerkungen, die das Ergebniß einer aus Rivalität entstandenen Controverse sind, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Jedenfalls aber liegt gerade in den Bemühungen um Xenophon ein wesentliches Verdienst. Er kam immer wieder auf ihn zurück und gab 1569 (Basel) eine Gesammtausgabe seiner Werke heraus (Text mit gegenüberstehenden lateinischer Version), die er Joh. Casimir von der Pfalz widmete. Treffende Bemerkungen über seinen Lieblingsschriftsteller erfüllen die Dedicationsepistel. Er empfiehlt die Lectüre des eben so angenehmen als nützlichen Autors, den P. Cornelius Scipio und Lucullus so hochschätzten, weil er in seiner griechischen Geschichte ein Bild der gegenwärtigen Zeit gebe, nam et nos inter nos digladiamur neglecto hoste publico ac capitali, er empfiehlt ihn „quo nihil ad hominum vitam utilius et tuendae rei familiaris praecepta dedit", er empfiehlt ihn besonders den Fürsten und allen denen, die sich an der Regierung und Verwaltung betheiligen. Gewiß, die Verdienste des Herausgebers und Uebersetzers um den Text, den er nach Sylburg's Urtheil von gar viel Schäden reinigte und um die Verständlichkeit der Uebersetzung dürfen nicht unterschätzt werden. In einem Briefe an H. Stephanus äußert sich L. über die projectirte zweite Edition: Cupio quidem certe Xenophonteam hanc lucubrationem alteram mihi honestam, typographo fructuosam, lectori gratam et utilem efficere. Das Werk erlebte — so viel ich weiß — drei Auflagen; die dritte 1595 (Frankfurt, Wechel) ist mit einer Epistola dedicatoria des Herausgebers Friedrich Sylburg an K. von Zierotin versehen, welche die Leistungen Leunclavius', der sich in dieser dritten Edition selbst übertroffen habe, nach Gebühr rühmt. Er habe ja alle seine Kraft daran gesetzt, ut quanto maior est Xenophon vir amorum variaeque conditionis gloria celeberrimus tanto tersiore pallio praetextaque cultiore a se in Quiritum coetum emitteretur. Dem Mäcenas K. von Zierotin ist das Buch gewidmet, weil dieser seinen treuen Achates mit großer Trauer beweine. Er im Vereine mit P. Melissus und Marquard Freher fordern den Freiherrn auf, für die Herausgabe der Werke des Verstorbenen, welche dieser hinterlassen, zu sorgen. Diese — vermehrte — Ausgabe enthält übrigens nur die Version. Auch um die Kirchenväter bemühte sich der rastlos thätige Mann. 1571 erschienen die „Opera Gregorii Nysseni" (zu Basel bei Euseb. Episcopius) in lateinischer Uebersetzung. Die Dedicationsepistel ist frisch und geistreich geschrieben, sie hebt mit der Betrachtung an, wie sehr Gottes Güte Deutschland mit dem Ertrage der Minen bereichere, jenes Deutschland,

das Plinius und Tacitus einst als ein ganz unwirthliches und armes Land schilderten. Viel größer aber zeige sich noch darin Gottes Gnade „quod uberes praeclarissimarum linguarum et omnis generis disciplinarum venas nobis aperuerit. So könne man das deutsche Vaterland ein goldenes nennen, er freue sich in diesem Zeitalter geboren worden zu sein. Neben dieser Reminiscenz an Hutten's Ausspruch, die sich übrigens bei vielen Humanisten vorfindet, fehlt es nicht an gelungenen Ausfällen gegen gewisse Richtungen der Zeit. Er habe einen Brief des Nyssenus übersetzt, sagt er etwa „ut ex ea plerorumque Theologorum morosam superbiam superbamque morositatem non nostro primum saeculo natam esse, quilibet perspicere possit“. Die Ausgabe ist mit einer kurzen Vita und Elegien des Nyssenus versehen. In demselben Jahre erschien auch: „Gregorii Nazianzeni tomi III“ (Bas. Herwagen per Euseb. Episcopium). Schon am Titelblatte spricht der Herausgeber von seinen diuturnis vigiliis, in seiner Dedicationsepistel an Johann Grafen von Hoy, Bischof von Münster, und zeigt sich die warme Freude des Verfassers an den Studien, seine immer rege Wißbegier und Vielseitigkeit und seine echtklassische Ruhmbegier, die ihn zu den Arbeiten treibt. „Ut non ignavae pecudis in morem“, sagt er da wol „vitam hanc transirem, sed emolumenti aliquid adferrem rei litterariae, quam a puero meorum auctoritate jussuque coluissem et apud bonos optabilem mihi nominis existimationem pararem“. Er giebt sodann eine Geschichte seiner jahrelangen Bemühungen, rühmt Basel, in dem er sich damals aufhielt, als eine Stadt, die hinsichtlich ihrer Druckereien nicht ihresgleichen in Europa hat, nicht minder Hieronymus Wolf, erzählt wie er auf die Nachricht, Jacobus Billius bereite eine Uebersetzung vor, seine Absicht aufgegeben, später aber, als er nach dem Erscheinen des Werkes jenes Billius gesehen, daß diesem so manches fehle, er das Unternehmen doch wieder aufgenommen habe. Daß er es auch bei dieser Arbeit sehr ernst nahm, zeigen seine allerdings vergeblichen Bemühungen, Abschriften aus der Vaticana zu erlangen, durch eine Reise nach Italien diese zu gewinnen u. A. Auch hier erfolgt ein Seitenhieb auf die, welche ihre Werke „hominibus plane literarum imperitis inscribere non verentur“. — Am Schlusse gab L. eine Uebersetzung des Dialogs des Cäsarius, des Bruders Gregors von Nazianz, durch die er mit Jacob Billius in eine heftige Fehde gerieth. Die maßlosen Angriffe des letzteren aber, der L. sogar einen Betrüger nannte, erweist u. A. Lambecius (l. c. IV, 67—111) als durchaus unbegründet und zeigt wie sehr L. im Rechte war. Nach Leunclavius' Tode erschien 1606 Hanoviae (Wechel) apud Claudium Marium, Text und Uebersetzung des Cassius Dio. Auch hier sucht L. stets kritisch vorzugehen. In der Zueignung an Ludwig Philipp Grafen von Hanau giebt er als Veranlassung dieser Arbeit den ungemeinen Schmerz über das plötzliche Hinscheiden seines damaligen Brodherrn (cf. die Münchner Camerarius Briefe), des Kurfürsten von Sachsen an, gegen den er durch die Beschäftigung mit diesem Classiker Trost suchte. In der früheren Ausgabe (es ist wol die bei H. Stephanus 1548 erschienene) habe er Chiliaden von Fehlern entdeckt. L. beschäftigte sich mit dieser Ausgabe in Köln, seine Bemerkungen sind meist treffend, so z. B. die über Xiphilinus. In den Noten sind auch die Vorgänger benutzt, L. verwahrt sich dagegen, als ob er das Verdienst W. Xylander's, seines alten Freundes und ersten Uebersetzers des Dio gering anschlage. — L. war reich an Entwürfen und Plänen, er dachte, wie aus einem sehr merkwürdigen, leider undatirten, sicher aber nach 1578 anzusetzenden Briefe an Henricus Stephanus (cf. Goldast, Phil. Epistolarum Centuria I, Lipsiae 1674, p. 303 ff.) erhellt auch daran, den Polybius herauszugeben, den Appian und Herodian zu übersetzen u. dgl. m. Mit welchem Ernste er an die Beschaffung von Handschriften ging, wie eifrig er alles, was bisher gedruckt war, heranzog und wie ruhig er

allfällige Bereicherung seiner Studien abwartete, zeigt eben dieser in mehr als einer Beziehung werthvolle Brief. Daß bei seiner so wenigen stabilen Art und dem Bedarfe zahlreicher Behelfe an Büchern der eifrige Mann den Bibliothekaren nicht immer erfreulich war, zeigt die durch Rücksichtslosigkeiten Leunclavius' (Lambecii Comm. I, 98) veranlaßte Aeußerung des Hugo Blotius, der über ihn an R. Reineccius 1593 schreibt (Lambecii Comm. I, 97): Leo ille rugiens, ille inquam, cunctis formidabilis Leo ad nos (nach Wien) rediit cuius ungues et mihi timendos video: sed cataphractus me ab ipsius minis descendam, si potero, sin minus, incendium meum ruina restinguam vel alios, quos itidem offendit et quibus gratis est iratus in auxilium accersam. — Hujus Crocodili lachrymis et insidiosae pietati ego fidens, in non parvum incidi malum, Bibliothecam ipsi patere passus cum aegrotus in lectulo decumberem, quam ille venatus occasionem per contubernalem quendam meum mensa mea utentem, iuvenem sine controversia optimum probissimumque introduci in Bibliothecam petiit. In diesem Jahre erscheint L. wieder als Begleiter K. v. Zierotin's in Ungarn (cum ita huius novissimae adversus publicum hostem expeditionis socium habuisti schreibt Sylburg in der Xenophonausgabe von 1595), im Juni 1593 ist er — wahrscheinlich in Wien — gestorben. Die Freunde spendeten ihm warme Nachrufe in Prosa und Poesie, Zierotin, Sylburg, Melissus, Freher beklagten ihn innig. In den Scaligerana wird zu der sonstigen Charakteristik noch der Satz hinzugefügt: L. habebat scorta secum. — Zweifellos war er ein bedeutender Mann, dafür bürgen die Freundschaft jener Männer, sowie sein Verkehr mit dem großen Clusius („Clusius eum novit familiarissime“, Scaligerana) und Joachim II. Camerarius, Thomas Rediger u. v. A., vor Allem aber seine wichtigen und vielseitigen Werke. Viele von diesen wurden schon genannt, ich erwähne noch einiger, wobei allerdings Erschöpfendes nicht geboten werden kann. 1572 erschien die lateinische Version des Michael Glycas *Βίβλος Χρονική* zu Basel (die Uebersetzung ist abgedruckt in den Scriptores hist. Byz., Paris 1670 in Labbé's Ausgabe). Sie wird eröffnet mit einem fingirten Gedichte des Glycas an Sambucus und ist dem Freiherrn Johann v. Kittlitz gewidmet. Das ganze Proemium ist eigentlich nichts anderes als ein überschwengliches Lob des Sambucus, der ihn zu diesen Arbeiten veranlaßt habe und den er fälschlich zum Director der Hofbibliothek macht. Schon 1576 erschien zu Basel seine lateinische Uebersetzung der Historia Romana des Zosimus unter dem Titel: „Z. Comitis et exadvocati fisci Historiae novae libri VI. nunquam hactenus editi“, die weit ins 18. Jahrhundert hinein den Ausgaben dieses Historikers beigedruckt ward. Als Beigabe folgen Procopius, Agathias, Jornandes und zum Schluß Leonardus Aretinus rer. Gothicarum commentarii (Peter Perna). Voraus geht die Dedication an den kaiserlichen Rath Johannes Sambucus, welche mit einem Nachrufe an den eben geschiedenen Mäcenas Thomas Rediger († 1576) beginnt, der ihn eigentlich zu seiner Arbeit über Zosimus veranlaßt habe. Sein Exemplar war freilich sehr verstümmelt und fehlerhaft, doch schreckte ihn das so wenig als die Verzögerung des Druckes durch den ersten Typographen. Ja er erhebt sich zu einer Apologie für den geliebten Autor. Mit ihm verband er in der Edition die am Titel genannten Schriftsteller, die sehr begehrt würden, aber deren Text er aus verschiedenen Gründen nicht verbessern könnte, so sehr derselbe auch dessen bedürftig sei. H. geht dabei in eine scharfe Kritik der Vorgänger ein, hinc satis adparare cuivis arbitror, quam patrum memoria tenuis adhuc in iis cognitio fuerit, qui Graecos scriptores interpretandos suscipiebant. Nachdem L. über die Anlage des Werkes Rechenschaft abgelegt, wendet er sich mit schwunghafter Lobeserhebung an Sambucus, den er — wie Lambecius meint — absichtlich um Blotius zu ärgern, zum Hofbibliothekar macht.

Hierher gehören auch die Annales Constantini Manassis, die ihm aus der Bibliothek des Joh. Sambucus zugekommmen waren, deren Uebersetzung L. (Basel, Episcopius) 1573 herausgab und dem Grafen Arnold von Bentheim widmete. Die Textausgabe der Σύνοψις ἱστορική ließ Meursius subiuncta Leunclavii versione latina, Leyden 1616 erscheinen. Die Noten erhielten sich bis zur Bonner Ausgabe der Byzantiner in Werth. 1577 edirte L. nach einem griechischen Codex des Johannes Sambucus die Uebersetzung des Oneirocriticon des Achmet Sernim zu Frankfurt (Wechel), über das Lambecius (l. c. VII, 566) allerdings ungünstig urtheilt (imperfecte et mutile). Die Briefe Leunclavius' an Joachim II. Camerarius, dessen Sohn Balthasar ihm als Eleve anvertraut war (in der Münchner Camerariana Vol. 20 n. 126—165), theils in lateinischer, theils in italienischer Sprache geschrieben, geben einige Angaben über seine Reisen, ziemlich viele politische Nachrichten über den Aufstand der Niederlande, auf deren Seite er zu stehen scheint, bieten aber nichts werthvolles. Nach ihnen war er von 1591—1593 in Dresden, Köln, Zütphen, Frankfurt, Heidelberg und endlich in Wien, wo er am 21. Novbr. 1592 in Dr. Hofmaier's Haus lebte.

Horawitz.

Leunis: Johannes L., geb. zu Mahlerten unweit Hildesheim am 2. Juni 1802, † als Professor der Naturgeschichte am Gymnasium Josephinum zu Hildesheim am 30. April 1873, erhielt seine Ausbildung auf genanntem Gymnasium und der theologischen Lehranstalt ebendaselbst. Im J. 1824 trat er als Lehrer am Josephinum ein und verblieb in dieser Eigenschaft bis zu seinem Tode. Seine Lehrfächer waren von 1830 an, nach der Reorganisation des hannöverschen Schulwesens, Geschichte, Geographie und Naturgeschichte. Seiner außerordentlichen Lehrbefähigung für diese Zweige des Unterrichts, sowie seiner namentlich im Interesse der Naturwissenschaften bewiesenen angestrengten und erfolgreichen schriftstellerischen Thätigkeit verdankte er eine Reihe von werthvollen Begünstigungen. Nicht nur, daß ihm für seine mit der Zeit bedeutend angewachsenen naturhistorischen Sammlungen umfassende Räume im Collegiatgebäude zu Gebote gestellt wurden, er erhielt auch für seine Zwecke durch die Munificenz der bischöflichen Patronatsbehörde ausreichende pecuniäre Mittel durch Verleihung einer Vicarienpfründe an der Kathedrale. So hatte er das Glück, ungestört seine ganze Kraft seinem Lieblingsstudium widmen zu können. Er that es bis an sein Lebensende mit unermüdlichem Fleiße im Beobachten, Sammeln und im Studium der naturwissenschaftlichen Litteratur, für welches er ohne eigentlichen Unterricht als Autodidakt sich herangebildet hatte. Inmitten seines Schaffens, mit der Correctur einer neuen Auflage seines bedeutendsten Werkes, der „Synopsis der Pflanzenkunde“ beschäftigt, raffte ihn der Tod hinweg. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er im J. 1855 von der Universität Göttingen zum Dr. phil. hon. causa ernannt. L. verdankt seinen über Deutschlands Grenzen hinausgehenden Ruf seinen Lehr- und Schulbüchern. Unmittelbar aus dem Bedürfnisse des naturhistorischen Unterrichts in den höheren Gymnasialklassen ging als erstes Werk hervor: „Synopsis der drei Naturreiche. — Ein Handbuch für höhere Lehranstalten und für Alle, welche sich wissenschaftlich mit Naturgeschichte beschäftigen.“ In den beiden ersten Theilen, beziehungsweise 1844 und 1846 erschienen, werden Zoologie und Botanik behandelt; einen dritten Theil, Oryktognosie und Geognosie, bearbeitete Fr. A. Römer, damals Bergamtsassessor, später Bergrath in Clausthal. Nach den Worten der Vorrede soll das Buch den Schüler an der Hand des Lehrers dergestalt in die specielle Systematik der Naturkörper einführen, daß er vor Allem in der Selbstbestimmung der letzteren sich übe und durch diese den Formenreichthum in der Natur erkennen und unterscheiden lerne. Daraus erklärt sich die streng durchgeführte analytische Behandlungsweise des Stoffes.

Nach einer kurzgefaßten Einleitung, welche die allernothwendigsten Vorbegriffe enthält, folgt eine tabellarische Uebersicht der Klassen im Thier- und Pflanzenreich mit einer kurzen Charakteristik. In der Zoologie ist das Cuvier'sche, in der Botanik das Decandolle'sche System zu Grunde gelegt. Jeder Klasse, die nun specieller charakterisirt wird, schließt sich dann, wiederum in Tabellenform nach dichotomischer Anordnung, eine Uebersicht der Ordnungen und Familien an, deren Diagnosen behufs Erleichterung der Bestimmung möglichst kurz gefaßt sind. Die Kennzeichnung der Arten ist bei weitem ausführlicher behandelt; ja es ist hier alles eingeflochten, was nur einigermaßen den Laien wie den Fachmann an der betreffenden species interessiren kann. So sind nicht nur Vorkommen und Verbreitung, sondern auch Schaden und Nutzen, etwaige technische Verwerthung, historische Beziehungen ꝛc., wo nur immer angänglich, miterwähnt. Hinsichtlich der Auswahl der beschriebenen Naturkörper sind diejenigen Europa's, namentlich des nördlichen Deutschlands, sowie die für Gewerbe und Handel wichtigsten besonders berücksichtigt und außerdem die schädlichen und die vaterländischen durch besondere, dem Namen vorgestellte Zeichen kenntlich gemacht. Abbildungen fehlen der ersten Auflage. War die Synopsis vorzugsweise für die höheren Klassen bestimmt, so erschien L., als im Verfolg der Organisation des Schulwesens den Naturwissenschaften auch auf den Gymnasien ein größeres Feld eingeräumt wurde, ein ähnliches Werk für die mittleren und unteren Klassen ebenfalls nothwendig. Er entschloß sich daher, um den Bedürfnissen dieser Klassen zu genügen, zur Herausgabe eines zweiten Lehrbuchs unter dem Titel „Schul-Naturgeschichte. — Eine analytische Darstellung der drei Naturreiche, zum Selbstbestimmen der Naturkörper." Es erschienen die drei Theile: Zoologie, Botanik, Mineralogie, sämmtlich von L. bearbeitet, in den Jahren 1848, 1849 und 1852. Nach denselben Grundsätzen verfaßt, ist das Buch in allen seinen Theilen nur als ein zweckmäßiger Auszug der Synopsis zu betrachten. Es ist diejenige unter den Arbeiten des Verfassers, welche die meisten Auflagen erlebt hat. Bei der Bearbeitung der dritten Auflage, die für den ersten Theil 1853, für den zweiten 1855 erschienen ist, hat L. eine sehr wesentliche Umarbeitung und Vergrößerung des Umfangs eintreten lassen, das Buch auch mit vielen Holzschnitten bereichert, so daß in dieser Form die „Schul-Naturgeschichte" nunmehr recht gut auch dem Unterrichte in den ersten Klassen dienen konnte. Deshalb ließ er für die unterste Stufe ein kleineres Compendium „Analytischer Leitfaden für den ersten wissenschaftlichen Unterricht in der Naturgeschichte" erscheinen. Es kam in drei Heften heraus in den Jahren 1852 und 1853. Zugleich aber drängte es L., das reiche wissenschaftliche Material, das er während langer Jahre unermüdlichen Sammelns und Beobachtens und durch seine ausgedehnte Correspondenz sich verschafft hatte, zweckentsprechend zu verwerthen. Er beabsichtigte daher, seiner Synopsis in zweiter Auflage eine bedeutende Erweiterung zu geben und sie zu einem Lehrbuche der gesammten beschreibenden Naturwissenschaften namentlich für Lehrer oder zum Selbststudium umzugestalten. Nur zum Theil konnte L. seine Absicht verwirklichen. An ihrer Vollendung hinderte ihn der Tod. Vollständig von seiner Hand erschienen nur der erste Band, Zoologie, im J. 1860 und von dem zweiten Bande, Botanik, nur die beiden ersten Abtheilungen, die allgemeine Botanik und die Phanerogamen enthaltend (1864—67); die dritte Abtheilung dagegen, die Kryptogamen, ist ein selbständiges Werk des Professors Dr. A. B. Frank in Leipzig, der auch die Schlußredaction des ganzen Bandes übernommen, und ist 1877 erschienen. Der dritte Band „Synopsis der Mineralogie und Geognosie" wurde vom Hofrath Dr. Ferd. Senft in Eisenach bearbeitet und kam in 2 Abtheilungen in den Jahren 1875—1878 heraus. Bis zu Leunis' Tode waren von der Synopsis (Bd. I und II) 2 Auflagen, von der Schul-Naturgeschichte 7 (Bd. I

und II) resp. 4 Auflagen (Bd. III) und von dem Analytischen Leitfaden 6 (Bd. I und II) und 4 Auflagen (Bd. III) veröffentlicht worden. Gegenwärtig sind durch die Bearbeiter der Leunis'schen Lehrbücher, zu denen für die Zoologie noch Dr. Hubert Ludwig hinzugetreten ist, bereits wieder neue Auflagen der Oeffentlichkeit übergeben worden. Die rasche Folge der Auflagen dieser Bücher ist zweifellos ein Beweis ihrer Brauchbarkeit. Es sind in der That Schulbücher, wie sie den vielen Erzeugnissen dieser Art auf dem Büchermarkte als Muster hingestellt werden können. Ihre Vortrefflichkeit beruht auf der Klarheit und Uebersichtlichkeit der Darstellung und auf der Reichhaltigkeit und Correctheit des Inhalts. In Bezug auf letzteren hätte vielleicht manches gekürzt, auch wol mancher Ausdruck als ungeeignet für Schüler vermieden werden können, immerhin wird man die Fülle des Stoffes einem Schulbuche nicht als ernstlichen Tadel vorhalten können, sobald derselbe, wie hier, übersichtlich geordnet ist. Mit der fortschreitenden Wissenschaft hat sich auch der ursprüngliche Standpunkt, von dem aus die Bücher verfaßt wurden, etwas verschoben. Es erhellt das nicht nur aus manchen Veränderungen in der Systematik, sondern auch vorzugsweise daraus, daß neben letzterer noch Morphologie, Anatomie und Biologie in den späteren Auflagen mehr zu ihrem Rechte gekommen sind. So sind denn die Leunis'schen Bücher auch heute noch recht brauchbare und, wie die Erfahrung zeigt, auch gebrauchte Schul- und Lehrbücher, und wenn sie unter den Händen ihrer Bearbeiter auch ein vielfach verändertes Gewand bekommen haben, wie beispielsweise die Botanik, so tragen sie doch mit Recht immer noch den Namen Leunis an der Spitze, nicht nur aus Rücksichten der Pietät, sondern auch als ein berechtigtes Erbtheil ihres geistigen Urhebers. In der Bearbeitung der genannten Werke hatte L. seinen Lebensberuf gefunden. Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß er daneben noch verschiedene naturwissenschaftliche Aufsätze in Zeitschriften veröffentlicht, daß er auch einen „Nomenclator Zoologicus. — Eine etymologische Erklärung der vorzüglichsten Gattungs- und Artnamen, welche in der Naturgeschichte des Thierreichs vorkommen" 1866 geschrieben, vor Allem aber, daß er sich um die Bereicherung des von ihm im Verein mit Lüntzel und Bergmann 1844 gestifteten städtischen Museums für Naturwissenschaften und Kunst große Verdienste erworben und dasselbe auch noch durch testamentarische Bestimmungen bedacht hat. Ein anderer Theil seiner reichen naturhistorischen Sammlungen wurde vom Gymnasium Josephinum erworben.

Bischöfl. Gymnas. Josephinum. Programm für das Schuljahr 1872/73.

E. Wunschmann.

Leupold: Mag. Simon L. (auf der Universität auch Simon Leutholf genannt), wurde 1517 zu Prettin a./E. in Sachsen geboren, besuchte die Schulen zu Prettin und nach dem Brande dieser Stadt zu Torgau und ging 1531 auf die Universität Wittenberg, wo er mit den Reformatoren, namentlich mit Melanchthon, in freundschaftliche Beziehung trat. Am 8. Januar 1534 wurde er Baccalaureus utr. jur., promovirte am 29. August 1536, blieb aber noch in Wittenberg, wo er Unterricht ertheilte und ferner den Studien oblag. Er trat jetzt zu Georg Aemilius (Bd. I S. 127) aus Mansfeld und dem herzoglichen Leibarzt Mag. Jacobes Kolschius in nähere Verhältnisse und übernahm 1538 unter Vermittelung des Letzteren eine Lehrerstelle bei Henneke v. Holstein auf Ankershagen in Mecklenburg. Hier wurde er mit dem Herzoge Heinrich V. von Mecklenburg bekannt, gab seine Lehrerstelle 1539 auf, ging auf kurze Zeit nach Wittenberg zurück und trat Michaelis 1539 als Secretär in die Dienste der Herzoge Heinrich V. und Albrecht VII. von Mecklenburg. Als herzoglicher Secretär war er Gehülfe des Kanzlers bei der Extension fürstlicher Erlasse (bis 1547 unter dem Kanzler Caspar v. Schönaich), wurde aber auch zu selbständigen Geschäften gebraucht, namentlich bei der Durchführung der neuen kirchlichen Verhältnisse viel

beschäftigt. 1540 war er bei der Verbreitung der bei Ludwig Dietz gedruckten plattdeutschen Uebersetzung des Neuen Testaments und bei der Einführung der neuen Kirchenordnung thätig, 1541 als Secretär und herzoglicher Geschäftsführer bei der Kirchenvisitation. 1542 erhielt er die Einkünfte des Canonicats der Scholasterie des Domcapitels zu Rostock, womit die Pfarre zu St. Nicolai und die mit letzterer combinirte Pfarre zu Warnemünde verbunden waren; 1543 wurde er präsentirt. Außerdem kam er in den Besitz noch anderer geistlicher Lehen. 1549 sandte Herzog Heinrich ihn nach Speier, um hier Procuratoren zu bestellen, und nach Worms, wo er mit dem Licentiat Johann Helffmann verhandeln sollte. In Speier ließ sich L. zum kaiserlichen Notar creiren. 1551 sandte ihn der Herzog nach Leipzig und übertrug ihm noch mehrere andere ähnliche, auf die Reformation bezügliche Reisen. 1552 war er als herzoglicher Commissar bei der Aufhebung des Domcapitels zu Güstrow thätig und machte auch das Testament des Herzogs Heinrich. Auch bei der Einrichtung und Umbildung der Schulen leistete er wesentliche Hülfe. Mit dem Regierungsantritte Johann Albrechts I., welcher L. am 17. März 1552 gleichfalls zum herzoglichen Secretär bestellte, trat für Letzteren größere politische Thätigkeit ein. 1552 und 1553 fungirte er noch bei der großen Kirchenvisitation als Secretär und Notar, in den Jahren 1554—1556 wurde er aber zu zahlreichen Gesandtschaftsreisen, nach Lübeck, Hamburg, Lüneburg, um die Wahl des Herzogs Christoph zum Bischofe von Lübeck, dann nach Kopenhagen, um dessen Wahl zum Coadjutor des Stifts Riga zu fördern, nach Berlin, Magdeburg, Weimar, Dresden &c., verwendet. Beim Könige von Dänemark in Kopenhagen befand er sich in Zeit eines Jahres zehnmal. 1555 wurde L. Secretär des Ausschusses der Ritter- und Landschaft zur Führung der inneren Landesgeschäfte und zog als solcher nach Güstrow. 1557 war er zugleich wieder Secretär bei der allgemeinen Kirchenvisitation und bei der Visitation der Rostocker Universität. 1568 wurde er zum lebenslänglichen fürstlichen Secretär, Notar und Diener von Haus aus bestellt und mußte als solcher noch häufig im herzoglichen Auftrage Reisen ausführen; 1573 legte er sein Amt als Secretär des Ausschusses der Ritter- und Landschaft nieder. — L. hat sich um die kirchlichen Verhältnisse des Landes und die Durchführung der neuen Kirchenordnung sehr verdient gemacht. In den letzten Jahren seines Lebens, nachdem er 1565 neben dem Buchdrucker Jacob Lucius den Verlag der Universitätsdruckerei übernommen, welchen er bis zu seinem Tode führte, gerieth er in verschiedene Speculationen (hielt beispielsweise wahrscheinlich auch eine Art Gasthaus in Güstrow für Reisende von Adel) und Geldgeschäfte, welche ihn von seinem bisherigen Lebenswege ableiteten. Specielles ist darüber nicht bekannt, er trat aber in seinen letzten Lebensjahren so wenig mehr hervor, daß nicht einmal seine letzte Thätigkeit und sein Todesjahr (wahrscheinlich 1583) sicher zu bestimmen ist.

Lisch, Meckl. Jahrb. V, S. 135—165. L. Fromm.

Leuren: Peter L., Jesuit, geb. zu Köln am 13. Mai 1646, † zu Koblenz am 16. November 1723. Er war in Trier zum Doctor der Theologie promovirt und wurde zuletzt Rector des Jesuitencollegiums in Koblenz. Man besitzt von ihm nachstehende meist canonistische Schriften: 1) „Forum beneficiale“ (Das Beneficial-Gerichtswesen), Köln 1704, dann Venedig — ein in Italien und Spanien sehr anerkanntes Werk; 2) „Vicarius Episcopalis sive Tractatus de Vicariis Episcoporum“, Colon. 1708, fol.; 3) „Forum ecclesiasticum“, 5 voll. fol., Mainz und Augsburg 1717 und 1720; 4) ein Compendium der gesammten Philosophie, Köln 1683. F. X. Kraus.

Leuschner: Johann Christian L., Schulmann, geb. zu Galenz im Erzgebirge am 6. December 1719, † am 13. December 1792 in Breslau. Vorgebildet auf der Schule zu Freiberg, studirte er seit 1737 auf der Universität

in Leipzig, wo er sich des freundlichen Umgangs eines Christ, Ernesti, Gellert und Anderer erfreute. Nach vollendeten Universitätsstudien war er eine Zeit lang Hofmeister bei dem Grafen von Erdmannsdorf, bis er einen Ruf als Conrector an das Lyceum zu Hirschberg in Schlesien erhielt, wo er nach einigen Jahren zum Prorector vorrückte und sich als geschickter und fleißiger Lehrer einen so guten Ruf erwarb, daß er wiederholt Gelegenheit gehabt hätte, seine Stellung mit einer besseren zu vertauschen. In Hirschberg wirkte er 15 Jahre, bis er im J. 1764 zum Rector des Magdalenischen Gymnasiums und zweiten Custos der öffentlichen Bibliothek in Breslau ernannt wurde. L. war ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, wie seine zahlreichen Programme buntesten Inhalts beweisen, die in Meusel's Lexicon d. v. 1750 bis 1800 v. T. Schriftst. 8, 207 ff. verzeichnet sind. Besonders verdienstlich war seine Fortsetzung der schlesischen Gelehrtengeschichte von Joh. Heinr. Cunrad (Liegnitz 1706, 4⁰), die unter dem Titel „Ad Cunradi Silesiam togatam spicilegia“ in 48 Programmen (Hirschberg und Breslau 1752 bis 1784) erschienen ist.

Schlichtegroll's Nekrolog für 1792, II, S. 275 f. Halm.

Leuthner: Cölestin L., Benedictiner zu Wessobrunn, geb. den 23. November 1695 zu Traunstein in Oberbaiern, † am 9. Januar 1759. Im J. 1717 in den Orden, 1721 in den Priesterstand getreten, lehrte er 12 Jahre lang an den Gymnasien zu Freising und Salzburg Rhetorik, wurde dann Superior an dem Wallfahrtsorte Vilgertshofen und versah längere Zeit das Secretariat der baierischen Benedictiner-Congregation. Mit dem gelehrten Cardinal Angelo Maria Quirini, Bischof von Brescia, stand er in regelmäßigem Briefwechsel. Unter seinen Schriften ist besonders zu erwähnen des „Chronicon Wessofontanum“, 1753, ein noch immer brauchbares Werk, welches auch viele andere Klöster, namentlich Tegernsee, berücksichtigt. Seine „Dramata parthenia“, 1736, verdienen insofern noch Beachtung, weil in den lateinischen Text 13 deutsche Gesänge moralischen Inhaltes eingefügt sind. Dieselben zeichnen sich vor gleichzeitigen südbaierischen Reimgedichten, z. B. jenen des parnassus boicus, durch reinere Sprache und besseren Wohlklang aus.

Baader's Lexikon I. 1, S. 314. Lindner, Schriftsteller des Benedictinerordens I. 178—179. Gg. Westermayer.

Leuthold: Heinrich L., geb. am 9. August 1827 in Wetzikon, Kanton Zürich, als Sohn eines Landarbeiters aus der zürcherischen Berggemeinde Schönenberg oberhalb Wädensweil am Zürichsee, zeichnete sich früh durch reiche Geistesgaben aus. Für den Juristenberuf bestimmt, fühlte er sich auf diesem Gebiete nicht heimisch, sein Flug ging höher: der Genius der Dichtkunst lebte in ihm und er konnte sich nicht von ihm trennen, wenngleich das Schicksal Alles gethan hat, ihm den Dienst der Musen zu verleiden. Nachdem er in dem von ihm warm geliebten schweizerischen Vaterlande keine Existenz hatte finden können, begab er sich in die Fremde, lebte als Litterat in München, wo ihn seine hohe dichterische Begabung in den Kreis von Männern wie Geibel, Heyse u. A. einführte und träumte eine Zeit lang unter südlichem Himmel einen schönen Traum der Liebe. Er kehrte nach München zurück, verscherzte aber die Gunst seiner dortigen Freunde, die seine Verirrungen lebhaft bedauerten und schließlich erkrankte er an Gehirnerweichung, die seine Unterbringung in der zürcherischen Irrenanstalt Burghölzli zur Folge hatte, wo er am 1. Juli 1879 starb. L. besaß ein eminentes Dichtertalent und eine Formgewandtheit, die ihm neben Rückert und Geibel seine Stellung im deutschen Dichterwald sichert. Nachdem einzelne Produkte seiner Muse im „Münchener Dichterbuch“ und Uebersetzungen französischer Dichtungen in Gemeinschaft mit Geibel schon früher veröffentlicht worden waren, erschien 1879 im Verlag von J. Huber in Frauenfeld eine von

Freundeshand veranstaltete Gedichtsammlung, die schon nach Jahresfrist eine zweite vermehrte Auflage erlebte. Mögen viele Dichter dem „Apollo“ unter den Schmetterlingen gleichen, der kühn und freudig seine Flügel über die Höhen schwingt, so werden wir doch auch dem unsere Sympathie nicht versagen können, der dem „Trauermantel“ gleich über die Niederungen dahinschwebt. L. hat allerdings auch Heiteres, sogar Ausgelassenes gedichtet; aber von unendlich höherem Werthe sind doch die Lieder ernsten und düsteren Inhalts, und in dieser Beziehung ist er seinem Schicksalsgenossen Lenau verwandt. Uebrigens war er in jeder Dichtungsgattung heimisch: neben den lyrischen Ergüssen, den Sonetten, Ghaselen, Oden und Epigrammen begegnen uns in der Sammlung auch zwei epische Werke von hervorragender Bedeutung. Sein Name wird in der Litteraturgeschichte unseres Jahrhunderts sich eine bleibende Stellung bewahren.

C. Menzel.

Leutinger: Nicolaus L. (Leuticher), märkischer Historiker, der Sohn eines Predigers zu Alt-Landsberg, geb. daselbst 1554, † den 14. April 1612 zu Osterburg in der Altmark. Den ersten Unterricht genoß er in Landsberg, Bernau, Spandau, dann ward er in seinem 14. Jahre durch Fürsprache seines Pathen Joachim v. Röbel in die Fürstenschule zu Meißen aufgenommen, wo er bis zum Herbst 1572 verblieb und durch den Rector Georg Fabricius für das Studium der Geschichte und der klassischen Sprachen gewonnen wurde. Die Universität Wittenberg, welche er Anfangs erwählt hatte, mußte er bald, da ein Edict des Kurfürsten von Brandenburg die Märker von dort abrief, mit der in Frankfurt a./O. vertauschen. Hier ward er schon 1573 zum Magister creirt und widmete sich unter der Leitung von Matthäus Hostus, Joh. Schosser und Mich. Haslaub vorzugsweise den humanistischen Studien. Als aber auch sein Bruder Balthasar die Universität bezog, welcher später in Sachsen wegen theologischer Streitigkeiten auf dem Königstein und der Festung Hohenstein eine Zeit lang gefangen gehalten, zu keiner amtlichen Stellung gelangte, übernahm unser L. auf Wunsch seines Vaters (Herbst 1576) erst das Rectorat der Schule in Crossen, dann in Spandau, kehrte jedoch schon im Herbst 1579 nach Wittenberg zurück, um allein den Wissenschaften zu leben. Im April 1580 gab er zunächst seine „Carminum libri V“ heraus, von denen das dritte Buch die Hohenzollern'schen Regenten der Mark in chronologischer Folge besingt, das vierte Gedichte religiösen Inhalts, die übrigen meist nur Gelegenheitsgedichte aufweisen. Von einer größeren Reise, welche er eben angetreten hatte, rief ihn der Tod des Vaters († am 25. Februar 1581 im 56. Lebensjahre) nach Landsberg zurück, wo ihm vom Kurfürsten das erledigte Pfarramt übertragen wurde. Allein theils confessionelle Differenzen, theils sein unruhiges Temperament veranlaßten ihn schon 1583 dasselbe wieder niederzulegen. Es folgten nun seine jahrelangen Reisen durch fast alle Länder Europa's, nach Süd und Nord, nach West und Ost. 1587 läßt er sich wieder dauernd in Wittenberg nieder, um an einer Geschichte der verschiedenen Völker, welche in der Mark seit der Sündfluth ansässig waren, zu arbeiten. Glücklicherweise begann er beim 16. Jahrhundert und gab bis zum J. 1594 sechs Theile zu je drei Büchern heraus, welche nach kurzer Einleitung die Regierungszeit der Kurfürsten Joachim I. und II. (von 1499—1571) umfaßten. Aber von Neuem vertauschte er die Feder mit dem Wanderstabe. Erst 1598 erschienen, als Ertrag seiner Reisen, zwei etwas verschiedene Topographien der Mark (Buch 19 und 20); dann nimmt er den Faden der Erzählung wieder auf und führt in zehn nach und nach erscheinenden Büchern die Geschichte der Regierung des Kurfürsten Johann Georg bis zum Regensburger Reichstag von 1594 fort, das letzte Buch vorzugsweise mit Schilderung der bereits beginnenden clevischen Händel füllend. Da L. zu weiterer Information im J. 1610 sowol die clevischen Lande als auch den Elsaß und Süddeutschland bereist, dabei aber

als strenger Lutheraner viel Unbill von der damals allerorten herrschenden Intoleranz zu erdulden gehabt hatte, so beschleunigte dies seinen Tod, der ihn überraschte, ehe er sein Werk zu einem Abschluß bringen konnte. Trotzdem bezeichnet dasselbe einen wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiete der märkischen Historiographie. Während seine Vorgänger, ein Jobst, Entzelt, Cernitius, Angelus, Hafftiz, in ihren Werken über die Form von Regesten und Regentenbiographien nicht hinauskamen, trachtete L. nach einer pragmatischen Schilderung der Ereignisse, belebte sie, bei seiner genauen Localkenntniß, durch Skizzirung des Schauplatzes, auf dem sie sich abspielten und erweiterte seinen Plan einer Geschichte der Mark Brandenburg, indem er bald die früheren Schicksale der von den Kurfürsten erworbenen Landestheile, bald die gleichzeitigen Zustände anderer Länder episodisch besprach. Auch in der Form der Darstellung, für welche er, von der ungelenken deutschen Prosa seiner Zeit sich abwendend, wieder zum Lateinischen zurückgreift, strebt er klassischen Mustern, besonders Cäsar und Curtius nach, wenn er freilich auch weit hinter ihnen zurück bleibt. Die traurigen Zeiten, welche bald nach seinem Tode über Deutschland und sein engeres Vaterland hereinbrachen, waren der Verbreitung seines Geschichtswerkes hinderlich, welches, in einzelnen Büchern an verschiedenen Orten gedruckt, sich zu verlieren Gefahr lief. Erst G. G. Küster (Bd. XVII, 435) gab die gesammten 30 Bücher „Commentare" nebst den Gedichten, der diegesis de vita et obitu patris und einigen Reden über fürstliche Personen als „Leutingeri opera omnia", 1729 (2 voll. in 4°) heraus, während gleichzeitig der Wittenberger Professor Krause eine Concurrenzausgabe besorgte, welche sich fast nur durch die verschiedene, den beiden Topographien angewiesene Stelle von jener unterschied. Küster verband mit seiner Ausgabe noch eine alphabetischgeordnete Uebersicht über die Geschichtschreiber der Mark Brandenburg, Krause mit der seinigen ein Werk von Leutinger's Zeitgenossen Zacharias Garzäus, die Successiones familiarum et res gestae praesidum Marchiae Brandenburgensis. Die von beiden Herausgebern verfaßten Biographien Leutinger's beruhen auf seinen gelegentlichen Angaben in den Dedicationen. mit denen er seine einzelnen Commentare an Fürsten, Standespersonen und Städte übersandte; sie setzen aber nach einer Berechnung Leutinger's, als stände er 1611 im 64. Lebensjahre (Küster S. 1328), seine Geburt in das Jahr 1547, während frühere Angaben Leutinger's (Küster 1225, 1249, 1250), daß er 1573 im 19. Jahre promovirt, im 14. Jahre in St. Afra bei Meißen inscribirt worden, verglichen mit der Notiz im Afraner-Album (Kreyßig's Ausgabe 1876, S. 42), daß er von Pfingsten 1568 bis zum 25. November 1572 in der Fürstenschule zugebracht habe, das Eingangs genannte Geburtsjahr 1554 als das richtige erweisen.

Vgl. G. G. Küster zu Seidel's Bildersammlung, S. 131—137. K. Kletke, Quellenschriftst. zur Gesch. d. preuß. Staats, S. 12 u. 29.

R. Schwarze.

Leutrum: Karl Sigmund Friedrich Wilhelm Freiherr v. L., geb. den 27. Juni 1692, Sohn des Freiherrn Friedrich Christoph von Leutrum-Ertingen, fürstlich badisch-durlachischen Oberjägermeisters, zeichnete sich als sardinischer Compagniechef, dann General der Infanterie im österreichischen Erbfolgekrieg auf's Glänzendste aus; so insbesondere im J. 1743 in der Schlacht bei Camposanto gegen Macdonald, durch energische Vertheidigung der Festung Cuneo (Coni), zu deren Gouverneur er im J. 1744 ernannt wurde, gegen den Marquis v. Las Minas, durch geschickte Manöver gegen die Generale Mirepoix und Maillebois, die Eroberung von Asti (1745) und von Valenza (1746). Er starb am 16. Mai 1755.

Cast, Adelsbuch des Königr. Württemberg. Poten, Handwörterbuch der gesammten Militärwissenschaften.

v. Alberti.

Leuttner: Georg Christoph L., geistlicher Tonsetzer, geb. zu Tölz um 1650, erhielt wahrscheinlich in einem der umliegenden Klöster zu Benedictbeuern, Wessobrunn oder Polling seine Bildung, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde Licentiat des canonischen Rechts (zu Ingolstadt?), erscheint 1682 als Hofcaplan und Vicecapellmeister des Fürst= (und Titular=) Bischofs Albert Sigismund zu Freising († daselbst am 4. November 1685). Diesem dedicirte L. seine „Cithara Davidica“ (München 1682 bei Lucas Straub, 4°) in dankbarer Devotion, in 30 Nummern, die Vesperpsalmen des Jahres, nebst Antiphonen und Litaneien, für vier und fünf Singstimmen, Orgel, zwei Violinen und zwei Violen gesetzt. Wie es scheint, ist dieses Werk nur in einem einzigen Exemplar erhalten. Im J. 1688 nennt sich L. als bischöflich geistlicher Rath, Canonicus und Scholasticus an der uralten Collegiatkirche St. Zeno in Isen und widmete sein zweites Werk, betitelt „Apollo Seraphicus sive sacri concentus“ (München 1688 bei Lucas Straub, 71 Seiten, 4°) dem Kurfürsten Max Emanuel. Der Verfasser erinnert den Kurfürsten in der lateinischen Vorrede eigens an die Verbindung von Mars und Apollo im Kriege und Frieden, wie die Anwendung der Trompeten und Flöten im Kriege, des Tanzes und der Siegeslieder nach Erlangung des Friedens zeige. Er beglückwünscht den gegen den Halbmond so siegreichen baierischen Helden mit seinen Liedern, welche, den beiden Gottheiten entsprechend, durch dur und moll fortschreiten! Der „Apollo Seraphicus“ enthält 20 Musikstücke in vier Abtheilungen. Es sind Cantaten, bestehend aus je zwei Hymnen, die aus dem Hohen Liede genommen sind, dann aus einem Psalm und zwei Marienliedern, durchaus in lateinischer Sprache. Jede Abtheilung ist für eine concertirende Singstimme, eine für Discant, die andere für Alt, die dritte für Tenor, die vierte für Baß geschrieben. Als Begleitung dienen die Orgel, zwei Violinen und zwei Violen. „Es ist concertirende, etwas starkweltliche Musik, darauf berechnet, die Bravour der Singenden kundzugeben. Das Ganze zeigt einen tüchtigen Techniker, der mit Leichtigkeit über die Mittel der musikalischen Composition zu verfügen weiß.“ Das Todesjahr Leuttner's ist unbekannt. Er starb vermuthlich zu Isen. Dem Kunsthistoriker Dr. Joachim Sighart gebührt das Verdienst, diesen verschollenen Tonkünstler (im Morgenblatt der baier. Zeitung Nr. 127 vom 8. Mai 1866) wieder aufgefunden zu haben.

Hyac. Holland.

Leutze: Emanuel L., Historienmaler, geb. am 24. Mai 1816 zu Schwäbisch=Gmünd, † am 18. Juli 1868 zu Washington. Schon im zarten Kindesalter kam er mit seinen Eltern, welche die württembergische Heimath für immer verließen, nach Amerika, wo sich der Vater in Philadelphia als Kaufmann niederließ. Derselbe begann bald zu kränkeln und bei den Nachtwachen an seinem Lager übte L. zuerst sein Zeichentalent, das sich immer mehr entwickelte, wodurch sein Entschluß, sich ganz der Kunst zu widmen, frühzeitig zur Reife kam. Nach gediegener Schulbildung malte er schon als Knabe von 14 Jahren Porträts zum Preise von fünf Dollars. Durch solche und ähnliche Arbeiten sicherte er nach des Vaters Tod seinen Unterhalt; aber er fühlte doch, daß er noch gründlicher Studien bedürfe und, obwol er als Bildnißmaler bereits einen gewissen Ruf erlangt hatte, trat er, 17 Jahre alt, als Schüler in die Zeichnenschule des englischen Malers John A. Smith in Philadelphia ein. Ein Auftrag des Herausgebers eines „Democratic Journal“, für dies Blatt die Bildnisse politisch bedeutender Männer zu malen, nützte ihm jedoch mehr, da er dadurch Uebung und einflußreiche Bekanntschaften gewann. Sein darauf gemaltes Bild „Ein Indianer in die untergehende Sonne schauend“ machte solches Aufsehen, daß ihm ein Kunstfreund, Herr Carry, so viele Bestellungen verschaffte, um seinen längst gehegten Wunsch, in Deutschland seine künstlerische Ausbildung zu vollenden, ausführen zu können. Im Frühling 1841 kam L. über Amsterdam

nach Düsseldorf, wo er sofort in die oberste Klasse der Akademie aufgenommen wurde, und schon im Herbst brachte die dortige Ausstellung sein Bild „Columbus vor dem hohen Rath zu Salamanca seinen Reiseplan erklärend", das durch die eigenartige Frische der Auffassung und Behandlung zu großen Erwartungen berechtigte. Ein folgendes Gemälde „Columbus' dritte Rückkehr aus Amerika" fiel indessen minder glücklich aus, da seine Originalität dabei mit den Regeln der akademischen Ueberlieferung in Widerspruch gerathen war, was ein gewisses Schwanken in ihm erzeugt hatte. Diesem inneren Zwiespalt zu entgehen, verließ er die Akademie und richtete sich ein Privatatelier ein, worin Lessing ihn häufig besuchte, um ihn mit künstlerischem Rath zu fördern. Die nun entstandenen kleinen Bilder „Sir Walter Raleigh's Abschied von seiner Gattin" (1842, gestochen von C. Burt) und „Cromwell am Sterbebett seiner Tochter" zeigten erfreuliche Fortschritte. Darauf trat er 1842 eine längere Reise an, die ihn zunächst nach München und dann nach Italien führte, wo er in Rom und Venedig neben dem Studiren und Copiren der alten Meisterwerke noch Zeit zu eigenen Schöpfungen fand, von denen „Die erste Landung der Normannen in Amerika" zu seinen besten Werken zählt. Erst 1845 kehrte er nach Düsseldorf zurück, um von nun an dort eine wahrhaft staunenswerthe Thätigkeit zu entfalten. Als Frucht derselben sind hervorzuheben die großen Historienbilder „John Knox, der Maria Stuart eine Strafpredigt haltend" und „Sir Walter Raleigh und Königin Elisabeth auf dem Spaziergang" (beide 1845); „Englische Bilderstürmer, eine Kirche verwüstend" und „Torquemada, den König Ferdinand bestimmend, die Gesandtschaft der Juden abzuweisen" (beide 1846); „Heinrich VIII. und Anna Boleyn im Park"; „Ein Puritaner, seine Tochter vor einem Madonnenbild überraschend" und „Columbus' festlicher Empfang bei seiner ersten Heimkehr aus Amerika" (1847); „Erstürmung des letzten Tempels bei der Eroberung von Mexico durch Ferdinand Cortez" (1848) und „Karl I. unterzeichnet Strafford's Todesurtheil" (1849). Diese theilweise ganz vorzüglichen Werke wurden aber sämmtlich übertroffen durch „Washington's Uebergang über den Delaware am 25. December 1776", ein in Composition und Ausführung gleich hervorragendes Bild mit beinahe lebensgroßen Figuren (gestochen von Girardet), welches er zweimal malte. Die erste Darstellung wurde bei einem Brand im Atelier beschädigt, später aber wiederhergestellt und vielfach versandt. Sie ist jetzt Eigenthum der Kunsthalle in Bremen. Die zweite ging sofort (1851) nach Amerika, wo sie so volksthümlich wurde, daß sich ihre Nachbildungen überall, selbst auf Theatervorhängen befinden. L. gehörte jetzt zu den ersten Malern Düsseldorfs und übte auch auf das gesellschaftliche Leben derselben den nachhaltigsten Einfluß. Er war viele Jahre Vorsitzender des Vereins Düsseldorfer Künstler zu gegenseitiger Unterstützung und Hülfe und gab 1848 den ersten Anlaß zur Stiftung des Künstlervereins „Malkasten", sowie 1857 zur Berufung der ersten allgemeinen deutschen Künstlerversammlung nach Bingen, wodurch die „Allgemeine deutsche Kunstgenossenschaft" entstand, um deren ernste Bestrebungen er sich sehr verdient machte. Im J. 1851 machte L. eine Reise nach Amerika, wo er den Auftrag zu seinem größten Staffeleibilde erhielt: „Washington in der Schlacht bei Monmouth" (1852—54), eine ungemein lebendige Composition mit einer Menge lebensgroßer Figuren, die er gleich nach seiner Rückkehr begann. Dann malte er noch eine ganze Reihe größerer und kleinerer Bilder, theils historischen, theils romantischen Inhalts, wie „Die Rose der Alhambra" nach Washington Irvings' Novelle, „Abfahrt des Columbo nach Amerika" in zwei verschiedenartigen Darstellungen, „Cromwell's Besuch bei Milton" (gestochen von Dinger); „Karls I. letzte Soirée"; „Die Rückkehr Friedrich II. als Kronprinz aus Spandau" (1857); „Heinrich VIII. und Anna Boleyn" (1858); „Korporal

Jasper rettet die amerikanische Fahne bei Charlestown" u. A., bis er 1859 nach Amerika übersiedelte, um dort im Capitol zu Washington den Sitzungssaal des Senats mit Wandgemälden zu schmücken, von denen er aber nur eins, das Vordringen der Civilisation nach Westen darstellend, vollendete. Die Studien zu demselben sammelte er auf einer beschwerlichen Reise in das Felsengebirge und die Indianergebiete. Daneben schuf er auch verschiedene Oelbilder, wovon „Die Besitzergreifung von Maryland durch die Engländer unter Calvart" wol das Bedeutendste ist. 1863 kehrte er noch einmal nach Düsseldorf zurück, um seine Familie dort abzuholen. Während seiner mehrmonatlichen Anwesenheit dort malte er die Bilder „Columbus' Ankunft in Amerika" und „Auswanderer, von Indianern bedroht", und in Amerika, wo er abwechselnd in New-York und in Washington lebte, entstanden dann noch die Gemälde: „Die siegreiche Venezia", „Auszug der Mauren aus der Alhambra", „Die lustigen Weiber von Windsor", „Margarethe of Braksome nach Walter Scott", „Maria Stuart nach ihrer Rückkehr nach Schottland die erste Messe hörend", „Cromwell, Staatspapiere durchmusternd", „Lady Godiva" und „Elaine", beide nach Tennyson, und eine Scene aus Bulwer's Drama „Richelieu". Wenige Tage vor seinem Tode, der in Folge großer Hitze durch einen Hirnschlag herbeigeführt war, vollendete er auch noch den großen Karton zu einem zweiten Wandbild im Capitol, die Aufhebung der Sklaverei schildernd. Neben all' diesen Werken hat L. immer viele Porträts gemalt, die zum größten Theil durch Auffassung und Ausführung geradezu meisterhaft sind, wie das seines Schwiegervaters, des preußischen Obersten Lottner u. A. Die meisten seiner Arbeiten befinden sich in den Vereinigten Staaten in Privatbesitz. Viele derselben sind in Deutschland gar nicht zur Ausstellung gelangt, deshalb ist er auch dort berühmter als hier. Mit unerschöpflicher Vielseitigkeit verband L. ein glückliches Compositionstalent, ein seltenes Individualisirungsvermögen und einen außergewöhnlichen Farbensinn, der sich in einem frischen, blühenden, aber stets natürlichen Colorit äußert. Rastloser Fleiß und gründliche Studien vervollkommneten diese Gaben fortwährend, und wenn man seinen Werken mitunter nicht ohne Grund eine gewisse Flüchtigkeit in der Zeichnung und Durchbildung vorwirft, so tragen doch alle den Stempel wahrer Genialität. Von Auszeichnungen wurden ihm auf den Ausstellungen in Berlin und Brüssel die großen goldenen Medaillen und vom König von Preußen 1858 der Professortitel zu Theil. L. war ein kräftiger, stark gebauter Mann, lebhaften Temperaments, thatkräftig, gewandt und schlagfertig in der Rede und von einer umfassenden Bildung.

Wiegmann, Die Kunstakademie zu Düsseldorf (Düsseldorf 1856). Wolfg. Müller, Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren (Leipzig 1854). Hermann Becker, Nekrolog in der Kölnischen Zeitung, 1868.

M. Blanckarts.

Leveling: Heinrich Palmatius v. L., Arzt, ist den 28. September 1742 in Trier geboren. Er hatte in Straßburg Medicin studirt und war daselbst 1764 nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation „Pylorus anatom.-physiol. consideratus", einer beachtenswerthen anatomischen Arbeit (abgedruckt in Sandifort, Thesaurus III. 253), zum Doctor promovirt worden. Nachdem er an verschiedenen Orten Deutschlands als Arzt practicirt hatte, wurde er 1782 zum Professor der Anatomie und Chirurgie in Ingolstadt, zum kurpfalz-baierischen Hof- und Geheimrathe und zum Leibarzte des Fürstbischofs von Freising ernannt und 1790 in den Adelsstand erhoben; er starb am 9. Juli 1798. — Einige seiner anatomischen Arbeiten, namentlich außer der oben genannten, seine „Observationes anat. rar. de valvula Eustachii et foramine ovali", 1780, in welchen er die Lobstein'sche Ansicht von der Function dieser Klappe bestätigt, sind

nicht ohne Werth. Am nennenswerthesten unter seinen litterarischen Arbeiten ist die von ihm 1791 veröffentlichte „Historia chirurg.-anat. facultatis med. Ingolstadiensis ab Universitate anno 1742 condita ad annum 1788“.

Ein Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Biographie médicale VI. 32.

A. Hirsch.

Levenstede: Hinrich L. erscheint im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts als der bedeutendste Maler Lüneburgs. 1515 malte er im Auftrage der St. Lucas-Gilde, zu der auch die Glasewerten gehörten, einen Altarschrein mit Flügeln, 1516 ebenso eine Tafel „Klenodien St. Lucas andrepende“, wol identisch mit der 1516 vollendeten „Sante Lucas tafelen thom Hilligendale“, d. h. für das ursprünglich in Heiligenthal liegende, aber 1385 nach Lüneburg verlegte Kloster, dessen Kirche die St. Andreaskirche war. Gebhardi (vgl. Bd. VIII S. 483) schreibt ihm auch Gemälde auf kleinen Altarflügeln der Kirchen St. Nicolai und St. Johannis, sowie der Klosterkirche zu Lüne zu, die er hart und steif in Stellung und Faltenwurf, aber lebhaft in Farben, „mit gutem Ausdruck der Leidenschaften, leidlichem Abfall im Hintergrunde“ nennt. 1509 kommt L. noch als Gesellenschaffer vor, 1516 als Aeltermann des Amtes, der, als der Rath der Stadt und die Glasewerten einen Maler ins Amt nehmen wollten, den die Maler ablehnten, im Trotze dem Rathe die 1497 ertheilte Rolle zurückgab. Dann ist sein Name verschwunden, aber dieser That wegen nannte ihn sein Amt später einen Verräther.

Vgl. nach dem Gebhardischen Manuscript in Hannover: Mithoff, Mittelalterliche Künstler und Werkmeister Niedersachsens und Westphalens, 2. Ausg. S. 203 und 412 ff.

Krause.

Leverkus: Wilhelm L. wurde am 13. Februar 1808 zu Wermelskirchen im Kreise Lennep geboren, wo sein Vater als Apotheker lebte. Nachdem er bis Ostern 1822 die Schule seines Heimathortes besucht hatte, erhielt er seine Ausbildung auf den Gymnasien zu Kreuznach und Düsseldorf und bezog im Herbst 1826 die Universität Bonn, um sich dem Studium der Philologie zu widmen. Später ging er nach Heidelberg, wo er wegen seiner Betheiligung an dem Auszuge der Studenten im J. 1828 relegirt wurde, und endlich, nachdem er eine Zeitlang im Vaterhause seine Studien fortgesetzt hatte, nach Berlin, wo er promovirte. Da er als demagogischer Umtriebe verdächtig in Preußen trotz vielfacher Bemühungen und Fürsprachen eine Anstellung nicht erlangen konnte, übernahm er Ostern 1836 provisorisch für ein Jahr die Functionen eines Hülfslehrers am Gymnasium zu Eutin; eine dauernde Anstellung an dieser Schule lehnte er indeß ab, indem er Verwendung bei dem in Eutin befindlichen Archiv des Bisthums Lübeck fand (Juli 1837). Im J. 1838 wurde er als Secretär an das Haus- und Centralarchiv nach Oldenburg berufen und 1845 zum Archivar bei demselben ernannt. Von seinem heimathlichen Kreise zum Stellvertreter des Abgeordneten für das Frankfurter Parlament gewählt, trat er nach dem Ausscheiden des Abgeordneten Hülsmann im October 1848 in die Nationalversammlung ein, wo er sich dem rechten Centrum anschloß, mit dessen Mehrheit er am 20. Mai 1849, da die Durchführung der Reichsverfassung mit preußischer Spitze gescheitert war, sein Mandat niederlegte. Zu politischer Wirksamkeit bot sich ihm seitdem keine Gelegenheit; er widmete sich ausschließlich archivalischen und diplomatischen Studien und Arbeiten, namentlich auf dem Gebiete des Schleswig-Holsteinischen Staatsrechts. Am Schlusse des Jahres 1856 als Archivrath zum Vorstande des Haus- und Centralarchivs ernannt, wurde seine ersprießliche Thätigkeit durch Beförderung zum Geheimen Archivrath (1862) und Staatsrath (1866) anerkannt. L. starb am 30. November 1870, nachdem ihm die Anfänge der Verwirklichung seines Lieblingswunsches, der Einheit Deutschlands, der von Jugend auf sein

Denken und Streben geweiht war, mit hoher Freude erfüllt hatten. Er war ein echter deutscher Mann, wahr und treu. — Schriftstellerische Arbeiten hat L., abgesehen von kleinen Aufsätzen in Zeitschriften, nur folgende geliefert: „Eine authentische Interpretation der Garantieacten Englands und Frankreichs wegen des Herzogthums Schleswig" (1848), eine Schrift, die wegen ihrer publicistischen Bedeutung für die Stellung Schleswigs zu Deutschland in demselben Jahre von Colquhoun in London ins Englische übertragen ist, und die zweite Abtheilung des Codex diplomaticus Lubecensis: „Urkundenbuch des Bisthums Lübeck" (1856), Thl. 1, die Jahre 1154 bis 1341 umfassend, ein Werk, an welchem er 12 Jahre gearbeitet hat, an dessen Fortführung er indeß durch amtliche Arbeiten gehindert wurde. Mutzenbecher.

Levezow: Dr. Jakob Andreas Konrad L., geb. in Stettin am 3. September 1770, † in Berlin am 13. October 1835. — Nachdem der talentvolle Jüngling an dem Gymnasium seiner Vaterstadt unter der Leitung des Rectors Walther und seines Vaters, der dort als Prorector angestellt war, seine Studien vollendet hatte, bezog er die Universität Halle, um sich dort der Theologie zu widmen. Aber die vor Allen durch F. A. Wolf glänzend vertretene Philologie zog ihn so mächtig an, daß er sich ihr ganz zuwandte. Nachdem er sodann mehrere Jahre in Pommern als Hauslehrer thätig gewesen war, wurde er auf Grund einer lateinischen Abhandlung „De causis neglecti studii litterarum inprimis philosophiae apud antiquiores Romanos", 1795, von dem Director des Berlinischen Gymnasiums, Oberconsistorialrath Gedike, in dessen philologisch-pädagogisches Seminar einberufen und nach zweijähriger Beschäftigung als Hülfslehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium als ordentlicher Lehrer angestellt. Der vertraute Umgang mit den begabten Künstlern Gilly und Genz verstärkte seine Neigung zur bildenden Kunst; es gelang ihm neben seinem Amte die Professur der Alterthümer an der Akademie der bildenden Künste zu erlangen, 1821 als Aufseher des Kunstcabinets, endlich bei der Gründung des Museums 1828 als Vorstand des Antiquariums angestellt, ausschließlich mit den Berliner antiken Kunstschätzen sich zu beschäftigen. Seine anderen Stellen hatte er aufgegeben. An dem Museum fand er eine lohnende Wirksamkeit, schon 1822 hatte er in Böttiger's Amalthea ein Verzeichniß der antiken Denkmäler Berlins geliefert, die Erwerbung der ansehnlichen Koller'schen Vasensammlung 1828 selbst vermittelt und auch seine letzte Arbeit galt den Schätzen des Antiquariums. Seine schriftstellerische Thätigkeit als Archäologe begann 1801 mit einer Abhandlung über den Raub des Palladiums auf geschnittenen Steinen und wurde einige Jahre lebhaft fortgesetzt. In rascher Folge erschienen Schriften über die Familie des Lykomedes 1804, eine wichtige Publikation, worin die verschiedenen Statuen, welche unter diesem falschen Namen vereinigt waren, sorgfältig unterschieden, Apollo und die Musen meist richtig bestimmt werden, der Aufsatz über den betenden Knaben „De iuvenis adorantis signo", 1808, worin freilich die Vermuthung, die schöne Erzfigur sei nach einem Werke des alten Kalamis gearbeitet, auf schwachen Füßen steht, die interessante Abhandlung „Ueber die Frage, ob die mediceische Venus ein Bild der knidischen von Praxiteles sei", 1808, in demselben Jahre „Ueber den Antinous". Nach diesen Schriften, welche dem Verfasser ein wohl begründetes Ansehen verschafften, beschäftigten ihn allerlei dramatische, ästhetische, auch philologische Vorwürfe. Erst nach einem längeren Zwischenraume lieferte er 1822 ein Verzeichniß der Berliner Antiken, 1828 einen verfehlten Aufsatz „Ueber Jupiter Imperator in einer antiken Bronze", eine Abhandlung „Ueber die Entwicklung des Gorgonen-Ideals", 1833, und zuletzt 1834 ein wegen der Fülle von Material schätzbares „Verzeichniß der antiken Denkmäler im k. Antiquarium zu Berlin I", worin über Herkunft und Bedeutung der Vasen ausführlich gehandelt wird. L. fehlte zu einer den Fortschritten der Wissenschaft

entsprechenden Behandlung der Archäologie eine umfassendere Kenntniß der Denkmäler: außer Berlin und Dresden hat er keine Originale gesehen. Aber er besaß eine gute philologische Bildung, natürlichen Geschmack und ein gesundes Urtheil, Vorzüge, die ihn innerhalb jener Beschränkung Tüchtiges leisten ließen. In Methode und Darstellung hatte er sich besonders Heyne zum Muster genommen; seine schöne Abhandlung über die knidische Venus vertheidigt eine von diesem Gelehrten und Visconti aufgestellte Behauptung, daß Praxiteles' berühmtes Werk nicht in der mediceischen Venus zu erkennen sei, sondern in mehreren wesentlich gleichartigen Statuen, welche mit Münzen von Knidos übereinstimmen, gegen Meyer mit siegreichen Gründen. Obgleich der Bestand und die Zahl dieser Copien, welche die Göttin darstellen, wie sie im Begriff ins Bad zu steigen ihr Gewand über oder in ein Gefäß gleiten läßt, nicht so genau vorgetragen wird, wie vor wenigen Jahren von Michaelis (Archäol. Ztg. Bd. 34) geschehen ist, läßt Levezow's Ausführung, die Vergleichung der Stile, die Erklärung der alten Zeugnisse, die Würdigung der Münzen als Quellen der Deutung wenig zu wünschen übrig. Seine belletristischen und historischen Arbeiten sind unbedeutend.

Preuß. Staatszeitung 1835, Nr. 292. Neuer Nekrolog der Deutschen XIII, 2 S. 865 ff. Meusel, Gel. T. Goedeke, Grundr. III. S. 156, 932.

Urlichs.

Levi: Raphael L., Mathematiker, † am 17. Mai 1779 in Hannover. Als achtjähriger Waisenknabe — sein Vater Joseph war als armer Reisender nach Hannover gekommen und wenige Tage nachher gestorben — wurde er in die dortige israelitische Armenschule aufgenommen. Als er einst in Gegenwart Leibnitzens eine von scharfem Verstande zeigende Bemerkung über die Aufstellung von Baugerüsten äußerte, nahm dieser sich seiner an und unterrichtete ihn in Mathematik. Sein Porträt wird noch gegenwärtig im Leibnitzhause aufbewahrt. L. hat ausführliche kalendarische Tabellen, ein Lehrbuch der Astronomie in hebräischer, logarithmische Wechseltabellen in deutscher Sprache veröffentlicht. Von seinen kleineren Schriften sind drei ungedruckt geblieben. Nach Aufzeichnungen derselben lieferte Simon Waltsch in Braunschweig einen trefflichen Commentar zu Maimonides' Kalendervorschriften (Berlin 1786).

S. Blogg, Israel. Andachtsbuch, S. 324; Fürst, Bibl. jud. I. 362, II. 236; Zunz, Sterbetage, S. 28.

Brüll.

Levita: Elias L., eigentlich Eliah ben Ascher ha Levi, auch Aschkenasi (Deutscher) oder Bachur, Tischbi, nach den Titeln seiner Werke genannt, vorzüglicher Hebraist, geb. in Neustadt an der Aisch 1472, † in Venedig 1549. Sein deutscher Ursprung ist nicht blos durch seinen eben angeführten Beinamen, sondern durch das ausdrückliche Zeugniß seiner Schüler, besonders Sebastian Münsters, bekundet. Wegen des großen Einflusses, den L. auf diese seine deutschen Schüler geübt und damit das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland recht eigentlich begründet hat, verdient er hier einen Platz, trotzdem er den bei weitem größten Theil seines Lebens in Italien zugebracht hat. — L. ging, nachdem er seine Jugendbildung in Deutschland erlangt hatte — doch wissen wir nicht wo, da wir in unseren Kenntnissen über sein Leben meist auf die gelegentlichen Nachrichten angewiesen sind, die L. in den Vorreden zu seinen Werken gibt — frühzeitig nach Italien. Er folgte damit dem allgemeinen Zuge der Zeit, hatte aber auch seine speciellen Gründe dazu, da er hoffen durfte, als Jude in Italien ungestörter seiner wissenschaftlichen Ausbildung leben zu können. 1504 treffen wir ihn in Padua, wo er im Hebräischen unterrichtete; als die Stadt 1508 belagert wurde, beschäftigte er sich mit Herausgabe der kurzen hebräischen Grammatik des Moses (ältern Bruders und Lehrers des David) ben Joseph Kimchi mit Anmerkungen. Sein Abschreiber betrügt ihn, macht sich mit dem Originale durch, fügt eine Einleitung eines gewissen Ben-

jamin Kalbi aus Rom hinzu und veröffentlicht sie in Pesaro ohne Levita's Namen (später jedoch erscheint das Werk von ihm selbst herausgegeben bei Bamberg 1546). Von Padua siedelt er nach Venedig über, wo er u. a. auch Lehrer des französischen Gesandten Georges de Salva wurde, wo er aber damals für seine Zwecke wenig fand, denn die dortige Blüthe der hebräischen Typographie fällt später. Daher ging er nach Rom, wo er im Hause des wissenschaftliebenden und judenfreundlichen Cardinals Egidio von Viterbo gastfreundliche Aufnahme fand. (Vgl. Steinschneider, Hebräische Bibliographie XXI, S. 80.) Zum Danke dafür widmete er ihm sein erstes größeres Werk, seine Grammatik „Bachur", Rom 1517. In Rom erschien ferner: „Haharka va", 1518, Abhandlungen über gemischte unregelmäßige Formen, und 1520: „Pirke elijahu", verschiedene grammatische und sprachliche Mittheilungen. Erst 1527 verließ er Rom, nach der Plünderung der Stadt, durch die auch er seiner kostbarsten Habe, seiner Bücher, verlustig ging. Nun begab er sich nach Venedig, das er mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode als Aufenthaltsort wählte und als seine zweite Vaterstadt liebte. Dort schrieb er sein „Massoreth hamassoreth" (1538, deutsch von Semler, Halle 1772, mit englischer Uebersetzung und Anmerkungen von Ginsberg, London 1877) mit dem Anhange Schivre luchoth, in welchem Anhange die ungewöhnlichen in der Massorah vorkommenden Ausdrücke erklärt werden, die kleine Schrift „Tuv taam" (gleichfalls 1538) über Accente. Dann folgte er einer Einladung des P. Fagius (s. Allg. d. Biogr., Bd. VI. S. 533) nach Isny, wo er einige Jahre lebte und 1541 seinen „Meturgeman", ein thargunisches Wörterbuch, und „Tischbi" (= der Thisbite, Beinamen des Propheten Eliah, an Zahlenwerth = 712), die Erklärung von 712 rabbinischen Wörtern enthaltend, herausgab. Seine letzten Lebensjahre brachte er in Venedig zu, wo er zwei Schriften des David Kimchi herausgab und die letzte Hand an seine große massorethische Concordanz legte, an der er 20 Jahre gearbeitet hatte. Die Concordanz (handschriftlich in Paris, Anfang ders. durch Goldberg in Frankfurt, gereimte Einleitung durch Steinschneider, Letterbode VII, 174 veröffentlicht) verzeichnet mit peinlichster Sorgfalt die Beispiele aller einzelnen Formen, z. B. bei den Verben in den einzelnen Zeiten jede Person mit den ihr anhängenden Suffixen, läßt aber den ebenso wichtigen Theil, welcher Accente, Wortverbindungen, Versformen behandelt, außer Acht. L. ist ein bedeutender Grammatiker und Kritiker. Er beschränkt sich auf das Feld der Sprachforschung, spricht fast ausschließlich von dem Hebräischen — nur selten geht er auf das Deutsche und Italienische ein — lehnt Philosophisches und Kabbalistisches ab, ersteres aus Abneigung, letzteres aus verehrungsvoller Scheu. Mit gleicher ablehnender Ehrerbietung spricht er von dem Thalmudischen, wenn er auch Freude am thalmudischen Geistesspiele zeigt. Er verleugnet seinen jüdischen Standpunkt nicht; stellt einmal alle in den Thargumin vorkommenden über den Messias handelnden Stellen zusammen; gelegentlich deutet er an, daß noch vor 1560 der Messias erscheinen werde. Trotzdem bespricht er Christliches in schlichter Weise, nimmt in dem Tischbi Worte, wie Petrus, Nazarener, Cardinal auf, spricht von Christus, setzt freilich, wie man erzählt, den Artikel außer der Reihe, an das Ende des Buchstabens Jod, nach jatusch (Mücke), um ironisch auf das Midraschwort hinzudeuten: „Selbst eine Mücke ist dir, o Mensch, bei der Schöpfung vorangegangen". Seine grammatischen Schriften sind Lehrbücher, einfach, ohne tiefer eindringen zu wollen, er schließt sich an David Kimchi an und macht ihn zum Alleinherrscher; seine aramäischen Arbeiten sind schwächer, aber jedenfalls hat er nach langer Vernachlässigung sich wieder mit dem Gegenstand befaßt; seine Arbeiten über diesen Gegenstand sind die ersten und bilden die Grundlage für die Nachfolger. Bedeutender ist sein

Werkchen über die Accentlehre, epochemachend seine massorethische Schrift, die in der That erst die Massorah zugänglich machte, durch verständiges Studium derselben neue Blicke eröffnete, die noch nicht allen vollkommen zur Erkenntniß geworden sind. Von weittragendem Einflusse war seine Bemerkung über die Neuheit der Punctation in der dritten Vorrede zu dem Büchlein „Massoreth hamassoreth“, die lange Zeit zu heftigen Kämpfen Veranlassung gab, dann im Uebermaß mißbraucht wurde, bis sie allmählich in richtiger Weise angewendet wurde. — Viele Schriften Levita's sind von dem genannten Fagius und von Sebastian Münster herausgegeben und übersetzt worden. Beide deutsche Hebraisten haben von ihm persönlich oder aus seinen Schriften die Kenntnisse erlangt, wegen deren sie später ruhmvoll genannt werden. Fagius, der den Tischbi mit einer großen lateinischen Vorrede einführt (Isny 1541), äußert sich u. a. „Aus Levita's Schriften haben Alle geschöpft, die sich mit hebräischer Sprache befaßt haben; die in derselben gegenwärtig verbreiteten Kenntnisse sind sein Verdienst, das die Schüler laut und ohne Erröthen anerkennen“.

Vgl. L. Geiger, Das Studium der hebräischen Sprache, Breslau 1870, S. 55—65. A. Geiger, Nachgelassene Schriften, Berlin 1875, II. S. 172 ff. Ferner handschriftliche Notizen meines Vaters. Ludwig Geiger.

Levitschnigg: Heinrich Ritter v. L., Schriftsteller und Dichter, wurde am 25. September 1810 zu Wien geboren, erhielt als der Sohn eines wohlhabenden Rechtsgelehrten eine treffliche Ausbildung in seiner Vaterstadt und wandte sich dem Studium der Rechte zu, welches er später mit dem der Medicin vertauschte. Schon auf der Universität aber betrieb er philosophische Disciplinen und war auf poetischem Gebiete thätig. Auch das medicinische Studium behagte jedoch dem jungen Manne wenig und er wandte sich dem Militärstande zu und wurde Cadet eines Dragonerregiments (1830). Schon im J. 1834 kehrte er auch dem Militärleben, nachdem er inzwischen zum Lieutenant befördert worden war, den Rücken und widmete sich in Wien ausschließlich litterarischer Thätigkeit, insbesondere trat er in der „Wiener Zeitschrift“ von Witthauer, in Saphir's „Humoristen“ und in anderen österreichischen Blättern von Bedeutung als formgewandter Lyriker auf. Im steten Verkehr mit den hervorragendsten Wiener Dichtern, wie Anastasius Grün, Lenau, J. G. Seidl, Grillparzer ꝛc., erregte L. durch seine über das Niveau des Gewöhnlichen weit hervorragenden Dichtungen immer mehr Aufmerksamkeit. Im J. 1845 übernahm er die Redaction der „Pester Zeitung“ und führte dieselbe bis 1849. An der Bewegung des Jahres 1848 nahm er geringen Antheil, nur einige Gedichte im „Humoristen“ weisen auf seine freiheitliche Gesinnung, welche sich z. B. in dem Gedichte „Neu Troja“ („Der Humorist“, 1848, Nr. 225) bethätigte. Später finden wir L. wieder in Wien, welches er nicht mehr verließ und wo er von nun an als Schriftsteller insbesondere auf dem Gebiete des Romanes lebte und zuletzt die satirische Zeitschrift „Der Zeitgeist“ herausgab. Dort starb er auch am 25. Januar 1862, wie es scheint, in sehr dürftiger Lage. L. ist eines der besten poetischen Talente des Vormärz, er schließt sich als lyrischer Dichter den hervorragendsten Poeten Oesterreichs aus jener Zeit an; durch den Consul in Alexandrien, Chr. W. Huber, und den ebenfalls poetisch thätigen Feuchtersleben (s. Bd. VI. S. 730) insbesondere mit der Poesie des Morgenlandes näher vertraut gemacht, ist es wol diesem Umstande zu verdanken, daß durch viele seiner Gedichte eine gewisse orientalische Gluth weht, auch die Stoffe zu manchen derselben („Medschnun's Abschied“, „Selam“, „Die Klage der Paria“, „Persische Liebeserklärung“, „Indische Liebestrauer“, „Im Serail“, „Die Koptin“, „Opiumlied“ ꝛc.) dem Morgenlande und dessen Gedankenkreise entnommen sind, endlich die orientalischen Dichtungsarten, wie z. B. das Ghasel von ihm mit besonderer Vorliebe und Gewandtheit behandelt erscheinen. Nachdem, wie erwähnt, in Zeitschriften und

Taschenbüchern verschiedene lyrische Poesien Levitschnigg's Talent bekundet hatten, erregte die erste Sammlung: „Gedichte" (1842) im In- und Auslande besondere Aufmerksamkeit. Eine reiche bunte Mannigfaltigkeit gab sich in dieser Gedichtsammlung kund, welche zarte und innige Liebeslieder, schöne tief empfundene Naturbetrachtungen und eine Reihe trefflich durchgeführter lyrisch-epischer Poesien enthält. Neben der Gedankenfülle und der warmen poesievollen Sprache finden wir auch die Form der Gedichte dieser ersten Sammlung rein und exact durchgeführt. Eine Zahl von Ghaselen zeigt den Dichter als einen der besten Vertreter dieser Dichtungsgattung und die kraftvolle Sprache, wie etwa in dem Sonettenkranze „Pannonia", reißt den Leser oft unwillkürlich mit fort. Schon in dieser Sammlung wird erklärlich, warum man L. auch mitunter den österreichischen Freiligrath genannt hat, mit welchem Dichter er in der That besonders in den Stücken, die orientalische Stoffe behandeln, eine gewisse Verwandtschaft aufweist. Aehnliches gilt von den übrigen lyrischen Sammlungen des Dichters „West-Oestlich, Gedichte" (1846) und „Brennende Liebe. Zwei Sträuße Gedichte" (1852); in „West-Oestlich" finden wir glühende Schilderungen und wie schon der Titel andeutet, vorwiegend morgenländische Stoffe bearbeitet, freilich ist es richtig, daß hier — was in der ersten Sammlung nicht der Fall ist — „die Ueberladung mit ungeläutertem Pomp mehr an die Schattenseiten, als an die Lichtseiten seines glänzenden Vorbildes (Freiligrath) erinnert" (Gottschall, D. Nationallitt. des 19. Jahr., 5. Aufl. 1881, III. S. 112). Von den übrigen Poesien Levitschnigg's sind zu nennen: „Rustan, romantisches Gedicht in 4 Gesängen" (1841), eine größere romantisch-epische Erzählung, deren Schilderungen und Beschreibungen ebenfalls von hoher Begabung des Dichters zeigen, ferner „Ein Märchen" (1846), dessen Tendenz gegen die socialen Bestrebungen der Zeit gerichtet ist und welches weniger poetischen Werth hat, obwol es an schönen poesiereichen Stellen auch in dieser Dichtung nicht fehlt. L. hatte sich auch auf dramatischem Gebiete versucht, doch erscheinen seine zwei Dramen „Lord Byron" und „Löwe und Rose" (beide abgedruckt in Foglar's „Verworfenen Schauspielen", 1847) nicht besonders gelungen. Besonderes Glück hatte er mit dem Ausstattungsstücke: „Der Tannhäuser. Dramatisches Gedicht mit Gesang und Tanz in 3 Acten. Nach einer deutschen Volkssage. Musik von Franz v. Suppé", welches unter großem Beifall in den fünfziger Jahren im Theater an der Wien aufgeführt wurde und das auch in poetischer Beziehung von Werth ist. — Auf dem Gebiete des Romans und der Novelle veröffentlichte L. „Die Geheimnisse von Pest", 4 Bde. (1853), einen Roman, der sein französisches Vorbild nicht verleugnet, „Die Montenegriner oder Christenleiden in der Türkei" (1853), „Der Diebsfänger, Roman", 2 Bde. (1860), in welchem die menschenfreundliche Milde des darin dargestellten Polizeibeamten anspricht. Ferner die Romane: „Der Gang zum Giftbaum", 2 Bde. (1862) und „Die Leiche im Koffer", 2 Bde. (1863), endlich die Novelle: „Leier und Schwert" aus des Dichters Nachlasse. Schon die Titel der zwei letzten Romane zeigen, daß man es hier nur mit ganz gewöhnlichen für das lesehungrige Publicum berechneten Arbeiten zu thun hat. Der Vollständigkeit wegen mögen noch von Levitschnigg's Schriften: „Kossuth und seine Bannerschaft. Silhouetten aus dem Nachmärz in Ungarn", 2 Bde. (1850), „Soldatenfibel" (1852), „Wien, wie es war und ist. Federzeichnungen" (1860) und die Räthselsammlung „Turandot" (1860) hier angeführt sein.

Scheyrer, Die Schriftsteller Oesterreichs (Wien 1858). Wurzbach, Biograph. Lex., XV.

A. Schlossar.

Levy: Moritz Abraham L., geb. 1817 in Altona. Vorgebildet zum Rabbiner, zog er eine Lehrwirksamkeit als ihm mehr Freiheit zu wissenschaft-

lichen Studien gewährend vor. Er wirkte fast 30 Jahre als Religionslehrer an der Synagogengemeinde zu Breslau, zahlreiche ihm lebenslang herzlich ergebene Schüler ziehend. Auch schriftstellerisch hat er diesen Zweig seiner Wirksamkeit angebaut: „Die biblische Geschichte nach den Worten der heil. Schrift der israelitischen Jugend erzählt“ (3. Aufl. 1870); „Systematisch geordnetes Spruchbuch (hebräisch und deutsch) als Leitfaden für den jüdischen Religionsunterricht“ (1867). Seine wissenschaftliche Bedeutung aber hat L. auf den Gebieten der semitischen Paläographie und Epigraphik erworben, welche Leistungen ihm auch 1865 die Ernennung zum königl. Professor eintrugen. Er starb zu Breslau am 22. Febr. 1872 (vgl. Geiger, Jüdische Zeitschrift für Wissenschaft und Leben, Bd. X, 1872, S. 203 f. Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellsch., Bd. XXVI. S. X). — Die paläographischen Arbeiten Levy's waren außerordentlich zahlreich und wenn auch nicht in allen ihren Resultaten haltbar, so doch überall die Wissenschaft fördernd und namentlich instructiv für diejenigen, welche einen Eingang zu diesen mühsamen Studien zu gewinnen suchten. — L. trat zuerst 1855 mit einer Abhandlung über chaldäische Inschriften auf Topfgefäßen hervor, welche in der Ztschr. d. deutschen morgenl. Ges., Bd. IX. S. 465 ff. erschien. Daran schlossen sich in rascher Folge die an demselben Orte erscheinenden Arbeiten über die aramäische Inschrift auf einer Vase des Serapeums zu Memphis und über eine Gemme mit himjarischer Inschrift (Bd. XI. S. 65 ff.), über althebräische Siegelsteine (ibid. S. 318 ff., Bd. XII. S. 160), Bemerkungen über Arsacidenmünzen (ibid. S. 305 ff.), über eine dritte Gemme mit himjarischer Inschrift (ibid. S. 159 f.), einige Bemerkungen über altsyrische Schrift und über zwei in Nordafrika gefundene lateinisch-palmyrenische Inschriften (ibid. S. 209 ff.). — Inzwischen war bereits 1856 das erste Heft der phönizischen Studien erschienen, in welchem L. sich an einer Deutung der großen sidonischen Inschrift versucht hatte, welche auf dem Grabdenkmal des Königs Eschmunazar in der Nähe von Saida gefunden war. Von den competentesten Beurtheilern ward damals diese Erklärung mit Beifall aufgenommen (s. Ztschr. d. deutschen morgenl. Ges., Bd. XII. S. 727, 728) und sie ist erst durch die tiefeindringende gediegene Arbeit Schlottmann's über denselben Gegenstand (Halle 1868) übertroffen worden. — Schon in dieser Leistung traten deutlich die Vorzüge wie die Schwächen Levy's hervor: sein unverkennbares paläographisches Talent, jener sichere unmittelbar eindringende Blick in den eigentlichen Sinn einer Inschrift, andererseits aber ein gewisser Mangel an Tact für das, was sprachlich möglich ist (vgl. Ztschr. d. deutschen morgenl. Ges., Bd. XII. S. 723). Ebenso war es ihm wol gegeben, im einzelnen in der Lesung der Inschriften vielfach das richtige zu treffen, aber in seinen Ansichten über Ursprung und Entwickelung der phönizischen Schrift ließ er sich zu vorschnellen Conceptionen hinreißen. Er gab nämlich in eben diesem ersten Heft der phönizischen Studien einige vorläufige Grundzüge einer für später versprochenen, aber niemals ausgeführten Schrift „Ueber das phönizische Alphabet und seine Verbreitung“. Schon in der Ztschr. d. deutschen morgenl. Ges., Bd. IX. S. 475 hatte er den Ursprung der phönizischen Schrift in Babylon gesucht; hier führte er aus, wie die Erfindung des Alphabets die geistige That eines einzigen genialen Mannes gewesen sei, welchem es gelang, die verschiedenen Laute zu individualisiren und den einfachsten Laut der demselben Sprachorgane angehörigen Gattung durch ein Zeichen zu fixiren (S. 49 der angeführten Schrift). Er gab dann eine Tabelle des organisch geordneten semitischen Alphabets nach den vermeintlichen Urzeichen, welche er überall aus den Grundelementen des Strichs und des Winkels zusammengesetzt dachte. Daß dies aber nicht der Weg war, welchen die Sache genommen hat, dürfte heutzutage nicht mehr bestritten werden. Die hauptsächlichsten Gründe,

welche dagegen sprechen s. bei Wuttke in Ztschr. d. deutschen morgenl. Ges., Bd. XI. S. 95—97, de Wette-Schrader, Lehrb. d. hist.-krit. Einl. in das Alte Testament, 1869, S. 190, Blau, Zeitschr. d. deutschen morgenl. Ges., Bd. XII. S. 723. — Das J. 1857 brachte das zweite Heft der phönizischen Studien, welches auf S. 1—20 mit einer geharnischten Polemik gegen Ewald und dessen Inschriftenlesungen begann. Darauf folgten die Deutungen von semitischen Inschriften, die sich auf fünf Backsteinen befanden, hierauf die Erklärung der semitischen Legenden von 16 Gemmen und Siegeln. Den Schluß bilden die Deutungen der neupunischen Inschriften, welche in Gesenius, monument. tab. 27—29 und in den neueren Sammlungen von Judas (étude démonstrative, Paris 1847) und Bourgade (toison d'or etc., 2. A., Paris 1856) stehen. Blieb bei der Zerflossenheit und Unbestimmtheit dieser Schriftzeichen und den Störungen, welche zufällige Steinrisse der Lesung in den Weg legten, auch manche Unbestimmtheit zurück, so kann doch kein Zweifel sein, daß L. in sehr vielen seiner Lesungen glücklich war und manches besser bestimmte, als es in dem sehr fragwürdigen Versuche Ewald's (Gött. gel. Anz. 1852, St. 172—175) geschehen war (vgl. Ztschr. d. deutschen morgenl. Ges., Bd. XII. S. 726). — Im J. 1859 erschien die Erklärung einer neuen phönizischen Inschrift aus Constantine (Ztschr. d. deutschen morgenl. Ges., Bd. XIII. S. 651 ff), 1860 die Arbeiten über die nabatäischen Inschriften von Petra, Hauran ꝛc. (ibid. XIV. 363 ff. u. 594), über ein ehernes Gewicht mit phönizischer Inschrift aus Nordafrika (S. 710 ff.), 1861 über drei palmyrenische Inschriften (ibid. XV. S. 615 ff.), Beiträge zur aramäischen Münzkunde Kleinasiens (ibid. S. 623 ff.), 1863 Bemerkungen zur phönizischen Münzkunde von Nordafrika und Nachträge zu den nabatäischen Inschriften (ibid. XVII, S. 75 ff.), desgl. über phönizische Inschriften in Aegypten (ibid. XVII. S. 394). 1864 kamen Arbeiten über eine lateinisch-griechisch-phönizische Inschrift aus Sardinien (ibid. XVIII. S. 53 ff.), über die palmyrenischen Inschriften (ibid. S. 65 ff.). Außerdem erschien im selben Jahre zu Breslau das dritte Heft der phönizischen Studien, in welchem er die in den letzten Jahren gefundenen und vereinzelt veröffentlichten oder auch unbekannt gebliebenen Denkmäler sammelte und so diese periodischen Hefte zu einer Art Repertorium der phönizischen Paläographie gestaltete. Es waren darin enthalten: neue cyprische Inschriften, die sechste Inschrift von Athen, die Inschrift von Ipsambul, die zweite sidonische, drei Inschriften von Um-el-Awamid, eine trilinguis aus Sardinien, 90 karthagische Inschriften, andere neupunische Inschriften aus Nordafrika und zwei unedirte Siegelsteine. Leider war die Sache wol etwas übereilt betrieben und daher besonders im Sprachlichen nicht ohne Mängel (vgl. Blau in Ztschr. d. deutschen morgenl. Ges., Bd. XIX. S. 352—354). Aehnlich war es mit dem ebenfalls 1864 zu Breslau erscheinenden „Phönizischen Wörterbuche", dessen Titel ohnehin zu anspruchsvoll gewählt war, da es in Wirklichkeit nur ein Wortregister der von L. bisher an verschiedenen Orten erklärten Inschriften und Legenden enthielt, keineswegs aber, was man doch nach dem Titel berechtigt war zu erwarten, ein lexikalisches Verzeichniß aller bis jetzt in Inschriften gefundenen Wörter, von dem Stoffe der griechischen und römischen Glossen zu geschweigen. Auch der Mangel eines festen kritischen Prinzips betreffs der Auswahl der einzelnen Worte ward gerügt, da oft die Worte derselben Inschriften nach verschiedenen Entzifferungen eingestellt sind (vgl. Blau a. a. O. S. 355 f.). — Endlich erschienen damals noch die Abhandlungen zur phönizischen Münzkunde Mauritaniens (Ztschr. d. deutschen morgenl. Ges., Bd. XVIII. S. 573 f.), über nabatäische Inschriften (ibid. S. 630). Im J. 1865 ward L. von der deutschen morgenländischen Gesellschaft beauftragt, den Nachlaß Osiander's zur himjarischen Alterthumskunde herauszugeben, welches Auftrages er sich in der

Ztschr. d. deutschen morgenl. Ges., Bd. XIX. S. 159 ff., Bd. XX. S. 205 ff., entledigte. Das Jahr 1867 brachte Arbeiten über jüdische Grabsteine aus Aden (ibid. XXI. S. 156 ff.), Beiträge zur aramäischen Münzkunde Eran's und zur Kunde der älteren Pehlevi-Schrift (ibid. S. 421 ff., vgl. Bd. XXIV. S. 635). 1868 erschien: „Erklärung von drei nabathäischen Inschriften aus dem Hauran" (ibid. XXII. S. 261 ff.). 1869 erschien zu Breslau die Schrift: „Siegel und Gemmen mit aramäischen, phönizischen, althebräischen, himjarischen, nabathäischen und altsyrischen Inschriften erklärt". Ferner „Bemerkungen zu den palmyrenischen Inschriften" (ibid. XXIII. S. 282 ff.), ebenso zu einigen anderen Denkmälern (ibid. S. 434 ff., 652 ff.), 1870 desgl. zu himjarischen Inschriften (ibid. XXIV. S. 188 ff., 194 ff.), zur dritten malthesischen Inschrift (ibid. S. 711 ff., cf. XXV. S. 178 ff.). In demselben Jahre erschien auch das vierte Heft der phönizischen Studien zu Breslau, welches eine Uebersicht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der phönizischen Wissenschaft seit 1863 gab, außerdem für einige ältere Denkmale bessere Copien herstellte und eine Reihe von Inschriften aus Cossura, Saida, Abydos, Sardinien, Spanien und Nordafrika erklärte. Außerdem waren einige Eegänzungen zum phönizischen Wörterbuche darin. In das J. 1871 gehört die Schrift über „Das Mesa-Denkmal und seine Schrift", ferner die Arbeiten über eine neue nabathäische Inschrift aus Ammonitis (Ztschr. d. deutschen morgenl. Ges., Bd. XXV. S. 429 ff., S. 508) und die deutsche Uebersetzung von S. Munk's Palästina. Levy's paläographischer Nachlaß, welcher sich auf die himjarischen Inschriften bezog, ist durch Franz Prätorius in Ztschr. d. deutschen morgenl. Ges. Bd. XXVI. S. 417 ff. veröffentlicht worden. — Wenn man diese Fülle wissenschaftlicher Produktion überblickt, so wird man von vornherein glauben, daß dieselbe eine Sichtung, auch wenn dieselbe nach dem vorigen in mancher Beziehung sich als nöthig erweisen sollte, wol werde überstehen können. Immerhin wird L. der Ruhm bleiben, nach Gesenius der erste gewesen zu sein, der die semitische Paläographie in umfassender Weise wieder in Angriff genommen und dadurch, daß er ihr seine ganze Arbeitskraft zuwandte, die reichsten Früchte auf ihrem Gebiete gezogen hat. Nicht nur altphönizische und althebräische Inschriften, auch neupunische, aramäische, himjarische und neuhebräische zog er in den Bereich seiner Forschung, nicht nur die Monumente, auch die Siegel, Gemmen und Münzen in ihrem ganzen Umfange waren der Gegenstand seines Studiums. In dieser Ausdehnung des Arbeitsgebiets ist ihm unter den Deutschen Niemand gleich gekommen, wenn auch Movers an historischen, Gildemeister, Blau, Nöldeke und Schlottmann an sprachlichen Kenntnissen ihn weit übertrafen. Doch auch hier leitete ihn ein gewisses instinctives Gefühl für das Richtige oft sicherer als hervorragende Sprachkenner, so in der Erkenntniß, daß die Hauraninschriften uns auf die wichtige Thatsache führen, nach welcher es in den Anfängen unserer Zeitrechnung dort ein arabisches Volk gab, welches aramäische Sprache und Schrift anwandte (vgl. Nöldeke in Ztschr. d. deutschen morgenl. Ges., Bd. XIX. S. 637. ff.), Seine Glanzseite war aber das bereits oben hervorgehobene paläographische Talent, dieser meist glückliche Treffer in der Auffindung des Sinnes der Inschriften, in welcher Beziehung er an den genialen Ulrich Friedrich Kopp erinnerte. — Noch sei eines Parergon gedacht, das er für das Institut zur Förderung der israelitischen Litteratur ausarbeitete: „Die Geschichte der jüdischen Münzen gemeinfaßlich dargestellt", 1862. Die Schwierigkeit, einen solchen Gegenstand gemeinfaßlich zu behandeln, hat sich der Verfasser in der Vorrede nicht verhehlt, ebenso wenig auch das Bedenken, ob wir denn wol schon so weit seien, eine Geschichte der jüdischen Münzen zu schreiben. Der Versuch, die Sache so anzufassen, daß an der Hand der Geschichte des jüdischen Volks an den betreffenden Stellen die in jede Periode gehörigen Münzen eingereiht würden,

konnte unmöglich glücklich ablaufen. Es hat eben zu viel der Sache Fremdartiges mit hineingezogen werden müssen und die in die Anmerkungen verwiesene Gelehrsamkeit macht oft seltsame Sprünge (vgl. u. a. die Etymologie von Adarkon und Darkemon, S. 19, 20). Indessen wenn man sich damit begnügt, eine Menge Münzenabbildungen und -legenden zu haben und manche belehrende Bemerkung dazu, so kann man sich auch dies Buch immerhin gefallen lassen. — Der jüdischen Geschichte gehört an eine Arbeit über „Don Joseph Nasi, Herzog von Naxos, seine Familie und zwei jüdische Diplomaten seiner Zeit", 1859.

Siegfried.

Lewald: Johann Karl August L. wurde am 14. October 1792 zu Königsberg in Preußen als der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren, mußte nach dem frühen Tode desselben seine Gymnasialstudien unterbrechen und sich gegen seine Neigung gleichfalls dem Handelsfache widmen. Die alte Liebe zu den Wissenschaften war jedoch zu mächtig in ihm, als daß er es auf die Dauer in dem ihm aufgedrungenen Berufe hätte aushalten sollen. Nach fleißigem Studium der modernen Sprachen war er eben im Begriff, die Kunst als Lebensberuf zu erwählen und zu seiner weiteren Ausbildung nach Italien zu reisen, als der Krieg gegen Frankreich ausbrach (1813) und L. als Freiwilliger in das Heer trat. Er erkrankte indessen bald und erhielt seinen Abschied. Nach seiner Genesung begab er sich in Geschäften eines nahen Verwandten nach Warschau, lernte hier den russischen General v. Rosen kennen und machte mit demselben als Secretär seiner Kanzlei den Feldzug nach Frankreich mit. Nach Beendigung desselben durchstreifte er Deutschland und nahm erst in Breslau längeren Aufenthalt. Seine Bekanntschaft mit Schall und Holtei wurde die Veranlassung, daß er sich der Bühne zuwandte. Ueber Wien begab er sich nach Brünn, wo er 1818 als Schauspieler auftrat und drei Jahre lang, vorwiegend als Theaterdichter, thätig blieb. Hierauf wurde er Secretär am Isartheater in München, später Theaterdichter und Secretär beim Director Carl in Wien und übernahm nach zwei Jahren (1824) die Oberleitung des Nürnberger Stadttheaters und zugleich einen Theil der Redaction des „Nürnberger Correspondenten". Obwol bereits früher als Dichter unter dem Namen Kurt Waller am „Breslauer Gesellschafter", an der „Abendzeitung", an der „Pannonia" und Holtei's „Jahrbuch deutscher Nachspiele" thätig, schrieb er doch in Nürnberg sein erstes selbstständiges Werk, seine „Geschichte der Musik" (1826) und betrat damit zugleich die Schriftstellerlaufbahn. Nachdem L. kurze Zeit das Theater in Bamberg geleitet, kam er als Theaterdichter und Comparsen-Inspector nach Hamburg, wo er vier Jahre verweilte und seine Novelle „Der Rächer" (1829), sein Zeitbild „Warschau" (1831) und drei Bände „Novellen" (1831—33) schrieb. Um sich ganz schriftstellerischer Thätigkeit widmen zu können, begab er sich 1831 nach Paris, verließ aber wegen der Cholera nach neun Monaten diese Stadt wieder und übersiedelte nach München, dem Geburtsorte seiner Frau. Hier entstanden sein „Album aus Paris" (2 Bde., 1832), „Gorgana. Bilder aus dem französischen Mittelalter" (2 Bde., 1832), „Gadsalünah. Erinnerungen aus Hamburg" (1833). Im J. 1834 verlegte L. seinen Wohnsitz nach Stuttgart, gründete hier 1835 die Zeitschrift „Europa. Chronik der gebildeten Welt", mit der er später nach Karlsruhe übersiedelte und die er bis 1846 redigirte, wo sie Gustav Kühne übernahm. Während dieses Zeitraumes schrieb L. seine Erinnerungen aus dem Leben nieder, die als „Aquarelle aus dem Leben" (4 Bde., 1836—37), „Neue Aquarelle aus dem Leben" (1840) und „Gesammelte Schriften", a. unter dem Titel: „Ein Menschenleben" (12 Bde. 1843—46) erschienen. Mehrfache Reisen gaben ihm den Stoff zu seinen Schriften „Tyrol vom Glockner bis zum Orteler und vom Gardasee bis zum Bodensee" (2 Bde.,

1835), „Handbuch für Reisende am Rheine“ (1838), „Praktisches Reisehandbuch nach und durch Italien“ (1840); an novellistischen Arbeiten veröffentlichte er „Schattirungen“ (2 Bde., 1836), „Memoiren eines Banquiers“ (2 Bde., 1836—37), „Blaue Märchen für alte und junge Kinder“ (1837), „Beaumarchais' Memoiren“ (2 Bde., 1838), die Novellensammlung „Der Divan“ (6 Bde., 1839), „Erzählende Schriften“ (10 Bde., 1840), „Fee Rosa“ (1840), „Aus dem Leben Friedrichs des Großen“ (2 Bde., 1840—41), „Mörder und Gespenster“ (1840), „Theater-Roman“ (5 Bde., 1841), „Deutsche Volkssagen“ (1845), „Russische Geschichten“ (2 Bde., 1846); und seine früheren Beziehungen zum Theater fanden ihren Ausdruck in seinen „Schauspielen“ (2 Bde., 1838) und in seinem „Entwurf einer praktischen Schauspielerschule“ (1846). Nach Niederlegung der Redaction der „Europa“ lebte L. eine Zeit lang in Wien und während der Revolutionsjahre in Frankfurt a. M. Von dem politischen Treiben in dieser Stadt abgestoßen, ging er 1849 nach Stuttgart, übernahm hier die Redaction der conservativen „Deutschen Chronik“ und wurde fast gleichzeitig zum Regisseur des Hoftheaters und der Oper bestellt. In dieser Stellung blieb er bis zum J. 1863; inzwischen war er 1860 in München zur katholischen Kirche übergetreten. Nach seiner Pensionirung lebte er als Privatmann erst in Baden-Baden, dann in München und hier starb er am 10. März 1871. Von seinen Schriften aus der letzten Periode seines Lebens sind die ganz in katholischem Geiste gehaltenen Romane und Erzählungen „Clarinette“ (3 Bde., 1863), „Der Insurgent“ (2 Bde., 1865), „Moderne Familiengeschichten“ (3 Bde., 1866), „Anna“ (1868) und „Inigo“ (1870) zu erwähnen.

Rosenthal, Convertitenbilder aus dem 19. Jahrh., I. S. 1010. — Kehrein, Lex. der kathol. Dichter u. Schriftsteller, I. S. 230. — v. Rehden, Deutsches Bühnen-Lex., I. S. 399. — Männer der Zeit, II. S. 377.

Franz Brümmer.

Lewy: Eduard Constantin L., geb. zu St. Avold im Moseldepartement am 3. März 1796, erhielt von seinem Vater, der einige Zeit als Violoncellist in der Kapelle des Herzogs von Zweibrücken angestellt war, den ersten Musikunterricht. Im Alter von 14 Jahren kam er in das Conservatorium nach Paris, wo er seine musikalische Ausbildung erhielt und das Waldhorn als Hauptinstrument erwählte. Sein specieller Lehrer darauf war der berühmte Hornist Duvernoy. Im J. 1812 trat er in französische Militärdienste und machte im Musikchor der „alten Garde“ die Feldzüge bis zur Schlacht bei Waterloo mit. Während der Restauration ward er zum Regimentskapellmeister und Trompetermajor ernannt. Nachdem er 1815 seine Entlassung genommen, machte er Kunstreisen durch Frankreich und die Schweiz, nahm eine Stelle als Waldhornist im Orchester zu Basel an und verheirathete sich dort. 1822 wurde er durch C. Kreutzer in das kaiserl. Orchester des Hofoperntheaters in Wien berufen. Sein Ruf als vorzüglicher Virtuos auf seinem Instrumente befestigte sich nun immer mehr durch zahlreiche Concerte und Kunstreisen. Im J. 1833 erhielt er die Professur des Waldhorns am Wiener Conservatorium und Anfang 1846 das Decret als Mitglied der Hofkapellen. In demselben Jahre noch, am 3. Juni, starb er zu Wien. Mit seinen drei Kindern, Karl (Pianist, Richard (Waldhornist) und Melanie (Harfenistin), gab er vom J. 1836 an sehr beliebte Concerte in Wien und unternahm auch mit denselben mehrere außerordentlich erfolgreiche Kunstreisen. Melanie heirathete später den berühmten Harfenvirtuosen Parish-Alvars, starb aber als dessen Wittwe bereits am 6. April 1856 in Wiesbaden, wo sie sich eines Brustübels wegen zur Kur aufhielt.

Der jüngere Bruder des Eduard Constantin L., Joseph Rudolf L., nach eigener Angabe geb. am 2. April 1802 zu Nancy, machte seine Studien

ebenfalls am Pariser Conservatorium unter Professor Duvernoy und kam durch seinen Bruder frühzeitig als Bratschist und Hornist an das Orchester zu Basel. Von dort trat er auf Empfehlung Lindpaintner's als Hornist in die königl. Kapelle zu Stuttgart. Im J. 1826 kam er auf Veranlassung seines Bruders in das kaiserl. Hofopernorchester nach Wien und concertirte nun fleißig in der österreichischen Residenz. Die Brüder erregten insbesondere Aufsehen durch ihr treffliches Zusammenspiel. Anfang der dreißiger Jahre gab der jüngere L. seine Stelle auf und unternahm viele Kunstreisen durch Deutschland, Frankreich, England, Schweden 2c. Während eines Aufenthaltes in Stockholm erhielt er das Prädikat eines Musikdirectors „bei der Flotte". Im J. 1837 wurde er als erster Hornist in die königl. sächsische Kapelle nach Dresden berufen, trat 1851 in Pension und lebte nun unter dem Namen Lewy-Hoffmann (letzteren Namen führte seine Gattin) in der Oberlößnitz bei Dresden, wo er hochbetagt am 19. Februar 1881 starb. Von Löwy's Compositionen sind mehrere Duo's, Divertissements 2c. für Horn und Pianoforte bei Kistner und Breitkopf & Härtel in Leipzig sowie bei Diabelli und Müller in Wien erschienen. 12 Etuden von ihm für das chromatische und einfache Horn (Leipzig, Breitkopf & Härtel) wurden in der „Neuen Zeitschrift für Musik" (1849, Nr. 50) sehr gelobt. Nach Lewy's Tode brachten viele Zeitungen, unbegreiflicher Weise auch die musikalischen Fachblätter, die Nachricht, der Verstorbene habe das „chromatische Waldhorn" erfunden. Wie unbegründet diese Mittheilung ist, vermag jeder zu beurtheilen, der nur einigermaßen mit der Geschichte dieses Instrumentes vertraut ist.

Fürstenau.

Lexa: Johann Baptist Freiherr L. von Aehrenthal, Pomologe, geb. zu Prag den 30. Juli 1777, † den 17. October 1845. Er stammte aus einer 1790 geadelten Bürgerfamilie, absolvirte die Gymnasial-, sowie die juridischen Studien in seiner Vaterstadt, trat in österreichische Staatsdienste, rückte in denselben, sich vielfach auszeichnend, rasch vor und beschloß seine Beamtenlaufbahn als Vicepräsident des böhmischen Landesguberniums. In Anerkennung seiner Verdienste wurde L. 1828 in den Freiherrnstand erhoben. Er war ein ausgezeichneter Pomologe und erwarb sich um die Hebung der Obstbaumzucht in Böhmen große Verdienste; namentlich seine Herrschaft Doxan war in dieser Beziehung berühmt. L. schrieb mehrere gute Werke über Pomologie, das wichtigste derselben: „Deutschlands Kernobstsorten" (1833—42, 3 Bde., mit 91 Tafeln) galt lange Zeit für eines der besten Handbücher.

Wurzbach, Biographisches Lexikon d. österr. Kaiserstaates, XV. S. 49. — Ladisl. Rieger, Slovnik naučný, IV, S. 1261 (dieser Artikel enthält manche Unrichtigkeiten, wie schon Wurzbach hervorhebt). Reichardt.

Leybold: Johann Friedrich L., Miniaturmaler und Kupferstecher, geb. den 18. Juni 1755 in Stuttgart, † am 13. Novbr. 1838 zu Wien als k. k. Hofkupferstecher und Professor an der Kupferstecherschule. Sohn eines Bäckermeisters, zeigte L. frühe mehr Neigung für die Kunst, als für das väterliche Handwerk. Auf den Rath eines Oberbossierers der Ludwigsburger Porzellanfabrik, Namens Haselmayer, welcher aus kindlichen Modellirversuchen das Talent des Knaben erkannt hatte, ließ ihm der Vater Zeichenunterricht von dem Hofbildhauer Bauer ertheilen. Noch ganz jung wurde er als Eleve bei der Académie des Arts zu Ludwigsburg angenommen, erhielt aber seinen Unterricht im Zeichnen und Modelliren in Stuttgart, wo die Professoren dieser Anstalt ihren Wohnsitz hatten. Nach kurzer Zeit wurde er mit zwei anderen „Stukkator-Knaben" dem in seinem Fach ausgezeichneten Hofstukkator Sonnenschein zugewiesen, welcher die innere Ausschmückung des Schlosses Solitüde bei Stuttgart

zu besorgen hatte. Diese drei Eleven wurden im J. 1770 als Grundstock einer Künstlerabtheilung in die auf der Solitüde errichtete Militärpflanzschule aufgenommen, welche bald unter Aufhebung der Kunstakademie in Ludwigsburg mit einem vollen Kunstlehrerpersonal und zahlreichen Schülern versehen wurde. Noch zwei Jahre hier in der Stukkaturkunst unterrichtet, ging L. auf den Rath des Malerprofessors Guibal (vgl. Bd. X. S. 102) zur Malerei über. Im J. 1775 kam er durch Verlegung der inzwischen (1773) zur Militärakademie erhobenen Anstalt in seine Vaterstadt zurück. Als im J. 1776 auch eine Kupferstecherschule an der Akademie errichtet wurde, wußte deren Leiter, Joh. Gotth. Müller, den als vorzüglichen Zeichner bekannten L. zu seinem ersten Schüler zu gewinnen. Müller erzog sich an ihm in wenigen Jahren einen Gehülfen, den er zum Unterricht der jüngeren Zöglinge verwenden konnte. Am 15. Decbr. 1781 wurde L. mit 300 fl. Gehalt zum herzogl. Hofkupferstecher ernannt und aus der Anstalt entlassen, in welcher er nach und nach 12 Preise erhalten und unter anderen Freundschaften, die ihn ehrten, auch die von Schiller erworben hatte. Er ging nun aber nicht, wie vor ihm sein Lehrer Müller, nach ihm seine Mitschüler Dannecker, Scheffauer, Hetsch u. a. thaten, zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris, sondern gründete sich schon im November 1782 einen eigenen Herd in Stuttgart. L. mußte sich hier sein Brod mit Miniaturmalerei verdienen, doch stach er auch mehrere Blätter, worunter ein Brustbild Herzog Karls von Württemberg nach Schlotterbeck (1782), Tribut de reconnaissance nach Tischbein, La Charité nach P. Mattei, und zwei Blätter zur Galérie du Duc d'Orléans, Venus qui se mire nach Tizian und La Ste. Famille nach Baroccio hervorzuheben sind. Am 14. October 1789 wurde er an der Hohen Karlsschule, in welche sich 1782 die Militärakademie verwandelt hatte, als Professor für Zeichnen und Modelliren nach der Natur angestellt. Zu Anfang des J. 1794 aber wurde die Hohe Karlsschule von Herzog Karls Nachfolger, Ludwig Eugen, aufgehoben und L. „bis zu anderwärtiger Versorgung" mit einem Interimsgehalt von 250 fl. verabschiedet. Die Gelegenheit zu anderweitiger Verwendung aber, d. h. die bei Aufhebung der Karlsschule angekündigte Wiederherstellung der Akademie der Künste blieb aus. Auch die vom Erbprinzen von Koburg veranlaßte Ernennung zum sachsen-koburgischen Hofkupferstecher im Jahre 1797 scheint keine materiellen Vortheile gebracht zu haben. So wandte denn L. der Heimath den Rücken und ging im Sommer 1798 nach Wien, wohin er schon im folgenden Jahre seine zahlreiche Familie nachkommen ließ. Er mußte aber auch hier fünf Jahre lang den Grabstichel ruhen lassen und seinen Unterhalt mit dem Anfertigen von Miniaturporträts verdienen, worin er eine große, bald durch die ehrenvollsten Aufträge anerkannte Geschicklichkeit besaß. Seine drei Söhne ließ er trotz der eigenen Erfahrung von den rauhen Wegen einer solchen Laufbahn zu Künstlern ausbilden. Als er aber dem ältesten derselben, Karl, allmählich die Miniaturaufträge überlassen konnte, wandte er selbst sich wieder der Stecherkunst zu und beendigte die bereits vor mehreren Jahren angefangenen Platten „Der Tod des Marcus Antonius" nach K. Pitz (1803) und „Der Tod des Consuls M. Papirius" nach Phil. Fr. Hetsch. Durch diese Arbeiten kam er dem damaligen Galleriedirector des Belvedere, früheren Director der Kunstakademie, Füger (vgl. Bd. VIII. S. 177) näher. Füger, welcher damals eine Reihe von Illustrationen zu Klopstock's Messias entworfen hatte, ließ einen großen Theil derselben (12 Blätter in gr. Fol.) durch L. stechen. An diesem Werke hauptsächlich hat unser Meister gezeigt, daß er ein würdiger Schüler Joh. Gotth. Müller's war, der bei günstigeren äußeren Verhältnissen sich einen weit höheren Rang unter den deutschen Stechern erworben haben würde. Namentlich ist zu beklagen, daß er nie nach großen Meistern der Malerei, wie etwa Raphael,

zu stechen bekam. Doch fand er immerhin mit seinen Arbeiten so viel Anerkennung in Wien, daß er nach dem Tode des Directors der Kupferstecherakademie, Jak. Matth. Schmutzer, am 29. Jan. 1812 zum k. k. Hofkupferstecher, am 1. März zum Professor an der Kupferstecherschule und am 4. Mai zum k. k. akademischen Rath ernannt wurde. In dieser Stellung entwickelte er als „Repräsentant des Classicismus in der Wiener Kupferstecherschule“ (vgl. v. Lützow, Gesch. d. k. k. Akademie d. bild. Künste, S. 94) eine erfolgreiche Lehrthätigkeit. Sein milder und gefälliger Sinn erwarben ihm, wie früher in Stuttgart, so auch in Wien Freunde in allen Gesellschaftsclassen.

Vgl. Fr. H. Böckh, Wanderung in die Ateliers &c. in Hormayr's Archiv f. Gesch., Stat., Litt. u. Kunst, Jahrg. 1823, S. 402 ff.; Cotta'sches Kunstblatt, Jahrg. 1838, S. 421 ff.; Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Th. XV, S. 52 ff.; Wagner, Gesch. der Hohen Karls-Schule, Bd. I, S. 472—73; Nagler, N. a. Künstler-Lexikon, Bd. XII, S. 476 ff.

A. Wintterlin.

Leybold: Karl Jakob Theodor L., Sohn des Vorigen, geboren den 19. März 1786 zu Stuttgart, † daselbst am 20. Juli 1844 als Professor der Malerei an der königl. Kunstschule und Inspector der württembergischen Staatsgemäldegallerie. L. erhielt den ersten Kunstunterricht von seinem Vater und trat sehr jung in die k. k. Akademie zu Wien als Malerzögling ein. Von besonderem Einfluß auf seine künstlerische Entwickelung war der Umgang mit dem im Jahre 1798 nach Wien gekommenen Landsmann und Karlsschul-Genossen seines Vaters, Eberhard Wächter, welcher ihn in seiner Richtung auf die historische Kunst bestärkte und dauernd für die classicistische Schule gewann. Die oben erwähnte Unterstützung des Vaters in der Miniaturmalerei entwickelte aber in ihm zugleich eine Vorliebe für das Porträtfach, welche an schönen Aufträgen, wie den großen Familienbildern der Grafen Bräuner und Fries, eine entsprechende Aufmunterung fand. Im J. 1807 ging er mit seinem vieljährigen Hausgenossen und späteren Schwager (d. h. Mann seiner Schwester), dem Landschaftsmaler Gottlob Friedr. Steinkopf, nach Rom, wo er sich namentlich durch die freigebige Unterstützung des Grafen Fries, eines Gönners seines Vaters, sieben Jahre aufhalten konnte. Ein daselbst vollendetes Oelgemälde „Die Wohlthätigkeit Cimons“, welches später nach Wien kam, rechtfertigte die guten Hoffnungen, welche man dort für sein Talent geschöpft hatte. Aber als er im J. 1815 dahin zurückkehrte, konnte er doch nur mit Porträtaufträgen sein Brod gewinnen. Durch den im J. 1820 bei der württembergischen Gesandtschaft in Wien verwendeten Frhrn. Joh. Georg v. Cotta wurde er im J. 1821 nach Stuttgart gezogen, um das Porträt seines Vaters, Joh. Friedr. v. Cotta, in Lebensgröße und ganzer Figur zu malen. Durch weitere Porträtbestellungen festgehalten, blieb L. in Stuttgart. Im J. 1829 wurde er als Professor an der dort neu errichteten Kunstschule angestellt und erhielt im J. 1842 dazu noch die Inspection der neu gegründeten staatlichen Gemäldegallerie übertragen. Zwei Bilder, welche diese Sammlung von ihm selbst besitzt, „Die Erziehung des Bacchus“ und „Nymphen an einer Quelle“, zeigen ihn der classicistischen Richtung getreu, aber verrathen zugleich, daß ihm dieselbe, wie seinen meisten Zeitgenossen, doch nur sozusagen wie eine fremde und unbequeme Rüstung saß, welche anzulegen immer aufs neue Ueberwindung kostete. Die einzige Arbeit, welche ihm in seiner Zeit einen bedeutenden Ruf erwarb, hatte, wenn auch in classicistischen Formen ausgeführt, doch einen romantischen Stoff zur Grundlage. Die „Weimarischen Kunstfreunde“ hatten im J. 1826 ein Preisausschreiben für eine Handzeichnung gemacht. Als Motiv war aufgegeben ein neugriechisches Gedicht „Charon“, welches sich in Uebersetzung nebst einer Kritik der sechs von Stuttgart ein-

gegangenen Bewerberarbeiten im Kunstblatt, Jahrg. 1826, Nr. 10 u. 11 und in Goethe's Werken, Bd. 44, S. 75 ff. findet. Goethe gibt dort der Zeichnung Leybold's unbedingt den Preis. Auch in einem Briefe an Zelter (Briefwechsel m. Zelter, Thl. IV, S. 73) äußert er sich darüber mit wärmster Anerkennung in den Worten: „Nun war an fünf Blättern Ernst und guter Wille nicht zu verkennen, wenn ihnen auch das Zulängliche durchaus abging; das sechste hingegen setzte gleich beym ersten Anblick in Erstaunen und man hört noch nicht auf, es zu bewundern, ob man es gleich auswendig kann. — — Dergleichen war weder überhaupt, noch besonders von unserer Zeit zu erwarten. Der Künstler heißt Leupolt, lebt in Stuttgart und gewinnt mit allen übrigen Malern sein Leben mit Porträtiren". Eine Nachbildung der Zeichnung in verkleinertem Umriß (lithogr. von J. A. Mayer) wurde der erwähnten Besprechung im Kunstblatt beigegeben; sie rechtfertigt in der That auch für den gänzlich anderen Geschmack unserer Zeit die ungewöhnlich freudige Aufnahme der Weimaraner. L. scheint aber keinen Versuch gemacht zu haben, die Zeichnung in ein Oelgemälde umzusetzen, wie er denn überhaupt, wol auch aus Mangel an Aufträgen oder Abnehmern selten über Entwürfe und Skizzen hinauskam. Doch gewann er mit „Porträtiren" immerhin noch mehr als sein Leben — auch seinen Ruhm. Er hat Württemberg (wie sein älterer Zeitgenosse Hetsch, vgl. Bd. XII, S. 320) mit einer Reihe von trefflichen Oelporträts bereichert, welche (vgl. Kunstblatt, Jahrg. 1826, S. 67; 1827, S. 246 u. 1829, S. 347 ff.) eine Zierde seiner Gallerien, Schlösser und Häuser sind. Bedeutende Persönlichkeiten, wie z. B. König Wilhelm von Württemberg, Sophie, Königin der Niederlande, der Bildhauer Dannecker, der Dichter Schwab u. a. haben durch ihn eine ihrer würdige Darstellung gefunden. (Vgl. den Nekrolog im Kunstblatt, Jahrg. 1845, S. 169 ff.)

Von seinen jüngeren Brüdern, um diese hier kurz anzureihen, wurde der eine, Heinrich Gustav Adolph L., geb. in Stuttgart den 14. Nov. 1794, ein Schüler des Vaters in der Kupferstecherkunst und arbeitete später mit diesem für das Wiener Galleriewerk. Eine Madonna nach Raphael, aus der Gallerie des Fürsten Paul Esterházy in Wien, ein Stich, welcher Leybold's Talent und der Schule seines Vaters alle Ehre macht, wurde im J. 1839 vom Württembergischen Kunstverein als Vereinsblatt ausgegeben. Daraus mag die irrthümliche Meinung entstanden sein (vgl. Wurzbach, Biogr. Lex. des Kaiserth. Oesterreich, Thl. XV. S. 53), er habe auch in Stuttgart gelebt, während er in Wien blieb und wol — es fehlen uns alle weiteren Nachrichten über sein Leben und seine Arbeiten — auch dort starb. Der dritte Bruder, Eduard Friedrich L., geb. zu Stuttgart den 4. Juni 1798, blieb gleichfalls in Wien. Er malte dort Oel- und Miniaturbildnisse und legte sich mit bestem Erfolge auf die Lithographie. Mehrere Zeichenwerke, die er herausgab, und geschätzte lithographische Blätter nach alten und neuen Meistern finden sich bei Wurzbach a. a. O. verzeichnet.

A. Wintterlin.

Leyding: Johann Dietrich (nicht David) L., lyrischer und epigrammatischer Dichter. Von seinem äußeren Leben ist nur äußerst wenig bekannt geworden. Zu Verden in Hannover den 5. April 1721 geboren, lebte er später zu Hamburg als Privatgelehrter und eine Zeit lang als Vorsteher einer Privaterziehungsanstalt daselbst und starb den 10. Febr. 1781. Er ließ erscheinen: „Oder und Lieder mit ihren eigenen Melodien", 1757, „Lieder und Scherzgedichte", 1757, mit dem Motto: „Multa donanda ingeniis puto, sed donanda vitia, non portenta. Seneca; „Der Bienenstock. Eine Sittenschrift, der Religion, Vernunft und Tugend gewidmet", 4 Hefte, Hamb. 1758—64. N. Folge 3 Hefte, 1764—68; „Fabeln, Erzählungen und andere kleine Gedichte", 2 Thle.

1763 u. 64 (ohne des Verfassers Namen). Man hat L. nicht mit Unrecht unentwickelten Geschmack, Unreife des Urtheils und blinde Nachahmung Gellert's vorgeworfen, aber gleichwol verdienen manche seiner Dichtungen Lob wegen der in denselben herrschenden Wärme und Wahrheit des Gefühls und in nicht wenigen versteht er es, zarten Empfindungen eine anmuthige und gefällige Form zu geben.

Meusel, Lexikon verstorbener Schriftsteller, VIII. Goedeke, II. 583. 587.

J. Franck.

Leydolt: Franz L., Mineralog, geb. am 15. Juli 1810 in Wien, widmete sich in seiner Jugend dem Geschäfte seines Vaters, eines Seidenfabrikanten und folgte erst spät dem Drange nach höherer wissenschaftlicher Bildung, besuchte deshalb philosophische und medicinische Vorlesungen an der Universität Wien und erwarb sich schließlich den Doctorhut der Medicin. Insbesondere war es Mohs, der den Wissensdrang Leydolt's mächtig belebte und an ihn schloß sich daher auch L. enge an, begleitete denselben 1834 auf einer großen wissenschaftlichen Reise durch Oesterreich und blieb mit ihm in steter inniger Beziehung. Nachdem L. 1838 die Stelle eines Assistenten der Botanik an der Wiener Hochschule unter Frhr. v. Jacquin erlangt hatte, veröffentlichte er seine Inauguraldissertation „Die Plantagineen in Bezug auf naturhistorische Species", 1837. Nach Mohs' Tode besorgte L. auf dessen ausdrücklichen Wunsch die Veröffentlichung des Werkchens: „Die ersten Begriffe der Mineralogie und Geognosie von Mohs", in 2 Thlen., 1842, und entwarf auch eine vortreffliche Biographie seines großen Lehrers: „Fr. Mohs und sein Wirken in wissenschaftlicher Hinsicht", 1843. Im J. 1843 wurde ihm provisorisch das Lehrfach der allgemeinen Geographie und Naturkunde an dem polytechnischen Institut und 1845 das Lehrfach der allgemeinen Naturgeschichte an der Universität in Wien übertragen und endlich 1847 erhielt L. die ordentliche Professur für Mineralogie und Geognosie am polytechnischen Institute, welche Stellung er bis zu seinem frühzeitigen, zu Neuwaldegg bei Wien erfolgten Tode am 10. Juni 1859 bekleidete. Zahlreiche Publicationen bezeugen den regen Antheil, den L. an mineralogischen Forschungen nahm. In Haidinger's Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaft erschienen von ihm: „Vortrag über merkwürdige zwillingsartige Zusammensetzung des Ankerits" (Bd. I, 1846, S. 115); „Ueber merkwürdige Bildung des Schriftgranits" (das. S. 55), „Ueber ein neues Vorkommen von Olivinit" (das. IV, 1848, S. 251). Schriften von mehr allgemeinem Inhalt sind: „Anfangsgründe der Zoologie", 1850, 2. Aufl. 1852 und 3. Aufl. 1858; mit Machatschek gemeinschaftlich bearbeitet: „Anfangsgründe der Mineralogie", 1853, 2. Aufl. 1859. In Verfolgung seiner mineralogischen Studien stellte L. vielfache lehrreiche Versuche über Aetzwirkungen an und zeigte in einer Schrift: „Eine neue Methode, die Achate und andere quarzähnliche Mineralien naturgetreu darzustellen" (Jahrb. d. geol. Reichsanst., II, 124), daß die Achate aus zahlreichen Lagen heterogener Quarzsubstanzen zusammengesetzt seien, die durch Flußsäure mehr oder weniger rasch zersetzt werden. Diese Abhandlung ist mit prächtigen Naturabdrücken geätzter Achate geschmückt. In dem J. 1853 erwählte ihn die Wiener Akademie der Wissenschaften zu ihrem Correspondenten und beförderte ihn 1855 zum wirklichen Mitgliede. Zahlreiche seiner Abhandlungen erschienen von da an in den Schriften dieser Akademie: „Beiträge zur Kenntniß der Krystallformen und Bildungsart des Eises", 1860 (VII. 477); „Ueber Krystallbildung im Glase und in den Glasflüssen (VIII. 261); „Ueber eine neue Methode, die Struktur und Zusammensetzung der Krystalle zu untersuchen" (XV. 58 u. 81), worin er zuerst auf die Wichtigkeit der durch Anätzen erlangten Aufschlüsse über die Bildungsweise der Krystalle die

Aufmerksamkeit lenkte und in einer weiteren Abhandlung: „Ueber die Struktur und Zusammensetzung des prismatischen Kalkhaloids" (XIX. 10), welche reich an feinen Beobachtungen ist, fortführte. Ueber den Meteorstein von Borkut veröffentlichte L. eine Abhandlung in den Sitzungsberichten der Akademie (XX. 398), in jenen der geologischen Reichsanstalt verschiedene Vorträge, z. B. „Ueber die Methode, die Struktur und Zusammensetzung der Krystalle und unorganischen Naturprodukte zu untersuchen" (Sitz. d. geol. R., V. 889); „Untersuchung über den Glimmer" (das. VI, 1855) ꝛc. Sehr viel Zeit und Sorgfalt widmete L. den Sammlungen und der zweckentsprechenden Anordnung in denselben. Die von ihm hergestellte und vervollständigte mineralogische Lehrsammlung an der polytechnischen Schule in Wien darf als eine der schönsten und zweckentsprechendsten gelten. Auf streng wissenschaftlichem Gebiete war L. zwar kein besonders hervorragender Forscher, aber alle seine Arbeiten tragen doch das Gepräge einer geistreichen Behandlung und gereifter Forschung als das Resultat einer feinen Beobachtungsgabe.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lexikon, XV, 54. Poggendorff, I. 1445.

Gümbel.

Leygebe: Gottfried L., Stempelschneider, geb. zu Freistadt in Schlesien 1630, erscheint als berühmter Stempelschneider zuerst 1664 in Nürnberg, war dann seit 1667 als solcher in Berlin thätig, wo er 1683 starb. Seine ersten Arbeiten in Berlin waren der schöne Thaler und Halbthaler auf den Tod der Kurfürstin Louise Henriette von Brandenburg.

Vgl. Ad. Wyl, Die Paul Henckel'sche Sammlung Brandenburg-Preußischer Münzen und Medaillen, Berlin 1876, S. 26. Th. St.

Leyser: Augustin Reichsfreiherr v. L. (auch Leiser, Leysser und Lysser), Rechtsgelehrter, geb. am 18. October 1683 zu Wittenberg, † am 3. Mai 1752 daselbst. — Die Leyser waren nach Familienüberlieferung ursprünglich in der steierischen Mark und Kärnthen seßhaft, wo ein Nebenflüßchen der Drau den Namen Leiser führt. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts hausten sie auf den Schlössern Ober- und Nieder-Leys, woher sie zweifellos ihren Namen ableiten. Hans L., Castellan in Waldstein, tritt 1411 urkundlich als der erste dieser Linie auf, welche 1642 in den Reichsfreiherrnstand versetzt wurde. Die jetzt noch blühende jüngere sächsische Linie, aus welcher mehrere tüchtige Gelehrte hervorgingen, hat als adelichen Stammherrn den Urgroßvater unseres Augustin L., den braunschweigischen Superintendenten, nachmals Dresdener Hofprediger Polycarpus L. (s. u.). Kaiser Rudolph II. verlieh diesem und seinen Nachkommen am 10./22. Decbr. 1590 die Reichsfreiherrnwürde, welcher Ernennung später einige Adelserneuerungen folgten. Im Adelsbrief wurde der sächsischen Linie das alte Stammwappen „bestätigt" und deren Zusammenhang mit dem kärnthisch-steirischen Geschlechte betont, welcher Zusammenhang allerdings anderweitig durch Urkunden nicht dargethan werden kann. — Der berühmteste aus der sächsischen Linie ist der Rechtsgelehrte Augustin Reichsfreiherr v. L., Erbherr auf Nudersdorf, beider Rechte Doctor, des Königs von Polen und Kurfürsten zu Sachsen Hof- und Justizrath, Consistorialdirector, des Hofgerichts und des Schöppenstuhls erster Beisitzer, Ordinarius und Primarius der Wittenberger Juristenfacultät. Sein Vater, Wilhelm v. L., Erbherr auf Rabenstein, Gablenz und Raßdorf, war Doctor beider Rechte, sächsischer Rath und ordentlicher Professor der Rechte in Wittenberg, wo er 1689 mit Tod abging. Sein väterlicher Großvater, der gleichfalls Wilhelm hieß, lebte auch dortselbst als Professor der Theologie und Propst der Schloßkirche (s. u.), während sein mütterlicher Großvater Augustin v. Strauch die Würde eines sächsischen Geheimrathes und Reichstagsgesandten zu Regensburg bekleidete. — Augustin v. L. verlor schon mit 6 Jahren seinen

Vater, in Folge dessen ein naher Verwandter, der anhalt-zerbst'sche Geheimrath und Kanzler v. Schönleben dessen Erziehung leitete und ihn zuerst auf die Klosterschule nach Bergen bei Magdeburg, dann 1697 auf das Gymnasium nach Gotha zu Vockeradt schickte. Dort vorzüglich vorbereitet, bezog L. 1699 im jugendlichen Alter von 16 Jahren die Universität seiner Vaterstadt und verweilte auf derselben fünf Jahre. Er widmete sich dem Rechtsstudium und hatte unter den dortigen Docenten namentlich dem späteren Reichshofrathe Johann Heinrich v. Berger (Bd. II. S. 374), manche Anregung und Belehrung zu danken, unter welchem er auch 1703 öffentlich disputirte. Im folgenden Jahre (1704) wandte er sich, angezogen von dem Rufe Stryks, nach Halle; doch entsprach der Vortrag des bereits betagten Lehrers, bei dem er Pandekten und deutsches Staatsrecht hörte, seinen Erwartungen nicht, dagegen übte der geistvolle Thomasius auf ihn mächtigen Einfluß. Nach beendeten Universitätsstudien trat er, wie es damals üblich war, zu weiterer Ausbildung 1705 eine längere Reise an und wandte sich zunächst über Magdeburg, Braunschweig und Hannover nach den gelehrten Stätten Hollands, dann nach London, wo er bei dem Erzbischof von Canterbury, wie später in Oxford und Cambridge, gastliche Aufnahme fand. Darauf besuchte er Köln, Wetzlar, woselbst das Reichskammergericht wegen Uneinigkeit der Assessoren geschlossen war, die Universität Gießen, die Krönungsstadt Frankfurt, Würzburg und dessen Hochschule, das gewerbsame Nürnberg und Regensburg, wo er wegen des Reichstages einige Zeit verblieb. In Straubing schiffte er sich ein und fuhr auf der Donau nach Wien. Von dem bunten Treiben und den reichen Kunstschätzen dieser Großstadt sympathisch berührt, verlebte er in dem Hause des russischen Gesandten Heinrich v. Huyssen äußerst genußvolle Tage, deren er noch in späten Jahren gern gedachte. Trotz ursprünglichen Widerspruchs seines Vormundes bereiste er noch Italien, da er diesen zu bereden vermochte, daß der einzige Weg von der Kaiserstadt nach Kursachsen über Venedig führe! Er kam auf dieser Reise zur kaiserlichen Armee unmittelbar vor dem Treffen bei Calcinato, in dem der Herzog von Vendome über Reventlow einige Vortheile errang. Der Reisende hat dieses Treffen als Freiwilliger mitgemacht, wie er selbst in der „Epistola“ erzählt, welche Gottlob Justi's Dissertation: De fuga militiae (Vitemb. 1744, 4°) angereiht und auch in Bd. X der dritten Ausgabe der Meditationen (S. 615—17) abgedruckt ist. Er folgte der Armee auf ihrem mit großen Terrainschwierigkeiten verbundenen Rückzuge längs des Gardasees und blieb im kaiserlichen Feldlager bei Verona, bis Prinz Eugen zum Entsatze Turins abzog. In Venedig wohnte er dem Fest der Vermählung des Dogen mit dem Meere an, besichtigte Padua und Verona und verweilte einige Wochen in Brescia bei seinem in kaiserlichen Commissariatsdiensten stehenden Bruder. Dann kehrte er, den wiederholten Bitten seiner besorgten Mutter nachgebend, 1706 auf nächstem Wege über Augsburg, Bamberg und Jena heim. Auch da tobte der Kriegslärm; der große nordische Kampf war entbrannt und die schwedische Heeresmacht unter Karl XII. eben (August 1709) im Herzen von Kursachsen eingebrochen. L. nahm nun seine juristische Thätigkeit wieder auf; wurde am 20. Januar 1707 zu Wittenberg Licentiat und außerordentlicher Professor der Rechte, 1708 Beisitzer bei der Juristenfacultät, 1709 Doctor beider Rechte, und beschäftigte sich neben seinen Vorlesungen mit Anfertigung von Dissertationen und Abhandlungen. Eine derselben „Meditat. de assentationibus ICtorum“, Viteb. 1712, 4° (welche in 3. Auflage 1741, 4° von H. G. Franke, in 4. vom Autor vermehrter, 1780 durch Jenichen im 12. Bande der Leyser'schen Meditationen, S. 1—162, herausgegeben wurde), reizte namentlich durch Aufzählung von Beispielen aus den einzelnen Facultäten die persönliche Empfindlichkeit der theologischen und philosophischen Amts-

genossen Leyser's, wie der Verfasser selbst in der Vorrede zur zweiten Auflage dieser Abhandlung (Helmstädt 1726, 4°), dann in Bd. VIII. spec. 568 der Meditationen sehr objectiv des Näheren berichtet. Andrerseits trug gerade diese Dissertation nicht unwesentlich dazu bei, daß L. unter dem für die höheren Bildungsanstalten Hannovers hochverdienten Minister v. Bernsdorff 1712 als ordentlicher Professor der Rechte nach Helmstädt berufen wurde. Allein kaum hatte er seine Vorträge begonnen, so wollten ihn die Wittenberger an Stelle seines früheren Lehrers, des zum Reichshofrath nach Wien abgehenden Johann Heinrich Berger für ihre Hochschule gewinnen. Nach längerem Notenwechsel der beiden betheiligten Regierungen lehnte der Berufene auf Geheiß aus Hannover dankend ab, ohne diese Gelegenheit etwa zu Erhöhung des Gehaltes oder Erreichung von Ehrenstellen auszunützen. 1717 wurde L. unter Beibehaltung der Professur zum Hofgerichtsassessor in Wolfenbüttel, 1721 zum Hofrathe des Gesammthauses daselbst mit einer Zulage von 200 Thlrn. ernannt, und erhielt die Postfreiheit seiner Briefe. Außerdem ertheilte ihm der Hof in Folge wissenschaftlicher Differenzen, — in die er wegen der schon von Aristoteles aufgestellten Unterscheidung zwischen justitia commutativa und distributiva (ausgleichender und vertheilender Gerechtigkeit) mit dem bejahrten Facultätsdekane, Professor Dr. Andreas Homberg gerathen war, — gänzliche Befreiung von der akademischen Censur. — Mit den Jahren mehrte sich im In- und Auslande Leyser's Ruhm, mit ihm die Zahl seiner Zuhörer, welche im dicht gedrängten Hörsaale seinem auf drei Semester vertheilten Pandektenvortrage folgten, und unter seinem Vorsitze häufig disputirten, wol auch den Doctorgrad anstrebten. Verehrt von der akademischen Jugend, hochgeschätzt von der Bürgerschaft, in wichtigen Dingen befragt von Fürsten und Ständen, vielfach ausgezeichnet vom Hofe, lebte L. gerne und zufrieden in dem bescheidenen Universitätsstädtchen. Er gedachte an dem stillen Musensitze seine Tage zu beschließen, und gab deshalb mehreren Anerbieten, darunter einem Rufe Seitens der schwedisch-pommerschen Ritterschaft an das Tribunal zu Wismar keine Folge. Es sollte jedoch anders kommen. Das Hofgericht zu Wolfenbüttel hatte in einigen fürstlichen Kammer-(Fiscal-) Processen gegen die Kammer erkannt. L. war das hervorragendste Mitglied dieses Gerichtshofes, überdies Referent in mehreren dieser Processe, weshalb ihm der Vorwurf gemacht wurde, daß er das fiscalische Interesse des Hofes, daß er die Kammergerechtsamen schmälere und verkürze. In der deshalb eingeleiteten Untersuchung, zu welcher man die beiden auswärtigen Kanzler, v. Klein aus Mecklenburg und v. Siersdorff aus Hildesheim, als Schiedsrichter beigezogen hatte, wurde jedoch der Angeschuldigte von dem erhobenen Vorwurfe im wesentlichen freigesprochen. Kaum war dieser leidige Zwischenfall beendet, da folgte ein zweiter. Auf Geheiß des Herzogs hatte der Professor ein Gutachten darüber ausgearbeitet, wie jener gegen seinen damals in Ungnade gefallenen Minister vorgehen könne. Der Entwurf dieses Berichtes kam in die Hände des letzteren und des demselben besonders gewogenen Herzogs Ludwig Rudolph von Braunschweig, welcher zu Blankenburg residirte und bald darauf die Regierung in Wolfenbüttel antrat. Beide waren über den Berichterstatter sehr erbost, und erhielt dieser Winke, andere Dienste aufzusuchen. Es kam ihm daher sehr erwünscht, als er im Sommer 1729 unter den vortheilhaftesten Bedingungen nach Wittenberg zurückgerufen wurde. Dort war der bisherige Ordinarius Johann Balthasar Freiherr v. Wernher zum Reichshofrath in Wien befördert worden. An dessen Stelle sollte nun L. treten und zugleich zum Director des geistlichen Consistoriums, zum ersten Beisitzer am Hofgerichte und Schöppenstuhle, sowie zum Hofrathe ernannt werden. Um Michaeli 1729 traf der Berufene in Wittenberg ein. Die Studenten waren ihm in feierlichem Aufzuge entgegen

gegangen und begrüßten ihn durch den nachmaligen Jenenser Professor Dr. Brockes. Von da ab wirkte er als Lehrer und Schriftsteller in seiner Vaterstadt, hochgeachtet von Allen die ihn kannten und starb daselbst im 69. Jahre seines Alters. L. war ein Mann von heitrem, anspruchslosen Wesen und feiner Bildung, der französisch, englisch und italienisch ebenso fertig schrieb als sprach. Er erfreute sich zu Lebzeiten mannigfacher Ehren und Auszeichnungen; unter diesen behauptet eine hervorragende Stelle das kaiserliche Diplom von 1739, womit Karl VI. dem gefeierten Professor wegen dessen Verdienste um die Wissenschaft sein altadelich Herkommen aufs neue verbriefte und bestätigte. 1720 hatte sich L. mit Dorothea Eleonora, der einzigen Tochter seines Vetters, des preuß. Rathes und Magdeburger Syndicus Friedrich Wilhelm Leyser verehelicht, aus welcher glücklichen Verbindung zwei hoffnungsvolle Söhne hervorgingen. Der ältere derselben, Wilhelm, starb jedoch vor seinem Vater, am 13. Mai 1750 als Lieutenant im polnischen Heere, in das er nach zurückgelegten Studien getreten war; der zweite, Augustin, am 13. October 1743 in Leipzig, wo er sich als Candidat der Rechte aufhielt. Der frühe Tod beider Söhne, welche der Vater zärtlich geliebt hatte, erschütterte ihn tief und trübte die letzten Jahre seines Lebens. — Augustin v. L. war der angesehenste und einflußreichste unter den deutschen Juristen in der Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts. Sein Name war in ganz Deutschland hochgeehrt, seine „Meditationes“ kannte jeder Rechtsverständige, aus ihnen holte sich der Praktiker in Zweifelsfällen mit Vorliebe Aufschluß, da sie sich gerade an Gerichtshöfen bevorzugter Geltung erfreuten. Trotzdem war L. keine geniale Natur; er besaß weder ein schöpferisches, noch ein kritisch-forschendes Talent. Wenn jedoch Hugo in der ersten Auflage seiner Litterärgeschichte (Berlin 1790, S. 245) entgegen den Lobesworten Höpfner's die Grundhaltigkeit von Leyser's Ruhm und das Nutzbringende des Besuches seiner Pandektenvorträge geradezu beanstandet, so geht solches in den späteren Auflagen allerdings gemilderte Urtheil zu weit, denn L. verband mit ausgebreiteten Kenntnissen und reicher Erfahrung einen sehr klaren ungewöhnlich praktischen Verstand und besaß eine ebenso gewandte als angenehme, leicht faßliche Darstellungsgabe. Es ist richtig, daß er nicht selten der herrschenden Meinung eine andere entgegenstellte und deshalb mit Fabricius und Keeß, mit den Kanzlern v. Ludwig und v. Mosheim, mit Frhr. v. Ludolf u. A. in gelehrte Fehde gerieth; allein gar häufig ist seine abweichende Ansicht wohlbegründet und der baierische Gesetzgeber Frhr. v. Kreittmayr, ein hervorragend praktischer Jurist, hat in seinem Landrechte controverse Fragen zum öfteren nach Leyser's Ausspruch entschieden. Würdigt man dessen litterarische Thätigkeit, so findet man in ihm einen sehr fruchtbaren Dissertationen-Schriftsteller, da wir über 270 solcher Abhandlungen von ihm besitzen. Die Ursache dieser Vielzahl liegt hauptsächlich in dem Umstande, daß unter seinem Vorsitze zahlreiche Promotionen abgehalten wurden und daß nach damaliger Uebung der Promotor (Praeses) die Dissertation schrieb und dem Doctorandus nur die Vertheidigung der Thesen überließ. Die meisten Dissertationen sind in Leyser's Hauptwerk, in die Meditationen, übergegangen, deren voller Titel lautet: „Meditationes ad Pandectas, quibus praecipua juris capita ex antiquitate explicantur, cum juribus recentioribus conferuntur atque variis celebrium collegiorum responsis et rebus judicatis illustrantur“ (Lips. et Guelferb. 4°). Dieses Werk war die Arbeit seines Lebens; er begann es 1713, veröffentlichte den ersten Band 1717 und beschloß es 1748 mit dem 11. Bande, dessen Herausgabe Jenichen (Bd. XIII. S. 767) besorgte, welcher zugleich ein fünffaches Inhaltsverzeichniß anlegte. Nach Leyser's Tod fügte Höpfner (Bd. XIII. S. 109) zu Gießen einen 12. (1774) und 13. (1780) Band hinzu; im 12. sammelte er nach der Vorrede mit vieler Mühe

den bisher noch nicht herausgegebenen litterarischen Nachlaß Leyser's, der indeß wissenschaftlich von untergeordneter Bedeutung ist. Im 13. finden sich neben ein Paar Arbeiten des Herausgebers, Neuauflagen der Leyser'schen Tractate: „De assentationibus“ und „De variationibus ICtorum“, dann der vier „Orationes selectae“ (welche bereits 1730 zu Vitemb. 4° in besonderer Ausgabe erschienen waren), endlich (S. 323 u. folg.) in Form einer Rectoratsrede des Wittenberger Mathematikers Bärmann eine lateinisch abgefaßte, ausführliche Lebensbeschreibung des Gefeierten. Wenden wir uns zum Inhalt der Meditationen, so erläutern und erörtern dieselben in der Digestenordnung in einzelnen längeren Abschnitten (specimina) die wichtigsten, gangbarsten Rechtssätze, auf Grund des römischen Rechts, der neuen Rechte, des sogen. usus modernus und der damaligen Rechtsprechung, namentlich an den Spruchcollegien zu Helmstädt und Wittenberg. Das Werk, in der Darstellungsweise ganz vorzüglich, birgt einen großen Reichthum an Rechtsstoff, bringt viele Aussprüche aus dem praktischen Rechtsleben und stand daher, wie bemerkt, bei den Praktikern in hohem Ansehen; so hat es auch mehrere Auflagen erlebt, doch ist die erste (Lips. u. Guelf. 1717—48, 4°) die geschätzteste geblieben. Die dritte veranstaltete Jenichen (1741—62 Lips. u. Guelf. — 1774 Giessae), eine weitere, 1772—76, in 12 Bänden zu Halle erschienene, S. J. Beyer. Eine „Editio nova“ erschien 1778—83 bei F. Gegel in Frankenthal mit kaiserl. Privilegium, 12 Bde. 4°. Die erwähnten Meditationen, welche deren Bewunderer ein Opus aureum nennen, haben zwei Bearbeitungen gefunden; die eine durch den Mainzer Hofrath und Professor Franz Joh. Hartleben unter dem Titel: Medit. ad Pandectas, quibus meditationes Leyseri variis in capitibus refelluntur etc. Von dem sehr weitschichtig angelegten Werke sind jedoch nur die beiden Theile des ersten Bandes erschienen (1778, 79, 4°). Die zweite Bearbeitung hat den Regierungssecretär Just. Müller in Schleusingen zum Verfasser, dessen mit vielem Fleiße gefertigte Observationes practicae in 6 Doppelbänden (1786—93) eine Reihe von Zusätzen, Erläuterungen und Bemerkungen zu Leyser's Meditationen enthalten.

Eine vollständige Angabe der Leyser'schen Schriften liefert Weidlich, Geschichte der jetzt lebenden Rechtsgelehrten, Thl. I. S. 539—557. — Sein Lehrprogramm findet sich in Hugo's Civilist. Magaz., Bd. I. S. 48—53, dann in Leyser's Medit., Bd. X. spec. 662. p. 641. — J. Jac. Haid zu Augsburg hat in Aquatintamanier (Kleinfol.) ein gutes Porträt Leyser's gefertigt; ein zweites künstlerisch sehr untergeordnetes Bild Leyser's von Rosbach aus Leipzig in Kupfer gestochen findet sich im 1. Bande von dessen Meditationen als Titelkupfer; ein weiteres, ziemlich mittelmäßiges Blättchen eines ungenannten Stechers stellt Leyser im mittleren Lebensalter dar. —

(Ueber die Familie Leyser) Kneschke, Adelslexikon, Bd. V. S. 505 u. 506 und die dortselbst genannten Autoren. — (Ueber Augustin v. Leyser) J. B. de Wernher, Progr. diss. de Logomachiis in Jure praemissum, Vitemb. 1707, 4° (nur die Jugendzeit Leyser's umfassend). — Chr. Crusius, Memoria Aug. de Leyser, Fol. — Deutsche Nova Acta ICtorum, 1. Thl. 1738, S. 73—92. — Stolle, Anleitung zur Hist. der jurist. Gelahrth., S. 105—107, 280. — Weidlich a. a. O., S. 526—57. — Leyseri Medit. ad Pand. T. XIII. Leyseri laudes von Jenichen, S. 211—26. und G. Fr. Baermannus, Programma Leyseri vitam enarrans, p. 321—48. — Hugo a. a. O. u. dritter sehr veränderter Versuch (Berlin 1830), Bd. VI. S. 513 u. 514.

Eisenhart.

Leyser: Polykarp (I.) L. ward den 18. März 1552 zu Winnenden in Württemberg geboren, wo sein Vater Kaspar L. damals als Pfarrer und

Superintendent stand. Nach dessen Tode (1554 oder 55) heirathete die Mutter, Margaretha, geb. Entringer, Tochter eines Tübinger Bürgers aus angesehenem Geschlecht, den Theologen Lukas Osiander (damals Diakonus in Göppingen, 1604 gestorben als Hofprediger und Consistorialrath in Stuttgart). Durch diesen, wie durch den Oheim Jakob Andreae, ward schon die Erziehung Leyser's im Geiste strengsten Lutherthums geleitet. In der Klosterschule zu Blaubeuren und im Pädagogium zu Stuttgart vorgebildet, bezog L. 1566 als herzoglicher Stipendiat die Universität Tübingen, ward 1570 im Alter von kaum 18 Jahren als der erste unter 32 Candidaten Magister, wandte sich darauf unter Jakob Andreae, Jakob Heerbrand und Theodor Schnepf dem Studium der Theologie zu und ward 1573 in Tübingen zum Predigtamt ordinirt. Schon 1573 ging L. als Prediger nach Gellersdorf in Niederösterreich, von wo aus er öfters in Wien predigte, lehnte einen Ruf nach Graz in Steiermark ab und kehrte 1576 in seine Heimath zurück. Am 16. Juli 1576 zum Doctor der Theologie promovirt, ward er von seinem Herzog zunächst auf zwei Jahre dem Kurfürsten August von Sachsen überlassen und trat 1577 sein arbeitsreiches Amt als Superintendent, Professor und Assessor des Consistoriums zu Wittenberg an. Rasch gewann der noch junge Mann durch persönliche Liebenswürdigkeit und hinreißende Beredtsamkeit die Liebe der Stadt, wie die Achtung der Universität. Im März 1580 verheirathete sich L. mit Elisabeth Kranach, Tochter des Malers und Bürgermeisters zu Wittenberg, Lukas Kranach des Jüngeren. Aus dieser Ehe gingen 13 Kinder hervor, 5 Söhne und 8 Töchter. Als Vertreter der ächt lutherischen Lehre nahm L. auf verschiedenen Conventen am Abschluß des Concordienwerkes Theil und ward neben Joh. Andreae und Nik. Selnekker beauftragt, die Unterschreibung der Concordienformel durch die Kirchen- und Schuldiener des Kurkreises zu betreiben. Als Martin Chemnitz 1585 starb, wünschte der Rath der Stadt Braunschweig L. für die dortige Superintendentur zu gewinnen. L. jedoch überließ seinem Kurfürsten die Sache und dieser ließ ihn nicht ziehen. Darauf ward Pastor Heidenreich aus Iglau in Mähren (Bd. XI. S. 303) nach Braunschweig berufen. Je weniger dessen Wirksamkeit befriedigte, desto mehr wünschten die Braunschweiger im J. 1587, nach dem Tode des Coadjutors Joh. Zanger, L. zu gewinnen. Auch für diesen hatten sich seitdem die Verhältnisse geändert. Der Wittenberger Poet Joh. Major, ein eifriger Vorkämpfer der Melanchthon'schen Richtung, hatte ihn heftig angefeindet. Noch mehr Aufsehen erregten die Wesenbeck'schen Händel. Dr. Matthaeus Wesenbeck, geborener Katholik, aber später zum Protestantismus übergetreten, seit Jahren Professor der Rechte an der Universität Wittenberg, starb am 5. Juni 1586 und ward in der Schloßkirche neben Luther beigesetzt. In der (1587 auch im Druck verbreiteten) Leichenpredigt behauptet L., Wesenbeck habe kurz vor dem Tode seinen calvinistischen Irrthum abgelehnt und sei auf gut lutherisch gestorben. Die Erben erklärten, Wesenbeck sei bis ans Ende bei seiner Ueberzeugung beharrt; bittere Streitschriften folgten von beiden Seiten, aus denen der Thatbestand nicht mit Sicherheit ermittelt werden kann. Vor allem aber hatten nach dem (Februar 1586 erfolgten) Tode des Kurfürsten August unter dessen Sohn Christian I. die Melanchthonianer größeren Einfluß gewonnen, sodaß L., als er wiederum die Entscheidung über den Braunschweiger Ruf seinem Landesherrn überließ, wider Erwarten seine Entlassung erhielt. In Braunschweig gerieth L. sofort mit dem Superintendenten Heidenreich in Streit, „De generali praesentis totius Christi Dominio“, setzte es jedoch durch, daß die Concordienformel öffentlich der braunschweigischen Kirchenordnung angefügt ward. Heidenreich ward am 16. September 1588 seines Amtes entsetzt und L. am 18. Juli 1589 als Nachfolger eingeführt. Von geringer Bedeutung war sein Streit

mit dem Helmstädter Professor Daniel Hoffmann, der einige Aeußerlichkeiten des Concordienbuchs tadelte, z. B. die Aufnahme von Luther's Trau- und Taufbüchlein, die Hinzufügung des Appendix, den Text der Augustana u. dgl. Kaum war Kurfürst Christian I. 1591 gestorben, als die strengen Lutheraner unter dem Administrator Herzog Friedrich Wilhelm in Sachsen wieder die Oberhand bekamen. Sofort bemühte man sich theils von Wittenberg, theils von Leipzig aus, L. wieder ins Land zu ziehen. Braunschweig aber wollte ihn nicht hergeben und erst nach langen Verhandlungen verstand man sich dazu, ihn auf zwei Jahre leihweise an Sachsen zu überlassen, doch mußte L. versprechen, zweimal im Jahr zur Visitation von Kirche und Schule nach Braunschweig zu kommen und nach Ablauf der zwei Jahre sicher zurückzukehren. 1593 trat L. zunächst wieder als Professor der Theologie in Wittenberg ein, als aber 1593 Martin Mirus, erster Hofprediger zu Dresden, starb, ward er von der Kurfürstin-Wittwe Sophie zu dessen Nachfolger berufen. Erst jetzt erhielt er (nach schwierigen Verhandlungen) seine volle Entlassung aus Braunschweig und trat 1594 sein neues Amt an. In der Vorrede zum „Regentenspiegel“ (Leipz. 1605), einer Sammlung von vier Landtagspredigten, zu Torgau über Ps. 101 gehalten, stellt er selbst die Regeln auf, nach denen er das beschwerliche Amt eines Hofpredigers verwalten will. Schon in Wittenberg war L. mit seinem dortigen Collegen Samuel Huber (Bd. XIII. S. 248) in Streit gerathen. Dieser lehrte im Gegensatz zur reformirten praedestinatio duplex den Universalismus der Gnade. Deshalb von Bern Landes verwiesen (1588), war er nach kurzer Wirksamkeit in Württemberg 1593 zur Bekämpfung der Calvinisten nach Wittenberg berufen. Aber die Lutheraner nahmen Anstoß daran, daß er die Unterscheidung der voluntas antecedens und consequens, sowie die praedestinatio ex praevisa fide verwarf, und lehrte: Gott selbst habe schlechthin alle Menschen zur Seligkeit erwählt; erst deren Glaube oder Unglaube theile sie in die zwei Haufen der Seligen und der Verdammten. Nach vielen Verhandlungen ward Huber den 18. Januar 1595 aus Wittenberg und Kursachsen verwiesen. Auch gegen die Abschaffung des Exorcismus ist L. aufgetreten. In der Vorrede zur „Dreyfachen Erklärung des Catechismi Lutheri“ (Dresden 1602) — 1. Abtheilung: in welchen Hauptstücken wir Evangelischen mit den Calvinisten nicht einig sind; 2. Abtheilung: in welchen Hauptstücken wir Evangelischen mit den Papisten streitig sind; 3. Abtheilung: wie ein evangelischer Christ die Lehre des Katechismus zu täglicher Buße nützlich brauchen solle, — behandelt L. die Frage: Ob, wie und warum man lieber mit den Papisten Gemeinschaft haben und gleichsam mehr Vertrauen zu ihnen tragen solle, denn mit und zu den Calvinisten? Im J. 1607 begleitete L. seinen Kurfürsten Christian II. nach Prag bei einem Besuch Kaiser Rudolphs II. Wie sehr dieser den lutherischen Hofprediger schätzte, zeigt der Umstand, daß er ein altes Adelsdiplom der Familie 1607 erneuerte (vgl. oben S. 519). Nach mehrmonatlicher Krankheit starb L. den 22. Febr. 1610. Seine Frau überlebte ihn bis zum 16. Septbr. 1646. Seine Schriften sind zahlreich; Gleichen, Annales ecclesiastici, P. I. (Dresden und Leipzig 1730) führt deren 31 lateinische und 72 deutsche auf, doch sind es meist Predigten oder Streitschriften. Wissenschaftlichen Charakter haben außer der Fortsetzung von Martin Chemnitz „Loci theologici“ (Frankf. 1592) und „Harmonia evang.“ (Frankf. 1593) fast nur die Commentare zur Genesis, Daniel (Cap. 1—6), den kleinen Propheten.

Sein Sohn, Wilhelm L., geb. am 26. October 1592, kam, kaum 10 Jahre alt, nach Wittenberg, promovirte hier 1610 als Magister und studirte darauf Theologie. 1612 begab sich L. zur Fortsetzung seiner theologischen Studien nach Gießen, später nach Tübingen, 1615 nach Straßburg, Basel und

anderen Orten. Nachdem er 1619 Licentiat der Theologie geworden, bereiste L. Norddeutschland, Holland, England und Frankreich, promovirte 1621 zu Jena als Dr. theol. und folgte einem Rufe als Pastor und Superintendent nach Torgau. 1627 zog L. als Professor der Theologie und Ephorus der kurfürstl. Stipendiaten nach Wittenberg, ward 1646 Domherr und 1647 Dechant zu Meißen. Er starb den 8. Februar 1649. Seine Schriften siehe bei Freher, Theatrum. Jöcher u. A.

Vgl. besonders des Urenkels Polykarp Leyser III.: Officium pietatis etc. Leipzig 1706 nebst angehängter Sylloge epist. Leyseri, Gleichen a. a. O.

Pünjer.

Leyser: Polykarp (II.) L., Sohn Polykarp's (I.), ward am 20. Novbr. 1586 zu Wittenberg geb., 1597 auf die kurfürstl. Schule zu Meißen geschickt, bezog 1602 die Universität Wittenberg, ward 1605 daselbst Magister, studirte dann unter Leonhard Hutter Theologie, welches Studium er 1608 in Tübingen fortsetzte. 1610 als außerordentlicher Professor der Theologie nach Wittenberg berufen, promovirte er dort 1611 als Dr. theol., übernahm jedoch schon 1613 die vierte theologische Professur zu Leipzig. 1614 ward er Professor, Canonicus zu Zeitz und Ephorus der kurfürstl. Stipendiaten, rückte 1617 in die zweite Professur auf und ward Prediger zu St. Thomas (bis 1628). 1628 ward L. Superintendent zu Leipzig und Domherr zu Wurzen; bei diesem Stifte ward er später Propst, wie bei demjenigen zu Zeitz Senior und Dechant. L. starb am 15. Januar 1633 und hinterließ 7 Söhne und 1 Tochter. Als Theolog hat L., wie sein Vater, mit Eifer für das reine Lutherthum gegen die calvinische „Ketzerei“ gewirkt, nur mit weniger Geist und weniger Frömmigkeit. In dieser Richtung sind beachtenswerth die Thesen „De pace ecclesiae evangelicae“ (Wittenberg 1607), die „Vindiciae Lyserianae“ (Leipzig 1616), in denen die Angriffe des Paraeus (in dessen Irenicum) gegen L. des Vaters oben genannte Abhandlung zurückgewiesen werden und die „Drey Christliche Predigten zum Jubelfest der Reformation“ (Leipzig 1617). Im übrigen vgl. Jöcher, Freher, Theatrum.

Sein Sohn Johann L. war längere Zeit Vorsteher der Anstalt zu Schulpforta, mußte aber diese Stellung aufgeben, weil er in der Schrift: „Polygamia triumphatrix i. e. Discursus politicus de polygamia auctore Theophilo Aletheo“ (Freiburg 1674), die Polygamie als mit dem Naturrecht, den Gewohnheiten der meisten Völker und dem göttlichen Wort übereinstimmend zu erweisen suchte. Kurze Zeit fand er in der Armee Christians V. von Dänemark als Feldprediger Unterkunft, sonst fand er nirgends eine bleibende Stätte und starb nach ruhelosem Wanderleben durch Dänemark, Schweden, England, Italien im J. 1685 in Frankreich.

Friedrich Wilhelm L., ebenfalls ein Sohn Polykarps (II.), ward am 4. Septbr. 1622 zu Leipzig geboren, studirte zu Leipzig, Wittenberg und anderen Orten, ward 1650 Prediger an der Thomaskirche zu Leipzig, 1651 Diakonus an der Frauenkirche zu Halle, 1662 Superintendent zu Langensalza, 1664 Domprediger zu Magdeburg, 1666 Coadjutor zu Braunschweig, 1668 Ober-Domprediger zu Magdeburg, wo er am 25. August 1691 starb. An Schriften hat er nur Disputationen und Predigten hinterlassen.

Polykarp (III.) L., Sohn des Dompredigers zu Magdeburg, Friedrich Wilhelm L. (s. o.), ward am 1. Juli 1656 zu Halle geb., besuchte die Universität Jena, ließ sich durch den berühmten Orientalisten Edzardus (Bd. V. S. 650) in Hamburg in den orientalischen Sprachen unterweisen, ward 1676 zu Leipzig Magister und hielt hier seit 1682 Vorlesungen über Orientalia und Philosophie. 1685 ward er Pastor an der Heiligen-Geist-Kirche zu Magdeburg, 1687 Superintendent und Stiftssenior zu Wunsdorff, 1690 Dr. theol., 1695

Generalsuperintendent des Fürstenthums Calenberg, 1708 Generalsuperintendent zu Celle, wo er am 11. October 1725 starb. Von seinen Schriften verdient Erwähnung sein „Officium pietatis“ (1706), in dem er seinen Urgroßvater gegen die Beschuldigungen Gottfried Arnold's vertheidigte und die Herausgabe von dessen Commentar zu den kleinen Propheten. Pünjer.

Leyser: Polykarp (IV.) L. (Lyser), Professor der Geschichte und Poesie, Polyhistor, geb. am 4. Sept. 1690 zu Wunsdorff (alt Wunendorp), einem Städtchen unsern Hannover, † am 7. April 1728 zu Helmstädt. L. stammt von derselben altbegüterten Familie wie Augustin v. Leyser (s. o.), mit dem er gleichzeitig als Professor in Helmstädt wirkte. Doch blieb Polykarp's Linie stets in bürgerlichen Kreisen; sein Vater war Polykarp III. L., sein Großvater Friedrich Wilhelm L., sein Urgroßvater Polykarp II. L., Sohn des Dresdener Hofpredigers Polykarp I. L., über welche alle im Vorstehenden berichtet ist. L. besuchte mit seinem jüngeren Bruder, Wilhelm Friedrich L., das vom Abte Thomas Stange um 1550 gegründete Pädagogium zu Ilfeld, dann die Gymnasien zu Göttingen und Magdeburg und bezog wohl vorbereitet 1709 die hessen-schaumburgische Landesuniversität Rinteln, im folgenden Jahre Rostock; an beiden Orten hörte er vorzugsweise theologische Vorträge und übte sich häufig in Disputationen. 1712 ging er nach Helmstädt, wo er neben theologischen Vorlesungen auch philosophische hörte und 1713 seine erste Dissertation „De conciliis Moguntiensibus“ schrieb. Auf Wunsch seiner Eltern kehrte er im nämlichen Jahre in die Heimath zurück und bereicherte durch gründliche Privatstudien und fleißige Lectüre wissenschaftlicher Werke den ohnedies schon ausgedehnten Umfang seiner Fachkenntnisse. Um die philosophischen Studien zum Abschluß zu bringen, begab er sich 1714 nach Wittenberg, verfaßte dort von 1714—17 mehrere Abhandlungen verschiedensten Inhalts, gründete die „societas colligentium“ und wurde nach Erwerbung des Grades eines magister philosophiae 1716 in den philosophischen Lehrkörper als Adjunct („assessor ordinis philosophici“) aufgenommen. Während nun L. dort als Lehrer wirkte, war er zugleich selbst Schüler der Arzneiwissenschaft, mit der er sich näher vertraut machen wollte, weshalb er medicinische Vorlesungen und Privatissima besuchte. 1718 erhielt er einen Ruf nach Helmstädt als außerordentlicher Professor der Philosophie, und wurde wegen seiner erfolgreichen Thätigkeit bereits im nächsten Jahre zum ordentlichen Professor der Poesie befördert. Er veröffentlichte hier eine Reihe litterär-historischer Arbeiten. Als Rinteln 1721 eine akademische Festfeier beging, wurde L. von der Helmstädter Hochschule dorthin abgeordnet, welche Sendung er zu einer wissenschaftlichen Reise benützte, über die er selbst in der Abhandlung „De flore academiarum promovendo“ (1723) näheren Bericht erstattet. Er ging in Begleitung des Baron v. Dankelmann zuerst nach Kassel, besah die altehrwürdige Krönungsstadt Frankfurt, suchte in Gießen einige Gelehrte auf, berührte Mainz und Heidelberg und traf in den letzten Tagen des Decembers 1721 in Straßburg ein, wo er von den Professoren der dortigen Hochschule aufs freundlichste begrüßt behufs Erwerbung des Doctorgrades der Medicin (6. August 1722) und beider Rechte (5. Novbr. desselben Jahres) längere Zeit blieb. Mit ehrenvollen Zeugnissen in die Heimath zurückgekehrt, entwickelte er eine ungewöhnliche litterarische Thätigkeit, da er in dem Zeitraume von 1722—27 wohl an 30 theils juristische, theils geschichtliche, theils rechtshistorische Abhandlungen veröffentlichte. Im März 1726 unternahm er eine zweimonatliche Reise nach Dänemark und brachte einen reichen Schatz alter Handschriften, Urkunden und geschichtlicher Denkmale nach Hause. Hier wurde ihm gegen Ende des genannten Jahres die Professur für Geschichte übertragen; seine Antrittsrede behandelte das Thema: „Quod nihil sciatur, nisi quod historice scitur“. — Am 31. October des nämlichen Jahres heirathete er die Wittwe des Doctors beider Rechte Schröter, eine

Tochter des Abtes Schmid, aus welcher Ehe eine Tochter, Philippina Sibylla, hervorging. In der Nacht vom 1. auf 2. April 1728 erkrankte L. heftig; sechs Tage später in der neunten Abendstunde des 7. April verschied er bei vollem Bewußtsein umgeben von seinen trauernden Freunden, erst 37 Jahre 7 Monate alt. — L. war ein diensteifriger Amtsgenosse, ein biederer Charakter, ein vielseitig gebildeter Mann, der vermöge seiner ungewöhnlichen Summe von Kenntnissen, die Doctorwürde in drei Facultäten — in der philosophischen, juristischen und medicinischen — errungen hat, und eine auserlesene Bibliothek hinterließ. Indessen scheint der Polyhistor in medicinischen Fragen, wie über den Kreislauf des Blutes und andere Punkte in der Schrift: „Icon omnis generis doctrinae" seltsame Meinungen aufgestellt zu haben, wenigstens nach Stolle's Aeußerung in seiner „Anleitung zur Geschichte der medicinischen Gelahrtheit" (S. 234 u. 452), daß L. „mit von der Hardt und Hardouin ein paradoxes Triumvirat von Gelehrten des 17. saeculi repräsentire". Schon im J. 1719 erschien zu Helmstädt ein „Conspectus scriptorum editorum et edendorum a Polycarpo Lysero". Das Verzeichniß der scripta edita umfaßt 28 Nummern des buntesten Inhalts, aber vorwiegend litterar-historischer Schriften; das der edenda ist deshalb interessant, weil es beweist, mit wie großartigen Plänen der junge Gelehrte sich trug; nur wenige sind zur Ausführung gekommen, weil sein rastloser Wissensdrang ihn von einem Gegenstand zum andern führte und ihn antrieb, sich in den verschiedensten Gebieten des Wissens gründliche Kenntnisse zu erwerben. Als er in Helmstädt auch den Lehrstuhl der Geschichte übernahm, warf er sich mit allem Eifer auch auf die Erforschung der Geschichte und Alterthümer seiner Heimath und wollte in einer Reihe von Monographien die Geschichte der adelichen Geschlechter in den braunschweig-lüneburgischen Landen beschreiben; erschienen ist die „Historia comitum Wunstorpiensium, Blankenburgensium, Ebernsteinensium, Reinsteinensium", über die noch in Aussicht genommenen gibt die Vorrede zur Hist. com. Wunst. (Helmst. 1726), S. 3 genaue Auskunft. Seine in das Gebiet der Rechtsgeschichte und Diplomatik einschlagenden Abhandlungen sind als „Opuscula quibus jurisprudentia, historia et ars diplomatica illustratur" gesammelt, zu Nürnberg 1800 4⁰. erschienen. Eine ähnliche Sammlung von Schriften litterar-historischen Inhalts kam bald nach seinem Tode heraus mit dem Titel „Amoenitatum litterariarum reliquiae" (Leipzig 1729, 287 S. 8⁰); sie enthält 13 kleinere Abhandlungen, aber nur einen Theil der Schriften, die L. auf diesem Gebiete geliefert hat. Da er auch in den exacten Wissenschaften gründliche Kenntnisse besaß, wie mehrfache Schriften von ihm beweisen, so muß man sich fast wundern, daß er wenigstens ein größeres Werk zu Stande gebracht hat, die „Historia poetarum et poematum medii aevi", (Halae 1721). Durch dieses Werk, in welchem von 700 Dichtern eine große Anzahl lateinischer Dichtungen des Mittelalters theilweise zuerst veröffentlicht ist, hat sich L. einen unsterblichen Namen in der Litteraturgeschichte erworben. Es ist ein Quellenwerk ersten Ranges und noch jetzt das einzige seiner Art. Da seitdem sehr zahlreiche lateinische mittelalterliche Gedichte im Druck erschienen sind (wir erinnern nur an die Publicationen von Dümmler und Duméril, an die Carmina Burana etc.), so war eine neue Bearbeitung des Leyser'schen Werkes längst ein Wunsch der gelehrten Welt; es wollte auch ein bedeutender deutscher Buchhändler eine solche liefern, er hat aber trotz vielfacher Umfragen noch keinen Gelehrten gefunden, der sich einer so schwierigen und umfangreichen Aufgabe unterziehen wollte.

Suppl. actorum acad., Lips. T. X. p. 132 ss. — Elogium P. Leyseri vor den Opuscula etc. (Nürnberg 1800, 4⁰), S. 3—20. — L. Wachler, Gesch. d. histor. Forschung 2c., Bd. 2. Abthl. 1. S. 326 u. 27. — L. Wachler, Handb. d. Gesch. d. Litteratur, 3. Umarbeit. Thl. 2. S. 250 u. ff. Eisenhart.

L'Hermite: Jaques L'H., niederländischer Admiral, führte 1623 eine Flotte von 11 Schiffen (die sogen. nassauische Flotte) ums Kap Horn herum nach Chili und Peru, mit welcher Expedition er den Spaniern großen Schaden zufügte, selbst ihre Schiffe im Hafen von Callao verbrannte, jedoch ohne, wie er beauftragt war, die Silbergalionen abzufangen. Als er daselbst dem Klima erlegen war, setzte die Flotte unter Führung des später berühmten Admirals de Witt die Fahrt fort, gelangte 1625 bis zu den Ladronen und über Ostindien 1626 wieder in die Heimath. Die Reise ist als eine der frühesten Weltumsegelungen zur Zeit sehr bekannt und öfters in den damaligen und späteren Reisebeschreibungen erzählt worden. Von L'Hermite's Persönlichkeit ist sonst wenig bekannt. P. L. Müller.

L'Huilier: Simon Anton Johann L., geb. den 24. April 1750 in Genf, † ebenda den 28. März 1840. Wir dürfen diesen hervorragenden Mathematiker, obwol er in der französischen Schweiz geboren wurde und starb, doch auch zum Theil unserer Nation zurechnen, denn gerade die productivste Zeit seines Lebens verlebte er in Deutschland und eines seiner besten Werke, die „Anleitung zur Elementar-Algebra" (Berlin 1799—1801), ist in deutscher Sprache abgefaßt. L. studirte unter Lesage, lebte längere Zeit zu Warschau als Hauslehrer des Fürsten Czartoriski, hielt sich dann mehrere Jahre bei dem hochverdienten Tübinger Mathematikprofessor Pfleiderer auf und bekleidete von 1795—1823, wo er in den Ruhestand überging, die Professur der höheren Mathematik an der Akademie seiner Vaterstadt. Er war Correspondent der Akademieen von Berlin und St. Petersburg, ordentliches Mitglied der Royal Society zu London. Aus der Zeit des Tübinger Aufenthaltes stammt die von der Berliner Akademie gekrönte Preisschrift „Principiorum calculi differentialis et integralis expositio elementaris" (Tübingen 1795). Im Uebrigen hatten L'Huilier's Arbeiten hauptsächlich die Erweiterung und Vertiefung der heutzutage als Polygonometrie und Polyedrometrie bezeichneten Disciplinen zum Zwecke. Hierher sind zu rechnen die Schrift „De relatione mutua capacitatis et terminorum figurarum geometrice considerata" (Varsoviae 1782), hierher die „Polygonométrie, ou de la mesure des figures rectilignes et abrégé d'isopérimetrie élémentaire" (Genève 1789), hierher endlich ein Aufsatz in den Berliner Memoiren für 1781 über die Gestalt der Bienenzellen und ein solcher in Gergonne's Annalen für 1812 über den Euler'schen Lehrsatz von den eckigen Körpern. L'Huilier's Namen trägt jene überaus elegante Formel der sphärischen Trigonometrie, welche den Inhalt eines Kugeldreieckes als Function von dessen drei Seiten darzustellen lehrt. Sein bedeutendster Schüler war Sturm.

Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft zu Bern, 1852. — Rudolph Wolf, Biographieen zur Kulturgeschichte der Schweiz, 1. Bd., Zürich 1858, S. 401 ff. Günther.

Liafwin (auch Lebuin), ein frommer und gelehrter Presbyter der Angelsachsen, kam zur Zeit Gregors von Utrecht aus seiner Heimath nach dem Festlande, um, durch göttliches Mahnwort getrieben, an der Yssel, an der Grenze fränkischen und westfälischen Gebiets, im Sprengel von Utrecht die Heiden zu bekehren. Gregor, der Schüler des Bonifaz, nahm ihn dankbar und freudig auf und sandte ihn mit einem älteren angelsächsischen Schüler und Genossen, Marchelm, an den Ort der Bestimmung. Beide fanden dort bei einer Matrone Avaerhild (Abachild) und anderen Gläubigen freundliche Aufnahme, hatten in Predigt und Bekehrung reichen Erfolg und gründeten in Folge dessen am linken und rechten Ufer der Yssel, zu Wulpen und Deventer Kirchen. Feindliche Sachsen zerstörten aber bei einem Ueberfalle im Beginn der Sachsenkriege Karls dieselben und nöthigten L. sich zu Gregor zu flüchten. Kurz vor oder nach diesem Er-

eigniß fällt wol sein kühner Versuch in einer Volksversammlung zu Marklo an der Unter-Weser den aufgeregten Sachsen das Christenthum mit Hinweis auf die Macht des Frankenkönigs mit eigner Lebensgefahr zu predigen, der er aber glücklich entrann. Die Kirche zu Deventer baute er wieder auf und fand hier, da er noch vor dem Tode seines Beschützers Gregor (25. August 775) starb, seine Ruhestätte (773, nach Anderen am 12. November 775). Auch seine neue Stiftung ward von den Sachsen zerstört, nach seinem Leichnam aber von den Feinden vergeblich gesucht. Auf Wunsch des Bischofs Albricus, des Nachfolgers von Gregor, stellte Liudger kurz darauf die Kirche zum dritten Male wieder her, fand die Gebeine des Heiligen nach langem Suchen in Folge eines Traumes und bestattete sie daselbst. Liafwin's Lebensgeschichte schrieb aber erst im 10. Jahrhundert (zwischen 917—930) der bekannte Mönch Hucbald von St. Amand, hauptsächlich auf Altfrid's vita Liudgeri gestützt, aber nicht ohne eigene neue Nachrichten hinzuzufügen.

Hucbaldi vit. s. Lebuini (Surius VI, 277—286, auszüglich Pertz SS. II, 360—364, davon Uebersetz. von Arndt, Geschichtschreib. d. deutsch. Vorzeit, 1863) und Altfridi v. Liudgeri c. 13—15 (ed. W. Diekamp in Gesch.-Qu. d. Bisth. Münster, IV, 17—20 und Einl. S. LXXXV); vgl. Wattenbach, Gesch.-Qu. Deutschl. I³, 104, 185, 296. — Rettberg, K.-G. D. II, 405 u. 536. H. Hahn.

Libavus: Lucas L., aus Liebau (?) in der Lausitz (Libaviensis Lusatus), † im J. 1577 als Vorsteher der Gemeinde der böhmisch-mährischen Brüder zu Landskron in Böhmen. Von ihm ist in dem großen Brüder-Sectional vom J. 1566 („Kirchengesang“, vgl. unter Geletzki Bd. VIII S. 539) das Lied „von der heiligsten Jugend Christi für die Kinder“: „Zu Lob dem Herren Jesu Christ, wollen wir jetzt singen“.

Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, I. S. 727 u. 730; IV. S. 452. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., II. S. 415. l. u.

Libavius: Andreas L., Chemiker und Arzt. Sein eigentlicher Name ist Libau, den Gewohnheiten jener Zeit entsprechend latinisirt. Geboren zu Halle etwa um die Mitte des 16. Jahrhunderts, † in Koburg 1616 als Director des dortigen Gymnasiums. Er studirte Medicin und Chemie, daneben aber auch Geschichte und Sprachwissenschaften und bekleidete sogar eine Professur derselben in Jena von 1588—1591, dann ward er Gymnasiallehrer zu Rothenburg an der Tauber und zuletzt in Koburg. An diesen beiden Orten war er zugleich Physikus, wie er auch als Arzt seine Carriere in seiner Vaterstadt begonnen hatte. Unter den Anhängern des Paracelsus zeichnet sich L. als kritischer Kopf aus, der es zuerst wagte, einige Irrthümer der Paracelsischen Lehre von den Wahrheiten derselben zu sondern. Er war gründlich gebildet, wenn er sich auch nicht von allen Vorurtheilen seiner Zeit frei machen konnte. So glaubte er noch fest an die Möglichkeit der Metallverwandlung und an die Wirksamkeit des trinkbaren Goldes. Doch halfen ihm seine genauen medicinischen Kenntnisse über andere Vorurtheile hinweg und er erwarb sich ein bleibendes Verdienst um die Würdigung der Chemie als Wissenschaft und besonders um ihren Einfluß auf die Arzneikunst. Er eiferte gegen die bilderreiche, mystische Sprache der Schriften aus der Paracelsischen Schule, hinter der sich Unwissenheit verstecke, gegen die Geheimmittel und Lebenselixire, deren Natur er durch seine chemischen Untersuchungsmethoden klar zu legen vermochte. Dagegen benutzte er die Chemie zur Darstellung von Präparaten als Arzneimittel und vertheidigte ihre Anwendbarkeit als solche gegen die Beschlüsse der medicinischen Facultät zu Paris. Aber auch durch rein chemische Untersuchungen förderte L. seine Wissenschaft. Am bekanntesten ist seine Entdeckung des nach ihm genannten

„spiritus fumans Libavii“, des Zinnchlorids. Er stellte es durch Destillation von Quecksilbersublimat mit Zinn dar und erwähnt es als einer rauchenden Flüssigkeit. Ferner entdeckte L. verschiedene Methoden Glas zu färben, unter Anderem den sehr bekannten Goldpurpur. Auch wies er die Identität der aus Schwefel entstehenden Schwefelsäure mit der in den Vitriolen vorkommenden nach und war einer der ersten, der diese Säure aus Schwefel durch Verbrennen mit Salpeter darstellen lehrte, eine Methode, welche die später versuchten überdauert hat und die mit den Principien der heutigen Fabrikationsmethode der Schwefelsäure übereinstimmt. Für die frühe Zeit, in der L. lebte, waren seine Kenntnisse der analytischen Chemie besonders bemerkenswerth. Bei den Gasen beschränkten sich diese allerdings nur auf die Unterscheidung der brennbaren und der nicht brennbaren Gase. (Schlagende Wetter.) Dagegen verdanken wir ihm die ersten Kenntnisse über Mineralwässer. In verschiedenen Schriften legte er die Resultate seiner Untersuchungen einzelner solcher Heilwässer nieder; so beschrieb er das Wasser zu Liebenstein (im Meiningenschen) im „Tractatus medico-physicus“ (1610). Zur allgemeinen Entscheidung, ob ein Wasser mineralisch sei, lehrt L., ein leinenes Tuch mit dem fraglichen Wasser zu tränken und trocknen zu lassen: die Zunahme an Gewicht lasse auf die Größe des Gehalts an mineralischen Substanzen schließen. Bemerkenswerth ist auch, daß er in seiner Schrift „De judicio aquarum mineralium“ die damals noch nicht bekannte Kohlensäure als etwas besonderes unterscheidet. Damit gab L. einen Ausgangspunkt für die späteren Untersuchungen dieser wichtigen Verbindung. Daß er aber trotz seiner gediegenen analytischen Kenntniß bedeutende Fehler beging, ist bei dem damaligen allgemeinen Zustand dieser Forschungen natürlich: — so hielt er z. B. das Eisen im Schwalbacher Wasser für Kupfer. Dagegen hat L. wiederum in anderen Theilen der analytischen Chemie wichtige Thatsachen aufgefunden, so die Fällung des salpetersauren Wismuth's durch Wasser (Entdeckung des magisterium bismuti) und ferner das so sehr wichtige Probiren der Erze, d. h. ihre Untersuchung auf trockenem Wege. Er konnte bereits Silber und Blei von einander unterscheiden und wies das Silber im Bleiglanz nach. Für die Genauigkeit seiner Methoden spricht der Nachweis des Silbers in allen käuflichen, auch den sog. reinen Bleisorten. Auch kannte er eine der feinsten Kupferproben, indem er die blaue Färbung beobachtete, welche die Kupfersalze mit Ammoniak bilden. Sehr wichtig für die Untersuchungsmethoden in der Chemie ist dabei seine Einführung des Löthrohrs überhaupt und dessen Anwendung zum Zuschmelzen von Glasröhren, worüber er 1613 eine genaue Vorschrift gibt. Zuletzt muß noch das besondere Verdienst erwähnt werden, das sich L. durch das „erste Lehrbuch der Chemie“ erworben hat. Er sammelte die bis dahin nur zerstreut vorkommenden Untersuchungen und Beobachtungen, schrieb alles der Chemie zugehörige Material deutlich und geordnet zusammen und versuchte es unter allgemeinen Gesichtspunkten darzustellen. Sein Werk führt den Titel „Alchymia — collecta — accurate explicata et in integrum corpus redacta“. Es erschien zuerst 1595, erlebte viele Auflagen und galt lange für das vorzüglichste Werk über Chemie. Es zerfällt in zwei Theile, in die Encheria, in der er die chemischen Operationen im Allgemeinen beschrieb, und in die Chymia, die Lehre von der Darstellung der chemisch eigenthümlichen Substanzen. Theoretische Betrachtungen finden sich nicht darin; dagegen enthalten die Commentarien zu seiner Alchimie die Pläne eines großartigen chemischen Laboratoriums in der Art der Akademieen Athen's mit Säulengängen, Bädern und Gartenanlagen. — Titel anderer Schriften des L.: „Rerum chemicarum epistolica forma ad philosophos et medicos scriptarum III lib.“, 1595—99. „Praxis alchymiae, hoc est, de artificiosa praeparatione

praecipuorum medicamentorum chymicorum II lib.", 1605 et 1607. „Defensio et declaratio alchymiae transmutatoriae", 1615. „Syntagma selectorum alchymiae arcanorum", 2 vol. 1611 et 1613. Noch viele chemische Schriften, in deren einigen er sich Basilius de Varna nannte, sind gesammelt in „Opera omnia medico-chymica", 1615.

Poggendorff, Biogr.-lit. Handwörterbuch. Hermann Kopp, Geschichte der Chemie. Gmelin, Geschichte der Chemie. Ladenburg.

Liber: Antonius L. (Vrye), Humanist des 16. Jahrhunderts. Geboren zu Soest hatte er, nach Hamelmann, mit R. Agricola, R. v. Langen und Alexander Hegius die elementare Bildung bei den Brüdern des gemeinschaftlichen Lebens in den Niederlanden erhalten, studirte später in Pavia und leitete nach seiner Rückkehr eine Schule in Groningen, wo er eine Frau aus einer dortigen Familie heirathete. Hierauf berief ihn Graf Moriz Spiegelberg, Propst von Emmerich, an die Spitze der dortigen Kapitelschule. Allein die anderen Kanoniker waren mit der ausgesprochenen humanistischen Richtung von L. nicht zufrieden und so wurde er bald entlassen (wahrscheinlich 1473, als Alex. Hegius von Wesel nach Emmerich ging). L. widmete sich zunächst in Köln wissenschaftlichen Studien und gab bei Johann Koelhoff daselbst drei Werke heraus, welche das von dem Humanisten so eifrig erstrebte Emporblühen der reinen Latinität namentlich in Prosa fördern sollten: 1) „Aurora grammatices" (ohne Namen des Verfassers und ohne Angabe des Druckorts und Druckjahrs, aber mit den Typen, die Johann Koelhoff zwischen 1475—1480 gebrauchte); 2) „Titi Liuij de frulouisijs farrariensis, Oratoris ac Poete celeberrimi de Ortographia Liber admodum singularis" (A. L. hat nur ein Epigramm hinzugefügt); 3) „Familiarium epistolarum Compendium ex diuersis hinc inde Probatissimis autoribus pro communium studencium profectu futurorumque Rethorum ac Oratorum eruditione Per discretum ac eruditum virum Anthonium Liberum zusatensem recollectum" (auch 2 und 3 sind in denselben Typen wie 1 gedruckt und werden wol meist mit diesen zusammengebunden vorkommen). L. hatte die Absicht, pro renovatione linguae latinae von diesen Werken auf einer Reise zum Oberrhein und von da über den Osten Deutschlands durch Niedersachsen nach Westfalen zurück etwa 1500 Exemplare zu vertreiben. Aber bereits in Koblenz schreckten ihn die Nachrichten über die Kriegswirren in Süddeutschland (Karl von Burgund) zurück. Ob er einen zweiten Plan, die Reise durch die Niederlande bis Paris auszudehnen, wirklich ausführte, ist unbekannt. L. hat noch verschiedene Schulen in den Niederlanden geleitet, wie Campen, Amsterdam, Alkmar, aber nirgends festen Fuß gefaßt, sondern überall, wie Hamelmann angibt, den Intriguen der Gegner des Humanismus weichen müssen. Er starb, wie es scheint, gegen 1508. Von sonstigen Schriften Liber's sind gedruckt ein „Carmen panegyricum in laudem et iucundum adventum ex Italia prestantissimi et admirandi Philosophi M. Wesseli", ferner „In laudem inclite Colonorum urbis Epygramma" (1483), endlich „Hymni Inventor rutili Interpretatio" (Deventer 1493). An Geist z. B. seinem Zeitgenossen A. Hegius weit überlegen, erlangte er doch keinen Namen wie dieser, weil er nirgendwo zur Ruhe gelangte, um die Erfolge seiner Mühen ernten zu können. Der Grund lag offenbar darin, daß er mit größerer Energie und Rücksichtslosigkeit die Tendenzen des Humanismus verfolgte.

Vgl.: De Antonii Liberi Susatensis uita et scriptis Commentatiuncula. Scripsit Guil. Crecelius (in der Festschrift zur Begrüßung der 34. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Trier überreicht im Namen der 16. Versammlung rheinischer Schulmänner. Bonn 1879. S. 139 ff.).
W. Crecelius.

Lichnowski: Eduard Maria Fürst v. L., geb. am 19. September 1789, † am 1. Januar 1845, der Abkömmling eines in Oesterreich und Preußen heimischen Adelsgeschlechtes, das unter Anderem auch die Schloßherrschaft Gräz bei Troppau erworben, Sohn des Fürsten Karl aus dessen Ehe mit der Gräfin Christiane Thun. Nachdem der junge Fürst seine Universitätsstudien in Göttingen und Leipzig beendet, trat er als Erbe des 1814 verstorbenen Vaters die Verwaltung seiner Güter an und widmete sich der Landwirthschaft mit allem Eifer; insbesondere galt er als rationeller Schafzüchter. Aber nicht minder stark regte sich in ihm der Schriftsteller, zunächst der Kunsthistoriker und Belletrist. Schon seit 1817 gab er die „Denkmale der Baukunst und Bildnerei des Mittelalters in dem österreichischen Kaiserthum“ von bedeutenden Künstlern illustrirt und von ihm mit Text begleitet heraus; doch blieb das groß angelegte Werk schon im vierten Hefte, das ohne Text erschien (1824), stecken. 1822 lieferte er eine Uebersetzung des Werkes von Lamennais, Essai sur l'indifférence: „Versuch über die Gleichgültigkeit“; doch erschien nur der erste Band (zu Wien). Für seine poetische Ader spricht das Trauerspiel „Roderich“, das in Breslau (1821) gedruckt wurde. Auch sprach man von der Herausgabe seiner gesammelten Gedichte. — Für die Geschichtschreibung Oesterreichs erwarb sich L. ein Verdienst durch die Bearbeitung des ausführlichen, im Geleise der vormärzlichen Geschichtschreibung Oesterreichs sich bewegenden, stofflich bedeutenden Werkes: „Geschichte des Hauses Habsburg“, dessen Anregung vom Staatsminister Metternich ausgegangen sein soll. Dasselbe erschien 1836—1844 in 8 Bänden und umfaßt die ganze mittelalterliche Epoche der Habsburger von Rudolf I. bis zum Tode Kaiser Friedrich III. (1218—1493). Die Zusammenstellung des dankenswerthen Quellenanhanges und der reichhaltigen Urkundenregesten zu jedem Bande rührt von dem Mitarbeiter (dem jetzigen Vorstande der Wiener Hofbibliothek), E. v. Birk, her. Fürst L., seit 1842 immer leidender, hielt sich längere Zeit in Rom auf und nahm dann seinen Wohnsitz in München. 1844 suchte er Heilung im Bade Gastein, ohne sie zu finden, und starb bald darauf zu München. Sein Sohn aus der Ehe mit der Gräfin Eleonore Zichy, Felix, wurde gemeinsam mit dem General v. Auerswald am 18. September 1848 das Opfer der Wuth des Frankfurter Pöbels.

Oesterr. Nationalencyclop. III. 422. Wurzbach, Oesterr. bibliogr. Lex. XV. 71—77.

Krones.

Lichnowski: Fürst Felix L., Sohn des Historikers Eduard Fürsten L., Verfassers der „Geschichte des Hauses Habsburg“, geb. am 5. April 1814, trat im J. 1834 in die preußische Armee, nahm aber im J. 1838 seine Entlassung und ging in die Dienste des spanischen Prätendenten Don Carlos, welcher ihn zum Brigadegeneral und zu seinem Generaladjutanten ernannte. Seine Erlebnisse in Spanien, von wo er 1840 zurückkehrte, schildern seine „Erinnerungen aus den Jahren 1837—1839“ (Frankfurt 1841—1842, 2 Bde.). Er gerieth durch letztere in einen Streit mit dem spanischen General Montenegro, der zu einem Duell führte, in dem L. schwer verwundet wurde. Nach seiner Genesung machte er eine Reise nach Lissabon, über die er in der Schrift „Portugal. Erinnerungen aus dem Jahre 1842“ (Mainz 1843) berichtete. An dem ersten preußischen Vereinigten Landtag 1847 nahm er als Mitglied der Herrenkurie Theil. Bei dem Ausbruche der Märzrevolution 1848 vom Wahlbezirk Ratibor in die deutsche Nationalversammlung gewählt, nahm er in der Paulskirche seinen Sitz auf der Rechten. Hier ward ihm Gelegenheit, sein glänzendes Rednertalent, das ihm leider in der Folge verderblich werden sollte, in vollem Umfange zu bewähren. Unvergeßlich bleibt sein erstes Eingreifen in der Verhandlung in Betreff der Verhängung des Belagerungszustandes über die Festung Mainz, aus Anlaß des im

Mai 1848 daselbst ausgebrochenen Volksaufstandes, in der er mit herausfordernden Hohn den Charakter der dortigen Volksbewegung unbarmherzig geißelte und dadurch den Haß der radikalen Partei gegen sich hervorrief. Weder bei dieser Gelegenheit noch bei zahlreichen späteren Anlässen, insbesondere bei den Debatten über die Grundrechte, über die Berechtigung der Versammlung zur endgiltigen Beschlußfassung über die neue Verfassung u. A. verleugnete er je seinen aristokratischen und Legitimitätsstandpunkt. Er gefiel sich aber jederzeit darin, unter Wahrung der parlamentarischen Anstandsformen der äußersten Linken nicht nur den Gegensatz seiner Ueberzeugung, sondern auch die persönliche Geringschätzung in der verletzendsten Weise fühlbar zu machen. Im Besitze einer gründlichen politischen Bildung, das Bild der jugendlichen Kraft und Streitlust, mit einer glänzenden Schlagfertigkeit, die er insbesondere bei Unterbrechungen durch die Linke in virtuoser Weise zu üben verstand, begabt, zählte L. in dem Kreise der Rednertalente, an dem die Paulskirche überreich war, zu den hervorragendsten Erscheinungen, obwol man deutlich fühlte, daß ihm weniger daran lag, zu überzeugen als durch Effekte zu glänzen. Es konnte nicht ausbleiben, daß Fürst L. durch die offen bekannte Geringschätzung der radikalen Partei zum Gegenstande des persönlichen Hasses auf Seite der letzteren wurde, welcher sich, geschürt durch die Artikel der radikalen Blätter und durch zahlreiche spöttische Abbildungen, auch den untersten Volksschichten mittheilte. Die Folgen davon ließen auch nicht lange auf sich warten. Als in Folge der Abstimmung über die Frage des Malmöer Waffenstillstandes (L. hatte bei diesem letzten Anlasse in sehr versöhnlichem Sinn gesprochen) durch die verhetzten Volksmassen die Sprengung der Versammlung in der Paulskirche versucht wurde und am 18. September 1848 der offene Volksaufstand ausbrach, ritt L. in Begleitung des Generals v. Auerswald, allen Warnungen spottend, außerhalb der Stadt, um die erwartete württembergische Artillerie zu begrüßen. Auf der Bornheimer Chaussee ward er jedoch von einem Haufen bewaffneten Gesindels erkannt, das sofort mit Flinten und anderen Mordwerkzeugen auf die beiden Wehrlosen Jagd machte und sie nöthigte die Rettung durch die Flucht zu versuchen. Sie verirrten sich jedoch in einen Gartenweg ohne Ausgang, ließen die Pferde ins Freie laufen und trachteten sich in einer Gärtnerswohnung zu verbergen. Von dem nachgefolgten Volkshaufen aus ihrem Verstecke hervorgezogen, wurde L., nachdem sein Begleiter durch einen Schuß niedergestreckt worden war, in wahrhaft kannibalischer Weise erschlagen. Er erlag, sein klares Bewußtsein bis zum letzten Augenblick bewahrend, am 19. September 1848 in der Villa des Baron Bethmann seinen Wunden.

Laube, Das erste deutsche Parlament, 2. Bd., S. 280 ff. Haym, Die deutsche Nationalversammlung 1848, S. 144 f. Persönliche Erlebnisse.

Sommaruga.

Lichtenau: Wilhelmine Enke, seit 1782 Madame Ritz, seit dem 28. April 1794 Gräfin Lichtenau, wurde am 29. December 1752 (1754?) geboren. Ihr Vater, Elias Enke aus Hildburghausen, war Trompeter in der Kapelle Friedrichs des Großen, die Mutter stammte aus Freiburg im Breisgau. Noch sehr jung, erregte das auffallend schön gewachsene Mädchen die Aufmerksamkeit des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, der bald in ein vertrautes Verhältniß zu ihr trat. Er nahm sie zu sich nach Potsdam, gab ihr eine Gouvernante und schickte sie auf einige Zeit zu ihrer Ausbildung nach Paris. Er selbst unterrichtete sie in Geschichte und Geographie und las mit ihr historische Werke und die klassischen Schriftsteller alter und neuer Zeit. Diese Gemeinschaft des Lehrens und Lernens, verbunden mit der ungemeinen Fähigkeit der L., sich dem eigenthümlichen Charakter des Prinzen anzuschmiegen, bildete zwischen Beiden

ein Band, welches sie dauernd und innig aneinander fesselte, auch als jede sinnliche Verbindung längst aufgehört hatte. Am 27. Januar 1770 tauschten sie Ringe mit einander; mit ihrem Blute versprachen sie sich Liebe und Treue. König Friedrich, vor dem sich die L. auf einige Zeit hatte nach Hamburg entfernen müssen, scheint sich schließlich in diese Beziehungen gefunden zu haben; auf seine Veranlassung, wie die L. erzählt, kaufte ihr der Prinz ein kleines Landhaus in Charlottenburg, später ein Haus in der Mohrenstraße in Berlin. — So dauerte dies Verhältniß, aus dem fünf Kinder hervorgingen, ungetrübt fort bis zum baierischen Erbfolgekriege, wo sich in dem Prinzen jener Umschwung vollzog, der für sein ganzes Leben verhängnißvoll werden sollte. Es waren Mitglieder geheimer Ordensverbindungen, zuerst Prinz Karl von Hessen, dann vor Allen Bischoffwerder, die sich des Geistes des Prinzen bemächtigten und allmählich die größte Herrschaft über ihn gewannen. Unter dem Einfluß dieser Beziehungen, die schließlich zur Aufnahme des Prinzen in den Orden der Rosenkreuzer führten (8. August 1781), erkaltete das Verhältniß zur L. mehr und mehr, so daß sie seit der Geburt der Gräfin von der Mark (29. Februar 1780) in der That nur noch wie Bruder und Schwester miteinander gelebt haben. Um dann jede Wiederaufnahme des früheren vertrauten Verkehrs unmöglich zu machen, suchte der Prinz die L. zu einer Heirath mit seinem Kämmerer Johann Friedrich Ritz zu bestimmen, mit dem sie seit Beginn ihres Verhältnisses zum Prinzen aufgewachsen war. Nach langem Sträuben verstand sich die L. dazu, einige Zeit mit Ritz ehelich zu leben, ohne daß eine Eheschließung in gesetzlicher Form stattgefunden hätte. Im Januar 1783 mußte sie sich auf Veranlassung des Prinzen mit Ritz nach Dessau begeben, kehrte jedoch schon Ende Mai wieder nach Berlin zurück, wo sie bald das frühere Verhältniß herzlichster Freundschaft zu dem Prinzen wiederherzustellen wußte. Auch die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms und seine Verbindung mit dem Fräulein v. Voß und der Gräfin Dönhoff brachte keine Störung in dies Verhältniß, das vielmehr von Jahr zu Jahr vertrauter und inniger wurde. Wenn die L. anfangs der Verbindung des Königs mit dem Orden und Bischoffwerder, über welche sie übrigens im Einzelnen nicht unterrichtet war, entgegengearbeitet hatte, so war sie von diesem aussichtslosen Kampfe bald zurückgekommen; sie fing jetzt an die schwärmerischen Neigungen des Königs, deren sich die Rosenkreuzer bedienten, auch ihrerseits zur Einwirkung auf den König zu benutzen und durch geheimnißvolle Trostworte und angebliche Erscheinungen eines Verstorbenen die Unruhe seines Gemüthes zu beschwichtigen. Dafür kannte die Freigebigkeit des Königs gegen sie kaum eine Schranke; sie empfing außer den erwähnten Häusern für sich oder ihre Kinder noch ein Haus Unter den Linden, die in der Neumark gelegenen Güter Lichtenau und Breitenwerder mit dem Vorwerk Roßwiese und kurz vor dem Tode des Königs ein Kapital von 500,000 Thalern. Auch die Vorgänge der Jahre 1792—1795, die den Wünschen und Erwartungen des Königs so wenig entsprachen, trugen noch dazu bei, den Einfluß der L. zu befestigen. Wenn es irgend anging, wie Anfang 1793 in Frankfurt a./M., ließ der König sie in seine Nähe kommen und immer mehr gewöhnte er sich, ihren Rath in persönlichen und öffentlichen Angelegenheiten einzuholen und zu befolgen. Es muß hervorgehoben und anerkannt werden, daß die L. diese bedeutende Macht kaum je gemißbraucht hat; nur in dem bekannten Proceß gegen Zerboni trifft sie der Vorwurf, das harte Urtheil des Königs mit veranlaßt zu haben. In Folge einer Erkrankung, zu deren Heilung ihr der Gebrauch der Bäder von Pisa empfohlen wurde, verließ die L. am 13. Mai 1795 Berlin und reiste nach Italien, wo sie längere Zeit in Pisa, Rom und Neapel verweilte. Hier schloß sie mit Emma Hamilton Freundschaft, erhielt jedoch am neapolitanischen Hofe keinen Zutritt, weshalb König Friedrich

Wilhelm sie unter Rückdatirung des Patentes auf den 28. April 1794 zur Gräfin von L. erhob. Nach ihrer Rückkehr ließ der König die neue Gräfin bei Hofe vorstellen; er nahm sie mit sich nach Pyrmont im Sommer 1796 und noch einmal im Sommer 1797. Sie allein war beständig um ihn in der schweren Krankheit, die ihn im Herbst 1797 befiel und am 16. November desselben Jahres seinem Leben ein Ende machte. — Noch an demselben Tage wurde die L. im Cavalierhause des neuen Gartens zu Potsdam verhaftet und ihr Vermögen und ihre Papiere in Beschlag genommen. Vor einer Commission, bestehend aus dem Minister Freiherrn v. d. Reck, Major v. Lützow, Geheimrath Pitschel, Kammergerichtsvicepräsident Kircheisen und Kammergerichtsrath Beyme, mußte sie über ihre Beziehungen zum Könige sowie überhaupt über ihre gesammten Verhältnisse Rechenschaft ablegen. In dem Verhöre, das vom 16. bis zum 28. Januar 1798 dauerte, zeigte sich die L. vollkommen ruhig und unbefangen, ihre Aussagen waren frei von Widersprüchen und anscheinend ohne Verheimlichung. Nachdem auch Oswaldt, Hermes und Hilmer, die in dem Kampfe des Königs gegen die Aufklärung eine Rolle gespielt hatten, sowie Ritz und Andere vernommen waren, kam die Commission am 20. Februar zu dem Beschlusse, daß die L. nichts eigentlich Straffälliges begangen habe. Gleichwol verfügte König Friedrich Wilhelm III. am 13. März, daß die Güter der L. mit Ausnahme des Hauses in der Mohrenstraße einzuziehen und sie selbst mit einer jährlichen Pension von 4000 Thalern in Glogau zu interniren sei. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Glogau erhielt die L. auf ihre Bitte die Freiheit wieder, wobei ihr zugleich gegen Verzicht auf etwaige andere Ansprüche die Pension von 4000 Thalern auf Lebenszeit zugesichert wurde (18. October 1800). Sie ging hierauf nach Breslau, wo sie sich unter Zustimmung des Königs am 3. Mai 1802 mit dem Theaterdichter Franz v. Holbein (Fontano) vermählte, der sie jedoch 1806 aus Liebe zu einer Wiener Schauspielerin wieder verließ. Durch eine von Verschwendung nicht freie Lebensweise und nachträgliche Zahlungen von der italienischen Reise her in Schulden verwickelt, erwirkte sie im J. 1811 von König Friedrich Wilhelm III., der jetzt fand, daß 1798 ihre Sache etwas „über's Knie gebrochen" worden sei, die Rückgabe der Güter Lichtenau und Breitenwerder. Auch später erhielt sie noch ansehnliche Geldunterstützungen. Sie lebte in dieser Zeit, abgesehen von einem längeren Aufenthalt in Paris 1811 und 1812, in Berlin, wo sie am 9. Juni 1820 gestorben ist.

Acten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin. Von älteren Quellen enthält nur die im Ganzen glaubwürdige Apologie der Gräfin Lichtenau (bearbeitet von Rector Schummel, Breslau 1808, 2 Bde.) brauchbare Mittheilungen. Die neueren Bearbeitungen der Geschichte Friedrich Wilhelms II. geben nichts Authentisches. Bailleu.

Lichtenauer oder Liechtenauer, wahrscheinlich aus Liechtenau in Oberösterreich, ein berühmter Fechtlehrer des 15. Jahrhunderts, auf dessen Theorie und Schrift darüber fast alle späteren Fechtbücher zurückgehen. Sein Fechtbuch handelt insbesondere von der Führung des langen Schwertes. Er lebte um die Mitte des Jahrhunderts, die älteste datirte Handschrift ist vom J. 1452. Das Werk ist zum größten Theil Prosa, die eigentlichen Lehren aber in poetischer Form, und zwar in gereimten (leoninischen) Hexametern, die in den Handschriften mancherlei Corruption erfahren haben. Daß es speziell an die ritterliche Jugend gerichtet ist, ergiebt sich gleich aus dem Anfangsverse: „Jung Ritter, lehre (= lerne) Gott lieb haben, Frauen jo ehre". Zahlreiche Abbildungen sind zur Verdeutlichung der Fechtregeln beigefügt. L. war Leiter einer wirklichen Fechtschule, welcher Schüler aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, aus Danzig, Prag, Glatz, Znaim, Erfurt, Nürnberg, Krakau an-

gehörten. Bemerkenswerth ist darunter ein getaufter Jude, Namens Ott (Otto) welcher als Ringer der Herren von Oesterreich bezeichnet wird. In einer Handschrift wird L. auch die Kunst des Fechtens zu Roß zugeschrieben.

Vgl. Maßmann im Serapeum 5, 52 ff. Jacobs und Ukert, Beiträge zur älteren Literatur 3, 107 ff. K. Bartsch.

Lichtenberg: Georg Christoph L., wurde am 1. Juli 1742 zu Oberamstädt bei Darmstadt geboren. Sein Vater starb als Generalsuperintendent zu Darmstadt und hinterließ 18 Kinder, von denen L. das jüngste war. In Folge eines durch die Unvorsichtigkeit der Wärterin verursachten Falles wurde er im achten Jahre bucklig. Wol nicht mit Unrecht hat man hierin den Anstoß für die Entwickelung seiner satyrischen Anlage gesucht und mehrfache Eigenthümlichkeiten darauf zurückführen zu müssen geglaubt. L. besuchte die Schule zu Darmstadt und zeigte namentlich für Mathematik große Vorliebe und hervorragendes Talent. Im Alter von 19 Jahren bezog er 1763 die Universität Göttingen, um Mathematik zu studiren. 1769 wurde er zum außerordentlichen Professor in Göttingen ernannt. In den Jahren 1772 und 1773 führte er im Auftrage des Königs von Hannover astronomische Berechnungen der Längen- und Breitengrade im Königreiche Hannover aus. 1774 unternahm er eine Reise nach England, woselbst er bis December 1775 blieb. Er lernte hier eine Reihe der wissenschaftlich bedeutendsten Persönlichkeiten: Herschel, Banks, Solander, die beiden Forster und andere kennen und verschaffte sich eine gründliche Kenntniß der englischen Verhältnisse. Nach Göttingen zurückgekehrt wurde er bald ordentlicher Professor und 1788 königlich großbritannischer Hofrath. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Folge seines Körperleidens in hypochondrischer Zurückgezogenheit im Schoße seiner Familie und im Verkehr mit seinem intimsten Freunde, dem Buchhändler Johann Christian Dieterich. L. starb am 24. Febr. 1799. Von seinen beiden ältesten Söhnen starb der eine 1845 als königlich hannoverscher Generaldirector der directen Steuern, der andere 1860 als Steuerdirector. Ein Sohn des ersteren war hannoverscher Cultusminister und starb 1883 als Präsident des Consistoriums zu Hannover. In seiner speciellen Wissenschaft zeichnete sich L. aus durch seine von ausgezeichneten Apparaten unterstützten Vorlesungen über Experimentalphysik, welche einen bedeutenden Ruf genossen und vielfach besucht wurden. Sein Name lebt in der Physik fort durch die nach ihm genannten Lichtenberg'schen Figuren. Aber obwol er das Gebiet der Physik völlig beherrschte, hat er es doch zu keiner bedeutenden Bereicherung desselben gebracht. Dagegen ist er als schönwissenschaftlicher Schriftsteller von großer Bedeutung und hat als solcher der Nachwelt ein unschätzbares Material hinterlassen, wenn er auch keine einzige größere Schrift verfaßt hat. Seine erste derartige Arbeit, welche im „Deutschen Museum" von 1776 erschien, behandelt die Charakteristik des großen Shakespeare-Darstellers Garrick und zeugt von einer außerordentlichen Beobachtungsgabe. Bald darauf erschien „Timorus, d. h. Vertheidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavater'schen Beweisgründe und die Göttinger Mettwürste bewogen den wahren Glauben angenommen haben", in welcher Schrift er die supranaturalistischen Anschauungen Lavater's verspottet. Vom Jahre 1778 an redigirte er die im Dieterich'schen Verlage erscheinenden „Göttinger Taschenkalender", welche zahlreiche wissenschaftliche und populäre Aufsätze über Naturwissenschaften, Geschichte, Staatenkunde, Kritiken, Streitschriften ꝛc. von vollendeter Form, großer Klarheit und unübertrefflichem Witz aus seiner Feder brachten. 1780 gründete er mit Georg Forster das „Göttingensche Magazin", in dem er die deutschen Roman- und Zeitungs-Schreiber, dann auch die damaligen Dichter, vor allem Voß und die Mitglieder des Hainbundes geißelte. Berühmt sind seine Erklärungen der Hogarth'schen Kupferstiche, bei

welcher ihm die genaue Kenntniß der englischen Verhältnisse sehr zu statten kam, und die sich durch glänzende Schreibweise und seinen Witz auszeichnen. Die 5 ersten Lieferungen der ausführlichen Ausgabe erschienen in Göttingen 1794 bis 1799. Lieferung 6—11 wurde nach seinem Tode mit Benutzung des vorliegenden Materials herausgegeben. Von bleibendem Werthe sind ferner die Aufzeichnungen, Sentenzen oder längeren Aufsätze, welche sich unter seinem Nachlasse in den sogenannten Gedenkbüchern finden, dieselben zeichnen sich sowohl durch philosophische Tiefe als durch schlagenden Witz und Humor aus und bilden ein vollständiges Gedankensystem. Sie wurden zuerst veröffentlicht in den „Vermischten Schriften", 9 Bde., 1801—1806; neue Ausgabe 8 Bde., 1844.

Ed. Grisebach, Georg Christ. Lichtenberg's Gedanken und Maximen, Leipzig 1871. W. Heß.

Lichtenberg: Samuel v. L.: s. **Karsch**, Samuel K. Bd. XV, S. 410.

Lichtenberger: Johann L. (Claromontanus, de claro Monte), Astrolog in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Der Mann ist keine erfundene Persönlichkeit, als welche sie manchen noch heute gilt, sondern war eine wirkliche, durch unverwerfliche Zeugnisse bestätigte Existenz. Gleichwohl herrscht über seine Lebensumstände wie über die so mancher anderen räthselhaften Persönlichkeit jener und der Reformationszeit ein fast undurchdringliches Dunkel, das wie anderen so auch mir nicht gelungen ist, völlig zu erhellen. Das wenige was biographisch mit Sicherheit über ihn mitgetheilt werden kann, ist das Folgende. Seine Heimath war, wie übereinstimmend ältere und neuere Schriftsteller angeben, und auch C. Schmidt in seiner Elsässischen Literaturgeschichte a. a. O. bestätigt, das Unter-Elsaß und sein Geburtsort der damals dem gräflich hanau-lichtenbergischen Amte Ingweiler zugetheilte Flecken Lichtenberg, wonach er sich auch benannte, wiewol er sich auch den mystischen Namen Peregrinus Ruth oder Roth beilegt. Schon die erste, lateinische, Ausgabe seiner Weissagungen erschien unter dem Namen „Lichtenberger"; es heißt zwar an deren Schluß: „Datum in vico umbroso subtus quercum Carpentuli. Anno Domini M.CCCCLXXXVIII. Kalendas Aprilis per Peregrinum Ruth in memoribus latitantem", allein in einem zu Anfang vorkommenden Gebete um Erleuchtung nennt er sich ausdrücklich „Johannes Lichtenberger". Sein Geburts- und Todesjahr und eben so der Verlauf seiner Jugendzeit sind völlig unbekannt, in späteren Jahren aber befand er sich zuerst in der Umgebung des Kaisers Friedrich III. (1440—1493) und war sehr wahrscheinlich dessen Hof-Astrolog, jedenfalls fällt sein Auftreten in die Regierungszeit dieses Kaisers. Auch muß er sich in den sechziger und noch Anfangs der siebziger Jahre eine Zeitlang in Mainz aufgehalten haben. Denn ein Volkslied aus dem J. 1475 (bei Liliencron a. a. O.), das den sogenannten Kölnischen Krieg besingt, fängt mit den Worten an: „Zu Menz in der stat gut sprach ain maister auß freiem mut . . .", dieser Meister aber, heißt es in diesem Liede (S. 58, Zeile 606) „Johann Liechtenberger ist er genant, in dem ganzen reich wolbekant, der hat anfang und ende dises Krieges gar behende besunnen mit guter Zeit", solches aber habe L. (Z. 604—605) „vor dreien jaren offenbar geweißaget". Da nun aber eine mit den Begebenheiten selbst gleichzeitige Entstehung zum Begriff des historischen Volksliedes gehört und auch dieses urkundlich im J. 1475 niedergeschrieben ward, so läßt sich hieraus erstlich sein Aufenthalt zu Mainz folgern, sodann, da eine gedruckte Ausgabe seiner prophetischen Schriften vor 1488 bis jetzt nicht bekannt geworden ist, daß diese seine Weissagungen vorerst handschriftlich verbreitet wurden. Daß er aber bereits in den sechziger Jahren das Geschäft des Prophezeiens getrieben habe (vgl. auch den Kolophon der deutschen Ausgabe vom J. 1497, s. unten)

lehrt auch eine etwas spätere Ausgabe seiner Practica, wo es heißt: „es sind ir noch vil, die da wissen, daß ich noch eynander all unglückselige auch seer böse geschicht, so an disem Reinstraum und auch an andern orten des teutschen lands sich begeben haben, recht und wahrhafftig mit großem haß und neid etlicher leut zuvor verkündigt und angsagt hab, welchs jeß vast bei den 20 jaren ist. Hat sichs nit also an jm selbs befunden, was ich in meiner practiken zuvor hab verkündigt". Aber auch an anderen Zeugnissen fehlt es nicht, welche jeden Zweifel an seiner Persönlichkeit außer Frage stellen, indem unter den Astrologen der späteren Zeit mehrere als seine Schüler ausdrücklich sich bekennen. So hat der Astrolog Joh. ab Indagine (Bd. XIV, S. 67) nach der Vorrede seiner Introductiones Apotelesmaticae, 1522 selbst von L. gehört, daß er Alles der Astrologia naturalis, nicht der artificialis verdanke. In Kapp's Kleiner Nachlese zur Reformationsgeschichte II, 511 ff. findet sich aus Spalatin's Autographon das Urtheil eines Mathematikers, der sich auf die Erklärung, welche seine Lehrer zu Krakau vor 30 Jahren abgaben und zugleich auf Lichtenberger's gleichfalls 30 Jahre alte Voraussagungen beruft, er nennt ihn den „sehr erfahrenen Astrologen Kaiser Friedrichs"; Spalatin mußte aber wohl wissen, ob ein L. existirt habe. Im J. 1517 (Weller a. a. O. S. 127) gab der nicht unbekannte Pater Kreußer eine Auslegung des damals erschienenen Cometen heraus und nennt sich auf dem Titel „Magister Joh. Lichtenbergens discipel". Nicht minder hatte der zu seiner Zeit berühmte Prediger zu Fraustadt in Polen, Valerius Herberger Kenntniß von unserm Astrologen. In seinen 1600 gehaltenen Predigten, betitelt „Gloria Lutheri" (Leipzig 1609. 8°) erzählt er S. 94: „Vmb dieselbe Zeit (1483) hat auch gelebet Johann Lichtenberger, welcher den Herrn Lutherum vnd ein klein Mänlein hinter jhm, welchs jhm zu seinem vorhaben sehr dinstlich sein solte (daß ist Philippus Melanchthon gewesen) gemahlet hat"; es scheint, daß dieser Ausdruck sich auf einen Holzschnitt bezieht, womit ein späterer Druck der Prognostika versehen wurde. Joh. Friedrich endlich in seiner fleißigen Schrift „Astrologie und Reformation" (München 1864. 8°. S. 45) sagt über unseren L.: er trat als der erste Wortführer des Bauernaufstandes auf und von dem Augenblick an, „wo er das erste Wort gesprochen, ist es nicht mehr Ruhe geworden, die Gährung ging immer höher, seine Worte wurden traditionell, indem aus ihnen durch alle deutschen Gauen hin eine gemeinsame Sage entstand und sie so lange durchzog, bis endlich sämmtliche Bauernschaften zu einer gemeinsamen Action im großen Bauernkriege vereinigt waren". Ueber Lichtenberg's späteren Aufenthaltsort, seine letzten Lebensjahre sowie sein Todesjahr fehlen alle Anhaltspunkte; da aber bereits der erste lateinische Druck von 1488 die Schlußworte enthält: „cujus oculi caligaverunt, stilus tremit senio oppressus", so darf angenommen werden, daß er zu Ende der achtziger Jahre irgendwo in das Elsaß, vermuthlich in die Nähe seines Geburtsortes sich zurückgezogen habe und bald darauf als greiser Eremit gestorben sei. Wie wenig ich nun auch im Vorstehenden das Dunkel, das über dem äußeren Leben dieses Astrologen schwebt, zu erhellen vermochte, so dürfte gegenüber den bisherigen resultatlosen Forschungen, immerhin auch dies Wenige als ein Gewinn zu betrachten sein.

Die Weissagungen Lichtenberger's, welche zuerst als Manuscript umliefen, dann theils unter dem Titel Pronosticatio, theils als Practica im Druck erschienen, waren zu ihrer Zeit außerordentlich berühmt, man legte ihnen, weil sie außerdem sehr vorgeschrittene politische Anschauungen zum Ausdruck brachten, eine besondere Autorität bei und sie erfreuten sich deshalb auch wiederholter bis tief in das 17. Jahrhundert reichender sowohl deutscher als lateinischer und italienischer Ausgaben, mit zwei Ausnahmen alle in Folio- und Quartform und

die meisten mit 44—45 Holzschnitten versehen; in München befinden sich fünf verschiedene Ausgaben, darunter eine deutsche. Auf den Inhalt dieser Prophezeiungen, der, was auch Panzer (D. Ann. I, 230) bezeugt, in allen deutschen und ausländischen Drucken des 15. Jahrhunderts wesentlich der nämliche ist, selbstverständlich aber in später veranstalteten Recensionen nach den neuesten astrologischen Constellationen umgeändert ward, näher einzugehen, ist hier nicht am Orte und ich verweise auf die bereits genannten oder noch zu nennenden Quellen. Aber zwei merkwürdige, aus unseres Astrologen Zeit stammenden und damals beim Volke umlaufenden Weissagungen glaube ich anführen zu sollen: „Wer 1523 nicht stirbt, 1524 nicht in Wasser verdirbt und 1525 nicht wird erschlagen, der mag wohl von Wundern sagen" und: „Es wird einst eine Kuh auf dem Schwanenberg stehen und da lungern und plärren, daß mans mitten in der Schweiz hört"; dieser Berg liegt in Franken bei Iphofen unweit Nürnberg und Würzburg, also im Herzen von Deutschland und diesen letzteren Spruch deutete man dahin, daß ganz Deutschland einst zur Schweiz, d. h. frei wie die Schweiz werden würde. Ich gebe hier zum erstenmal eine chronologisch geordnete möglichst vollständige Aufzählung sämmtlicher Drucke dieser Weissagungen mit gekürzten Titeln. Der älteste ist unzweifelhaft ein lateinischer aus dem J. 1488, jedoch noch wie auch bei den zwei nächstfolgenden ohne Nennung seines Namens auf dem Titel: 1) „Pronosticatio in latino vera et prius non audita . . ." Am Ende: „Datum in vico . . ." (vgl. oben). Fol.; 2) „Pronosticatio latina Anno LXXXVIII ad magnam coniunctionem Saturni et Jovis quae fuit LXXXIII. ac eclipsim solis anni sequentis scz. LXXXV. confecta . , .", am Ende: „Emendatum denuo impressumque . . . in urbe Moguntina Anno dni. M.CCCC.XCII". Fol.; 3) „Pronosticatione in vulgare rara et piu non edita . . . et durarai piu anni cioe infino al anno MCCCCCLXVII"; auf Bl. 1b. steht: „Prefatione del libro sequente cum oratione del auctore de opera Giouanni Liechtenberger de chiaro monte" und am Ende: „Impressa a Modena per maestro Piero Francioso (Petr. Maufer) Anno domini MCCCCLXXXXII". 4°; 4) „Joannis Lichtenbergii Practica astrologica", 1494. 4°; 5) „Prenosticatio zu tuetsch die do ußdruckt glücks vnd vnglücks . . . Vnd weret zwey vnn zwentzyg Jar"; am Ende des vorletzten Bl.: „Geben in der finstern Gassen vndern gespenntem eychbaum Im iar M.CCCC.Lxxxviij am ersten tag des Aprilis durch den pylgrym Ruth der in welden verborgen lyt des ougen synt dunkel worden der griffel zyttert vonn alter . . ."; am Ende: „Gedrückt vff grüneck . . M.CCCCxCvij", 4°; der Drucker war Barthol. Kystler zu Straßburg, vgl. Bd. XVII, S. 447; 6) „Hec practica narrat de presenti anno et sequentibus quamplurimis annis . . .", Argentinae 1499. 4°; 7) „DJse Practika vnnd Prenostikati | on Jst gedruckt wordē zu Mentz | im M.CCCC.XCII. Jar Vnd werdt biß man zelt M.D.LXVII. | jar . . . Auff ein newes getruckt vnd gebessert . . . yetz und nach dem Lateinischen . . . Corrigirt. | ", 1526. Fol. (die Ausgabe bestätigt als ersten Druck jenen des Jahres 1488, denn das letzte Blatt hat die Worte: „Geben in der finstern gassen . . ." (vgl. unter 1); 7) Ausgabe (Tenzel) 1527. 8°; 8) Ausgabe 1528. o. O. Fol.; 9) „Die prognosticatio Johannis L., toegerycht mit vlyth, bar man wunderding in vynde. Ym jahr M.D.XXVIII." Am Ende: Gedruck toe Collen doer Peter Quentell", 8°; 10) Ausgabe o. O. 1530. Fol. (in Zweibrücken); 11) Ausgabe 1549 (Tenzel): „Practica Meyster Johannen Lichtenberger . . . Mit viel seltzamen Figuren", dabei auf Theophrasti Paracelsi, Grünpeckt, Carions, der Sibyllen und anderer Weissagungen und „Lichtenberger's Contrafait auf dem Titul, welches so Einsiedlerisch aussiehet, daß nichts drüber ist". 11a.) Frankfurt 1551. 8°; 12) Ausgabe 1610 nach der Recension von 1549 (Tenzel); 13) Ausgabe durch Friedrich

Leubnitz in Leipzig 1651. 4°, mit Anmerkungen (Tenzel). Außerdem erwähnt Panzer zwei ältere Editionen ohne Zeit und Ort in 4°, eine deutsche und zwar eine Sammlung von mehreren Prophezeiungen, worunter die des L. die zweite Stelle einnehmen, und eine lateinische von Mutine (Modena) in 4°. Ein durch den Buchdrucker Erh. Ratdolt zu Augsburg besorgte lateinische Ausgabe von 1488. 4° ist zweifelhaft, wie auch angebliche Drucke von 1484 und 1487 nicht existiren und von keinem Bibliographen gewährleistet sind. Dagegen gab Joh. Schrotbank, Maler und Formschneider zu Straßburg, derselbe, der auch die Bilder für die Kystler'sche Ausgabe 1497 gezeichnet hatte, im J. 1502 eine Nachahmung der Lichtenberger'schen Prophezeiungen, gedruckt bei Kystler, heraus, unter dem Titel: „Prattica dütsch ansohen so man zalt nach gottes geburt Tusend fünfhundert und zwey Jor . . .“ 4°, mit Bildern, von welchen wenigstens zwei von seiner Hand sind, da sie ihn selber vorstellen. Diesen astrologischen Weissagungen sind nach Schmidt a. a. O. Reime und Sprichwörter beigegeben, wodurch das Buch noch viel populärer wurde als das des L., aber das des letzteren diente ihm ersichtlich als Muster und Vorbild. Aber nicht blos Nachahmer fand unser Astrolog. Wie die im 16. und noch im 17. Jahrhundert gleich Pilzen aufschießenden Praktiken und Prognostikationen eine große Zahl von mehr oder minder begabten, genannten und ungenannten Satyrikern reizten, diese herrschende Manie von Weissagungen durch sogen. Spottpraktiken ins Lächerliche zu ziehen und sie mit Spott und Hohn zu überschütten, ich erinnere blos an die „Practica“ des P. Gengenbach, des Jakob Henrichmann „Prognostica (Bd. XI, 782), des Joh. Nasus „Practica Practicorum“, Fischart's „Aller Practick Großmutter“ (Bd. VII, 31) und eines Ungenannten „Aller Prakticken und Prognosticken Großvatter auf das Jahr 1569“, 4°. (Bibl. Thomasiana III, 106, 1596), so sollte auch das Buch des L. dieser Erfahrung unterliegen. Auch zu Mailand war (nach Panzer A. t. IX, 535) Lichtenberger's Pronosticatio 1523 durch den deutschen Drucker Scinzenzeler im Druck erschienen; nun wage ich zwar nicht zu bestimmen, ob diese Ausgabe, die ich nicht de visu kenne, zu dieser Art Praktiken gehöre, aber immerhin trägt sie die beiden Schlußzeilen:

Lolhardo lollant ut numos undique tollant
Ut Reynhart volucres sic lolhart fallit mulieres,

deren zweite, nebenbei bemerkt, anzudeuten scheint, daß der Drucker oder Corrector des Buches unserer althochdeutschen Thierfabel „Reinhart Fuchs“ nicht unkundig war. Dagegen kennzeichnet sich die folgende schon durch ihren Titel als eine ächte auf Kosten unseres Astrologen geschriebene (Weller a. a. O. entgangene) Spottpraktik: „Die Weissagung Joh. Lichtenberger's zugericht mit Fleiß, bis ans ende der welt . . Dabei die Weissagung M. Urban Lügisland aus Wirtembergk . . . . Bonus Melior. Certus“, am Ende: „Gedruckt im Jahr 1587. T. H. K.“ Auf der Titel-Rückseite: „Den Ersamen Demütigen Gottesbrüdern vnd Lesern, allenthalben, wo die sind, in Döringen, Sachssen vnd Meissen . . wündsch ich M. Urban Lüginßlandt, ein frölich, glückselig Newes Jar“, ohne Holzschn. (Allgem. literar. Anzeiger 1800, 1686—87). Allerdings schossen die Verfasser solcher Spottpraktiken auch nicht selten über das Ziel, indem sie ihnen gänzlich fremde Gebiete betraten, weshalb sich auch der Astronom Joh. Kepler bemüßigt sah, denselben den Standpunkt klar zu machen in seiner Schrift: „Tertius interueniens das ist, Warnung an etliche theologos, medicos und Philosophos, daß sie bey billiger Verwerfung der Sternguckerischen Aberglauben nicht das Kind mit dem Bad ausschütten“, Franckf. 1610. 4°. Bekanntlich hat auch Luther die Weissagungen des L. 1527 wieder drucken lassen (Wittenberg, H. Lufft. 4°) und deren Werth in einer Vorrede zu bestimmen gesucht. Der Zweck, welchen der Reformator bei diesem Neudrucke im Auge

hatte, war zunächst den Papisten zu zeigen, daß diese Weissagungen, welche dem geistlichen Stande große Noth und der Kirche bedeutende Veränderungen angezeigt hatten, keineswegs, wie jene meinten, durch den Bauernkrieg bereits erfüllt seien, sodann darzuthun, welcher Werth diesen Prophezeiungen inne wohne. Ich enthebe dieser Vorrede (Werke: Erlangen 1854. Bd. 63. S. 250—258) einige wenige prägnante Stellen: „Was sagen wir denn zu L. und deßgleichen? Das sage ich: Den Grund seiner Sternkunst halt ich für recht, aber die Kunst ungewiß, das ist, die Zeichen am Himmel und auf Erden feihlen gewißlich nicht, es sind Gotts und der Engel Werk . . aber Kunst darauf zu machen, ist nichts, und in die Sterne solchs zu fassen" . . Und stehet seine Reformation darin, daß man die langen Haar verschneide, die Schnäbel an den Schuhen abthut und Bretspiele verbrennet; das sind seine Christen, also daß gar eine leibliche Weissagung ist, von eitel leiblichen Dingen. Summa, seine Weissagung ist nicht eine geistliche Offenbarunge, denn dieselbige geschicht ohne die Sternkunst, und ist auch der Sternkunst nicht unterworfen, sondern es ist eine alte heidnische Kunst, die bei den Römern und auch zuvor bei den Chaldäern fast herrlich und gemein war, aber sie kunnten dem Könige zu Babylon seine Träume nicht sagen noch deuten, Daniel mußte es thun durch den Geist . . ." Daß L. aber auch eine Postille verfaßt und dieselbe 1512 habe drucken lassen, darüber macht sich schon der alte Tenzel lustig, und eben so ungereimt ist eine andere Version, wonach (Bauer, Bibl. libr. rar. II, 290 und Schwindel, Neue Nachrichten II, 420) eine zu Wittenberg 1512 erschienene Postille unserem L. dedicirt worden sei und schon Panzer erklärt diese Postille für ein Nonens. Selbstverständlich darf mit unserem Eremiten L. nicht, wie mehrmals geschehen, verwechselt werden der Eremit „Lichtenstein", von welchem Maittaire S. 855 schon unter dem J. 1475 eine Schrift anzeigt unter dem Titel: „L. Eremitae mirabilis visio de judicio Jovis", welches judicium von Denis, Supplem. p. 595 als „in valle amoenitatis habitum" angeführt wird.

Den bereits angeführten Quellen sind noch beizufügen: v. Liliencron, Histor. Volkslieder der Deutschen II, 42—58. C. Schmidt, Histoire littéraire de l'Alsace I, XXVIII—XXIX und dessen: Zur Gesch. d. ersten Buchdrucker in Straßburg S. 120. Tenzel, Monatliche Unterredungen, 1689. 844. 978. Panzer's Annalen I, S. 198 und 229 und dessen A. t. I, p. 65. 115. II, p. 133. 150. IV, p. 14. 45. 60. Hain, Rep. II, 261. 263. Weller, Rep. S. 424. Jöcher II, 1928—29. Weller im Serapeum 1865, 235 ff.

J. Franck.

Lichtenfels: Thaddaeus Peithner Freiherr v. L., österreichischer Staatsmann, entstammte einer tiroler Familie, welche sich ursprünglich Peindtner nannte und im J. 1609 vom Erzherzoge Maximilian den Adelsstand verliehen erhielt. Später, um 1630, wanderte ein gewisser Christian Peithner von Tirol aus und hat sich, wie mit Bestimmtheit behauptet wird, in der böhmischen freien Bergstadt Gottesgab niedergelassen. Aus diesem Zweige stammt der, 1792 als Hofrath der k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen verstorbene Joh. Thad. Ant. v. Peithner, dem im Hinblicke auf seine Verdienste als Reorganisator der böhmischen Bergwerke, montanistischer Studien rc. 1780 der Ritterstand mit dem Ehrenworte „von Lichtenfels" verliehen worden war. Sein Sohn Thaddaeus, geb. 1764, als Hofrath der allgemeinen Hofkammer 1829 gestorben, ist der Vater des obengenannten österreichischen Staatsmannes gleichen Namens, geb. zu Wien am 6. Mai 1798. Ursprünglich der Landwirthschaft bestimmt, trat er 1816 auf der k. k. Patrimonialherrschaft Vösendorf in Dienst, betrieb aber, innerem Drange folgend, von da aus als Privatist in Wien juristisch-politische Studien, die er

in drei Jahren mit vorzüglichem Erfolg beendigte. Noch während ihrer Dauer aber nahm L., um praktische Ausbildung zu erlangen, bei dem damaligen Herrschaftsgerichte des Benedictinerstiftes der Schotten in Wien als Auscultant Civilpraxis. Seit dem 13. December 1819 diente er bei dem zu seiner Zeit als Gericht erster Instanz fungirenden Wiener Magistrate im Criminaljustizfache. 1820 trat L. in den unmittelbaren Staatsdienst als Conceptspraktikant der k. k. Hof- und niederösterreichischen Kammerprocuratur. Während dieser Dienstleistung erwarb er 1822 an der Wiener Universität den Doctorgrad. Schon nach vier Jahren erfolgte seine Beförderung zum Secretär der k. k. Innerberger Hauptgewerkschaft in Eisenerz, damals dem bedeutendsten Eisen-, Berg- und Hüttenwerke. Am 15. März 1828 eröffnete sich L. ein neuer erweiterter Wirkungskreis als Oberamtsrath der k. k. montanistischen Direction für Steiermark in Eisenerz. In diese Zeit (1827) fällt seine erste Vermählung mit Anna Kurzweil. L. verlor diese seine erste Frau bereits im J. 1834 nach einem schweren Leiden, in welchem er sie ganz allein pflegte, da sie Niemanden sonst in ihrer Nähe dulden wollte. Schon in so jungen Jahren hatte es L. verstanden sich in seiner keineswegs leichten Stellung durch seltenen Diensteifer und vollste Sachkenntniß ein solches Ansehen zu erringen, daß die k. k. Eisenbergsdirection in Eisenerz, als L. im J. 1828 als Rath an das kaiserlich österreichische Mercantil- und Wechselgericht in Wien berufen wurde, ihm den wärmsten Dank ausdrückte.

Schon nach wenigen Jahren, am 9. März 1834, verwechselte L. diese Stellung mit der eines Rathes am k. k. innerösterreichisch-küstenländischen Appellationsgerichte in Klagenfurt, welches damals eine Reihe vorzüglicher Juristen zählte. L. entwickelte in dieser sieben Jahre dauernden Amtsthätigkeit, neben welcher er noch das Directorat der philosophischen Studien an dem dortigen Lyceum führte, eine solch' hervorragende Wirksamkeit, daß er, vielleicht der jüngste Rath, gleichwol im J. 1841 berufen wurde, in Pest bei der königlich ungarischen Septemviraltafel eine ebenso formell wie materiell schwierige Vertretung alter Processe zu führen. Im Januar 1836 hatte sich L. zum zweiten Male verehelicht mit Johanna Schwarz. In dieser Ehe fand L. reichen Trost in dem vielen Leide, das später über den hartgeprüften Mann hereinbrach. Beide Gatten haben sich durch alle Mühe und allen Kummer hin, welche ihnen zugetheilt waren, 41 Jahre lang getreulich zur Seite gestanden. Im Mai 1841 ward L. zum Hofrathe der k. k. obersten Justizstelle befördert, in der der oberste Gerichtshof mit der obersten Administrativverwaltung vereinigt war. Schon nach wenig Wochen wurde er zum Beisitzer und im November desselben Jahres zum Referenten der k. k. Hofcommission in Justizgesetzsachen ernannt, in welcher Eigenschaft er bis zur Auflösung dieser Commission im J. 1848 thätig war. Eine Reihe hervorragender Gesetzentwürfe, zum Theile solcher, welche später im In- und Auslande Grundlage neuer Gesetzgebungen wurden, war die Frucht seiner damaligen Thätigkeit. Damals wurde L. durch die in gleichem Maße äußerst schmeichelhafte wie verantwortliche Aufgabe geehrt, als Lehrer der Rechtswissenschaften des jungen Erzherzogs Franz Josef, des dermalen regierenden Kaisers, zu fungiren.

Als im J. 1850 in Ausführung der neuen Strafproceßordnung eine Generalprocuratur am obersten Gerichts- und Cassationshofe errichtet wurde, ward L. im September dieses Jahres zum Generalprocurator ernannt. Nicht zum wenigsten in dieser Stellung erwarb sich L. jene genaue Kenntniß der Bedürfnisse, Vorzüge und Mängel der österreichischen Justizpflege, welche es mit sich brachte, daß er in seinem späteren öffentlichen Wirken als der genaueste Kenner der Justiz eine solch' hervorragende Rolle spielen konnte und mußte. In diese Zeit fällt auch seine Berufung zum Präsidium der mit den legislativen Arbeiten für Ungarn und Kroatien betrauten Commission, von welchem er jedoch schon 1851 wegen

Ueberbürdung mit Geschäften zurückzutreten gezwungen war. Als mit der Aufhebung der Schwurgerichte im J. 1852 auch die Stelle des Generalprocurators einging, wurde L. als Sectionschef in das Justizministerium berufen. Bald war er eine der Stützen für die große reformatorische Thätigkeit, der es damals auf allen Gebieten des Rechtes die Fülle gab. Die Entlastung von Grund und Boden, die theilweise reformirte Einführung der österreichischen Gesetze in Ungarn und dessen Nebenländern und als Vorbedingung dieser Einführung die Aufhebung der Aviticität daselbst, gehören hierher. Wesentlichen Einfluß nahm L. auf die Erlassung einer Reihe höchst wichtiger, die Volkswirthschaft betreffenden Gesetze, für welche die Grundlagen erst zu finden waren, wie z. B. die Regelung der Entlastung von Grund und Boden, die Commassation, die Anlegung von Grundbüchern in Ungarn etc. Alle diese schwierigen Aufgaben traten damals an die österreichische Justizverwaltung heran. L. ist es zum guten Theile zu danken, daß die sich zu jener Zeit förmlich jagenden Reformen in ruhig erwogener, zum Theile mustergiltiger Weise in Angriff genommen und in erstaunlich kurzer Zeit oft glänzend durchgeführt werden konnten.

Das große Ansehen, das L. als Jurist genoß, veranlaßte 1857 seine Berufung in den damaligen Reichsrath, jene berathende Corporation, welche, nach den Statuten vom 13. April und 20. August 1851 unmittelbar dem Kaiser unterstellt, berufen war, durch ihre Einsicht, Kenntnisse und Erfahrungen die Krone und das Ministerium zu unterstützen, damit in der Gesetzgebung gediegene Reife und Einheit der leitenden Grundsätze erzielt werde. In dieser Stellung fand L. die reichste Gelegenheit ebensosehr den Zustand aller staatlichen Verhältnisse und die Bedürfnisse der Gesammtverwaltung, wie andererseits die Sonderbestrebungen der Parteien und Nationalitäten vollauf kennen zu lernen.

Das Jahr 1860 brachte wichtige Neuerungen. Das kaiserliche Patent vom 5. März dieses Jahres war für das öffentliche Leben Oesterreichs von weittragenden Folgen, es bezeichnet die Einleitung der parlamentarischen Epoche und auch L. wurde berufen an den Verhandlungen des „verstärkten Reichsrathes“ theilzunehmen. Galt L. bisher mit Recht unbestritten als der erste Justizkenner in Oesterreich, als Kronjurist par excellence, so entfaltete sich nun seiner reichen Begabung im verstärkten Reichsrathe ein neues Feld des Denkens und Wirkens, das unbegrenzt weite Feld der Politik. Wie mit einem Schlage wird aus dem beinahe exclusiven Juristen der Staatsmann. Jede seiner Reden, seien es kleine Bemerkungen oder gehören sie zu jenen gewaltigen oratorischen Werken, durch die L. die ganze Richtung der Gesetzgebung zu bestimmen, eine und zwar seine Anschauung zur herrschenden zu machen wußte; immer und überall begegnen wir der Auffassung, welche in der größten wie kleinsten Bestimmung, im Verfassungsentwurfe ebensowol wie in einer Geschäftsordnungsfrage die tausend Fäden, womit jeder Theil zum Ganzen in Beziehung steht, völlig klar erfaßt und aus dieser Beziehung zum obersten Principe mit wunderbarer Schärfe die Folgerungen zieht. Lichtenfels' oberstes Postulat war und blieb unverrückt die Gestaltung des einheitlichen zu einem in sich bedingten Organismus erstarkten Gesammtösterreich. Diesem Ziele ordnete er jedes andere unter; an jede Frage der Gesetzgebung, zumal der politischen, trat er zunächst und in erster Linie mit der Untersuchung heran, wie sie sich zu jener Forderung verhalte. Schon zu Beginn der im Verlaufe so stürmischen Verhandlungen des verstärkten Reichsrathes entfaltete L. in großartiger Weise seine staatsmännischen Anschauungen von dem Wesen und der Aufgabe Oesterreichs. Als die Berathung des Staatsvoranschlages für das Jahr 1861 nur allzureiche Gelegenheit zur Entwickelung der verschiedenen politischen und staatsrechtlichen Programme gegeben hatte, da griff auch L. mit einer berühmt gewordenen Rede in den Kampf der Geister ein und entwickelte, erst, wie

es seine Art war, die gegnerische Ansicht kritisirend, ja secirend, dann aber zu positiven Forderungen aufsteigend, sein politisches Programm, an dem er bis zu seinem Ende unverbrüchlich festhielt. Dem eine Sonderstellung Ungarns und die Anbahnung föderalistischer Grundsätze für das ganze Reich befürwortenden Majoritätsvotum des Budgetcomité's tritt L. entgegen und für die Ansichten der centralistischen Minorität ein; die begeisterte Hingabe an die großen Traditionen der habsburgischen Kaiserkrone, an die Idee eines machtvollen österreichischen Gesammtstaats, die lebhafte Ueberzeugung von der politischen Nothwendigkeit einer einheitlichen Gesetzgebung und obersten Leitung der Verwaltung waren hierbei für L. allezeit in erster Linie maßgebend. Das fachmännische Eingreifen des Juristen und das gesunde volkswirthschaftliche Urtheil über die Bedürfnisse des modernen Verkehrs bestärkten ihn in dem unentwegten Eintreten für die Rechtseinheit auf dem Gebiete der Verwaltung nicht minder wie der Rechtspflege und des materiellen Rechts. Eine Verleugnung aller staatsmännischen Klugheit endlich nennt es L., diesen Vortheil einer einheitlichen Gesetzgebung aufzugeben. . . . . . „Ich glaube, daß wir uns an der Markscheide befinden, ob der österreichische Staat mit Hilfe politischer Institutionen, welche seine vollständige Einheit begründen, sich zur wahren Größe emporschwingen, oder ob er der Schwäche einer bloßen Personalunion oder höchstens eines Föderativstaates verfallen und dadurch gezwungen werden soll, als eine Großmacht aufzuhören und als eine Macht zweiten Ranges in Europa zu erscheinen."

Alle Sonderbestrebungen, seien sie nationaler, politischer oder feudal-socialer Art, finden an L. ihren energischen Gegner. Der von den galizischen Polen mit dem Hinweise auf gewährleistete Zusicherungen gestellten Forderung auf Einführung der polnischen Sprache in Amt und Schule, entgegnet L.: „Ich kann überhaupt dem Bestreben, die Nationalitäten dadurch von einander abgeschlossen zu halten, daß jede so viel als möglich sich ausschließlich blos ihrer Sprache bediene, und wie es scheint, selbst die Unterrichtsanstalten so einzurichten, daß jede Nationalität sich kaum anders als in ihrer Sprache auszudrücken fähig sei, nicht beipflichten. Das politische Band, welches mehrere Nationalitäten zu einem Staate verbindet, ist meiner Meinung nach ein höheres, als das Prinzip der Nationalität. Oesterreich kann nach meiner Vorstellung nur durch eine innige Verbindung aller seiner Kronländer eine Großmacht sein. Zu dieser innigen Verbindung ist aber die Beförderung einer Sprache, welche ein allgemeines Verkehrsmittel unter den Parteien unter einander, unter den verschiedenen Kronländern und selbst mit einem großen Theile des gebildeten Europa bildet, mit welchem Oesterreich gleichfalls in politischer Verbindung steht, ein unerläßliches Erforderniß. Das Nationalitätsprinzip aber, wenn es dahin ausgedehnt würde, der Beförderung einer solchen Sprache Hindernisse zu legen, oder die Nationalitäten dadurch von einander abgeschlossen zu halten, daß das gegenseitige Verständniß erschwert wird, würde dadurch meines Erachtens ein Prinzip der Zersetzung, und würde weit eher dazu beitragen, den Staatsverband zu erschüttern, als zu befestigen. Ein solches Prinzip erscheint besonders verwerflich in jenen Kronländern, in welchen selbst wieder mehrere Landessprachen vorkommen. Entweder will man hier, um allen diesen Nationalitäten Rechnung zu tragen, verfügen, daß alle Geschäftsverhandlungen mit Jedem, wenn er auch die deutsche Sprache versteht, in der Sprache der Nationalität, welcher er angehört, gepflogen werden und also auch, wenn mehrere Individuen verschiedener Nationalitäten zusammentreffen, wovon jedes seine eigene Sprache in Anspruch nimmt, obwol alle der deutschen Sprache mächtig sind, in allen diesen Sprachen zugleich, dann geräth man in eine unauflösliche Verwirrung" . . . . Dem ungarischerseits geäußerten Verlangen

nach Wiederherstellung der autonomen ungarischen Justiz antwortet L. nach einer vernichtenden historischen Kritik der früheren Justizzustände Ungarns, mit der Darlegung der entgegenstehenden Gründe u. A. folgendermaßen: „Sie (die österreichische Regierung) nahm daher, indem sie die österreichische Gesetzgebung einführte, einen ganz anderen Grundsatz zum Leitstern ihres Verfahrens an. Ich meine den Grundsatz der Gleichstellung vor dem Gesetze. Alle österreichischen Staatseinrichtungen, namentlich seine ganze bürgerliche und Strafgesetzgebung, sind von dem Geiste der Gleichstellung vor dem Gesetze durchweht. Alle bestandenen ungarischen Staatseinrichtungen und Rechtszustände waren aus dem umgekehrten Grundsatze der Ungleichheit vor dem Gesetze entsprungen. Ich brauche wohl nicht zu fragen, welcher dieser Grundsätze der gerechte, der humanere, welcher der den Forderungen der Zeit entsprechende sei? — Indem daher die österreichische Gesetzgebung diesem Grundsatze Geltung verschaffte, hat sie der Gesammtheit der ungarischen Bevölkerung ohne constitutionelle Formen in dieser Richtung wenigstens einen weit höheren Grad der bürgerlichen Freiheit gewährt, als dieselbe unter der früheren Gesetzgebung jemals besessen hatte“. . . . .

Als die Schmerling'sche Verfassung vom 26. Februar 1861 ein einheitliches Reichsparlament einführte, bestehend aus einer von den einzelnen Landtagen erwählten Abgeordnetenkammer und einem Herrenhause, ward L. vom Kaiser in das letztere als lebenslängliches Mitglied berufen. Gleichzeitig war an die Stelle des ständigen Reichsrathes ein neuer Staatsrath gesetzt worden, dessen Aufgabe in gleicher Weise die Berathung von Krone und Ministerium war. L. ward mit dem Range eines Ministers dessen Präsident. Als solcher hatte er vollauf Gelegenheit sowol durch die Acte des Staatsraths, als im Ministerrathe, wo ihm ein Consultativvotum zustand, seine Ansichten zur vollsten Geltung zu bringen. Im Herrenhause zählte L. zu den aufrichtigen und eifrigsten Anhängern der Verfassung. Immer bestrebt, die Macht der Kaiserkrone den separatistischen Sonderbestrebungen gegenüber zu erhöhen und das Ansehen der Regierung zu stützen und zu kräftigen, sah L. nur im Festhalten an der Idee einer mächtigen Centralgewalt das Heil Oesterreichs. Als in der Adreßdebatte des J. 1863 der Satz aufgestellt und verfochten wurde, die Acte des Parlaments könnten für jene Länder, deren Vertretungen, wie z. B. der ungarische Landtag es gethan, sich geweigert hatten, den österreichischen Reichsrath zu beschicken, keine Rechtsverbindlichkeit haben, da trat L. mit allem Nachdrucke für die Competenz des Parlaments in die Schranken.

Die vom Ministerium Belcredi behufs Anbahnung einer Verständigung mit den dissentirenden Ländern im J. 1865 verfügte Sistirung der Verfassung, bewog L., die Präsidentschaft des Staatsraths in die Hände Sr. Majestät zurückzulegen.

Als nach der schweren Katastrophe des J. 1866 das Ministerium Belcredi demissionirt hatte und das Parlament wieder einberufen wurde, trat an dasselbe die schwere Aufgabe heran, den inzwischen mit Ungarn thatsächlich vereinbarten sogen. Ausgleichsbestimmungen seine Billigung zu ertheilen und andererseits die Verfassung jenen Aenderungen zu unterziehen, welche sowol die Zweitheilung der Monarchie erforderlich, wie die Sicherung der Verfassung und deren Ausbau in liberalem Sinne hatte wünschenswerth erscheinen lassen. Nur mit schwerem Herzen, durch die Noth der Thatsachen gezwungen, stimmt L. dem Ausgleiche zu. Und auch dann gilt das Kaiserthum Oesterreich ihm noch immer als der Inbegriff aller Länder. Für L. galt unerschüttert der Standpunkt, den er im verstärkten Reichsrathe und später so oft dargelegt hatte, als der allein richtige. „ . . . Der Grundsatz, wie er im Februarpatente enthalten ist, daß die Com-

petenz des Reichsrathes die Regel und die der Landtage die Ausnahme sei, ist meines Erachtens das Band, welches alle Länder zu einem festen Ganzen verbinden soll, und gleichwol war bei diesem Grundsatze durch die in den Landesordnungen gestatteten Ausnahmen der Autonomie der Länder meines Bedünkens hinreichend Rechnung getragen ..." Dem Kaiser und dem Reich will L. an directer Macht erhalten, was zu retten ist. Mit erneuertem Eifer tritt er ein für das Ansehen der Krone. Ihm verdankt die österreichische Constitution die ausdrückliche Aufnahme der unerläßlichen Bestimmung: „Der Kaiser ist geheiligt, unverletzlich und unverantwortlich." Als durch das sogen. Nothwahl-Gesetz und später, im J. 1873, durch eine gründliche Wahlreform den Landtagen das Recht der Reichsrathswahl entzogen und an Stelle dieser indirecten die directe Wahl gesetzt wurde, um den Bestand des Reichsraths gegenüber obstructionistischen Bestrebungen mehrerer Landtage zu sichern, trat L. begeistert für diese Reformen ein, von denen er sich eine bedeutende Kräftigung der Reichsgewalt verspricht. Dabei bekämpfte er mit aller Energie das entgegengestellte Recht der Landtage. Mit noch nie gehörter Offenheit bespricht L. die Bestrebungen der oppositionellen herrschenden Polenpartei, als deren letztes Ziel er die Wiederherstellung des alten Polenreiches hinstellt. Dem österreichischen Patriotismus der galizischen Ruthenen und polnischen Bauern zollt L. bei dieser Gelegenheit warme Anerkennung. Immer wieder, so oft eine die föderalistischen Bestrebungen begünstigende Strömung in der an Wandlungen so reichen inneren Politik sich geltend macht, erhebt L. warnend seine Stimme, schildert er mit glänzender Beredsamkeit die Gefahren einer föderalistischen Gestaltung Oesterreichs. Seine eherne Consequenz gestattet auch nicht den Versuch eines sogen. Ausgleiches mit den Dissidenten. „Wenn wir also erklären, wir sind bereit, den Wünschen der Gegner der Verfassung entgegen zu kommen, so erklären wir uns bereit, in den Föderativstaat einzutreten. Das ist meines Erachtens der Kern der Sache", führt L. in der Adreßdebatte des J. 1870 aus. Wie aber L. über den Föderalismus denkt, zeigt der weitere Verlauf dieser Rede. „Möge man uns immerhin aus der Zerstückelung des Staates die Stärkung desselben, möge man uns aus der immer weiteren Absonderung der Nationalitäten die entstehende Verbrüderung derselben weissagen. Wohl hat die Geschichte Beispiele, daß einzelne Staaten durch Bündnisse sich zu stärken gesucht haben, nimmer aber hat die Geschichte Beispiele geliefert, daß ein Staat durch Zerlegung in seine Theile sich zu kräftigen geglaubt hätte und immer wird eine solche Zerlegung den Verfall des Staates herbeiführen. Ich meine, wir haben einen doppelten Spiegel in unserer eigenen Erfahrung, der uns zur Lehre dienen soll, einen Spiegel der Vergangenheit, wenn wir in der Geschichte zurückblicken, was die einzelnen Länder gewesen sind, als noch jedes für sich selbständig war, ja was sie selbst unter dem Habsburger Scepter gewesen, als ihre Verbindung untereinander nur eine zeitweise und unvollständige war, und zu welcher Macht und Größe sie sich emporgeschwungen haben durch ihre innige Vereinigung, und nur durch ihre innige Vereinigung. Wir haben einen zweiten Spiegel in der Gegenwart, wenn wir auf die Länder der ungarischen Krone blicken und sehen, welche traurige Erfolge schon die Losreißung dieses Theiles unseres Reiches hervorgerufen hat." Keiner Macht auf Erden räumt L. die Befugniß ein, sich der Majestät des Staates überzuordnen, auch der Kirche nicht. So hoch L. ihre Aufgabe stellt, so unerbittlich beschränkt er sie auf das Gebiet der Pflege der Religion. Jede Einmischung in das politische Leben weist er zurück. Die Debatten aus Anlaß der Berathung eines Reichsvolksschulgesetzes, der Wiederherstellung des durch das Concordat aufgehobenen bürgerlichen Eherechts und vieler anderer Gesetzentwürfe über kirchliche

und Schulangelegenheiten geben Zeugniß dafür, welch energischen Gegner die katholische Kirche gegenüber ihrem Bestreben nach Ausdehnung ihres Einflusses und ihrer Macht, an Freiherrn v. L. gefunden hat, welch unerbittlichen, ja schonungslosen Gegner. Mit aller Macht seines reichen Geistes kämpft L. gegen das im J. 1855 mit dem hl. Stuhle abgeschlossene Concordat und für die staatliche Ordnung des Schulwesens, des Eherechts und der Beziehungen der Kirche zum Staate. Eine freie Kirche im freien Staate will L. ebenso wenig, als er zugegeben hätte, daß irgend eine andere, eine weltliche Gesellschaft im Staate sich gleichwol unabhängig von diesem stelle. „... Wenn man fragt, inwieferne die Majestätsrechte der Krone (durch das Concordat) verletzt worden sind, so glaube ich zur Antwort zu geben, die wesentlichste Verletzung der Majestätsrechte liegt im allgemeinen schon darin, daß man überhaupt ein Concordat geschlossen hat, d. h. daß man die Majestätsrechte in Beziehung auf kirchliche Angelegenheiten einer vertragsmäßigen Beschränkung unterworfen hat." Weniger denn je will L. nach der Promulgirung des Dogmas von der Unfehlbarkeit des vom Lehrstuhle sprechenden Papstes den Unterricht, sei es der niedere oder hohe, dem Einflusse der Kirche überantwortet sehen. „Es leuchtet von selbst ein, und ist bereits vielfach bemerkt worden, daß der Papst, da das ganze Gebiet der menschlichen Handlungen in den Bereich des Glaubens und der Sitte gezogen werden kann, auf diese Weise der unfehlbare, oberste, unumschränkte Gesetzgeber auch in weltlichen Angelegenheiten sein würde ..... Man glaube übrigens nicht, daß heutigen Tages die Lehren des Concils ohne allen praktischen Einfluß bleiben werden. Die praktische Anwendung auf Oesterreich in Verbindung mit dem Satze, daß auch frühere Aussprüche der Päpste als unfehlbar zu betrachten sind, hat sich schon ergeben. Seine Heiligkeit der Papst hat gewagt, in der Allocution vom 22. Juni 1868 die österreichische Staatsverfassung und die in Folge derselben erflossenen Gesetze ausdrücklich zu verdammen." ..... „Unmöglich läßt sich ein tieferer und ungerechterer Angriff auf die weltliche Macht denken, als dieser, unmöglich eine größere Aufreizung der Bevölkerung gegen die Gesetze des Staates, als diese, — und nun sollen wir durch eigens darauf berechnete Maßregeln dahin wirken, daß diese Lehren und nichts denselben Widersprechendes an unseren Lehranstalten vorgetragen werden. Ich glaube, man könnte uns ebenso gut zumuthen, selbst die Auflösung des österreichischen Staates zu decretiren. Weit entfernt daher, daß es darauf ankäme dafür zu sorgen, daß nichts den Lehren der katholischen Religion Entgegenstehendes gelehrt werde, kommt es vielmehr darauf an, dafür zu sorgen, daß weder auf unseren hohen noch auf unseren niederen Lehrstühlen, weder auf den Kanzeln der Kirche noch in der Seelsorge etwas gelehrt werde, was den Rechten des Landesherrn und den Rechten des Staates entgegengesetzt ist." ......

Daß L. in gleich energischer Weise für die Wahrung des Reichsstandpunktes in allen Fragen der ökonomischen und Justizgesetzgebung eingetreten sei, braucht kaum erwähnt zu werden. Sein großes Wissen, seine reiche Erfahrung in allen Gebieten der Rechtswissenschaft und Rechtspflege stellten L. in die allererste Reihe der juristischen Koryphäen, an denen das österreichische Herrenhaus wahrlich nie Mangel gelitten. L. behielt sich sein Urtheil völlig frei. Eine Tagesmeinung, die Strömung der Zeit existirte für seinen selbständigen Kopf nicht. Mit herben Worten übte er Kritik an mancher modernen und populären Neuerung. So trat L. energisch dem Institute der Schwurgerichte entgegen, in welchen er große Gefahren sah, und von deren Einführung er eine Reihe von Schädigungen der Rechtspflege und des Rechtsgefühles prophetischen Blickes voraussagte.

An Anerkennung und Ehren hat es L. nicht gefehlt. 1849 wurde ihm vom Kaiser in Anerkennung der um die Justizpflege und Gesetzgebung erworbenen Verdienste eine selten gewährte Auszeichnung, das Ritterkreuz des königl. ungarischen Stefansordens verliehen, welcher Decorirung 1852 die statutenmäßige Erhebung in den Freiherrenstand folgte. Ein Jahr später fanden Lichtenfels' Verdienste erneute Anerkennung durch die Ernennung zu Sr. Majestät Geheimem Rathe mit dem Titel Excellenz. 1862 folgte die Verleihung des Großkreuzes des Franz-Joseph-Ordens und aus Anlaß der 1865 erfolgten Versetzung in den Ruhestand jene des Großkreuzes des k. ung. Stefansordens, der höchsten österreichischen Ordensauszeichnung.

L. war eine stille, ja in seinem Alter beinahe menschenscheue Natur. Jede laute äußere Anerkennung war für ihn beinahe beängstigend. Der tausend- und tausendstimmige Jubel des Volkes der ihn umbrauste, als nach der Schulgesetzdebatte des Jahres 1868 der stolze Bau des Concordates zusammenstürzte, war für L., der dabei mit der innigsten Liebe an seinem Volke hing, geradezu peinlich. Niemals strebte L. nach äußerem Erfolge für sich; immer nur der Sache galt sein rastloses Streben. Lichtenfels' äußere Verhältnisse waren und blieben bescheiden. So unerbittlich er im politischen Kampfe war, so warm fühlte er für Jedermann, auch für seine Gegner, wenn sie erst als Menschen und Patrioten seine Achtung errungen. Dies war freilich nicht leicht, denn L. gehörte keineswegs zu jenen milden Naturen, welche nie verurtheilen. Selbst von einer bis zur Aufopferung gehenden Gesinnungstreue, forderte er diese seltene Tugend von Jedermann, von Freund wie Feind. Nichts war ihm mehr widerwärtig, ja verächtlich, als Schwanken, Unentschiedenheit und Unbestimmtheit. Wehe dem Gegner, den L. inkonsequent fand! Er, der dem Unglücke Anderer gegenüber ein beinahe kindlich weiches Gemüth zeigte, war unerbittlich, schonungslos im Kampfe der Geister. Wie etwa ein Napoleon einen Schlachtplan nicht entworfen haben mag um zu siegen, sondern um nach dem unausbleiblichen Siege den Gegner zu vernichten, so waren Lichtenfels' parlamentarische Kämpfe nicht auf einen Stimmenerfolg, sondern darauf abzielend, des Gegners ganze Position dauernd zu vernichten. — L. war von der edelsten Loyalität, sich vollbewußt der Pflichten gegen die Krone, in der er den leuchtenden Repräsentanten des geliebten Gesammtvaterlandes sah; ihren Glanz, ihre Macht zu erhöhen, war sein begeistertes Streben. Daß diese seine Wünsche nicht immer in Erfüllung gegangen, ja daß er es am Ende seiner Tage sehen mußte, wie jene Kräfte, in deren Bekämpfung er so Großes geleistet, sich frei entfalten und den einheitlichen Bestand des Reiches zum Theile aufheben konnten, das war für L. ein Schlag, wie ihn ein stärkerer nicht hätte treffen können. Dieser Mißerfolg der begeisterten Arbeit eines ganzen Lebens, sowie die Fülle von Unglück, welche L. in seiner Familie erleben mußte, an der er mit der innigsten Liebe eines treuen Gatten und Vaters hing, brachten es mit sich, daß der in seiner Jugend heitere und frohsinnige Charakter immer ernster, abgeschlossener, ja beinahe dem Schwermuth zuneigend, ward. Sohn um Sohn aus dem erst großen Kranze höchst begabter Kinder sah L. ins Grab sinken. Oft äußerte er, von Schmerz erfüllt, ihm bleibe nichts als auszuharren und das Unvermeidliche zu ertragen. Und wie trug er! Selbst krank und von Kummer und der Last von Jahren gebeugt, bleibt L. unerschütterlich in Erfüllung dessen, was er einmal als seine Pflicht erkannt hatte. Während sein Sohn todtkrank darniederliegt, sehen wir L. ins Herrenhaus eilen; hören wir ihn seine Stimme erheben zum Kampfe mit der Weltherrschaft Roms, während bange Sorge ihn quält, ob er heimgekehrt den Stolz der Familie, sein jüngstes Kind noch lebend antreffen werde!.... Eigene

und seines Sohnes Krankheit zwangen L. endlich im Süden Erholung zu suchen. Er fand sie nicht mehr. Bis zum letzten Augenblicke von wunderbarer Klarheit des Geistes, dabei das öffentliche Leben und den Gang der Wissenschaft stetig verfolgend, kämpfte L. die letzte Zeit seines Lebens so sehr mit schwerem Siechthum, daß er sich vom gewohnten öffentlichen Wirken völlig zurückziehen mußte. Am 15. Januar 1876 sprach L. zum letzten Male im Herrenhause. Was menschliche Liebe und Sorgfalt vermag, um schweres Leiden zu mildern, that die hingebende Pflege einer aufopfernden Gattin, einer edlen, selbst vom Schicksal hart getroffenen Tochter und eines treuen Sohnes. Eines aber vermochte sie nicht: Den größten Kummer Lichtenfels', die Sorge um sein Theuerstes, sein Oesterreich, konnte ihm Niemand bannen. . . . . Am 2. Octbr. 1877 schied dieser große Patriot in Wien aus dem Leben. Keiner auch seiner erbittertsten Gegner, der nicht Lichtenfels makellosem Charakter, seiner großartigen Auffassung aller Staats- und Rechtsfragen, seiner ehernen Consequenz hätte Bewunderung zollen müssen. Durch das alte Oesterreich aber zog die Klage und das schmerzliche Gefühl, daß es einen Mann verloren, der wie eine Verkörperung des österreichischen Staatsgedankens unerschütterlich gestanden an allen Tagen der heißesten Stürme und unentwegt die Fahne des Reiches geschützt und geschirmt!

Familienpapiere. Schriftliche Notizen Lichtenfels'. Mittheilungen der Familie. Wurzbach's biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Nekrolog in den Juristischen Blättern. Verhandlungen des Verstärkten Reichs-Rathes. Stenographische Protocolle des Herrenhauses. R.

Lichtenstein: Hermann L. (Levilapis), deutscher Buchdrucker und Buchhändler zu Venedig im 15. Jahrh. Ueber die Geburtszeit dieses bedeutenden Buchdruckers bürgerlicher Abkunft sowie über seinen äußeren Lebensgang fehlen alle Nachrichten, daß aber Köln a. Rh. seine Vaterstadt, geht aus seiner eigenen Bezeichnung „de Colonia“, „Coloniensis agrippine colonie“ hervor. Seine Kunst hatte er vermuthlich zu Köln selbst in der Officin des Zell, Kölhoff oder Therhörnen gelernt und wanderte sodann, dem Beispiele so vieler anderer seiner nieder- und oberdeutschen Landsleute folgend, zuerst nach Italien. Hier ließ er sich 1475 in Vicenza nieder, woselbst schon 1473 Johannes de Rheno und 1474 Leonardus Achates von Basel eingetroffen waren und denen noch drei weitere Deutsche: Johannes de Vienna 1476, Peter de Harlem 1477 und Stephan Koblinger aus Wien nachfolgten. In dieser Stadt ließ L. bis 1480 zwölf Werke in lateinischer und eines in italienischer Sprache ausgehen, deren zwei er in Verbindung mit Peter von Harlem druckte. Hierauf siedelte er 1482 nach Venedig über, hatte aber inzwischen (1477) auch zu Treviso, wo gleichfalls die Pressen zweier Deutschen, des Gerhard von Lisa und des Bernhard von Köln, thätig waren, zwei Werke ausgehen lassen. In Venedig aber, der italienischen Centralstelle der deutschen Typographen des 15. Jahrhunderts verweilte er von nun an dauernd und seine dortige Officin verließ bis 1494 eine nach Inhalt, Zahl und Form sehr bedeutende Menge lateinischer Werke, bei deren erstem (1482) Joh. Hamman von Speyer sein Socius, Aeneas Vulpes aber sein Corrector war. L. starb zwischen dem 15. Mai und 5. Septbr. 1494 noch vor Vollendung des vierten und letzten Theiles seines großen Werkes, des Speculum von Vincentius Bellovacensis, dessen dritter Theil „Idibus maij“ erschienen war, während der Druck des vierten „nonis septembris“ abgeschlossen wurde. Für dieses sein Hauptwerk, dessen ersten Theil (Speculum morale) er 1493 herausgegeben hatte, hatte die venetianische Regierung den Erben ein Privilegium auf zehn Jahre bewilligt „hermanni bonae memoriae heredibus... concessit, ut nemo alius per decennium id quoad ejus quattuor

videlicet Naturale doctrinale morale et historiale imprimere aut imprimi facere audeat..." Nach seinem Tode ließen die Relicten noch 1497 unter seinem Namen „ingenio ac impensa Hermanni L. coloniensis" ausgehen: „Thomae Aquinatis opuscula LXXII". Von anderen seiner Erzeugnisse erwähnen wir noch seine „L'Eneide de Virgilio tradotta in prosa Italiana da Atanagio Greco", Vicencia 1476, 4°, sie ist die erste Ausgabe eines Werkes, das keine eigentliche Uebersetzung, sondern mehr eine freie prosaische Bearbeitung der Aeneide ist; „P. Ovidii Nasonis... Opera", Vincent. 1480. Fol. und „Tractatus de potestate imperatoris", Venet. 1487. Fol. Eines Buchdruckerzeichens hatte sich L. nicht bedient und was seinen lateinischen Namen „Levilapis" (licht = leicht, vgl. Bd. VIII, 350) betrifft, dessen er sich jedoch eben so wie sein Nachfolger zu Venedig niemals bediente, so ist bekannt, daß, wie die Gelehrten so auch die Buchdrucker des 15. und 16. Jahrhunderts ihre Namen oft in das Lateinische oder Griechische übersetzten. Der Drucker Peter Schöffer nannte sich „Opilio", Han „Gallus", Silber „Argyrius" oder „Argenteus", Flach „Simus", Cleyn „Parvus" oder „Le Petit", Thanner „Abiegnus", Herbst „Oporinus" u. dgl. m., wobei es allerdings älteren Bibliographen nicht selten begegnete, daß sie bei solchen Namen die ärgsten Schnitzer begingen; so nennt (Denis, Bücherkunde I, 148) P. Orlandi den erstgenannten Drucker gar Pietro Opilione Schöffer und (Schelhorn, Amoen. VI, 606) Erasm. Schmid in seinen Anmerkungen zum N. T. glaubt, es läge in den Worten der Unterschrift der Officia Ciceronis von 1465 „Petri manu pueri mei" ein Peter „Faust" verborgen. Daß französische Bibliographen unsern Landsmann Ulrich Han sich als den ihrigen vindicirten und ihn als „Le Coq" aufführten, läßt sich entschuldigen, weil in ihrer späteren Typographengeschichte ein wirklicher Le Coq sich befindet, aber lächerlich und unverzeihlich ist es, wenn Maittaire (Denis, Suppl. S. 770) ein Buch des deutschen Druckers zu Paris Mittelhus als gedruckt „per Mittelhum" verzeichnet, und eben so sagt derselbe Bibliograph einmal von Philipp Melanchthon: „le vray surnom Aleman de Ph. M. était Schwarzer". — Nachdem L. gestorben war, übernahmen zuerst die Erben, dann seit 1497 Peter L., vermuthlich ein Sohn oder Verwandter des vorigen, die Officin und dieser erscheint von 1497—1499 sowohl als Drucker wie Verleger. In beider Eigenschaft zeichnete er sich besonders durch sein Werk aus: (Regiomontani) „Ephemerides siue Almanach Perpetuus", welches der gelehrte Buchdrucker und lateinische Dichter Joh. Lucilius Santritter de Fonte salutis = Heilbronn (Panzer III, 157. 262. 263) 1498 herausgab und mit einer Vorrede begleitete, sein „Catholicon" dagegen ließ er durch Joh. Hamann von Landau dictus Hertzog drucken. Peter L. beschäftigte sich in späteren Jahren fast ausschließlich mit dem Drucke kirchlicher Schriften, für welche die damals bedeutenden Verleger Joh. Rynmann zu Augsburg (vgl. den Art.) und die Brüder Leonhard und Lukas Alantsee zu Wien (Bd. I, 170) seine Pressen in Thätigkeit setzten, besonders für die Herstellung von Diurnalien und Breviarien, und von solchen erschien u. a. 1502: „Diurnale sec. usum eccles. Saltzburgensis", Fol.; „Breviar. sec. chor. Patav. eccles.", 1515. 8°; „Vigiliae et officium mortuorum", 1518; „Diurnale dioec. Pataviensis", 1522. 4°. Um das J. 1547 war Peter L. noch am Leben und seine Officin war beschildet „ad Signum Agnus Dei" und sein Wappen (Rothscholtz, Insignia Nr. 446 und 487) stellt wie für das J. 1522 so noch für 1547 ein Lamm dar, welches eine Fahne trägt. In den ersten Jahren der Thätigkeit Lichtenstein's hatte dieser unter seinen vielen deutschen Landsleuten und Geschäftsgenossen zu Venedig auch einen solchen, dem wir aus einem besonderen Grunde einige episodische Worte schenken wollen. Es war dies der Buchdrucker Johannes Emerich, der, man weiß nicht aus welchem Grunde, bald Speyer und bald Udenheim

(jetzt Philippsburg in Baden) als seine Heimath bezeichnet. Unter mehreren von ihm veröffentlichten Werken (Panzer, A. t. V, 520) hat sich dieser Typograph dadurch einen großen Ruf und Ehre erworben, daß er, und es ist dies für seine Zeit sehr bemerkenswerth, einen Druck in dem allerkleinsten denkbaren Formate herstellte. Bekanntlich führen die zwei kleinsten Formate die technischen Nummern 64 und 128, und in dem ersteren, dem zweitkleinsten, erschien auch 1862 bei Heinrich Matthes in Leipzig „Die Sprichwörter der Deutschen" (36 Bl.), ein Büchelchen, welches in der Höhe 5 und in der Breite nicht ganz 3 cm mißt. Emerich dagegen stellte schon 1499, einen, wie es scheint, allen Bibliographen (auch Panzer, Hain und Weller) bis jetzt unbekannten Druck her, der, ein Unicum seiner Art, in seiner Kleinheit bis jetzt nur einmal vorgekommen ist. Er ist betitelt und findet sich auf der königl. Staatsbibliothek in München: „Officium beate virginis", am Ende: „Impressum Venetiis . . Arte . . Joanis emerici de Spira alemani. M.CCCCXC. XII. Kl' Junii". Die Höhe des Textes einer ganzen Seite, die Blattzahlen und die Signaturen mit eingeschlossen, mißt 20 Linien oder 1 Zoll 8 Linien nach altem bairischem Maße. Mißt man aber den ganzen oberen und unteren weißen Rand hinzu, so beträgt die ganze Höhe doch nicht mehr als 22½ Linien, und die Breite des Textes, eigentlich die Länge einer Zeile 13 Linien.

L. gehört zu der großen Zahl deutscher Drucker, welche im 15. Jahrhundert ihre Kunst in fremde Länder und vorzüglich nach Italien getragen haben. Wenn aber unseren Landsleuten unbestritten die Ehre gebührt, die Buchdruckerkunst auf italienischen Boden verpflanzt zu haben, so haben doch im 15. Jahrhundert die Italiener in eifriger Verbreitung derselben das Vaterland der Kunst selbst übertroffen. Denn schon 1480, wo wir in Deutschland erst 23 Städte im Besitze von Pressen finden, zählt Italien in 40 Orten thätige Werkstätten, welche aber zum größten Theile eingewanderten Deutschen ihre Entstehung verdankten. In Venedig hatten bis 1500 gegen 200 Officinen ihren Fleiß entwickelt und die Zahl der bis dahin erschienenen Werke beträgt weit über 3000 (Panzer führt deren 2835 auf); in der Hermannstädter Kapellenbibliothek allein befinden sich (Archiv f. d. Gesch. d. deutsch. Buchhandels IV, 19) nicht weniger als 114 Bände, die im 15. Jahrhundert in Venedig gedruckt wurden und 56 verschiedene Drucker meistens deutscher Nationalität aufweisen, und so dürfen denn auch die berühmten gleichzeitigen Verse Sannazar's zum Lobe Venedigs und seiner Typographie kaum noch wie früher der Uebertreibung geziehen werden. Waren aber die Italiener im 15. Jahrhundert unseren Landsleuten in der Ausdehnung der Buchdruckerkunst überlegen, so wurden sie doch, wenn wir den einzigen Aldus Manutius ausnehmen, in der Ausübung der Kunst selbst, der verhältnißmäßigen Schönheit der Typen und ganz besonders der Correctheit des Drucks durch die eingewanderten Deutschen weit überflügelt. Eine vollständige Aufzählung aller deutscher Drucker in Italien in dem gedachten Jahrhundert ist jedoch, so interessant dieselbe im Allgemeinen und so ehrenvoll im Besonderen für unser Vaterland wäre, schon aus räumlichen Rücksichten hier unstatthaft und wir beschränken uns auf die summarische Angabe der Zahl aller deutschen Drucker, welche nicht nur in Italien sondern auch in anderen europäischen Ländern bis einschließlich 1500 theils als die ersten die neue Kunst einführten, theils später daselbst in ihr thätig gewesen sind. Nach Italien brachten die Buchdruckerkunst und arbeiteten seit 1464 124 Deutsche, darunter 4 Juden aus Deutschland und nebst diesen 11 zweifelhafte, d. h. deren deutsche Nationalität nicht sicher festzustellen ist, und zwar in Venedig allein 28 und in Rom 25; in Frankreich arbeiteten seit 1470 31

(Lyon 18, Paris 13), in Ungarn seit 1473 1, in Spanien seit 1475 25, in England seit 1481 7, in Schweden seit 1483 5, in Polen seit 1491 5, endlich in Portugal seit 1495 4, doch hatten in diesem Lande und zwar zu Lissabon mehrere Juden schon 10 Jahre früher die ersten hebräischen Bücher gedruckt. Fügen wir noch hinzu, daß auch ein Deutscher: Joh. Gottlieb Adler aus Leipzig es war, der (Gottsched, Gedächtnißrede auf d. Erf. d. Buchdruckerkunst) 1513 die erste Druckerei in Malabar zu Tranquebar anlegte. Von allen diesen deutschen Druckern im Auslande haben bereits ihre Besprechung gefunden für Italien: Leonhard Achates (Venedig, Vicenza, St. Urso, Padua) in Bd. I, 28, Joh. Hamann (Venedig) X, 478, Ulrich Han (Rom) X, 495, Johann von Köln (Venedig) XIV, 461, Joh. und Wendelin von Speyer (Venedig) XIV, 474, der jüdische Drucker Joseph XIV, 569 und Paul Leenen (Rom) XVIII, 119. Was Joh. von Speyer anbelangt, so schalten wir hier als Ergänzung ein, daß nach Duthilloeul, Bibliographie Douaisienne p. 281 ein gleichnamiger, dem geistlichen Stande angehöriger Drucker um das Jahr 1643 zu Douay in Flandern in seiner Kunst sich auszeichnete. Einer Würdigung werden seiner Zeit unterzogen werden: Gerhard von Lisa (Treviso, Brescia, Vicenza, Cividale, Udine), Antonius Matthias (Mondovi), Nikolaus von Frankfurt (Venedig), Nikolaus von Harlem (Vicenza), Joh. Numeister (Foligno), Leonhard Pachel (Mailand), Johann und Nikolaus Petri (Padua, Florenz, Vicenza), Stephan Planck (Rom), Vitus Puecher (Rom), Erhard Ratdolt (Venedig), Raynold von Nymwegen mit Theodorus von Rhynsburg (Venedig), Sixtus Riessinger (Neapel, Rom), Eucharius Silber alias Franck (Rom), Konrad Sweynheim mit Arnold Pannartz (Subiaco, Rom), Christoph Waldarfer (Venedig, Mailand), Leonhard Wild (Venedig) u. a. m. Für Frankreich wurden besprochen und zwar für Paris: Thilemann Keruer, Peter Keysere und Martin Krantz mit Friburger und Gering und werden zur Besprechung gelangen für Lyon: Nikolaus Philippus Pistoris und Johannes Trechsel u. a. und für Spanien: Heinrich Maier (Tolosa und Sevilla). — Ueber einen Hamburger Buchdrucker Arnold L. in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vgl. M. H. C. Lichtenstein, Die Stammtafel der bürgerlichen Familie Lichtenstein, Berlin 1835. 4° und Lappenberg, Hamb. Buchdruckergesch. LXI.

Lesser, Typogr. jubilans § 51. Helmschrot, Druckdenkmale S. 41. 91. Geßner, Buchdruckerk. IV, 101. Panzer, A. t. III (Venetiae, und daselbst weitere Quellen) IV. V, 489—494. Hain 1886. 6924. 13019. 13045. 13357. 15569. Ebert 28769. Brunet V, 891. Gräße V, 305. VI, 177. Ledeboer, Notices bibliogr. p. 152. Kirchhoff, Gesch. d. d. Buchhandels I, 25 bis 87.

J. Franck.

Lichtenstein: Karl August (nicht Ludwig, wie bisher in allen Musiklexicis zu lesen ist) Freiherr v. L., ein Dichter-Componist, ausgezeichneter Sänger und gewandter Theater-Intendant, war am 8. Septbr. 1767 zu Lahm in Franken, seinem Stammgute, geboren. Seine früheste Jugendzeit verlebte er in Gotha, wo der Vater Minister war. Schon mit 15 Jahren trat der Jüngling in englische Dienste, kehrte nach der Erstürmung der Weißenburger Linien in die Heimath zurück und nahm 1793 seinen Abschied. Gerber berichtet in seinem Neuen Tonkünstlerlexikon, daß er als Student in Göttingen sich unter Forkel's Leitung bereits öffentlich als Violinvirtuose auszeichnete, später als Kammerjunker in hannöversche Dienste trat und 1795 die Oper „Knall und Fall" auf die Bühne brachte, deren Dichter und Komponist er zugleich war. Um 1798 berief ihn der Herzog von Dessau zum Kammerherrn und Intendanten des Hoftheaters.

Hier fand er wenig erfreuliche Zustände und um so mehr Gelegenheit, seine Talente in segensreicher Wirkung zu entwickeln. Besonders ergänzte er das Sänger- und Orchesterpersonal und der gute Ruf, dessen es sich später zu erfreuen hatte, schreibt sich aus der Zeit von Lichtenstein's Verwaltung her. Hier brachte er auch schon am 26. Decbr. 1798 die neue Oper „Bathmendi" zur Aufführung, die aber wenig Anklang fand, so daß er sie später gänzlich umarbeitete. Schon im nächsten Jahre brachte er eine weitere Oper „Die steinerne Braut", auf die Bühne und übernahm mit seiner Frau die beiden Hauptrollen. Der Erfolg war außerordentlich, wie die Allgemeine musikalische Zeitung vom J. 1799 in Nr. 33 berichtet, indem sie zugleich ein Duett aus der Oper abdruckt. Zu Anfang des nächsten Jahres gab er mit seiner Schauspielergesellschaft Gastrollen in Leipzig und errang sich hierbei auch als Intendant den Beifall des gebildeten Publikums, so daß man von nun ab die Dessauer Bühne zu den besten Gesellschaften Deutschlands rechnete. Nachdem er noch die Oper „Ende gut, Alles gut" und das Liederspiel „Mitgefühl" zur Aufführung gebracht hatte, nahm er seinen Abschied und wandte sich nach Wien. Hier empfing ihn der Director des Wiener Hoftheaters, Baron von Braun mit offenen Armen und übergab ihm, sich selbst nur die ökonomische Leitung vorbehaltend, alle sonstigen Directionsgeschäfte. Da L. neben diesen auch noch die Liebhaberei beibehielt, selbst auf den Brettern mitzuwirken, so scheint für Compositionen keine Zeit mehr übrig geblieben zu sein und er beschränkte sich nur noch auf Uebersetzen und Inscenirung. Dann zog er sich auf einige Jahre vom Theater zurück, ward 1806 mit einer diplomatischen Sendung in das Hauptquartier Napoleons betraut, ging darauf bis 1810 in hildburghausen'sche Dienste und übernahm erst im nächsten Jahre, seiner alten Leidenschaft wieder nachgebend, die Direction des Theaters in Bamberg. Hier componirte und dichtete er wieder und erhielt 1822 von K. M. von Weber die Einladung, seine Oper „Die Waldburg" in Dresden aufzuführen. Im folgenden Jahre ließ ihn Graf Brühl nach Berlin kommen, wo er anfänglich die Regie des Schauspiels und 1825 auch die der Oper übernahm; zugleich wurde er zum Mitglied der Generaldirection ernannt. Ein wenig glücklicher Einfall war die Bearbeitung des „Andreas Hofer" nach einem gleichnamigen englischen Operntext von Planché zur Musik von Rossini's Wilhelm Tell (1831). Seine Zeitgenossen haben ihm diese Arbeit zu einem argen Unfug angerechnet. 1832 wurde er pensionirt und starb in Berlin den 10. Septbr. 1845. Sein Porträt, nach einem Gemälde von Tischbein, erschien im Stich von Arndt. Ob ein Musikdirector gleichen Namens, welcher sich 1814 in Straßburg befand und dort die Oper „Der Kaiser und der Zimmermann" auf die Bühne brachte, Karl August v. L. war, ist bis jetzt nicht festgestellt. Von seinen Opern und Singspielen sind noch zu erwähnen „Singethee und Liedertafel", 1823, „Zur guten Stunde", 1823, „Die deutschen Herren von Nürnberg", 1834 und „Trübsale eines Hofbanquiers", 1838. Außerdem war er litterarisch sehr fleißig, schrieb viele Vaudeville's, übersetzte Operntexte ins Deutsche und richtete sie für die königliche Bühne in Berlin ein.

Außer den bereits genannten Quellen vgl. N. Nekrol. XXIII, 743. Schilling's Musik-Lex. und besonders v. Ledebur's Tonkünstler-Lex. Berlins.

Rob. Eitner.

Lichtenstein: Karl L., hervorragender kathol. Weltgeistlicher, geb. den 25. August 1816 zu Zeil im württembergischen Allgäu, † am 11. Jan. 1866 in Weingarten in württembergisch Oberschwaben, besuchte nach der üblichen Vorbildung die Landesuniversität Tübingen, berechtigte schon als Student durch

Talent und Fleiß zu den schönsten Hoffnungen, trug auch 1837 den Preis der katholisch-theologischen Facultät davon und wurde 1839 zum Priester geweiht. Nach einem kurzen Vicariatsleben, welches ihn u. A. auch nach Stuttgart führte, wurde er Hofkaplan und Hofmeister bei den Söhnen des Fürsten Constantin von Waldburg-Zeil-Trauchburg, des nachmals unter dem Namen des „Schloßbauern von Zeil" bekannt gewordenen oberschwäbischen Torys. Als solcher machte er mit seinen Zöglingen weite Reisen, so nach Belgien, Frankreich und, dabei auch mit gewichtigen Empfehlungen versehen, einflußreiche Bekanntschaften; er hatte hier alle Gelegenheit, sich jene weltmännische Bildung zu eigen zu machen, die ihm in glücklicher Verbindung mit einem imponirenden Aeußeren im Verkehr mit Hochstehenden so wohl anstand, wie er andererseits mit dem Manne aus dem Volk liebreich und leutselig umzugehen wußte. Zwischenhinein hatte der junge Priester bereits einen ehrenvollen Ruf als Professor an die neugegründete katholisch-theologische Fakultät der Universität Gießen erhalten, welchen er ablehnen zu sollen glaubte. — Nicht lange darauf wurde sein und seines Herrn Name mit einer fulminanten Flugschrift in Verbindung gebracht, welche unter dem Namen des „Alten vom Berge", wie eine Bombe in das Lager der hauptsächlich auf der katholischen Kirche Württembergs lastenden Schlayer'schen Bureaukratie einschlug. Den Bewegungen des J. 1848 konnte natürlich eine so erregbare Natur wie L. nicht ferne bleiben. Die Sehnsucht nach der Einigung Deutschlands zu einem freien Reiche unter einem Kaiser blieb ihm, auch als Hoffnung auf Hoffnung scheiterte, bis in seine letzten Tage. — Mittlerweile hatte er seine Aufgabe als Erzieher der Fürstensöhne gelöst. Die um jene Zeit immer lauter werdenden und nicht ohne Absicht vornehmlich an seine Adresse gerichteten Wünsche nach einer katholischen Lehr- und Erziehungsanstalt in Südwestdeutschland kamen ihm daher nicht ungelegen; und so gründete er denn 1849 im Vereine mit anderen namhaften Kräften, wie dem sanften Franz Schreiber etc. ein solches Institut in dem gesund und schön in den Allgäuer Vorbergen gelegenen Neutrauchburg bei Isny, welches in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen raschen Aufschwung nahm und nachgerade einen Zuzug aus beinahe aller Herren Länder, bis aus dem fernen Spanien, insbesondere aus aristokratischen Kreisen erhielt. L. war aber auch, von seiner hohen Aufgabe ganz eingenommen, mit Eifer und ohne Rast ans Werk gegangen und hatte sich alsbald in den Beruf eines Pädagogen und Philologen vollständig gefunden, wenn er auch dann und wann etwas zu rasch verfahren sein mag. Mitten in der schönsten Blüthe wurde die Anstalt im Herbst 1856 in Folge eines Zerwürfnisses mit dem Fürsten Zeil, dem Eigenthümer der hierzu überlassenen Gebäulichkeiten, aber auch um der im selben Herbste ins Leben gerufenen Jesuitenanstalt zu Feldkirch Platz zu machen, aufgehoben. L. ging jetzt abermals auf Reisen, nach Italien, England etc., kehrte 1858 etwas weltmüde und um viele Erfahrungen reicher heim und trat in den württembergischen Kirchendienst zurück, fest entschlossen, fortan nur seinem Priesterberufe zu leben. Allein es sollte anders kommen. 1860 wurde er auf die Pfarrei Weingarten und nicht lange hernach zur Dekanatswürde berufen; als man ihn bald darauf auch für das politische Leben, in dessen Kämpfe Kirche und Schule hineingezogen wurden, begehrte, konnte er diesem Rufe nicht widerstehen und ließ sich 1862 zum Landtagsabgeordneten für den Oberamtsbezirk Gmünd nach heftigem Wahlkampf wählen. In der Abgeordnetenkammer gehörte er der großdeutschen Richtung mit ausgeprägter katholischer und österreichischer Färbung an; bald trat die schleswig-holsteinische Frage, in welcher, wie er gar wohl erkannte, die deutsche gipfelte, heran und brachte sein patriotisches Blut mächtig zum Wallen. Für

seine Kirche, für welche er eine glühende Begeisterung hegte, trat er stets mannhaft ein; er wünschte sie insbesondere frei und unabhängig von Staatsbeeinflussungen, selbst auf die Gefahr hin einer Trennung der Kirche vom Staat; in Fragen aber, welche von seiner Confession unberührt blieben, stimmte er, dem Zuge seines Herzens folgend und unbekümmert um das Gerede der Leute mit der freisinnigen Partei, so z. B. auch für die Freigebung der Ehe zwischen Juden und Christen. Uebrigens fühlte er sich im Abgeordnetenhause nie besonders wohl, die Schranken des Parlamentarismus waren eben für sein feuriges Temperament nicht weit genug; und dann konnte er sich auch mit dem übermächtigen spezifischen Altwürttembergerthum nie recht befreunden. Sein politisches Wirken sollte nicht von langer Dauer sein; bald stellten sich die Anzeigen eines bösen Leidens ein; nachdem er noch das Jahr zuvor eine Operation heroisch überstanden, starb er kurz nach dem Anbruch des Jahres 1866 unter trüben Ahnungen für die Zukunft in den besten Jahren seiner Kraft, weithin von ganz Oberschwaben vielbetrauert. L. war eine männlich schöne Erscheinung mit ausdrucksvollem Gesicht und leuchtenden Augen, ein mächtiger Meister der Rede, dem ein wohlklingendes fast dialectloses Organ und angemessene Gestikulation zur Seite stand — mehr übrigens Kanzel- und Volks-, als Parlamentsredner. Er sprach schlagfertig, schwungvoll zündend, oft ergreifend, ja erschütternd, wir sagen nicht zu viel, wenn wir ihn für den besten katholischen Kanzelredner seiner Zeit in Württemberg erklären. Dazu kam noch gründliche theologische Gelehrsamkeit, lebendige Glaubensstärke, ein heiliger Eifer, heller Blick, praktischer Verstand, streng sittlicher Charakter voll Verachtung gegen alles Gemeine, voll Begeisterung für alles Edle. — Sein bewegtes Leben hat ihm abgesehen von einigen in früherer Zeit in der Tübinger theologischen Quartalschrift erschienenen Abhandlungen, keine Zeit zu litterarischen Arbeiten gelassen. — Selbst aus dem Volke hervorgegangen – schlug sein Herz warm für des Volkes Wohl. Die kirchliche Partei verlor in ihm einen ihrer begabtesten Führer; viele glaubten ihn für die Zukunft zu etwas Höherem berufen; sein Lebenslauf ist ein bedeutendes, aber unvollendetes Bruchstück. Ein gutes Bildniß von L. wurde durch Jos. Resch gezeichnet und lithographirt und bei J. B. Kuhn in München 1856 gedruckt.

P. Beck.

Lichtenstein: Martin Heinrich Karl L., Naturforscher und Reisender, geb. am 10. Januar 1780 in Hamburg als Sohn Anton August Heinrichs L., bis 1799 Professors in Hamburg, dann bis 1816 Professors und Abts zu Helmstädt. L. studirte Medicin zu Jena und Helmstädt und promovirte am 26. April 1802 zum Dr. med. Schon 1797 hatte er in Hamburg den Naturforscher Grafen v. Hoffmannsegg († 1849) kennen lernen und, wie es scheint, schon damals Anregung zu naturgeschichtlichen Arbeiten empfangen. Wenigstens als sich ihm bald nach vollendeten Universitätsstudien die unverhoffte Aussicht auf einen Aufenthalt am Cap eröffnete, galten seine wichtigsten Vorbereitungen dafür der Naturwissenschaft. Er begleitete dorthin den zum Gouverneur der Capcolonie ernannten holländischen General Janssens als Erzieher seines Sohnes und Hausarzt. Während des Aufenthaltes am Cap, 1804—6, widmete er seine freie Zeit vorzugsweise der Zoologie und unternahm zahlreiche naturwissenschaftliche Reisen, welche ihm reiche Ausbeute lieferten. Als der Krieg gegen England ausbrach, trat er als Chirurgien-Major in die holländische Armee. Nachdem die Engländer die Colonie erobert hatten, kehrte er nach Deutschland zurück und lebte abwechselnd in Braunschweig, Göttingen und Jena, mit der Ausarbeitung seiner Reisebeschreibung beschäftigt. Dieses naturwissenschaftlich wichtige Werk („Reisen im südlichen Afrika") erschien in 2 Bänden 1810—11. In Braun-

schweig arbeitete er damals wie wol auch schon vor seiner afrikanischen Reise zugleich mit Hellwig (Bd. XIII, S. 498) und Illiger (Bd. XIV, S. 23) an der Ordnung und Präparirung der großen entomologischen Sammlung des Grafen Hoffmannsegg. Gleich nach Errichtung der neuen Berliner Universität begann L. an derselben Vorlesungen über Naturgeschichte und ward 1811 dort Professor der Zoologie, bald auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Inzwischen war auch Graf Hoffmannsegg nach Berlin übergesiedelt. Auf seine Anregung bei Wilhelm v. Humboldt und nach seinem Plan ward 1810 das zoologische Museum an der Universität gegründet, dem der Graf seine reiche eben eingetroffene brasilianische Sammlung schenkte und dessen erster Director Illiger ward. Nach dessen Tode aber (1813) ging die Direction auf L. über. Er hat sie bis zu seinem Tode behalten und das Museum seiner jetzigen hohen wissenschaftlichen Bedeutung entgegengeführt, unermüdlich, vielleicht nicht so sehr im Durcharbeiten des schon Vorhandenen als im Vermehren der Sammlung, namentlich auch im lebhaften Tauschverkehr mit anderen Sammlungen und glücklich in der Auswahl und im Heranziehen begabter jüngerer Arbeitskräfte. Er selbst beschäftigte sich vorzugsweise mit den höheren Thieren und veröffentlichte eine Reihe von Monographien auf diesem Gebiete, hauptsächlich in den Abhandlungen der Berliner Akademie. Ein besonderes Verdienst erwarb sich L. noch dadurch, daß er es unternahm, die in den Reisewerken des Francesco Hernandez über Mexiko und des Georg Marcgrav und Wilh. Piso über Brasilien enthaltenen Beschreibungen der höheren Thiere zu deuten und auf bestimmte Arten zurückzuführen (Abhandl. d. Berl. Akad. 1827. Phys. Cl. — das. 1814—17; 1820—21; 1826).

Seit 1815 mit einer Tochter des Fabrikanten Hotho verheirathet, bildete L. sein Haus zugleich zu einem vielbesuchten Mittelpunkt des geselligen Verkehrs in Berlin. Ein Kenner und eifriger Förderer der Musik, hat er in Verbindung mit Zelter und Rungenhagen während langer Zeit auf das Berliner Musikleben bestimmend eingewirkt. Auch sein Verkehr nach auswärts blieb stets ein sehr reger. Mit den Fachgenossen aller Theile der Welt stand er in Verbindung, gehörte auch zu den regelmäßigen Besuchern der Versammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher. Nachdem 1830 die Forstakademie in Berlin von der Universität getrennt und nach Neustadt-Eberswalde verlegt war, führte L. von Berlin aus die Geschäfte eines „Curators für die naturwissenschaftlichen Angelegenheiten in Neustadt". — Er starb während einer Reise auf dem Postdampfer zwischen Corsör und Kiel am 3. September 1857 und ward in Kiel beerdigt. — Ein Ichneumon, Dendrocerus Lichtensteinii ist nach ihm benannt.

Die Stammtafel der bürgerl. Familie Lichtenstein nebst histor. Nachrichten über einige Glieder derselben, Berlin 1835. 4° (als Manuscript gedruckt). Ratzeburg, Forstw. Schriftsteller-Lexikon s. v. u. A.

W. Heß.

Lichtenstein: Paul L. von Carneit und Castelcorn, Sprosse eines angeblich aus dem Bündtnerlande stammenden Adelsgeschlechtes, das in Tirol seinen Sitz auf Schloß Lichtenstein bei Botzen hatte; dritter Sohn des Balthasar von L. aus dessen Ehe mit Dorothea Fuchs und Bruder des Bischofs Ulrich von Trient (1493—1503). Er zählte zu den einflußreichsten Höflingen und Staatsmännern Max I. Sein Bruder, der Trienter Bischof belehnte ihn mit Castelcorno, welches Prädicat dann seine Nachkommenschaft führte. v. L. findet sich unter den „Statthaltern und Räthen" des genannten Habsburgers für das Land Tirol (1493), 1501 als bestallter Hofmarschall. Um diese Zeit (1500) erhielt er zu Middelburg den Orden des goldenen Vließes. Auch in den Fragen der äußeren Politik wurde er häufig beigezogen, wie die Correspondenz Maximilians I.

beweist und galt persönlich viel bei Hofe. Er und der Protonotar, dann Kanzler, Cyprian von Serentein, waren eng befreundet und verschwägert. Zu den wenigen Vertrauenspersonen, welche der Kaiser mit seinem abenteuerlichen Projecte, in gewissem Sinne „Papst“ zu werden, bekannt machte, zählte v. L. Ihm schreibt Max I. den 16. Septbr. 1511 von Brixen aus, er gedenke allen Ernstes „das ohnehin eigentlich uns gebührende Pontificat mit Unserer kaiserlichen Würde zu vereinigen“. v. L. starb 1513 und hinterließ aus seiner Ehe mit Barbara v. Schroffenstein 3 Söhne.

Chmel, Urk., Briefe und Actenstücke zur Gesch. Max I., litter. Ver. z. Stuttgart 1848 (1493—1511). Lanz, Monum. habsb. 2. Abth. I. Einl. — V. v. Kraus, Max' I. vertr. Briefw. mit Sigm. Prüschenk, Fh. z. Stettenberg (Innsbr. 1875). Genealogisches: (Wurmbrand), Collect. geneal. histor., (Wien) Fol. 1705 (S. 151). Zedler's Univ. Lex. XVII. col. 900 f. Brandis, Gesch. d. Landeshauptl. Tirols (Innsbr. 1850). A. Jäger i. d. Wiener akad. Sitzungsb. XII, 195—236; 409—441. J. Egger, Geschichte Tirols, 2. Bd. (1876). Krones.

Lichtenstein: Sigmund L., Kunsthistoriker, geb. am 18. März 1822 zu München, studirte zu Würzburg und Erlangen, Berlin und München, erst Theologie, dann Philosophie und Philologie, promovirte als Doctor der Philosophie mit einer Abhandlung über „Shakespeare und Sophokles. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte“ (München 1850). L. widmete sich der Dichtung und Kunstgeschichte, welche schließlich das von ihm hauptsächlich gepflegte Gebiet wurde. Eine öffentliche Stelle oder ein Amt bekleidete er niemals, doch lehrte er an verschiedenen Privatanstalten Geschichte und Litteratur-Historie, wodurch der bescheidene Mann, welcher keinerlei Ansprüche an das Leben machte, leicht die Mittel erwarb, seine nie zu einem größeren Abschluß gebrachten Lieblingsstudien fortzusetzen. Er war und blieb eben doch bei allem geistigen Reichthum eine mehr receptive als productive, dafür aber tiefgemüthvolle Natur; ein Sucher, Grübler, der das Spintisiren und die philosophische Manier des Schematisirens zeitlebens nimmer vom Hals brachte. Wenn er aber nach langem Bedenken endlich die Feder ansetzte, dann kam nie etwas Unreifes oder Unfertiges auf das Papier. Eine Anzahl kleiner, feinsinniger und formgewandter Aufsätze über künstlerische Fragen und kunstgewerbliche Materien lieferte L. in die Augsb. Allgemeine Ztg., in die frühere Neue Münchener Ztg. oder in Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst rc. Mit dem J. 1869 übernahm er die Redaction der „Zeitschrift des Kunstgewerbe-Vereins“ in München und förderte das Unternehmen durch Fleiß und gewissenhafte Leitung; er wußte allen Mitarbeitern Interesse einzuflößen, alle Reibungen und Eifersüchteleien zu verhindern, den Reichthum des Ganzen durch Beiziehung neuer Kräfte fortwährend zu vermehren. L. vollendete seine stille Laufbahn am 20. Juli 1881.

Vgl. Nekr. im 7. Heft der Zeitschrift des Kunstgewerbe-Vereins 1881. S. 55 und Beilage 245 Allgemeine Zeitung v. 2. Septbr. 1881.

Hyac. Holland.

Lichtwer: Magnus Gottfried L., stammte aus einer livländischen Familie. Sein Urgroßvater Augustin L. war im Anfang des 17. Jahrhunderts nach Sachsen eingewandert, wo er und seine Nachkommen in kurfürstliche Dienste traten. Dessen jüngster Enkel, des Dichters Vater und wie dieser geheißen, 1680 geboren, studirte zu Leipzig und Halle, wurde an letzterem Orte zum Dr. jur. promovirt und nach einer Reise in die Niederlande zum kursächsischen Stiftsrath bei der Regierung in Wurzen ernannt, später zum Appellationsrath in

Dresden befördert, jedoch mit dem Wohnsitz in Wurzen, wo er zugleich Stiftsherr und darnach Scholasticus des Domcapitels wurde. Als ihn 1721 ein verzehrendes Fieber hinwegraffte, waren von seinen sieben Kindern nur zwei noch am Leben, eine Tochter von sieben Jahren und ein Söhnchen, Magnus Gottfried, geb. in Wurzen am 30. Januar 1719. Von dem beträchtlichen Erlös aus einem Gütchen, das sie alsbald verkaufte, bestritt die Wittwe, Dorothea Magdalena geb. Wichmanshausen aus Quedlinburg, die Kosten seiner Erziehung. Eben so klug als gut, leitete sie dieselbe mit zärtlicher Sorgfalt. Frühzeitig kam L. in die Schule, wo sich sein Sinn für die schönen Wissenschaften schnell entwickelte. 1737 verlor er — bald nach dem Tod seiner Schwester — auch die Mutter. Noch in demselben Jahre bezog er die Universität Leipzig. Er trieb allgemeine philosophische, historische und sprachliche Studien; sein eigentliches Fach aber war die Jurisprudenz. Gegen Ostern 1741 verließ er die Hochschule, um in Dresden eine Anstellung zu suchen. Nachdem er sich zwei Jahre vergeblich darum bemüht hatte, siedelte er um Ostern 1743 nach Wittenberg über. Hier besuchte er noch einmal ein Jahr lang rechtswissenschaftliche Collegien. Im April 1744 erwarb er sich den juristischen Doctortitel (einige Tage darnach auch den philosophischen) mit einer Dissertation über das Näherrecht „Retractum legalem in locatione locum non habere“. Um sein mütterliches Erbe in Empfang zu nehmen, begab er sich im Mai darauf nach Quedlinburg. Mit geringer Unterbrechung ein volles Jahr lang nahm die verwickelte Angelegenheit seine Anwesenheit in Anspruch. Wegen einer gefährlich scheinenden Augenkrankheit, die er sich daselbst zuzog, reiste er zu mehreren Aerzten der näheren und weiteren Umgegend, ohne die ersehnte Hülfe zu finden. Doch blieb ihm wider sein Erwarten das Augenlicht, so lang er lebte, vollkommen erhalten. Im Sommersemester 1747 eröffnete er mit der Schrift „De jure aperiendi sepulcri“ Vorlesungen an der Universität Wittenberg über die Wolfische Logik und über die Institutionen des Justinian. Er fand Anklang als Docent und dehnte daher seine Collegien 1748 auch auf die Wolfische Moral aus. In demselben Jahre gab er eine Abhandlung „De factis legatis“ heraus, welche ebenso wie seine früheren juristischen Schriften mit Beifall von den Fachgenossen aufgenommen wurde. Die akademische Laufbahn jedoch mußte er aufgeben. Von dem andauernden lauten Sprechen hatte er einen Blutsturz bekommen, und auch, als er davon geheilt war, blieb ihm eine empfindliche Schwäche der Brust. Um seine Erbschaftsangelegenheit in der Nähe besser zu ordnen, siedelte er im Juni 1749 nach Halberstadt über. Kurz vorher, am 29. Mai, hatte er sich mit einer Tochter seiner ehemaligen Hauswirthin zu Wittenberg, Henriette Sophie Albinus, verheirathet, die ihm in glücklicher Ehe drei Mädchen gebar. In Halberstadt bewarb er sich sogleich mit Erfolg um ein Canonicat am Stift St. Bonifaz und St. Moritz sowie um die Stelle eines Referendars (ohne Gehalt) bei der Regierung daselbst. 1752 wurde er zum wirklichen Regierungsrath befördert, bald darauf auch zum Mitglied der Landesdeputation bestimmt, 1760 überdies zum fungirenden, 1763 zum wirklichen weltlichen Consistorialrath und zugleich zum Criminalrichter ernannt; 1765—72 war er dazu als Vormundschaftsrath im Pupillencollegium thätig. Im Stiftscollegium stieg er bis zum Rang eines Subseniors auf. Die Arbeiten des Berufes wurden durch die unruhigen und kriegerischen Zeiten noch vermehrt. L. widmete sich ihnen mit gewissenhafter Strenge und gründlichster Sorgfalt. Sein Scharfsinn und sein mannigfaches Wissen, namentlich seine Kenntnisse in der Kirchengeschichte und im geistlichen Recht, kamen ihm dabei trefflich zu statten. Seine freien Augenblicke widmete er der Erziehung seiner Töchter und seiner Neigung zu den Wissenschaften und

zur Poesie. 1748 hatte er „Vier Bücher Aesopischer Fabeln in gebundener Schreibart", die er während seines zweijährigen Aufenthaltes in Dresden entworfen und schon zu Quedlinburg ausgeführt hatte, anonym zu Leipzig herausgegeben. Er erzählte in dem heiteren Plauderton Lafontaine's, den kurz vorher auch Hagedorn (1738) und Gellert (1746) in ihren Fabeln angestimmt hatten. Er schilderte nicht so breit und räumte dem moralisirenden Raisonnement keinen so weiten Umfang ein wie Hagedorn; seiner Darstellung fehlte aber auch die elegante Glätte und die charakteristische Detailmalerei des Hamburger Dichters. Eben so wenig vermochte er Gellert's ungezwungene Correctheit und anmuthige Leichtigkeit ganz zu erreichen. Namentlich im Anfang war seine Diction bisweilen schwerfällig, prosaisch, pedantisch-lehrhaft und öfters nicht allzu klar. Allein dafür entschädigte seine einfache Natürlichkeit und seine gesunde reine Moral. Durch die Originalität seiner Erfindungen übertraf er seine Vorgänger. Außer den Fabeln im engeren Sinn (meist Thierfabeln) enthielt die Sammlung mehrere Parabeln und allgemein didaktische Erzählungen, etwa in der Art der mittelalterlichen „Beispiele". Die Moral bezog sich gewöhnlich wie bei Gellert auf alltägliche Verhältnisse und Mißstände des socialen Lebens; doch war die Pointe auch ein paarmal satirisch gegen das wissenschaftliche und litterarische Treiben der Zeitgenossen gerichtet. Anfangs nahm Kritik und Leserwelt, die sich an Gellert entzückte, wenig Notiz von Lichtwer's Fabeln, bis Gottsched sie 1751 in seinem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" kräftig lobte. Er ging noch weiter, kundete Namen und Wohnort des ihm persönlich unbekannten Poeten aus und bat ihn um Beiträge für seine Monatsschrift. L. folgte der Aufforderung, ohne jedoch damit in die Reihen der unbedingten Parteigänger Gottsched's zu treten. Einige (künstlerisch unbedeutende, meist heitere) Gedichte in Reimen oder in Alkäischen Versen, die er an jenen sandte, nahm er 1758 als Anhang in die zweite, nur wenig veränderte Ausgabe seiner Fabeln auf. Rascher und nachdrücklicher als vor zehn Jahren ließen sich jetzt die anerkennenden Stimmen vernehmen. Ramler veranstaltete im Verein mit einem — wahrscheinlich halberstädtischen — Freunde 1761 gar eine nach eignem Gutdünken verbesserte Auswahl dieser Fabeln. L., den schon Eingriffe des Censors in seine Autorrechte maßlos aufregten, war trotz allem Lob, das Ramler's Vorrede seinem Talente spendete, leidenschaftlich empört über die „niederträchtige und strafbare" Verstümmelung seines Werkes und erklärte sich sogleich in mehreren Zeitungen und in der Vorrede zur dritten Auflage seiner Fabeln (1762) so heftig gegen den „Verfälscher", daß er dadurch Lessing und Mendelssohn zur Vertheidigung ihres gemeinsamen Freundes im 232. bis 236. Litteraturbrief herausforderte. Aber er erkannte, daß die Stellen, an denen Ramler mit unbefugter Hand nachgebessert hatte, in der That der Feile bedurften. Ohne auch nur Eine Aenderung des verabscheuten Correctors anzunehmen, modelte er seine Sammlung völlig um, beseitigte mehrere Fabeln, fügte neue hinzu, kürzte oder veredelte die Darstellung durchweg und legte in einige Stücke eine andere Moral. Mit dieser Arbeit nahm L. von der Poesie Abschied. 1758 hatte er noch „Das Recht der Vernunft" herausgegeben, ein Lehrgedicht in fünf Büchern, unter Gottsched's eifriger Theilnahme und in seinem Geschmack geschrieben, trocken moralisirend, in steifen Alexandrinern gereimte Prosa ohne viel Phantasie, Pathos oder Empfindung, aber klar und präcis vorgetragen, reiche Belesenheit und überall sittlichen Ernst bekundend. Auf Gottsched's Rath widmete L. diese Versification der Hauptlehren des natürlichen Rechts nach Wolffischen Begriffen König Friedrich dem Großen, der mit einem freundlichen Cabinetschreiben dankte. Auch durch die Ernennung zum Ehrenmitgliede der Leipziger Gesellschaft der

freien Künste (1758) — schon 1752 war er in die Königsberger deutsche Gesellschaft aufgenommen worden — wurde L. für die mißbilligenden Urtheile der Kritik und für die Gleichgültigkeit des Publicums getröstet. 1763 trat er noch einmal, aber ohne sich zu nennen, vor das Publicum mit der seit einigen Jahren vorbereiteten Uebersetzung des „Octavius" betitelten Gesprächs zwischen einem Heiden und einem Christen über die Religion von Marcus Minutius Felix. Ueber den spätrömischen Verfasser, den Inhalt und die Schicksale seines Werkes gab die kenntnißreiche Vorrede Aufschluß; historische, kritische und antiquarische Noten begleiteten die mit sorgfältiger Treue und sichtbarer Liebe zur Sache verfertigte Uebersetzung. Mit zunehmendem Alter zog sich L. immer mehr in den Kreis seiner Familie und seiner Amtsgenossen zurück; den Umgang mit Dichtern oder Schöngeistern vermied er geradezu. Seit seinem 60. Lebensjahre nahmen seine Körperkräfte merklich ab. Heftige Hämorrhoidalanfälle stellten sich ein; Koliken und schließlich der kalte Brand gesellten sich dazu. Sanft entschlief L. in der Nacht vom 6. auf den 7. Juli 1783. Seine Gattin folgte ihm am 24. Januar 1788.

Lichtwer's Lebensabriß am Ende seiner Inauguraldissertation, von ihm selbst aufgesetzt, 1744. — Christian Heinrich Schmid, Biographie der Dichter, Leipzig 1770, II, 474 ff. (gleichfalls nach eignen Angaben Lichtwer's). — Friedrich Wilhelm Eichholz, Lichtwer's Leben und Verdienste nebst einigen Beilagen, Halberstadt 1784. — Lichtwer's Schriften, herausgegeben von seinem Enkel Ernst Ludwig Magnus v. Pott. Mit einer Vorrede und Biographie Lichtwer's von Friedrich Cramer, Halberstadt 1828.

Franz Muncker.

Lickl: Johann Georg L., ein fleißiger Componist aus dem 18. Jahrhundert, der am 11. April 1769 zu Korneuburg in Unterösterreich geboren wurde. Anfänglich lebte er in Wien, gab Musikunterricht, componirte und zeichnete sich als fertiger Orgel- und Clavierspieler aus. Seine ersten Compositionen, bestehend in Sonaten für Pianoforte, Cassationen für Blasinstrumente, Quartetten für Flöte — das damals beliebteste Instrument — Violine, Viola und Violoncell, fanden bei den Kritikern wenig Gunst, doch aus dem schwächlich Unbedeutenden arbeitete sich nach und nach eine klare, formell abgerundete und fließende Schreibweise heraus, die beim Publikum großen Anklang fand und sogar den hohen Richtern der Leipziger Allgemeinen Musikzeitung eine günstigere Beurtheilung abzwang. So heißt es z. B. im Jahrgang 1806 über die Sonaten für Pianoforte und Flöte oder Violine, op. 23: Man findet hier keine Kraft und Tiefe, doch ist ihnen ein natürlicher Fluß der Gedanken, Leichtigkeit der Ausführung und gute und richtige Behandlung der Instrumente eigen, die sie zu Lieblingen der Dilettanten machen. Auch für das Schikaneder'sche Theater in Wien schrieb er eine große Anzahl Operetten und Singspiele, den „Zauberpfeil", „Bruder von Krakau", „Astaroth, der Verführer", „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt", „Der vermeinte Hexenmeister", „Der Orgelspieler", „Der Durchmarsch", „Der Brigitta-Kirchtag" u. a. m. — Im J. 1806 erhielt er zu Fünfkirchen in Ungarn die Kapellmeisterstelle an der dortigen Kathedrale, und was er bisher aus seinem scheinbar unversiegbaren Born an Opern- und Kammermusik hatte fließen lassen, das entquoll jetzt in Messen, Vespern, Psalmen, Motetten, Antiphonen, Hymnen und Litaneien. Die wenigsten der letzteren Kompositionen sind gedruckt und wol auch kaum über den Kreis seiner Thätigkeit hinaus gelangt. Erwähnt wird jedoch ein Requiem, welches in weiteren Kreisen Anerkennung fand. Bis in sein hohes Alter hinein immer in gewohnter Thätigkeit fortarbeitend, fand er erst am 12. Mai 1843 die wohlverdiente Ruhe. Von

seinen Söhnen, die noch in Wien geboren waren, hat sich besonders Karl Georg (geb. am 28. Octbr. 1801) einer Ruf als gediegener Komponist erworben.

Rob. Eitner.

Liebe von Giengen, in einer Handschrift „der Lieber“ genannt, Meistersänger des 14.—15. Jahrhunderts. Gedichte von ihm und in seinen Tönen enthalten außer der Kolmarer Handschrift auch Handschriften in Basel, Heidelberg und Karlsruhe. Am bekanntesten von ihm ist seine „Jahrweise“, in welcher zunächst ein paar dem Lobe der Frauen gewidmete Gedichte verfaßt sind; eines giebt Anleitung, wie eine „hübsche“, d. h. wohlerzogene Jungfrau sich zu benehmen habe. Ein anderes in demselben Tone, welches das lustige Leben in den Badstuben schildert, schließt ebenfalls mit dem Lobe der Frauen. Wieder ein anderes enthält eine Beichte in elf Strophen. Dieselbe Weise wird übrigens in einer Handschrift die „Radweise“ genannt. Außerdem giebt es von L. noch einen „sanften Ton“, in welchem drei sämmtlich dem Lobe der Jungfrau Maria gewidmete Lieder verfaßt sind. Den Dichter nennt Konrad Nachtigall, der in Liebe's sanftem Tone ein Lied verfaßte, in einem die alten Meister rühmenden Gedichte, welches Valentin Voigt kannte und benutzte.

Pfeiffer's Germania 3, 214—218. Meisterlieder der Kolmarer Handschrift S. 79 f., 183 f.

K. Bartsch.

Liebenau: Hermann v. L., geb. am 3. Octbr. 1807, † am 28. Juli 1874 zu Luzern, schweizerischer Geschichtsforscher. Seinem Berufsstudium nach Arzt — 1836 war nach Studien auf deutschen und österreichischen Universitäten die Promotion des Dr. med. erfolgt —, war L. durchaus in seinen litterarischen Arbeiten auf dem historischen Felde thätig. Nach zweimaligem längerem Aufenthalte im Schloß Eppishausen (K. Thurgau) bei dem ihm persönlich nahe stehenden Freiherrn von Laßberg (Bd. XVII, 780), der wohl auch die historischen Studien anregte, war L. 1837 nach Luzern gekommen, von wo er nur noch 1855 bis 1860 als Oberarzt im römischen Kriegsdienste wieder abwesend war. Nach einigen Schriften zur Tagesgeschichte, von welchen besonders „Der Aprilgang der Freischaaren aufgeführt im Jahre 1845 gen Luzern“ (Luzern 1845) schon im Titel die politische Auffassung des Verfassers bestimmt darlegt, wandte sich L. der mittelalterlichen Geschichte zu. Zuerst erschien — schon 1846 (Luzern) —: „Versuch einer urkundlichen Darstellung des reichsfreien Stiftes Engelberg St. Benedicten-Ordens in der Schweiz, XII. und XIII. Jahrhundert“. Dann gab L. Beiträge zu Kopp's „Geschichtsblättern“, zu den Mittheilungen der zürcherischen antiquarischen Gesellschaft („Die Winkelriede von Stans, bis auf Arnold Winkelried, den Helden von Sempach“, in Bd. IX, 1854), zum Anzeiger für österreichische Geschichte, zu ähnlichen schweizerischen historischen Notizblättern, u. s. f. Daneben aber verfaßte er zuerst in zwei „Neujahrsblättern aus der Urschweiz“ (Luzern 1857 und 1858) Abhandlungen zur Entstehungsgeschichte der Eidgenossenschaft: „Die Ursachen der Entstehung der Eidgenossenschaft“ und „Förderung der Eidgenossenschaft durch des Hauses Habsburg innere Verhältnisse“, und führte hierauf 1864 das da Angedeutete in dem Buche „Die Tell-Sage zu dem Jahre 1230“ (Aarau) näher aus. Auf Winkelried kam er 1862 in „Arnold Winkelried, seine Zeit und seine That, ein historisches Bild nach den neuesten Forschungen“ (Aarau) einläßlich zurück. Seine letzten Jahre widmete L., dabei schon von seinem Sohne — Theodor von Liebenau — unterstützt, Forschungen einerseits über die von ihm mit eigentlich persönlicher Verehrung unter großem Müheaufwand geschilderte „Lebensgeschichte der Königin Agnes von Ungarn, der letzten Habsburgerin des erlauchten Stammhauses im Aargau“ (Regensburg 1868: — Nachweise dazu in der Argovia, Bd. V, 1866), andererseits über die Geschichte des St. Gotthardpasses („Urkunden

und Regesten zur Geschichte des St. Gotthardpasses", im Archiv für schweizer. Geschichte, Bd. XVIII—XX, 1873—1875). Auch als belletristischer Schriftsteller bethätigte sich L. zuweilen in Zeitschriften. — Die historischen Arbeiten, welche L. schuf, zeichnen sich durch ein eigenthümlich warmes inneres Verhältniß, in welches sich der Verfasser zu seinem Stoffe zu setzen verstand, sowie anerkennenswerthen Fleiß aus. Dagegen klebt denselben ferner, und zwar auch den letzten, theilweise, wie die Lebensgeschichte der Königin Agnes, über das Maß ausgedehnten größeren Werken, manches Sonderbare in der Eintheilung und Darstellung des Stoffes, der gesammten Behandlungsweise an. Die Phantasie des Verfassers hat bei einzelnen seiner Combinationen allzu stark mitgewirkt. So beruht das Thema der Schrift über die Tell-Sage darauf, daß König Heinrichs VII. Freiheitsbrief für Uri von 1231 eine Nachwirkung stürmischer Auftritte gewesen sei, welche an den im vorhergehenden Jahre (1230) geschehenen Tellenschuß auf den Untervogt über Uri und Schwyz sich angeschlossen hätten: die Person dieses gewaltsam zum Tode gebrachten Vogtes aber sei der Ulrich Kesseler gewesen (einen Urner dieses Namens fand L. zu 1217 urkundlich vor): „Wir sehen, daß die Familie Kesseler ein Dienstmannsgeschlecht aus Uri war; so mochte in Uri der Name des Vogtes vor 1231 sich im Volksmunde lange richtig als Kesseler forterben, bis später eine Verwechselung in Geßler stattfand" — so lautet die Schlußfolgerung. Meyer von Knonau.

Liebener: Leonhard L. von Monte Cristallo, k. k. Landesbaudirector in Innsbruck, ein um die Mineraltopographie Tirols verdienstvoller Forscher, ist am 20. Januar 1800 zu Pausa am Eingang des Fleimsee-Thales geboren. Er erhielt die erste Bildung bei seinem Oheim Franz Liebener, k. k. Forstinspektor in Primör, in dessen Haus zugleich der frühzeitig bei L. erwachte Sinn für die Natur reiche Nahrung fand. Kaum 18 Jahre alt erhielt er eine Verwendung als Baupraktikant in Bozen, um sich theoretisch und praktisch für das Staatsexamen des Baufachs vorzubereiten. Nach glücklich bestandener Prüfung wurde L. 1824 als Kreis-Ingenieur-Adjunkt in Bozen angestellt, siedelte dann unter stufenweiser Vorrückung in seiner Diensteßstellung 1833 nach Trient, 1835 nach Imst und endlich nach Innsbruck über, wo er 1850 die einflußreiche Stelle eines Oberbauinspectors und Vorstandes der k. k. Landesbaudirection von Tirol und Vorarlberg erlangte. Die mit seinem Dienste verknüpften zahlreichen Reisen in allen Theilen seines Vaterlandes verschafften ihm in Verfolgung seiner Jugendneigung reichlich Gelegenheit zu Beobachtungen über das Vorkommen von Mineralien und zum Einsammeln derselben, sodaß er bereits 1853 in Verbindung mit seinem Freunde, dem Bauinspector Johann Vorhauser eine sehr geschätzte Schrift: „Die Mineralien Tirols", veröffentlichen konnte, welche er 1866 durch einen Nachtrag wesentlich bereicherte und vervollständigte. Die Wissenschaft verdankt ihm die Entdeckung von vier neuen Mineralspecies, des Brandesits, Vorhauserits, Prägrattits und eines zur Ehrung des Entdeckers Libernerit genannten Minerals. Gleichzeitig sammelte L. Beobachtungen über die geognostischen Verhältnisse seines Landes und nahm wesentlichen Antheil an der Herstellung der 1849 herausgegebenen großen geognostischen Karte von Tirol, sowie insbesondere an der bald darauf erschienenen, aus der großen Karte reducirten geognostischen Uebersichtskarte von Tirol und Vorarlberg. In seiner dienstlichen Stellung führte L. großartige Bauten aus, unter denen besonders die einbogige kühne Stephansbrücke der Schönbergstraße zwischen Innsbruck und Matrei, die Kunststraßen in Valsugana, der Finstermünz, der Töll bei Meran, des Farnpasses, der Katzenbergstraße bei Reutte, dann die namhaften Etschdurchschnitte bei Centa, Nomi und Marco genannt zu werden verdienen. 1868 trat L. nach 50jähriger Dienstzeit in den Ruhestand zurück und wurde bei dieser Veranlassung in Anerkennung seiner bautechnischen

und wissenschaftlichen Verdienste in den erblichen Adelstand mit dem Prädicate „von Monte Cristallo“ erhoben. Zahlreiche gelehrte Gesellschaften ehrten ihn durch Ernennung zu ihrem Mitgliede, sowie auch zum bleibenden Andenken an seine Verdienste um die Topographie des Landes ein Berg der Oetzthalergruppe den Namen: Liebener Spitze erhielt. Die von ihm zusammengebrachte reiche Mineraliensammlung, welche wegen ihrer vorzüglichen Exemplare aus Tirol und wegen schöner Krystalle berühmt war, ging in den Besitz des Harward College der Universität Cambridge in Nordamerika über. Kurz nach seiner Versetzung in den Ruhestand ereilte ihn am 9. Febr. 1869 in Innsbruck inmitten der Vorbereitungen für die in diesem Jahre in Innsbruck stattfindende Naturforscherversammlung der Tod.

Briefl. Original-Mittheilungen. Gümbel.

Liebenstein: Ludwig August Friedrich Freiherr von L., badischer Staatsmann, geb. zu Birkenfeld am 27. November. 1781, † zu Durlach am 26. März 1824. Der Sohn eines (aus einer schwäbischen, der Reichsritterschaft angehörigen Familie stammenden) höheren Beamten des den Markgrafen von Baden zugehörigen Theiles der Grafschaft Sponheim, kam L. in frühen Jahren nach Emmendingen im Breisgau, wo sein Vater Obervogt der Grafschaft Hochberg geworden war und von da zur Fortsetzung seiner Ausbildung nach Karlsruhe auf das Gymnasium illustre. Nachdem er dieses durchlaufen, machte er seine Universitätsstudien in Jena, Göttingen und Heidelberg, um nach deren Vollendung am Oberamt zu Emmendingen, unter seines Vaters Leitung, in die juristische Praxis einzutreten. Seine erste Anstellung erhielt L. 1807 als Hofgerichts-Assessor, 1808 wurde er Hofgerichtsrath in Mannheim. 1809 als Kreisrath nach Wertheim versetzt, verließ L. den Staatsdienst, in welchen er jedoch schon 1811 als Oberamtmann zu Hornberg wieder eintrat, 1812 wurde er als Oberamtmann nach Lahr versetzt. In dieser Eigenschaft betheiligte er sich eifrig an der Organisation des Landsturms im J. 1813 und übernahm selbst den Oberbefehl über eine Abtheilung, die indeß nicht in kriegerische Wirksamkeit trat. Als 1819 die ersten Wahlen zum badischen Landtag stattfanden, fiel die Wahl des Amtsbezirks Emmendingen auf L., dessen warmer Patriotismus eben so bekannt war wie seine hohe Begabung, seine vielseitige Bildung, seine glänzende Beredsamkeit. Von letzterer hatte er ganz hervorragende Proben in den Festreden geliefert; welche er in den Jahren 1814, 1815 und 1818 auf dem Schutterlindenberg bei Lahr zur Erinnerungsfeier der Schlacht bei Leipzig gehalten hatte. Bei den Berathungen des Landtages im J. 1819 entwickelte L. eine umfassende und einflußreiche Thätigkeit. Er selbst brachte — dies war der Ersatz für die den Kammern versagte Initiative — Motionen ein auf Trennung der Justiz von der Verwaltung, auf Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in bürgerlichen und peinlichen Rechtssachen, er sprach für Geschworenengerichte und Preßfreiheit, in denen er die zwei Hauptpfeiler eines Verfassungsstaates erblicke, für den freien Verkehr zwischen den Bundesstaaten, er befürwortete die Abschaffung der Zehnten und deren Verwandlung in eine ihrem Reinertrag etwa entsprechende Grundabgabe. Als anerkannter Führer der dem Fortschritt huldigenden Abgeordneten — organisirte Parteien kannten jene Flittermonde des süddeutschen Constitutionalismus noch nicht — ragte er nicht nur als glänzender Redner bei Vertheidigung seiner und seiner Genossen Anträge, sondern insbesondere auch durch die Schlagfertigkeit hervor, die er in der Debatte bewies. Sein heftigster Angriff war gegen das sog. Adelsedict vom 16. April gerichtet, das dem grundherrlichen Adel Vorrechte einräumen sollte, durch welche die Beamten des absolutistischen Staates die Landeshoheit des Souveräns und die Liberalen des con-

stitutionellen Staates die verfassungsmäßige Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz bedroht sahen. Nach der Verhandlung über das Adelsedict wurde die Kammer ungnädig vertagt und L. zum Oberhofgerichtsrath in Mannheim ernannt. Als im J. 1820 die Kammer wieder zusammentrat, wurde ihm Anfangs der Urlaub zum Eintritt in dieselbe versagt. Nachdem diese Maßregel wieder zurückgenommen war, nahm L. hervorragenden Antheil an den Landtagsverhandlungen, insbesondere als Berichterstatter über das Conscriptionsgesetz und das Gesetz über Aufhebung der aus der Leibeigenschaft herrührenden Abgaben. Seine die Gegensätze zwischen Regierung und Kammer vielfach vermittelnde Thätigkeit veranlaßte den Minister v. Berstett, L. in das Ministerium zu berufen. 1821 wurde er zum Geheimen Referendär im Ministerium des Innern ernannt. In dieser Eigenschaft arbeitete er den Entwurf einer Gemeindeordnung aus, welchen er im Jahre 1822 als Regierungscommissär in der II. Kammer vertrat, der er nach wie vor als Abgeordneter angehörte. Vergebens versuchte L. seine Doppelstellung zur Ausgleichung und Versöhnung der immer mehr hervortretenden Gegensätze zwischen der Regierung und den entschiedenen Liberalen der II. Kammer zu verwenden, die jetzt eben an v. Itzstein einen begabten und entschlossenen Führer gewonnen hatten. Wie hoch ihn die Kammer schätzte, beweist seine Ernennung zum Vicepräsidenten. Solche Ovation trieb ihn indeß nicht wieder in die Reihen der Opposition, ebensowenig als die Täuschung, die er erfuhr, da er im Herbst 1822 nicht zum Justizminister ernannt wurde, wie er und seine Freunde erwartet hatten. Er trat vielmehr, als Itzstein und seine Anhänger bei Berathung des Militärbudgets den bis dahin chronischen Conflict mit der Regierung zu einem acuten machten, indem sie die von der Regierung mit Berufung auf ihre Bundespflicht verlangte Summe abzumindern beantragten, sehr entschieden für die Regierungsforderung ein, unter scharfer Betonung der Gefahren, mit welchen eine Ablehnung das constitutionelle Wesen bedrohen werde. Mit der Mehrheit von nur einer Stimme erfolgte trotzdem die Ablehnung, und wie L. vorausgewußt, begann nun eine der Verfassung feindliche Reaction. Die herrschende Strömung konnte einen Mann wie L. nicht länger im Ministerium dulden. Unter dem Vorwand einer Beförderung wurde er als Kreisdirector nach Durlach verletzt. Dort erlag er im kräftigsten Mannesalter einer Lungenentzündung. Varnhagen von Ense, der seine Thätigkeit auf dem ersten Landtag beobachtet hatte, war der Meinung (s. Denkwürdigkeiten 9, 522), daß L. in größere Verhältnisse versetzt, den größten Angelegenheiten vorzustehen fähig gewesen wäre. Litterarisch war L. auf dem militärischen Gebiete, zu dem ihn seine Neigung frühzeitig hinzog, mehrfach thätig. Er veröffentlichte in den von Rotteck redigirten „Teutschen Blättern“ (1814) den Plan zu einer „Befestigung der Grenzen Teutschlands“, sodann (1817) eine Schrift „Ueber stehende Heere und Landwehr“, endlich (1819) ein zweibändiges Werk: „Der Krieg Napoleons gegen Rußland in den Jahren 1812 und 1813“. Auch seine Festreden zum Gedächtniß der Leipziger Schlacht sind im Druck erschienen. Seinen Vorsatz, mit Rotteck eine historisch-politische Zeitschrift „Klio“ zu gründen, konnte er nicht ausführen, da ihn von 1819 an die Pflichten des Staatsmannes ausschließlich in Anspruch nahmen.

Badische Biographien, 2, 23. v. Weech.

Liebenthal: Christian L., Jurist und Professor der Philosophie, geb. den 24. Decbr. 1586 zu Soldin in der Neumark; sein Vater, Burkhard L., lebte dort als Inspector, sein Großvater, Joachim L., als Bürgermeister, der mütterliche Großvater war Günther von Wenden auf Neuenburg. L. kam im 15. Lebensjahre auf die Saldrische Schule nach Brandenburg; im 18. auf die Universität

Frankfurt a/O., sodann nach Wittenberg. Auf beiden Hochschulen hörte er philosophische Vorträge und erwarb auf ersterer den Grad eines magister philosophiae. Später treffen wir ihn zu Rostock, wo er sich dem rechtswissenschaftlichen Studium widmete und zugleich die Stelle eines Hofmeisters bei Adelichen aus dem Geschlechte v. Hahn und v. Halberstadt bekleidete. Nach zweijährigem Aufenthalte in Rostock unternahm er mit diesen eine größere Reise durch Deutschland, auf welcher sie in mehreren Universitätsstädten länger verweilten. Kaum heimgekehrt, wurde er 1616 als ordentlicher Professor der praktischen Philosophie und Beredsamkeit nach Gießen berufen. Im nämlichen Jahre heirathete er des Schultheißen Valentin Schautanz von Gießen Tochter und promovirte muthmaßlich in demselben Jahre als Doctor beider Rechte, zu welchem Zwecke er wol seine „Conclusiones de primo objecto juris“, Gießen 1616, 4⁰, verfaßte. Nach achtjähriger Lehrthätigkeit wurde er 1624 zum fürstlichen Rath in Darmstadt befördert. Ueber seine weiteren Lebensumstände ist nur bekannt, daß er comes palatinus war und am 2. August 1647 zu Klagenfurt starb. Ein Andenken an ihn hat sich dort nicht erhalten; selbst die einzige Stadtchronik aus jener Periode, die sogen. Jesuiten-Chronik, thut seiner keine Erwähnung. Trotzdem war L. ein in weiten Kreisen wohl gekannter und geschätzter Gelehrte. Er hinterließ außer Gelegenheitsschriften und Dissertationen privat- und staatsrechtlichen Inhalts, vier größere Arbeiten. Zwei derselben: das „Collegium politicum etc.“ (Giess. 1620, Marp. 1643, Giess. 1654) und die „Delineatio jurid. pol. juris foederis tam religiosi quam politici“ (Giess. 1624), dem Christ. Harsdörffer in Nürnberg gewidmet — gehören dem öffentlichen Rechte an. Die Abhandlung „De regimine ecclesiastico“ (Giess. 1622) ist dem Kirchenrechte entnommen, und findet sich in deutscher Uebertragung in den neuesten Religionsvereinsschriften 1782 St. 5 u. 6. Liebenthal's Hauptwerk ist das „Collegium ethicum“, dasselbe handelt nach dem im Zeitgeschmacke abgefaßten Titel: de summo hominis bono, principiis actionum humanarum etc. — — „amicitia videlicet et voluptate modice et perspicue“. Wenn man aus der Zahl der Auflagen einen Schluß auf die Verbreitung des Buches ziehen darf, so war es sehr gesucht und viel begehrt. Es erfuhr von 1620—67 nicht weniger als sieben Auflagen, die zweite ist vermehrt durch zwei Disputationen „De privilegiis studiosorum“. Der gelehrte Thomasius macht ihm in seinem Werke „De plagio“ § 456 den Vorwurf, daß er Christ. Matthäus und Piccolomineus zwar benützt, aber nicht citirt habe. — In M. Fr. Seidler's Bildersammlung findet sich Nr. 77 ein künstlerisch gar mangelhaftes Porträt Liebenthal's, welches diesen mit modischem Schnurbart in eleganter spanischer Tracht darstellt. — Strieder's Schriftenverzeichniß ist noch anzureihen: „De animae ejusque rationalis origine etc.“, Frcf. 1610, 4⁰ und „Oratio ad Philippum Hassiae Landgravium“, Giess. 1624, 4⁰.

Ein gleichnamiger, jüngerer Zeitgenosse Christ. Amandus v. L., geb. in Graz, wurde nach dem Tode seiner Eltern katholisch, dann Domherr zu Würzburg und Bamberg, 1667 wieder protestantisch, und veröffentlichte in seinem „Bekehrten Paulus“ (Leipzig 1667) die Geschichte seines Uebertrittes.

Jöcher. — Rotermund, III. 1787. — Mart. Fr. Seidler's Bildersammlung (icones et elogia virorum praestantium etc.) S. 166, N. LXXVII. — Ayermann, De peregr. Hass. profess., S. 23. — Strieder, Hess. Gel.-Gesch. Bd. VIII. S. 23. — Mittheil. des kärtnerischen Geschichtsvereins zu Klagenfurt.

Eisenhart.

Lieber: Franz L., einer der namhaftesten Publicisten und Vertreter des Staats- und Völkerrechts, geb. am 18. März 1800 in Berlin, † am 2. Octbr. 1872 in New-York. Der Vater, Friedrich Wilhelm L., war Kaufmann und

bewohnte ein Haus in der Breitenstraße, von wo der sechsjährige Knabe die Franzosen einziehen sah und in ökonomisch harten Jahren die Schule besuchte. Er turnte dann unter Jahn und errichtete noch viele Jahre später in Boston eine Schwimmschule. Lehrer und Schüler rühmten an ihm Fleiß, Auffassungsgabe und unverbrüchliche Liebe zur Wahrheit. Nach der Wiederkunft Napoleons von Elba ließ sich der Secundaner L. als freiwilliger Jäger in das Regiment Colberg einreihen, mit dem er in kurzem auszog und bei Ligny die Feuertaufe erhielt. Nach dem Siege von Belleallianсe jedoch in einem Waldgefecht bei Namur am 20. Juni wurde er durch zwei Kugeln auf den Tod verwundet, um nach schrecklicher im Lazareth zu Lüttich verbrachter Zeit, wovon er im Alter, als wäre es gestern, zu erzählen wußte, geheilt entlassen zu werden und als Schüler in das Graue Kloster zurückzukehren. Kaum jedoch hatte er die Berliner Universität bezogen, so wurde er, ein begeisterter Anhänger Jahn's und der Burschenschaft, wegen verfänglicher Freiheitslieder in Untersuchung gezogen und einige Monate eingesperrt. Er ging darauf nach Jena, wo er 1820 die philosophische Doctorwürde erwarb. Sein Freiheitsideal trieb so wenig der Republik, sondern einzig und allein der Einigung des Vaterlandes unter einem reformirenden Kaiser oder König zu, daß er noch 1868 schrieb: „Ich lese in deutschen Blättern, daß Bismarck im Reichstage genau dasselbe gesagt hat, weswegen wir 1820 und 1821 wie wilde Thiere gehetzt wurden“. Allein, unter polizeiliche Aufsicht gestellt und von jedem Staatsamt ausgeschlossen, war seines Bleibens weder in Halle, noch in Dresden. So zog er denn, einer der ersten Deutschen, hinaus, um den Hellenen in ihrer blutigen Erhebung wider das türkische Joch beizustehen. Fast immer zu Fuß bis Marseille, erreichte er von dort aus über das Meer sein Ziel, um jedoch, arg enttäuscht und in bitterster Noth — wie er selber im „Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland“, Leipzig 1823, dasselbe wie „Der deutsche Anacharsis“, Amsterdam, erzählt — im Frühling 1822 über Rom den Heimweg anzutreten. An letzterem Ort gab er sich in drückender Lage und mit höchst mangelhaftem Paß versehen, dem Gesandten seiner Heimath, dem Geschichtschreiber Roms, Niebuhr, zu erkennen und wurde in seinem Vertrauen nicht getäuscht. Wie aus Niebuhr's Briefen und aus Lieber's „Reminiscences of an intercourse with B. G. Niebuhr“, London 1835, deutsch von Hugo, zu ersehen, nahm ihn der treffliche Mann alsbald zu sich, damit er seinen Sohn Marcus unterrichte und selber wieder an die Arbeit komme. „In questa rovina ritrovai la vita“, schrieb L. unter einen Stich des Palazzo Orsini, des alten Teatro di Marcello, wo der Gesandte wohnte. Die philologischen und linguistischen Neigungen, die ihn hinfort durch das Leben begleiteten, verdankte er Niebuhr. Ein Jahr später begleitete er ihn auf der Reise nach Neapel und heimwärts über die Alpen, im Vertrauen auf das Wort Friedrich Wilhelms III. selber, dem er bei seiner Anwesenheit in Rom vorgestellt worden. Trotzdem entging er den Spürhunden des Herrn v. Kamptz nicht und wurde abermals gefangen gesetzt, bis ihn Niebuhr, 1824 in den Staatsrath berufen, in Köpenick ausfindig machte und, ohne daß er je erfahren, worin denn sein Verbrechen bestanden, die Befreiung erwirkte. Ein Bändchen „Wein- und Wonnelieder von Arnold Franz“ war die Frucht dieser Haft. Jedoch am Vaterland verzweifelnd, ja, von ihm ausgestoßen, ging er jetzt nach London, um dort als Sprachlehrer und Correspondent für deutsche Blätter, zwei Jahre, „die schwersten seines Lebens“, und doch reich an Segen zu verbringen. Die geistvolle Frau Austin zog ihn in ihren hervorragenden Kreis und führte ihn mit Männern, wie George Grote, dem Geschichtschreiber des alten Hellas, zusammen, wie er wiederum ihr in der Folge, als sie Ranke's Päpste meisterhaft übersetzte, mit der Widmung seiner Erinnerungen an Niebuhr dankte. Letzterer ließ es in unwandelbarer Treue an warmen Empfehlungen

und Rathschlägen nicht fehlen, als sich L. um einen Lehrstuhl für deutsche und scandinavische Litteratur an der im Entstehen begriffenen Londoner Universität bewarb. Auf seine historischen Anschauungen vollends wirkte diese Freundschaft bestimmend ein. Vor allen aber zog sich hinfort die Hochachtung vor den geschichtlich gewordenen Institutionen Englands wie ein rother Faden durch seine ganze politische Doctrin. Mittlerweile entschied er sich rasch entschlossen für Amerika und traf am 20. Juni 1827 in New-York ein. Niebuhr, der den Schritt durchaus billigte, verwandte sich abermals angelegentlichst. In einer allgemeinen Einführung sagt er von L.: „Die Natur hat ihn mit hervorragenden Talenten und einer eminenten Fähigkeit ausgerüstet, Alles, worauf seine Aufmerksamkeit sich richtet, zu ergründen und zu durchdringen". Ein schöner Brief vom 13. September aber schließt mit dem Rathe: „Bleiben Sie ein Deutscher und, ohne Tag und Stunde zu zählen, sagen Sie sich immerdar, daß Stunde und Tag der Heimkehr kommen werden". Die Zeit und sein Schicksal wollten es anders. Gleich vielen seiner Landsleute wurde er Bürger der Vereinigten Staaten und als alter Streiter für die Freiheit ein entschlossener Gegner der Sklaverei, ohne jedoch in der fremdsprachigen Umhüllung, die er sich in kurzem anzulegen gewußt, jemals den innersten Kern seines Deutschthums zu ertödten. Trotz schweren Prüfungen war er frei von Verbitterung gegen das Vaterland, frei von gerechtem Urtheil und wahrer Freude über alles Gute und Schöne geblieben, das er daheim gelassen. Die ersten fünf Jahre wurden in Boston zugebracht, in der Atmosphäre der nahen Universität Cambridge, in freundschaftlichem Verkehr mit hervorragenden Männern des Staats und der Wissenschaft, wie Story, Channing, Ticknor, Prescott, Longfellow, in eifriger Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller. Hier entstand seine „Encyclopaedia Americana", ein Staatswörterbuch in 13 Bänden, wobei ihn Story, der berühmte Oberrichter, unterstützte. Er selber lieferte werthvolle Beiträge über Machiavelli, C. L. v. Haller, Constitution im Allgemeinen, Common law, die Wurzel alles englischen Staatsrechts, und nahm bei diesen Arbeiten Stellung zu den politischen Grundfragen seiner neuen Heimath. Sein treues deutsches Weib, mit dem er sich am 21. Septbr. 1829 verbunden, half ein Werk über die Revolution aus dem Französischen, Feuerbach's Schrift über Caspar Hauser aus dem Deutschen übersetzen. Im J. 1832 siedelten sie nach New-York über, wo die auch ins Deutsche übertragene Bearbeitung von Beaumont's und de Tocqueville's Bericht über das Pönitentiarsystem vollendet wurde. Wie L. Zeitlebens für die Freiheit gekämpft, als alter Soldat von Waterloo stets für Vermenschlichung des Kriegs eintrat, so erhob er auch aus eigenster Erfahrung zuerst und immer lauter seine Stimme für die Einzelhaft. Ein Jahr später ging es weiter nach Philadelphia, wo die ganze innerlich reiche und auch durch eine stattliche Erscheinung, durch einen gedankenvollen Kopf hervorragende Persönlichkeit Lieber's rasch neue Freunde gewann. Hier löste er die ehrenvolle Aufgabe, für Girard College, ein großartiges Waisenhaus, den Intentionen des menschenfreundlichen Stifters gemäß einen umfassenden Unterrichts- und Erziehungsplan auszuarbeiten. Bereits 1834 erschien „Constitution and plan of education for Girard College of Orphans", eine Arbeit von großer pädagogischer Bedeutung. Ueber allen Unterschied und Streit der Confessionen hinweg galt es der wahren Sittlichkeit und echter Wissenschaft eine Stätte zu bereiten, neben den exacten Disciplinen den Werth der alten Sprachen und der Geschichte, neben Französisch und Spanisch das Deutsche nachdrücklich zu betonen. Vortheil und Nachtheil, daß England und Amerika dieselbe Sprache reden, werden sehr eigenthümlich hervorgehoben. Die Deutschen dagegen bilden eine Nation. Ihre besten Patrioten, wie die Italiens, drängen auf Beseitigung der politischen Zersplitterung. Ein namhafter Freund pries

drei goldene Zeilen in Lieber's Bericht als besonders glücklich gefaßt: „Es gibt einen Glauben unter aller Mannigfaltigkeit der Secten, einen Patriotismus unter aller Mannigfaltigkeit der Parteien, eine Liebe zur Wissenschaft und eine wahre Wissenschaft unter aller Mannigfaltigkeit der Theorien". Bald hernach wurde L. selber akademischer Lehrer, indem er 1835 die Professur für Geschichte und Staatswissenschaft an der Hochschule von Süd-Carolina zu Columbia annahm, allerdings im Süden des Potomac, fern von den Neu-England-Staaten, in einem Sklavenstaat und in ländlicher Abgeschiedenheit, aber darum nicht an seinem Dasein verzagend. Hier erst recht gewannen seine Gedanken, die weit mehr auf Forschen, Lehren, Gestalten, als auf den Markt des politischen Lebens gerichtet waren, ihren vollen Spielraum. Hier schuf er in mehr als 20jähriger Thätigkeit die Werke, die ihm einen hochangesehenen Namen bereitet haben. Zwei derselben entstanden gleich zu Anfang neben einander. Artikel, welche 1837 und 1838 im American Jurist erschienen, wuchsen 1839 zu einem stattlichen, James Kent, dem Kanzler des Staats New-York, gewidmeten Buche zusammen: „Legal and Political Hermeneutics, or Principles of Interpretation and Construction in Law and Politics", Boston 1839, das nach mehr als 40 Jahren, von ihm selbst noch durchgesehen und von W. G. Hammond, Professor des Rechts in der Jowa-Universität, eingeleitet, in St. Louis 1880 wieder aufgelegt worden ist, der beste Beweis, wie sehr durch ihn inzwischen die amerikanische Rechtsentwicklung beeinflußt worden. Obschon nicht Jurist von Beruf, hatte er sich doch mit entschieden juristischen Anlagen und der ausgesprochenen Vorliebe für das feste Gefüge englischer Institutionen so sehr in die gemischte Welt von Recht und Verfassung hineingelebt und eine so unmittelbare Form des Ausdrucks und der Darstellung gewonnen, daß der Zweck des Buchs, die Gesetze der Auslegung von Rechtssätzen, Statuten, Urtheilen, Testamenten &c. zur Anschauung zu bringen, geradezu fesselnd für den Leser jeden Standes wirkt, denn der Buchstabe tödtet und nur der Geist macht lebendig. Ein Freund der Codification, weist er die Amerikaner unter vielen anderen Gesetzbüchern sogar auf die wissenschaftlichen Vorzüge des preußischen Landrechts und, obwol nicht zustimmend, auf Savigny's Schrift, Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, hin. Treffende Urtheile und Beispiele streifen hinaus zu den Fragen über Hörensagen und Spionsberichte, über geistiges Eigenthum und Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses, ungeschriebene Verfassungen, die Macht des Präcedens. Der gewohnheitsmäßig engen Auslegung der Gesetze ist nach seiner Meinung vorzugsweise die niemals abgerissene Bewahrung der bürgerlichen Freiheit in England zuzuschreiben. Das zweite Werk, „Manual of Political Ethics" erschien 1838 und 39 in 2 Bänden, sehr bezeichnend zugleich an Joseph Story in Amerika und Henry Hallam in England gewidmet, wurde 1847 vom Verfasser wieder aufgelegt und 1875 von Professor Woolsey von Yale College, dem Autor eines trefflichen Werkes über Politik, zum dritten Mal herausgegeben. Story selber hat einige Hauptpartien im Druck durchgesehen und Charles Sumner, der Staatsmann, beim Erscheinen dieses eigenartigen Handbuchs für Staatsmänner gewissermaßen Gevatter gestanden. Es geht aus von der Definition des Staats als einer rechtlich socialen Institution, vom Recht des Individuums und der Gesellschaft, die sich in allen staatsbürgerlichen Beziehungen mit dem Moralgesetz auseinander zu setzen haben. Der Staat bedeutet L. weder eine Versicherungsgesellschaft für die Einzelnen, noch eine Summe von Menschenrechten, sondern die höchste ethische Wechselwirkung von Freiheit und Pflicht. Eben deshalb aber ist er auch Macht, von Gott eingesetzt, einerlei ob in der Form der Republik oder der Monarchie. Licht und Schatten aller Arten und Abarten kommen in Betracht. Sehr schön er-

scheint im neunten Kapitel eine kurz gefaßte Geschichte des Staatsrechts von Machiavelli und Luther bis herab zu der Epoche der Julirevolution, aus dem Schatze umfassender Belesenheit ausgestattet, voll treffender Bemerkungen, z. B. über den relativen Werth geschriebener und ungeschriebener Verfassungen. Dann werden, ein Spiegel für Amerikaner und Nicht-Amerikaner, die Einwirkungen des Sittengesetzes auf das sociale und politische Dasein, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Ehrlichkeit, Freundschaft, Dankbarkeit, Enthaltsamkeit, Loyalität, Vaterlandsliebe, in kräftigen Strichen und lebensvollen Bildern erörtert. Mit dem Lieblingsspruch vor Augen: „Patria cara, carior libertas, veritas carissima“ ruft er aus: „Wenn wir in unserem Geburtslande keine Freiheit haben und nicht mitwirken können, sie daselbst aufzurichten, wenn wir bedrückt werden, so sind wir wahrlich nicht zu bleiben verpflichtet, wie schmerzlich auch die Trennung sein, mit wie viel Heimweh auch das Herz zurückverlangen mag“. Den bizarren Erscheinungen der Zeit gegenüber will L. weder Politik treibende Frauen, noch den Socialismus von oben oder von unten. Der Staatsmann hat die Presse mit der Buchdruckerkunst zu acceptiren. Durch ihre Freiheit, wie durch das Dasein der großen Städte hält L. die Gesellschaft nur dann gefährdet, wenn sie nicht Zucht und Sitte aus sich selber schöpft und nicht beständig selber an erster Stelle Censur übt. Wahlen, Abstimmung, Parteitreiben, das gesammte Repräsentativsystem erhalten ihre Kritik vorzüglich im Angesicht der amerikanischen Zustände. Ebensowenig fehlt eine hohe politische Würdigung des Strafrechts, dem L. stets ein ernstes Nachdenken widmete. Trotz einem strengen Urtheil über die Unsittlichkeit des Kriegs heißt es im Rückblick auf die deutsche Befreiungszeit: „Der öffentliche Geist, wenn völlig selbstlos, wird durch wenige nationale Erlebnisse so hoch emporgehoben, wie durch einen gerechten Krieg“. Dagegen räth er im Geiste Washington's den Amerikanern von internationalen Schiedsgerichten ab. Bei aller Frische jedoch, mit welcher L. aus seinem vollen Gemüth, bewunderungswürdigem Wissen, praktischer Beobachtung und idealen Anschauung zu schöpfen, zu gestalten und den Leser zu fesseln weiß, trotz trefflicher philosophischer und historischer Unterlage erscheint diese Sittenlehre der Politik doch diffus und encyklopädisch. Weil es an Methode gebricht, kommt kein System zu Stande. Nichtsdestoweniger bietet sie auch heute noch, zumal auf dem Mittelgebiet zwischen Staatslehre und Volkswirthschaftslehre eine großartige Fundgrube von Gedanken. Die Aufnahme von Seiten der amerikanischen Autoritäten, wie Story und William Kent, war überaus günstig. In England selber ist L. mit Montesquieu verglichen worden. Der ihm befreundete Geschichtschreiber Prescott rühmte vorzüglich die reiche Beleuchtung des Gegenstands aus allen möglichen Quellen und urtheilte schon 1838 über Lieber's Stil, daß ihm trotz einzelnen Abweichungen vom gewöhnlichen Idiom mit Ausnahme etwa des Franzosen Molteux, der den Don Quixote ins Englische übersetzte, niemals ein Fremder mit einer solchen Meisterschaft über die Sprache begegnet sei. Die Uebung wurde denn auch beständig in Flugschriften, Essays, Artikeln theils als Vorstudien für größere Werke, theils über brennende sociale, wirthschaftliche, litterarische, politische Tagesfragen wach gehalten, wie er denn als Publicist namentlich über Strafrecht, Verbrecherstatistik, Gefängnißwesen unter den Amerikanern zu einer Autorität ersten Ranges wurde. Eine gedankenvolle Abhandlung über Eigenthum und Arbeit machte 1842 auf Greenleaf einen solchen Eindruck, daß er meinte, alle bisherigen Theorien über das ursprüngliche Anrecht auf persönliches Eigenthum erschienen als schattenhaft und unsicher. Während aber L. sich so allseitig mit den Problemen der Neuzeit befaßte und, in amerikanischer Geschichte, Politik, Litteratur bald bewandert, wie nur die besten unter den Eingeborenen, ganz Amerikaner geworden zu sein schien, war ihm doch die deutsche

Heimath mit ihren geistigen und politischen Agonien keinen Augenblick aus dem Gesicht entschwunden. Immer gespannter folgte er der dortigen Entwickelung vom Staatsstreiche in Hannover und dem preußischen Kirchenconflict zum epochemachenden Thronwechsel in Berlin. Endlich im J. 1844, als die freilich jüngst in Preußen hochgespannten Erwartungen bereits stark auf die Neige gingen, entschloß er sich, das Vaterland und die Freunde seiner Jugend wieder aufzusuchen. Selbst Friedrich Wilhelm IV., der durch den Hamburger N. H. Julius mit seinen Leistungen über Gefängnißreform bekannt geworden, hatte eine freundliche Begegnung mit ihm, wollte für ihn an der Berliner Universität einen Lehrstuhl für Pönologie errichten und ihn zum Oberleiter aller preußischen Strafanstalten machen. Alexander v. Humboldt und Bunsen, Freunde von Rom her, haben ihn zur Annahme bewegen wollen. Er kehrte jedoch über den Ocean zurück, weil er die Unfreiheit der Zustände noch ungebrochen fand, so daß er sich als Bürger der Vereinigten Staaten nicht wieder zurecht gefunden hätte. Nicht von ungefähr indeß veröffentlichte er in diesen Jahren auch wieder Allerlei in deutscher Sprache über strafrechtliche Dinge, 1847 über die Nationalität der Deutschen in Nordamerika und endlich, als das Sturmjahr 1848 heraufzog, ein Sendschreiben nach Heidelberg: „Ueber die Unabhängigkeit der Justiz und die Freiheit des Rechts in England und den Vereinigten Staaten", worin er der Trennung der Justiz von der Verwaltung das Wort redete, den Geschworenen im Civilproceß weit mehr Bedeutung als im Strafrecht zuschrieb, vor allem aber im Gegensatz zu den Auswüchsen des fremden römischen Rechts immer wieder dem über die Erde verzweigten gemeinen Recht Englands und seiner Normalentscheidung hohes Lob sang. Auch hat er sich alsbald die Dinge in Frankfurt selber angesehen im Verkehr mit patriotischen Freunden, wie Mittermaier, der Lieber's Schrift „Ueber Anglikanische und Gallikanische Freiheit" ins Deutsche übertrug. Ueber den Mißerfolg der deutschen Erhebung, der auch ihn tief ergriff, hat er sich in einer besonderen Publication nicht ausgesprochen. Im J. 1851 kam er als einer der amerikanischen Preisrichter für die erste Weltausstellung nach England, wo er in der preußischen Gesandtschaft Bunsen's Gast war. Wol wurde es ihm nicht leicht, in deutscher Umgebung und Sprache die fremde, fast melancholische Hülle abzustreifen, die er in der Ferne angelegt hatte, doch kam allmählich die Wärme des deutschen Herzens und der Fluß der Rede zu voller Geltung. Unter Engländern bewahrte er, Frau Austin ausgenommen, wenig Freundschaft. Thomas Arnold war bereits todt; Hallam hatte sich spröde zu ihm verhalten. Hatte L. schon von einem Ausfluge nach Paris wenig erfreuliche Eindrücke mitgebracht, so fand der Staatsstreich Louis Napoleons, von Reaction auf dem europäischen Festlande begleitet, bald nach seiner Rückkehr nach Amerika in ihm den entschiedensten Gegner. Freimüthig deckte er den Schwindel auf, der in Frankreich in den Plebisciten mit dem allgemeinen Wahlrecht getrieben wurde, als den nichtswürdigsten Mißbrauch einer freiheitlichen Institution. Er prophezeite sofort das Kaiserreich als Resultat des „hermaphroditischen Zustands" daselbst und ging in tief sittlichem Abscheu vor dem frevelhaften Spiel mit Verfassungen und dem Bruch der heiligsten Eide an sein letztes großes, bedeutendstes Werk: „On Civil Liberty and Selfgovernment", Philadelphia 1853, 2 Bde., erweitert London 1859 und dritte Ausgabe in 1 Bande, Philadelphia 1874, besorgt nach seinem Tode von T. D. Woolsey. Entstanden unter der mächtigen Einwirkung der Ereignisse seit 1848 ist dies Buch gewissermaßen die Fortsetzung des von der Freiheit handelnden Abschnitts der politischen Ethik, eine weitere Ausführung des diametralen Unterschieds zwischen anglikanischer und gallikanischer Freiheit, eine große Abhandlung über institutional liberty, wie seine glückliche Bezeichnung lautet. Indem er zu einer

Zeit, als Socialismus und Despotismus, „die Negationen der Freiheit", in vollem Schwange waren, dies Buch seinen alten Schülern in der südstaatlichen Universität widmet, durch die sein Leben und sein Name am engsten mit der Republik verkettet worden, indem er den von Alters her nur in England unverkürzt gebliebenen germanischen Institutionen einen herrlichen Hymnus singt, zeigt er sich in seinen politischen Urtheilen, wie der amerikanische Herausgeber erklärt, durchaus als Engländer, nicht mehr als Deutscher und, wenn irgend etwas, als Republikaner. Kühn, wahrhaftig, mit den reichsten Belegen aus der Geschichte aller Zeiten, handelt er von nationaler Unabhängigkeit und persönlicher Freiheit, von Strafproceß und Hochverrath, von Freizügigkeit und Auswanderung, Freiheit des Gewissens, des Eigenthums, Oberhoheit des Gesetzes, womit ein mächtiges stehendes Heer unvereinbar, mag es noch so sehr auf allgemeiner Wehrpflicht beruhen, Oeffentlichkeit in Gericht und Parlament, Verantwortlichkeit der Machthaber, Zweikammersystem, unbehinderte Mitwirkung der Bürger wie im Gericht durch die Jury, so in der eigentlichen Bürgschaft ihrer Freiheit, dem Selfgovernment. Wie immer fehlte auch diesem modernen, aber in der ganzen Welt rasch adoptirten Ausdruck der philologische Nachweis nicht. Indem sich L. aus innerster Ueberzeugung für die Form der amerikanischen Freiheit als Weiterentwickelung der anglikanischen, für den repräsentativen Republikanismus und den Bundesstaat ausspricht, wird er zwar mit Recht von den Amerikanern der Begründer der politischen Wissenschaft in ihrem Lande genannt, bleibt aber trotz alledem der eingewanderte Deutsche, dessen republikanischer Patriotismus etwas Gekünsteltes und Gewaltsames an sich trägt, da er sich mit echt historischem Gefühl an das altgermanische Mittelglied in England klammert und die royal republic des Inselreichs als das Muster der Vereinigten Staaten auffaßt. Daher denn auch der schneidende Widerspruch gegen Trugsätze wie das ganz unrepublikanische Anrufen der Vox populi vox Dei und das Gleichheitsprincip, wie sie aus dem Zerrbilde des französischen Constitutionalismus stets nur zu freiheitsfeindlicher Centralisation und dictatorischem Machtgebot zurücklenken. Charakteristisch sind dem Werke drei Abhandlungen, Forschungen über Wahlstatistik, über den Mißbrauch des Begnadigungsrechts, über Inquisition und Beweisverfahren im Strafproceß, sowie die englischen und amerikanischen Freiheitsurkunden nebst den französischen Charten und Constitutionen von 1793—1852 in Form eines Urkundenbuchs beigegeben. Es ist nicht zu verwundern, daß diese Darstellung der Staatsidee, mit furchtlosem Herzen und gesundem Menschenverstand aus reichem Wissen geschöpft und in energischer Sprache vorgetragen, in kurzem zu beiden Seiten des Oceans das berühmteste seiner Werke geworden ist. George Bancroft meinte, er sei dadurch des Titels eines Defensor libertatis werth. Der Engländer Creasy hob hervor, daß durch ihn erst das Princip englischer und amerikanischer Freiheit, in allen anderen Ländern völlig unbekannt, daß jeder Beamte das, was er thut, auch persönlich zu verantworten hat, scharf hingestellt worden sei. R. v. Mohl hat nur „Lob ohne Beimischung von Tadel zu spenden". Der Italiener Garelli und andere namhafte europäische Publicisten pflichteten bei. L. selber vor allen hatte sich als Lehrer und Schriftsteller durch sein Wissen und Können, durch sein wundervolles Gedächtniß, männliche Wahrhaftigkeit und Kraft des Ausdrucks in der Fremde eine Anerkennung errungen, wie bis dahin kein Eingewanderter. Dabei gingen doch die Grundbedingungen eigentlicher Popularität seinem ganzen, viel eher in sich gekehrten, als auf die persönliche Betheiligung am öffentlichen Leben gerichteten Wesen ab. Durch die Wucht der Gedanken und des Stils wurden wol starke, leitende Geister, aber nur schwer die Menge angezogen. Selber aus Sturm und Drang, aus dem Kampf um das Dasein hervorgegangen, haben ihn

Schicksal und Entschluß zu seinem Glück vor der praktischen Politik der neuen Heimath behütet. Neben der Professur hat er kaum jemals ein anderes Amt als das eines Schulinspectors in New-York innegehabt. Bald indeß mußte er zu der ungeheueren Erschütterung Stellung nehmen, in welcher es sich definitiv noch einmal um Sicherung der individuellen Freiheit, um das Verhältniß der Einzelstaaten zu der Union handelte. Als 1851 über die Constituirung Californiens als freier Staat und über den Streit, ob Kansas von Freien oder Sklaven besiedelt werden sollte, Süd-Carolina mit Austritt aus der Union drohte, und sogar langjährige Entfremdung von seinem vertrauten Correspondenten Charles Sumner eintrat, hatte er sich im Augenblick der Abreise nach Europa in einem Sendschreiben an seine engeren Landsleute, wie einer, welcher disunion von klein auf kennen gelernt, gegen Secession ernstlich warnend vernehmen lassen. Im vertrauten Umgang verschwieg er die Abneigung vor dem Leben in einem Sklavenstaat, selbst vor den persönlichen Dienstleistungen des Negers keineswegs. Seine europäischen Freunde insbesondere vernahmen daher mit großer Befriedigung, daß, als die Gegensätze bereits unleidlich geworden, L. im December 1856 die Professur an der südlichen Hochschule niedergelegt hatte und bald darauf zu einem ähnlichen Lehrstuhl am Columbia-College in New-York erwählt worden sei. Ununterbrochen, unbehelligt konnte er von hier aus in Wort und Schrift weiter wirken. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs bekämpfte er muthig, bei jeder Gelegenheit zur Feder greifend, den Frevel der bundesbrüchigen Conföderation. Zwei schöne Vorlesungen über die amerikanische Verfassung vom Winter 1860—61 können als Vorläufer eines in sich reifen Werkes über Entstehung und Geschichte der Constitution gelten, das er nebst bemerkenswerthen Amendements bei seinem Tode leider unvollendet hinterlassen hat. Ein entschiedener Jünger Alexander Hamilton's und Madison's, bestritt er die Theorie, daß der Bundesstaat lediglich auf Contract beruhe, der zur Secession berechtige, bewies, daß er vielmehr zum nationalen Staat, zu einer viel engeren Verbindung herangewachsen sei, die sich ebenso wenig wie die Ehe in freie Liebe wieder in Staatensubstanzen auflösen könne. „Unser Zeitalter verlangt Länder als patria sowol für die Freiheit, wie für die Civilisation". Die eben angebahnte Einigung Italiens, die heiße Sehnsucht der Deutschen nach einem geeinten Vaterlande wurden als Beweise herangezogen. Zur Geschichte der Union hielt er sich an Lord Chatham und an Washington. Er nannte die Anfangsworte der Constitution: We the People of the United States begeistert die erhebendsten in der Geschichte aller Zeiten. Nur gegen die Union, nicht gegen das Staatenrecht wisse die Verfassung von Hochverrath. Wie die eine Hälfte der Mitbürger unter furchtbaren Opfern an Gut und Blut, hat auch er nach Kräften die Heimath vor dem Rückfall in die Föderation und feindliche Staatenbünde erretten helfen. Ein Fragment über Nationalismus, die Gedanken über Nationalismus und Internationalismus, wonach die gebildeten Nationen eine Völkergemeinde ausmachen unter Schutz und Schirm des vigore divino entscheidenden Völkerrechts, obwol erst 1866 aufgezeichnet, gehören in die lange Reihe kleinerer Arbeiten, die durch den ungeheueren Kampf gezeitigt wurden. Während des Kriegs, in lebhafter Correspondenz mit dem Staatssecretär Seward und dem Oberbefehlshaber General Halleck hatte er wiederholt in der Bundeshauptstadt über bestrittene Fragen Auskunft zu geben, darunter ein Urtheil über Freischaaren vom Kriegsrecht aus betrachtet, bis Präsident Lincoln ihn ersuchte, die „Instructionen für die Feldarmee der Vereinigten Staaten" auszuarbeiten, die, in das öffentliche Recht des Landes übergegangen, von Laboulaye als ein unerreichtes Meisterstück bezeichnet worden sind, und Bluntschli zur Herausgabe seines „Droit international codifié" angespornt haben. In der langen Liste

seiner Schriften begegnen uns aus jener Zeit nicht nur eine Abhandlung über Kriegsgefangene, ein Brief über internationales Schiedsgericht 1865, sondern auch ein Gedicht auf „Unser Land und unsere Flotte", 1864. Ein Essay aus dem J. 1854 „War Napoleon ein Dictator?" erschien 1864 umgearbeitet unter dem Titel: „Napoleon und Washington". Wie er sich hernach gelegentlich dem Localen zuwandte und 1867 sich sogar mit Reform der Verfassung von New-York befaßte, so erhielt die gewaltige Zeit doch sein stets reges Interesse für Völkerrecht vollends lebendig. An der Errichtung des Institut de Droit international durch Rolin Jaequemyns, Bluntschli und deren Freunde hat er sich von vorn herein eifrig betheiligt. Für die Revue desselben lieferte er 1871 und 1872 eine Reihe von Beiträgen: „De la valeur des plébiscites dans le droit international", „De l'unité des mesures et étalons dans les rapports avec le droit des gens", „Note sur le projet de M. Mounier relatif à l'établissement d'une institution judiciaire internationale". Inzwischen aber hatte sich trotz seiner von vielen Seiten bewunderten Amerikanisirung gezeigt, wie wenig er innerlich denaturalisirt worden, wie stark die Bande des Bluts geblieben waren. Luther, Goethe und seine Deutschen waren ihm an das Herz gewachsen, wie den nach Osten oder Westen geschlagenen Hellenen der Homer. Am 22. Juli 1870 schrieb der Siebenzigjährige, indem er ahnte, daß die Träume seiner Jugend in Erfüllung gingen: „Ich schreibe in den Tag hinein, denn meine Seele ist voll von einem Wort, einem Gedanken und einem Gefühl — Deutschland". Kurz, aber breit und tief werde der Blutstrom sein. Und wieder am 18. August, nachdem er Briefe über die Erhebung des Vaterlandes empfangen: „Die Väter halten ihre Söhne an der Hand und wollen nicht, daß sie bei der Ausloosung zurückbehalten werden, bis der König telegraphirt: Nehmt sie! Richter und hohe Beamten treten in das Heer. Und ich sitze hier und schreibe wie ein Dummkopf". Aber auch diesen Kampf um die nationale Freiheit, wie den amerikanischen Bürgerkrieg begleitete er mit litterarischen Aeußerungen, die er zugleich in der Revue und in englischer Sprache erscheinen ließ: „Ueber einige Punkte des Völkerrechts, a) das Plebiscit, eine deutsch-amerikanische Ansicht von der neuen deutschen Nationalität", worin er sich sehr entschieden gegen die auch von deutschen Radikalen geforderte Abstimmung der Elsässer und Lothringer über Lostrennung von Frankreich aussprach, b) die unwissenschaftliche und durchaus irreführende Bezeichnung: „Lateinische Race", c) „Ueber Waffenverkauf der Neutralen an kriegführende Mächte", worin er anknüpfend an den Alabamafall zwar zu beweisen sucht, daß amerikanische Waffen keineswegs direct von der Unionsregierung an die Franzosen gelangt sind, aber doch eine Reihe von Sätzen aufstellt, die sich behufs Verbesserung des Völkerrechts zu internationalen Verträgen eignen. In Sachen des litterarischen Eigenthumsrechts, besonders schwierig für das englisch redende Amerika, hatte er sich mit Rückblick auf deutsche Verhältnisse schon 1840 zu Gunsten internationaler Verträge vernehmen lassen, wie er 1865 den Vorschlag machte in ernsten völkerrechtlichen Schwierigkeiten, was ja innerhalb einzelner Reiche Europa's in anderen Dingen zu geschehen pflegte, nicht nur Souveräne, sondern große Hochschulen zu einem entscheidenden Spruche anzurufen. Den großen wirthschaftlichen Problemen der Gegenwart hat sich L. ebensowenig entzogen. Nachdem er, ein erklärter Freihändler und abgesagter Feind complicirter und unergiebiger Tarife, eine englische Uebersetzung von Bastiat's Sophismen der Schutzzollpolitik eingeleitet und in zahlreichen Artikeln das Thema behandelt hatte, ließ er die höchst bedeutenden, 1869 von ihm selber festgestellten „Bemerkungen über die Trugschlüsse amerikanischer Schutzzöllner" erscheinen, worin unter dem Motto: Kein Recht ohne seine Pflichten, keine Pflicht ohne ihre Rechte, 22 landläufige Begründungen des Tarifs widerlegt

werden, positiv aber auf die gefährlich nahe Verwandtschaft der Protection mit dem Despotismus des Einzelnen oder der Menge hingewiesen wird. Eine andere Gruppe der kleinen Schriften hing eng mit der Lehrthätigkeit und der persönlichen Beziehung zu seinen Schülern zusammen, wovon die kurze biographische Skizze Thayer's ein höchst anziehendes Bild entwirft. Von akademischen Ansprachen kommen in Betracht: die Inauguralrede beim Antritt der Professur in Süd-Carolina 1835; „Ueber Geschichte und Nationalökonomie als nothwendige Zweige des höheren Unterrichts in freien Staaten", vor derselben Zuhörerschaft, 1845; „Ueber Ursprung und Entwickelung der ersten Momente der Civilisation, wesentlich in linguistischer Beziehung". Aus einer Ansprache bei der Jahreseröffnung der Miami-Universität in Ohio 1846 entsprang die vortreffliche, in mehreren Ausgaben wiederholte und erweiterte Abhandlung „Ueber den Charakter des Gentleman". Die Rede „Ueber fortgesetzte Selbsterziehung" wurde am 1. October 1851 an seine Schüler gerichtet. Am 15. März 1856 sprach er vor dem Columbia-Athenäum „Ueber die Geschichte und den Vortheil derartiger der Förderung litterarischer Zwecke dienenden Vereinigungen". Die Inauguralrede bei Antritt seiner Professur in New-York am 17. Febr. 1858 handelte noch einmal eingehend von der Nothwendigkeit historischer und staatswirthschaftlicher Studien in freien Ländern. Mit einem Vortrage über antike und moderne Lehrer wurden im Herbst 1859 seine Vorlesungen über Politik eingeleitet. Ueber Alexander v. Humboldt, mit dem ihn Leben und Beschäftigung wiederholt zusammenführten, hat er zweimal, 1859 in der amerikanischen geographischen Gesellschaft und 1869 bei Enthüllung von Humboldt's Büste im Centralpark von New-York gesprochen. In dieselbe Kategorie gehören die schon im Frühjahr 1837 entstandene Denkschrift über das Studium fremder, vor allen der classischen Sprachen, der höchst merkwürdige Aufsatz vom December 1850 „Ueber die Töne der Laura Bridgman, verglichen mit den Elementen phonetischer Sprache" — einer intellectuellen, liebenswürdigen Taubstummen, deren Zuneigung L. zu ernst wissenschaftlichen Untersuchungen antrieb — und endlich ein kurzer Aufsatz zu Gunsten des Religionsunterrichts in höheren Schulen, weil ein unerläßliches Element einer liberalen Erziehung, wahrscheinlich aus dem J. 1850 und in ausgesprochenem Gegensatz zu den testamentarischen Bestimmungen des M. Girard. L. machte kein Hehl aus dem schlicht positiven Glauben, mit dem er in tief bewegter Zeit aufgewachsen war. Gleich fern indeß von unduldsamem Bekenntnißeifer, wie von pietistischem Separatismus, liebte er es nicht, in dem Lande völliger Entstaatlichung der Kirche die großen Fragen von Kirche und Staat herausfordernd anzurühren. Zur vollen Freiheit des Gewissens und des Glaubens hat er sich immerdar freudig bekannt. Sein tief sittlicher Ernst bäumte sich auf gegen Erscheinungen, wie Louis Napoleon, gegen alle Despoten der Neuzeit, wie der Vergangenheit, mochten sie noch so sehr zu den Heroen des Menschengeschlechts gezählt werden. Sein letzter Beitrag in der New-York Evening Post vom 24. Septbr. 1872 betraf Religion und Gesetz. Den gewaltigen Erfolgen der Naturwissenschaften stand er kühl gegenüber. Mit dem Kraftwort „die Bestien-Menschheit Darwin's" hielt er sich die Folgerungen der Lehre von der Zuchtwahl vom Leibe. Ein Freund der Kunst und der Natur, mit Kindern leicht auf vertrautem Fuß, wies er Alles von sich, was Geschmack und guter Sitte widerstrebt, vorzüglich auch die im alltäglichen Leben Englands und Amerika's so verbreiteten Vulgarismen der Rede. Eine gewaltige Correspondenz mit deutschen Freunden, Niebuhr, Bunsen, Humboldt, Mittermaier, Bluntschli, Heffter, Holtzendorff, mit den Franzosen de Tocqueville und Laboulaye, mit den Genossen des Vereins für das Völkerrecht, mit geistvollen Frauen ist sorgfältig aufbewahrt. Mit der Sammlung seiner eigenen, meist englisch

geschriebenen, aber das Wesen des ganzen Mannes athmenden Briefe ist die Wittwe beschäftigt, um diesen unendlich reichen Gedankenaustausch dem Publicum zuzuführen. Von Natur heiter und lebendig, wenn nicht ein ungewöhnlicher Druck wie etwa in den dunkelsten Tagen des Bürgerkriegs oder die plötzliche Versetzung in eine fremd gewordene Welt auf seiner Seele lag, übte L. einen hinreißenden Zauber auf seine Umgebung. Die treue Anhänglichkeit zu den Angehörigen und Freunden wurde ihm in reichstem Maße entgolten. Nur nach kurzem Unwohlsein ereilte ihn im 73. Jahre der Tod an einer Herzkrankheit in seinem Hause zu New-York. Am 2. October 1872 las ihm die Frau in gewohnter Weise vor, als er sie mit einem Schmerzensruf unterbrach und gleich darauf verschied. L. hat dem Zeitalter einen Stempel aufgedrückt, ähnlich wie Montesquieu und der von ihm hochverehrte Hugo Grotius. In der Erneuerung und Verbreitung seiner Schriften lebt er fort, nachdem sein starker Geist, mit ungewöhnlichen Schwierigkeiten vom heimathlichen auf einen fremden Boden verpflanzt, daselbst tiefe Wurzeln geschlagen. Nicht als Redner oder Inhaber eines leitenden Tageblatts, nicht als Militär, Parlamentarier, Staatsmann, sondern als Gelehrter, Denker und eindrucksvoller Schriftsteller ist er unter die ersten amerikanischen Bürger emporgestiegen und hat mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen in den Vereinigten Staaten das politische Nachdenken gefördert. Die Amerikaner, die ihn bewundern, übersehen fast, wie sehr die Triebkraft, welche zu seinen Erfolgen führte, echt deutsch war, und daß es gerade ihm wohl anstand, der ungehinderten Aufnahme fremder Elemente in die volle Bürgerschaft ihres freien Staatswesens das Wort zu reden. Die lebendige Ader der Forschung, die er mitbrachte, vertrug sich vortrefflich mit dem Talent, ihren Gewinn anzuwenden, das er ebenmäßig ausbildete. Weder Philosoph noch Historiker in ausschließlichem Sinn, gelang es ihm vielmehr, sich als politischer Schriftsteller unbefangen und erhaben über den Streit der philosophischen und historischen Schule in die Mitte zu stellen. Sein ganzes Wesen war streng ethisch. Die Erkenntniß, daß moralische, nicht juristische Verpflichtung jedem Recht entspricht und die bürgerliche Gesellschaft bedingt, liegt seiner ganzen Politik zu Grunde. Er hat wol bedauert, daß die gewaltige Republik, der er freudig angehörte, keinen anderen Namen trägt, als die Vereinigten Staaten Amerika's, weil nicht auch ein amerikanischer Admiral, wie Nelson, seine Leute anreden könne: England erwartet, daß jeder seine Pflicht thue.

Lieber's Miscellaneous Writings, 2 Vol., Philadelphia 1881, herausgegeben vom Präsidenten D. C. Gilman: Vol. 1: Reminiscenses, Adresses and Essays, mit einem schönen Nachruf vom Gerichtspräsidenten M. R. Thayer, gesprochen vor der historischen Gesellschaft von Pennsilvanien am 13. Januar 1873, Vol. 2: Contributions to Political Science mit Bluntschli's Erinnerung an Lieber aus der Revue de l'Institut de Droit International und einem chronologischen Verzeichniß der Schriften, S. 531. Gilman, Francis Lieber in der International Review, New-York 1881, X. S. 333. Weserzeitung, Mai, 4. 6. 7, 1873. R. Pauli in den Preuß. Jahrbüchern, XXXII. S. 429, 1873. Die Herausgabe der Briefe durch Frau Lieber, eine Biographie von dem nahe befreundeten D. Allibone stehen in Aussicht.

Pauli.

Lieberkühn: Johann Nathanael L., Arzt, den 5. Septbr. 1711 in Berlin geboren, war von seinem Vater zum geistlichen Stande bestimmt worden. Er hatte demgemäß 3 Jahre lang, zuerst in Halle, später in Jena theologischen Studien obgelegen, sich jedoch, der eigenen Neigung folgend und besonders durch die mathematisch-physikalischen Vorlesungen von Hamberger angeregt, sehr eingehend mit den genannten Naturwissenschaften beschäftigt, später auch unter

Wedel und Teichmeyer, die ebenso wie Hamberger seine ganz eminenten Anlagen für die Naturwissenschaften erkannt und ihn in seinen Studien aufs eifrigste gefördert hatten, Medicin studirt. Im J. 1733 begab er sich, der Weisung seines Vaters gemäß, nach Rostock, wo sein Bruder als Prediger fungirte, um sich hier für den Eintritt in den geistlichen Stand vorzubereiten, bald darnach aber und noch vor seiner Ordination, starb sein Vater und nun konnte er sich, von jedem äußeren Zwange befreit, ausschließlich der Beschäftigung mit den Naturwissenschaften hingeben. Nach einer größeren Reise durch Deutschland ging er nach Leyden, wo er unter Boerhaave, Albinus und Gaub studirte und 1739, nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation „De vulvula coli et usu processus vermicularis“ (abgedruckt in Haller, Diss. anat. select.) den medicinischen Doctorgrad erlangte, sodann nach London, wo er auf Grund der von ihm gefertigten Präparate, welche er der Royal Society vorgelegt hatte und welche die Bewunderung der Anatomen erregt hatten, zum Mitglied dieser gelehrten Gesellschaft ernannt wurde, und kehrte sodann 1740, nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Paris, nach seiner Vaterstadt zurück, wo er sich als praktischer Arzt niederließ, Mitglied des Medicinalcollegiums wurde und am 7. October 1756, in einem Alter von 45 Jahren, gestorben ist. — L. verband mit einer ungewöhnlichen Beobachtungsgabe ein eminentes technisches Talent, das ihn befähigte, sich die für seine anatomischen Studien nothwendigen Instrumente, und namentlich die mikroskopischen, selbst anzufertigen; eine sehr ausgebreitete ärztliche Praxis aber beeinträchtigte seine wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit. Außer der oben genannten Dissertation und zwei kleinen Artikeln, einer Beschreibung des von ihm für anatomische Zwecke gebrauchten Mikroskops und einer Anweisung zur Anstellung histologischer Unsuchungen der Eingeweide in den Memoiren der Berliner Akademie der Wissenschaften (1745, 1748), hat er nur noch die vortreffliche Schrift über die Darmzotten („De fabrica et actione villorum intestinorum tenuium“, 1745, mit drei von Lyonnet meisterhaft ausgeführten Kupfertafeln, deren Zeichnung L. unter dem Mikroskope angefertigt hatte) veröffentlicht; in den, in dieser Arbeit zuerst beschriebenen und nach ihm benannten drüsigen Organen der Dünndarmschleimhaut lebt sein Name in der Wissenschaft fort. — Nicht weniger berühmt ist L. durch die von ihm in höchster Vollendung hergestellten Gefäßinjectionspräparate geworden, für deren Studium er gleichzeitig katadioptrische Mikroskope angefertigt hatte. Die Präparate, deren Zahl mehr als 400 betrug und von welchen sich ein Verzeichniß in Année littéraire, 1764, XI. 137 befindet, sind nach seinem Tode in den Besitz von Beireis und später an mehrere anatomische Museen gelangt, in welchen sie noch jetzt aufbewahrt werden. — Seine Schriften sind gesammelt von Sheldon, 1782 (London), herausgegeben worden. A. Hirsch.

Lieberkühn: Philipp Julius L., Schulmann, geb. im August 1754 in dem Städtchen Wusterhausen in der Mark, † zu Breslau am 1. April 1788. Vorgebildet auf der Schule zu Neu-Ruppin, bezog L. im J. 1771 die Universität zu Halle, um Philologie zu studiren. Außer den alten Sprachen betrieb er auch die neueren eifrig, besonders das Französische und Englische und benutzte auch jede Gelegenheit, um sich in der Musik weiter auszubilden. 1776 kam er nach Ruppin zurück, um die Erziehung der Kinder des Justizraths Nöldechen zu übernehmen. Wie im nächsten Jahre die Schule zu Ruppin neu eingerichtet wurde, erhielt er eine der ersten Lehrerstellen der Anstalt und erwarb sich bald den Ruf eines ausgezeichneten Schulmannes. Als die Akademie zu Padua aus der Stiftung des Grafen Carlo Bettoni einen Preis auf die beste Beantwortung der Frage: „Welches sind die besten Mittel, in den Herzen der jungen Leute, die zu hohen Würden oder zum Besitze großer Reichthümer bestimmt sind, Menschen-

liebe zu erwerben und zu erhalten?" ausschrieb, hatte L. das Glück, die von ihm eingesendete Abhandlung (gedruckt in dessen kleinen Schriften, S. 434—513) mit dem Preise gekrönt zu sehen. Durch diese Auszeichnung, noch mehr durch seine erfolgreiche Wirksamkeit als Lehrer und Pädagog erwarb er sich einen so geachteten Namen, daß er, nachdem er schon früher einen Ruf nach Halberstadt und einen zweiten nach Halle abgelehnt hatte, nach dem Tode des Rectors Arletius den Antrag erhielt, die Leitung des Elisabethen-Gymnasiums zu Breslau zu übernehmen. Er folgte dem Rufe im Juli 1784, aber seine energische Thätigkeit daselbst dauerte nicht volle vier Jahre, da er schon von Ruppin die Keime eines unheilbaren Brustleidens mitgebracht hatte. Daß er die Neuerung einführte, die nicht selten scharfen Censuren der abgehenden Schüler in den Jahresberichten der Schule bekannt zu machen, war ein Mißgriff, der ihm manche Feinde zugezogen hat; trotzdem wurde sein frühzeitiger Tod in Breslau allgemein bedauert. Außer der oben genannten Preisschrift verfaßte er einen „Versuch über die anschauende Erkenntniß, als ein Beitrag zur Theorie des Unterrichts", Züllichau 1783, und lieferte verschiedene Beiträge zur „Allgemeinen Litteraturzeitung" und zu den „Schlesischen Provinzialblättern". Seine Schulreden, von denen die über die gute Laune des Schulmanns, über den Werth der öffentlichen Erziehung, über die Vortheile und Nachtheile der großstädtischen Schulen eine besondere Hervorhebung verdienen, sind in Lieberkühn's „Kleinen Schriften" gesammelt, die Gedike herausgegeben hat, Züllichau und Freystadt 1791. Eine mit vielem Geschick abgefaßte lateinische Uebersetzung von Campe's Robinson erschien nach seinem Tode (Züllichau 1789) und erlebte vier Auflagen.

Lebensbeschreibung von Joh. Stuve und Fr. Gedike in Lieberkühn's Kleinen Schriften, S. 514—55. Halm.

Liebermann: (Bruno Franz) Leopold L., katholischer Theologe, geboren am 12. October 1759 zu Molsheim, † am 11. November 1844 zu Straßburg. Sein Vater war Schullehrer in Molsheim, einem Städtchen etwa vier Stunden von Straßburg entfernt. In dem dortigen, meist von Exjesuiten geleiteten, Collegium vorbereitet, trat L. 1776 in das Priesterseminar zu Straßburg. Im December 1780 wurde er zum Subdiakon geweiht und, da er das für die Priesterweihe erforderliche Alter noch nicht erreicht hatte, vorläufig als Lehrer in dem Collegium zu Molsheim beschäftigt. Am 17. Mai 1782 wurde er zum Licentiaten der Theologie promovirt, am 25. Mai zum Diakon, am 14. Juni zum Priester geweiht und nun zunächst Kaplan in Hohengöft, bald darauf Director (Repetent) im Seminar und 1784 zugleich Sonntagsprediger im Münster zu Straßburg. 1787 wurde er Pfarrer zu Ernolsheim in der Nähe seiner Heimath. Da er 1791 den Eid auf die Civilconstitution des Klerus verweigerte, wurde er abgesetzt und mußte 1792 das Land verlassen. Im Auftrage seines Bischofs, des Cardinals Rohan, der sich nach Ettenheim-Münster geflüchtet, ging er nach der Prämonstratenser-Abtei Allerheiligen im Schwarzwald und unterrichtete mit einem anderen Priester, Namens Beckmann, neun elsässische Candidaten des geistlichen Standes; er trug ihnen namentlich Dogmatik und Kirchenrecht vor. Im J. 1795 kehrte er, zugleich als außerordentlicher bischöflicher Commissar bestellt, nach Ernolsheim zurück, mußte sich aber in diesem Jahre und wieder vom September 1797 bis August 1800 verborgen halten und konnte nur heimlich seine Gemeinde pastoriren. Anfangs 1801 wurde er als Prediger im Münster und Secretär des Bisthumsverwesers Hirn nach Straßburg berufen. Da er gegen den neuen im Juni 1802 in Straßburg installirten, früher constitutionellen Bischof Saurine mit anderen streng kirchlichen Geistlichen opponirte, wurde er im Mai 1803 auf seine Pfarrei zu-

rückgeschickt. Am 13. März 1805 wurde er unter der (ganz unbegründeten) Beschuldigung, im Bunde mit den Feinden des Staates (dem Herzog von Enghien) gestanden zu haben, verhaftet, nach Paris geführt und dort 8 Monate gefangen gehalten. Sein Freund Colmar, der 1802 Bischof von Mainz geworden, verwendete sich für ihn bei dem Minister Portalis, und L. wurde freigelassen, mit dem Vorbehalt, daß er das Elsaß nicht betrete und sich mindestens 40 Stunden von Straßburg entfernt halte; auch mußte sich Colmar für ihn verbürgen. Colmar berief ihn nun nach Mainz und ernannte ihn 1805 zum geistlichen Rath und zum Superior des von ihm errichteten Seminars, mit welchem später auch ein Knabenseminar verbunden wurde. Ehe er dieses Amt antrat, mußte er den in den organischen Artikeln vorgeschriebenen Revers unterschreiben, daß er gemäß der (gallicanischen) Declaration von 1682 lehren wolle. 1806 erhielt er ein Canonicat und von der kaiserlichen Universität zu Paris die theologische Doctorwürde. Er trug im Seminar Pastoraltheologie und Kirchenrecht — nach den in Allerheiligen ausgearbeiteten (nicht gedruckten) Institutiones juris canonici, — von 1812 an auch Dogmatik vor. Daneben predigte er fleißig im Dome und sonst. 1813 und 14 pflegte er mit Colmar und seinen Schülern mit großer Aufopferung die Typhuskranken, wurde angesteckt und war dem Tode nahe. — Als Vorsteher der geistlichen Bildungsanstalt zu Mainz hat L. segensreich gewirkt: die späteren Bischöfe Räß, Weis und Geissel, ferner Klee, Lüft, Lennig, Remling, Nickel u. A. waren seine Schüler. — Nach der neuen Circumscription der oberrheinischen Kirchenprovinz im J. 1821 befand sich L. auf der Liste der 14 Geistlichen, welche Cardinal Consalvi für die fünf Bisthümer empfahl. Im J. 1823 wollte der Großalmosenier Cardinal Croy, Erzbischof von Rouen, ihn dem Könige von Frankreich für das Bisthum Metz vorschlagen. L. lehnte aber ab wegen seines vorgerückten Alters und des Mangels an Fertigkeit in der französischen Sprache. — 1824 folgte er einem Rufe des Bischofs Tharin nach Straßburg und wurde dort Domcapitular und Generalvicar (1824—28 auch, als Stellvertreter des Bischofs, Präsident der Schulcommision für die katholischen Volksschulen der Diöcese). Er bekleidete dieses Amt auch unter Tharin's beiden Nachfolgern, Lepappe de Trevern und Räß (seinem frühern Schüler). 1838 wurde er in die Differenzen des Bischofs de Trevern mit dem Abbé Bautain verwickelt: er war Vorsitzender der Commission, welche Bautain's philosophisch-theologisches System begutachtete. — L. hat sich einen Platz in der theologischen Litteraturgeschichte gesichert durch sein Lehrbuch der Dogmatik, welches unter dem Titel „Institutiones theologicae“ in 5 Bänden in den J. 1819—27 zuerst, im Todesjahre des Verfassers, 1844, in sechster Auflage, seitdem noch in wiederholten Abdrücken, 1869 in zehnter Auflage in zwei Bänden erschien ist. (Vgl. Werner, Gesch. d. kath. Theologie, S. 403. Litt. Handw. 1870, 273.) Das Buch wurde einige Decennien an vielen theologischen Lehranstalten nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern als Lehrbuch gebraucht. Im J. 1831 schrieb, wie Liebermann's Biograph, Guerber (s. u.), S. 305 berichtet, der Rector der Propaganda, Graf Reisach, der spätere Cardinal, an L.: dem Plane, das Buch in Rom als Lehrbuch einzuführen, stehe nur der Umstand entgegen, daß L. „die römischen Meinungen, besonders die Infallibilität des Papstes, nicht vertheidige, sondern als unentschieden aufstelle, während man in Rom diese Meinungen bisher stets, wenn auch nicht als zum Glauben gehörig, doch als gewiß und wahr vertheidigt habe“. Er schlug ihm vor, „den betreffenden Bogen zu ändern, was er um so leichter thun könne, da die fatalen gallicanischen Meinungen immer mehr in Mißcredit kämen und L. selbst persönlich den Papst für unfehlbar halte“. In einem Briefe vom J. 1833 schreibt Reisach: man werde das Buch im nächsten

Jahre als Schulbuch gebrauchen und als Anhang über die Infallibilität des Papstes und über die facta dogmatica aus Sardagna die betreffende Abhandlung beidrucken lassen, vielleicht auch eine neue Auflage veranstalten. Wenn dieses geschehen, so ist das Buch von L. in Rom sehr bald, allmählich auch in vielen anderen (außerdeutschen) Lehranstalten durch das (wissenschaftlich viel tiefer stehende) dogmatische Lehrbuch des Jesuiten Joh. Perrone verdrängt worden, welches zuerst Rom 1835—39, seitdem in einigen 30 Auflagen erschienen ist. — Bezüglich eines anderen Punktes, der Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä — die L. zwar als eine richtige, aber als eine solche Ansicht bezeichnet, die nicht zum Glauben gehöre und nicht als Glaubenssatz definirt werden könne — ist L. nach der Definition Pius' IX. vom 8. Decbr. 1854 von den Mainzer Theologen in der Weise corrigirt worden, daß sie den späteren Auflagen seines Buches, dessen Text unverändert blieb, eine (auch separat ausgegebene) Appendix beifügten. — In der Revolutionszeit hat L. anonym einige Broschüren drucken lassen, eine über die Einziehung der Kirchengüter unter dem Namen „Hans Bessergemeint" (gegen eine Broschüre von „Hans Wohlgemeint") und 1801 eine „Reponse à Mgr. Saurine, évêque de Strasbourg", gegen dessen ersten Hirtenbrief. Von seinen Predigten ließ L. die Trauerrede auf den Bischof Colmar, 1818, und acht in Mainz 1807 gehaltene Predigten über die Gaben des hl. Geistes (in der von seinen Schülern Räß und Weis herausgegebenen „Neuen Bibliothek der katholischen Kanzelberedsamkeit", 2. Bd. 1834) drucken. Nach seinem Tode erschienen noch drei Bände Predigten „herausgegeben von Freunden und Verehrern des Verewigten", 1851—53; der Herausgeber, Fr. Sausen, hat aber willkürlich daran geändert und Predigten aufgenommen, die nicht von L. sind (Guerber, S. 316). — Die Zeitschrift „Der Katholik" ist nicht von L., sondern von seinem Schüler Räß 1821 begründet worden, und in den J. 1825 und 26, in welchen sie in Straßburg erschien, war er nur nominell (in Wirklichkeit Joseph Görres) der Redacteur derselben; er hat aber Beiträge geliefert; gleich der erste Aufsatz des ersten Bandes, über religiöse Erziehung, ist von ihm.

Nicht zu verwechseln mit L. ist ein anderer Elsäſſer, Franz Libermann. Er wurde geboren zu Zabern am 24. März 1803 als Sohn des dortigen Rabbiners Lazarus L., ließ sich 1826 in Paris taufen und erhielt statt des Vornamens Jakob den Vornamen Maria Paul Franz — bei der Conversion seines Bruders, des Arztes Samson L. zu Straßburg, im J. 1824 war der Generalvicar Liebermann betheiligt; noch zwei andere Brüder wurden vor Jakob Christen, — im Seminar St. Sulpice Theologie studirte, 1841 Priester wurde und eine „Congregation zum hl. Herzen Mariä" zur Bekehrung und Pastoration der Neger, besonders in den französischen Colonien, gründete, welche sich 1848 mit der im 17. Jahrhundert zu demselben Zwecke gegründeten „Congregation vom hl. Geiste" vereinigte. Er starb als Generalsuperior dieser Congregation zu Paris am 2. Febr. 1852. Vgl. Vie du R. P. Libermann (von Dom Pitra, später Cardinal) 1855 (2. Ed. 1872). Rosenthal, Convertitenbilder, III. 1, 83.

Felder-Waitzenegger, Gelehrtenlexikon, III. 287 (wahrscheinlich Selbstbiographie). J. Guerber, Bruno Franz Leopold Liebermann, 1880.

Reusch.

Liebezeit: Johann Gottfried L., Buchhändler zu Hamburg in der zweiten Hälfte des 17. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Die Aufzeichnungen über die äußeren Verhältnisse sowol dieses Buchhändlers selbst, seiner Wittwe und deren beider Geschäftsgenossen, als auch der Nachfolger in der Handlung sind sehr dürftig und lückenhaft. Es scheint, daß L. früher zu Stockholm gelebt habe, denn 1670 erschien „J. C. Boytin Discursus juridicus de

mero imperio", 4⁰, Holmiae (Stockholm) und Hamburg, bei J. G. L. und Joh. Naumann, 1691 aber verlegte er zu Hamburg des Jo. Moller „Isagoge ad Historiam Chersonesi Cimbricae", 8⁰. Sein Geschäftsgenosse Naumann aber war der Sohn des zu Großenhain in Sachsen den 20. Sept. 1614 geborenen und den 16. Mai 1668 zu Hamburg gestorbenen Buchhändlers gleichen Namens. Der letztere betrieb zuerst sein Geschäft als Buchhändler zu Hamburg und dann seit 1650 als solcher zu Frankfurt a/M. Im J. 1652 verlegte er in Hamburg des Lambeck „Origines Hamburgenses" (2 Thle., 4⁰), 1660 die zu Schleswig gedruckte Reisebeschreibung des Adam Olearius, sowie manche Schriften des gekrönten Dichters Joh. Georg Greflinger (Bd. IX. S. 625). Im J. 1707 erscheint L. in Verbindung mit einem Buchhändler Samuel Heyl, der fast völlig unbekannt ist. L. starb den 25. Mai 1711, aber schon vorher, 1708, hatte seine Frau unter ihrem Namen des V. Placcius „Theatrum Anonymorum et Pseudonymorum", Fol., verlegt und zwei Jahre später tritt auch ein Christian L. als Buchhändler auf, der vielleicht ein Sohn des vorigen war und sich ein besonderes Geschäft gegründet hatte. Der letztere verlegte manche sehr bedeutende Werke, wie 1706 des J. A. Fabricius „Bibliotheca latina" und die „Scriptores rerum Septentrionalium". Fol., 1710 die Thalercollection, 1715 „J. Christoph. Wolfii Bibliotheca Hebraea", Vol. I, u. a. m., die er mit Theodor Christoph Felginer veröffentlichte. Dieser war zu Wittenberg 1686 geboren und starb den 6. Mai 1726 als hamburgischer Buchhändler. In seinem und hernach seiner Wittwe Verlage erschienen 1721—33 die drei letzten Bände der Wolfischen „Bibliotheca Hebraea" und 1723—29 Staphorst's „Hamburgische Kirchengeschichte". Nach seinem Tode setzte die Wittwe noch bis 1740 in Verbindung mit Joh. Karl Bohn die Handlung fort und beide verlegten in diesem Jahre u. a. „A. H. Lackmanni Annalium typograph. selecta quaedam capita", den Verlag aber von dem bekannten Werke des Joh. Alb. Fabricius „Bibliotheca latina med. et inf. aetatis" (6 Bde. 8⁰), den sie zuerst allein 1734 begonnen hatte, setzte Bohn fort und beendigte das Werk (gedruckt in der „officina Piscatoris") 1746. Was diesen letzteren anbelangt, so war er 1712 zu Breslau geboren und starb zu Hamburg den 26. Decbr. 1773. Er hat seinen Namen der gelehrten Welt durch den Verlag von Hagedorn's Gedichten (1742—47 und 1757, 3 Thle.), dann von mehreren Werken Klopstock's 1769 ehrenvoll bekannt gemacht.

J. M. Lappenberg, Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg, S. LII—LIV. J. Franck.

Liebherr: Joseph L., Mechaniker, geb. 1767 zu Immenstadt im Allgäu als Sohn eines Thurmuhrmachers; lernte in München und Constanz, arbeitete dann selbständig als Uhrmacher in seiner Heimath und bei Hengeler in München. Durch einen, ohne besondere Anleitung gefertigten Sextanten wurde er mit Reichenbach und Utzschneider bekannt, welche 1804 unter diesem dreifachen Namen das mathematisch-mechanische Institut begründeten. Aus dieser Werkstätte ist (auch auf die ausübende Astronomie) eine bleibende Wirkung hervorgegangen, sodaß mit ihm eigentlich eine neue Epoche beginnt; Künstler bildeten sich hier, die sich in verschiedenen Theilen Europa's neue Werkstätten begründeten. L. erfand ein Räderschneidzeug, welches den Anstoß gab zu Reichenbach's neuer Kreistheilungsmethode; beide fertigten zusammen die erste Theilungsmaschine. Außerdem machte L. viele Erfindungen und Verbesserungen an Meßinstrumenten, selten kam ein Instrument mit ungeändertem Bau aus seinen Händen; so gab er auch zur Verwirklichung von Frauenhofer's Idee, der Verbindnng parallaktischer Aufstellung mit einem Uhrwerk zu größeren Refractoren, manche gute Winke. L. war jedenfalls mehr als ein ausgezeichnetes Werkzeug Reichenbach's,

mit welchem jedoch der eigensinnige L. in Streit gerieth und in Folge dessen 1814 aus dem Institut schied, wo er ebenso thätig wie nützlich gewirkt und viele angehende Mechaniker, darunter Traugott Ertel, gebildet hatte. Er gründete nun vorerst eine eigene Werkstätte und trat (als Reichenbach sich von Utzschneider und Frauenhofer getrennt hatte) mit Utzschneider und Werner in neue Verbindung, wobei Utzschneider, wie in allen seinen patriotischen Unternehmungen, Chef und Triebfeder des Ganzen war, L. aber den technischen und Werner den commerziellen Theil unter sich hatte. Doch löste sich auch diese Gesellschaft auf und L. zog, nachdem er noch die Aufstellung des Frauenhofer'schen Refractors für Dorpat ausgeführt hatte, nach Kempten zurück, wo er fünf Jahre lang nach seiner Methode Schriftgießerei betrieb, bis er 1828 als Professor an die neuerrichtete polytechnische Centralschule nach München berufen wurde. Hier fertigte er viele Modelle und physikalische Instrumente, wetteifernd mit Ramsden, Reichenbach und Repsold. Er construirte eine neue Buchdruckerpresse, für welche er vom polytechnischen Verein die goldene Medaille erhielt, dann ein Uhrenräderschneidzeug, eine Kniehebelpresse zum Pressen von Oel, Rübenzucker etc. Von L. kam die Angabe einer Münzjustirmaschine und u. a. auch ein Cohäsionsmesser, Storchenschnabel oder Pantograph, eine neue Regulirung der Uhren (von ihm die Normaluhr über dem zur königl. Akademie der Wissenschaften führenden Portal in der Neuhausergasse), viele Theodolithen mit verbesserter Construction, bordaische und Vertikalkreise auf verschiedenen Sternwarten und eine Art Universalinstrument mit Repetition für Zenith und Azimuth. — L. war und blieb ein Autodidakt mit allen guten und bösen Seiten eines solchen; seine Zeit lohnte ihm nicht im Verhältniß zu seinen Verdiensten. Obwol vielfach in Schatten gestellt und darob mannigfach verbittert, gewährte er doch immer Allen seinen nützlichen Rath. Seine Freimüthigkeit und Offenheit der Rede scheute keinen Gegner, wodurch er seine Stellung nicht erleichterte, mied aber auch, im vollen Bewußtsein seines Werthes, alle Prahlerei. Er starb am 8. October 1840 zu München.

Sein Bruder, Benedikt L., Uhrmacher und Mechaniker, begründete in Landshut eine bedeutende Wollspinnmanufactur.

Vgl. Nekr. im Kunst- und Gewerbeblatt von Baiern. München, XXVI. (= XVIII.) Bd., 1840, S. 696—700, von (Dr. Ludwig) M(er)z. Gilbert's Annalen der Physik, Bd. LV. LVII. LVIII. LIX. Mädler, Geschichte der Himmelskunde, II. S. 347. Hyac. Holland.

Liebich: Christoph L., Forstmann, welcher sich selbst „Reformator des Waldbaues" nannte, geb. am 9. October 1783 zu Falkenberg (preuß. Schlesien), † am 11. Januar 1874 zu Prag. Er absolvirte zunächst das Gymnasium zu Neiße, bezog hierauf die königl. Oberbauschule in Breslau, bestand die Prüfung als Landmesser und Forstconducteur und wurde als solcher beeidigt. Nachdem er hierauf bei dem Revierförster Prauser einen dreijährigen praktischen Cursus durchgemacht hatte, wendete er sich, durch den Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen empfohlen, nach Zillbach, um sich unter Cotta's Anleitung auch die forsttheoretische Grundlage anzueignen. Als dieser 1811 dem Rufe nach Tharand Folge leistete, siedelte er mit dorthin über. Er scheint hier sehr fleißig studirt und sich namentlich von den Extravaganzen der Commerse ferngehalten zu haben. Nach Abschluß seiner Studien fand er eine Anstellung als k. k. Cameralforstingenieur zu Lemberg, wo er u. a. eine Generalkarte Galiziens — mit besonderer Berücksichtigung der 52 Staatsdomänen — anfertigte. Später trat er in gleicher Eigenschaft nach Böhmen mit dem Wohnsitze in Prag über, wurde aber hier nach achtjähriger Dienstleistung wegen Verkaufs der Staatsgüter disponibel und warf sich nun mit regem Eifer, theils aus innerem Drang, theils aber auch

mit aus Gründen des Erwerbes auf die Schriftstellerei, indem er sich zugleich als Docent der Forstwissenschaft am Prager Polytechnicum habilitirte. Nebenbei wurde er von verschiedenen Großgrundbesitzern in forstlichen Angelegenheiten vielfach zu Rathe gezogen und allgemein „Forstrath" titulirt. Seine Anstellung im Domänendienste scheiterte hauptsächlich an seiner im Allgemeinen unpraktischen Richtung, aber auch mit an seiner Streitlust. Er verbrachte daher — von seinen Gegnern der österreichische forstliche Don Quixote genannt — die zweite Hälfte seines Lebens in sehr dürftigen Verhältnissen. Es kam vor, daß er im Winter, weil es ihm oft an Mitteln zur Beschaffung von Brennholz fehlte und er die Unterstützung seiner Freunde aus falschem Stolze hartnäckig zurückwies, einen großen Theil des Tages schreibend im Bette verbrachte. Trotzdem erreichte er, von Jugend auf an Entbehrungen und Enthaltsamkeit gewöhnt, das hohe Alter von 92 Jahren. — L. gehörte in seiner Zeit wegen der Absonderlichkeit seiner Ideen und des Eifers, mit welchem er dieselben verfocht, zu den in forstlichen Kreisen bekanntesten Persönlichkeiten. Er glaubte sich berufen, eine Umwälzung der im Gebiete des Waldbaues herrschenden Ansichten herbeizuführen und forderte daher die ganze forstliche Welt durch Wort und Schrift zum Kampfe heraus. Er verlangte räumliche Bestandesbegründung durch Pflanzung, möglichste Lichtstellung der einzelnen Baumindividuen, vor allem aber möglichst ausgedehnten Waldfeldbau im weitesten Sinne des Wortes bis zum Abtriebsalter. Sein Motto, welches er unter seinem lithographirten Porträt, das ihm seine „scheidenden Freunde und Hörer von 1854 aus Dankbarkeit gewidmet" hatten, eigenhändig niederschrieb, lautete: „Sylvan reicht Ceres und Pomona die Hand, — für Völkerglück, für Staatenwohl sei Euer Freundschaftsband". Mit inbegriffen in seinem Programme waren, wie hieraus ersichtlich, Obstbaumzucht, ferner Waldfutterwirthschaft, auch Begünstigung der Ziegenzucht, Anbau von Maulbeerbäumen und endlich Zulassung der Streunutzung. Daß er mit diesen Ansichten auf viele Widersacher unter den Forstwirthen stieß, kann nicht befremden. Seine Lehre fand aber auch Anhänger, welche sich den Namen der „Prager Schule" beilegten. Sein „Waldbau nach neuen Grundsätzen, als die Mutter des Ackerbaues" (1834) enthält die Quintessenz seiner reformatorischen, ohne Zweifel etwas überspannten Ideen. Bei Gelegenheit der 18. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Prag (1856) wurde, unter seiner Anwesenheit, die Waldfeldbaufrage gründlich abgehandelt, jedoch kein für sie günstiges Resultat erzielt. L. war ein Mann von Geist und Kenntnissen, jedoch überwog bei ihm die Phantasie. Er construirte a priori, ohne auf dem Boden der Erfahrung, noch demjenigen des Experiments zu stehen, mußte daher auf Irrwege gerathen. Was er für richtig erkannt hatte, vertrat er mit unerschütterlicher Ueberzeugungstreue. Rühmende Anerkennung verdienen außerdem seine unbestechliche Ehrlichkeit, vollendete Hingabe an seinen Beruf und sein unermüdlicher Fleiß. Er schrieb — außer der bereits erwähnten Schrift — noch folgende Werke: „Die Forstregulirung der Herrschaften Krzesetitz und Aumonin in Böhmen, nach den neuesten Grundsätzen bearbeitet" (1826); „Der höchste nachhaltige Forstertrag" rc. (1827); „Handbuch für Forsttaxatoren und die es werden wollen" (1830); „Die Forstbetriebsregulirung — mit Rücksicht auf das Bedürfniß unserer Zeit" (1836); „Die Reformation des Waldbaues im Interesse des Ackerbaues, der Industrie und des Handels" (2 Thle. 1844 u. 45); „Compendium der Forstwissenschaft" (1854); „Compendium der Jagdkunde" (1855); „Bodenstatik für Forst- und Landwirthschaft nach den Lehren der Prager Schule" (1855; 2. Aufl. 1859); „Die Forstwissenschaft nach der Prager Lehre" (1859); „Der Maulbeerbaum als Waldbaum und als die Grundlage des Deutsch-Oesterreichischen Seidenbaues" (1859); „Ueber Seidenzucht" (1865); „Compendium des Waldbaues" (2. Aufl.

1866); „Forstkatechismus oder erster Unterricht über das Forstwesen“ (1869). Durch alle diese Schriften klingt als Grundton das Bestreben, die Forstwirthe für den Waldfeldbau zu erwärmen. Wiederholungen sind häufig, auch leidet die Darstellung nicht selten an Verworrenheit und Breite. — Außerdem gab er eine Reihe periodischer Zeitschriften heraus: „Der aufmerksame Forstmann“ (1825—31); „Allgemeines Forst-, Jagd- und Seidenbaujournal“ (1831—37); „Organ für die Reformation des Waldbaues“ (1846) und „Oesterreichs Central-Forstorgan“ (1851—54). Auch in diesen Zeitschriften sind die Artikel über die Verbindung des Waldbaues mit dem Feldbau und über Forstsystemisirung am zahlreichsten vertreten. Er war theils wirkliches, theils correspondirendes, theils Ehrenmitglied zahlreicher gelehrter und gemeinnütziger Vereine, wurde auch durch Verleihung der goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet. — L. und seine Schule sind binnen kurzer Zeit in Vergessenheit gerathen, immerhin ist aber anzuerkennen, daß in den Schriften dieses streitbaren Reformators manche Goldkörner verborgen liegen, wodurch Anregung gegeben wurde.

Fraas, Gesch. der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 599, 600 u. 614. Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstl. Chrestomathie, IV. S. 127, Nr. 2660a, S. 140, Nr. 2682a und S. 300, Nr. 3023b; das. V. 1. S. 23, Nr. 87 u. S. 68, Nr. 255. G. v. Schwarzer, Biographien, S. 17. Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1874, S. 285 (Nekrolog, der österreichischen Monatsschrift, 24. Bd., S. 251 entnommen). Forstliche Blätter, N. F., S. 240. Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums ꝛc. III. S. 224 u. 225.

R. Heß.

Liebich: Ehrenfried L., geb. am 13. Juni 1713 zu Probsthain im Fürstenthum Liegnitz, sollte erst das Handwerk seines Vaters, der ein Müller war, erlernen. Da er aber besonders begabt war, wurde er in seinem 16. Jahre auf die lateinische Schule in Schweidnitz geschickt, dann im J. 1732 auf das Elisabeth-Gymnasium in Breslau, von wo er im J. 1738 nach Leipzig ging, um Theologie zu studiren. Nach Vollendung seiner Studien ward er zunächst Hauslehrer und darauf im J. 1742 Pastor zu Lomnitz und Erdmannsdorf im schlesischen Fürstenthum Jauer. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem am 23. Decbr. 1780 erfolgenden Tode. Er hat als Dichter geistlicher Lieder sich einen Namen gemacht. Die ersten Lieder soll er auf Bitten seiner Frau in den J. 1749 und 50 verfertigt haben, von diesen fanden acht im Hirschberger Gesangbuch vom J. 1752 Aufnahme. In den nächsten Jahren war seine Zeit durch die Arbeit an der von ihm mit Johann Friedrich Burg (vgl. Bd. III. S. 588 f.) besorgten sogen. Hirschberger Bibel so ausgefüllt, daß er an weitere poetische Versuche nicht denken konnte. Dies Bibelwerk erschien mit Liebich's Anmerkungen herausgegeben von Burg in 3 Bänden, Hirschberg 1756—65, 8°. Als Gellert im J. 1763 in Karlsbad das Hirschberger Gesangbuch und in ihm die Lieder Liebich's kennen lernte, soll er ihn zur Dichtung weiterer geistlicher Lieder aufgefordert haben. Jedenfalls nahm L. diese Arbeit nun wieder auf und hat es dann im ganzen auf 236 Lieder gebracht. Zuerst erschienen 142 in der Sammlung: „Geistliche Lieder und Oden“, Hirschberg und Leipzig 1768, mit einer Vorrede von Christian Samuel Ulber, Pastor zu St. Jacobi in Hamburg; in einem Nachwort (32 unpaginirte Seiten) setzt L. seine „Gedanken über die Evangelischlutherischen Kirchenlieder und deren von den Neuern damit vorgenommenen Veränderungen“ auseinander; er tadelt hier das Vorgehen dieser sogen. Liederverbesserer stark, von seinen eigenen Liedern spricht er sehr bescheiden, gibt aber auch an, welchen Fleiß er auf sie gewandt; „ein Wort zu finden, um einen guten Gedanken stärker und den Vers fließender zu machen, hat mich zuweilen einige Stunden gekostet“, — was einigermaßen an die Sorgfalt er-

innert, mit der auch Gellert an seinen Liedern feilte. Schließlich sagt er (auf der letzten Seite): „Wie diese Lieder werden aufgenommen werden, das muß ich erwarten. Eins aber bitte ich mir aus. Man mag sie tadeln, man mag sie verachten, aber ändern soll man sie nicht. Und wenn man sie auch wie die Kirchenlieder aus Hochachtung änderte und sie zwanzigmal schöner machte, so würde ich es doch für eine große Beleidigung ansehen“. Diese Lieder fanden eine sehr gute Aufnahme; eine große Anzahl von ihnen ging bald in Gesangbücher über. Sind viele unter ihnen auch zu lehrhaft und reflectirend, um im eigentlichen Sinne Kirchenlieder zu sein, so sind sie doch alle erbaulich, wie denn auch L. im wesentlichen an der Kirchenlehre festhielt. Der Recensent in der Allgemeinen deutschen Bibliothek (Anhang zum 1.—12. Bande, I. S. 41 ff.), der sichtlich deswegen an ihnen Anstoß nimmt, meint doch auch, daß mehrere, „wenn einige Kleinigkeiten daran verbessert würden“, einen Platz in dem besten Gesangbuch verdienten. Unter den Liedern dieser Sammlung befinden sich u. a. die noch allgemein bekannten: „Höchster Tröster, komm hernieder“; „Erheb, o Christ, dein Herz und Sinn“; „Hier ist mein Herz, mein Gott, ich geb es dir“. Der zweiten Ausgabe dieser Lieder, die im J. 1773 erschien, fügte L. noch einen zweiten Theil mit 94 Liedern hinzu, die im ganzen wol mit Recht eine geringere Verbreitung gefunden haben, als die früheren. Ueber seine übrigen Schriften vgl. Meusel.

Heerwagen, Literaturgesch. der geistl. Lieder und Gedichte neuerer Zeit, I. S. 229 ff. — Meusel, Lex. VIII. S. 249. — Rotermund zum Jöcher, III. Sp. 1793. — Koch, Gesch. des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., VI. S. 391 ff.

Bertheau.

Liebich: Franz L., Maler, geb. 1778 zu Reichstadt, † 1830 in Haida. Unter den ersten Schülern Jos. Bergler's, dem ersten Director der 1800 eröffneten Prager Malerschule, zählte L. auch zu den begabtesten dieser Schüler. Spricht dafür schon, daß ihm bereits 1802, ingleichen 1803, in der Bewerbung um die zur Belohnung für die tüchtigsten Leistungen gestifteten „akademischen Preise“ der Sieg zufiel, so liegen aus späterer Zeit noch vollgültigere Beweise vor: in guten religiösen Bildern, besonders aber in gewandt und lebensfrisch gemalten Porträts. Nach Vollendung seiner Studien in Böhmisch-Leipa seßhaft, verunglückte er zwar bei dem dort ausgebrochenen Stadtbrande mit fast sämmtlicher Habe, einschließlich vieler Skizzen und fertiger Gemälde, ohne jedoch den ihn stets begleitenden guten Humor darüber zu verlieren. Das Wiedererstehen seines Brandstätte gewordenen Hauses abzuwarten, übersiedelte L. nach dem nahen Haida, wo sich ihm indeß ein so ehrenvoller neuer Wirkungskreis eröffnete, daß er kein Verlangen trug, diesen wieder zu verlassen. — Eine werthgebliebene Erinnerung an ihn sind die für die dortige Kirche gemalten, den Kreuzesweg Christi darstellenden Bilder. Der gleichen Zeit, in welcher diese entstanden, gehört ein liebliches Madonnenbild an, im Besitze des Bildhauers Emanuel Ritter v. Max, dem Schwiegersohne Liebich's. Rud. Müller.

Liebieg: Johann Freiherr v. L., Fabrikant, geb. am 7. Juni 1802, † am 16. Juli 1870. — Oesterreichs größtes industrielles Genie ging aus dem kleinsten, unansehnlichsten Häuschen der alten Tuchmacherstadt Braunau in Böhmen hervor, einer Besitzung des reichen Benedictinerstifts Brewnow oder St. Margareth, dessen Aebte seit Jahrhunderten ihre stattliche Behausung eben in Braunau aufgeschlagen haben, ohne daß sich deshalb für dieses das gemeine Sprichwort bewahrheitet hätte, „unterm Krummstab ist gut wohnen“. Der Sohn eines der ärmsten Tuchmachermeister einer damals sehr armen, nach jeder Richtung „unterthänigen“ Landstadt, entwuchs L. den denkbar beschränk-

testen Verhältnissen materieller und geistiger Natur: ein Mann der eigenen Kraft wie nur wenige. Kaum mit der nothdürftigsten Volksschulbildung ausgestattet, war er gezwungen, nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters Adam Franz Thomas L. († 1811), hinter dem Webstuhl für den Broderwerb der Familie bedacht zu sein. Der allzu begrenzte Wirkungskreis sagte dem strebsamen Knaben ganz und gar nicht zu. Mehr als die zünftigen Traditionen seines Gewerbes trieben ihn Wißbegierde und Schaffensdrang frühzeitig in die Fremde. Er kam als 16jähriger Jüngling, ein schlichter Handwerksbursche, nach mehrmonatlicher Wanderschaft über Brünn, Iglau und Prag in die schon damals allgemein anerkannte Metropole des gewerbefleißigen nördlichen Böhmen, nach Reichenberg. Hier hatte in den letzten Jahrzehnten eine Anzahl tüchtiger Industrieller und Kaufleute, wie Johann Georg Berger, Ferdinand Römheld, Franz Ullrich u. a. m., den großen, unblutigen, doch überaus schweren, hartnäckigen Kampf der für den Weltmarkt berechneten und berechnenden Fabrikation als solcher gegen althergebrachten kleinlichen Zunftzwang siegreich eröffnet und eine Großindustrie in des Wortes eigentlicher Bedeutung hervorgerufen. Es muß dahingestellt bleiben, ob bei der ausgesprochenen und seltenen industriösen Begabung Liebieg's die technische oder die kaufmännische Seite prävalirte. Als handwerksmäßiger Hülfsarbeiter bewährte er sich entschieden nicht. Nachdem er innerhalb weniger Wochen bei verschiedenen Arbeitgebern umsonst sein Glück versucht, wurde L. „Hausirer", um sodann abermals nach sehr kurzer Zeit in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder Franz unter der Firma „Gebrüder L." eine „Schnittwaarenhandlung" in Reichenberg zu eröffnen. Sieben Jahre war L. ausschließlich Kaufmann; und gewiß wäre er ohne diese Schule des mercantilen Lebens bei der allgemeinen commerciellen Lage in Oesterreich niemals geworden, was er werden sollte.

Bekanntlich war die Handelspolitik der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, namentlich in Oesterreich, von dem krassesten Prohibitivsystem beherrscht. „Denn besser wäre, für eine Waare zwei Thaler geben, die im Lande bleiben, als nur einen, der aber hinausgeht; . . worinnen mit den Auswärtigen weder Mitleiden noch Barmherzigkeit zu tragen, sie seyen gleich Freunde, Verwandte, Alliirte oder Feinde". Dieser Fundamentalsatz des veralteten, vordem vielberühmten Buches „Oesterreich über Alles, wenn es nur will", war erst mehr als hundert Jahre nach dessen Abfassung zur vollen Durchführung gelangt, und zwar durch Kaiser Joseph II. — genau zur selben Zeit, als der „kategorische Imperativ" des großen Königsberger Philosophen in gewissen erleuchteten Kreisen mehr und mehr Anerkennung zu finden begann. Die Entwickelung der Menschheit bewegt sich nicht selten in solchen contradictorischen Widersprüchen. Männer der „praktischen Vernunft" vom Schlage Liebieg's haben den Beruf, bei der Lösung derartiger Widersprüche thatkräftig mitzuwirken. An der wirthschaftlichen Wiedergeburt Oesterreichs hat er redlich theilgenommen. Die Fähigkeit hierzu erwarb sich seine natürliche Anlage durch den unausgesetzten Verkehr mit der Geschäftswelt, durch eigene Anschauung, doch nicht allein in der engeren Heimath. Eine Reise nach Frankreich und England (1825) hatte zur unmittelbaren Folge, daß die Brüder L. schon im J. 1826 in Reichenberg mehrere Webstühle in Gang setzten zur Erzeugung zweier erst kürzlich in England eingeführten Artikel, ganz wollener Thibets und Satincloths. Eine zweite Reise Liebieg's nach England (1827) reifte in ihm den Gedanken, in seiner zweiten Vaterstadt eine eigene Fabrik zu erwerben zum Betriebe der bis dahin in Oesterreich fast unbekannten Stofffabrikation. Sein weitsichtiger Blick fiel auf ein für diesen Zweck im höchsten Grade geeignetes Gebäude, eine vom Grafen Christian Christoph Clam-Gallas im J. 1806 ursprünglich als Rothgarnfärberei erbaute, zwei Jahre

später an die Firma Ballabene & Co. verkaufte Baumwoll- und Schafwollspinnerei im Josephinenthal nächst Reichenberg. Das vortrefflich gelegene, mit reichlicher Wasserkraft wohlausgestattete Kaufobject ging am 28. März 1828 um den verhältnißmäßig sehr geringen Preis von 18500 Gulden C. M. in den Besitz der „Gebrüder L." über. Damit war der Grundstein zu einem der größten Fabriksunternehmen des gesammten Continentes gelegt. Im Laufe weniger Decennien entstand an Stelle jenes relativ bescheidenen Gebäudes im Josephinenthal zu Reichenberg, wo ein einfaches „Dremmelwerk" ein Wasserrad von vier Pferdekräften zu unterstützen bestimmt war, ein ganzer Complex großartiger, durchweg den höchsten Anforderungen moderner Technik entsprechender Etablissements der Kammgarn-, Vorspinn- und Streichgarnspinnerei, der mechanischen Weberei und der Appretur in allen ihren mannigfachen Zweigen: thatsächlich „eine Stadt für sich", erbaut von dem rastlosen, schöpferischen Geiste eines einzelnen Mannes, der sich hierdurch allein schon den Ehrentitel eines „Vaters der Arbeit" erwarb.

Doch nur Schritt um Schritt ging Johann L., von seinem Bruder bald wieder getrennt, dem ihm gesteckten Ziele entgegen. Nur allmählich nahm er die je nach Ausbreitung des Absatzes erforderlichen Vergrößerungen seiner Werkstätten durch Zu- und Neubauten vor. Seine Stärke war die Auffindung immer neuer, concurrenzfähiger Industrieartikel, die ebenso der jeweilig herrschenden Mode entsprachen, wie sie zuweilen auf dieselbe unleugbar einen bestimmenden Einfluß übten. Er blieb, auch wo er sich unterordnen mußte, bis zu einem gewissen Grade immer originell und dadurch maßgebend. Sein eigentliches Feld war die Textilindustrie, insbesondere die der Schafwoll- und Baumwollbranche. Soweit dies überhaupt möglich war, begnügte er sich als Producent niemals, Halbfabrikate in sozusagen fertige Gewebe zu verwandeln, deren „Veredlung" wieder anderen Händen zu überlassen wären, sondern richtete von Anfang an das Streben dahin, Spinner, Weber und Appreteur in einer Person zu sein. Da aber zur Zeit bekanntlich in Oesterreich, wie in Deutschland überhaupt, ein eigentlicher, selbständiger Kaufmannsstand im Stile etwa der englischen Großhandlung noch nicht existirte, so war und blieb der Fabrikant L. jederzeit auch sein eigener Kaufmann und verstand es auf solche Weise, den Gewinn beider zu ernten und zu mehren. Schon 1832 erbaute er ein größeres Preßgebäude und eine Schafwollstoffdruckerei, ein Jahr nachher eine Dampffärberei und eine Kraftweberei auf 200 Power Looms, an deren Stelle 1848 eine Worstedspinnerei von 5400 Spindeln trat, welche später, bedeutend vermehrt, in einem besonderen Prachtbau von riesigen Dimensionen untergebracht wurden. Es ist hier nicht der Raum, alle Erweiterungen der Fabrik auch nur anzudeuten. Nebenher ging die Errichtung zahlreicher Factoreien in den benachbarten Ortschaften Grünwald, Polaun, Tannwald, Liebenau und mehreren Dörfern des Bezirks Friedland. Hatte L. um das J. 1833 in seinem Josephinenthaler Etablissement bereits 300 Individuen, außerhalb desselben aber an 2000 Lohnweber beschäftigt, so stieg die Summe der von ihm verwendeten Arbeiter im geschlossenen Raume in kaum zehn Jahren auf 600, die der Lohnweber auf 6000. Nach abermals 25 Jahren arbeiteten in dem Reichenberger Etablissement allein in Verbindung mit 14 Dampfkesseln, 7 Dampfmaschinen, eine Turbine und ein Wasserrad von zusammen 313 Pferdekräften. Die Zahl der Arbeiter betrug 1950, welche auf 600 mechanischen und 180 Handwebstühlen jährlich 70 000 Stück diverser Kleiderstoffe, 15 000 Stück Wintertücher und Longshawls, 60 000 Stück gedruckter Tücher und Shawls und mit 5400 Westgarn- und 2000 Streichgarnspindeln 500 000 Pfund Westgarn erzeugten, wobei außerdem drei Druckmaschinen, 200

Drucktische und 50 diverse Appreturmaschinen thätig waren. Ein eigenes Gaswerk erleuchtete mit 1600 Flammen die Fabrikslocalitäten.

Da beschränkte sich aber die industrielle Herrschaft Liebieg's schon längst nicht mehr auf ein einziges, ob noch so gewaltiges Unternehmen. Nachdem er 1841 in Mödling nächst Wien eine Färberei und Appreturanstalt etablirt hatte, die jedoch nach drei Jahren in die günstiger gelegene Ortschaft Nußdorf bei Wien verlegt wurde, erbaute er 1844—45 in einer bis dahin fast unzugänglichen Wildniß, in Swarow, Bezirk Tannwald, eine riesige, mit einem 1200 Klafter langen Aquäduct versehene Baumwollspinnerei und -Weberei; 10 Jahre später, eine halbe Stunde davon entfernt, in Haratitz, eine Spinnerei und Weberei, welchen 1856 eine nicht minder großartige Baumwollspinnerei in Eisenbrod an der Iser folgte, während fünf Jahre früher zu Mildenau, Bezirk Friedland, eine nach französischem System eingerichtete Kammgarnspinnerei errichtet, fast gleichzeitig aber sogar jenseits der Leitha, im südlichen Biharer Comitate Ungarns, 10 Meilen von Großwardein, ein ansehnlicher Grundbesitz erworben und daselbst ein umfangreiches Glashüttenwerk „Schwarzwald“ angelegt worden war. Nur nebenbei seien die Erwerbungen der bald in schwunghaftem Abbau begriffenen Schieferbrüche Wrath bei Eisenbrod (1862), des Kupferhüttenwerkes in Rochlitz (1863), des Eisenhammerwerkes Guttenstein in Niederösterreich (1865), sowie der Glashütte und Spiegelfabrik Elisenthal mit den zugehörigen Veredlungswerken zu Holzschlag, Hohal und Haitl im Böhmerwald (1866) erwähnt; der zahlreichen Steinbrüche, Kalköfen, Mahlmühlen &c., die L. anlegte, nicht zu gedenken. Nicht alle jene Erwerbungen waren durchaus freiwillige, sondern durch allerhand, im geschäftlichen Leben unvermeidliche Conjuncturen bedingt. Nichtsdestoweniger brachten sie L. keinen Augenblick in Verlegenheit; vielmehr ließen sie durch die scheinbar spielende Bewältigung der Schwierigkeiten einer rationellen Verwaltung so grundverschiedener gewerblicher und montanistischer Objecte die bewunderungswürdige Vielseitigkeit unseres Mannes erst im vollen Lichte erscheinen. Uebrigens verstand es L. wie einer, die Gelegenheit wahrzunehmen und, was in seinen Zirkel nicht naturgemäß gehörte, im geeigneten Momente daraus wieder zu entfernen, wie er denn beispielsweise „Schwarzwald“ später nicht ohne Vortheil verkaufte und den Rochlitzer Hüttenbetrieb, ohne zu großem Schaden gekommen zu sein, einstellen ließ. Im J. 1863 durch den Ankauf der Staatsdomänen Smirzitz und Horzinowes (um den Preis von dritthalb Millionen Gulden) in die Reihe der Großgrundbesitzer getreten, entwickelte er dagegen in seiner Art auch eine bedeutende landwirthschaftliche Thätigkeit. Das Waldproduct des Dominiums ertragsfähiger zu machen, wurde eine Dampfbrettsäge angelegt; das bestandene Brauhaus erfuhr einen vollständigen Umbau, um, mit allen von den Fortschritten der Technik vorgezeichneten Einrichtungen, sowie mit Felsenkellern und einer hübschen „Restauration“ versehen, die Erzeugung früherer Verwaltung bald um das Doppelte zu übersteigen. Das herrschaftliche, historisch denkwürdige, doch ziemlich unwohnlich gewordene Schloß verwandelte sich in einen geräumigen, comfortablen Herrensitz besten Ranges. Wie aber bei Liebieg's Schöpfungen immer „dem Architekten in einiger Entfernung der Gärtner folgte“, so entstand auch in Smirzitz eine der schönsten Parkanlagen. Meliorationen jeder Art ließen in relativ kurzer Zeit allerwärts buchstäblich eine „Musterwirthschaft“ erkennen. Liebieg's letztes Werk in Smirzitz war die Errichtung einer auf die Verarbeitung von 200 000 Centner Rüben berechneten Zuckerfabrik. Seine Unternehmungen gediehen ohne Ausnahme zusehends; ein Segen lag auf ihnen allen: der Segen eines durch und durch verständnißvollen, weitschauenden, energischen Mannes der Arbeit ohne Ende.

Es wäre Ungerechtigkeit, die vielseitigen Leistungen Johann Liebieg's auf dem Gebiete der Humanität nicht besonders zu betonen. Er ließ es in dieser Hinsicht nicht bei der Erlassung mustergültiger Fabriksordnungen bewenden, in welchen vorzüglich für Krankheits-, Unglücks- und Todesfälle unter den ihm dienenden Arbeitermassen wohlthätige Vorsorge getroffen war. Kochanstalten, Brodbäckereien ꝛc. entstanden; Victualien wurden in großen Quantitäten beschafft und zu den Einkaufspreisen an die Arbeiter verabfolgt. Wiederholt unternahm L. längere Reisen nach den Fabriksdistricten Frankreichs, Belgiens und Englands ausschließlich zu dem Zwecke, den Bau förmlicher Arbeiterhäuser zu studiren, deren er vom J. 1851 ab fast alljährlich eine Anzahl construiren ließ. Fabriksschulen fehlten nicht; in Swarow und Schwarzwald wurden eigene Schulgebäude hergestellt. Eine Specialität bildete das im J. 1865 in der Nähe des Reichenberger Etablissements eröffnete „Asyl“ für Arbeiterkinder im Alter von drei bis sechs Jahren. — Nach einem uns vorliegenden Ausweise vom J. 1869 beschäftigte L. damals 6300 Fabriksarbeiter, denen per Jahr in runder Zahl eine Million Gulden Arbeitslohn gereicht wurde. Seine jährliche Steuerleistung überstieg die Summe von 140 000 Gulden. Die im Betriebe stehenden Dampfkessel, Dampfmaschinen, Turbinen u. dgl. repräsentirten nicht weniger als 1830 Pferdekräfte. — Auch auf die öffentlichen Angelegenheiten seines engeren und weiteren Vaterlandes nahm L. entschiedenen Einfluß, obwol er es verschmähte, einem Rufe in das Herrenhaus des österreichischen Reichsraths Folge zu leisten. Mit seinem Zuthun vollzog sich, wie schon angedeutet, seit dem Beginn der fünfziger Jahre auf dem Zollgebiete, dessen größte Berühmtheiten seine Schöpfung waren, die endliche Wendung vom Prohibitiv- zum Schutzzollsystem. Ohne den officiellen Titel zu führen, war er in wirthschaftlichen Dingen, namentlich in seinen letzten Lebensjahren, ein hohen Orts stets gern gesehener Regierungsrath. Durchdrungen von der Ueberzeugung der Nothwendigkeit, ja Unerläßlichkeit, vor allem der größtmöglichen Entwicklung des Communicationswesens als der Vorbedingung des Gedeihens jedes Industrie- und Handelsstaates, war er mit größtem Eifer darauf bedacht, Oesterreich, so viel nur thunlich, des großen modernen Verkehrsmittels, der Eisenbahnen, theilhaftig zu machen. Das Eisenbahnnetz dieses Staates verdankt ihm viele seiner besten Linien; die „Südnorddeutsche Verbindungsbahn“, die „Dux-Bodenbacher“ und die „Oesterreichische Nordwestbahn“ sind, wie die „Zittau-Reichenberger Eisenbahn“, sozusagen sein eigenstes Werk. Bei den Bestrebungen dieser Art kam ihm seine Stellung in der Reichenberger Handels- und Gewerbekammer sehr zu Statten, welche namhafte Körperschaft ihn am Tage ihrer Constituirung (1851), was sich gewissermaßen von selbst verstand, einstimmig zum Präsidenten wählte. — Es konnte ihm außer zahlreichen derartigen Vertrauenskundgebungen aus den Kreisen seiner Mitbürger auch nicht an anderweitigen Auszeichnungen fehlen. Im J. 1867 verlieh ihm Kaiser Franz Joseph den Orden der Eisernen Krone zweiter Classe, mit welchem der erbliche Freiherrenstand verknüpft ist. Als Devise seines Wappenschildes wählte er die Worte: „Per laborem ad honorem“. Er hatte das gute Recht zu solcher Wahl.

A. Anschiringer, Johann Liebieg. Eine biographische Federzeichnung (Max Wirth's Deutscher Gewerbe-Kalender, 1869). — Johann Liebieg. Ein Arbeiterleben, geschildert von einem Zeitgenossen (Leipzig 1871). — H. Hallwich, Reichenberg und Umgebung (Reichenberg 1871—74). Hallwich.

Liebig: Justus v. L., geb. den 12. Mai 1803 zu Darmstadt, † den 18. April 1873 zu München. Unter den Männern der Wissenschaft, die nicht allein auf ihrem Gebiete zu Reformatoren geworden, sondern mit genialem Blick hinübergriffen in benachbarte Fächer und diese in ihrer Wechselwirkung zu einem

großen Ganzen vereinten, steht der Name „Liebig“ in erster Reihe. Stets waren es vornehme Geister, die sich mit der Ergründung und dem Studium der Natur beschäftigten, sei es in abstrakter, philosophischer Speculation, sei es im praktischen Experimentiren. Beides vereint macht den großen Naturforscher; er lauscht der Natur ihre allgemeinen Gesetze ab, begründet und beweist sie durch Versuche und verwerthet die so gewonnenen Erfahrungen für das praktische Leben. Ein solch bevorzugter Geist ist L. gewesen. In seiner Wissenschaft steht er neben den Ersten aller Zeiten gleichberechtigt da, der Landwirth erkennt in ihm seinen Meister und auch die Physiologie räumt ihm einen Ehrenplatz ein — die Menschheit im Allgemeinen nennt täglich seinen Namen und zehrt von seinen Schöpfungen.

L. war keines jener Glückskinder, denen leicht und spielend alles in den Schoß fällt, die genial und verwöhnt durchs Leben gehen. Ernst und schwer hat er sich von Anfang an schon sein Studium und später auch alles andere, was er erstrebte, erkämpfen müssen. Aber ideale Begeisterung für die Lebensaufgabe, die er sich gestellt, volle Hingabe an dieselbe in strenger, unermüdlicher Arbeit, und die feste Ueberzeugung von der Richtigkeit seines Strebens und von dem bleibenden Nutzen, den er seiner Mitwelt damit zu erringen hoffte, halfen ihm über alle Klippen hinweg. Seine äußere Erscheinung hat günstig für ihn gewirkt, denn wenn es auch wol zum Theil dichterische Begeisterung ist, die seinen Jugendfreund Platen von ihm sagen läßt: „Liebig ist immer schön. Eine schlanke Gestalt, ein freundlicher Ernst in seinen regelmäßigen Gesichtszügen, große, braune Augen mit dunkeln, schattigen Brauen nehmen auf den ersten Blick für ihn ein“, so hat er doch selbst noch in seinem Alter auf jeden, der ihn sah, einen unvergeßlichen Eindruck gemacht. Man fühlte sich sogleich gefesselt von seinen Adleraugen, erkannte in ihm den hervorragenden Geist, imponirend in Blick und Wesen. Herausfordernd kühn und kampfbereit im Sprechen und Schreiben, war sein persönlicher Verkehr von bestrickender Liebenswürdigkeit. Noch heute schwärmen alle für ihn, die je ihn gekannt. Auf seine Schüler wirkte er mit dämonischer Macht, Freunde erwarb er sich für's Leben aus allen Berufsklassen. Mit Begeisterung gedenkt Dingelstedt seiner in seinen Münchner Erinnerungen und Paul Heyse spricht von dem unauslöschlichen Eindruck, den Liebig's Persönlichkeit auf ihn gemacht. A. W. Hofmann, sein Schüler und warmer Verehrer, hebt neben der stetigen geistigen Anregung zum Selbstschaffen, die er seinen Schülern angedeihen ließ, vor Allem seine unbestechliche Wahrheitsliebe hervor, die ihn jeden begangenen Irrthum auf das Bereitwilligste anerkennen ließ. In diesem Streben nach Wahrheit, in dem Kampfe für dieselbe ist auch der Hauptgrund seiner weitverzweigten Polemik zu suchen: er bekämpfte eben das, was ihm falsch erschien, in jeder Gestalt und gegen jeden, den er im Irrthum glaubte.

L. ist im J. 1803 am 12. Mai zu Darmstadt geboren. Sein Vater besaß hier ein kleines Material- und Farbwaarengeschäft und dies blieb nicht ohne Einfluß auf die Richtung, die der Geist des früh entwickelten Knaben einschlug. Schon früh hatte er hier Gelegenheit ein wenig zu experimentiren und während er die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt besuchte, las er nach und nach alle ihm erreichbaren chemischen Werke und Zeitschriften der sehr reichhaltigen Hofbibliothek durch und wiederholte die darin beschriebenen Versuche. Hierbei kam ihm sein großes Talent, mit einfachen Mitteln Apparate zusammenzustellen, sehr zu statten, und war es auch die Vertrautheit mit der Beschäftigung seines Vaters, die ihm diese Versuche erleichterten, so war es jedenfalls schon der Drang des Forschers, der ihn unbewußt dazu trieb. Auch während der Schulstunden war er mit seinen Gedanken mehr bei seinem Lieblingsstudium. Daher galt er im Gymna-

sium für einen nur sehr mittelmäßig begabten Schüler. Er zog sich vielen Tadel zu und erregte das Staunen und Gelächter der ganzen Klasse, als er auf die ungeduldige Frage des Lehrers: „was denn eigentlich aus ihm werden solle?“ ohne sich zu besinnen antwortete: „ein Chemiker“. Dies war in damaliger Zeit etwas ganz Unerhörtes, denn alles das, was jetzt das Studium der Chemie als Wissenschaft wie für die Praxis zu einem der gesuchtesten macht, dem sich Hunderte und Tausende der fähigsten Jünglinge widmen, hat eigentlich L. erst geschaffen. Die einzige Möglichkeit, um damals wirklich Chemie experimentell zu betreiben, war Apotheker zu werden, und so entschloß sich denn auch der Vater, den jungen L., dessen Leidenschaft nur allzuklar zu Tage trat, nach Heppenheim zu einem Apotheker in die Lehre zu geben. Hatte der Knabe nun aber zu Hause schon auf eigne Faust Experimente gemacht, besonders Versuche mit Knallsilber, wobei er das ganze Haus durch Explosionen in Aufregung versetzte, so fuhr er dort mit mehr Mitteln nun erst recht fort, sein Knallsilber zu untersuchen und knallte damit so nachdrücklich, daß es seinem Meister unheimlich wurde und er ihn nach zehn Monaten wieder nach Hause schickte. L. hatte vielleicht auch erkannt, daß dort nichts mehr für ihn zu lernen war und die Lösung des Verhältnisses auf diese Weise herbeigeführt. Zu Hause widmete er noch einige Monate den Sprachstudien und dann ermöglichte ihm ein Stipendium Ludwigs I. von Hessen, der sich von seiner Kindheit auf für ihn interessirt und auch die Benutzung der Hofbibliothek ihm damals gestattet hatte, im J. 1819 nach Bonn zu gehen, wo er chemische Vorlesungen bei Kastner (Bd. XV S. 439) hörte. Diesem folgte er auch nach Erlangen. Hier machte er die Bekanntschaft Platen's, die zu einem überschwänglichen Freundschaftsbund der beiden Jünglinge führte, welcher, wenn schon durch kleine Mißverständnisse manchmal getrübt, bis an das Lebensende Platen's dauerte. Platen besang seinen Freund und ihre Freundschaft in vielen seiner formenschönen Ghaselen und Sonetten, von denen hier das folgende seinen Platz finden mag:

„An Justus Liebig!“

„Den Freund ersehnend, welcher treu dem Bunde
Mich reich ergänzen kann, in Sein und Wissen,
Fühlt ich mein Herz durch manchen Wahn zerrissen.
Und eitle Täuschung schlug mir manche Wunde.

Da bringt Dein Auge mir die schöne Kunde,
Da find ich Dich, um weiter nichts zu missen;
Wir fühlen beide schnell uns hingerissen,
Zu Freunden macht uns eine kurze Stunde.

Und kaum genießen wir des neuen Dranges,
Als schon die Trennung unser Glück vermindert
Beschieden uns vom prüfenden Geschicke.

Doch ihres innigen Zusammenhanges
Erfreu'n die Geister sich noch ungehindert.
Es ruh'n auf goldner, künft'ger Zeit die Blicke.“

Platen, Frühjahr 1822.

Die Trennung, von der das Sonett spricht, trat auch bald gewaltsam ein und nie sahen sie sich wieder, doch wechselten sie Jahre lang die ausführlichsten Briefe und nahmen den innigsten Antheil an ihrer gegenseitigen Entwickelung. Ihm zeigte L. auch später mit beredten Worten seine Verlobung an.

Erlangen ist für L. überhaupt die Zeit der geistigen Gährung, des Suchens nach dem festen Grund seines späteren Lebens. Zwei Jahre verlor er, indem er sich ganz dem Eindruck der Schelling'schen Vorlesungen und seiner Metaphysik hingab; erst nach und nach machte er sich davon frei, erkannte, daß der Naturforscher zuerst die Aufgabe habe, Thatsachen zu er-

kennen, bevor er philosophische Schlüsse ziehen dürfe, und ernüchtert und entmuthigt kehrte er 1822 Erlangen den Rücken, nachdem er, wie er selbst sagt, „von jenem Taumel erwacht war". Sein Doctorexamen hatte er dort noch bestanden und auch seine erste wissenschaftliche Untersuchung „Ueber Brugnatelli's und Howard's Knallsilber" veröffentlicht.

Nun lenkte L. seine Schritte nach Paris, wo damals in der Chemie die hervorragendsten Männer wirkten und lehrten. Besonders zogen ihn Gay-Lussac, Thenard und Dulong an, in ihnen erkannte er die Hauptträger wissenschaftlichen Fortschritts und es gelang ihm, im Laboratorium von Thenard Eingang zu finden. Hier setzte er seine Untersuchungen über das Knallsilber fort und diese verschafften ihm die für seine ganze Zukunft bedeutungsvolle Bekanntschaft Humboldt's, dessen herzliche Freundschaft er sich mit der Zeit erwarb. —

Es war in der französischen Akademie, der er seine Arbeit vortragen durfte, wo der unbekannte deutsche Student zum ersten Mal dem berühmtesten deutschen Forscher gegenüberstand. L. erzählt diese Begegnung in der an Alexander v. Humboldt gerichteten Dedication seines im J. 1840 erschienenen Werkes „Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie": „Zu Ende der Sitzung vom 28. Juli 1823 mit dem Zusammenpacken meiner Präparate beschäftigt, näherte sich mir aus der Reihe der Mitglieder der Akademie ein Mann und knüpfte mit mir eine Unterhaltung an; mit der gewinnendsten Freundlichkeit wußte er den Gegenstand meiner Studien und alle meine Beschäftigungen und Pläne von mir zu erfahren; wir trennten uns, ohne daß ich aus Unwissenheit und Scheu zu fragen wagte, wessen Güte an mir theilgenommen habe. Diese Unterhaltung ist der Grundstein meiner Zukunft gewesen, ich hatte den für meine wissenschaftlichen Zwecke mächtigsten und liebevollsten Freund und Gönner gewonnen" ꝛc. Dem war wirklich so — durch Humboldt's Einfluß öffneten sich ihm alle Thüren und ebneten sich ihm alle Wege, die ihm zu seinem Studium in der französischen Hauptstadt nothwendig waren. Vor Allem das sonst kaum zugängliche Laboratorium Gay-Lussac's. Humboldt war ein intimer Freund dieses genialen Forschers, hatte mit ihm 17 Jahre früher gemeinschaftliche Versuche über die Volumzusammensetzung des Wassers ausgeführt, und ihm gelang es seinen Freund zur Aufnahme des jungen, vielversprechenden Deutschen zu bestimmen und somit dessen sehnlichsten Wunsch zu erfüllen. So wurde L. der Schüler eines der bedeutendsten Experimentatoren seiner Zeit und nicht hoch genug ist der Nutzen, den er aus diesem Verhältniß zog, anzuschlagen. Der Lehrer, der damals in der Blüthe der Jahre stand, scheint den jungen Mann bald liebgewonnen, ihn eingeweiht zu haben in den reichen Schatz seiner schöpferischen Phantasie, während er ihm andererseits als ein damals kaum erreichtes Vorbild an Genauigkeit und Schärfe der experimentellen Methoden voranging. Wie nahe diese Beiden bald sich kamen, zeigt der Umstand, den L. später häufig erzählte, daß ihn Gay-Lussac, wenn sie ein neues interessantes Resultat gefunden hatten, bei den Schultern packte und mit ihm um den Laboratoriumstisch tanzte. L. hat sich denn auch immer mit großer Liebe jener Zeit erinnert und sie eine der schönsten Perioden seines Lebens genannt. Daß er Gay-Lussac Treue und Dankbarkeit sein Leben hindurch bewahrte, brauche ich kaum zu erwähnen — nicht unerwähnt darf es aber bleiben, daß er sich durch die politische Strömung des Jahres 1870—71 nicht verleiten ließ in die chauvinistische Kriegstrompete zu blasen, sondern daß er damals, die Aufgabe des Gelehrten in solcher Zeit richtig erkennend, in einer ausführlichen Rede vor der bairischen Akademie alles hervorhob, was die gelösten Bande internationalen Verkehrs wieder anknüpfen konnte und gerade da besonders betonte, wie viel wir Deutsche überhaupt, und er im Speciellen, von den Franzosen gelernt haben.

Hier in Gay-Lussac's Arbeitsstätte ist wol auch in ihm der Gedanke entstanden, es als eine Hauptaufgabe seines Lebens zu betrachten, die Vortheile, die er selbst genießend erkannte, seinen deutschen Landsleuten im eignen Vaterlande zu schaffen: der Gedanke, das erste deutsche chemische Laboratorium zu gründen und damit aus der todten philosophischen Disciplin in Deutschland die Chemie zu einer lebenden Naturwissenschaft umzuwandeln, die als solche bis heute schon großartige unabsehbare Resultate aufzuweisen hat. Dadurch übernahm Deutschland die Leitung in dieser Wissenschaft auf lange Jahre hinaus.

Sehr bald bot sich L. die Gelegenheit seine Pläne zu verwirklichen. Wieder hatte er es Humboldt zu danken, auf dessen Empfehlung der Großherzog Ludwig I. ihn im J. 1824 zum außerordentlichen Professor der Chemie in Gießen ernannte und ihn nach zwei Jahren ebendaselbst zum Ordinarius beförderte.

Trotz seiner hohen Gönner hatte der junge 21jährige Docent einen harten Stand und Schritt für Schritt mußte er sich alles erkämpfen. Zuerst begegnete er der Mißachtung seiner Collegen, die in der Anstellung des „Ausländers“ — da L. weder in Gießen promovirt noch dort studirt hatte — und in der Gründung einer neuen Professur für ihn nichts als Favoritenwirthschaft sahen. Die Chemie erkannten sie nicht als Wissenschaft an, den Lehrer nicht als zu ihrer Zunft gehörig, da war es schwer, fast undenkbar, mehr erreichen zu wollen. Und doch trat L. seine Stellung mit dem festen Vorsatz an, nicht nur Chemie zu dociren, sondern ein Laboratorium zu gründen. Kümmerlich richtete er sich mit eignen Mitteln ein, ließ aber keine Gelegenheit vorübergehen, auf das Nachdrücklichste in Darmstadt zu werben, um die nothwendigsten Gelder bewilligt zu erhalten — immer vergebens. Er scheiterte an der Gleichgültigkeit der Minister, an dem Argwohn der Collegen, die eine solche Aufopferung für die Wissenschaft nicht verstehen konnten, und welche darin, daß L. alle erforderlichen Kosten selbst bestritt, versteckte Privatinteressen witterten.

Schließlich, als nach 10jähriger Wirksamkeit, die ihm schon europäischen Ruf verschafft hatte, er immer nichts erreichen konnte, als er durch Nahrungssorgen und Ueberanstrengung geschwächt in Baden-Baden Heilung suchte, übermannte ihn die Entrüstung. Er schrieb einen Brief an den Kanzler Linde in Darmstadt, der zuerst von seinem Schwiegersohn Carrière veröffentlicht, schon vielfach citirt wurde und auch hier stellenweise seinen Platz finden mag, da er einen tiefen Blick gestattet in Liebig's Gemüthsverfassung und zugleich all' die Leiden und Kämpfe der vergangenen 10 Jahre erkennen läßt. — Er hatte den Bau eines Auditoriums verlangt, um dadurch für das längst zu klein gewordene Laboratorium Raum zu gewinnen. Man hatte darunter nur „seine Privatinteressen“ gesehen und dem Antrag keine Folge gegeben. „Ich hätte freilich an Annehmlichkeit dadurch gewonnen, aber alle diese Einrichtungen bezogen sich nicht auf meine Person, sondern wären für die Universität bleibend gewesen und hätten dem chemischen Lehrstuhle einen Vorzug vor allen in Deutschland gesichert. Für die Anstalten einer Universität darf man die größten Summen verwenden, denn das steigert die Achtung und Anhänglichkeit an sie; aber die strengste Controle muß über die Zweckmäßigkeit der Verwendung geführt werden! Man hat diese Summen, aber verwendet sie auf eine unerträglich lächerliche Art! Mir ist Gewißheit nöthig, was ich in Gießen zu erwarten habe. Auf das Aeußerste getrieben, werde ich diesen Winter nicht mehr dahin gehen, gleichviel ob ich Urlaub erhalte oder nicht. Ich werde diesen Schritt zu rechtfertigen wissen, denn es ist wol Niemand an der Universität in auffallenderer Weise als ich mißhandelt worden. Mit 800 Gulden Besoldung kann man in Gießen nicht leben. Gemeinschaftlich mit einigen anderen Collegen bin ich vor vier Jahren um eine Besoldungserhöhung eingekommen, sie ist uns abgeschlagen worden. Sie haben mich

mit Lächeln versichert, daß die Staatskasse keine Fonds besitze; ich habe daraus gesehen, daß Sie Kummer und quälende Nahrungssorgen nie gekannt haben. Von diesem Augenblicke an habe ich durch unablässiges Arbeiten mir eine unabhängige Stellung zu erwerben gesucht; meine Anstrengungen sind nicht ohne Erfolg geblieben, aber sie sind über meine Kräfte gegangen, ich bin dabei invalid geworden; und wenn ich jetzt, wo ich den Staat nicht mehr bedarf, erwäge, daß mit einigen elenden hundert Gulden meine Gesundheit in früheren Jahren nicht gelitten hätte, indem mein Leben sorgenfreier gewesen wäre, so ist es für mich der härteste Gedanke, daß meine Lage Ihnen bekannt war. Die Mittel, welche das Laboratorium besitzt, sind von Anfang an zu gering gewesen. Man gab mir vier leere Wände statt eines Laboratoriums; an eine bestimmte Summe zur Ausstattung desselben, zur Anschaffung eines Inventariums ist trotz meiner Gesuche nicht gedacht worden. Ich habe Instrumente und Präparate nöthig gehabt und bin gezwungen gewesen jährlich 3—400 Gulden aus eignen Mitteln dazu zu verwenden; ich habe neben dem Famulus, den der Staat bezahlt, einen Assistenten nöthig, der mich selbst 320 Gulden kostet; ziehen Sie beide Ausgaben von meiner Besoldung ab, so bleibt davon nicht so viel übrig, um nur meine Kinder zu kleiden. Aus dieser ursprünglichen Behandlung des Laboratoriums hat sich die Folge herausgestellt, daß es kein Eigenthum besitzt, denn ich kann nachweisen, daß die Einrichtungen, die Instrumente, die Präparate, welche das Gießener Laboratorium — ich kann es ohne Erröthen sagen — zum ersten in Deutschland gemacht haben, mein Eigenthum sind. . . . Ich will nicht mehr von mir sprechen, meine Rechnung mit Gießen ist abgeschlossen; mein Weg ist nicht der Weg der Reptilien, ob dieser auch der leichteste, wenn auch schmutzigste ist. Das Gesagte wird hinreichen, um meinen Entschluß bei dem Ministerium und dem Fürsten zu rechtfertigen, daß ich diesen Winter in Gießen nicht lesen kann. . . Wenn ich gesund bin, wird es mir an Kraft nicht fehlen, eine Art Universität für meine Lehrzweige auf eigne Hand zu errichten. Wird es mir nicht erlaubt und erhalte ich meinen Abschied, so befreit mich dieser von dem Vorwurf der Undankbarkeit gegen das Land, aus dessen Mitteln meine Ausbildung möglich war. Ich habe manches Unrecht, manches falsche Urtheil zu tragen gelernt, aber dieser Vorwurf wäre für meine Schultern zu schwer.“ — Dieser Brief scheint denn auch den gewünschten Eindruck gemacht zu haben und es wurden seine sehr bescheidenen Wünsche befriedigt.

Die Gründung der Gießener Schule unter L. ist eine That, die in der Geschichte der Naturwissenschaften eine hervorragende Stelle einzunehmen verdient. L. hat hier bewiesen, wie hoch er den Nutzen experimenteller Anleitung, wie er ihn bei Gay-Lussac genossen, stellte; er hat die inductive Methode, welche Bacon philosophisch als die für die Naturforschung nothwendige erkannt hatte, praktisch in den Unterricht eingeführt. Welchem Bedürfniß die Gründung des Gießener Laboratoriums entsprach, zeigte sich bald durch den außerordentlichen Zudrang von Schülern, welche zu ihm von allen Theilen des gebildeten Europa's strömten. Er entfaltete nun sein großartiges Talent als Lehrer, die Schüler zum Selbstschaffen anregend. Die große Zahl glänzender Namen, die aus seiner Schule hervorgegangen, zeugen für den Erfolg seiner Lehrmethode. Fast 30 Jahre seines Lebens ist L. in dieser Art thätig gewesen, einen großen Theil seiner Zeit dem Unterrichte widmend. So ward er im wahren Sinne des Wortes ein Reformator seiner Wissenschaft — und wie alle Reformatoren zog auch er sich unendlich viele Feinde zu, deren Bekämpfung er sich auf das Schärfste und Tapferste angelegen sein ließ. Im J. 1840 schrieb er zwei von sittlicher Entrüstung dictirte Broschüren an die Adresse der Regierungen gerichtet: „Ueber den Zustand der Chemie in Preußen“ und „Ueber den Zustand der Chemie in Oesterreich“.

Sie wirkten sehr verschieden an den verschiedenen maßgebenden Stellen — in Berlin versuchte man sie zu ignoriren, ja man verbot sogar den Preußen in Gießen zu studiren — von Oesterreich aus dagegen schickte man Jünglinge in sein Laboratorium, um des genialen Kämpfers Unterricht zu genießen, und ihm selbst bot man eine Professur in Wien an. Dieser sowie mehreren anderen Verlockungen nach Außen widerstand L., um sich seiner Lebensaufgabe ungestört widmen und bei dem ruhigeren Leben der kleinen Stadt neben seiner ausgebreiteten Lehrthätigkeit seine eigenen wissenschaftlichen Untersuchungen, die er vom großartigsten, allgemeinen Standpunkte aus betrieb, fortsetzen zu können. —

Gleich Anfangs hatte sich L. die Aufgabe gestellt, das damals fast noch ganz brach liegende Gebiet der organischen Chemie zu durchforschen und ihren wissenschaftlichen Zusammenhang mit der anorganischen Chemie herzustellen. Dazu bedurfte es einer genauen Erkenntniß der elementaren Zusammensetzungen; für Mineralkörper gab es leichte Methoden der Analyse, für organische nur sehr schwierige: und so sann L. nun auf eine gründliche Verbesserung der Methode, die es ermöglichen sollte, die elementare quantitative Zusammensetzung der organischen Verbindungen womöglich ebenso schnell zu ermitteln, wie die der anorganischen. Die Art, wie er nach und nach zu der noch jetzt gebräuchlichen „Elementaranalyse“ gelangte, ist ein Beweis für sein schöpferisches Genie. Hier wo es sich um die Bestimmung von Kohlensäure und Wasser handelt, welche durch Verbrennung organischer Substanzen entstehen, war man durch die aufeinander folgenden Bemühungen eines Lavoisier, Saussure, Gay-Lussac und Berzelius dahingelangt, die betreffende organische Substanz mit einem, Sauerstoff enthaltenden und diesen in höherer Temperatur leicht abgebenden Körper gemischt, in einer horizontalen Röhre zu glühen, das entstehende Wasser in einem mit Chlorcalcium gefüllten Rohr aufzufangen und zurückzuhalten, so daß das Gewicht desselben durch zwei Wägungen des Rohrs vor und nach dem Versuch bestimmt werden konnte; während man die Kohlensäure in einem Gasmeßrohr auffing und aus der Feststellung ihres Volumens das Gewicht berechnete. Diese Bestimmung der Kohlensäure verlangte eine Reihe von Manipulationen, welche die ganze Methode zu einer sehr schwierigen und umständlichen machte, so daß sich nur sehr wenige Chemiker dieser Aufgabe unterziehen mochten. L. beseitigte nun jenen Uebelstand, indem er lehrte, wie man Kohlensäure auch dem Gewicht nach bestimmen kann: er construirte den nach ihm benannten Fünf-Kugel-Apparat, der mit Kalilauge zur vollständigen Absorption der Kohlensäure gefüllt und von der bei der Verbrennung gebildeten Kohlensäure durchstrichen wird. Die Differenz der Wägungen des Apparats vor und nach der Verbrennung gibt auch hier wieder das Gewicht der Kohlensäure. Durch diese unbedeutend scheinende Veränderung ist die Elementaranalyse eine der einfachsten und leicht und schnell ausführbarsten Operationen geworden, welche in jedem Laboratorium täglich in Anwendung kommt und welche es ermöglicht, die Zusammensetzung der zahllosen neuen Körper zu ermitteln. Ohne diese Entdeckung Liebig's wäre die ganze heutige organische Chemie undenkbar; und er selbst und seine Schüler haben auf diese Weise mit bewundernswerthem Fleiße jahrelang Material gesammelt als Grundlage seiner späteren Forschungen.

Das erste Resultat, welches nach dieser Richtung hin von dauerndem Einfluß geblieben ist, ist eine im J. 1833 mit Wöhler gemeinschaftlich publicirte Abhandlung über „Das Bittermandelöl und seine Abkömmlinge“. Vor dem näheren Eingehen auf die Bedeutung dieser Arbeit ist es wol hier am Platz, mit wenigen Worten des Freundschaftsbündnisses zu gedenken, welches zwischen L. und Wöhler schon damals bestand und bis zum Tode des ersteren fortdauerte. Die beiden Forscher waren zunächst durch eine wissenschaftliche Streitfrage mit-

einander in Berührung gekommen. Wöhler hatte nämlich bei der Untersuchung der Cyansäure für deren Zusammensetzung dieselben Zahlen gefunden, welche L. aus der Analyse für die Knallsäure erschlossen hatte. Eine solche Uebereinstimmung der Zusammensetzung bei vollständiger Verschiedenheit der Eigenschaften der betreffenden Körper erschien damals unmöglich; dennoch ergaben die fortgesetzten Untersuchungen auf beiden Seiten die Richtigkeit der Behauptungen: diese Resultate waren das erste Beispiel einer jetzt als sehr allgemein vorkommend erkannten Eigenschaft der Materie, die durch Berzelius im J. 1830 als „Isomerie" bezeichnet wurde. — Das sich aus diesen Arbeiten entwickelnde Freundschaftsbündniß zwischen L. und Wöhler ist für beide, als Menschen wie als Forscher, eine reiche Quelle der Anregung und Förderung geworden, und für die Chemie ist es nicht ohne Bedeutung gewesen — eine ganze Reihe von Arbeiten haben sie gemeinschaftlich publicirt, die jeder allein nicht im Stande gewesen wäre, in dieser Weise auszuführen und zu vollenden. —

Die Bedeutung der vorhin genannten gemeinsamen Arbeit über das Bittermandelöl ist dahin zu definiren, daß darin zum ersten Mal ein sauerstoffhaltiges Radikal, das „Benzoyl", angenommen war. Berzelius schätzte die Wichtigkeit dieser Erkenntniß so hoch, daß er in einem Briefe an L. diesem vorschlug, das neue Radikal Orthrin oder Proin (Morgendämmerung ὄρθρος) zu nennen, weil er glaubte, den Anfang eines neuen Tages für die Chemie hereinbrechen zu sehen — und Berzelius war kein Enthusiast! Das Wort Radikal war von Lavoisier eingeführt — er verstand darunter die neben Sauerstoff in einer Säure vorhandenen Bestandtheile. Der Begriff des Radikals wurde später vielfach verändert, man hatte aber bis zu jener Arbeit von Liebig und Wöhler daran festgehalten, daß damit nur neben Sauerstoff vorkommende Bestandtheile einer Verbindung bezeichnet werden konnten, mit deren Natur man aber damals schon anfing sich eingehend zu beschäftigen, weil davon auch im Wesentlichen die Natur der aus dem Radikal entstehenden Verbindungen abhängen sollte. Indem nun L. und Wöhler den Begriff des Wortes durch die Einführung auch sauerstoffhaltiger Radikale nach der einen Seite hin zerstörten, suchten sie die Bedeutung desselben für das, was man die Constitution einer Verbindung nannte, mehr und mehr darzuthun. Sie zeigten, wie einfach und elegant alle die von ihnen gefundenen chemischen Zersetzungen erklärbar waren, wie sie den bei anorganischen Körpern beobachteten analog verliefen, wenn man, wie sie, das Radikal Benzoyl annahm und voraussetzte, daß dieses Radikal sich verhielte wie ein einfaches Element der anorganischen Chemie. Dadurch bildet diese Untersuchung, allerdings neben einigen anderen, die Grundlage der sogenannten Radikaltheorie, welche während vieler Jahre die organische Chemie beherrschte; sie trägt schon den Keim jenes Ausspruches Liebig's in sich, den er im J. 1840 an die Spitze seines Handbuches der organischen Chemie setzte: „Die organische Chemie ist die Chemie der zusammengesetzten Radikale". Hier wurde ganz allgemein den zusammengesetzten Radikalen, d. h. gewissen aus verschiedenen Elementen bestehenden, meist nicht isolirten und daher rein hypothetischen Gruppen, dieselbe Rolle und Bedeutung für die organische Chemie zugeschrieben wie den Elementen in der Mineralchemie. Es galt von nun an für die Aufgabe jedes Chemikers, die Radikale der Körper, mit denen er sich beschäftigte, aufzufinden, d. h. aus dem Complex der Atome, welche das kleinste Theilchen des Körpers zusammensetzt, einige Atome als das Radikal bildend auszuscheiden; diese mußten dann bei allen Veränderungen, die der Körper durch chemische Zersetzung erlitt, unverändert bleiben, wie es z. B. das Benzoyl bei den verschiedensten Zersetzungen des Bittermandelöls wirklich zeigte. Das Benzoyl, das im Bittermandelöl an

Wasserstoff gebunden ist, verbindet sich mit Chlor, mit Cyan, mit Brom u. s. w., ohne sich selbst zu verändern.

Eine andere Arbeit Liebig's, von weittragendstem Erfolge für die Entwickelung der Chemie, ist die Ende der 30er Jahre erschienene Untersuchung über mehrbasische Säuren. Der erste Abschnitt derselben, der schon einen Theil der leitenden Ideen enthielt, ist mit Dumas, dem berühmten französischen Chemiker, gemeinschaftlich publicirt. Der zweite, ausführliche Theil ist von L. allein ausgeführt. Die Arbeit stützt sich einerseits auf einige zuerst von Humphry Davy, dann von Dulong vertretene Sätze über die Constitution der Säuren und Salze, die bis dahin kaum Beachtung und noch viel weniger Anerkennung gefunden hatten: andererseits auf eine sehr bedeutende Untersuchung des Engländers Graham über die Natur der Phosphorsäure. Der letztere hatte hier zuerst auf die äußerst wichtige, bis dahin ganz vernachlässigte Bedeutung des Wassers in den Säuren hingewiesen und gezeigt, daß die Phosphorsäure je nach der Menge Wasser, die sie enthält, verschiedene Eigenschaften besitzt und namentlich sehr verschiedenartige Salze erzeugt. L., der diesen Gegenstand weiter verfolgt und bei einer Reihe anderer Säuren ähnliche Verhältnisse findet, kommt zu dem Schluß, daß die kleinsten Mengen verschiedener Säuren, die man damals noch Atome, jetzt Moleküle nennt, nicht gleichwerthig (äquivalent) seien, sondern verschiedener Mengen einer Base zu ihrer Neutralisation bedürfen. Die Atome (um Liebig's Schreibweise beizubehalten) mancher Säuren bedürfen ein Atom Base, die Atome anderer Säuren zwei Atome Base, die Atome noch anderer Säuren drei Atome Base rc. So kommt L. auf den Begriff der Basicität der Säuren und theilt diese ein in einbasische, zweibasische, dreibasische rc., je nach der Anzahl Atome Base, die ein Atom Säure zur Neutralisation bedarf. Hier war also klar gezeigt worden, daß Atom und Aequivalent verschieden sein können, während man diese beiden Worte damals und noch längere Zeit hernach als Synonyma gebrauchte; jetzt dagegen bildet die Scheidung zwischen Aequivalent und Atom eine der Grundlagen unserer heutigen Ansichten, welche hiernach in der eben dargelegten Arbeit von L. zu finden ist. Auch nach anderer Richtung hin wirkte diese Arbeit fördernd; sie trug dazu bei, die alte dualistische Auffassungsweise namentlich der Entstehung der Salze zu verdrängen. Nach dieser sollten die Salze entstehen aus Base und Säure, die erste bildet den elektropositiven, die zweite den elektronegativen Bestandtheil. In jeder chemischen Verbindung suchte man in ganz analoger Weise zwei Bestandtheile anzunehmen, einen positiven und einen negativen. L. dagegen nimmt die alte Davy- und Dulong'sche Ansicht wieder auf, wonach die Säuren Wasserstoffverbinduugen sind, deren Wasserstoff durch Metalle vertretbar ist. Der Bestandtheil, der nach L. für die Säure nothwendig ist, ist der Wasserstoff, während nach Lavoisier der Sauerstoff das säuremachende Princip war. Auch hierin sind Liebig's Ideen, zwar erst nach hartnäckigen Kämpfen, doch endlich zum Siege gelangt.

Daß L. bei der außerordentlich großen Zahl seiner experimentellen Untersuchungen, selbst wenn sie wie die vorhin beschriebenen einen rein theoretischen Zweck verfolgten, eine große Zahl neuer Körper entdeckte, versteht sich von selbst und würde kaum der eingehenden Erwähnung werth sein, wenn nicht einige derselben später von eminent praktischer Bedeutung geworden wären. So ist L. unter Anderem der Entdecker des Chloroform und des Chloral, die er 1832 bei seiner Untersuchung über den Einfluß des Chlors auf den Alkohol fand. Obgleich er nicht die jetzt für richtig gehaltene Formel derselben, die wir Dumas verdanken, angab, beschrieb er auf das Genaueste die Methode ihrer Darstellung. Welche Wichtigkeit diese beiden Körper in der Medicin jetzt erlangt haben, ist allbekannt.

Dieselbe Reihe von Arbeiten führte L. zur Entdeckung des Aldehyds, welchen Döbereiner allerdings schon im unreinen Zustand unter Händen gehabt zu haben scheint. L. fand ihn bei der Oxydation des Alkohols, wodurch dieser Vorgang erst aufgeklärt wurde. Daraus entwickelte sich eine wesentlich verbesserte Methode zur Essigsäuredarstellung. Ferner führte die Entdeckung des Aldehyds zur Herstellung von Silberspiegeln, die allerdings heute nicht mehr mittelst Aldehyd gewonnen werden, aber doch in vielen Fällen die Quecksilberspiegel verdrängt haben. — All' diese praktischen Folgen jener Liebig'schen Entdeckung aber treten weit zurück hinter der theoretischen Bedeutung der Arbeit und es wäre geradezu thöricht, wollte man die Wichtigkeit des Aldehyds durch die Essigsäurefabrikation oder durch die Gewinnung von Silberspiegeln messen. Der Aldehyd ist der Repräsentant einer großen Klasse analoger Körper, die, nach ihm Aldehyde genannt, eine der wichtigsten Körperklassen der organischen Chemie bilden und durch die außerordentliche Mannigfaltigkeit ihrer Umsetzungen das größte Interesse verdienen.

Weiter sei hier die von L. und Wöhler gemeinschaftliche Arbeit über die Harnsäure (erschienen im J. 1838) erwähnt, die zur Entdeckung einer großen Zahl neuer Körper führte. Die Arbeit ist in Bezug auf die Sorgfalt und Präcision, mit der sie ausgeführt wurde, geradezu bewunderungswürdig. Sie darf als eine propädeutische Arbeit für die späteren physiologischen Arbeiten Liebig's betrachtet werden. Sie gibt zuerst Aufschluß über die Natur der Harnsäure und stellt namentlich die Beziehungen fest zwischen ihr und dem Harnstoffe. Wenn es ihnen auch nicht gelingt die Harnsäure künstlich darzustellen oder einen vollständigen Einblick in ihre Constitution zu geben, so war doch hier der erste glückliche Versuch gemacht, eine so complicirte Substanz wie die Harnsäure, über welche die Chemiker heute noch nicht zu voller Klarheit gelangt sind, einer eingehenden chemischen Untersuchung zu unterwerfen. Zwar ist das Resultat dieser Arbeit nicht eine sogenannte Entdeckung und läßt sich auch nicht in einfachen Worten für Laien zusammenfassen, doch soll hervorgehoben werden, daß die Art der Behandlung der ganzen Aufgabe als Vorbild für viele spätere ähnliche Untersuchungen gedient hat und insofern als bahnbrechend angesehen werden darf. Auch darin ist die Arbeit mustergültig, daß sie sich jeder Speculation über die Thatsachen hinaus enthält. Hatte doch L. kurz vorher an sich selbst erfahren, wie unheilbringend vorgefaßte Hypothesen sind und war ihm durch eine solche die Entdeckung des Broms entgangen. Er selbst erzählt diesen seinen Irrthum in launiger, charakteristischer Weise: „Es gibt kein größeres Mißgeschick für einen Chemiker, als wenn er sich von vorgefaßten Ideen nicht losreißen kann, wenn die Befangenheit des Geistes so weit geht, über jede von der Vorstellung abweichende Erscheinung sich eine Erklärung zu schaffen, eine Erklärung, die nicht dem Experimente entnommen ist. Am meisten findet sich dieses bei Personen, die keine Erfahrung in chemischen Untersuchungen besitzen. Fälle dieser Art kommen täglich vor. Wenn ich einem Anfänger in der Analyse ein Mineral gebe mit der Bemerkung, daß er Antimon, Blei und Kali darin zu suchen habe, so bin ich gewiß, daß er Antimon, Blei und Kali findet trotz der abweichendsten Reactionen, allein über jede Anomalie macht er sich eine Erklärung, mit der er zufrieden ist. Ich kenne einen Chemiker, welcher bei einem Aufenthalte in Kreuznach sich mit der Untersuchung der dortigen Salzmutterlauge abgab; er fand darin Jod, er beobachtete, daß die Jodstärke über Nacht feuergelb gefärbt wurde; die Erscheinung fiel ihm auf, er ließ sich eine große Quantität Mutterlauge kommen, sättigte sie mit Chlor und erhielt durch Destillation eine bedeutende Menge einer Flüssigkeit, welche die Stärke gelb färbte und die äußeren Eigenschaften von Chlorjod besaß, aber in vielen Reactionen mit dieser Verbindung nicht übereinstimmte, alle Abweichungen erklärte

er sich aber ganz befriedigend, er machte sich eine Theorie darüber. Einige Monate darauf erhielt er die schöne Arbeit des Herrn Balard, er war im Stande den nämlichen Tag eine Reihe von Versuchen über das Verhalten des Broms zu Eisen, Platin und Kohle bekannt zu machen; denn Balard's Brom stand in seinem Laboratorium als flüssiges Chlorjod signirt. Seit dieser Zeit macht er keine Theorien mehr, wenn sie durch unzweideutige Versuche nicht bewiesen und gestützt werden können; ich kann versichern, daß er dabei nicht schlecht gefahren ist." — Daß jener Chemiker L. selbst war, versteht sich; wie sehr er sich aber noch lange Zeit nachher darüber ärgerte, daß er sich diese Entdeckung hatte entgehen lassen, bezeugt sein bekannter scharfer Ausspruch: „Nicht Balard hat das Brom entdeckt, sondern das Brom hat Balard entdeckt!"

Jene Arbeit über die Harnsäure bildet den Uebergang zu einem neuen, epochemachenden Abschnitt in Liebig's wissenschaftlichem Leben. 15 Jahre lang hatte L. nun im Gießener Laboratorium als Lehrer und Leiter gewirkt, hatte seine eigenen Untersuchungen fast ausschließlich der allgemeinen Chemie und speciell der organischen Chemie zugewandt und auch die Arbeiten seiner zahlreichen Schüler nach dieser Richtung hin angeregt und geleitet. Nun verlor er aber mehr und mehr das Interesse für diese speciellen theoretischen Untersuchungen und sein reger, schöpferischer Geist wandte sich der Lösung allgemeiner praktischer Fragen zu; er beschäftigte sich jetzt mit der Anwendung seiner Wissenschaft auf Physiologie und Ackerbau. Er tritt gleich mit einem abgerundeten Werk, diesen Gegenstand betreffend auf: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie" (erschienen im J. 1840). Dieses Werk erregte ein so ungeheures Aufsehen, daß es in 6 Jahren 6 Auflagen erlebte.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auf dem Gebiete der physiologischen Chemie Liebig's größte That in der Erfassung und klaren Darlegung eines Gedankens besteht, der vor ihm kaum oder jedenfalls nur sehr ungenügend erkannt war. Gewöhnlich ist diese Idee als „der Kreislauf des Lebens" bezeichnet worden und es handelt sich hier um jenen großartigen Vorgang der Natur, welcher Thier- und Pflanzenwelt mit einander verbindet, ihre Existenzen von einander abhängig macht. L. zeigt mit anderen Worten, daß Pflanzeneiweiß und Thiereiweiß dieselbe Zusammensetzung haben und daß die Pflanzen aus Kohlensäure, Wasser und Ammoniak im Stande sind die Stoffe zu bilden, welche den Thieren mittelbar oder unmittelbar zur Ernährung dienen. Diese verwandeln dann wiederum durch ihren Athmungs- und Verdauungsproceß jene complicirten, höher organisirten Materien in Kohlensäure, Wasser und Ammoniak zurück. Bei diesem Kreislauf erzeugen die Pflanzen aus einfachen Bausteinen zusammengesetzte Gebilde, welche durch das thierische Leben wieder in ihre Bestandtheile zurückgespalten werden. Die Erfassung dieses Gesetzes darf als eine der großartigsten naturwissenschaftlichen Ideen angesehen werden. Man machte bald nachher schon Anwendung von dem leitenden Gedanken Liebig's, indem man in kleine, mit Wasser gefüllte Kästen Pflanzen und Thiere hineinbrachte und sich selbst überließ — man schuf also kleine Aquarien, die man „Liebig's Welt im Glase" nannte.

Wenn an jenem Grundgedanken auch seit der Zeit im Einzelnen viel gedeutet und Vieles hinzugekommen ist, was L. noch nicht ahnen konnte, wie namentlich die Folgerungen, welche das allgemeine Princip der Erhaltung der Kraft für diesen Fall verlangt, so bleibt doch die Wahrheit jenes Satzes durchaus bestehen, und L. gebührt das unauslöschliche Verdienst, ihn zuerst in seinen allgemeinen Zügen erkannt und ausgesprochen zu haben.

Dumas, der schon früher erwähnte Chemiker in Frankreich, hat etwas später ähnliche Ansichten veröffentlicht; und obgleich L., der in Prioritäts-

fragen nicht wenig empfindlich war, mit Dumas zwei Jahre vorher eine gemeinschaftliche Untersuchung publicirt hatte und dabei, wie er angab, alle bis dahin bekannten Versuche auf dem Gebiete der organischen Chemie mit ihm wiederholen wollte, um Richtiges vom Falschen zu scheiden, mit ihm also eine wissenschaftliche Verbindung für's Leben schließen wollte, hat er es doch nicht unterlassen, diesen selben Dumas jetzt öffentlich anzuklagen, er habe ihm seine Ideen gestohlen. Wenn die Untersuchungen Dumas' auch in vieler Beziehung mit denen von L. übereinstimmten, so war doch ein Punkt, in dem sie durchaus verschiedener Ansicht waren und welcher zu einer sehr berühmten wissenschaftlichen Polemik zwischen Beiden führte: dieser Punkt betraf die Fettbildung im Thierkörper.

Während Dumas behauptete, daß das Fett des Thieres einfach durch die Nahrung aufgenommen werde, nahm L. an, daß wenigstens ein Theil sich erst im Körper bilde, und zwar behauptete er, daß das Fett aus den stickstofffreien Nahrungsmitteln, speciell aus den Kohlenhydraten, gebildet werde, die danach auch Fettbildner genannt wurden. Spätere genaue Versuche von Dumas und Boussingault zeigten dann auch wirklich, daß das Fett der Nahrung nicht hinreiche, um den Fettansatz des Thieres zu erklären. Versuche bei Bienen, die nur mit Zucker ernährt wurden und doch Honig und Wachs erzeugten, schienen direct die Liebig'sche Ansicht zu bestätigen; nichtsdestoweniger haben neue Versuche von Voit es sehr wahrscheinlich gemacht, daß nur aus Eiweiß und ähnlichen stickstoffhaltigen Körpern Fett gebildet werde. — Auch die bekannte und heute noch vielfach gebrauchte Definition von L., wonach die Nahrungsstoffe in plastische und respiratorische eingetheilt werden, d. h. in solche, welche, wie die Eiweißkörper, zur Erzeugung von Muskeln &c. verwendet werden können, und in solche wie die Kohlenhydrate und Fette, welche, wie Liebig meinte, ausschließlich zur Athmung oder zur Unterhaltung der thierischen Wärme verwerthet werden, bedarf gewiß ebenfalls einiger Einschränkungen, doch auch hier war eine Anregung gegeben, die in jeder Beziehung fördernd auf die Wissenschaft wirkte. —

Im Verlauf dieser langjährigen wissenschaftlichen Arbeiten, besonders bei den in physiologischer Beziehung wichtigsten über das Fleisch und den genauen Untersuchungen seiner Bestandtheile, gelangte L. zu einer Entdeckung, die ihn zu einem der populärsten Männer seiner Zeit gemacht und durch die er der Wohlthäter von tausenden von Menschen geworden ist, zur Darstellung des Fleischextrakts. Nach und nach ist derselbe über die ganze Welt verbreitet und seine Bedeutung allseitig anerkannt worden, dennoch hat man viel über den Werth desselben als Nahrungsmittel gestritten. Die Behauptung, daß L. gesagt habe, sein Fleischextrakt könne das Fleisch ersetzen, erscheint sehr unwahrscheinlich und ist jedenfalls nur in der leidenschaftlichen Erregung des Augenblickes denkbar; denn L. hat selbst bei seiner Anweisung zur Herstellung des Extrakts angegeben, daß darin, damit er haltbar sei, weder Eiweißkörper noch Fett sich finden dürfen. — Welchen Werth für die Ernährung die Extraktivstoffe, namentlich das Kreatin &c. haben, ist immer noch nicht vollständig festgestellt: man hat sich einstweilen damit beruhigt, daß man den Fleischextrakt zu den Genußmitteln zählt und ihm eine ähnliche Wirkung wie dem Kaffee zuschreibt. — Nicht minder originell wie die Entdeckung selber war nun auch die praktische Ausführung derselben. Wol empfand L., daß die Einführung seines Extrakts sich nur dann bewähren könne, wenn es gelänge, denselben aus sonst ungebraucht verloren gehendem Fleische herzustellen; es war daher Liebig's Lieblingsidee, ihn in Gegenden bereitet zu sehen, wo Vieh und Fleisch bis dahin fast werthlos gewesen, wie in Südamerika, dessen riesige Viehheerden nur zum Zweck der Häute gehütet und geschlachtet wurden. In großartigster Weise ist dieser sein Wunsch in Erfüllung gegangen.

Zuerst und gleich in ausgedehntem Maßstabe entstand in Fray=Bentos in Südamerika eine Fleischextraktfabrik, die noch heute die beste und verbreitetste Marke führt. Tausende von Rindern werden jetzt täglich dort geschlachtet und der daraus bereitete Extrakt nach Europa gesandt. L. erzählt, von all' den vielen freudenreichen Stunden seines Lebens sei selten eine reiner und größer von ihm empfunden worden als die, in der er die erste Büchse von Fleischextrakt aus Fray=Bentos erhalten!

Noch ein anderes gemeinnütziges und viel verbreitetes Erzeugniß, das Kindermehl, als Ersatzmittel für Milch, hängt mit diesen Arbeiten zusammen und sichert L. die Dankbarkeit vieler Mütter, denen die Erreichung guter Kindermilch aus irgend einem Grunde schwer oder unmöglich ist.

Das Aufsehen, welches jenes oben citirte Werk Liebig's „Die Anwendung der Chemie auf Agricultur und Physiologie" so allgemein hervorgerufen, beruht nun aber nicht nur auf jenem, doch meist rein wissenschaftlichen, physiologischen Theil, sondern auf den darin zum ersten Mal ausgesprochenen überraschenden Lehren für Ackerbau und rationelle Landwirthschaft. Die Landwirthschaft lag damals noch in einem rein empirischen Zustand. Man wußte, daß man dieselbe Pflanze nicht continuirlich auf demselben Boden ernten könne; man wußte, daß das Erträgniß des Landes durch Düngung erhöht werde und man hatte sogar neben der Stalldüngung, die bekanntlich uralt ist, auch die Mineraldüngung, d. h. aufgeschlossenes Knochenmehl in England benutzt, während berühmte Landwirthe, wie Thaer und Sprengel, diese für Deutschland nutzlos erklärten. Man kannte die Brache und die Wechselwirthschaft, man hatte aber keine klare Vorstellung von dem Grund ihrer Nützlichkeit. Saussure und andere bedeutende Forscher hatten auch schon die Aschen oder anorganischen Bestandtheile einiger Pflanzen untersucht und auf deren Wichtigkeit hingewiesen, allein der einfache Zusammenhang zwischen Pflanzenernährung, Düngung, Bodenbestandtheilen ꝛc. war nur von den Wenigsten geahnt, allgemein aber unbekannt. — Daher die allgemeine Aufregung, welche jenes Werk hervorrief. Liebig's Gedankengang darin war folgender: Wie das Thier verkümmert oder zu Grunde geht, wenn man ihm nach und nach die nöthige Nahrung entzieht, oder dieselbe seiner Constitution nicht entspricht, so auch die Pflanze. Sie bedarf zu ihrem Wachsthum und zu ihrer Ernährung zunächst gewisser Bestandtheile der Atmosphäre, Kohlensäure, Wasser und Ammoniak, die sie durch ihre Blätter aufnimmt, dann aber auch gewisser anorganischer Salze, die sie durch die Wurzel dem Boden entnehmen muß, namentlich Kalium, resp. Natrium= und Kalkverbindungen und andererseits Phosphorsäure=, Schwefelsäure= und Salzsäure=Verbindungen. Der Landwirth, welcher Jahr aus, Jahr ein durch Bepflanzung und Ernte dem Boden nach und nach diese Bestandtheile entzieht, bewirthschaftet seinen Grund und Boden schlecht, läßt ihn verarmen, er betreibt, wie L. sagt, Raubbau. Der Boden wird untauglich zu weiterer Bepflanzung, wenn ihm diese Bestandtheile nicht wieder ersetzt werden. Durch solchen jahrhundertelangen irrationellen Ackerbau sind die im Alterthum fruchtbarsten Länder, sind Griechenland, Italien und Sicilien, einst die Kornkammer Roms, unfruchtbar geworden. In dieser Verarmung des Ackers, in seinem Bedürfniß nach Ersatz für die durch die Aschenbestandtheile der Ernte dem Boden entführten Stoffe, beruhe also die Bedeutung der Düngung. — Diese für die Landwirthschaft so wichtige Thatsache, das eigentliche Fundament derselben zu Tage gefördert und davon für den rationellen Ackerbau die segensreichste Nutzanwendung gemacht zu haben, ist vielleicht Liebig's größte Leistung. Er ist als erster wirklicher Agriculturchemiker, der Reformator des Feldbaues geworden. — Es gehört, so schließt L. weiter, zu einer rationellen Landwirthschaft Kenntniß der Zusammensetzung der betreffenden Ackererde, und die Analyse

der Aschenbestandtheile der zu cultivirenden Pflanze. Aus diesen beiden Factoren ergebe sich die Zusammensetzung des zweckmäßigsten Düngmittels. Nach beiden Richtungen hin griff L. zu und zwar machte er nicht nur selbst derartige Analysen und ließ solche durch seine Schüler ausführen, sondern er veranlaßte ähnliche Arbeiten, wo er nur irgend konnte, so daß nach wenigen Jahren ihm wirklich ein außerordentlich umfangreiches Material in dieser Beziehung zu Gebote stand. Aber damit begnügte er sich nicht. Er griff die Sache auch praktisch an. Einen seiner Schüler, Herrn Muspratt, einen der größten Sodafabrikanten Englands, veranlaßte er, einen künstlichen Dünger nach seiner Vorschrift zu bereiten. Dieser Dünger sollte namentlich die Alkalisalze und die Phosphorsäure dem Boden zuführen. Da nun aber phosphorsaure Alkalien in Wasser leicht löslich sind und L. fürchtete, daß der Regen alsdann die künstlich dem Boden zugeführten Stoffe wieder entführen würde, so suchte er die als nothwendig erkannten Zusätze in eine wenig lösliche Form zu bringen und erreichte dies nach vielen vergeblichen Versuchen durch Zusammenschmelzen des eigentlichen Düngemittels mit kohlensaurem Kalk. Dieser künstliche Dünger wurde fabricirt, er wurde auch Anfangs verkauft und benutzt, aber ohne jeden Erfolg, so daß die Fabrikation sehr bald wieder eingestellt wurde. Gleichzeitig entspann sich eine sehr lebhafte Discussion zwischen ihm und den Gegnern seiner Lehre, unter denen hauptsächlich Lawes und Gilbert zu nennen sind, welche in England mit löslichem Dünger aus Ammoniaksalzen und aufgeschlossener Knochenasche, sogenanntem Superphosphat, ausgezeichnete Erfolge erzielten. Kein Wunder, daß alle praktischen Landwirthe sich als Gegner Liebig's erklärten und daß auch dieser augenblickliche Mißerfolg wieder als Beispiel benutzt wurde, zu zeigen, „wie grau jede Theorie sei".

L. war von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen tief aufgeregt und unglücklich, jahrelang suchte er vergeblich die Fehler seiner Schlußfolgerungen aufzufinden, wobei er stets von der Richtigkeit seiner Grundsätze überzeugt blieb. Endlich offenbarte sich ihm das Räthsel: er hatte eine Eigenschaft der Ackerkrume, die schon seit längerer Zeit bekannt war, vernachlässigt. Man wußte schon durch Bronner, Thompson und Way, daß der Ackerboden gewisse Stoffe zurückzuhalten vermag, die ihm kein Wasser mehr entziehen kann. Man hatte aber dieser Eigenschaft bisher nicht die gehörige Beachtung geschenkt. Erst im J. 1860 hat L. erkannt, daß hier das punctum saliens liegt; diese Eigenschaft der Ackerkrume macht es überflüssig, den Dünger in eine unlösliche Form zu bringen: der Regen kann die löslichen Bestandtheile dem Boden nicht wieder entziehen, wol aber die Pflanzenwurzel. So stand denn jetzt Erfahrung und Theorie in Uebereinstimmung: der sofortige Erfolg der löslichen Düngstoffe war erklärt und ebenso der Nichterfolg oder wenigstens die außerordentlich langsame Wirkung des Liebig'schen Düngers; denn eine solche hatte sich bei den Liebig'schen Versuchen schließlich herausgestellt, und dieses stand im Einklang mit der schwierigeren Aufnahme unlöslicher Stoffe durch die Pflanzenwurzel.

Diese weitgreifenden, allgemeinen Arbeiten und Forschungen mußten selbst einen so genialen Geist wie L. vollkommen in Anspruch nehmen und verlangten die Hingabe des ganzen ungetheilten Denk- und Arbeitsvermögens. L. empfand dies sehr bald und versuchte seine Wirksamkeit als Leiter des nach und nach so großartig herangewachsenen Laboratoriums, dem er fast 30 Jahre seiner besten Arbeitskraft gewidmet, einzuschränken. Dazu bot sich ihm Gelegenheit, als König Max von Baiern im J. 1851 L. durch Professor Pettenkofer auffordern ließ, in München eine chemische Professur zu übernehmen. In Gießen versuchte man nicht einmal ihn zu halten, so wenig Verständniß zeigten die maßgebenden Kreise

immer noch für den Mann, der der kleinen Universität Weltruf verschaffte und mit dessen Fortgang dieselbe wieder in ihre frühere Bedeutungslosigkeit zurückfiel.

Im Herbst 1852 siedelte L. nach München über. Er hatte es übernommen Vorlesungen über seine Wissenschaft zu halten, aber keinem Unterrichtslaboratorium vorzustehen. Dadurch schuf er sich jene Muße, deren Folgen die umfangreichen Forschungen auf physiologischem und agriculturchemischem Gebiete geworden sind. Was Anfangs sein Wunsch war, blieb nun bis an seines Lebens Ende ein gewisser Zwang: er hatte keine Gelegenheit mehr zu rein chemischen Untersuchungen zurückzukehren. — Dagegen setzte er hier die Herausgabe verschiedener großer Werke fort, die er schon in Gießen begonnen hatte. Um seine und seiner Schüler Arbeiten, sowie seine vielen, umfangreichen polemischen Schriften veröffentlichen zu können, schuf er sich ein Journal: die „Annalen der Chemie". Dasselbe war eine Fortsetzung des von Hänle gegründeten und von diesem mit Geiger längere Zeit redigirten Magazins der Pharmacie, in dessen Redaction auch L. 1831 eingetreten war. Vom J. 1836 erschien es in seiner jetzt noch bestehenden Form und wurde von L. und Wöhler und später hauptsächlich durch Hermann Kopp geleitet. Heute weist dieses Journal über 200 Bände auf und bildet einen der gelesensten und werthvollsten Theil der Quellenlitteratur. Das „Handwörterbuch der reinen und angewandten Chemie", welches L. in Gemeinschaft mit Poggendorff und Wöhler 1837 gegründet, wurde erst 1864 beendet. Die ersten beiden Bände enthalten hervorragende Aufsätze aus Liebig's Feder, später hat er selbst nicht mehr daran gearbeitet, sondern das Werk von Freunden und Schülern fertig schreiben lassen. Dadurch und durch das sehr langsame Erscheinen hat es etwas von der Bedeutung verloren, die es Anfangs gehabt; immerhin hat sich die Form, die Wissenschaft encyklopädisch zusammenzufassen, so bewährt, daß England und Frankreich das Handwörterbuch nachgeahmt haben und in Deutschland jetzt eine zweite Auflage davon erscheint, die allerdings ebenso langsam fortschreitet. Liebig's drittes großes Unternehmen, der „Jahresbericht der Chemie", den er von 1847 an auch in Gemeinschaft mit Hermann Kopp bearbeitete, ist für unsere Wissenschaft von hervorragender Bedeutung gewesen und geblieben, obgleich L. nur etwa 10 Jahre an der Herausgabe theil genommen hat. Er wird noch jetzt jährlich veröffentlicht und ist uns ein täglich benutztes, unentbehrliches litterarisches Hilfsmittel geworden. —

So hat durch diese vielseitigen litterarischen Schriften L. einen Beweis seiner schöpferischen Thätigkeit und unverwüstlichen Arbeitskraft gegeben. Will man aber Liebig's Gesammtleistungen als Naturforscher übersehen, so muß man seine Verdienste in Bezug auf die Culturentwickelung des Volkes ins Auge fassen, denn nicht darf es bezweifelt werden, daß wir L. wirklich einen großen Einfluß auf dieselbe zu verdanken haben. Er hat diesen namentlich dadurch erlangt, daß er mit Eifer, ja man könnte fast sagen mit Leidenschaft, die Grundsätze und die Gesetze der Wissenschaft überall zur Geltung zu bringen suchte, und daß er namentlich sein ganzes Leben hindurch bemüht war, wissenschaftlichen Principien auch im täglichen Leben Anerkennung und Geltung zu verschaffen. Sein allgemein wissenschaftlicher Standpunkt war zwar weit entfernt davon der des Materialisten zu sein, ja er huldigte sogar, wie seine Vorgänger in der Physiologie, noch der Lebenskraft und er war ein eifriger Deist und ein vollkommen gläubiger Mensch. Sehr charakteristisch für diese seine Naturauffassung ist ein Passus seiner Schriften, worin er die endliche Erkenntniß seines Fehlers bei der Einführung des unlöslichen Düngers schildert und der hier eine Stelle finden möge — die Frage selbst ist schon an anderer Stelle erörtert; L. sagt: „Endlich nachdem ich alle Thatsachen einer neuen und aufmerksamen Prüfung Schritt vor Schritt unterworfen hatte, entdeckte ich den Grund. Ich hatte mich an der Weisheit

des Schöpfers versündigt und dafür meine gerechte Strafe empfangen; ich wollte sein Werk verbessern und in meiner Blindheit glaubte ich, daß in der wundervollen Kette von Gesetzen, welche das Leben an der Oberfläche der Erde fesseln und immer frisch erhalten, ein Glied vergessen sei, was ich, der schwache, ohnmächtige Wurm, ersetzen müsse. Das Gesetz, zu welchem mich meine Untersuchungen über die Ackerkrume führten, heißt: an der äußersten Kruste der Erde soll sich unter dem Einfluß der Sonne das organische Leben entwickeln — und so verlieh denn der große Baumeister den Trümmern dieser Kruste das Vermögen, alle diejenigen Elemente, welche zur Ernährung der Pflanze und damit auch der Thiere dienen, anzuziehen und festzuhalten, wie der Magnet Eisenfeile anzieht und festhält, so daß kein Theilchen davon verloren geht. . . ." Wir haben hier das seltene Beispiel eines freien, klaren Forschergeistes, der seinen festen Gottesglauben in Einklang zu bringen vermochte mit großen, allgemein gültigen Naturgesetzen, die zu erkennen und zu erforschen die Aufgabe seines Lebens gewesen ist. Er war sich dabei ganz klar, daß die Gesetze der Chemie und Physik auch im thierischen Leben zur Anwendung kommen müssen, und gerade die volle Ueberzeugung von der Richtigkeit dieser Grundsätze hat es ihm auf dem Gebiete der Physiologie, auf dem er doch reiner Autodidakt und immerhin Dilettant gewesen und geblieben ist, möglich gemacht, so große Erfolge zu erringen. Seine 22jährigen Forschungen in dieser Richtung erhielten einen Abschluß in einem 1862 veröffentlichten Werke: „Der chemische Proceß der Ernährung der Vegetabilien und die Naturgesetze des Feldbaues". —

Ganz bezeichnend für Liebig's Art der Schlußfolgerungen und der Anwendung der einmal für richtig erkannten Gesetze ist ein Beispiel, das hier noch angeführt zu werden verdient: Bekanntlich hat Lavoisier schon die thierische Wärme durch die Verbindung der Nahrungsmittel mit Sauerstoff zu erklären gesucht; Versuche, die etwas später von Dulong und Despretz angestellt wurden, ergaben, daß wirklich 90 % der thierischen Wärme in dieser Weise entstünden; über die fehlenden 10 % waren alle möglichen Hypothesen im Umlauf. Hauptsächlich glaubte man, daß durch die Nerventhätigkeit das letzte Zehntel erklärt werden könne. L., ohne einen Versuch zu machen, erklärte die Dulong'schen Untersuchungen für ungenau und behauptete mit großer Bestimmtheit, daß alle Wärme durch den chemischen Proceß der Verdauung und Athmung entstehen müsse, was spätere genaue Versuche auch bestätigt haben. — Dieses Durchdrungensein von der allgemeinen Anwendbarkeit wissenschaftlicher Grundsätze machten ihn auch zu einem gefürchteten Gegner jedes Aberglaubens und jedes Mysticismus. Wer kennt nicht seine Angriffe gegen die Möglichkeit der Selbstverbrennung, wer hätte so schnell wie er diesen für eine unbedingt erwiesene Thatsache geltenden Schwindel aus der Welt schaffen können. Nimmt man hinzu die von Leidenschaft durchglühte Ueberzeugung, mit der L. für seine Ansicht stritt, so hat man die Erklärung für die Aufregung und die allgemeine Anregung, welche Liebig's „Chemische Briefe", zuerst in der Augsburger Allgemeinen Zeitung veröffentlicht, hervorriefen. Es war ja nicht das erste Mal, daß ein großer Forscher für das gesammte gebildete Publikum schrieb; Humboldt's Kosmos hatte schon viele Gemüther der Wissenschaft gewonnen; nicht geringer ist aber wol der Einfluß der chemischen Briefe zu schätzen. An Form und Inhalt gleich gediegen bringen sie, jedem verständlich, ein populäres Bild der ernstesten, wissenschaftlichen Ergebnisse. Sie fesseln den Laien durch ihre anmuthige, leicht faßbare Schreibweise, den Landwirth durch die vielen darin enthaltenen praktischen Winke, die er benutzen kann, den Gelehrten durch die exacte, naturwissenschaftliche Darstellung. Die Chemiker müssen noch ganz im Besonderen L. dafür dankbar sein, denn er vor Allem ist es gewesen, der verstanden hat der Welt klar zu machen, daß die Chemie eine Wissen=

schaft sei und der es vermochte, dem Publikum Achtung vor ihren Errungenschaften einzuflößen.

Liebig's Lebenslauf neigt sich seinem Ende zu. Die letzten Jahre seines Lebens wurden ihm durch ein nervöses Leiden getrübt, das ihn am anhaltenden Arbeiten hinderte. Doch blieb er rüstig und geistig frisch bis zuletzt und die Nachricht seines Todes kam unerwartet und tief erschütternd. Er starb noch nicht ganz 70 Jahre alt nach kurzer Krankheit am 18. April 1873 in München, wo er die letzten 25 Jahre ununterbrochen gelebt hatte.

Der wissenschaftlichen Früchte seines Münchener Aufenthalts ist soeben gedacht worden. Daß er dort nach kurzer Zeit den Mittelpunkt des gesammten wissenschaftlichen Lebens bildete, ist bekannt. Auch an äußeren Zeichen der höchsten Anerkennung fehlte es ihm nicht. Die Wahl zum Präsidenten der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, eine Würde, die er lange Jahre bekleidete, zeigt, wie sehr ihn seine Collegen zu schätzen wußten; durch die Erhebung in den erblichen Freiherrnstand bewies ihm sein König, welchen Werth er darauf legte, einen solchen Mann an seine Hochschule zu fesseln. Die wissenschaftlichen Gesellschaften und alle Akademieen des In- und Auslandes rechneten es sich zur Ehre an, ihn zu ihrem Mitgliede ernennen zu dürfen, während fast alle Fürsten ihm durch die Verleihung hoher Orden ihre Anerkennung auszudrücken versuchten. So erreichte L. schon bei Lebzeiten unsterblichen Ruhm und erntete die Früchte seines arbeitsamen Lebens.

Als sich die Trauerkunde von Liebig's Tode verbreitete, empfand die ganze wissenschaftliche Welt, daß ihr der Führer, der Meister gestorben, und allseitig wurde der Wunsch laut, ihm, dem größten Naturforscher seiner Zeit, ein würdiges Denkmal zu setzen. Die Absicht ist zur That herangereift, und so hinterlassen wir der Nachwelt auch ein sichtbares Zeichen der Anerkennung und Verehrung, die die Mitwelt ihrem Geistesheroen gezollt.

Carrière, Liebig und Platen (Allgemeine Zeitung 1873, S. 2637). Kolbe, Liebig, der Lehrer, Gelehrte und Reformator (Unsere Zeit 1874, Bd. X, 1. Thl., S. 721). A. W. Hofmann, The Life-Work of Liebig. Faraday-lecture. London 1876. Bischoff, Erlenmeyer, v. Pettenkofer, Reden, gehalten in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München, nach Liebig's Tode.

Ladenburg.

Liebner: Theodor Albert L., war geboren am 3. März 1803 in Cölleda in Thüringen, eines Pfarrers Sohn. Auch der Theologie bestimmt, studirte er 1823—1827 in Leipzig und dann in Berlin, wo er durch Schleiermacher und Neander mächtig angeregt ward. Hierauf besuchte er dann von 1828 an das Predigerseminar in Wittenberg und wurde darnach Pfarrer in Kreisfeld, Provinz Sachsen, von 1832—37. 1837 folgte er einem Ruf nach Göttingen als außerordentlicher Professor und Universitätsprediger. 1844 ging er als Ordinarius nach Kiel, 1851 von da nach Leipzig, ward aber 1856 als Oberhofprediger und Vicepräsident des evangelischen Consistoriums mit dem Charakter eines geheimen Kirchenraths nach Dresden berufen, wo er dann am 24. Juni 1871 gestorben ist. Zuerst hatte er sich bekannt gemacht durch seine vortreffliche Monographie: „Hugo von St. Victor und die theologischen Richtungen seiner Zeit", Leipzig 1832. Dieses Werk hat viel dazu beigetragen, die lange unbeachtete und verkannte Bedeutung der mittelalterlichen Mystik nach Verdienst hervorzuheben und neues Interesse für das Studium derselben zu wecken. Die von ihm intendirte Geschichte der speculativen Mystik ist freilich nicht zur Ausführung gekommen. Eine Probe oder ein Bruchstück davon ist die Abhandlung: „Gerson's Mystik" in Studien und Kritiken, 1852, Heft 2. L. war eine durchaus speculativ angelegte Natur, verbunden mit einem ethischen Grundzug und einem starken Zug zur Mystik —

zur religiösen Unmittelbarkeit. Sein Ziel war die Einigung lebendig religiöser Anschauung mit religionsphilosophischer Speculation. Er wollte, daß der Christ die Kraft der Vernunft besitze und pflege, die christliche Wahrheit in sein vernünftiges Denken aufzunehmen und mit dem Allgemeinmenschlichen in Einklang zu setzen. — Von seiner christlichen Dogmatik ist auch nur des ersten Bandes erste Abtheilung erschienen, doch als ein selbständiges Werk mit dem Nebentitel „Christologie oder die christologische Einheit des dogmatischen Systems“, Göttingen 1849. Der Verfasser sagt von der dogmatischen Aufgabe: die Dogmatik durchdringt der Gedanke, daß das christliche System das schlechthin höchste, das System aller Systeme ist, also das, welches alle andern nur suchen, in dem sie allein ihre Wahrheit haben, denn es hat das Ganze und die Fülle. Das christliche System ist darum das höchste, weil es wahrhaft und in höchster Instanz ethisches System ist, Willensfreiheitslehre, ethischer Personalismus. Dieser Inhalt ist der schlechthin tiefste und reichste, der Kern aller göttlichen und menschlichen Dinge. Besonders fühlte er sich hingezogen zu Jacob Böhme und daneben zu Franz Baader. — Für seine Vorlesungen in Leipzig gab er heraus: „Introductio in dogmaticam christianam“, 1854/55, 2 Hefte. — Als praktischer Prediger hatte er seine Laufbahn begonnen, als solcher sollte er sie auch schließen. Dorner sagt in dieser Beziehung von ihm: Was es um die Salbung eines christlichen Predigers sei, konnte man an ihm in deutlichen Zügen ausgedrückt finden, dabei war nichts Gezwungenes und Erkünsteltes zu bemerken, die ganze Persönlichkeit lag im Worte und darum hatte es die Macht, die Seelen zu ergreifen. Außer einer Menge Einzelpredigten sind von ihm gedruckt 2 Bände „Predigten“, 1. Bd. 2. Aufl. 1855, 2. Bd. 1861. Von Bedeutung ist seine Abhandlung: „Die praktische Theologie“ in Studien und Kritiken, 1844, Heft 1, eine denkende Erforschung des Objects, die sehr Beachtung verdient. Die praktische Theologie ist ihm das Wissen um die werdende Erscheinung, empirische Verwirklichung der Idee der christlichen Religion, — das Wissen um die rechte Art und Kunst, die Idee zur möglichst adäquaten Erscheinung und Wirksamkeit zu bringen. In den letzten 15 Jahren seines Lebens vertiefte er sich ganz und gar mit Kraft und Liebe in die praktischen Aufgaben seines hohen Kirchenamtes. Von dem Mittelpunkt der Christologie aus den großen majestätischen Gedankenkreis der christlichen Wahrheit zu reconstruiren und so das System aller Systeme zu schaffen, das war das Ziel, das er vor Augen sah und verfolgte. In der rechten lebendigen Erkenntniß Christi sah er auch die einigende Macht für die Gegensätze der Zeit, die rechte Wegweisung zum kirchlichen Frieden. Aus seiner Praxis ging auch die kleine Schrift hervor: „Ueber das Wesen der Kirchenvisitation“, Leipzig 1857. Sein Wirken ist nicht vergeblich gewesen.

Vgl. Conversationslexicon d. Gegenw. III, 312. Dorner, Nachruf. Jahrb. f. deutsche Theol. 1871, 3, 536 ff. Carstens, Gesch. d. Kiel. theol. Facultät, 1875, S. 104 ff. Alberti, Schriftstellerlex., I. S. 515.

Carstens.

Liechtenstein: Alois Fürst zu L., Ritter und Commandeur des Militär-Maria-Theresien-Ordens, Ritter des goldenen Vließes, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des souveränen Johanniterordens am Hofe zu Wien, Inhaber des k. k. Infanterieregiments Nr. 12, k. k. Feldzeugmeister, war der jüngste Sohn des Feldmarschalls Fürsten Karl Joseph zu Liechtenstein, aus dessen Ehe mit Fürstin Marie Eleonore Oettingen-Spielberg, wurde den 1. April 1780 zu Wien geboren und starb den 4. November 1833 zu Prag. In ihm erstanden aufs Neue des Vaters kriegerische Tugenden und hoher ritterlicher Sinn; auch ihm galt als hehres Ziel der alte Brauch des fürstlichen Hauses, für Kaiser und Staat einzustehen mit Mannesmuth, durch Wort und That. Dies der

Grund seines Eintrittes in das kaiserliche Heer, welchem der Fürst von 1798 bis zum letzten Lebenshauche angehörte, jederzeit durch Thatkraft, Umsicht und hohe Begabung erfolgreich wirkend, unter allen Verhältnissen ein Muster von Ausdauer und Tapferkeit, dessen Körper 40 im Angesichte des Feindes ehrenvoll erhaltene Wunden aufzuweisen hatte. Nachdem L. vom Lieutenant bis zum Hauptmanne im Infanterieregimente Lacy Nr. 22 verwendet worden war und sich den 21. März 1799 bei Ostrach, dann den 28. Mai bei Pfungen nächst Embrach in der Schweiz durch Standhaftigkeit und Energie hervorgethan hatte, wurde selber 1800 zum Major im Infanterieregimente Manfredini Nr. 12 befördert. Mit diesem Regimente focht L. 1800 in den beiden Gefechten bei Schongau am Lech den 11. und 14. Juni. Die Relation über den ersten Kampftag sagt: „Fürst Liechtenstein hat den schönen Fehler zu kühn zu sein; er hat zwei Streifschüsse — jedoch sehr leicht — bekommen und ist in diesem Augenblicke noch zu Pferde“; rücksichtlich des zweiten Gefechtes bei Schongau berichtet aber die Geschichte des Regiments Nr. 12, es habe L. ungeachtet seiner Verwundungen auch an diesem Tage sein Bataillon mit größter Aufopferung und Geistesgegenwart in so lange geleitet, bis ihm auf der Lechbrücke das linke Schenkelbein durch einen Kartätschenschuß zerschmettert wurde und er in feindliche Gefangenschaft gerieth. Da Liechtenstein's Feuereifer schon in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit im Regimente den unternehmenden Geist desselben mächtig anzuregen gewußt hatte, so wurde die Außerkampfsetzung des Fürsten lebhaft beklagt und wich dieses Bedauern erst dann, als L. 1801 nach erfolgter Genesung mit dem Oberstlieutenantsrange bekleidet in das Regiment zurückkehrte und ihm das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens verliehen wurde; 1805 übernahm L. als Oberst das Commando des Regiments, befehligte selbes bei Haslach, Elchingen, Söflingen und verfiel mit ihm dem harten Loose der Besatzung von Ulm. Noch vier Jahre befehligte L. das Regiment Nr. 12, dessen Ruhm mit dem des Fürsten enge verwoben war und in welchem sein Wohlwollen, seine Kenntnisse, Erfolge, sowie sein Heroismus solches Vertrauen und Anhänglichkeit gefunden hatten, daß der Wunsch, L. möchte Inhaber des Regiments werden, in der Bitte des Offiziercorps um diese Begünstigung zum Ausdrucke kam. L., welcher 1809 Generalmajor geworden war, erhielt im selben Jahre aus besonderer kaiserlicher Gnade auch die Ernennung zum Inhaber des Infanterieregiments Nr. 12. An dem Feldzuge 1809 nahm L. als Brigadier Theil, besonders erfolgreiche Thätigkeit im Gefechte bei Hausen und Thann den 19. April entwickelnd. Nachdem er nämlich die Franzosen aus Hausen geworfen hatte, erbat er sich vereint mit seinem Bruder Moriz, Fürst zu Liechtenstein, die Zustimmung Hohenzollerns zur Vorführung noch nicht im Kampfe gewesener Truppen und erstürmte mit der Fahne in der Hand an der Spitze der erhaltenen Verstärkungen und nach wiederholten Gefechtsschwankungen den bereits verloren gewesenen Wald. Dort traf ihn aber erneut das Mißgeschick mehrfacher Verwundung; er mußte vom Kampfplatze und behufs entsprechender ärztlicher Behandlung nach Wien gebracht werden, wo des Fürsten heldenmüthige Leistungen in der Ueberbringung des Commandeurkreuzes des Militär-Maria-Theresien-Ordens durch den Monarchen selbst eine außerordentlich ehrende Anerkennung erhielten. L., welchem nach dem Einrücken der Franzosen in Wien auch von deren Generalität die vollste Bewunderung seiner glänzenden Tapferkeit bezeugt worden war, blieb 1809—1812 seiner Gesundheitsverhältnisse wegen außer Verwendung. 1812 übernahm aber der nie in Pflichttreue und Vaterlandsliebe ermattende Fürst, ohne der Nachwehen seiner Verwundungen zu achten, das Commando einer Brigade im Auxiliarcorps des Fürsten Schwarzenberg. Kühn wie immer bestand er hierbei mit seiner Truppe eine Reihe glücklich geführter Ge=

fechte, so jenes den 25. August bei Wyzna, welches durch Liechtenstein's geschickt geleitete Umgehung der feindlichen linken Flanke und durch einen nächtlichen Angriff auf die gegnerische Nachhut zu siegreichem Schlusse gebracht wurde, dann den 8. October bei Wyczulki, wo Liechtenstein's Todesverachtung und überlegenes Manövriren des Gegners hartnäckigen Widerstand gebrochen. Höchst verdienstvoll äußerte sich andererseits in diesem Kriegszuge Liechtenstein's rastloses Mühen um das Wohl der mit Entbehrungen aller Art kämpfenden Truppen und fand das Auxiliarcorps in L. einen warmfühlenden Vertreter bei der obersten Heeresstelle in Wien, als er genöthigt gewesen sich seiner im letztgenannten Gefechte erhaltenen Blessur wegen dorthin zu begeben. Kaum genesen, betrat L. 1813 als Feldmarschallieutenant und Truppendivisionär den Kriegsschauplatz; im Vollgefühle des dem Staatsbestande geltenden Riesenkampfes entfaltete der Fürst nun jedwede seiner geistigen und moralischen Eigenschaften und hat sein unausgesetztes Streben, durch Hebung des Truppengeistes Alle zu höherer Pflichterfüllung zu beseelen, auf die Leistungsfähigkeit seiner Division gewirkt und manche schöne That im Gefolge gehabt. Anerkannt ist die Unerschrockenheit, mit welcher er bei Dresden den 27. August die Orte Nauselitz und Roßthal gegen eine mächtige Ueberzahl vertheidigte und als der in Strömen fallende Regen den Gebrauch des Gewehres als Feuerwaffe unmöglich machte, die Truppen zum Bajonettkampfe vorführte und erst dann in guter Ordnung retirirte, nachdem jede Aussicht auf Erfolg geschwunden war. Siegreich hat L. ferner bei Arbesau und Kinnitz den 17. und 18. September gefochten; seine trefflich und entschieden in den Rücken des bei Arbesau vorgedrungenen Feindes durchgeführte Gefechtsbewegung gelang so vollständig, daß sich der Feind in größter Verwirrung auf die Nollendorfer Höhen zurückziehen mußte. Noch in selber Nacht sendete Kaiser Alexander von Rußland dem Fürsten als Anerkennung dieser Waffenthat einen goldenen, mit Brillanten gezierten „Degen der Tapferkeit“. Bei Leipzig den 16. October ermöglichte L. das Festhalten des Schlosses Dölitz und somit auch das des dortigen, höchst wichtigen Uebergangspunktes über die Pleiße und vertheidigte, nachdem er an Stelle des gefangenen Generals Meerveldt das Commando des Corps übernommen, unter wiederholter Zurückweisung feindlicher Angriffe die von Pontonnieren geschlagenen zwei Brücken: den 18. October drang L. in das von der Division Hardegg erstürmte Dorf Dölitz und trug wesentlich zur Behauptung der eroberten Stellung bei. Nach der Schlacht definitiv zum Corpscommandanten ernannt, betheiligte sich L. rühmlich an der Erstürmung des verschanzten Postens bei Hochheim am 9. November, leitete die Einschließung von Kastel ein, rückte über Basel nach Frankreich, wo er 1814 die Forts Joux, St. André ꝛc., dann Besançon cernirte, und da er wegen Mangel an Belagerungsmaterial letzteren Ort nicht gleich zur Uebergabe zwingen konnte, bis zu der den 21. April erfolgten Capitulation jeden Entsatzversuch energisch zurückschlug. Nachdem er noch 1815 im Reservecorps ein Commando bis zur zweiten Einnahme von Paris geführt, wurde er in die Umgebung des Monarchen berufen, später zum commandirenden General in Mähren und endlich zu jenem in Böhmen ernannt. In diesen Stellungen dachte und wirkte L. bis an sein Lebensende für die Tage des Ernstes; ihm war alles wichtig, so daß er noch vier Stunden vor seinem Tode die Spitalskost prüfte. Selbst ein fleckenloses Vorbild eines guten Soldaten, treuen Unterthans, feinfühlenden Cavaliers wurden sein eiserner Wille, seine Pünktlichkeit und Strenge nicht als Härten gefühlt, denn diesen Charaktereigenschaften zur Seite standen Gerechtigkeitssinn, Edelmuth und eine bei jeder Gelegenheit bewiesene opferbereite Sorge für Alle. Die letzten Lebensjahre des Fürsten, der 1830 zum Feldzeugmeister befördert worden war, verschönte der Monarch auch noch durch die Verleihung des goldenen Vließes, welches der Held nach Ritter=

brauch knieend empfangen wollte, und als er dies seiner Wunden wegen nicht konnte, da sprach der Kaiser, wie ein vaterländischer Dichter berichtet: „Wer so wie Du im Kampfe dem Tod ins Aug' gesehen, der kann vor seinem Kaiser aufrecht stehen."

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. ꝛc., 15. Bd., Wien 1866. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden ꝛc., 1. Bd., Wien 1857. Szöllösy, Tagebuch gefeierter Helden ꝛc., Fünfkirchen 1837. (Gräffer,) Geschichte d. k. k. Kriegsvölker ꝛc., 1. Bd. (2. Aufl.), 1800. Thürheim, Gedenkblätter a. d. Kriegsgesch. d. k. k. österr. Armee, 1. Bd., Wien u. Teschen 1880. Erzh. Johann, Gesch. d. k. k. Inf.-Rgts. Herz. Wilhelm Nr. 12, 1. Bd., Wien 1877. (Heller,) Der Feldzug d. J. 1809 in Süddeutschland (A. d. österr. milit. Ztschr. 1862 u. 1863). Welden, Der Feldzug der Oesterreicher gegen Rußland im J. 1812, Wien 1870. Relation der Kriegsereignisse vom 22. bis 30. August 1813 bei Dresden und Kulm, Wien 1813. Aster, Schilderung d. Kriegsereign. in und vor Dresden vom 7. März bis 28. August 1813, Dresden u. Leipz. 1844. Relation der Gefechte vom 17. und 18. September bei Arbesau und Kinnitz, Wien 1813. Relation der Schlachten bei Leipzig am 16. und 18. October 1813, Wien 1813. Relation über die Einnahme des verschanzten Postens von Hochheim am 9. November 1813, Wien 1814. Schels, Oesterr. milit. Zeitschr., 1841 1. Bd., 1846 1. 2. Bd. Gebler, Das k. k. österr. Auxiliarcorps 1812, Wien 1863. Falke, Gesch. d. fürstl. Hauses Liechtenstein. 3. Bd. Wien 1882. Sch.

Liechtenstein: Heinrich (VII.) L. († 1483), aus dem in Oesterreich und Mähren begüterten Herrengeschlechte, das nach seiner Hauptherrschaft im zweitgenannten Lande das Prädikat „von Nikolsburg" führt. Er war der zweitgeborene Sohn Georgs (IV.) aus dessen Ehe mit Hedwig v. Pottendorf; Hanns (V.) ging ihm voran; als jüngere Brüder folgten Christoph (III.) und Georg V., als Schwestern: Barbara, Elisabeth und Margaretha. Er und sämmtliche Geschwister waren noch unmündigen Alters zur Zeit als der Vater starb (1444), und gleiches gilt von Wilhelm, dem Erstgeborenen seines Ohms Christoph (II., † 1445). Im J. 1449 erscheint Heinrich (VII.) bereits als mündig seinem älteren Bruder Hanns (V.) zur Seite und drei Jahre später erfolgt die Theilung des Gesammtbesitzes zwischen Wilhelm und den vier Vettern, wobei Hanns und Heinrich ihre jüngeren Brüder vertraten. Sie erhielten dem von Seiten des Grafen Ulrich von Cilli und Ulrichs Eiczinger geordneten Theilungsvertrage gemäß die Herrschaften Mistelbach, Hakenburg, Ravensburg, Renkenstein u. A. in Niederösterreich, Feldsberg und Dürnholz in Mähren. Seit 1451 beginnt L. eine politische Rolle zu spielen. Wir begegnen ihm im October 1451 als Theilnehmer an jenem folgenschweren Adelsbündnisse Niederösterreichs, das zu Mailberg (Martberg) abgeschlossen wurde und unter Führung Eiczinger's (s. Allg. D. Biogr. Bd. V S. 778—81) gegen den Vormund des Landeserben (Ladislaus P.) König Friedrich III. gerichtet war. Auch in dem späteren Einigungsbriefe vom 5. März 1452 finden wir Heinrichs Namen vor. Als Dienstmannen und Parteigänger des Königs Ladislaus P., der 1453—1455 den Liechtensteinern Belehnungs- und Gnadenbriefe ausstellt, gewahren wir Heinrich und dessen Verwandte in der Fehde (1455—1457) gegen König Friedrich III., insbesondere im Streite der beiden Habsburger um die Stadt- und Schloßherrschaft Steier. Heinrich erscheint da bis zum J. 1459 als Inhaber der Hauptmannschaft. 1458 lag er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Hanns in harter Fehde mit mährischen Adeligen, die das Gut der Liechtensteiner arg verwüsteten. Sie errangen dabei namhafte Erfolge. Um diese Zeit gelangte auch die Irrung zwischen den habsburgischen Brüdern König Friedrich III. und Herzog Albrecht VI. (Allg. D.

Biogr. Bd. I S. 285—90), als dessen Parteigänger Heinrich VII. von Liechtenstein auftritt, zum vorübergehenden Austrage, und eine spätere kaiserliche Urkunde vom 1. October 1459 bezeichnet unter Anderem auch Heinrich als in die kaiserliche Gnade wieder aufgenommen. Die ausgesprochene Parteigesinnung Heinrichs für Herzog Albrecht VI., der die Stadt- und Schloßherrschaft Steier seinem Anhänger abgelöst hatte, offenbart sich am besten in jenem Vertrage von 1459, durch welchen der genannte Habsburger unsern Heinrich zu seinem geheimen Rathe mit 1000 Goldgulden Jahresbesoldung erhob. Er und sein Bruder Hanns spielen eine hervorragende Rolle in den bewegten Landtagen jener Zeit, welche immer lauter die Stimme der Unzufriedenheit gegen den damaligen Landesherrn König Friedrich III. erhoben. Sie standen deshalb auch mit König Georg von Böhmen, ihrem mährischen Landesfürsten und dem geheimen Verbündeten Herzog Albrechts VI. in bestem Einvernehmen. Als Albrecht VI. seinem kaiserlichen Bruder (22. Juni 1461) absagte, fehlte nicht an der Spitze der Namen seiner Verbündeten der Heinrichs v. L. — Für sein Ansehen unter den österreichischen Landherren spricht am besten der Umstand, daß die Wiener Universität am 6. Juni 1462 an ihn und Veit v. Ebersdorf ein Dringlichkeitsgesuch richtete, sie mögen zwischen den hadernden Brüdern Frieden stiften und so dem Jammer des Bürgerkrieges begegnen. Heinrich befand sich auch unter den Abgeordneten der Landherren, welche im Hochsommer d. J. den Wiener Rath für die Abhaltung eines Ständetages in den Mauern der Donaustadt gewinnen sollten. Heinrich scheint bis November 1463 die Partei Albrechts VI. gehalten zu haben, dann schwankte er, wie es heißt, bei dem Herzoge in Ungnade gefallen, zum Kaiser hinüber; Ende d. J. vollzog sich ihr Ausgleich. 1467 befand sich Heinrich in der Fehde der Herren v. Puchheim und Stein mit Friedrich III. auf der Seite des Letzteren; doch schon 1472 zeigt sich bei der veränderten Sachlage der Liechtensteiner mit anderen mächtigen Landherren Oesterreichs neuerdings dem Kaiser gegenüber unbotmäßig und auf die Gönnerschaft des Ungarnkönigs Mathias pochend. Ja 1473 führt Heinrich den Titel eines „königlichen Hauptmanns“ in Mähren, das seit 1469 größtentheils die Herrschaft des Corvinen anerkannte. Das österreichische Adelsbündniß, an dessen Spitze der Liechtensteiner, Grafenecker, Puchheimer und Pottendorfer standen, ließ sich weder durch den Bann des Cardinallegaten (1474), noch durch dessen päpstliche Bestätigung einschüchtern; es kräftigte sich nur noch, und die Schwäche des kaiserlichen Regiments verrieth sich am besten in den Unterhandlungen Friedrich III. mit seinen rebellischen Landherren, die zu dem faulen Ausgleich vom 4. Februar 1475 führten. Schon 1476 begannen die Feindseligkeiten von Neuem, und die beiden Liechtensteiner, Heinrich und Christoph — der älteste Bruder Hanns war bereits 1474 gestorben — sagten dem Kaiser am 3. Mai 1477 neuerdings ab. Doch scheint sich seit 1478 die Schärfe dieser Zerwürfnisse abgeschwächt zu haben, da Heinrich in den Friedensverhandlungen zwischen König Mathias und Friedrich III. als Schiedsmann, 1479 als einer der kaiserlichen Räthe auftritt und 1482 im Heere des Habsburgers seine Stelle einnahm. 1483 schied er aus dem Leben. Aus seiner Ehe mit Agnes v. Starhemberg waren sechs Kinder entsprossen, von denen Georg (VI.), Erasmus und die Tochter Elisabeth uns näher bekannt werden. Der ihn überlebende Bruder Christoph III. schloß zwei Decennien später (1506) sein Dasein.

J. Falke, Gesch. des Hauses Liechtenstein I. und die Litter. z. Gesch. K. Friedrich III. u. Erzh. Albrecht VI. Krones.

Liechtenstein: Johann Fürst zu L., souveräner Fürst und Regierer des Hauses von und zu Liechtenstein, Herzog von Troppau und Jägerndorf, Ritter, Commandeur und Großkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens,

Inhaber des k. k. Husarenregiments Nr. 7, k. k. geheimer Rath, k. k. Feldmarschall, war der Sohn des Fürsten Franz Joseph L. aus dessen Ehe mit Fürstin Leopoldine, geb. Gräfin Sternberg und wurde den 26. Juni 1760 zu Wien geboren, woselbst er auch den 24. April 1836 starb. An L. hatte das Vaterland einen ganzen Mann in des Wortes edelster Bedeutung, denn unverzagt setzte er selbst das Leben ein, sobald es die Erhaltung des Staates galt, und was er vollbracht, das hat er stets nur für die Erfüllung seiner Pflicht gehalten. Deshalb war er auch jedem berechneten, schmeichelnden Beifall Feind, sowie abgeneigt von seinen Thaten zu sprechen. Und doch wäre er hierzu berechtigt gewesen, als „erster Soldat von Aspern", als kühner und begabter Reiterführer in mehr als 100 Schlachten und Gefechten, dem 23 Pferde unter dem Leibe erschossen wurden und der 1794 waghalsig genug gewesen, allein mit einer Ordonnanz, im Angesichte eines feindlichen Regiments dessen Commandanten gefangen zu nehmen. Liechtenstein's Begeisterung für den Kriegerstand äußerte sich schon in dessen frühester Jugend, so daß des fürstlichen Hauses Freund, Feldmarschall Lacy, persönlich dessen militärische Ausbildung leitete und überwachte. 1782 trat L. als Lieutenant in das später aufgelöste Kürassierregiment Anspach und nachdem er 1783 Rittmeister, 1787 Major im Dragonerregimente Harrach, jetzt Nr. 7, geworden war, rückte er 1788 zum ersten Male gegen den Feind. Kaum zwischen Semlin und Belgrad eingetroffen, bewiesen auch schon Liechtenstein's wiederholte Kämpfe mit den türkischen Vorposten und Streifcommanden, welche Zuversicht in die eigene Kraft ihn beseelte, und wurde er in Beachtung dessen vorzugsweise zum Oberstlieutenant im Regimente Kinsky-Chevauxlegers, jetzt Dragonerregiment Nr. 10, ernannt. Das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens ward aber L. für seine muthvolle That bei Csettin, welches die Türken in einer stürmischen Nacht zu entsetzen versuchten. Ohne einen Befehl abzuwarten, schwang sich L. auf ein ungesatteltes Pferd und führte das Regiment an Stelle des eben abwesenden Obersten mit solcher Bravour gegen den Feind, daß derselbe fliehend sein Vorhaben aufgeben mußte. Und als später, 20. Juli, Csettin erstürmt wurde, da erklommen L. und Gyulai, die ersten, die Mauern der Festung. Bald hierauf übernahm L. das Commando des Regiments, in welchem seine Kampfesfreudigkeit in Kürze das Gemeingut Aller geworden, so daß überall, wo 1789—90 und 1792—97 L. und sein Regiment zur Action kamen, verwegener, überwältigender Reitermuth des Gegners Reihen schwer erschütterte. In geradezu seltener Art geschah dies den 12. September 1793 bei Avesnes le Sec in der Ebene von Cambray. Dort traten 8000 Mann mit 20 Geschützen seinem Regimente und fünf Compagnieen des Freicorps O'donell kämpfend entgegen; vorzeitig zu weichen lag jedoch selbst einer Uebermacht gegenüber nicht im Sinne des Fürsten; er hielt Stand, warf entschlossen manövrirend und angreifend des Gegners Cavallerie und hatte bald nur Infanterie und Artillerie vor sich. Vergeblich suchten diese Truppen L., der weder über Infanterie noch Artillerie verfügte, zum Stehen zu bringen; seiner Reiter blitzartige Bedrohungen nöthigten den Feind zur Formirung von Carré's, welche L. in stürmischem Anpralle, unterstützt von herbeigekommenen Hilfstruppen, zersprengte und niederritt. 5 Fahnen, 70 Pferde, 20 Geschütze, alles Fuhrwerk, sämmtliches Schanzzeug waren die Beute des Tages; überdies wurden 2000 Mann gefangen und sind 2000 Mann des Feindes gefallen. Die vollste Zufriedenheit des Kaisers ehrte Liechtenstein's glänzend errungenen Sieg und ist ihm diese auch geworden, als er den 29. September 1793 die feindlichen Verschanzungen bei St. Remy Malbatie an der Sambre nächst Maubeuge mit einer Division seines Regiments eroberte, dann für seine den 21. Mai 1794 bei Cense de Fagnel unternommenen Angriffe auf den an Zahl überlegenen Feind, endlich für die

erfolgreiche Verfolgung des aus den Befestigungen bei Erquelinne vertriebenen Gegners am 24. Mai 1794. Noch im Laufe dieses Jahres erfolgte Liechtenstein's wohlverdiente Ernennung zum Generalmajor und bot sich ihm auch 1795 kein Anlaß zu besonders hervorleuchtenden Handlungen, so konnte er dagegen 1796 während einer achtmonatlichen kriegerischen Thätigkeit alle Tugenden eines guten Soldaten und zielbewußten Anführers bekunden. Vornehmlich an den Tagen bei Bamberg am 24. August, bei Würzburg am 1.—3. September wirkte L. durch ein bemerkenswerth vielseitiges Aufgebot von Klugheit und Umsicht und strafte seine allerwärts heranbrausenden Reiter jede Schwäche des Gegners mit der Schärfe des Säbels. Ruhmwürdig bleibt aber vor Allem, wie L., der bald als Vorhutcommandant, bald als Befehlshaber von Seiten- und Nachhut, meist auf Nebenwegen weite Landschaften durchzog, die Disciplin unter allen Verhältnissen auf jener Höhe zu erhalten wußte, daß die Bevölkerung dankend auf die Schonung, Milde und Menschlichkeit seiner Truppe hinwies. Dieser beachtenswerthe Erfolg war aber ausschließlich der Abglanz von Liechtenstein's Beispiel und findet die natürliche Begründung in dem auf seine Untergebenen übergegangenen Pflicht- und Rechtlichkeitssinne, in der richtigen Wahl der Unterabtheilungscommandanten, in bestimmter Befehlsgebung, in der aufmunternden Zuwendung von Lob und Ehre an die Truppe und endlich in der Betheiligung an den Mühen und Entbehrungen derselben. Zu des Heeres großer Befriedigung, das L. allgemein verehrte und bewunderte, wurde ihm für die Leistungen im Feldzuge 1796 das Commandeurkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens zuerkannt. Nachdem L. auch an den wenigen Kriegsbegebenheiten des Jahres 1797 theilgenommen, eilte er 1799, anfänglich ohne bestimmtes Commando, nach Italien, wo er zur Zeit der blutigen Schlacht an der Trebbia am 17.—19. Juni anlangte. Freiwillig begab er sich in den Kampf, steigerte durch begeisternde Ansprachen und persönlich bewiesene Unerschrockenheit den Muth der Truppe, und sobald er am 18. ein größeres Commando erhalten, da fand L. auch die Gelegenheit sich hervorzuthun. Ohne Zaudern dirigirte er seine Grenadiere gegen das bedrohte St. Antonio; er selbst aber führte sechs Schwadronen Reiter gerade in den Rücken der feindlichen Cavallerie und warf selbe mit solchem Nachdrucke, daß sie ihr eigenes Fußvolk in Unordnung brachte. Hierauf kämpfte L. — nun F.-M.-L. — mit altbewährtem Muth den 15. August bei Novi und gab als selbständiger Commandant des Belagerungscorps von Cuneo vom 29. November bis 4. December 1799 zu erkennen, daß er auch einer solchen Aufgabe gewachsen. Während er nämlich mit gewohnter Allseitigkeit jederlei von Außen kommende Gefahr beseitigte, schritt er gleichzeitig energisch an die Eröffnung der Laufgräben und ließ sich hierin weder durch Versuche hinhaltenden Parlamentirens, noch durch das feindliche Feuer beirren. Daß aber sein Ziel nur die Unterwerfung der Feste, erhellt aus der Kundmachung: „Ich will den Ruhm des Armeecorps, welches ich befehlige, mit der Sicherheit der Belagerten zu vereinigen trachten.“ Seinem entschiedenen Vorgehen konnte die Besatzung nicht lange widerstehen und capitulirte den 4. December. Auch der Feldzug 1800, so unglücklich er auch für Oesterreich war, schmückte L. mit neuen Lorbeeren, errungen durch Heldenmuth und Ausdauer, so bei Hohenlinden am 3. December, wo er von 9 Uhr früh bis 3 Uhr Nachmittags nächst Straßmayer's Wirthshause des Feindes Vorbrechen verhinderte, dann bei Anthering am 14. December und in den folgenden Gefechten, wo er mit dem Reservecorps den Rückzug des Heeres deckte. Fürst L., dem nun das Großkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens verliehen wurde, folgte wenige Jahre später, den 24. März 1805, seinem verstorbenen Bruder in der Regierung. Besorgt blickte Heer und Land, welches L. — den populärsten Mann nächst Erzherzog Karl — nur ungerne verloren hätte, auf des Helden

Entschlüsse und begrüßte freudig dessen Hingebung und Selbstlosigkeit, als er auch als Regierender in kaiserlichen Kriegsdiensten verblieb, ja sogar bei nicht ganz fester Gesundheit Mitte November 1805 das Commando eines Armeecorps übernahm. Und diesem war L. bei Austerlitz, 2. December, wie immer ein feuriger, gewandter, todesverachtend tapferer Führer, der bis zum letzten Kampfesmomente sein Bestes that und erst dann, geordnet und kämpfend, den Rückzug antrat, als er von einer übermächtigen Umgehung bedroht gewesen. Noch in der Nacht vom 2. zum 3. December begab sich L. als Friedensvermittler in das feindliche Hauptquartier, begleitete den 4. December Kaiser Franz zu einer Unterredung mit Napoleon, unterzeichnete am 6. December ein Abkommen über Einstellung der Feindseligkeiten und führte dann nebst Gyulai die Verhandlungen bis zum Preßburger Friedensschlusse. Liechtenstein's erprobte Selbstverleugnung und Heldenmüthigkeit in solch unglücklicher Zeit würdigend, erhob ihn der Kaiser 1806 zum Ritter des goldenen Vließes, 1808 zum General der Cavallerie; der Dank des Fürsten hierfür war der eines hochsinnigen Charakters, denn er hat auch 1809, nachdem er die Verwaltung des ohne sein Zuthun dem Rheinbunde zugezählten Fürstenthums in des Sohnes Hände gelegt und trotz seiner durch die Kriegsanstrengungen stark angegriffenen Gesundheit, all' seine Kraft dem Gesammtwohle des Vaterlandes geweiht. Schon die Vorbereitungen zu dem bevorstehenden großen Kampfe fanden in L. einen rastlos thätigen Mitarbeiter und als das Heer gegen den Feind vorzurücken begann, da folgte das erste Reservecorps vertrauensvoll und begeistert dem seit Spork befähigtesten und kühnsten Reiterführer Oesterreichs. Den 20. April fiel Regensburg zu nicht geringem Nutzen des hart bedrängten Heeres in die Gewalt seiner Truppen; den 23. April beim Rückzuge glänzte L. an der Spitze der Kürassiere durch ähnlich jugendliche Raschheit und Entschlossenheit wie bei Csettin 1788; bei Aspern und Wagram endlich überbot L. allen Heroismus, den er bisher in so vielen Schlachten und Gefechten bewiesen, er erspähte mit scharfem Blicke jede Schwäche des Gegners, bedurfte keinerlei besonderer Aufforderung zur That, war stets dort, wo das gewaltigste Kartätschenfeuer wüthete, wo ernste Gefahr abgewendet werden mußte. Erzherzog Karl, der im Armeebefehle vom 24. Mai die Kämpfer bei Aspern als die ersten Soldaten der Welt bezeichnet und der öffentlichen Dankbarkeit würdig erklärt, nennt namentlich L. mit den denkwürdigen Worten: „Der General der Cavallerie Fürst Johann Liechtenstein hat seinen Namen verewigt. Dieses Gefühl und meine warme Anhänglichkeit an seine Person verbürgt ihm die Dankbarkeit unseres Monarchen. Ich kann ihm nur mit dem öffentlichen Ausdruck meiner Achtung lohnen", und nach Wagram ertheilt der Erzherzog den Reitern Liechtenstein's das Zeugniß, unter einem Hagel von Kugeln so kaltblütig wie auf dem Exercierplatze manövrirt zu haben. L., welcher den 31. Juli den Oberbefehl des Heeres übernommen und den 14. October den Wiener Frieden unterzeichnet hatte, mußte bald darauf der dringend gebotenen Schonung seiner körperlichen Kräfte Rechnung tragend den activen Dienst verlassen. Nun lebte der Feldmarschall L., der mit Ausnahme einer bei Wagram erhaltenen Contusion wunderbarer Weise nie verwundet worden war, nur dem Wohle seiner Unterthanen und der Sorge für seine zahlreiche Familie. Er unterstützte fürstlich Künste und Wissenschaften, Viehzucht, Forstcultur und Industrie; sein hoher Sinn für Alterthum und Baukunst ließ ihn bedeutende Summen in dieser Hinsicht verwenden; um die Ausbreitung der fürstlichen Besitzungen hat sich L. neben dem Stifter des Hauses die nachhaltigsten Verdienste erworben. Bis an sein Lebensende blieb Fürst L. zugethan dem Staate, für welchen er nicht nur seine Thatkraft und sein Leben, sondern auch nach dem Wiener Frieden behufs rascherer Räumung Wiens seine sämmtlichen Güter zu opfern bereit war; er blieb Freund dem ihm dankbar verehrenden Heere und

bekundete dies, indem er der bei Aspern und Wagram gefallenen österreichischen Krieger gedenkend, nächst Mödling ein Mausoleum — im Volksmunde der Husarentempel genannt — errichten ließ, dessen Inschrift zum Schlusse sagt: „Vermag euer Freund euere entseelten Leichname nicht zu beseelen; sie stets zu ehren ist seine Pflicht."

(Hormayr,) Taschenb. f. vaterl. Gesch., 3. Jahrg., Wien 1822. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden 2c., 1. Bd., Wien 1857. Vehse, Gesch. d. österr. Hofs 2c., 9. Bd., Hamburg 1852. Szöllösy, Tagebuch gefeierter Helden 2c., Fünfkirchen 1837. Oesterreichische National-Encyklopädie, 3. Bd., Wien 1835. Schweigerd, Oesterreichs Helden 2c., 3. Bd., Wien 1855. Biographie des hommes vivants etc. Tome IV. Paris 1818. Thürheim, Gedenkblätter a. d. Kriegsgesch. d. k. k. österr. Armee, 2. Bd., Wien und Teschen 1880. Victorin, Gesch. d. 7. Drag.-Rgmts., Wien 1879. Schels, Oesterreichische milit. Ztschr. 1811—12 1. Bd., 1822 1., 2. Bd., 1827 4. Bd., 1836 2. Bd. Thürheim, Gesch. des 8. Uhlanen-Rgts., Wien 1860. (Großer,) Beitrag z. Kriegsgesch. d. fürstl. Lobkowitz'schen, hernach gräfl. O'Reilly'schen Chevauxlegers-Regiments (Manuscript). Hirtenfeld u. Meynert, Milit.-Conversat.-Lex., 1. Bd., Wien 1851. Schönhals, Der Krieg 1805 in Deutschl. (Aus Streffleur's österr. milit. Ztschr., Wien 1873). Heller, Feldzug 1809 in Süddeutschland (Aus Streffleur's österr. milit. Ztschr., Wien 1862—1865). Falke, Gesch. d. fürstl. Hauses Liechtenstein. 3. Bd. Wien 1882. Sch.

Liechtenstein: Karl, Herr von L., erster Fürst seines Hauses, geb. 1569, † am 12. Febr. 1627; ältester Sohn Hartmanns II. († 1585) von Liechtenstein-Nikolsburg aus dessen Ehe mit Anna, Gräfin von Ortemburg, die ihrem Gatten 5 Söhne und 4 Töchter gebar, — der Begründer eines neuen und bleibenden Aufschwunges seines in Oesterreich und Mähren reichbegüterten Hauses, von welchem Besitze ihm seit der Theilung von 1591 die Herrschaften Feldsberg und Baumgarten in Oesterreich und Eisgrub (Lednice) in Mähren zugefallen waren. v. L. war wie alle seine Familiengenossen im evangelischen Glauben aufgewachsen und genoß seine Jugendbildung wie andere Kavaliere Mährens an der ihrer Zeit berühmten Schule der „Brüder" zu Eibenschütz (Ivancice), unter der Leitung des berühmten Esrom Rüdiger, vormals Rectors in Zwickau, dann Universitätsprofessors zu Wittenberg. Hier in Eibenschütz traf L. mit seinem Altersgenossen Karl von Zierotin zusammen. Mit ihm dürfte er auch, nach damaligem Brauche des bildungsfreundlichen Protestantenadels die höheren Schulen in Basel und Genf besucht haben. 1589 finden wir beide Jugendfreunde in Wien beisammen. 1593 erscheint er als Hauptmann des Hradischer Kreises und 1594 bereits als Beisitzer des mährischen Landrechts, der wichtigsten Sphäre ständischer Verwaltung und Autonomie, welche damals in ihrem Höhepunkte stand. — Bald aber tritt ein Wendepunkt im Leben von Liechtenstein's ein, der ihn von seinen bisherigen Glaubensgenossen scheidet; es ist das Emporkommen der katholischen Partei im mährischen Ständethum, deren Seele der junge, hochstrebende Kardinalbischof von Olmütz, Franz von Dietrichstein, neben Berko von Duba wurde. Wir dürfen den Glaubenswechsel v. Liechtenstein's und seiner Brüder nicht blos dem persönlichen Einfluß des genannten Kirchenfürsten oder religiösen Ueberzeugungen, sondern sicherlich auch politischen Rücksichten zuschreiben; nichtsdestoweniger zeigt von L. in seinem confessionellen Verhalten den vollen Eifer des Convertiten, dem am 5. Septbr. 1599 Papst Clemens VII. ein anerkennendes Schreiben durch Dietrichstein zustellen ließ. Um diese Zeit hatte bereits die Vermählung v. Liechtenstein's mit der älteren der beiden Erbtöchter des Herrn Schembera auf Boskowitz, Anna Maria, wichtige Folgen für den Anwachs seines Bisthums. Denn schon am 29. Mai 1597 war der Schwieger-

vater, als letzter männlicher Sprosse eines der ältesten und angesehensten Herrengeschlechter Mährens gestorben, und hinterließ den beiden Töchtern, deren jüngere, Katharina, mit Max, dem nächst älteren, noch lebenden Bruder v. Liechtenstein's seit 1597 ehelich verbunden war, — namhaftes Erbgut, wovon die Herrschaften Czernahora und Aussee für K. v. L. entfielen. Diesem hatte seine Gattin den 7. Decbr. 1597 einen Sohn geboren. Die Bahn der Hofämter und Landeswürden betrat v. L. bereits frühzeitig. 1592 nennt ihn Erzherzog Mathias brieflich seinen Kämmerer; 1599 bekleidet er das Amt des Oberstlandrichters Mährens, und schon 1600 wird er als kaiserlicher Geheimrath und Verwalter des Obersthofmeisteramtes nach Prag berufen. Es war dies zur Zeit als sich bereits sein Glaubenswechsel vollzogen und der Sturz des bisherigen Obersthofmeisters Rudolfs II., Grafen Trautsohn, einen der einflußreichsten Posten am Kaiserhofe erledigt hatte. In dieser Berufsstellung kam er bald mit seinem bisherigen Freunde, dem Olmützer Kardinalbischof Dietrichstein, in Mißhelligkeiten. Letzterer trat nämlich als Verfechter der Sache des Raygener Benedictinerklosters, des ältesten in Mähren auf, als v. L. bei dem Kaiser (Herbst 1601) die genannte Propstei zum Sitze einer von ihm dotirten Jesuitenschule machen wollte, und durchkreuzte diese Absicht, — während v. L. wieder das Anliegen des Fürstbischofs, Cardinalprotector der katholischen Kirche in Deutschland zu werden, zu vereiteln beflissen war. v. Liechtenstein's dienstliche Stellung am Kaiserhofe war ebenso wenig leicht als dankbar, wenn man die verworrenen Verhältnisse am Prager Kaiserhofe, die unberechenbarer Natur des gemüthskranken Herrschers und dessen rege Geldnoth in Betracht zieht. In letzterer Beziehung wurde daher der wirthschaftliche, sein Einkommen klug mehrende und verwaltende Güterherr, v. L., einer der namhaftesten Gläubiger des Kaiserhofes, welcher ihm bereits 1605 an 410 000 fl. schuldete. Er verstand allerdings, sich für die Zukunft schadlos zu halten, wenngleich im Augenblick an ein Hereinbringen der ausständigen Kapitalien und ihrer Zinsen nicht zu denken war. Eben so finden wir ihn bei Lieferungen, Soldzahlungen an die Armee u. dgl. vielfach in Anspruch genommen. Das J. 1604 bildet einen neuen wichtigen Wendepunkt in seinem Leben. Die sich vorbereitende allgemeine und namentlich in Mähren fühlbare Krise machte die Besetzung des wichtigen Postens der mährischen Landeshauptmannschaft mit einem tüchtigen Haupte der katholischen Ständepartei um so nothwendiger, da Berko von Duba dieses Amt zu allgemeinem Aergerniß mißbraucht hatte. Dies kam auch der neuerdings Oberwasser gewinnenden „spanischen“ Partei am Prager Kaiserhofe sehr gelegen, denn sie wurde so des ihr unbequemen Obersthofmeisters los. Diese neue Berufsstellung v. Liechtenstein's wurde für ihn äußerst schwierig, denn die äußere und innere Staatslage war trostloser als je, Mähren vom Parteizwiste zerklüftet, Berko von Duba erbitterter Widersacher und Kardinalbischof Dietrichstein kein Freund des Liechtensteiner's, dem er bedeutende Summen schuldete. Von der ungarischen Insurrection bedroht, welche (1605) auch Mähren zum Abfall vom Kaiser aufforderte, sah sich dieses Land an die Selbsthülfe gewiesen, und v. L. berief Mitte Mai 1605 den Herren- und Ritterstand Mährens nach Hradisch, welcher ihn bis zum nächsten Landtage mit außerordentlichen Vollmachten ausrüstete. Mitten in die mährisch-ungarischen Grenzkämpfe, welche v. L. neben dem ihm nicht sonderlich willkommenen Kardinalbischof Dietrichstein als Anführer der Landesmacht erscheinen lassen, fällt der Beginn der Friedensunterhandlung Erzherzogs Mathias mit Bocskay und dessen Anhange, die zu Wien ihren Abschluß finden sollte. Zu diesem wichtigen Geschäfte, dessen Folgen die Einleitung des „Bruderzwistes im Hause Habsburg“ bilden, wurde nun auch v. L. beschieden und der Wiener Aufenthalt leitet den politischen Parteiwechsel ein, welcher bald K. v. L. von der

hoffnungslosen Sache Kaiser Rudolfs II. abgefallen zeigt. Die Auszeichnung, die ihm und seinen Nachkommen der Kaiser noch 1606 (Mai) durch die Ertheilung des Prädicates „Hoch- und Wohlgeboren“ und bald darauf durch den Palatinatstitel (1607) zuwandte, änderte um so weniger etwas daran, als schon im Herbste 1607 die Zeichen der Ungnade Rudolfs II. an den Tag traten und v. L. zum förmlichen Rücktritte vom Obersthofmeisteramte und von der mährischen Landeshauptmannschaft bestimmten. Daß sein Nachfolger in jenem Hofamte und im Vorsitze des kaiserlichen Geheimrathes Cardinalbischof Dietrichstein wurde, kennzeichnet die Sachlage und die fernere Stellung Beider zu einander klar genug. Fortan ging die katholische Ständepartei vom Anhange des Liechtensteiners mit der protestantischen Oppositionspartei unter Führung Karls von Zierotin Hand in Hand, so daß beide ursprünglichen Jugend- und Glaubensgenossen sich nun im Lager der Opposition gegen das kaiserliche Regiment zusammenfanden. Wir sehen daher v. L. in allen wichtigen Versammlungen der mit Erzherzog Mathias verbündeten Ständeschaft (1607—1608), von den bewegten Märztagen 1607 an bis zum Heereszuge Mathias' über Mähren nach Böhmen (April 1608) an der Spitze der Ereignisse. Als Landeshauptmann Mährens lud er Mathias ein, die Huldigung des Landes entgegenzunehmen, und dieser lohnte ihm bald (20. Decbr. 1608) mit der Erhebung in den Reichsfürstenstand. Eine bedeutsame diplomatische Rolle spielte v. L. 1609—1610, als es sich darum handelte, eine Aussöhnung zwischen den beiden Habsburgern Rudolf II. und Mathias zu Stande zu bringen, und den jülich-cleveschen Handel auszutragen, andererseits den letztgenannten Regenten für Concessionen an die niederösterreichische Protestantenverbindung in Horn zu gewinnen. Dabei kam es zwischen v. L. und dem Cardinalminister Khlesl zu scharfen Auseinandersetzungen. Diese Gegnerschaft Khlesl's äußert sich auch bei der von den Erzherzögen Max und Ferdinand gebilligten Idee v. Liechtenstein's, einen habsburgischen Familienrath zu schaffen. Die Jahre 1612—18 zeigen v. L. nicht in dem Maße wie früher an den Staatsactionen betheiligt; dafür knüpft sich an diese Epoche ein für den Besitzstand seines Hauses wichtiger Act, nämlich die lehens- und pfandweise Erwerbung des Herzogthums Troppau, — indem Kaiser Mathias sich verpflichtet fühlte, die Verdienste des Liechtensteiner „Fürsten“ dieser Rangstellung gemäß zu entlohnen. Der kaiserlichen Verleihung zufolge sollte v. L. Sitz und Stimme bei den schlesischen Fürstentagen und im Breslauer Oberrechte führen. Am 4. Januar 1614 gelangte der kaiserliche Lehensbrief in die Hände v. Liechtenstein's, den derselbe den 28. April reversirte. Aber seinem Herrschaftsantritt stellten sich nur zu bald die drei oberen Stände des Troppauer Herzogthums in den Weg, da sie entgegen dem kaiserlichen Lehensbriefe, die allerdings historische Verbindung des Oppalandes mit Mähren verfochten und von einer Huldigung nichts wissen wollten. Es entwickelte sich hieraus ein langathmiger Rechtshandel, welchen erst der böhmische Aufstand des J. 1618 in das Stadium endgiltiger Entscheidung brachte. Das epochemachende J. 1618, seit welchem ihm die Krone den auszeichnenden Titel „Oheim“ in der offiziellen Correspondenz ertheilt, eröffnet die politisch bedeutendste Aera im politischen Leben des Fürsten. Zunächst gehörte er zu jenen Räthen Kaiser Mathias, welche diesen bewogen, die gewaltsame Entfernung seines Principalministers, Kardinalbischofs Khlesl als unabänderliche Thatsache hinzunehmen. Als dann die böhmische Rebellion losbrach, standen er und seine Brüder Max und Ferdinand in der ersten Linie der dynastischen Anhänger, zufolge dessen er nach Wien flüchten mußte und seine Güter von der aufständischen Ständemehrheit im Marchlande verwüstet sah. Ihm wurde die Führung eines Corps in Oesterreich übertragen, das die Operationen Bucquoy's und Dampierre's gegen die verbündeten Ungarn

und Böhmen unterstüzen sollte. Auch in der entscheidenden Schlacht beim weißen Berge (8. Novbr. 1620) wirkte er mit. Aber die wichtigste Aufgabe wurde ihm durch die Uebertragung der Landesverwesung Böhmens (17. Novbr.) zu Theil. Denn fortan liefen die schwierigsten Fragen durch seine Hand: die Bestrafung der Rebellion, die militärische Occupation und die Rekatholisirung Böhmens. Es war ein dornenreiches Amt, dessen Lasten doppelt schwer wogen, da der Fürst mehr als einmal in der Ueberzeugung der Opportunitätspolitik huldigte und die Gegenweisungen des Hofes befolgen mußte. Dennoch stemmte er sich mit Erfolg gegen die kaiserliche Anordnung, daß der Prager Hinrichtung der Häupter des Aufstandes (21. Juni 1621) die weitere Verhängung des Hochverrathsprozesses über die sonstigen Theilnehmer an der Rebellion und Anhänger des flüchtigen Gegenkönigs, das Strafverfahren wider die bezüglichen Stadtgemeinden und die unverzügliche Landesverweisung der akatholischen Prädicanten, Professoren und Schulmeister folgen solle. Der Fürst drang mit seinen Gegenvorstellungen (14. Juli 1621) durch. Dagegen fand seine Verwendung zu Gunsten der Wittwen und Waisen der Hingerichteten und Verurtheilten (10. Aug.) und im Interesse der Umwandelung der Gefängnißstrafen in Geldbußen (27. Sept.) kein Gehör. Von Kaiser Ferdinand II. bald zum Statthalter Böhmens förmlich ernannt (17. Januar 1622) und hierauf durch das goldene Vließ ausgezeichnet (8. Septbr.), hatte er auch weiterhin vollauf Gelegenheit, seit 1623 mit einem neuernannten „Regierungscollegium“ zur Seite den Maßregeln der Krone manchen Dämpfer aufzusetzen. Er fühlte nicht bloß den Rückschlag einer Geist und Gemüth überanstrengenden Berufsthätigkeit auf seinen körperlichen Zustand, sondern sah sich auch vielseitigen Anfeindungen ausgesetzt, welche ihm Anlaß gaben, in einem Schreiben an den kaiserlichen Beichtvater P. Jonas Ladnizer (15. Febr. 1626) bittere Klage zu führen. Fürst Karl ist der Begründer des großen Besitzstandes seines Hauses; diese Erwerbungen knüpfen sich schon an das Jahr 1569 und gipfeln in den Jahren 1622—27, in welchen er die Huldigung der Troppauer Stände (11. Juni 1622) empfing, die großen Smiricky'schen Herrschaften: Schwarzkosteletz, Aurinowes und Skworetz, ferner aus den großen Confiscationen (1623) die Stadtgüter von Kaurzim und Deutschbrod, die Herrschaften von Planian und Przeboz (für 310 563 Schock meißn. Groschen), das Gut Rostok, Peterwitz, Häuser in Prag und Brünn ꝛc. ankaufte. Er starb, seit zwei Jahren verwittwet und immer kränkelnd, mitten in den Nöthen des dreißigjährigen Krieges eines unerwartet raschen Todes. Wie es heißt, soll diesen der Aerger über die Wirthschaft der kaiserlichen Soldateska auf seinen Gütern — trotz aller Schutzbriefe des Kaisers — beschleunigt haben. Seine Leiche wurde in der von seinem Bruder Maximilian zu Wranau bei Brünn gestifteten Familiengruft beigesetzt. Er hinterließ einen unmündigen Sohn und Gütererben, Karl Eusebius, und zwei Töchter, Anna Maria und Franziska Barbara, deren erstere den Grafen Max Dietrichstein, die andere den Neffen Tilly's, Grafen Werner Tzerklaes von Tilly, zum Manne hatte.

Vgl. im Allg. Wurzbach XV, S. 116 ff. Insbesondere: Zedler's Univ.-Lexikon XVII, 883 ff. d'Elvert, Ueber die Exemtion des Hauses Liechtenstein (Notizbl. der mähr.-schles. Gesellsch. des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde, Brünn 1830, Nr. 3); Beiträge zur Gesch. d. böhm. Länder im 17. Jahrhundert als XVI. und XVII. Bd. d. Schr. d. hist.-Section der mähr.-schles. Gesellschaft (1868) S. IV—V. Skizze des Lebens und der Litteratur, sodann im eigentlichen Texte die Correspondenz K. von Liechtenstein's mit Kaiser Ferdinand II. (1620—1625) und 2. Abth. S. I. II. über den Troppauer und Jägerndorfer Handel; ferner Beitr. z. Gesch. der böhm. Länder im 17. Jahrhundert, 3. Abth. als XXII. Bd. der Vereinsschr. (1875).

Korrespondenzen und k. Mandate und einzelnes Actenmäßige auch in der 4. Abth. dieser d'Elvert'schen Beitr. als XXIII. Bd. der Vereinsschr. (1878). P. R. v. Chlumecky, Carl v. Zierotin und seine Zeit (1564—1615), Brünn 1862 (XXI. Bd. der Vereinsschr.). J. v. Falke, Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein, 2. Bd. Wien 1877 (V. A. 127—242). Vgl. auch Biermann, Geschichte der Herzogth. Troppau und Jägerndorf (1874).

Krones.

Liechtenstein: Niklas, Herr von L. auf Murau (1437—1495), Oberstlandeskämmerer von Steiermark und Landmarschall von Kärnthen, Altersherr des Hauses der steiermärkischen Liechtensteiner, Sohn Ulrich Otto's († 1476) aus der Ehe mit Barbara von Buchheim, dessen Vormundschaft 1437—1443 der Landesfürst, Herzog Friedrich V. (nachmals Kaiser Friedrich III.) selbst führte. Die Zeit, von welcher der Liechtensteiner ab mündig erscheint, war und blieb sehr bewegt. Bis zum J. 1469 finden wir ihn mit Kaiser Friedrich III., seinem Landesherrn, in ungetrübt guten Beziehungen. 1451/52 gab er diesem Habsburger das Geleite auf der Romfahrt, leistete ihm in der Fehde um die Cillier Erbschaft (1460) Kriegsdienste, diente ihm 1457 als Vollmachtsträger und Botschafter, 1466 als Rath und Lehenrichter. Für seine vorübergehende Theilnahme an der Baumkircherfehde (s. m. Art. II. Bd. S. 169—70) haben wir keine sicheren Anhaltspunkte, dagegen muß er an dem Aufstande der österreichischen Landherren unter Führung Heinrichs von Liechtenstein auf Nikolsburg (s. o. den Art. Liechtenstein, Heinrich VII.) Theil genommen haben, da er in die kaiserliche Amnestie- und Friedensurkunde vom J. 1475 aufgenommen erscheint. Das Verhältniß des „alten Herrn" v. L. zu dem Kaiser und Landesfürsten verschlechterte sich bald in Folge der ungarischen Invasion und der Ohnmacht Friedrichs III. im Kampfe gegen den Corvinen. Um 1483 bis 1484 fiel v. L. dem letztgenannten zu. In dem wüsten Parteikriege wurde sein Sohn Christoph Gefangener der Kaiserlichen. Aber weit härter traf ihn selbst das Todesjahr des Ungarnkönigs 1490, als Zeitpunkt der Wiederherstellung der habsburgischen Herrschaft. Denn schon im Herbste waren seine Schlösser und Besitzungen in den Händen Kaiser Maximilians; er selbst entkam wol nach Tirol, wurde aber an der Etsch gefangen genommen und dem Landeshauptmann Firmian ausgeliefert. Seiner Haft wurde er in Folge des Preßburger Friedens zwischen König Wladislaw von Böhmen-Ungarn und den Habsburgern (7. Nov. 1491) ledig, machte angeblich 1492 den sagenhaften Kampf mit den Türken bei Villach mit und gelangte 1495 endlich zu dem Wiederbesitze der Hauptherrschaft Murau. Bald darauf muß er, hochbejahrt, gestorben sein; wahrscheinlich um 1500. Vom 28. März 1497 datirt noch eine Weisung Kaiser Max I. an v. L., den nächsten Landtag betreffend. Er hinterließ drei Söhne und fünf Töchter aus der Ehe mit der Gräfin Anna von Stubenberg.

Ueber die Quellen s. d. Aufs. von Krones in d. Beitr. z. K. steierm. G.-Quellen VII. Graz 1870. Vgl. v. dems. die Aufs. ebda. II. u. VI. (1865 und 1869) u. in den Mittheil. des hist. Ver. f. Stm. XVII. 1869 und Oesterr. Gymn.-Ztschr. 1871 (Baumkircher). Muchar, Gesch. des Herzogth. Steierm. VII. u. VIII. Bd. und J. Falke, Gesch. des Herzogth. Liechtenstein I. 1863.

Krones.

Liechtenstein: Otto (II.), Herr von L. († 1311), Sohn und Erbe des bekannten Adelsherrn und Dichters Ulrich I. († 1275), erscheint urkundlich seit 1252 wiederholt als Zeuge und 1258 seinem Vater zur Seite als Kämpe für die Sache des Erwählten von Salzburg, Philipp, aus dem Hause der Sponheimer. Vater und Sohn gehörten zu der Partei des Premysliden Ottokar, der schließlich seinen Besitzanspruch auf die Steiermark gegen die Arpaden behauptete

(1260). Den Ritterschlag empfing er 1264 (October) bei Gelegenheit der prunkvollen Hochzeitsfeier des jüngeren Königsohnes von Ungarn mit der brandenburgischen Nichte des Böhmenkönigs. Das erzählt uns der steiermärkische Reimchronist Ottokar, der Dienst- und Hausgenosse der Herren v. L., die Hauptquelle für die Geschichte Innerösterreichs jener Tage. 1267—68 befehligte v. L. die steirischen Mannen, welche dem Böhmenkönige als Landesfürsten auf der kurzen Heerfahrt gegen die heidnischen Preußen das Geleite gaben. Es ist diese Angabe der Reimchronik ebenso bestimmt hingestellt, wie die zweite, welche uns, unmittelbar für die Zeit des Rückmarsches König Ottokars II. und zwar in den Tagen seiner Lagerwacht vor Breslau (Frühjahr 1268) — die dreimalige Vorladung und schließlich die Verhaftung der angesehensten Landherren der Steiermark: darunter Ulrichs von Liechtenstein, des Vaters Otto's, — ausführlich berichtet. Herr Ulrich, den der Pettauer gleich den anderen hochverrätherischer Pläne beschuldigt, erscheint bereits 1269 wieder am Hoflager des Königs. v. L., den die Katastrophe nicht unmittelbar betroffen, mußte sich denn doch gleich dem Vater der Herrschergewalt König Ottokars immer mehr entfremdet fühlen, wenngleich Herr Ulrich nach 24 Wochen wieder in Freiheit war und 1271 als Heerführer des Premysliden in Kärnthen, 1272 als Landmarschall und Landrichter genannt erscheint. Die Landrichterschaft Otto's im J. 1273 ist urkundlich nicht nachweisbar. Beide finden wir 1274 in der großen Versammlung der steirischen Edeln im Kloster Goeß genannt (Ulrich, den Vater als „Herr" (dominus), Otto, den Sohn, als den „jüngeren", unter den „Ministerialen" an zweiter Stelle, nach dem Wildonier). Diese Zusammenkunft läßt sich als Verschwörung wohl nicht erweisen, immerhin aber war sie zu Besprechungen der gemeinsamen Interessen, Angesichts der entschiedenen Krise zwischen Ottokar und dem neuen deutschen Reichsoberhaupte sehr gelegen. Als dann der Reichskrieg gegen Ottokar II. begann, den Ulrich von Liechtenstein nimmer erlebte († 1275), und die Versammlung der Adeligen des Landes im Stift Rein (19. Septbr. 1276) sich feierlich verpflichtete, in Gemäßheit ihrer Reichsgenossenschaft und Vasallität dem deutschen Könige Rudolf treu bis in den Tod zu dienen, begegnen wir Otto II. als jetzigem Erbherrn und Haupte des Geschlechtes an vierter Stelle unter den verbündeten „Herren und Edlen". Er zog auch alsbald mit „erbaren Rotten" dem Habsburger gen Wien nach und weilte da längere Zeit im Lager des Reichsheeres. Auch in der entscheidenden Schlacht bei Dürnkrut 1278 focht Otto mit und soll dem Könige Rudolf zur Schonung des Lebens Ottokars II. jenen Rath gegeben haben, den der Habsburger auch befolgte, ohne jedoch den Premysliden seinem Verhängniß entreißen zu können. Er genoß die Gunst und das Vertrauen des Habsburgers, der ihm 1279 das wichtige Amt eines Landrichters (iudex provincialis) übertrug. Die Reimchronik bezeichnet ihn ausdrücklich als „Hauptmann" des Landes, läßt jedoch durchschimmern, daß sie damit sein oberstes Richteramt im Lande meint. Jedenfalls führte er urkundlich den obigen Titel bis zum J. 1284 und wirkte, den Abt Heinrich von Admont als „Landschreiber" zur Seite mit aller Entschiedenheit zu Gunsten des Rechtes und der Sicherheit im Lande. Er befand sich auch unter den Sendboten der Steiermark, welche in die Vorlande zogen, um König Rudolf I. zu vermögen, dem älteren Sohne Albrecht die Alleinregierung des Landes zu übertragen. 1284 muß er — wahrscheinlich aus Aerger über den großen Einfluß des Abtes von Admont in den Regierungsfragen — das beschwerliche und verantwortungsreiche Amt eines Landrichters niedergelegt haben, um es bald mit dem des Landkämmerers (Camerarius Styriae, „oberster Kamerer in Steyr") zu vertauschen. Als solcher erscheint er zum ersten Male in einer Heiligenkreuzer Urkunde vom J. 1286 und fortan in steirischen Diplomen von 1287—1304. In dem Kriege

Albrechts I. mit Andreas III. von Ungarn 1291 diente der Liechtensteiner dem habsburgischen Landesfürsten mit 60 Reisigen. Als der Aufstand der steiermärkischen Landherren gegen ihren Herzog (Frühjahr 1292) im Bunde mit Salzburg und Baiern losbrach, war der „Alte" von Liechtenstein vorschauend genug, dem Wagniß fern zu bleiben, was die ins Oberland eingefallenen Baiern höchlichst befremdet und ihnen die ganze Unternehmung verleidet haben soll. 1304, hochbejahrt und zum drittenmale verheirathet — ohne daß wir über diese letzte Gattin Genaueres erführen, wie über die beiden ersten Ehefrauen: Agnes (?) und Adelheid von Pottendorf — im Besitze von 3 Söhnen und 2 Töchtern, dürfte der Altherr von Liechtenstein das Landeskämmereramt mit bleibendem Ruhestande vertauscht haben. Daß ihn eine Urkunde vom 18. Septbr. 1311 d. Wien, worin von seinen „Brüdern und Erben (!)" die Rede ist: Camerarius Styriae et Iudex Provincialis nennt, kann wohl nur in dem Sinne vormaliger Wirksamkeit genommen werden. Er lebte noch 7 Jahre nach diesem Rücktritt und zwar mit besonderer Vorliebe auf dem Hauptschlosse in Murau, das Otto aus dem Zustande der Zerstörung wieder erhob, in welchen es die Strafmaßregel König Ottokars II. von 1268 gebracht hatte, — während der Lieblingssitz seines Vaters die „Frauenburg" bei Unzmarkt gewesen war. Sein hier, auf Schloß Murau, 10. Octbr. 1311 (Sonntag nach S. Dionysen) aufgesetzter letzter Wille, dessen Datirung die Annahme des Monats September als Zeitpunkt seines Ablebens unmöglich macht und zu Gunsten der Angabe J. A. Cäsars: v. L. sei den 14. Novbr. 1311 gestorben, spricht, enthält zwei interessante Bestimmungen. Die eine betrifft die Verbindlichkeit, das Almosen an die überseeischen Hospitäler (des Orients) zu zahlen, „als es der Papst vorgeschrieben hat und als es der Christenheit vorgegeben ist und wozu ich in meiner Jugend für meinen Vater verbunden bin", — in der zweiten bezeichnet sich v. L. als „Geselle", der auch mit einem Legate bedachten „Schreiberzunft in Wien". Mit frommen Stiftungen erscheinen namentlich die Klöster in Judenburg bedacht. Auch des Erträgnisses am „Erzberge" und des Besitzes von Häusern in Judenburg, Graz, Bruck, W. Neustadt und Wien geschieht Erwähnung. Otto der „Alte" von Liechtenstein hatte nichts mit dem Vater in Hinsicht der Ueberschwenglichkeit im Cultus der Ritterschaft und des Frauendienstes gemein, er kennzeichnet sich als eine kluge, praktische, auf tüchtige Vertretung seiner öffentlichen Aemter und Mehrung des Eigengutes durch Kauf und gute Wirthschaft bedachte Persönlichkeit von hohem Ansehen im Kreise der Standesgenossen.

Ottokars steier. Reimchronik a. b. Pez scr. rer. a. III. Bd. J. Aquil. Cäsar, Ann. duc. Styriae II und dessen Staats- und Kirchengeschichte des Herzogth. Steiermark, IV. Bd. Muchar, Gesch. des Herzogth. Steierm. V. VI. (bezw. II. III.). — Falke, Gesch. d. H. Liechtenstein, I. Bd. Für Einzelheiten wurden auch die Vormerke und Regesten des steierm. Landesarchivs eingesehen.

Krones.

Liechtenstein: Ulrich von L. (bei Judenburg in Obersteiermark, der Murauer Linie des Geschlechtes angehörig, ist um 1200 geboren, wurde am Hofe des Markgrafen Heinrich von Istrien (oder Oesterreich [Bd. IX, S. 526]) erzogen, in allen ritterlichen Fertigkeiten gebildet und geübt, sogar in der Kunst Verse zu machen, wenn er auch nicht lesen und schreiben konnte. Als um 1219 sein Vater Dietmar starb, mußte Ulrich nach Steiermark zurückkehren und den ererbten Besitz antreten, von dem er einen Theil an seinen Bruder Dietmar (später von Offenberg genannt) abgab. Unter seinen adeligen Genossen machte Ulrich sich bald ausgezeichnet geltend, schon früh erscheint sein Name gleich hinter den ersten des Landes in Urkunden, den Pfannbergern, Stubenbergern, Wildoniern. Auf die Vermehrung seiner Güter sowie die Bewahrung des Erbes muß er

sorgfältig bedacht gewesen sein. So ist er auch ziemlich rasch zu einflußreichen Aemtern gelangt. Von einer Romfahrt 1226 zurückgekehrt, 1227 uns zuerst urkundlich bezeugt, wird er schon 1241 als Truchseß der Steiermark genannt und von Herzog Friedrich dem Streitbaren (Bd. VII, S. 580) mit wichtigen Missionen betraut. Ja 1245 vertritt er als Landesrichter und wol auch Landeshauptmann die Person des Herzogs in der Steiermark. An der unglücklichen Leithaschlacht von 1246 hat Ulrich theilgenommen, sie vielleicht auch in einem verloren gegangenen Liede besungen. Während der herrenlosen Folgezeit, wo der steirische Adel selbst im Lande walten und das Recht zu finden hatte, trat Ulrich bald an die Spitze seiner Genossen, wenn auch bei weitem nicht der mächtigste und reichste, so doch durch Klugheit und Thatkraft von entscheidendem Einfluß. Man sieht deutlich, daß er sich bestrebt, die Adelsherrschaft zu wahren; gegenüber den wechselnden großen Mächten sucht er durch rechtzeitiges paktiren und lösen die Interessen seines Standes sicher zu stellen. Nicht immer wußte er sich selbst zu schützen, 1248—49 wurde er geraume Zeit auf seiner eigenen Frauenburg von Pilgrim von Katsch, einem seiner Mannen, gefangen gehalten und konnte erst durch die Intervention des Landesverwesers Meinhard von Görz gegen vieles Geld frei werden. Mit Philipp von Kärnthen, dem erwählten Erzbischof von Salzburg, stand er in sehr nahem Verhältniß, und war an den schweren, langwierigen Händeln desselben betheiligt, er verheirathete zwei seiner Kinder mit Erzb. Salzburger Ministerialen und ließ sie durch diesen Kirchenfürsten ausstatten. 1251 führt er eine Bewegung der steirischen Landesherren gegen die ungarische Herrschaft unter Bela, später Stephan. 1252 wohnt er der Vermählung Ottokars von Böhmen mit Margarethe von Oesterreich zu Haimburg bei, vermuthlich das Band schon knüpfend, das die Steiermark dann an die Premysliden fesseln sollte. So hielt er sich auch in dem Kampfe zwischen Böhmen und Ungarn zu Ottokar. 1258 freilich leitete Ulrich im Dienste des Seckauer Prätendenten auf den Salzburger Stuhl den verhängnißvollen Ueberfall der kärnthnischen Truppen vor Radstadt, entkam jedoch ohne Schaden, machte sofort seinen Frieden mit dem Ungarnkönig und war am 26. Mai 1259 schon wieder bei Stephan in Graz. Zu der schließlichen Vertreibung der Ungarn hat er gewiß geholfen, demgemäß befindet er sich bereits 1260 in Ottokars Diensten. Dabei gab er jedoch die gefährlichen Beziehungen zu der in Judenburg internirten Babenbergerin Gertrud von Oesterreich (Bd. IX, S. 70) nicht auf. Unter Ottokars Herrschaft ist Ulrich in Landesangelegenheiten sehr thätig, oft als Schiedsmann. Das schlug jedoch 1268—69 zu seinem Nachtheil aus: als Ottokar die Mehrzahl der steirischen Burgen und damit die Stützen der Adelsmacht brechen wollte, wurde auch Ulrich mit anderen festgenommen und saß gefangen 26 Wochen zu Klingenberg in Böhmen. Damit verlor er allerdings nicht die Gunst des Königs, blieb dienstbar und einflußreich, 1272 als Landmarschall und Landesrichter in Steiermark. Die kärnthnische Fehde hat er noch mitgemacht, sich den gegen Ottokars Regiment Verstimmten angeschlossen und am 27. Juli 1274 der Versammlung steirischer Edeln zu Göß (nahe Leoben) beigewohnt, welche dort Beschlüsse gegen Ottokar gefaßt haben soll. 1275 oder 1276 ist er gestorben, den großen Kampf zwischen Böhmen und Habsburg hat er nicht mehr erlebt. Seinen Grabstein mit deutscher Inschrift will man jüngst gefunden haben, Sicherheit ist dafür aber nicht zu erlangen. Ulrich besaß von seiner Gattin Bertha von Weitzenstein zwei Söhne, Ulrich und Otto, sowie zwei Töchter. Liukardis, die Admonter Nonne, welche man für sein Kind hielt, ist seine Enkelin. — Die 84 uns bekannten Urkunden, in denen Ulrich vorkommt, lassen ebenso wie die Angaben des steirischen Reimchronisten auf ein ungewöhnlich thätiges und erfolgreiches Leben schließen, das der kluge, körperlich überaus kräftige Mann auch dichterisch aus-

zuschmücken wußte. Seinen Poesien dankt er wol allein, daß die Nachwelt um seine Person sich bekümmert. Zwei Werke hat er in schon späten Jahren abgefaßt: 1255 den Frauendienst, 1257 das Frauenbuch. In dem erstgenannten sehr umfangreichen Stücke schildert er die Erlebnisse seines Minnedienstes. Durch Erziehung darauf vorbereitet, hat er, noch ein Knabe, sich einer sehr vornehmen Dame (vielleicht einer pfannbergischen Gräfin) geweiht und begeistert ihr Waschwasser getrunken. Als Ritter beschloß er, ein Spiegel des Minnelebens zu werden. Er hat seine Frau nicht blos in Liedern reichlich besungen und ihr Büchlein geschickt, sondern auch in Tjosten und Turnieren ihre tugendhafte Schönheit verfochten. So bereits zu Friesach 1224 als König Mai gekleidet. Die Hauptprobe bestand Ulrich, da er am 25. April 1227 im Gewande der Herzenskönigin Venus zu Mestre im Venetianischen eine Turnierfahrt begann, täglich zu Ehren seiner Herrin eine Anzahl Speere verstach und an die sattelfesten Tjostierer goldene Ringe schenkte. Ueber Kärnthen, Obersteiermark ging der wunderliche Zug nach Niederösterreich bis an die mährische Grenze, die am 22. Mai erreicht wurde. Ein großes Turnier, am 30. Mai, Pfingstmontag, zu Klosterneuburg abgehalten, beschloß. Als nach dreizehnjährigem erfolglosen Dienste Ulrich seine Herrin, die einen andern vorzog, aufgegeben hatte, unternahm er nichtsdestoweniger noch 1240 eine ähnliche kürzere Fahrt als König Artus, die durch den rauhen Herzog Friedrich II. von Oesterreich etwas schroff beendet wurde. Was uns Ulrich von seinen Abenteuern im Dienste der Minne berichtet, ist wol nur zum geringeren Theile wahr. Daß er eine Hasenscharte sich operiren, einen unbrauchbar gewordenen Finger sich abhacken ließ, mögen wir ihm noch glauben, allein an der berüchtigten Geschichte von dem Rendezvous, wie er als Aussätziger der Burg seiner Dame sich nähert, endlich Abends in einem Tuch an der Mauer aufgezogen, vor die Geliebte in ihr Prunkgemach gebracht wird, da sehr sonderbar über die Erfüllung seiner Wünsche verhandelt, zuletzt in ganz schmählicher Weise durch eine List betrogen in den Burggraben fällt, alles das giebt wahrscheinlich nur eine durch Phantasie und Reminiscenzen aus dem höfischen Epos verhüllte Darstellung des resultatlosen, plötzlichen und unrühmlichen Ausganges seines Minneverhältnisses, für dessen Leiden die treue Pflege seiner lieben Hausfrau ihn von Zeit zu Zeit entschädigen mußte. Gewiß ist Ulrich weiterhin zu keinem Erfolge gelangt, wie er auch seine zweite glückliche Minne entweder rein erfunden oder aus platonischen Beziehungen zu einer ältlichen Freundin herausconstruirt hat. Die Lieder, welche er für dieses angebliche zweite Verhältniß dichtete, unterscheiden sich durch Künstelei, Farblosigkeit, Pedanterie, Eintönigkeit, didaktische Haltung sehr von denen, welche er dem ersten zugewiesen hat. Diese sind in der überlieferten Folge während Ulrichs junger Jahre entstanden, verdanken echter Empfindung ihren Ursprung, sind zierlich und geschmackvoll, reichen in lieblicher Einfachheit und melodiöser Weichheit bisweilen an die schönsten Walthers von der Vogelweide heran. Auf ihnen beruht Ulrichs dichterischer Ruf, sie gestatten, ihn den besten Minnesängern beizuzählen. Schon seine Liebesreden im Büchlein fallen dagegen nach Form und Inhalt stark ab, höchst holperig und steif sind die in achtzeilige Strophen gruppirten, paarweise stumpf (nicht ohne Einfluß des Volksepos) gereimten Verse seiner Erzählung, mit welcher das Frauenbuch, eine langstielige Klage über das Verderben ritterlicher Zucht und sittigen Minnelebens durch die wachsende Rohheit der Epigonen, so ziemlich in einer Reihe steht. — Nach alledem erscheint uns Ulrich als ein merkwürdig gemischter Charakter: weltliche Klugheit, geschäftsgewandter rühriger Sinn, auf Erwerb und angesehene Stellung abzielend und dabei den Wandelungen der politischen Situation schlau folgend, heftig und gewaltthätig; dann wieder, wie seine Dichtungen ihn uns kennen lehren wollen,

zart und gefühlvoll, ein sorgfältiger Bewahrer seiner Sitte, bis zur Verbohrtheit in humorloser Don Quijoterie einem angeborenen Ideale chevaleresken Lebens und Minnedienstes nachstrebend, will er die kahle Alltäglichkeit zum Artusromane gestalten. Mitten in den abenteuerlichsten Unternehmungen, in der abstrusesten Sentimentalität, welche fast ein Wertherfieber des 13. Jahrhunderts scheinen möchte, wird plötzlich seine praktische, für nüchterne Beurtheilung realer Verhältnisse geschickte Art naiv sichtbar. Ihm laufen oftmals nebeneinander das rauhe Leben eines emporstrebenden Ministerialen, das traumhafte eines Tafelrundehelden und schmachtenden Troubadours; kreuzen sie sich, dann weicht alsbald und unbedingt das zweite dem ersten. In allem und jedem ist Ulrich ein Kind seiner Zeit und seines Landes, das damals eine kurze Glanzepoche geistiger Produktivität erlebte; er steht unter der Einwirkung der verschiedenen Richtungen, welche die Poesie der Steiermark kennzeichnen. Neben manchem mißlungenen bringt es eine entschiedene Begabung für Lyrik auch zur Vollkommenheit in kleinen Formen: ein Lied, wie „In dem Walde süße Töne singen kleine Vögelein“, sichert Ulrich ein dankbares Gedächtniß.

Die Dichtungen Ulrichs v. Liechtenstein sind herausgegeben durch Karl Lachmann mit Anmerkungen Th. v. Karajan's, Berlin 1841. Zur Biographie: v. d. Hagens Minnesinger 4, 321—404; v. Muchar, Geschichte des Herzogthums Steiermark an verschiedenen Stellen des 3. 4. 5. Bandes; Jakob Falke, Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein, 1, 57—124; v. Beckh-Widmanstetter, U. v. Liechtenstein's Grabmal auf der Frauenburg, Graz 1871; v. Krones, Die Herrschaft König Ottokars in der Steiermark, Mittheil. des hist. Vereins f. Steierm. 1874; Karl Knorr, Ueber U. v. L., Quellen und Forschungen, 9. Heft, Straßburg 1875; endlich ein Aufsatz des Unterzeichneten im 26. Bande der Zeitschrift für deutsches Alterthum.

Schönbach.

Liechtenstein: Joseph Wenzel Laurenz, Herzog von Troppau und Jägerndorf, Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des Stephan-Ordens, wirklicher geheimer Rath, beider Artillerien oberster Befehlshaber, Inhaber eines Dragonerregiments, wurde den 9. August 1696 zu Prag geboren und ist den 10. Febr. 1772 zu Wien gestorben. Ihn bezeichnet die Geschichte als erfolgreich schaffenden Reorganisator des österreichischen Artilleriewesens und ehrt dessen treues Hochhalten an den Traditionen der um Thron und Vaterland vielverdienten fürstlichen Familie Liechtenstein. Solch' eine Erinnerung gebührt aber auch einem Manne, der zu seiner Lebensmaxime erhoben, daß Geburt und Reichthum nur auf den Beifall der Welt Anspruch machen dürfen, wenn man sie zur Ehre und zum Wohle des Vaterlandes verwendet, sowie, daß wahrer Adel sich durch Patriotismus, Liebe für den Landesfürsten, dann durch Wohlthun und Beförderung des Guten und Schönen auszeichnen müsse. Die Erziehung Liechtenstein's, dessen Vater Philipp im Gefechte bei Castelnuovo an der Bormida 1704 heldenmüthig ausdauerte und fiel, leiteten Walter Fürst Dietrichstein und Maximilian Graf Kaunitz; seine Ausbildung erhielt er im Karolinum zu Prag. Im 19. Lebensjahre widmete sich L., gleich einer großen Anzahl seiner Ahnen, unter welchen Heinrich Liechtenstein schon 1246 bei Wiener-Neustadt den Sieg entschied, dem Kriegerstande, machte sich im Dragonerregimente Vehlen 1716 in mehreren Vorpostengefechten gegen die Türken vortheilhaft bemerkbar, und bewies 1717 als Oberstlieutenant bei Belgrad, indem er sich aus einem Haufen Tataren herauszuschlagen wußte, eine außerordentliche Bravour. Nachdem L. in der nun folgenden Friedenszeit gründliche militärische Studien betrieben, zog er 1734 als Generalmajor gegen Frankreich mit an den Rhein,

und wurde noch in demselben Jahre auf Antrag des Prinzen Eugen zum Ritter des österrreichischen goldenen Vließes erhoben. 1735 begab sich L. in einer kaiserlichen Vertrauensmission an den preußischen Hof. Das Entgegenkommen, welches er während seines zweijährigen Aufenthaltes dortselbst dem karg dotirten Kronprinzen erweisen konnte, war Ursache einer fortdauernden Werthschätzung zwischen beiden, welcher Friedrich im J. 1766 durch Uebersendung eines Porzellanservices und ganz besonders durch die Beigabe eines die Gefühle der Freundschaft betonenden Schreibens Ausdruck zu geben suchte. Bezüglich der hiermit häufig in Verbindung gebrachten Schenkung der berühmten Statue des „Adoranten" sei jedoch bemerkt, daß es sich hierbei um einen 1747 erfolgten Weiterverkauf derselben handelt. Auch zu Paris, wo L. 1737—1740 als Botschafter des Kaisers wirkte, äußerte sich in hervorragender Art dessen Hochherzigkeit, Freigebigkeit und imposant glänzendes Auftreten; wichtig wurden die Aufklärungen, welche L. zu geben vermochte, indem er den Wiener Hof darauf aufmerksam machte, wie wenig Frankreich die Garantie zu halten gedenke, die es hinsichtlich der pragmatischen Sanktion gegeben hatte. Ausgezeichnet durch die Erhebung zum Ritter des spanischen goldenen Vließes und durch die Ernennung zum General der Cavallerie, kehrte L. nach Wien zurück, rieth gleich, wenn auch vergeblich, zur Aufstellung einer größeren Truppenmacht, befehligte 1742 bei Chotusitz den rechten Flügel des Heeres mit günstigem Erfolge sowie persönlich höchst tapfer und kämpfte 1743 in Bayern. In den letztbezeichneten zwei Jahren erwachte und reifte in L. die Ueberzeugung, Oesterreichs Artillerie bedürfe unaufschiebbar einer volländigen Umgestaltung und Verbesserung; seine Ansicht erhielt bald die Zustimmung der Kaiserin; mit Aufgebot all seiner geistigen Kraft und Aufopferung eines bedeutenden Theiles seiner Einkünfte ist ihm als General-Feld-Land- und Haus-Artillerie-Director die Durchführung gelungen. Er berief tüchtige Fachleute wie Alvson, Rouvroy, Schröder, Jacquet an seine Seite, ließ Guß- und Bohranstalten, Pulverstampfen bauen, vertheilte Belidor's und Deidier's Schriften über die Ingenieurkunst, versah die Artillerie mit verbesserten Geschützen in vermehrter Zahl, regelte deren taktische Gliederung den Anforderungen der Zeit gemäß und hob die Ausbildung von Offizieren und Mannschaften durch jährliche größere Uebungen und reiche Belohnungen. L. gebührt denn auch der Dank von Heer und Land dafür, daß Oesterreichs Artillerie besonders im siebenjährigen Kriege dem Gegner ebenbürtig entgegentreten konnte und ihm gefährlich wurde bei Kolin, am Moysberg, bei Breslau, Hochkirch, Landshut, Dresden, Torgau und Schweidnitz. Im Spätherbst 1745 übernahm L., zum Feldmarschall ernannt, das Kommando des allerorts zurückgedrängten Heeres in Italien. Dessen Disciplin zu kräftigen, die arg herabgekommene Ausrüstung und Bekleidung zu bessern und Offizieren wie Mannschaften möglichst bald den rückständigen Sold zu verschaffen, war Liechtenstein's erstes Bemühen. Hochsinnig und patriotisch half er auch hier mit seinen eigenen Mitteln, konnte aber ungeachtet des gehobenen Geistes in diesem Jahre keine Erfolge mehr im Felde erringen. 1746 führte er dann das ihn verehrende Heer siegreich gegen den Feind, mußte aber nach der gewonnenen Schlacht bei Piacenza, welche er schon körperlich stark angegriffen geleitet hatte, krankheitshalber vom Kommando zurücktreten. Dem Artilleriewesen hat L. jedoch bis zu seinem Lebensende die aufmerksamste Sorgfalt und Unterstützung zugewendet. Mit L., der auch zu vielen ehrenvollen Vertretungen der Majestäten an fremden Höfen betraut worden war, schied wie aus einer überreichen Zahl von Vorkommnissen erkenntlich, wohl einer der besten Patrioten und Menschen aus dem Leben. Für die Ehre und das Wohl des Vaterlandes säumte er nie Leben und Gut einzusetzen, seinen Monarchen war er der treuergebenste Diener, Kunst und Wissenschaft fanden in ihm einen stets

fördernden Gönner, der leidenden Menschheit zu helfen galt ihm als heiligste Pflicht. Er genoß sohin auch das vollste Vertrauen seiner Regenten und die unbegrenzte Liebe seiner Mitbürger. Im kaiserlichen Zeughause in Wien wurde sein Brustbild in Erz aufgestellt, zu seinem Angedenken wurde im Auftrage Maria Theresia's eine Medaille geprägt mit der lateinischen Umschrift: „die Kaiserin Maria Theresia dem Hersteller des Artilleriewesens, dem im Krieg und Frieden gleich großen Manne, Ihrem und des Vaterlandes Freunde". L., welcher 1718 sich mit Anna Maria Carolina Fürstin Liechtenstein, verwittweten Gräfin Thun verehelicht hatte, verlor sein einziges Kind schon 1723.

Wurzbach, Biogr. Lexicon des Kaiserth. Oesterreich ꝛc. 15. Th. Wien 1866. Schweigerd, Oesterreichs Helden und Heerführer, 3. Bd., Wien 1855. Morgenstern, Oesterreichs Helden des 17. und 18. Jahrh., St. Pölten 1783. (Pezzl) Lebensbeschreibungen des Fürst. Raim. Montekukuli, des Fürsten Wenzel Liechtenstein ꝛc. Wien 1792. Thaten und Charakterzüge berühmter Feldherren, 2. Bd., Wien 1808. Reilly, Skizzirte Biographien der berühmtesten Feldherren Oesterreichs, Wien 1813. Hormayr, Oesterreichischer Plutarch ꝛc., 1. Bd., Wien 1807. Baur, Charakterzeichnungen interessanter Menschen ꝛc., Hof 1806. Thürheim, Gedenkblätter aus der Kriegsgeschichte d. k. k. österr. Armee, 2. Bd., Teschen 1880. (Gräffer) Kurze Gesch. der k. k. Regimenter ꝛc., 2. Bd., Wien 1801. Meynert, Gesch. der österreich. Armee ꝛc., 4. Bd., Wien 1854. Schels, Oe. milit. Zeitschrift, Wien 1838, 4. Bd. 1840, 3. u. 4. Bd. Wolf, Oesterreich unter Maria Theresia, Wien 1855. Falke, Geschichte des fürstl. Hauses Liechtenstein. 3. Bd. Wien 1882. Sch.

Liechtenstern: Joseph Max, Freiherr von L., Geograph und Statistiker, geb. zu Wien am 12. Febr. 1765 als Sohn eines k. k. Offiziers, empfing seine Schulbildung in Wien, woselbst er auch seine Rechtsstudien machte, nach deren Beendigung er 2 Jahre verschiedene Theile Oesterreichs, Baierns und Italiens bereiste, um von 1787 an erst in Steiermark, dann in Salzburg Stellen im Verwaltungsfach zu bekleiden, welche er indessen bald aufgab, um die ausgedehnten Güter des Grafen Joseph Thun in Böhmen und Tirol und des Fürsten Batthyani in Ungarn, Kroatien, Niederösterreich, Steiermark und Kärnten zu übernehmen. In dieser Thätigkeit, welche ihm die eindringende Kenntnißnahme aller geographischen und statistischen Verhältnisse auf einem Gebiete von mehr als 100 D. G. Quadratmeilen zur Pflicht machte, gewann er die Ueberzeugung, daß die Förderung der Geographie im weitesten Sinn eine gerade im Kaiserstaat höchst wichtige Aufgabe sei, und er begründete mit einer Anzahl gleichstrebender Männer 1790 zu Wien das „Kosmographische Institut", das man in manchen Beziehungen als die Vorläuferin der späteren geographischen Gesellschaften betrachten kann. Als in den ungünstigen Zeitläuften dieses Institut nach einigen Jahren seine Thätigkeit einstellte, setzte L. dieselbe mit eigenen Mitteln und mit Unterstützung weniger Gehülfen fort, wobei er ebenso eine bewunderswerthe Energie und Opferbereitschaft als Vielseitigkeit entwickelte. 1797 unternahm er z. B. selbst eine neue trigonometrische Aufnahme von Oberösterreich, begann später die Herausgabe einer großen Karte von Mitteleuropa, von der 1807—15 leider nur ein Theil in 48 Sectionen erschien, und vermittelte in zahlreichen Schriften die Kenntniß der geographischen Verhältnisse und der wirthschaftlichen Interessen Oesterreichs. 1809 lehnte er den Antrag ab, die Direction eines statist. Büreau's in Paris zu übernehmen, da in Wien selbst die Begründung eines solchen, dessen Leitung naturgemäß ihm zugefallen sein würde, in Aussicht stand. 1815 hielt er an der Universität in Wien statistische Vorlesungen. Aber er errang sich weder hier noch dort die gehoffte feste Stellung. Die Vereitelung dieser Hoffnungen, welche durch Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse noch verschärft ward, trieb

ihn 1819 über die Grenze, und er lebte nun bis zu seinem Tode, der am 10. October 1828 in Buchholz bei Berlin erfolgte, in Dresden, Schlesien, Berlin u. a. Orten Norddeutschlands schriftstellerischer und gemeinnütziger Thätigkeit. Liechtenstern's Schriften, deren Zahl sehr groß (in den Materialien zu seiner Biographie führt L. selbst deren 72 auf), beginnen mit einer Erstlingsarbeit „Ueber das Studium der Geographie" (1785) und bewegten sich dann auf immer weiteren Gebieten, mit Vorliebe die Form geographisch-statistischer Schilderungen annehmend und die Förderung der wirthschaftlichen Interessen Deutschlands und Oesterreichs anstrebend. So haben wir von ihm folgenreiche Schriften über Oesterreichs Seehandel, über die Schifffahrt auf der Mur, über Seidenbau in Preußen, doch auch allgemeine Schriften über Kosmographie, Chronologismen der allgemeinen Geschichte, geographische Beschreibungen europäischer und außereuropäischer Länder. L. gehört zu den Vielen, die für Oesterreich zu früh gekommen. Seine Rastlosigkeit, seine rege Erfassung der großen nationalen Interessen würden ihm einen besseren Platz in einem Lande mit freierer und rascherer Bewegung angewiesen haben.

Materialien zu einer Biographie des Freiherrn J. M. v. L. Wurzbach, XV. Meusel G. T. IV, XI, XVIII. Ratzel.

Liefrink: Hans L., Formschneider, Kupferstecher und Kunsthändler in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Sein Geburtsort ist Leyden, doch lebte er von 1540 bis 1580 zu Antwerpen. Ob er auch Maler gewesen, ist zweifelhaft, aber sicher, daß er nebenbei auch Kunstverleger und im Ganzen ein Mann von Bedeutung war. Seine Blätter sind sehr sorgfältig gestochen, jedoch in einer etwas trockenen Manier. Zu seinen besten Arbeiten zählt der schöne Holzschnitt, der sich zu Amsterdam befindet und den Herzog Wilhelm von Jülich und Cleve in prächtiger Kleidung darstellt, mit der Inschrift: „Van Gods ghenaden Wilhelm hertooch van Gelyck, Cleve, Berghe, van der Marck, van Ravenspurg" und darunter: „Gedruckt Th' antwerpen op de Lombarde veste by my Hans Liefrink, Formschnyder". Zuweilen arbeitete er auch nach den Mustern anderer Künstler, z. B. in dem Kupferstiche von Floris: „Velderhande aertyke compertementen . . Liefrink fec.", 1564. 8°. Sehr wahrscheinlich zählen zu der nämlichen Familie zwei andere Formschneider dieses Namens: Cornelis und Wilhelm L., beide gleichzeitig aber zu Augsburg lebend, doch gehen der Zeit nach beide Hans L. vor. Cornelis war ein Zeitgenosse des Hans Burckmair (Bd. III, 576) und Albrecht Dürer's und der erstere bediente sich seiner Hülfe bei der Herausgabe des großen Triumphwagens des Kaisers Maximilian. Er ist auch der wahrscheinliche Verfertiger der schönen Copie dieses Wagens, welche zuerst 1545 und zwar im Verlage der Wittwe des Cornelis erschien, woraus zugleich erhellt, daß dieser älter ist als Hans L. Das Werk, acht Blätter von der Größe des Originals, ist betitelt: „Triumphalis hic currus, Ad honorem Invictissimi . . Maximiliani Caesaris . . concinnatus est, ac per Albertum Durer delineatus", auf dem letzten Blatte steht: „Impressus est currus iste Antverpiae per Viduam Cornel. Liefrink Anno 1545"; eine zweite Ausgabe erschien zu Amsterdam 1609. Ein zweiter, von diesem gänzlich verschiedener und zum ersten Male von Nagler in seinen Monogrammisten besprochener Cornelis L. arbeitete von 1620—1640. Da mehrere aufgefundene radirte Blätter in Folio dieses Malers oder Zeichners das Verlagsmonogramm sowie die Adresse des Kupferstechers und Kunsthändlers Claas Jansz. de Visscher zu Amsterdam zeigen, so hat er aller Wahrscheinlichkeit nach entweder in dieser Stadt oder auch in Thiel, welche er auch in seinen Radirungen abbildete, gelebt und dürfte sonach der vorhin besprochenen Familie gleichfalls angehört haben. Eine seiner Arbeiten stellt einen Zug von Büchsenschützen, Lanzenträgern und anderem Militär mit Bagagewagen vor, die Gegend durchschneidet ein Fluß, welchen die beigefügte

Inschrift Waelflu (Waal) nennt, der Strom ist mit Schiffen besetzt, welche ebenfalls näher bezeichnet werden: De acht Karviel-Scheppen gelyck se op stroom alle avonts Laghen; eine rechts sich ausbreitende Stadt hat den Namen: Thiel (in der Provinz Gelderland). Ein anderes Blatt stellt eine Schlachtscene in der Nähe eines Herrenhauses mit ausgedehnten Gartenanlagen vor. Was Wilhelm C. anbelangt, so erscheint sein Name auf der Rückseite von Holzplatten des erwähnten Triumphwagens, er ist also gleichzeitig mit dem älteren Cornelis L.

Schorn's Kunstblatt 1830, 108. Nagler, Künstler-Lexikon VII, 513 bis 514, dessen Albr. Dürer und seine Kunst, S. 131 und die Monogrammisten II, 120; III, 199, 453—54. Passavant, Peintre-Graveur I, 122—123, III, 10, 170. J. Franck.

Liehm: Anton L., Landschaftsmaler, geb. am 25. Jan. 1817 in der im Sprengel des berühmten Cistercienserstiftes Ossegg (im westlichen Böhmen) gelegenen Ortschaft Janegg — ebenfalls dort auch gestorben am 27. Mai 1860. Sohn eines wohlhabenden Bauern, zeigte L. schon während des Besuchs der Volksschule entschiedenes Talent für das Nachbilden von Naturgegenständen, insbesondere für gewandtes Skizziren von Landschaften. Dadurch in Verkehr gekommen mit dem kunsteifrigen Cistercienserpriester P. Victor (Zuleger, † 1855), wußte es dieser auch zuwege zu bringen, daß L. behufs weiterer Ausbildung sich nach Prag begab, und dort in die von Prof. Max Haushofer geleitete Schule für Landschaftsmalerei eintrat. — Sein erstes öffentliches Auftreten datirt von 1840, doch vorläufig nur mit einer Copie nach einer Studie seines Meisters in Aquarell, wogegen er 1842 schon mit zwei selbständigen Oelgemälden: „Landschaft“ und „Partie am Erzgebirge“ auf der Kunstvereinsausstellung erschien. — Ermuthigt durch günstige Aufnahme beschickte er von da ab während eines in Prag verlebten Jahrzehntes ununterbrochen die Kunstausstellung. Im J. 1843 mit zwei Erzgebirgsbildern, 1844 „Schloß Sternberg an der Sazawa“, „Partie bei Ossegg“ und „Baumpartie“; 1845 über den engeren Kreis der Heimathgegend hinausgehend, brachte er nebst der „Mühle bei Sternberg“ den „Wolfgangsee bei St. Gilgen“ und „Partie am Ebensee“; 1846 „Die Riesenquelle im Erzgebirge“, „Mittag bei der Riesenquelle“, „Gebirgslandschaft“, „Partie bei Ebensee“ und „Gegend bei Salzburg“; 1847 „Gegend bei Eichwald“, „Partie bei Dux“; 1848 „Gegend bei Doppelburg im Erzgebirge“, „Partie bei Ossegg“ und „Gegend bei Dux“; 1849 „Partie bei Ullersdorf im Erzgebirge“ und „Partie bei Dux zur Erntezeit“; 1850 „Anziehendes Gewitter (Partie bei Ossegg)“, „St. Barbara-Teich bei Dux“, „Abendlandschaft (bei Dux), „Partie bei Klostergrab“, „Bauernhof bei Teplitz“, „Herbstlandschaft“, „Partie bei der Riesenquelle“, „Partie aus dem Riesengebirge“ und „Frühlingsmorgen“; 1851 „Partie bei Dux“, „Herbstlandschaft“, „Partie im Egerthale bei Warth“; 1852 „Waldpartie“, „Partie am Ganghof“. Familienereignisse scheinen ihn noch 1852 zur Uebersiedelung in die Heimath bewogen zu haben, denn die nächstfolgenden der Prager Ausstellung zugesandten Bilder v. J. 1853: „Sonntagsmorgen (Partie bei Rothenhaus)“, „Waldpartie im Sturme“, „Sommermittag bei angehendem Gewitter“ und von 1854: „Sommernachmittag (Gegend von Ossegg)“, „Herbstlandschaft (aus dem Erzgebirge)“ datiren aus Teplitz, wohin sich L. zurückgezogen hatte mit der Absicht, daselbst einen eigenen häuslichen Herd zu gründen und zwar im Zusammenhange mit einer Zeichenschule. Letztere kam auch zu Stande und bewirkte eine Malpause von 1855—1858, in welchem Jahre er wieder mit zwei Bildern „Herbstlandschaft“ und „Schwüler Sommertag“ hervortrat; 1859 neuerdings pausirend, gelangte noch 1860 — im Todesjahre — sein letztes Bild: „Herbstland-

schaft mit Mondaufgang" zur Ausstellung. Das angestrebte häusliche Glück hatte L. nicht erreicht. — Beim Ueberblicke des gegebenen Verzeichnisses seiner zur Ausstellung gebrachten, theils für die Kunstvereinsverloosung, theils von Privaten angekauften Bilder wird es leicht wahrnehmbar, daß ihm vor allem die Heimathgegend — das an landschaftlichen Reizen reiche Erzgebirge am Herzen lag. Und thatsächlich wußte L. unter Anwendung der einfachsten Mittel auch diese Reize zu wahrhaft anheimelnder Anschauung zu bringen. Erklärlich war daher, daß seine Bilder stets gern gesehen waren und bereitwillige Abnehmer fanden. Sein anspruchsloses Wesen in Verbindung mit einer ungewöhnlich leichten Production erwarben ihm zugleich guten Ruf als Lehrer von Kunstdilettanten in adeligen Kreisen, namentlich den gräflichen Häusern Colloredo und Waldstein. — Ein in den Motiven unerklärt gebliebener Fehltritt brachte schließlich den kräftigen und lebensfrohen Mann ins Verzagen. Geistig und körperlich gebrochen zog er sich im Frühjahre 1860 von Teplitz ins Vaterhaus zurück, um dort nach Kurzem sein Leben zu beschließen.

Rudolf Müller.

Liekefett: Samuel Gottfried L., Rechtsgelehrter, wurde geboren zu Gutta am 21. Novbr. 1750 als Sohn des Pfarrers Ludwig L. daselbst. Er studirte in Bautzen und Leipzig die Rechte, wurde Baccalaureus und Privatrechtslehrer an der Universität Leipzig, starb am 20. Febr. 1827. Er schrieb „Commentar über die Pandekten nach Hellfeld's Lehrbuche", Lpz. 1796—1804 in 15 Bänden; — „Vollständige Erläuterung des gemeinen Teutschen und Sächs. Processes", 1792—1794 in 4 Theilen; — „Vollständige Erläuterung sämmtlicher summarischer Proceßarten", 1795—1796 in 3 Theilen u. a. — sämmtlich Schriften, welche schnell vergessen wurden.

Otto, Lexikon der Oberlausizischen Schriftsteller und Künstler, 2. Bd. (Görlitz 1802). — Neuer Nekrolog der Deutschen für 1827.

Teichmann.

Liemar, Erzbischof von Hamburg-Bremen 1072—1101, entstammte einer späten, aber glaubwürdigen Ueberlieferung zufolge einem bairischen Ministerialengeschlechte und war Canonicus des Stifts St. Simonis und Judä zu Goslar, als ihn zu Pfingsten 1072 König Heinrich IV. zum Nachfolger des vor zwei Monaten gestorbenen Erzbischofs Adalbert ernannte, einen noch jungen Mann, der nach dem Zeugnisse seines politischen Gegners Lambert zu den besten Hoffnungen berechtigte und in allen Zweigen des Wissens sich auszeichnete. Ohne Anstand verlieh ihm Papst Alexander II. das Pallium. Der König hatte sich in seiner Wahl nicht getäuscht: er hat in dem stürmischen Jahrzehnt, welches Liemar's Ernennung folgte, keinen treueren Anhänger und Rathgeber gehabt. In einer ungewöhnlich warmen Weise hat der König in einem der glücklichsten Momente seines Lebens, gleich nach der Eroberung Roms, dem Erzbischofe seinen Dank für die unter Mühsal und Gefahren zehn Jahre lang unverbrüchlich bewahrte Treue öffentlich ausgesprochen. Aber L. hat in dem Tumulte der Leidenschaften, welche seit der Erhebung der Sachsen und der Thronbesteigung Gregors VII. Deutschland und Italien durchwogten, um seiner Weisheit und Gerechtigkeit willen selbst das Lob des Gegners erworben. Einer so merkwürdigen Persönlichkeit würden wir schon deshalb wünschen näher treten zu können, wenn wir auch nicht wüßten, daß L. in einer höchst kritischen Periode der deutschen Geschichte während fast eines Menschenalters zu den Leitern der Reichspolitik gehört, und mehr als einmal, wie es scheint, das entscheidende Wort gesprochen hat. Leider aber ist nicht wahr geworden, was Meister Adam im Epilog seines berühmten Geschichtswerkes an Erzbischof L. in Aussicht stellt:

Tempus erit quo facta tuae celeberrima laudis
Aut nos aut aliquis ex docta plebe tuorum
Pangemus majore lyra, si vita superstes.

L. hat keinen Geschichtschreiber, ja nicht einmal einen Sänger gefunden, der seine Thaten der Nachwelt aufbewahrt hätte. Das jener Ankündigung angehängte Compliment Adam's:

Quamvis nota satis pateant tua gesta per orbem,
Quae et sine scriptore vulgabit fama perhennis,

schallt zwar durch die Jahrhunderte zu uns herüber, aber es ist heute eine inhaltlose Phrase, da die Kunde von Liemar's Thaten, wenn auch nicht völlig verhallt, doch eine beklagenswerth dürftige geworden ist. Gleich nach seiner zu Magdeburg erfolgten Weihe wird sich L. muthmaßlich in seine Diöcese begeben und sich persönlich von dem traurigen Zustande überzeugt haben, in welchem Adalbert dieselbe hinterlassen hatte. Daß des neuen Erzbischofs Bestreben auf eine baldige Herstellung geordneter Verhältnisse im Innern und Wiedergewinnung der durch die letzte heidnische Reaction der Ostseeslaven verlorenen Gebiete gerichtet war, darf man auch ohne Zeugniß annehmen. Aber ihm war keine Muße zu friedlichen Restaurationsarbeiten gegönnt. Der Ausbruch des Sachsenkrieges im J. 1073 führte ihn, den Baiern, der, in nächster Nähe des Königshofes aufgewachsen, die Interessen des Reiches über die des ihm fremden Stammes und über die seiner Diöcese stellte, sofort an die Seite seines Königs. Dem flüchtigen Könige folgte er aus Sachsen nach Franken; wir finden ihn mit Heinrich im October in Würzburg, hernach in dem treuen Worms. Im Januar 1074 begleitete er das kleine Heer, das Heinrich gegen die Sachsen zusammengebracht hatte und sowol jetzt wie später wird er uns als derjenige genannt, der beschwichtigend zwischen den Zorn des Königs und die aufgeregten Gemüther der sächsischen Fürsten trat. Wenn L. und seine Genossen, die Bischöfe von Zeitz und Osnabrück, die Nothwendigkeit baldigen Friedensschlusses dem Könige gegenüber, nach Lambert's Mittheilung, schon jetzt auch mit dem Hinweise auf ihren eigenen, um ihrer Treue willen erlittenen Schaden motivirten, so hat doch der Mißerfolg in den Ausgleichsversuchen den Erzbischof um so weniger abgehalten, treu beim Könige auszuharren, als dessen Lage durch den drohenden Ausbruch des Kampfes mit Rom eine unvergleichlich schwierigere wurde. So finden wir L. Ostern 1074 zu Bamberg, gleich darauf zu Nürnberg an des Königs Seite, wo die päpstlichen Cardinallegaten Humbert und Gerald sich einstellten. Die Forderung der Legaten auf Berufung einer deutschen Synode unter ihrem, der Legaten, Vorsitz, ohne Vorgang in der Geschichte, ein erster Vorstoß gegen die Selbständigkeit des deutschen Episcopats, wurde hier der Anlaß zu dem persönlichen Conflicte Liemar's mit der römischen Curie, welcher nie wieder einen dauernden Ausgleich finden sollte und dadurch L. freilich nur um so fester an das Geschick des Königs band. Die Zurückweisung, welche die Legaten durch L. erfuhren, bewirkte seine Suspension vom Amte und seine Citation nach Rom. Da L. weder geneigt war, dem ungerechtfertigten Rufe zu folgen, noch krankheitshalber dazu im Stande, so verhängte Gregor VII., der in dem charaktervollen Manne ohne Zweifel einen seiner gefährlichsten deutschen Gegner erkannte, über ihn Suspension und Excommunication, am 22. Februar 1075. Ob L. wirklich, wie der päpstlich gesinnte Bonitho ihm nachrühmt, sich der ungerechten Strafe unterworfen und so lange sich der Messe enthalten hat, bis er auf einem persönlichen Bittgange in Rom Verzeihung gefunden hatte, muß dahingestellt bleiben. Ein größeres Verdienst als durch eine solche Unterwerfung erwarb sich L. im Sommer und Herbst 1075 um die Wiederherstellung des Friedens in Deutschland. Seine Freundschaft zum Könige einerseits, sein Charakter als sächsischer Fürst anderer-

seits und das besondere Interesse, welches er an der Befriedung Sachsens nehmen mußte, machten ihn zu dem geeignetsten Vermittler, als der König durch den Sieg an der Unstrut sein Ansehen wiederhergestellt hatte. Wir finden ihn zweimal als Fürsprecher der Sachsen beim Könige. Der Erfolg seines Wirkens läßt sich freilich auch hier im Einzelnen nicht übersehen. Wir hören statt der Thatsachen nur den Wiederhall des Lobes, welches dem friedfertigen Manne gespendet wurde, in den Versen Meister Adam's:

Tu pacem terris antiqua lite fugatam
Ecclesiis revocas, jam tertia proelia surgunt,
Et discordantes tu jungis ad oscula mentes.

Als am 24. Januar 1076 Heinrich IV. auf der Synode zu Worms der Welt die Absetzung Gregors verkündete, hielt sich L. fern, wir wissen nicht, ob aus zufälligem Anlasse, oder weil er etwa die vorausgesehenen extremen Schritte des Königs mißbilligte, ohne doch sich Hoffnung auf deren Hintertreibung zu machen. Als dann aber Gregor mit der Absetzung Heinrichs und der Lösung der dem Könige geschworenen Eide antwortete und nun erst die Wogen erbittertsten Parteikampfes den König zu verschlingen drohten, sehen wir L. alsbald wieder an dessen Seite. Er wird vielleicht dem Rathschlage der Unterwerfung nicht fern gestanden haben, aber er begleitete seinen König auch nach Canossa und leitete dort für ihn die Verhandlungen, die freilich keinen dauernden Frieden herbeiführen sollten. Drei Jahre später war er zusammen mit dem Bischof Robert von Bamberg als Gesandter des Königs wieder vor Gregor in Rom, aber man ließ sie nicht zu Worte kommen, man bedrohte sogar ihr Leben. Auch der versöhnlich gesinnte L. konnte sich der Einsicht nicht ferner verschließen, daß zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. keine Gemeinschaft mehr möglich war. Die Brixener Erklärung vom 25. Juni 1080, welche die Absetzung Gregors wiederholte und Wibert von Ravenna als Clemens III. auf den päpstlichen Stuhl erhob, trägt auch die Unterschrift Liemar's, der dem neuen Papste bis zu dessen Tode ergeben blieb. L. begleitete dann den König nach Deutschland zurück und war am 15. October Zeuge der Schlacht an der Elster, welche dem Gegenkönige Rudolf den Tod brachte. Im März 1081 stieg er mit Heinrich abermals über die Alpen und war dessen unzertrennlicher Begleiter bis zur endlichen Eroberung Roms im Juni 1083. Zweifelhaft bleibt, ob er auch noch der Kaiserkrönung Heinrichs Ostern 1084 beigewohnt und dann erst mit dem Kaiser oder ob er nicht schon im Herbste 1083 nach Deutschland in seine Diöcese zurückgekehrt ist. Fortan wird die Kunde über L. noch dürftiger als sie bisher war. Wir wissen, daß er zu Anfang 1085 an dem Friedenscongresse zu Gerstungen theilnahm und daß er das Weihnachtsfest desselben Jahres mit dem Kaiser in Worms feierte. Erst drei Jahre später treffen wir ihn wieder im Lager des Kaisers bei der Burg Gleichen in Thüringen, wo er in Folge eines Ueberfalls des Markgrafen Ekbert von Meißen am Weihnachtsabend in die Gefangenschaft des Grafen Lothar von Supplinburg gerieth, aus der er sich mit 300 Mark Silber und unter der schwereren Bedingung der Ueberlassung der Schirmvogtei über die Bremer Kirche loskaufen mußte. Noch zweimal, 1091 und 1096, zeigen urkundliche Ueberlieferungen ihn uns in Gesellschaft des Kaisers in Italien. Zum letzten Male finden wir ihn im Januar 1100 mit dem Kaiser zusammen in Speier. In welcher Weise er während aller dieser Jahre an den Reichsgeschäften betheiligt war, darüber geben uns die Ueberlieferungen nicht den mindesten Aufschluß. Auch auf seine Thätigkeit in der bremischen Diöcese fällt aus dem Dunkel, welches leider die ganze Persönlichkeit umhüllt, nur hie und da ein schwaches Streiflicht. Während der ersten Hälfte seiner Regierung hat L. die Diöcese, von der ersten Besitzergreifung abgesehen, kaum betreten. Erst nach der Pacification

Sachsens scheint er wiederholt während längerer Zeiträume in Bremen geweilt zu haben, welches nach der Zerstörung Hamburgs der thatsächliche und vielfach schon jetzt, bald ausschließlich auch der nominelle Mittelpunkt des Erzbisthums war. Aus den wenigen uns erhaltenen Documenten sehen wir, daß L. einerseits sein Bemühen auf Hebung des zerrütteten Besitzstandes seiner Kirche richtete, daß er andererseits mit den alten Feinden seines Stifts, den Billungern, endlich einen friedlichen Ausgleich herbeiführte. Die Niederlage, welche die Reaction des Heidenthums in Adalbert's letzten Zeiten dem Erzstifte gebracht hatte, wieder auszumerzen, waren die Tage Liemar's und Heinrichs IV. nicht angethan. Schmerzlicher als diese Resignation mußte es für L. sein, ohnmächtig zuzuschauen, wie ihm Gregor und seine Nachfolger sein dänisch-skandinavisches Kirchenreich leise, aber mit unaufhaltsamer Consequenz zerbröckelten. Nur einmal sehen wir, ganz am Schlusse des Jahrhunderts, L. in die nordischen Verhältnisse direct eingreifen, indem er den Dänenkönig Erich in Folge eines aus uns unbekannten Ursachen entstandenen Streits mit dem Banne belegte. Eben dieser Schritt aber hat besser als Gregors VII. zahlreiche Werbeschreiben an die nordischen Könige ein Verständniß zwischen dem Norden und Rom herbeigeführt. L. selbst hat freilich die Constituirung des Erzbisthums Lund nicht mehr erlebt, thatsächlich aber war am Ende seines Lebens entschieden, daß Nordeuropa, auf dessen Besitz einst Adalberts hochgespannte Pläne sich stützten, aufgehört habe von der bremischen Kirche abhängig zu sein. L. starb nach 29jähriger Regierung am 16. Mai 1101 zu Bremen.

Guilelmus Schröder, De Liemaro Hammaburg. archiepiscopo et de legatione eccl. Hammaburg. ad populos septentr. Dissert. inaug. Hallae 1869. Dehio, Gesch. des Erzbisth. Hamburg-Bremen II, S. 1 ff.

v. Bippen.

Lier: Heinrich Adolf L., Landschaftsmaler, geb. den 21. Mai 1826 zu Herrnhut, † den 30. September 1882 zu Vahrn bei Brixen. L. war der Sohn eines nicht ungeschickten Goldschmiedes aus dem Mecklenburgischen, welcher auf seiner Wanderschaft nach Herrnhut in der Oberlausitz, den Hauptort der Brüdergemeine, gekommen war und nach seiner Verheirathung mit einer von dort gebürtigen Bürgerstochter sein Handwerk aufgegeben und daselbst ein Material- und Colonialwaaren-Geschäft übernommen hatte. Schon als Kind trat seine ungewöhnliche Begabung für die Kunst vielfach zu Tage. Unermüdlich war er mit Zeichnungsversuchen beschäftigt und bedeckte Schulbücher und Hefte mit allerlei Caricaturen und komischen Gestalten seines kindlichen Humors. Mit 11 Jahren, 1837, wurde er von seinen Eltern in die Knabenerziehungsanstalt der Brüdergemeine zu Niesky bei Görlitz gebracht, wo er bis zum J. 1840 verblieb. Auch hier zog er sich durch seine Zeichnungen am unrechten Ort manche Rüge von Seiten seiner Lehrer zu, welche ihm im Uebrigen ein nicht ungünstiges Zeugniß über seine Fähigkeiten ausstellten. Als in seinem 15. Lebensjahr die Nothwendigkeit, einen Beruf zu wählen, an ihn herantrat, erklärte er mit größter Bestimmtheit Maler werden zu wollen, wol kaum mit voller Klarheit die Tragweite seines Entschlusses ermessend. Fehlte es doch in dem kleinen Orte bei den vielfach beschränkten Verhältnissen an jeglicher künstlerischer Anregung. Diese mochte er allein durch gelegentliche Besuche einer in Plauen bei Dresden wohnenden Tante gewonnen haben, bei welchen er schon als Knabe nie versäumte die Dresdner Galerie aufzusuchen. In ihren Räumen verweilte er dann Stunden lang, die Werke der alten Meister mit seltener Ehrfurcht betrachtend und mit einem so mächtigen Zauber von ihnen erfaßt, daß er meinte, sich gar nicht mehr von ihnen losreißen zu können. Sein Vorhaben stieß aber bei seinem Vater auf ernstlichen Widerstand, da dieser seinem Sohne eine sichere Zukunft zu bereiten

wünschte und die Malerei für kein ausreichendes Brot hielt. Er fand ein Auskunftsmittel darin, daß er den Sohn für das Baufach bestimmte und zur Erlernung desselben der Baugewerkenschule in dem nahen Zittau zuführte. Hier machte L. den ganzen Cursus durch und war auch drei Sommer hindurch als Maurerlehrling praktisch thätig. Zu Michaelis 1844 bezog er dann die Bauschule zu Dresden, welche damals unter Leitung des Professors Gustav Heine stand, während des Sommers 1845 jedoch noch einmal in Zittau bei einem Baue beschäftigt. Die ihm in Dresden gestellten Aufgaben erledigte er mit der größten Leichtigkeit, jedoch ohne mit innerem Antheil bei der Arbeit zu sein, da die Sehnsucht mit dem Pinsel zu schaffen bei ihm in dem Maße wuchs, als man ihn davon abzuhalten suchte. Trotzdem wurde ihm, als er im J. 1846 für die akademische Ausstellung einen „Entwurf zu einem herrschaftlichen, an einem Strom gelegenen Wohngebäude" eingereicht hatte, die kleine silberne Medaille zuerkannt. Wol in Folge davon gelang es ihm, auf kurze Zeit Aufnahme in das Atelier Gottfried Sempers zu gewinnen. Aber auch bei diesem Meister fand er keine Befriedigung. So war er denn hoch erfreut, als sich ihm im Anfange des Jahres 1848 kurz nach dem Tode seines Vaters die Möglichkeit bot, in Basel unter Leitung des Architekten Melchior Berri bei dem dortigen Museumsbau eine Stellung zu finden, in der ihm in erster Linie die Anfertigung von Entwürfen für die Herstellung der Decken zufiel. Des geselligen und akademischen Lebens in Dresden überdrüssig eilte er also nach der Schweiz, schon auf der Reise mehrfach die ersten Vorboten der kommenden Revolution gewahrend, welche ihren Einfluß auch auf sein empfängliches Gemüth geltend machen sollte. Die in Basel seiner harrende Arbeit entsprach seinen Erwartungen wiederum nicht und vermochte seinen Geist in keiner Weise zu fesseln. Um so leichter konnte es geschehen, daß Männer wie Hecker ihn für ihre Ideen zu begeistern und so mit ihrem Freiheitsideal zu erfüllen wußten, daß er sich dem abenteuerlichen Freischaarenzug der Genannten nach Baden anschloß. Es dauerte geraume Zeit, bis der in seinem späteren Leben politisch so nüchtern denkende Mann diesen Jugendrausch, welcher sich nur aus einer seltenen Gutmüthigkeit und aus seiner Unbefriedigung mit seinem Berufe erklären läßt, wieder überwunden hatte. Nur die Liebe zur Malerei, die mächtig in ihm fortlebte, hielt ihn damals von weiteren Thorheiten ab und gab seinem Leben ein festes Ziel. Von dem Maler Carl Adolf Mende, einem geborenen Leipziger (1807—1857), in seinem Vorhaben bestärkt, fand er nun auch Mittel und Wege, seinen seit lange in ihm liegenden Entschluß, sich doch noch dieser Kunst zu widmen, zur Ausführung zu bringen. Allmählich löste er das ihn drückende Verhältniß zu Berri und begab sich unter die Leitung des Malers Süffert, der ihn bald nach München weiter empfahl. Im October 1849 siedelte er nach dieser Stadt über, um in ihr eine zweite ihm überaus liebe Heimath zu finden, welche dauernd zu verlassen er sich trotz zweier äußerst ehrenvoller Berufungen als Lehrer an deutsche Kunstschulen niemals entschließen konnte. So gelangte er denn bereits 23 Jahre alt dazu, seine Fähigkeiten in dem ihm allein zusagenden Lebensberufe auszubilden. Wiederholt hat er es ausgesprochen, daß er doch nur ein höchst mittelmäßiger Architekt geworden wäre, obwol Berri der Mutter die größten Hoffnungen in dieser Hinsicht machte und nur über Mangel an Ausdauer klagte, ja er meinte sogar, daß er auf jede andere Weise zu Grunde gegangen wäre und nur die Malerei ihn auch sittlich gehoben hätte.

Die ersten Schritte, welche L. in der Malerstadt that, waren von wenig Erfolg begleitet. Die von Süffert erhaltene Empfehlung blieb wirkungslos und als er bei dem Porträtmaler Joseph Bernhardt, einem Schüler Stieler's, um Aufnahme in sein Atelier nachsuchte, fand er dasselbe so überfüllt, daß für ihn

kein Platz darin mehr zu gewinnen war. Da lernte er durch einen Zufall einen Landsmann, den Maler Richard Zimmermann aus Zittau, kennen, der selbst hoch begabt sich des wenig jüngeren Mannes in der wärmsten Weise annahm und ihm ein bewährter Führer und Berather ward. Nachdem er in dessen Atelier kurze Zeit hindurch mit Porträts und Genrestücken beschäftigt war, auch beim Maler Verdellé Köpfe und Acte gezeichnet hatte, wandte er sich ausschließlich dem Landschaftsfache zu, das seiner Neigung und Befähigung am meisten entsprach. Bald zeigte er sich als der beste Schüler, welchen Zimmermann je gehabt hatte, und aus dem Verhältniß des Schülers zum Lehrer wurde in kurzer Zeit ein herzlicher Freundschaftsbund. Verhältnißmäßig lange hielt L. mit seinen Arbeiten zurück; er erklärte später selbst, daß er es für einen unberechenbaren Vortheil halte, daß er nicht genöthigt gewesen sofort für den Verkauf zu arbeiten. Als er im J. 1855 im Münchener Kunstverein mit einer „Dorfpartie bei Habach" hervortrat und damit zuerst in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit erregte, erfreute er sich bereits eines geachteten Namens unter den Münchener Künstlern. Das zeigte sich z. B. auch darin, daß er im folgenden Jahre zum Jurator für die Beschickung einer Londoner Kunstausstellung gewählt war, eine Ehre, zu deren Aufsichnahme er sich damals wie später bei vielen ähnlichen Gelegenheiten in seiner Bescheidenheit nur ungern entschloß. Damals war es noch die großartige Gebirgswelt der Alpen und die schönen, stillen oberbairischen Seen, welche er sich zum Vorwurf für seine Bilder wählte. Da er das Bedürfniß fort und fort empfand, sich an der Natur selbst zu erfrischen und zu neuem Schaffen zu begeistern, zog er alle Sommer auf Studienreisen aus; kürzere oder ausgedehntere zu diesem Zweck unternommene Ausflüge führten ihn bald nach Tirol, bald ins Salzburgische, längere Zeit arbeitete er in Branneburg, wiederholt in der Ramsau und am Starnberger See, am liebsten aber weilte er am Chiemsee auf der Fraueninsel, wo er sich in dem Kreise der Haushofer und Ruben überaus wohl befand. Doch schon damals fühlte er, daß nicht das Gebirge mit seinen schwer wiederzugebenden Wundern, sondern die Hochebene um München, überhaupt das Flachland, seinem Pinsel die beste Gelegenheit zu künstlerischem Schaffen darböte, und was er später so oft zu äußern pflegte, daß er als Maler die Berge lieber in einer gewissen Entfernung habe, das sprach er schon im J. 1856 in einem aus Fischbach zwischen Rosenheim und Kufstein datirten Briefe aus. In dieser seiner ersten Periode entstanden unter Anderem folgende Bilder: „Abendlandschaft bei heranziehendem Gewitter" (1856); „Steinbild mit Kapelle an der Bieber bei Branneburg" (1857); „Starnberger See" (1858); „Gegend bei Dachau" (1859); „Sommermorgen" (1860); „Abend an der Isar bei München" (1862); „Strand bei Etretat an der Küste der Normandie" (1863); „Abend am Kanal bei Schleisheim" (1863); „Sommertag auf der Hochebene bei München" (1863, gestochen von J. Richter).

Trotz mancherlei Erfolgen, wie es scheint, nicht ganz befriedigt von seinem Schaffen und im Drange, Größeres und Bedeutenderes zu sehen, als ihm damals in München auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei geboten wurde, unternahm er im J. 1861 seine erste Reise nach Paris und Frankreich. Dort traten ihm zum ersten Male die großen Meister der französischen Landschaft, die Rousseau, Daubigny, Corrot, Dupré, Diaz, Troyon entgegen, welche damals in ihrer größten Blüthe standen. Zunächst war der Eindruck, welchen die Werke jener Künstler auf ihn machten, kein günstiger, das ihm durchaus Fremde und Ungewohnte jener realistischen Richtung frappirte ihn anfangs und so kehrte er nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in Paris, nur unterbrochen durch einen Ausflug in die Normandie, unbefriedigt und mißmuthig nach München zurück. Das richtige Verständniß war ihm noch nicht gekommen, aber die erhaltenen Ein-

drücke wirkten in ihm fort und ließen ihn nicht wieder los. Damals entwickelten sich in ihm jene Kunstanschauungen, welche ihm als Princip bei allen seinen weiteren Arbeiten vorschwebten und die er dann auf seine ganze Schule übertragen hat. Er hielt dafür, daß das einzig wahre Princip der Landschaftsmalerei darin liege, die Natur durch ihre schlichte Einfachheit wirken zu lassen und fand, daß auch das kleinste Stück Natur noch nachahmenswerth und reizvoll sei in sich um seiner selbst willen. So suchte er das Große in dem Einfachen, verschmähte den ganzen Apparat von Linien, Ueberschneidungen, Coulissen, die Häufung des Details zu Gunsten der Gesammtwirkung und legte auf den Totaleindruck und den Ton das Hauptgewicht. „Von dem Augenblick an, da mir diese Erkenntniß gekommen“, so sagt er selbst, „glaube ich erst wirklich das Verständniß für die Kunst empfangen zu haben.“ Er sprach es aus, daß ihm die genannten französischen Meister wie Lichtbringer erschienen seien und pries diese Wendung in seinen künstlerischen Anschauungen immer als die heilsamste, welche ihm für seine Arbeiten widerfahren. Um sich in diesem Sinne zu vervollkommnen wandte er sich im J. 1864 zum zweiten Male nach Paris, diesmal für längere Zeit. Dort begann er mit dem Studium älterer Meisterwerke im Louvre und copirte das und jenes Bild, welches ihn am meisten fesselte. Unter den lebenden französischen Malern übte Jules Dupré die größte Anziehungskraft auf ihn aus, so daß er diesem für den Winter 1864/65 nach Isle-Adam folgte, um unter seiner Leitung Studien nach der Natur, namentlich auch Stillleben, sowie Copien zu fertigen. Im nächsten Frühjahr nahm er dann einen dreimonatlichen Aufenthalt in England, hier wie auf der ganzen Rückreise, welche ihn über Hamburg zunächst nach Mecklenburg und dann nach Herrnhut und Dresden führte, fort und fort auf das eifrigste bemüht, die in Frankreich erlernte Malweise sich ganz zu eigen zu machen. Das Resultat seiner Studien gab er im folgenden Jahre (1866), als er eine „Abendlandschaft aus Mecklenburg“ zur Ausstellung brachte. Der Erfolg, welchen er mit diesem Bilde erzielte, war ein überraschender, obwol die Kritik vor dem Neuen wenigstens theilweise zurückscheute. Doch unbeirrt auf dem betretenen Pfade fortschreitend wußte er auch die Gegner durch die folgenden Werke zu gewinnen. Zu diesen seinen Ruf als einen der hervorragendsten Landschaftsmaler begründenden Bildern gehören in erster Linie folgende: „Herbstmorgen. Allee im Nebel“ (1867); „Dorfgasse in England bei Mondschein“ (1867); „Mondnacht an der Oise“ (1867, Dresdner Galerie); „Partie an der Elbe bei Pillnitz“ (1868); „Partie bei Schleisheim“ (1868). Als im J. 1869 die Münchener Künstlerschaft eine internationale Kunstausstellung veranstaltete, erhielt L. von derselben den Auftrag, die französischen und belgischen Maler zur Beschickung derselben persönlich einzuladen, wodurch er zu einer großen Zahl unter ihnen in nähere Beziehung kam. Selbst war er auf dieser Ausstellung mit den „vier Tageszeiten“, einem „Morgen“, „Mittag“, „Abend“ und einer „Nacht“, sowie mit einer „Isargegend bei München“ (später im Besitz des Erzherzogs Carl Ludwig) vertreten. Diese Bilder machten seinen Namen weithin bekannt, so daß er Bestellungen und Aufträge im reichsten Maße erhielt. Lag so die Gefahr nahe, durch eilfertiges und handwerksmäßiges Arbeiten sich zu verderben, so wußte er doch derselben stets zu entgehen, da ihm seine künstlerische Ehre immer höher stand als die Aussicht auf Gewinn.

Um diese Zeit, im Herbste 1869, eröffnete L. in seinem Hause eine eigene Landschaftsschule, mit welcher er die größten Erfolge erzielte. Bald nahm er auf dem Gebiete der Landschaft eine ähnliche Stellung als Führer und Berather ein wie Karl v. Piloty auf dem der Historien- und Genremalerei. Er führte zuerst die „paysage intime“ der Franzosen in Deutschland ein, ohne dabei seine Eigenthümlichkeit einzubüßen und erzog auch seine Schüler nach dieser Richtung

hin. Aber er ließ einem jeden so viel wie möglich seine Eigenart und war stets bereit auch den Anschauungen anderer gerecht zu werden, wie denn Anerkennung fremden Verdienstes und seltene Billigkeit ihn schmückten. Neid über die Erfolge anderer Künstler war ihm völlig fremd. Doch schon im J. 1873 gab er diese seine Lehrthätigkeit wieder auf, um freier für sich selbst schaffen zu können, wol auch, weil er in Folge eines Schleimfiebers sich nicht mehr so kräftig und der Erholung bedürftiger fühlte. Dem Rathe des Arztes Gehör gebend fing er jetzt zu jagen an und brachte von seinen Streifzügen, die er meist in der näheren Umgegend von München anstellte, immer wieder neue Anregungen für seinen künstlerischen Beruf mit, die er jedoch nur zum kleinsten Theil noch zu Bildern verwerthete. Die Hochebene von München mit ihren so eignen, ebenso gemüthlichen wie melancholischen Reizen, mit ihren prächtigen, überaus stimmungsvollen Luftgebilden, die weiten Auen der wild dahin brausenden Isar, die gewaltigen, im mannigfaltigsten Blumenschmuck prangenden Flächen des Dachauer und Freisinger Mooses wuchsen ihm immer mehr ans Herz, und nichts dünkte ihm schöner als diese, dem flüchtigen Reisenden meist reizlos erscheinende Landschaft. Aber er verstand es auch in ganz besonderer Weise für seine Schöpfungen ihre Schönheit herauszufinden, ihr die Tiefe und Unmittelbarkeit seiner Empfindung mitzutheilen, ihr seine eigene poetische Stimmung aufzudrücken. Doch war er weit davon entfernt, einseitig sich in der Darstellung derartiger Motive zu verlieren. Eine Reise nach Holland, 1873 unternommen, reizte ihn zu einem großen Bilde, „Der Strand bei Scheveningen" (jetzt in England), und als er im J. 1876 sich längere Zeit im schottischen Hochgebirge aufhielt, wußte er auch dort neue Anregungen und Vorwürfe für landschaftliche Darstellungen zu gewinnen. Nur die Reize Italiens hatten keine Anziehungskraft für ihn, und so hat er trotz mancherlei Plänen zum Besuche dieses Landes nur Venedig für ganz kurze Zeit gesehen. — Ein seit Jahren vorbereitetes, aber erst nach seinem Ende klar erkanntes Herzleiden erschwerte ihm mehr und mehr die Arbeit, sein trefflicher Humor verlor sich allmählich und der Hang, sich von der Gesellschaft, welche er früher sehr geliebt hatte, abzusondern und sich von allem zurückzuziehen, wurde immer größer. So war er auch in den letzten Jahren in seiner Kunst nicht mehr so eifrig wie einst, obwol gerade aus diesen Jahren (seit 1874) mehrere seiner bedeutendsten Gemälde herrühren. Er hoffte in Südtirol, wo er den Winter zuzubringen gedachte, Erholung und vollständige Genesung zu finden, als auf der Reise dahin am 30. September 1882 ein Herzschlag seinem Leben ein Ende machte.

Den Charakter und Inhalt seiner Gemälde, die seit seinem zweiten Pariser Aufenthalt entstanden, mit Worten zu beschreiben, dürfte kaum möglich sein. Gegenstand und Zeichnung treten seitdem verhältnißmäßig zurück, aller Nachdruck liegt auf der Stimmung, alle Wirkung beruht in erster Linie auf der feinen coloristischen Behandlung, aber durch die Feinheit der Naturbeobachtung und durch den Zauber der in ihnen lebenden poetischen Empfindung stehen diese dem Vorwurfe nach meist so einfachen Werke seiner zweiten Periode weit über jenen der ersten. Wir nennen von denselben außer den bereits angeführten noch folgende: „Kartoffelerndte" (1870); „Vier Jahreszeiten" (1871); „Landstraße im Regen" (1872); „Nebelmorgen am Chiemsee" (1872); „Winterabend" (1875); „Buchenwald" (1876); „Abend an der Isar" (1877, in Besitz der kgl. Nationalgalerie, Photogravure von Goupil in Paris); „Abend im Moose" (1878, Galerie des Münchener Kunstvereins); „Moosgegend bei Giggenhausen" (1881); „Theresienwiese mit Ruhmeshalle" (1882, im Besitz der kgl. bairischen Staatssammlungen); „Sonnenuntergang an der schottischen Küste" (1882, kgl. Gemäldegalerie zu Stuttgart). Im März bis Mai 1882 fand in Berlin in den Räumen der Nationalgalerie eine Sonderausstellung von etwa 80 Werken Lier's statt.

Nach Briefen Lier's, die bis 1861 ziemlich reichlich erhalten sind. Mittheilungen der Wittwe, des Malers Josef Wenglein in München und eigenen mündlichen Erzählungen Lier's. Die bisher in Zeitschriften und Künstlerlexika's über Lier zu findenden Nachrichten sind, weil durchaus ungenau, in biographischer Hinsicht fast ganz werthlos. Zahlreiche Kritiken bringen die Augsburger Allgemeine Zeitung seit 1855 und Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst, 1866—1882. Vgl. auch Friedrich Pecht im Deutschen Kunstblatt, herausgeg. von Theodor Seemann, 1882, Nr. 3, S. 20/21 u. Otto Baisch in „Vom Fels z. Meer", 1883, Juli-Hft. 10, S. 433—441. H. A. Lier.

Liesch: Johann Balthasar L. von Hornau, † am 13. September 1661 als Weihbischof von Breslau. Geboren am 4. August 1592 zu Berching in Baiern (wenigstens stellt ihm der Magistrat dieses Städtchens den 12. August 1624 einen Geburtsbrief aus, Neißer Lagerb. 1716, 47), ausgebildet in dem Collegium germanicum zu Rom, erlangt er durch die Gunst des damaligen Fürstbischofs von Breslau, Erzherzog Karl, 1623 ein Breslauer Canonicat (Investitur d. d. Wien 7. October 1623, Neiß. Lagerb. 1716, 47) und bald auch 1624 die Ernennung zum Bischof von Nikopolis i. p. und Suffragan von Breslau (Kastner, Archiv des Bisthums Breslau, III. 42), erscheint dann 1625 unter den Vorfechtern des Breslauer Domcapitels, als dieses sich, wenngleich vergeblich, der Octroirung des 11jährigen polnischen Prinzen Karl Ferdinand zum Bischof von Breslau widersetzt. Eine päpstliche Bulle ernannte ihn damals zum Administrator des Bisthums (Heyne, Bisth. Breslau III. 857). Wol muß er dieses Amt niederlegen, als das Kapitel 1626 sich zur Annahme des Prinzen bequemt, doch 1635 durch das Vertrauen seiner Mitcapitulare als Dompropst zur Leitung des Kapitels berufen, übernimmt er von jetzt an auch die Leitung des Bisthums an Stelle des trotz aller Bitten und Mahnungen der Domherren ewig abwesenden Bischofs, und ist nun durch alle die schweren Kriegszeiten hindurch als Administrator und bischöflicher Rath die Seele der Regierung des Bisthums gewesen unter Karl Ferdinand und dessen Nachfolger Leopold Wilhelm bis an den eignen Tod 1661. Er hat unzweifelhaft einen großen Antheil an den gewaltigen Fortschritten, welche in jener Zeit der Katholicismus in dem einst fast ganz für die neue Lehre gewonnenen Schlesien machte, und sein Glaubenseifer mochte sich der Resultate freuen, wenngleich viel grausame Härte und Gewaltsamkeit daran haftete. Sehr lebhaft interessirte er sich für die Heranziehung der eifrigen Streiter des alten Glaubens, der Jesuiten und Kapuziner. Die Niederlassungen der Letzteren in Neustadt (Oberschlesien) und Breslau dürfen wir geradezu als sein Werk ansehen. Der langjährige Besitz reicher Pfründen (der beiden höchsten Prälaturen zugleich des Dom- und des Kreuzstiftes) und der höchsten kirchlichen Aemter des Landes (als Weihbischof und Administrator) hatten ihn ansehnliche Glücksgüter sammeln lassen, über die er am Abende seines Lebens unter dem 15. September 1660 letztwillig verfügte. Ohne seiner Verwandten zu vergessen, für die er auf die Güter Kühschmalz und Zindel ein Fideicommiß gründete, hinterließ er nicht nur den Armen- und Krankenanstalten Neiße's ansehnliche Summen, sondern machte auch zwei noch heute bestehende Stiftungen, deren erste den Unterhalt von 12 Klerikern fundirte, die in eigenem Hause nach gemeinsamer Regel lebend die Vicarien bei dem Gottesdienste in der Dom- wie in der Kreuzkirche unterstützen sollen, während eine zweite Stiftung einen besonderen Fonds für Paramente aussetzte. Seine letzte Ruhestätte hat er seinem Wunsche entsprechend in der Annakapelle der Neißer Pfarrkirche gefunden. Das Breslauer Kapitel aber setzte ihm in der Breslauer Domkirche an dem Pfeiler zwischen der Elisabeth- und der Mansionarienkapelle ein Denkmal aus grauem Marmor durch seine Büste geziert.

Heyne, Gesch. d. Bisth. Breslau III. (an mehreren Orten, vgl. das alphabet. Register, doch Alles unzulänglich), dazu K(noblich) im schles. Kirchenblatte 1862 S. 271—275. Erdmann, Beschreibung der Kathedralkirche ꝛc., Breslau 1850, S. 83 ff. Grünhagen.

Lieser: Johann v. L.: s. **Johann** von Lieser Bd. XIV S. 466.

Liesganig: Joseph L., Astronom, geb. den 12. (oder 13.) Februar 1719 zu Graz, † den 4. März 1799 zu Lemberg. Er trat in den Jesuitenorden und sah sich, der Sitte dieser Korporation gemäß, in rascher Folge in verschiedenen Stellungen umhergeworfen. 1742 wurde er Repetent der Mathematik an der Grazer Universität, 1744 Professor der Rhetorik in Linz, 1749 Prediger in Komorn, 1751 Professor der Mathematik in Kaschau, 1752 ward er in gleicher Eigenschaft an das Wiener Collegium versetzt und führte zugleich von 1756—73 die Oberaufsicht über die Sternwarte. Als der Orden im J. 1773 aufgehoben ward, trat L., wie die meisten „Exjesuiten“, in den Staatsdienst und erhielt eine Anstellung als k. k. Gubernialrath in Ostgalizien und Chef des Straßen- und Brückenbaues in Oesterreichisch-Polen. Während seiner Lehrerzeit verfaßte er die Schrift „Tabulae memoriales arithmeticae, geometriae, trigonometriae et architecturae civilis et militaris“, 1754. Als die Frage nach der wahren Gestalt der Erde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts immer lebhafter ventilirt zu werden begann, ward auch L. von der österreichischen Regierung mit der Vornahme einer Gradmessung beauftragt. Die Ergebnisse seiner Messung sind in der Schrift „Dimensio graduum meridiani viennensis et hungarici“ niedergelegt, allein es hat sich leider herausgestellt, daß die Vermessungsarbeit nicht mit der nöthigen Sorgfalt ausgeführt war, so daß jene Mathematiker, welche ihre Lösung des Problems der Erdgestalt auf eine Auswahl der besten Gradmessungen gründeten, die Liesganig'sche nicht mit in Rechnung ziehen zu dürfen glaubten. Um die Astronomie hat sich übrigens der sonst sehr thätige Mann dadurch verdient gemacht, daß er auf seiner Wiener Sternwarte die beiden Venusdurchgänge von 1761 und 1769 beobachtete.

Poggendorff, Biogr.-liter. Handwörterbuch. — v. Zach's monatl. Correspondenz zur Beförd. d. Erd- und Himmelskunde, 4., 6., 7., 8., 9., 23. Bd. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde, 1. Bd., S. 427, 466, 470; 2. Bd., S. 45. Günther.

Lieskau: Achatius L., Buchdrucker zu Halle in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Halle oder „Hall in Sachsen“, „Hala Saxonum“, die fast ausschließliche Schreibung auf den Büchertiteln des 16. und 17. Jahrhunderts, hatte im Verhältnisse zu anderen Städten erst sehr spät eine feste typographische Officin erhalten. Denn im Jahrhundert der Druckerfindung selbst weist diese Stadt nur ein einziges, obendrein apokryphes Druckerzeugniß (Leimbach's Praktika von 1499: Panzer, Ann. S. 244), von 1521—1541 drei und von 1542 bis 1572 wiederum nur ein einziges Buch auf, das daselbst von Hallischen Buchdruckern selbst gedruckt wurde; über einen in Halle von dem Leipziger Drucker Martin Landsberg ausgeführten Druck vgl. Bd. XVII S. 595. Dagegen bedarf es einer besonderen Erwähnung, daß zu Hall in Schwaben von Peter Brubach (Bd. III S. 374) im J. 1536 eine Officin gegründet wurde, aus welcher viele und werthvolle Werke hervorgingen, die in litterar-historischen Schriften öfter nur als in Halle schlechthin erschienen aufgeführt werden. Erst mit dem Anfang der siebenziger Jahre des 16. Jahrhunderts erhielt die Buchdruckerkunst im sächsischen Halle eine festere Begründung durch L., mit welchem denn auch die Reihe der Hallischen Typographen in ununterbrochener Folge bis auf den heutigen Tag anfängt. Dieser Drucker, von dessen äußerem Leben übrigens nicht

das Geringste bekannt ist und dessen Name auch als Lieskaw, Ließkauw, Liscanus und ähnlich erscheint, war von 1572—1594 thätig und sein erster Druck ein zu Leipzig 1572 mit Holzschnitten in 4⁰ erschienenes Münzbuch, an dessen Ende es heißt: „Gedruckt zu Hall in Sachsen durch Achatio (sic) Lieskaw. In Verlegung Wolff Stürmers, Bürger zu Leipzig." Wie er hier für einen auswärtigen Verleger thätig war, so druckte er in seinen späteren Jahren besonders für den Hallischen Buchhändler Karl Francke, einen Sohn des Magdeburgischen Buchdruckers und Buchhändlers Johann F. (Geßner, Buchdruckergesch. IV, 173, 177; ein Augsburgischer Drucker, David Franck um 1618 das. II, 6). Außer diesem Erzeugnisse führen wir noch an: „De exorcismo in actione epistolae tres . . . a Til. Heshusio et Phil. Melanchthone . . .", 1589, 4⁰; „Parentatio . . Til. Heshusii . . . a Jo. Oleario", 1589, 4⁰, und „Simon Gediccus (Hofprediger) Trost-Predigt bey Beerdigung d. geheim. Rath Mußmanns Wittwe", 1589, 4⁰. Im J. 1579 erschien zu Glaucha (der früheren Land- und Amtsstadt und erst im 19. Jahrhundert mit Halle zu einer Stadt verbunden) ein Druck: „Joa. Rivii Locorum communium philosoph. quibus . . . scriptorum ratio et vita . . . demonstratur", Fol. Da die Cursivlettern, deren L. sich bediente, mit den in diesem Buche gebrauchten übereinstimmen, so ist es nicht unmöglich, daß derselbe auch der Besitzer dieser Glaucha'schen Officin war, aus welcher jedoch, so viel bekannt, nur dieses eine Werk hervorgegangen ist. Ein Sohn unseres Druckers, Petrus L., soll um das Jahr 1590 gleichfalls gedruckt haben, was jedoch neuere Forschungen in Zweifel stellen. Daß aber auch ein aus Halle gebürtiger, in den Geschichtsbüchern dieser Stadt übrigens nicht vorkommender Namen, der Drucker „Johannes Leoviller de Hallis" zu Venedig thätig war, setzen wir als aus der Typographengeschichte bekannt voraus, wie es auch selbstverständlich ist, daß mit unserem L. nicht verwechselt werden darf, wie es älteren Bibliographen begegnet, der Buchdrucker zu Crossen und Züllichau: Johann Friedrich Liescovius, der noch 1745 am Leben war und über dessen Thätigkeit bis dahin Geßner in seiner Buchdruckergeschichte Bd. IV S. 103 gesprochen hat.

Schwetschke, Vorakademische Buchdruckergeschichte d. Stadt Halle, S. 44 bis 48, 53—57. Weller, Ann. I, 436. J. Franck.

Lieske: Karl L., Thiermaler, geb. 1816 zu Großschönau bei Zittau als Sohn eines wohlhabenden Fabrikanten, welcher ihn zum Kaufmann und Nachfolger in seinem Geschäfte bestimmte, konnte sich daher erst nach dem Tode des Vaters ganz seiner längst erwachten Neigung zur Kunst hingeben, besuchte die Akademie in Dresden und übersiedelte zu Ende der dreißiger Jahre ganz nach München, wo er als Jagdfreund mit Theodor Horschelt bekannt wurde und dessen weitere künstlerische Förderung genoß. Seit 1843 brachte L. seine kleinen, anspruchslosen, doch sorgsam ausgeführten Bilder regelmäßig in den Kunstverein; am liebsten nahm er die Scenen aus dem Gebirgs- und Jägerleben, wobei ein harmloses Bauernpferd, zuletzt ein Schimmel, besondere Verwendung fand. Beispielsweise seien erwähnt 1843: „Ein Pferdestall"; „Abzug von der Alm"; 1845: „Einschiffung von Pferden auf dem Inn"; 1847: „Rückkehr zur Alpenhütte"; 1854: „Saumpferde am Brunnen"; 1859: „Aus dem Jägerleben"; 1865: „Aus dem baierischen Gebirg"; 1871: „Pferde am Inn"; 1873: „Bauernpferd an der Tränke" u. s. w. In den letzten Jahren erkrankte der Künstler an einem Leiden, welches eine vollständige Heilung alsbald nicht mehr hoffen ließ. L. starb arm, aber von treuen Freunden vor Sorgen geschützt, am 21. März 1878 im Allgemeinen Krankenhause zu München.

Fehlt unverdienter Weise bei Nagler u. Seubert. Vgl. Kunstvereinsbericht f. 1878, S. 69. Hyac. Holland.

Liesvelt: Adrian van L., Buchdrucker zu Antwerpen zu Ende des 15. Jahrhunderts. Persönliche Beziehungen in Betreff der Zeit und des Ortes seiner Geburt oder wo und bei wem er seine Kunst erlernt habe, sind bis jetzt auch von niederländischen Forschern nicht aufgefunden worden. Doch ist wahrscheinlich, daß er die Kunst bei Gerhard Leeu (vgl. Bd. XVIII S. 121) erlernte und darf mit Sicherheit angenommen werden, daß er der unmittelbare Nachfolger seines Lehrherrn war, denn man kennt bis jetzt kein Buch unseres Druckers, das dem Tode des Leeu vorangegangen wäre und, was jeden Zweifel zu beseitigen im Stande ist, er führte nicht nur den Druck des Buches „The Chronicles of the Reame of England“, 1493, welcher durch den in diesem Jahre erfolgten Tod des Leeu unterbrochen worden war, zu Ende, sondern seine ersten Erzeugnisse wurden auch ganz mit denselben Charakteren gedruckt, deren sich Leeu während seiner Thätigkeit zu Antwerpen bedient hatte. Der erste Druck, welcher den Namen van L. trägt, ist vom 22. Juni 1494: „Horarium sec. usum Leodiensis ecclesiae“; Panzer a. a. O. S. 12 Nr. 76 versichert, daß das Buch mit den Typen des Leeu hergestellt sei; im folgenden Jahre ließ er eine neue Ausgabe des Horariums erscheinen und 1497 „De historie, die gethiden ende die exempelen van der heyligher vrouwen sint Annen“. Das letzte Erzeugniß, welchem L. seinen Namen gab, erschien 1499, es ist ein Andachtsbuch mit dem Titel „Een boecxken van goeden devocien . . . hoe men God bidden sal. . . .“, am Ende: „Geprynt tot Antwerpen, by my Adriaen van Liesvelt, den 6 dach in Novembri anno 1499“, 12⁰. Wie sein Geburtsjahr, so ist auch das seines Todes unbekannt. Ein „Jacob Leysvelt“, vielleicht ein Verwandter oder selbst ein Sohn unseres Druckers, war in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ebenfalls Drucker zu Antwerpen und wurde (Bibliophile belge 1845, 80) im J. 1545 enthauptet, weil er in diesem Jahre eine Bibel, entgegen dem Verbote der Regierung, gedruckt hatte, eine Strafe, welche bekanntlich auch der Buchdrucker Johann Herrgott von Nürnberg 1524 wegen Verbreitung lutherischer Schriften zu erleiden hatte (Bd. XII, 212 ff.) und in demselben Jahre auch der Buchführer Hans Oehl zu Regensburg (Pangkofer, Geschichte der Buchdrucker in Regensburg, S. 39) aus demselben Grunde. In den J. 1555—1559 erscheint zu Antwerpen auf mehreren Drucken die Wittwe des Jacob „weduwe van J. v. L.“, oder „vefve de feu Jacques de L.“, aber von 1528—1544 auch wieder ein „Jacob de L.“, dessen Druckerzeichen Silvestre in seinen Marques typogr. Nr. 106 gebracht hat.

Panzer, A. t. I, 12—13. Hain, Repert. bibl. 6103. Visser, Naamlyst, Bl. 35. Meersch, Recherches I, 122—123. Bulletin de Bibliophile belge 1851, 11—12. Nagler, Monogr. III, 1035. J. Franck.

Lieven: Fürst Karl v. L., geb. am 1./12. Februar 1767. Seine Mutter war Charlotte v. Lieven, welche von der Kaiserin Katharina II. zur Erziehung ihrer Enkel Nicolaus, des nachmaligen Kaisers, und Michael erwählt und welche später als Obersthofmeisterin zur Fürstin erhoben ward († 1828). Die bekannte Fürstin Dorothea v. L., † 1857, war die Gemahlin seines Bruders, des Fürsten Christoph, russischen Gesandten in Berlin und London, † 1839. — Durch die Gunst der Kaiserin trat Karl v. L. schon als Knabe in die russische Armee ein und machte vom J. 1788 bis zum J. 1800 alle Kriege Rußlands gegen Türken und Polen mit. Im J. 1801 erbat er seinen Abschied und lebte nun bis zum J. 1817 meist als einfacher Landedelmann auf seinem Gute Senten in Kurland. Da wurde er am 17. Januar 1817 von Alexander I. zum Curator der Universität Dorpat und des Dorpater Lehrbezirks ernannt, d. h. das gesammte Unterrichts- und Erziehungswesen der Ostseeprovinzen wurde seiner Leitung unterstellt.

Er war der Nachfolger des berühmten Friedrich Klinger, dessen Thätigkeit als Curator aber nicht sehr bedeutend gewesen ist. L. entbehrte der höheren Geistesbildung, er hatte eine rein militärische Erziehung von Kindheit an genossen, aber er war ein wohlmeinender, thatkräftiger und einsichtigen Vorstellungen zugänglicher Mann. Für ihn und für das gesammte Unterrichtswesen der Ostseeprovinzen war es daher ein Glück, daß ihm während der ganzen Periode seiner Wirksamkeit der treffliche Gustav Ewers (geb. 1781, † 1830) zur Seite stand, der die Schwächen Lieven's schonend und seinen Uebereilungen vorbeugend mit ebenso großer Gewandtheit wie Geschäftskunde und Energie den guten Willen und den großen Einfluß des Curators in Petersburg stets im Interesse der Universität und des Schulwesens zu verwenden verstand. Die Hebung der Universität und der Schulen wurde für L. eine Ehrensache und besonders an dem Aufblühen der Universität nahm er warmen persönlichen Antheil. Die Universität erhielt durch ihn einen neuen, gegen den früheren fast auf das Dreifache erhöhten Etat und ein neues Statut und reiche Mittel für die wissenschaftlichen Institute. Während die Dorpater Hochschule bis zu seinem Amtsantritte ein im Ganzen kümmerliches Dasein geführt hatte, erhob sie sich unter ihm und unter Ewers erst zu rechter Lebenskraft und frischer Blüthe. Die damals gelegten Grundlagen haben auch spätere ungünstige Zeiten überdauert und sich bewährt. Direct in die Universitätsverhältnisse griff L. nur einmal, da freilich ziemlich gewaltthätig, ein. Seine religiöse Richtung war eine streng pietistische und die damals auf den Kanzeln und Kathedern herrschende Aufklärung ihm ein Greuel. Es war daher eine seiner ersten Handlungen, die theologische Facultät, welche damals fast nur aus rationalistischen Theologen bestand, dadurch zu reformiren, daß er diese Professoren pensionirte und an ihre Stelle positiv christliche Theologen berief. Da er dabei mehr auf fromme Gesinnung als wissenschaftliche Tüchtigkeit sah, konnte es an manchen Mißgriffen nicht fehlen. Dem Studentenleben und den studentischen Verbindungen gewährte er und sein Rector innerhalb gewisser Schranken freien Spielraum und es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß, während in Deutschland die Universitäten damals großentheils unter schwerem Drucke litten, sich die zum russischen Reiche gehörige östlichste Pflanzstätte deutscher Cultur und Bildung frischen Lebens und ungehemmten Aufschwungs erfreute. Auch für das Schulwesen war Lieven's Wirksamkeit von Bedeutung, indem er einen höheren Etat für die Schulen erwirkte und im J. 1820 die kaiserliche Bestätigung eines eigenen Schulstatuts für die Ostseeprovinzen erlangte, welches, wenn auch in einzelnen Punkten später alterirt, doch im Ganzen unverändert bis auf diesen Tag die feste Grundlage des deutschen Schulwesens in den baltischen Provinzen geblieben ist. L. war 1819 auch Präsident des neu gegründeten evangelischen Reichs-Generalconsistoriums in Petersburg geworden. Indem er in dieser Stellung auch einen tief greifenden Einfluß auf die kirchlichen Verhältnisse der Ostseeprovinzen ausüben wollte, gerieth er mit deren kirchlichen Vertretern, die einer ganz anderen religiösen Richtung huldigten als er und für die vertragsmäßige Selbständigkeit ihrer Landeskirchen mit Nachdruck eintraten, in heftige Conflikte, welche ihn, da er auch in Petersburg Widerspruch fand, schon Ende des Jahres 1820 veranlaßten seinen Abschied zu nehmen. Als L. 1828 zum Minister der Volksaufklärung, d. h. des öffentlichen Unterrichts in Rußland, ernannt worden war, trat die Fürsorge für die Universität Dorpat natürlich mehr bei ihm zurück; doch bewahrte er ihr auch in dieser Stellung reges Interesse und rief den sehr richtigen Plan ins Leben, durch Bildung russischer Lehrer und Professoren auf der Universität Dorpat deutsch-wissenschaftlichen Geist in die Schulen und Universitäten Rußlands einzuführen. Leider wurde das dazu begründete Institut schon unter seinem Nachfolger aufgehoben. Im J. 1833 nahm L. seinen Abschied aus

dem Staatsdienst und verbrachte seine letzten Jahre in stiller Zurückgezogenheit in Kurland, wo er am 31. December 1844 auf seinem Gute Balgallen starb.

Friedrich Busch, Der Fürst Karl Lieven u. die Universität Dorpat, Leipz. 1846. Goetze, Alexander Galitzin u. seine Zeit, 1882, S. 129 ff., 155 ff.

H. Diederichs.

Ligarius: Johann L., lutherischer Prediger und als solcher ein unermüdeter und eifernder Vorkämpfer der Augsburger Confession, als diese in Ostfriesland und den Niederlanden von dem reformirten Bekenntniß mehr und mehr verdrängt ward. Zu Nesse in Ostfriesland geboren, studirte er auf Kosten der Stadt Emden unter Melanchthon zu Wittenberg Theologie und trat um 1560 zu Uphausen das Predigtamt an. Bald aber folgte er dem Ruf der Gemeinde zu Norden und trat von Anfang an den von Gräfin Anna begünstigten Reformirten so schroff entgegen, daß er seine Entlassung erhielt. Kurz nachher trat er wieder als Prediger zu Wolthausen auf, zog aber auf die Bitte einiger Kaufleute 1566 nach Antwerpen, wo er die lutherischen Lehren eifrigst verkündete. Bei der Ankunft Alba's fand er ein sicheres Unterkommen und eine Feldpredigerstelle im Lager des Prinzen von Oranien. Dann nach Ostfriesland heimgekehrt, trat er 1569 das Predigtamt in seinem Geburtsorte Nesse an. Damals dominirten in Ostfriesland durchaus die reformirten, sogar die Zwinglischen Ansichten unter dem kräftigen Schutz der alten Gräfin Anna (Bd. I S. 468). L. verhielt sich daher einige Jahre ruhig. Als aber Gräfin Anna 1575 gestorben war, glaubte er, es sei eine bessere Zeit für die lutherische Lehre gekommen, da Graf Edzard II. und seine Gemahlin, die schwedische Prinzessin Katharina, der Augsburger Confession zugethan waren. Alsbald erhoben sich die Lehrstreitigkeiten. L. verweigerte 1576 die Unterzeichnung einer Kirchenordnung, welche der Befestigung der reformirten Lehren dienen sollte, und als er im folgenden Jahre vom Grafen zum Hofprediger zu Aurich und zum Inspector der ostfriesischen Kirchen ernannt war, trat er mit seinen Freunden Martin Faber, Johann von Antwerpen und Bernard Blok immer eifriger als Vertheidiger der Augsburger Confession auf. So kam es an mehreren Orten, wie zu Norden und Aurich, zu heftigen Zerwürfnissen. Umsonst bemühten sich die gemäßigten unter den Theologen, die Parteien zu vereinigen. L. wußte es dahin zu bringen, daß Graf Edzard die wöchentlichen Versammlungen der ostfriesischen Prediger, welche von a Lasko (Bd. XVII S. 736) 1544 eingeführt waren, 1583 untersagte. Bald nachher aber traf ihn die gräfliche Ungnade und er verlor seine Hofpredigerstelle. 1586 finden wir ihn wieder als Prediger zu Woerden in Holland. Dort war bis jetzt nur eine lutherische Gemeinde gewesen, ungeachtet mehrerer Versuche zur Einführung des reformirten Glaubensbekenntnisses. Umsonst hatte diese Gemeinde schon 1573 L. an sich zu ziehen versucht; jetzt trat er mit Genehmigung der holländischen Staaten nebst Segerius Koningsbergen den Dienst zu Woerden an. Als Segerius sich aber bald als heimlicher Beförderer des Calvinismus zeigte, eiferte L. umsomehr für die Aufrechthaltung der Augsburger Confession. Zu diesem Zwecke führte er auch ein neues Gesangbuch („Dat Woerdsche sangboeck", zuletzt herausgegeben zu Utrecht bei Symon de Vries, 1647) mit einer von ihm verfaßten Vorrede ein, und es erschienen zwischen 1588 und 1591 von seiner Hand zwei kleine Schriften: „Het Christendom oft die puncte der godtsalicheyt, mittgaders sommige textuale regulen en disputatien in vrage en antwoort gestellet" und „Het kleine Corpus doctrinae om de jonckheyt en de eenvoudige gemeente in de poincten der kleine Catechismi tot meerder verstand met frage ende antwoorde te oeffenen". Dennoch gelang es ihm nicht seinen Zweck zu erreichen. Von den holländischen Staaten unterstützt, mehrte sich allmählich

der reformirte Einfluß. 1591 verklagten die Reformirten den unbeugsamen lutherischen Vorkämpfer bei der Stadtregierung, welche die Sache vor die holländischen Staaten brachte. Diese untersagten dem L. das Predigen. Gleichwol versagte der Magistrat ihm nicht ein rühmliches Zeugniß. Seine Gegner aber drangen, als er seine Abschiedspredigt hielt, in die Kirche ein und führten ihn von der Kanzel herab zur Stadt hinaus. L. kehrte nach Ostfriesland zurück, wo die Lehrstreitigkeiten immer noch fortdauerten und die Lutherischen besonders vom Grafen Edzard gestützt wurden. Auch zu Emden hielten sie jetzt ihren Gottesdienst in der „Neuen Münze“ und übertrugen nun dem wiedergekehrten L. das Predigeramt. Bald nahm auch er wieder an den Streitigkeiten seinen Antheil. 1593 verfaßte er ein heftiges Schriftchen „De rechtgeloovige predikanten van Oostfriesland“, dem die Emdener Prediger 1594 in ihrem „Reformations-Bericht“ entgegentraten. Als indessen die Verhältnisse 1595 bis zur offenen Widersetzlichkeit der Emdener Bürger wider ihren Fürsten und zur Ausweisung der Lutherischen gediehen, mußte auch L. fliehen. Kurz nachher endete dieser unruhige, aber standhafte Vertheidiger der Augsburgischen Confession sein mühseliges Leben zu Norden am 21. Januar 1596.

Vgl. Meiners, Kerkgesch. v. Oostfriesl. II. bl. 19, 83 ff., 124 ff. Schultz, Jacobi und Domela Nieuwenhuis, Luthersche Bydr. I. bl. 44, III. bl. 89. Glasius, Godgel. Ned. und van der Aa, Biogr. Woordenb.

van Slee.

Ligne: Karl Joseph Fürst de L. (vor der französischen Revolution erster Pair von Flandern, Pair, Maréchal, Grand-Baillif und souveräner Offizier der Land- und Grafschaft Hennegau, Gouverneur von Mons, Pair von Namur und Artois), Grand von Spanien 1. Klasse, k. k. geheimer Rath und Kämmerer, Ritter des goldenen Vließes, Commandeur des Militär-Maria-Theresien-Ordens, k. k. Feldmarschall und Hauptmann der Trabanten-Leibgarde und Hofburgwache, Oberstinhaber des Infanterieregiments Nr. 30, wurde den 23. Mai 1735 zu Brüssel geboren und starb den 13. December 1814 zu Wien. Er war ein regententreuer Unterthan, kühner Befehlshaber, geschmeidiger Diplomat und gewandter Schriftsteller, dabei auch noch sprühenden Geistes und von anmuthigen Umgangsformen, so daß seine Persönlichkeit als Musterbild der höheren Gesellschaft seiner Zeit anzusehen ist. Das Vertrauen mehrerer Monarchen ehrte die Ritterlichkeit seines Denkens und seiner Thaten; seine Offiziere nannten ihn treffend „die letzte Blume der Wallonen“; das Urtheil der meisten geistigen Koryphäen und ersten Vertreter der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts schätzte Ligne's geniales Wesen. L. entstammte der angesehenen belgischen, seit 1130 nachweisbaren Fürstenfamilie de L. und erhielt seine in Folge öfteren Wechsels der Hofmeister nicht ganz systematische Erziehung und Ausbildung im Hause seines Vaters, des k. k. Feldmarschalls Claudius de L.; seine Lieblingsbeschäftigung war das Studium der Classiker, der Geschichte und der Militärwissenschaften, welchem er auch später in Mitte kriegerischer Aufregungen, im Rausche der Vergnügungen ergeben blieb. 1752 trat L. in das k. k. Infanterieregiment Nr. 38; 1755 ehelichte er die Prinzessin Maria Franziska von Liechtenstein; 1756 zog er mit seinem Regimente in das Feld. L. hat fast an allen größeren Actionen des siebenjährigen Krieges Theil genommen, vielfach selbstthätig, ungestüm, erfindungsreich im Ausnützen jedweden Vortheils, immer ehrenvoll kämpfend, immer durch sein Beispiel die Truppe mit sich fortreißend. Seine Leistungen fanden in den rasch aufeinander folgenden Ernennungen zum Major, Oberstlieutenant und Oberst Anerkennung; das schönste, schmeichelhafteste Lob ward aber selben durch die Worte, welche die Kaiserin Maria Theresia an den für die Beförderung dankenden jungen Obersten richtete: „Mein lieber Ligne!

Ich habe Sie zum Obersten im Regimente Ihres Vaters ernannt; ich verstehe schlecht meine Interessen. Sie haben mir in der vorigen Campagne ein Bataillon in den Tod geführt; jetzt werden Sie mir zwei tödten lassen! Mäßigen Sie mindestens Ihre Tollkühnheit. Der Staat und ich wollen Sie erhalten wissen." Nicht gleichen Sinnes war jedoch die Anschauung seines Vaters, welchen des Sohnes verschwenderischer Aufwand tief verstimmte; er antwortete auf die schriftliche Meldung der Beförderung: „Es war schon genug des Unglücks für mich, Sie, mein Herr, zum Sohne zu haben, ohne Sie erst noch als meinen Oberst zu sehen." Erst 1766 in den letzten Lebenstagen des harten, aber streng rechtlichen Fürsten Claudius schwand die Bitterkeit zwischen Vater und Sohn und beklagte letzterer lebhaft die durch Leichtlebigkeit seinem Vater bereiteten trüben Stunden. Nun aber Besitzer eines wahrhaft fürstlichen Vermögens, konnte L., der 1764 zum Generalmajor, 1771 zum Feldmarschalllieutenant und Inhaber des Infanterieregiments Nr. 30 ernannt worden war, neben seinem militärischen Berufe in Brüssel dem Sehnen nach Erweiterung seiner Kenntnisse und dem Verlangen nach Zerstreuung sorglos und unbehinderter nachgehen. Er bereiste in der Friedenszeit 1764—1778 wiederholt Frankreich, Deutschland, die Schweiz, England, Italien, Polen und Rußland; empfing hohe Besuche auf seinen Schlössern; wurde zu der Begegnung Josefs II. und Friedrichs II. im Lager zu Neustadt in Mähren beigezogen; trat mit den bedeutendsten Größen in Wissenschaft, Litteratur und Kunst namentlich Frankreichs, sowie mit den tonangebenden Vertretern der Gesellschaft in Verbindung, wobei allerorts sein schlagfertiges, witziges, offenes, der Berechnung und Intrigue abgeneigtes Wesen unverholene Achtung und Werthschätzung fand. Schon damals widmete sich L. eifrig schriftstellerischen Arbeiten, doch blieben dieselben einstweilen vorwiegend poetischen Ergüssen und geistvollem Briefwechsel zugewendet. Bei Ausbruch des baierischen Erbfolgekrieges 1778 übernahm L. das Commando eines Grenadiercorps anfänglich in Mähren, dann in Böhmen, ohne in diesem meistentheils auf manövrirende Marschbewegungen beschränkten Kriege seiner Liebe zum Ruhme Befriedigung bieten zu können. 1780 begab sich L., einer Einladung Friedrichs II. folgend, nach Berlin, von dort reiste er an den Petersburger, dann an den Warschauer Hof und, sobald es der Dienst zuließ, wieder nach Paris, wo er das Königspaar in bestgemeinter Absicht durch die Denkschrift über Paris zu rechtzeitigen Reformen zu bestimmen suchte. Als aber 1784 die Uneinigkeit mit Holland wegen der Schelde-Schifffahrt zum Ausbruche kam und kriegerische Vorbereitungen nothwendig wurden, da eilte L. wieder zur Truppe; seine damals entwickelte Rührigkeit, Energie und Verdienstlichkeit brachten ihm die Ernennung zum Feldzeugmeister. Ein Jahr später verließ L. Belgien, von dessen Bürgern als Kenner und Beschützer des Landes geehrt und geliebt, reiste im kaiserlichen Auftrage nach Petersburg und begleitete 1787 die Kaiserin Katharina auf einem Theile ihrer Fahrt nach der Krim, wo er mit mehreren Ländereien beschenkt wurde. Daß Ligne's während dieser Jahrzehnte so unruhiges Leben mit großen Anstrengungen und vielem Zeitverluste verbunden gewesen, ist im Hinblick auf die Verkehrsverhältnisse jener Zeit leicht erklärlich; staunenswerth bleibt aber, daß er noch Muße fand, jene selbständigen militärischen Studien zu verfassen, welche 1780—1786 in seiner Druckerei auf dem Schlosse Beloeil vervielfältigt wurden (s. Thürheim und Wurzbach). Im Herbste 1787 führte ein diplomatisch-militärischer Auftrag L. vor Beginn des Türkenkrieges in das russische Hauptquartier, in welch' schwieriger Stellung er bis 1789 verblieb, worauf er das Commando eines Armeecorps in Syrmien übernahm. Ungeachtet eines heftigen Lagerfiebers ermüdete er nicht in der Sorge um Semlin's Sicherheit und hat bei Belgrad durch Errichtung und Ausnutzung von Laufgräben und Batterien, sowie durch die Verwendung der

Kriegsflottille an der Einnahme der Festung solch' rühmlichen Antheil genommen, daß ihm das Commandeurkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens verliehen wurde. Wie L. selbst sagte, hat er „mit großem Vergnügen als Soldat, aber mit tiefem Bedauern als Philosoph gefochten". Ligne's kriegerische Thätigkeit endete mit dem Türkenkriege und einer kurzen Verwendung in Mähren; die ungerechtfertigte Verdächtigung, er begünstige die Bewegung in Belgien, war Ursache seiner Belassung ohne Commando, selbst als Kaiser Josef II. im Februar 1790 dies Unrecht durch die Worte gut zu machen suchte: „Ich danke Ihnen für Alles, was Sie für mich geleistet, ich danke Ihnen für Ihre Treue, opfern Sie mir nicht Ihre Interessen, Sie haben Kinder." Nachdem L. noch bis 1793 vorübergehend als Gouverneur von Mons zum Wohle seines Heimathlandes zu wirken bestrebt gewesen, wählte er 1794 nach dem Uebergange Belgiens in französische Gewalt Wien zum bleibenden Aufenthalte. Durch diesen Entschluß bewies L. in selten hochherziger Art seine selbstlose Treue zum Habsburgischen Regentenhause, denn mit dem Verlassen Belgiens verlor er all' seine dortigen Besitzungen; seine Rechte über letztere übertrug er aber 1803, als die Sequestration aufgehoben wurde, an seinen Sohn Ludwig Lamoral. L. lebte nunmehr nur der Wissenschaft und Kunst, und als er 1807 zum Hauptmann der Trabanten-Leibgarde und Hofburgwache und 1809 zum Feldmarschall erhoben worden war, ließ er sich gerne bei militärischen Berathungen zuziehen, immer bemüht, seine reichen Erfahrungen zum Nutzen des Heeres zu verwerthen. Allgemein ernst betrauert schied L. aus diesem Leben; in seinem schriftlichen Nachlasse, wenngleich eines einheitlichen Planes entbehrend, spiegeln sich nutzreich seine vielfachen Kenntnisse, seine geistreiche, originelle Auffassung und tiefe Menschenkenntniß. Seine Memoiren dürfen erst nach dem Ableben aller darin genannten Persönlichkeiten veröffentlicht werden.

Wurzbach, Biogr. Lexik. d. Kaiserth. Oesterr. ꝛc., 3. Thl., Wien 1858. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden ꝛc., 1. Bd., Wien 1857. Ritter v. Rittersberg, Biogr. d. ausgezeichnetsten Feldh. ꝛc., Prag 1829. Schweigerd, Oesterr. Helden u. Heerf., 3. Bd., Wien 1854. Teuffenbach, Vaterländ. Ehrenbuch ꝛc., Wien u. Teschen 1877. Thürheim, F.-M. Karl Jos. Fürst de Ligne ꝛc., Wien 1877. Sch.

Lilien: Georg L. (Lilius), ein ausgezeichneter lutherischer Theologe des 17. Jahrhunderts, wurde am 14. April 1597 zu Dresden als der Sohn eines adelichen kaiserl. Lieutenants geboren. Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1604 trat die Mutter, gleichfalls aus vornehmem österreichischen Geschlechte, in den Dienst der Kurfürstin Anna von Brandenburg, auf deren beständiges Anhalten und mit deren Unterstützung der Sohn sich dem Studium der Theologie widmete. Seine erste Schulbildung erhielt er zu Schlackenwerth in Böhmen. Im J. 1613 kam er nach Berlin und wurde nun dem berühmten Rector Samuel Dresenius zu Joachimsthal übergeben, von wo er 1616 mit einem kurfürstlichen Comitat nach Königsberg i. Pr. ging, woselbst ihm die preußischen Regierungsräthe, die ihn predigen gehört hatten, die nöthigen Mittel zur Fortsetzung seiner Studien boten. Er ging nun zuerst nach Frankfurt a/O. und sodann nach kurzem Aufenthalte daselbst, nachdem ihm die Kurfürstin Anna eine Empfehlung an den Kurfürsten zu Sachsen gegeben hatte, als kurfürstlicher Stipendiat nach Wittenberg. Hier blieb er vierthalb Jahre und erwarb sich 1620 den Grad eines Magisters. Nach Berlin zurückgekehrt, erhielt er 1621 den Ruf zum Inspector in Fürstenwalde, den er jedoch ablehnte, um seine Gemeinde nicht zu verlassen. Dagegen glaubte er 1628 einem Rufe des Herrn v. Klitzing nach Walsleben bei Ruppin folgen zu sollen, weil diese Familie zur Fortsetzung seiner Studien nicht wenig beigetragen hatte. Im J. 1632

wurde er zum Diaconus an St. Nicolai zu Berlin berufen und als solcher am 28. August eingeführt. Einen Ruf in das Inspectorat nach Müncheberg schlug er 1638 aus Liebe zu seiner Gemeinde aus; an St. Nicolai ward er 1655 zum Propsten befördert. — In Folge des von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm veranstalteten Religionsgespräches zwischen den Lutherischen und Reformirten von 1662 (vgl. Bd. VIII. S. 776 f., s. v. Gerhard) und des darauf ergangenen Edictes von 1664 wegen Beseitigung der Concordienformel und des Predigens wider die Reformirten hatte L. in den letzten Zeiten seines Lebens harte und schmerzliche Kämpfe zu bestehen, da er, ein College Paul Gerhard's an der Nicolaikirche, der vornehmste Vertreter des Lutherthums war. Weil er nun aber bei dieser Gesinnung die geforderte Unterschrift des kurfürstliches Reverses zu verweigern in seinem Gewissen sich gebunden fand, wurde er den 27. April 1665 seines Amtes entlassen und alle Verwendungen des Berliner Magistrats, wie der Stände für ihn blieben erfolglos. Doch wurde in Folge dieser Verwendungen dem L. wegen seines hohen Alters noch Bedenkzeit gegeben. Auf das Zureden seines ältesten Sohnes Kaspar L., der damals Hofprediger und Superintendent zu Baireuth war, bequemte sich endlich der beinahe 70jährige Greis, dem Verlangen des großen Kurfürsten sich zu fügen und am 3. Januar 1666 den Revers zu unterschreiben, worauf er denn unterm 10. Februar (n. St.) völlig und unbedingt in sein Amt wieder eingesetzt wurde. Die Folge seiner Fügsamkeit aber war, daß er nun in einer Reihe von Schriften aufs heftigste angegriffen wurde, so daß er noch in demselben Jahre, am 27. Juli, dem inneren Jammer darüber unterlag. Sein Bildniß hängt in dem inneren Chore der St. Nicolaikirche zu Berlin. — Ein sehr fruchtbarer sowol deutscher als lateinischer Schriftsteller (Küster, Altes und Neues Berlin, Thl. I. S. 337 ff., verzeichnet 42 seiner Schriften; vgl. auch Jöcher, II. 2435—36), ist er auch ein sehr bedeutender geistlicher Liederdichter und hat sich als solcher besonders durch seine Lieder „Als Gottes Sohn am Kreuze stund" (das aber von Anderen Georg Winckler, auch Georg Wizel, zugeschrieben wird), „Herr Jesu Christe, Welt-Heiland", „Wohlauf, zur guten Stunde" u. a. in den kirchlichen Gesangbüchern bis heute erhalten.

Vgl. außerdem: Porst, Theolog. homilet., Halle 1727, 4°, S. 526 u. 533; Wetzel, Hymnopoeogr. II. 71; Koch, Gesch. des Kirchenliedes (3. Aufl. 1877), III. 330 ff. J. Franck.

Lilien: Georg v. L., Sohn des bekannten Propsten an St. Nicolai zu Berlin, Georg L. (s. o.), ist am 17. October 1652 zu Berlin geboren, und ward nach dem frühen Tode des Vaters von der Mutter zum Studiren angehalten trotz seines Wunsches und der Fürsprache des befreundeten Frhrn. v. Pöllnitz in militärische Dienste zu treten. Er besuchte die Universitäten Frankfurt und Jena, trat dann aber doch in das Regiment Garde, welches damals der General Frhr. v. Pöllnitz befehligte, ein. 1688 ernannte ihn der Feldmarschall v. Schöning zum Capitän und L. erhielt bei der damals stattfindenden Vermehrung des Regiments eine Compagnie im Werbebezirk Halle. Binnen sechs Wochen brachte er eine stattliche Compagnie von 125 Köpfen zusammen und sah darauf, nur schöne Leute einzustellen, was ihm die Gunst des nachmaligen Königs erwarb. Dieser äußerte sich 1709 an der Tafel des Generals Grafen v. Lottum dahin: „er habe die Compagnie Lilien's von der Wiege an gekannt und allemal gehöret, daß sie die beste von der ganzen Armee sei". 1691 war L. Regimentsquartiermeister bei der Garde und 24. Capitän, aber bereits am 1. Juni 1693 wurde er Major. Im Jahr darauf, am 14. September, heirathete er Luise Sophie Gericke, Tochter eines Advokaten am Kammergericht, und ward am 2. September 1702 Oberstlieutenant. Durch Diplom vom 24. Mai 1704 er=

hob ihn der König in den Adelstand. L. wurde 1705 Oberst, am 21. Januar 1710 Generalmajor und im J. 1720 am 13. September Generallieutenant und Gouverneur von Geldern. Es war das ein sehr hoher Posten, der auch die ganze Civiladministration des Landes umfaßte. L. war auch Chef eines in Geldern stehenden Garnisonbataillons. Zu Anfang des J. 1725 fiel er in Ungnade, weil er einen gewaltsam geworbenen Knecht eigenmächtig freigab und verließ den Dienst mit einer geringen Pension, mit welcher er sich in die Nähe von Wittstock zurückzog. Am 22. Juni 1726 ist er gestorben.

Nach den Akten des Geheimen Staatsarchivs, welche auch (König) Biograph. Lexikon, II. S. 413 benutzte. Ernst Friedlaender.

Liliencron: Andreas Pauli Reichsfreiherr v. L., geb. den 4. Febr. 1630, † den 22. Aug. 1700, ein Sohn des Kaufmanns Paul Martens in Bredstedt (im südwestlichen Schleswig) und seiner Ehefrau Margaretha geb. Brechling. — Ueber seine Jugend liegen nur unsichere Nachrichten vor; nach einer wäre er Regimentsquartiermeister in schwedischen Diensten gewesen und 1659 in dänische Gefangenschaft gerathen. Jedenfalls muß er dann bald darauf in dänischen Staatsdienst getreten sein. Schon 1654 in den deutschen Adel erhoben unter dem Namen L. ward er, kaum 32 Jahre alt, mit der wichtigen Stelle eines dänischen Ministerresidenten in Wien betraut, zu einer Zeit, als in Wien eine Angelegenheit zur Verhandlung stand, welcher der Kopenhagener Hof große Bedeutung beilegte. Es war dies die zwischen König Friedrich III. von Dänemark, Herzog Christian Albrecht von Holstein-Gottorp und Herzog Joachim Ernst von Holstein-Sonderburg-Plön streitige Succession in die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst. Aus der von König Friedrich III. „unserm Rath und Residenten am Kaiserlichen Hofe, unserm lieben getreuen Andreas Pauli Lilliencroen“ bei seiner Abreise nach Wien unterm 9. Januar 1662 ertheilten Instruction ergibt sich, daß die Ordnung dieser oldenburgischen Succession im wesentlichen die ihm in Wien gestellte Aufgabe gewesen ist. Die gleichzeitig an den Herzog Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg ihm übertragene Mission war von geringerer Bedeutung. Zum Verständniß der oldenburgischen Successionsstreitigkeit ist folgendes zu bemerken: In den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst waren früher die Landestheilungen hergebracht. Es gelang indessen dem Grafen Diedrich von der Welsburg († 1440) die früher oft getheilten Grafschaften wieder in Einer Hand zu vereinigen, zu einer Zeit, wo gegen diese Landestheilungen vielfach Bedenken laut wurden. Um neue Zersplitterung des Besitzes zu vermeiden, ward die Erbfolge in die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst mittelst eines, zwischen seinen Söhnen getroffenen Uebereinkommens geordnet. Der älteste, nachmals König Christian I. von Dänemark, übertrug nun in Uebereinstimmung mit dem mit seinen Brüdern abgeschlossenen Erbvergleich seinen Antheil seinem Bruder Gerhard (Bd. VIII. S. 746) für sich und seine männlichen Erben zu treuen Händen; ließ aber den eventuellen Anfall der Grafschaften sich und seinen Erben versichern. Jetzt nun stand die Ausführung dieser Uebereinkunft, die Frage wegen der an dieselbe zu knüpfenden Folgen, beim Aussterben der Mannslinie Gerhard's zu ordnen. Die Nachkommen König Christians I. hatten in verschiedene Linien sich getheilt, in die königliche, die Gottorper und die Sonderburger. Von diesen hatten die zuerstgenannten sich auf die Grafschaften eine Exspectanz ertheilen lassen. Diese Exspectanz ward trotz der hiergegen von Gottorp erhobenen Einwendungen auf die Nebenlinie des königlichen Hauses, die Holstein-Sonderburg'sche, vom Kaiser ausgedehnt. Die Descendenz des Grafen Gerhard hatte sich gleichfalls in zwei Hauptlinien getheilt, die Delmenhorster, die den 23. Mai 1644 ausstarb und die Oldenburger, die auf Anton Günther (Bd. I. S. 491) ruhte, der seit 1635 in kinderloser Ehe mit Sophia Catharina,

geb. 1617, † 1696, einer Tochter des Herzogs Alexander von Sonderburg, lebte. Der seiner Zeit von Christian I. gemachte Vorbehalt des Anfalles der Grafschaften an seine Descendenz gewann also jetzt praktische Bedeutung und es entstand hiermit die Frage, wer unter der zahlreichen Descendenz Christians I. oder welche der von ihm abstammenden Linien zur Nachfolge in die Grafschaften zunächst berechtigt sein werde. Die Bestrebungen der königlichen und der Gottorper Linien gingen nun dahin, die dem Hause Sonderburg ertheilte Exspectanz zu eludiren. Der König von Dänemark und der Herzog von Gottorp kamen zunächst überein, im Falle der Erledigung der Grafschaften, dieselben mit Ausschluß von Sonderburg einfach unter sich zu theilen. Ein förmliches pactum ward zu dem Endzweck abgeschlossen. Demnächst schlossen beide mit dem Grafen Anton Günther, nachdem sie ihn veranlaßt hatten, die Nachfolge mittelst Testamentes zu ihren Gunsten zu ordnen, einen Erbvertrag ab, in welchem der königlichen und der herzoglich Gottorper Linie die Succession in die Grafschaften für den Fall zugesichert ward, daß Anton Günther ohne legitime Leibeserben mit Tode abgehen sollte. Hierauf suchte man auf dem Wege einer Uebereinkunft mit Anton Günther schon bei dessen Lebzeiten in den Besitz der Grafschaften zu gelangen. Die desfälligen Verhandlungen führten zu dem Rendsburger Vertrage vom 16. April 1649, in welchem unter Bestätigung des Erbvertrags zugleich vereinbart ward, daß und unter welchen Bedingungen die Grafschaften dem König Friedrich III. von Dänemark und dem Herzog Christian Albrecht von Holstein-Gottorp abgetreten werden sollten. Diese Abtretung erfolgte in der That im folgenden Jahre, wobei sich jedoch Anton Günther die Einkünfte aus den Grafschaften und deren Verwaltung im Namen des Königs und des Herzogs vorbehielt. Als nun Anton Günther 1667, ohne legitime Leibeserben zu hinterlassen, mit Tode abging, waren also König Friedrich III. von Dänemark und Herzog Christian Albrecht von Gottorp schon im Besitz der Grafschaften, welches unter Berufung auf den 1649 abgeschlossenen Erbvertrag und das Testament des Grafen Anton Günther Beikommenden notificirt ward.

Herzog Joachim Ernst von Sonderburg-Plön war inzwischen schon 1656 gegen die königliche und die Gottorp'sche Linie wegen des mit Anton Günther errichteten Erbvertrags bei den Reichsgerichten eingekommen. Die oldenburgische Successionsstreitigkeit war somit auf den Weg Rechtens verwiesen. Gegen die Besitzergreifung seitens des Königs von Dänemark und des Herzogs von Gottorp legte der Herzog von Plön gleichfalls Protest ein und brachte somit auch diese Sache an die Reichsgerichte. Ueberdies hatte er die Vermittlung des Kurfürsten von Brandenburg in Anspruch genommen und schon früh ward eine gütliche Hinlegung der Sache versucht, die in der Hauptsache auf eine Abfindung Plöns mittelst eines Aequivalents in Geld und einigen an Plön angrenzenden Distrikten hinauslief. Auch seitens des Oberlehnsherrn ward auf eine gütliche Hinlegung der Successionsstreitigkeit Bedacht genommen und unterm 9. September 1667 von dem Kaiser eine sogen. Commissionshandlung verfügt, die später auf Kurbrandenburg und Braunschweig-Wolfenbüttel erneuert worden (vgl. Krogh, Beitr. l. c., s. u.).

So war die Lage, als L. nach Wien geschickt ward; es war also zunächst die Aufgabe, der Besitzergreifung der Grafschaften die Anerkennung des Oberlehnsherrn zu sichern und auf die Entscheidung des Reichshofraths hinzuwirken, eventuell einer solchen zu begegnen. Aus den J. 1663—68 finden sich im königl. Geheimarchiv zu Kopenhagen sub Nr. 11 eine Reihe von Berichten und Vorstellungen, worin L. über die Stimmungen im Reichshofrath und am kaiserl. Hoflager Auskunft gibt, die in Betracht kommenden Rechtsfragen erörtert und indem er sich über den Ernst der Lage unumwunden ausspricht, seine Regierung

endlich auf einen Schachzug hinführt, dessen Erfolg weit über die ursprünglichen Ziele des dänischen Hofes hinausgehen sollte! Inzwischen war am 23. Decbr. 1669 die vom Kaiser auf Kurbrandenburg und Braunschweig-Wolfenbüttel erneuerte sogen. Commissionshandlung in Hamburg zusammengetreten. Diesen Verhandlungen sah L. nicht ohne Besorgniß entgegen! Als daher Friedrich III. von Dänemark mit Tode abging, beantragte L. in dieser Veranlassung unterm 29. April 1670 „die Commission in etwas zu suspendiren", zugleich machte er Mittheilung von den Vergleichspropositionen, die dem Herzoge von Plön bereits gemacht seien, dem eine sehr erhebliche Satisfaction angeboten worden. Auch bemühte sich L., den Kaiser zu veranlassen, das gerichtliche Verfahren zu sistiren.

Gleichzeitig aber stellte er nun in Kopenhagen vor, man möge sich, wenn thunlich, mit dem Herzoge von Plön verständigen, um auf diesem Wege den ungetheilten Besitz der Grafschaften unter Ausschluß auch der bis dahin ad hoc verbündeten Gottorper Linie anzustreben. Von einer directen Verhandlung mit dem Herzoge von Plön konnte man sich um so mehr Erfolg versprechen, als man sich der Unterstützung des ältesten Sohnes des Herzogs, des Erbprinzen Johann Adolph, versichert hatte, der damals in Kopenhagen lebte und in dänische Dienste getreten war. Diesem war an einer glücklichen Erledigung der verschiedenen Differenzen, die sich zwischen den beiden Hauptlinien einer- und Holstein-Sonderburg-Plön andererseits, wie eine ewige Krankheit fortschleppten, viel gelegen. Hierzu kam, daß der Kurbrandenburg'sche Kanzler Brandt, welcher in Hamburg bei der Commissionshandlung fungirt hatte, dahin instruirt worden, sich nach Plön zu begeben, um hier zur Nachgiebigkeit zu rathen und eventuell die Erklärung abzugeben, daß man Kurbrandenburg'scher Seits nicht wisse, wie man in einer so weit aussehenden Sache ferner beiräthig sein, oder auch nützliche officia thun könne und daher dahin gestellt sein lassen müsse, ob man Plön'scher Seits durch den Weg Rechtens mehr als durch die Güte erhalten möchte (vgl. v. Krogh, l. c., s. u.). Unter diesen Umständen und mit Rücksicht auf die Stimmung in Wien, über die man durch L. völlig aufgeklärt war, entschloß sich der dänische Hof, nachdem solchergestalt in Plön die Wege geebnet worden, eine Gesandtschaft zu directer Unterhandlung dahin zu senden. Man wählte hierzu die ersten Staatsmänner Dänemarks, den Grafen Gyldenlöwe, einen natürlichen Bruder Königs Christian V., der in verschiedenen diplomatischen Missionen seine Tüchtigkeit bethätigt und unter anderen auch bei der Commissionshandlung in Hamburg fungirt hatte; ferner den Grafen Ahlefeldt-Rixingen, des Königs Statthalter in den Fürstenthümern; Peter Schumacher, den nachmaligen berühmten Staatskanzler und späteren Grafen Griffenfeld und endlich den Vertreter des dänischen Hofes in Wien, Andreas Pauli v. L. Während diese Gesandtschaft in Plön verhandelte und mit dem herzoglichen Hofe Vorschläge, unvorgreifliche Vorschläge und Gegenvorschläge austauschte, wurden eine Menge alter Controversen und Differenzen in die Verhandlungen hineingezogen, alle jene Fragen, die eine Folge waren der Haltung, welche die Landstände dem Sonderburg'schen Hause gegenüber eingenommen. Es geschah dieses in der Voraussetzung, daß der Herzog von Plön die Gelegenheit zu benutzen wünschte, um endlich die alten Streitigkeiten mit den regierenden Linien und den Ständen zum Abschluß zu bringen. Während man nach dieser Seite hin Entgegenkommen zeigte, verfolgte man auf der anderen Seite seine Ziele in der Successionsangelegenheit und einigte sich endlich dahin, daß Herzog Joachim Ernst von Plön als der dem Grade nach nächste Agnat und daher als Lehnserbe des Grafen Anton Günther von Oldenburg dänischer Seits anerkannt ward. Das war also anscheinend ein großer diplomatischer Sieg des Herzogs von Plön und

eine Consequenz hiervon war, daß nun die Paciscenten dem bei den Reichsgerichten anhängig gemachten Proceß entsagten, der ja dadurch für sie gegenstandslos geworden; zugleich aber verpflichtete sich Herzog Joachim Ernst, seine Rechte und Ansprüche auf die Grafschaften für sich und seine Lehnsleibeserben, König Christian V. für sich und dessen Lehnsleibeserben gegen Entschädigung zu übertragen. Zunächst war allerdings nur die zwischen Herzog Joachim Ernst und dem König streitig gewesene eine Hälfte der Grafschaften Gegenstand dieser Cession, die wegen der anderen Hälfte der Grafschaften zwischen dem Herzog Joachim Ernst und dem Herzog von Gottorp bei den Reichsgerichten anhängigen Processe konnten von diesem Abkommen nicht berührt werden, da man den Herzog von Gottorp zu den Vergleichsverhandlungen nicht zugezogen hatte. Es ward aber ausdrücklich bestimmt, daß über diese zweite Hälfte der Grafschaften die Entscheidung der Reichsgerichte erwirkt, und wenn auch diese Hälfte dem Herzog von Plön oder dessen Leibeserben sollte zuerkannt werden, auch diese dann König Christian V., eventuell dessen Lehnsleibeserben gegen Entschädigung cedirt werden solle. (Vertrag mit geh. Nebenreceß vom 18. März 1671.) (v. Krogh, l. c.).

Da L. über den Ausfall des Processes nicht in Zweifel war, so hatte er guten Grund anzunehmen, daß auf dem von ihm angewiesenen Wege der königlichen Linie der Erwerb der gesammten Grafschaften unter Ausschließung der Gottorper Linie gesichert sei. Und so kam es: das Näherrecht Herzog Ernst Joachims als dem Grade nach nächsten Agnaten ward vom Reichsgericht anerkannt, der Herzog von Gottorp mußte die von ihm occupirte Hälfte der Grafschaften an Sonderburg-Plön ausliefern, und dieses wieder sie an König Christian V. cediren. Die somit ausgeschlossene Gottorper Linie ward dann noch schuldig erkannt, Plön die sehr bedeutenden Proceßkosten zu erstatten. Damit war die Gottorper Linie auch finanziell lahm gelegt; zugleich war aber hiermit das Samenkorn gelegt, das sich zu einer Hausfeindschaft zwischen der königlichen und der Gottorper Linie entwickeln sollte, wie kaum ein anderes Geschlecht sie gekannt hat und die noch auf dem Wiener Congreß, wo die Gottorper Linie in Kaiser Alexander von Rußland und die königliche Linie in König Friedrich VI. von Dänemark vertreten war, ihre letzten Schatten warf. (Die Aufzeichnungen des verstorbenen Herzogs Friedrich Wilhelm Paul Leopold von Holstein-Sonderburg-Beck, welcher seinen Schwager, den König Friedrich VI., nach Wien begleitete, geben hierüber interessante Aufschlüsse. Cf. fürstlich Glücksburg'sches Hausarchiv, „Der Wiener Congreß".)

Während L. die Verhandlungen, die mit dem Vertrage vom 18. März 1671 ihren Abschluß fanden, in Plön führte, war die Stelle eines Ministerresidenten in Wien ihm offen gehalten. Bei seiner Abberufung, 1673, erhob ihn Kaiser Leopold in den Reichsfreiherrnstand. Er ward nun zum Kanzler in Glücksstadt und Chef der königlichen Regierung in den Herzogthümern ernannt; dem schloß sich die Ernennung zum geheimen Rath und zum Ritter des weißen Bandes an, wie damals das Großkreuz vom Danebrog genannt wurde. In Uebereinstimmung mit einer ihm ertheilten Zusage wurden nach seinem Tode seine Nachkommen, auf Antrag des Geheimraths Wulff Blome, von der Schleswig-Holstein'schen Ritterschaft in sessione 1711 recipirt, während er selbst schon mittelst Patentes vom 2. December 1665 auch als dänischer Adel naturalisirt worden.

Am 21. Juli 1680 vermählte sich L. mit Elisabeth van der Wielen (geb. 1658, † 1728), der Tochter des aus den Niederlanden in Hamburg eingewanderten sehr wohlhabenden François van der Wielen, königlich dänischen Commissarius in Hamburg. (Kobbe, Schlesw.-Holstein. Geschichte, S. 5.) L. er-

warb successive in den Herzogthümern die Rittergüter Hütten, Wulfshagen und Blumendorff, wozu unter seinen Nachkommen Grünhorst, Schirnau, Sehested und Nehmten hinzukamen und wieder verloren wurden. Seine letzten Lebensjahre scheint er in Hamburg verlebt zu haben. Daß er sich — vielleicht während seines Wiener Aufenthaltes, — auch um Hamburg Verdienste erworben hat, bezeugt die Inschrift einer ihm von der Stadt verehrten vergoldeten Schlaguhr. Den 22. August 1700 ging er in Hamburg mit Tode ab und ward in der damaligen Domkirche in dem dortigen Familienbegräbniß beigesetzt.

F. v. Krogh, Beiträge zur älteren Geschichte des Hauses Holstein-Sonderburg (insbes. S. 98—111); Michelsen, Zweite polemische Erörterung ꝛc., S. 41—46; Meiners, Geschichte Anton Günthers, S. 85—93; v. Halem, Geschichte des Herzogth. Oldenburg, Thl. I. S. 311 ff.; Lexicon over adelige Familier, udg. af det Heraldiske Selskab (Kopenhagen), Auszug aus dem vom Landsyndicus Rollemann geführten Protocoll der Sitzung Schlesw.-Holstein'scher Ritterschaft von 1711 (handschr.). Actenstücke des geh. Staatsarchivs in Kopenhagen und der Staatsarchive zu Schleswig und Oldenburg.

F. v. Krogh.

Lilienthal: Michael L., geb. den 8. Septbr. 1686 zu Liebstadt in Ostpreußen, † den 23. Januar 1750 zu Königsberg, ein lutherischer Theologe. Von wohlhabenden Eltern geboren, studirte er in Königsberg und machte 1706 eine gelehrte Reise, wie sie damals üblich war, nach Wittenberg, Leipzig, Jena, wo er zum Magister promovirte, Rostock und Holland. Zurückgekehrt nach Königsberg 1711, fand er an der Universität eine Anstellung als zweiter Inspector der Alumnen 1713. In den geistlichen Beruf trat er zuerst ein 1715 als Diaconus an der Domkirche im Kneiphof und sodann 1719 als Diaconus an der Altstädtischen Kirche in Königsberg. In dieser Stellung ist er gestorben. Er war ein Mann von vielseitigen gelehrten Interessen und einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, die er in zahlreichen Schriften meist über die Geschichte von Ostpreußen und Königsberg kund gab. Besonders hervorzuheben und noch jetzt brauchbar ist seine historische Beschreibung des Doms der Stadt Kneiphof-Königsberg, 1716, 4°. Ebenso: „Erläutertes Preußen", 4 Bde., 8°, 1724 bis 1727 und dazu als Fortsetzung „Acta borussica ecclesiastica, civilia, literaria etc.", 3 Bde., 1730—32. Hierin ist III S. 787 eine lesenswerthe Selbstbiographie des Verfassers enthalten.

Erbkam.

Lilienthal: Theodor Christoph L., ein Sohn des vorigen, geboren zu Königsberg den 8. Oct. 1717, † den 7. März 1781, ein lutherischer Theologe. Nachdem er den Unterricht seines Vaters und geschickter Hauslehrer genossen, zeigte er so frühzeitig gelehrte Kenntnisse, daß er schon in seinem 13. Jahre die Universität seiner Vaterstadt verlassen und in seinem 19. eine große gelehrte Reise nach Deutschland, Holland und England unternehmen konnte (vom Jahre 1736—40). Am längsten hielt er sich in Jena auf, wo er auch die Magisterwürde erlangte. Wie sein Vater hatte er sich eine vielseitige gelehrte Bildung zu eigen gemacht, und konnte daher gleich nach seiner Rückkehr an der Universität Königsberg in der philosophischen Facultät sich habilitiren und Vorlesungen über Philosophie und Mathematik halten. Näher ward er mit der Universität verbunden dadurch, daß er 1744 zum Subinspector der Alumnen ernannt wurde und bald darauf zum außerordentlichen Professor der Theologie. Jene erste Stelle legte er bald nieder und ward 1746 Pfarrer der Neuroßgärtner, 1751 ordentlicher Professor der Theologie und 1763 Pastor an der Domkirche im Kneiphof und Aufseher der Kathedralschule. Außer einigen kleineren Abhandlungen, meistens über exegetische und historische Gegenstände, ist er besonders bekannt geworden durch das sehr ausführliche und fleißig ge-

arbeitete Buch, das den Titel führt: „Die gute Sache der in der hl. Schrift Alten und Neuen Testaments enthaltenen göttlichen Offenbarungen", 16 Thle., 1760—80. Der Standpunkt, von dem aus hier die Vertheidigung des christlichen Glaubens gegen den aufkeimenden Rationalismus geführt wird, ist der des biblischen Supernaturalismus, wie er sich in den Kreisen der damaligen lutherischen Orthodoxie ausgebildet hat. Neue Gesichtspunkte findet man darin nicht, daher das Buch gegenwärtig fast verschollen ist. Der Verfasser war in der Stadt sehr geachtet und beliebt; einen tiefern Eindruck hat er nicht gemacht. Kant war sein jüngerer College, scheint ihm aber fern gestanden zu haben.

Vgl. Arnoldt's Historie der Königsberg'schen Universität, II. S. 221. — Acta histor. ecclesiast. nostri temp., Thl. 74. — Lebensbeschreibung jetzt lebender Gelehrter in preuß. Landen, S. 67—77. — Adelung's (Jöcher) Gelehrtenlexikon. Erbkam.

Lill von Lilienbach: Karl L. von L., Geologe, geb. am 3. Novbr. 1798 zu Wieliczka, † am 21. März 1831. Aus einer Bergmannsfamilie entsprossen, faßte L. frühzeitig Neigung zu bergwissenschaftlichen Studien, besuchte 1815 die Bergakademie in Schemnitz und erhielt 1819 in Wieliczka eine Verwendung in technischen Diensten als Markscheider-Adjunkt. Da L. hervorragende Kenntnisse in der Geologie an den Tag legte, wurde er von der Hofkammer in Wien mit dem Auftrage betraut, die Karpathen geologisch zu durchforschen. Er verwendete zu diesem Zwecke die Jahre 1823—27 größtentheils auf Reisen und lieferte einen umfassenden, sehr ausgezeichneten Bericht: „Ueber die geognostischen Verhältnisse der Karpathen", welcher zum Theil in Fachschriften veröffentlicht wurde. Hierher gehören auch die Publicationen: „Andeutungen über die Charakteristik der Felsarten" in Leonhard's Zeitschr. f. Min., 1828, „Geognostische Karte der Karpathen" in den Tafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie, 1843; Journal d'un voyage géologique, fait à travers a l. chaine des Carpathes en Transsylvanie etc. in Mem. d. l. soc. geol. d. France 1833 und „Parallele zwischen den Karpathen und Alpen in Bezug auf die Salzformation" in Prechtl's Jahrb. d. polyt. Instituts, VI. 1830 zum Bergmeister in Hallein befördert, warf L. sich mit größtem Eifer auf die Erforschung der Alpen, welche reiche und glänzende Erfolge in Aussicht stellte. Leider erlag der ausgezeichnete Forscher schon im nächsten Jahre den unbemessenen Anstrengungen früherer Forschungsreisen. Von geradezu bahnbrechender Bedeutung ist seine größere Publication über geologische Verhältnisse der Alpen, welche in Leonhard's und Bronn's Jahrbuch, 1830, I. unter dem Titel: „Ein Durchschnitt aus den Alpen" erschienen ist. Vortreffliche Profile machen den Bau der Salzburger Alpen mit ganz richtiger Deutung der Altersfolge der Gesteine klar. L. war der erste, welcher die rothen Sandsteine von Werfen in ihrer wahren geologischen Bedeutung hervorhob und die meisten vorliegenden jüngeren Gesteinsschichten, wie die Gosaumergel, die Hippuritankalke in ihre richtige Stellung einreihte. Auch wies er bereits auf den Zusammenhang der großen Flyschzone der Voralpen und auf die Identität der sie zusammensetzenden Gesteine mit dem sog. Wiener- und ebenso mit dem Karpathensandstein hin. Sein frühzeitiger Tod war ein großer Verlust für den Fortschritt auf dem Gebiete der Alpengeologie.

v. Wurzbach, Biogr. Lex., XV. 193. Gümbel.

Limberg: Anton Bernhard L., Philolog und Sprachforscher (geb. am 18. Febr. 1798 zu Delbrück im Paderbornschen, † am 23. Mai 1857 im Bade Oeynhausen), hat zwar außer einigen Schulprogrammen nichts geschrieben, sondern seine Gedanken nur mündlich in der Schule und im Gespräche mit Freunden entwickelt; sie zeigen sich aber in diesen Darstellungen durch andere, die später veröffentlicht sind, so

eigenthümlich, anregend und tiefsinnig, daß sie in dem Kreise der Untersuchungen die sie betreffen, eine eingehendere Beachtung gar wohl verdient haben. — Der Lebenslauf Limberg's war ein sehr einfacher. Seine erste Bildung erhielt er in einer Landschule seines Geburtsortes und entschloß sich dann zu studiren, besuchte das Progymnasium zu Rietberg und das Gymnasium zu Paderborn und trat darauf in das theologische Seminar ebendaselbst, blieb aber in demselben nur ein halbes Jahr, weil er erkannte, daß er keinen Beruf zu einem Geistlichen hatte. Dieses regte ihn indessen so auf, daß er darüber von einer Gemüthskrankheit befallen wurde. Hiervon wieder genesen, begab er sich auf die Akademie zu Münster und versuchte sich in dem Studium der Medicin, sowie darauf in dem der Botanik und anderer Naturwissenschaften, bis er endlich in dem der Philologie seine wahre Lebensaufgabe fand. Dieser widmete er sich mehrere Jahre zu Münster und zu Bonn, worauf er mit gutem Erfolge sein Oberlehrerexamen machte und dann von der Regierung ein Stipendium erhielt, um noch ein Jahr in Berlin studiren zu können. Auch dieses Jahr wurde fleißig zugebracht, und den Schluß machte eine große Fußreise nach Italien, die ihn vom 4. August bis zum 10. Novbr. 1826 nach Rom und Neapel brachte. Nach seiner Rückkehr wurde er zu Münster als Gymnasiallehrer angestellt, was er vom Herbst 1826 bis zum J. 1857, seinem Todesjahr, blieb. Im Anfange dieser Zeit und während der zwei letzten Jahre seines Lebens verfiel er wieder der Gemüthskrankheit, an der er schon früher gelitten hatte; während der ganzen Zwischenzeit aber verwaltete er sein Amt mit der größten Treue und dem besten Erfolge, sodaß er überall die höchste Hochachtung und Verehrung sich erwarb. Im J. 1832 trat er in Verbindung mit dem Professor Schlüter, so daß sie wöchentlich ein- oder zweimal gemeinsame Spaziergänge verabredeten. Dieselben setzten sich viele Jahre hindurch fort, bis zum J. 1854, in welchem L. erkrankte. Die Unterredungen, welche auf ihnen L. mit Schlüter hatte, machten schon gleich anfangs auf letzteren einen solchen Eindruck, daß er sich entschloß, sie unmittelbar nachher möglichst wörtlich aufzuschreiben, um sie genauer behalten und seinen nächsten Freunden mittheilen zu können. Erst einige Jahre nach dem Tode Limberg's (1861) wurde der Entschluß gefaßt, eine Auswahl aus denselben zu veröffentlichen. Dabei erhielt der Stoff jetzt folgende Abtheilungen: „Selbstbekenntnisse und Erinnerungen aus dem Leben“ — „Sprache“ — „Die Wege der Erkenntniß“ — „Gott und die Religion“ — „Die Schöpfung und ihre Werknisse“ — „Menschen- und Seelenbund“ — „Die Geschichte“ — „Sitten, Erziehung, Staat“ — „Das Schöne“ — „Charakteristiken und Kritiken“. Fr. Michelis entwickelte aus dem, was er bei L. über die Grammatik gehört hatte, eine Philosophie der Sprache, die er in seiner Philosophie Platons (Münster 1859) mittheilte. Auch wir sehen seine Mittheilungen über die Sprache als das wichtigste an. — L. hatte sich mit der Sprachkunde umfassend bekannt gemacht und sein Amt selbst führte ihn dazu. Er verstand sehr genau das Griechische und seine Erklärungen des Homer führten tief in das Verständniß desselben. Ebenso war ihm das Lateinische sehr gründlich bekannt. Nicht minder hatte ihn das Hebräische vielfach beschäftigt. Das Altdeutsche, namentlich das Gothische und den Heliand, hatte er wissenschaftlich studirt. Auch das Indische kannte er sehr genau. Ferner hatte er das Chinesische, das Türkische, das Russische und das Polnische und ebenso das Französische, das Italienische und das Spanische vielfach zum Gegenstande eingehender Studien gemacht. Die Schriften von Wilhelm v. Humboldt, J. Grimm, Diez, Alexander v. Humboldt u. A. hatte er mit besonderem Interesse gelesen; alles was über Sprachwissenschaft in seiner Zeit geschrieben war, hatte er kennen gelernt; Männer, wie Wüllner, Köne, Kalthoff, waren seine vertrautesten Freunde, einer seiner Haupt-

lehrer war Boeckh gewesen. — Unter Philologie verstand er vornehmlich Sprachwissenschaft, sowie Geschichte der Völker, die das Höchste in der Sprache geleistet hatten. Philologie war ihm die Wissenschaft des λόγος, worauf es ihm am meisten ankam. In der Sprachwissenschaft aber, die ihm vorschwebte, war es ihm um die Sprache aller Völker, um die Sprache der ganzen Menschheit zu thun. Er begrüßte darum auch die zu seiner Zeit erst auftretende Sprachvergleichung mit besonderer Freude und hoffte von ihr mit der Zeit die größten Erfolge. Als den Hauptgrundsatz, von dem er ausging, stellte er auf, daß der göttliche λόγος (im johanneischen Sinne) der Urheber aller Sprachen sei, daß von ihm bei der Erschaffung des Menschen alle Keime der Sprache in die Seele des Menschen gelegt seien und daß unter seiner Leitung alle Entwickelung der Sprache unter allen Völkern stehe, von ihm alle Regelmäßigkeit derselben herrühre, von dem Fall des Menschen aber alle Unregelmäßigkeit, alles Verderbniß der Sprache ausgehe. Er betrachtet daher auch die Sprache in ihren regelmäßigen Bildungen — solche aber lassen sich in allen Sprachen noch wiederfinden, sowie von dem unregelmäßigen noch ausscheiden — mit einer religiösen Ehrfurcht. Davon ist unabhängig, daß es verschiedene Stufen gibt, von denen auch die unterste noch ihr göttliches Siegel trägt, während auch die höchste sich nicht von aller Verderbniß rein bewahrt hat. Solcher Stufen sind vier zu unterscheiden: 1) die Sprache der Malaien, der Papuas, der Kanaken u. a., die allerdings an der äußersten Grenze der Menschlichkeit steht; 2) die Sprache der Tartaren, die schon höher steht, aber noch sehr weit hinter den anderen zurück ist; 3) die Sprache der Hebräer, die viel vollkommener ist und durch die strenge Zucht des Gedankens, die oft in ihr herrscht, einen großartigen Eindruck machen kann. (Vor der Meinung aber, daß sie die Ursprache sei, läßt sich nicht genug warnen. Was die Ursprache gewesen sei, davon wissen wir nichts, weil wir den ursprünglichen Organismus des Menschen nicht mehr kennen und nicht einmal wissen, ob damals die Menschen auch nur einen Kehlkopf gehabt haben.) An innerer Vollkommenheit steht sie weit hinter anderen Sprachen zurück; 4) die vollkommenste aller Sprachen ist die griechische gewesen, besonders die älteste, was den Reichthum der Formen, die Kunst der Satzbildung, den Wohllaut 2c. betrifft. Ihr zunächst steht die deutsche und zwar ebenfalls die älteste, wogegen in der späteren Zeit viele Mißbildungen eingetreten sind. Weit tiefer steht die lateinische Sprache und nicht minder auch die indische und ebenso die Mischsprachen. In Betreff der afrikanischen Sprachen findet sich kein Ausspruch vor, aber sie werden ohne Zweifel auch zur ersten Stufe gezählt. — Was den inneren Bau betrifft, so hält sich alles hierüber gesagte ausschließlich an die vierte Stufe. Das älteste sind in der Sprache die Hauche, daran sich zunächst die Vocale a, e, o neben i und u anschließen. Diesen folgen die Aspiraten und die übrigen Mutae und zuletzt die Liquidae. Unter den Worten sind vor allen wichtig die Pronomina der ersten und zweiten Person, die noch kein Geschlecht haben; das Pronomen der dritten Person, welches die drei Geschlechter unterscheidet, ist schon kein eigentliches Pronomen mehr. Bei den Nomina sind die Geschlechter in den einzelnen Sprachen oft verschieden; aber diese Verschiedenheit hat gewöhnlich einen besonderen Grund. Ueber die Casus der Nomina wird mehrerlei bemerkt, noch weit mehr über die tempora und modi des Verbums; ferner über Zahlwörter, Adjectiva, Adverbien, Präpositionen; über das Verhältniß von Auftrag, Brief, Erzählung, Rath und Lehre, über Metrum und Reim, über Prosa und Poesie 2c. Die meisten dieser Bemerkungen sind geistvoll und eigenthümlich, manches auch bekannt, einiges aber fast unverständlich, weil es abgebrochen ist oder weil es Gedankenkreisen angehört, die man nicht alle übersieht. Die Ordnung, in der

das Einzelne abgehandelt wird, ist meistens ganz zufällig, wie sich aus der Entstehung des Buches von selbst erklärt, aber das ganze ist höchst dankenswerth. An Philosophie ist eigentlich nicht zu denken, obwol der Verfasser seine Thätigkeit als eine philosophische bezeichnet. Michelis hat daraus eine Sprachphilosophie gebildet, der allerdings die Gedanken Limberg's theilweise zu Grunde liegen, deren Zusammenhang im ganzen aber L. völlig fremd ist.

Vgl. Gedanken und Aussprüche A. B. Limberg's, mit einem Vorwort von Chr. Schlüter und einem Lebensabriß von Fr. Michelis, Münster 1861. Raßmann, Nachr. von Münsterl. Schriftst., S. 200. Lutterbeck.

Limberg: Johannes L., Reisebeschreiber, ein geborener Waldecker, wahrscheinlich aus Rhoden, studirte von 1667—72 zu Marburg und Erfurt, von 1673—75 in Wien, reiste, nachdem er 1672 schon einmal in Italien gewesen, dann bald als Soldat, bald als Lehrer und Geistlicher in Italien, Spanien, Portugal, Frankreich und England, war in der Folge Präsident des Klosters zu Bruck a. Mur, Vicarius, Prediger, auch Novizmeister bei den Minoriten, trat 1689 in Leipzig zum Protestantismus über und gab 1690 ebenda seine „Denkwürdige Reisebeschreibung durch Teutschland, Italien, Spanien, Portugall, Engeland, Frankreich und Schweitz ꝛc." heraus. Das Buch ist eines der merkwürdigeren seiner zahlreichen Gattung, insofern es die in demselben beschriebene Reise an des Verfassers Lebensbeschreibung knüpft, sodaß unter der Fülle der trockenen Itinerarien, Länder- und Städte-, Wappen- und Münzbeschreibungen die Autobiographie des Verfassers von seinem ersten Ausflug auf die Schule nach Marburg bis zu seiner 18 Jahre später vollbrachten Reise nach Leipzig „in die längst von mir verlangte Ruh-Stadt" fortläuft. Außerdem zeichnet es sich durch einen stark hervortretenden deutschen Patriotismus aus, der besonders Italien gegenüber geltend gemacht wird, und durch eine große Zahl kulturgeschichtlich werthvoller Notizen, Kataloge von Kunstkammern u. dgl.

Limberg's Reisebeschreibung. Jöcher — Rotermund. Ratzel.

Limburg: Johannes L., Buchdrucker zu Münster in den zwei letzten Decennien des 15. Jahrhunderts. Zu den deutschen Städten, welche mit unter den ersten einer Druckerei sich erfreuten, zählt auch die Hauptstadt Westfalens und es ist höchst wahrscheinlich, daß die Einführung daselbst ein Werk der Bemühungen des gelehrten und verdienstvollen Domcapitulars Rudolf v. Langen gewesen war. Als der älteste Buchdrucker dieser Stadt begegnet Joh. L., von dessen Erzeugnissen jedoch, wenigstens bis jetzt, nur zwei bekannt geworden sind, denn die ersten von 1486—1520 in Münster gedruckten Schriften waren, wie bekannt, mit vielen anderen litterarischen Schätzen durch den Fanatismus der Wiedertäufer fast alle vernichtet worden und die geretteten gehören zu den größten Seltenheiten. Auch über seine persönlichen oder Familienverhältnisse, sowie sein Geburts- und Todesjahr fehlen alle Nachrichten und nur über seine Heimath sind wir unterrichtet, denn als solche gibt er selbst Aachen (Aquensis ortu) an. Daß er aber in Münster sich niederließ, geschah, wie bereits erwähnt, sehr wahrscheinlich auf der beiden Humanisten, Rudolf v. Langen und Peter Gymnich, Veranlassung, welch' letzterer noch zu des Hegius und Agricola Schülern gehörte und dann durch des ersteren Vermittelung ein Canonicat an der Martinikirche zu Münster erlangt hatte und gleichfalls aus Aachen stammte. War doch auch früher schon (1476) ein anderer Drucker aus Köln, Richard Paffraet, in ähnlicher Weise und vermuthlich auf Betrieb des Hegius nach Deventer gezogen worden. Denn dort wie hier versprachen die erwachten Studien einer Presse Beschäftigung und da eine solche damals noch zu Aachen fehlte, so wird L. gleichfalls über Köln, wo ja auch bereits 1480 ein Landsmann Arnold von Aachen als Drucker thätig war, nach Münster gekommen sein. Die beiden

auf uns gekommenen mit Jahrzahl versehenen Druckwerke unseres Typographen sind, das erste: „Rhodolphi Langij Ca. Monasteriens.; | Carmina |“, am Ende: „Johannes Limburgus. Monasterij weffali (sic) impressit | feliciter M.ºCCCCº.LXXXVI. | Julij. XXIX. |“, darunter ein lateinisches Epigramm des Dichters „in artem imprimendi et impressoris laudem“, im ganzen 36 Bl. in 4º, ohne Seitenzahlen, Signaturen und Custoden. Das zweite ist betitelt: „Statuta prouincialia Et sinodalia Dyocesana Monasteriensia“, am Ende: „ . . fidelissime a Johanne Limburgio aquensi monasterii . . impressa. M.CCCC.LXXXVI. pridie ydus Octobris . .“, 73 Quartblätter, zwar mit römischen Seitenzahlen, aber ohne Signaturen und Custoden. Beide Werke sind mit kleinen gothischen Typen auf schönes, starkes und weißes Papier gedruckt und enthalten nur wenige ganz gewöhnliche Abbreviaturen. Ob eine Anzahl weiterer bis 1509 in Münster ohne Druckernamen ausgegangener Bücher, worunter auch „Hermanni Buschii Epigrammata“, 1494, sowie „Joannis Murmellii Elegiarum Moralium libri quatuor“, 1507, der Presse unseres L. entstammen, ist sehr fraglich, wenigstens verschwindet nach 1486 sein Name in Münster, später trägt ihn (Hamelmanni opera genealogico-historica p. 125) ein Osnabrücker Gelehrter „civis causidicus nobilium“, ob dieser aber in Verwandtschaft mit unserem Drucker stand, läßt sich zur Zeit nicht entscheiden. — Nach L. arbeiteten bis zum J. 1700 in Münster und zwar von 1509—13 Laurentius Bonnemann (7 Drucke), um 1512 Gregorius Os von Breda (1), von 1516 bis 1571 Theodorich Zwivel (Tzwivel) und sein gleichnamiger Sohn (12), 1562 Johann Offenburg (1), von 1592—1697 die Familie Räßfeldt (112), 1610—28 Michel von Dalen (25) und Johannes Volmar (1 Druck). Außerdem ließ (Bd. X. S. 246) Johann Gymnich von Köln von 1600—1611 daselbst theils für sich allein, theils in Gemeinschaft mit Räßfeldt mehrere Bücher erscheinen. Von diesen Druckern werden als die bedeutendsten s. Z. Zwivel, Räßfeldt und Michel von Dalen einer kurzen Besprechung unterzogen werden.

Panzer, A. T., II. 145. Niesert, Buchdruckergeschichte Münsters, S. 3 bis 7. Nordhoff. Denkwürdigkeiten aus dem Münster'schen Humanismus (Register: Limburg). Lorck, Handb. d. Gesch. d. Buchdruckerkunst, I. S. 51.

J. Franck.

Limburg-Styrum: Damian August Philipp Carl, Graf von L.-St., Fürstbischof von Speyer (1770—1797), geb. 16. März 1721 als zweiter Sohn des Grafen Otto Ernst von L.-St. und der Amalia Elisabetha Maria Gräfin von Schönborn, einer Schwester des 1743 verstorbenen Speierer Fürstbischofs Damian Hugo von Schönborn und des Cardinals und Trierer Erzbischofs Franz Georg von Schönborn. Von frühester Jugend an für den geistlichen Stand bestimmt und schon 1730 durch seinen Oheim, den Cardinal, mit einer Dompfründe in Speier ausgestattet, besuchte Graf August die Schulen zu Koblenz, der Residenz seines Oheims, begab sich dann zum Studium der Theologie 1742 nach Rom, das Jahr darauf nach Würzburg und erhielt inzwischen ein Canonicat zu Hildesheim und zu Münster; den 3. Nov. 1753 wurde er als Subdiacon in das Domcapitel zu Speier aufgenommen, am 3. Dec. 1755 einstimmig zum Domdechanten erwählt; 1760 ist er bereits Ritter des kurpfälzischen St. Michaels-Ordens und geheimer Rath des Kurfürsten von Trier, Kriegsrath des Kurfürsten von Köln, Vicepräsident der Regierung zu Münster, und hatte außer den schon genannten kirchlichen Aemtern die Probstei Xanten inne. Trotzdem daß das Speierer Domcapitel sich mit seinem Dechanten mehrere Jahre in unerquicklichen, schließlich aber zu Gunsten des Capitels entschiedenen Rechtsstreitigkeiten befunden, wurde Graf August von Limburg-Styrum am 29. Mai 1770 durch einstimmigen

Beschluß des Capitels zum Bischof erhoben, nicht durch Scrutinium, sondern per quasi inspirationem; die bischöfliche Weihe empfing er am 16. Sept. 1770 in der Hofkirche zu Bruchsal durch Friedrich Wilhelm von Westphalen zu Fürstenberg, Fürstbischof zu Hildesheim und Paderborn; mit päpstlicher Genehmigung behielt er das Canonicat in Hildesheim und die Probstei Xanten bei, auch war der Bischof von Speier zugleich Probst von Weißenburg im Elsaß.

„Fürstbischof August,“ so sagt sein Biograph, „war ein ebenso geistvoller als kenntnißreicher Prälat. Neben einem sehr kräftigen, oft aber eigensinnigen, herben Willen, besaß er ein gutmüthiges, edles Herz. Das ward jedoch gar oft von Jähzorn überflügelt und bei an Rohheit überstreifender Leidenschaftlichkeit nicht mehr kennbar. Fest und unnachgiebig hing er an seinen Rechten, übte aber auch seine Pflichten, obgleich mit mehr Barschheit eines trotzigen Reichsfürsten als rücksichtsvoller Milde eines wohlwollenden Oberhirten.“ Daher lag auch der Fürstbischof fortwährend in Processen, bald mit seinem Domcapitel, bald mit dem Rathe der Stadt Speier, bald mit seiner Residenz Bruchsal. Als Fürst suchte er Ordnung in das Beamtenwesen zu bringen, die Ausgaben, namentlich auch für das Soldatenwesen, zu verringern, die Lasten der Unterthanen zu erleichtern nach der Maxime: „Ist es dem Regenten wohl, so ist dies auch dem Unterthan, und ist es diesem wohl, so ist es auch dem Regenten“; gab strenge Verordnungen in Sachen der Sittenpolizei, gegen Spinnstuben, gegen Unzuchtsvergehen, für welche die früher bestandene Kirchenbuße mit Lasterkarren abgeschafft und statt dessen Gefängniß und Geldstrafen angesetzt wurden; weitere Verordnungen beziehen sich auf Handelschaft der Juden, Sonntagsheiligung, Almosenordnung; ferner auf Polizei- und Justizpflege, Sparkassen, Freischulen, Baumpflanzungen, Brandlöschgeräthe, Weinherbstordnung u. A. Geradezu bewundernswerth ist, was Fürstbischof August während seines Lebens und noch durch sein Testament für Spitäler, Kirchen, Schulen, Klöster, Waisenhäuser geleistet hat. Zu des Bischofs ersten Sorgen gehörte die Wiederherstellung des seit der Verwüstung durch die Franzosen (1689) in einen immer trostloseren Zustand herabgesunkenen Domes zu Speier. Nachdem August von L.-St. schon als Domdechant für das Aufbringen von Geldmitteln zu diesem Zwecke thätig gewesen, faßte er noch im ersten Jahre seiner bischöflichen Regierung den Entschluß zum Ausbau des Langhauses, der beiden Seitenschiffe und der westlichen Vorhalle; die Arbeiten wurden nach den Plänen des Majors Neumann begonnen am 9. März 1772 mit Aufräumung der Grundmauern, 1778 wurde der Bau vollendet; für die Baukosten hatte der Fürstbischof weit über die Hälfte — gegen 100,000 fl. — aus eigenen Mitteln beigetragen. — Wie es im Geiste seiner Zeit lag, war dem Fürstbischof August daran gelegen, der Erziehung seines Clerus eine wissenschaftliche Richtung zu geben; doch geschah dies nicht im Geiste der damaligen liberalen Aufklärung; dazu war er nicht blos zu strenggläubig, sondern seinem ganzen Wesen nach zu illiberal, zu autokratisch, so daß er wie in weltlicher Verwaltung mit seinen Beamten, so auch in geistlichen Dingen mit seinen Räthen, den Professoren und Directoren seiner Lehranstalten und Seminarien bittere Conflicte hatte. Aengstlich auf seine Auctorität und auf Orthodoxie bedacht, zog er mit Vorliebe Jesuiten in seine Nähe und schenkte ihnen sein Vertrauen; selbständige, aber wenig fügsame Charaktere wie der verdiente und früher mit Beweisen von Vertrauen überhäufte Weihbischof Seelmann mußten seine Ungnade schwer büßen. Als die Angelegenheit des Mainzer Professors Isenbiehl (Bd. XIV, S. 618 ff.), des Verfassers der Schrift „Neuer Versuch über die Weissagung von Emanuel“ auch in der Diöcese Speier Staub aufwirbelte, verbot Bischof August 1778, jene Schrift zu lesen; als ein Professor Martin Wiehrl von Baden-Baden denuncirt wurde, er

habe einige nicht zu billigende philosophische Sätze drucken lassen, verfügte der Bischof: Wiehrl habe acht Tage geistliche Uebungen bei den Kapuzinern in Baden-Baden zu machen, es sei ihm verboten, diese Sätze öffentlich zu vertheidigen und ohne vorgängige Erlaubniß des Bischofs etwas drucken zu lassen. Nach längerem Widerstande Wiehrl's, welcher angesehene Gönner hatte und günstige Erklärungen von den Universitäten in Wien, Prag, Fulda und Padua beibrachte, ward die Sache durch einen Spruch des römischen Stuhls beigelegt, welchem Wiehrl sich unterwarf, worauf von Seiten der römischen Congregation große Befriedigung ausgesprochen wurde über „den Hirteneifer, welchen der Bischof in Vertheidigung der gesunden und wahren Lehre bezeugt“. Hohe Einsicht wie persönliche Selbständigkeit bewies Fürstbischof August durch seine Haltung in Sachen des Emser Congresses und der damit zusammenhängenden Nuntiaturstreitigkeiten. Schon 1769 hatten sich die drei geistlichen Kurfürsten am Rheine zu Koblenz über dreißig Punkte vereinigt und diese dem Kaiser Josef II. übersendet, um die deutsche Kirche wider die Anmaßungen des Papstes zu schützen; päpstliche Eingriffe sahen sie namentlich in den Nuntiaturen und namentlich fühlten sie sich gekränkt durch die Kunde von der in München neu zu errichtenden Nuntiatur. Der Bischof von Speier ließ sich in die Agitation nicht hineinziehen und erwiderte auf ein diesbezügliches Ansinnen des Kurfürsten von Mainz, man müßte doch abwarten, welche Befugnisse dem neuen Nuntius eingeräumt würden; wenn die sog. Facultäten nichts anderes seien als die bischöflichen Reservate, so möchte es ja erwünschter sein, die Hilfe in der Nähe zu haben, als sich unmittelbar nach Rom wenden zu müssen; der Bischof erkannte nämlich in dem Vorgehen der Kurfürsten, denen sich später der Erzbischof von Salzburg anschloß, nur einen Versuch der Kräftigung der erzbischöflichen Macht und keinen Schritt zur Freiheit der Kirche; er meinte darum, daß sich die Bischöfe eher etwas vom Papste als von den Erzbischöfen sollten gefallen lassen, da jener göttlichen, diese nur menschlichen Ursprungs seien. Als daher die Versammlung zu Ems, welche das Verhältniß der deutschen Kirche zum Papste nach den Grundsätzen des Febronius fixiren wollte, ihre 25 Artikel einer neuen Verfassung unterzeichnet und ohne vorgängiges Benehmen mit den Bischöfen dem Kaiser mitgetheilt hatte, schrieb Bischof August von St. eigenhändig an Josef II., über die wichtige Angelegenheit ja keine Entschließung zu erlassen, bevor die übrigen Bischöfe gehört seien; er selbst erklärte sich entschieden gegen die Emser Punctation in einem von dem Exjesuiten Ph. Anton Schmidt verfaßten und später (1787) dem Druck übergebenen Antwortschreiben an den Erzbischof von Mainz. Neue Aufgaben traten an den Bischof von Speier heran mit dem Ausbruche der französischen Revolution 1789, deren Folgen sich zuerst in den unter französischer Souveränetät stehenden Bezirken der Diöcese (Weißenburg) bemerklich machten. Bald wurde Speier selbst der Schauplatz des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland; nachdem am 20. Sept. 1792 General Custine die Stadt Speier besetzt und gebrandschatzt hatte, fühlte sich Bischof August auch in seinem Schlosse zu Bruchsal nicht mehr sicher und floh am 1. Oct. zuerst nach Veitshöchheim bei Würzburg, dann über Donauwörth nach Augsburg, von da nach Freising, ohne jedoch die Zügel der Regierung aus seiner Hand zu lassen; im April 1793 befand er sich wieder in seiner Residenz, wo er die glückliche Rückkehr durch eine Stiftung in der von ihm neuerbauten St. Paulskirche feierte. Neue Erfolge der französischen Waffen hatten neue Bedrängnisse, Plünderung in Speier, Flucht des Domcapitels aus dieser Stadt zur Folge; alle geistliche und weltliche Fürsorge des Fürstbischofs, Hirtenschreiben und Jubiläen vermochten nicht, das zerrüttete Land wieder aufzurichten. Noch konnte Bischof August 1795 das 50jährige Priester-

und 25jährige Bischofsjubiläum feiern, mußte aber den 21. Sept. desselben Jahres zum zweiten Mal fliehen und begab sich zunächst wieder nach Freising, bis ihn die nachdringende Kriegsgefahr auch dort verscheuchte, und ihn bei Passau zu Freundenhain, einem Lustschlosse des Cardinals Grafen von Auersperg, ein Asyl finden ließ; hier starb er am 26. Febr. 1797; sein Leichnam wurde in der Kapuzinerkirche in Freundenhain beigesetzt, die Grabstätte ist, nachdem das Kloster aufgehoben und seine Gebäude andern Zwecken zugewendet worden, nicht mehr aufzufinden; sein Herz aber wurde zu St. Peter in Bruchsal beigesetzt. — Von den zahlreichen milden Stiftungen und testamentarischen Vermächtnissen des Fürstbischofs sei nur noch erwähnt ein Legat an die Universität Tübingen, wodurch der letzteren eine Sammlung von Actenstücken und Druckschriften über die Gerechtsame der Speierer Dombechanei, über welche Graf August in langem Proceß gelegen, sowie ein Capital von 2000 fl. zugewiesen wurde, aus dessen Zinsen Preise für von Studirenden vorgelegte Abhandlungen aus dem Kirchenrecht verliehen werden sollen; der Ueberschuß aber solle für Anlegung einer Bibliothek des deutschen Kirchen-Staatsrechts verwendet werden. — Gedruckt liegt vor eine Sammlung von Hirtenbriefen (Bruchsal 1786); außerdem verdankt man ihm die Veröffentlichung einer „Collectio processuum synodalium ab 1397—1720“ (Bruchsal 1786); „Sammlung der Gesetze und Landesverordnungen von 1470 bis 1788“ (Bruchsal 1788); endlich „Sammlung der fürstb. Speierischen Jagd- und Forstverordnungen“ (Bruchsal 1789).

Remling, Fr. X., Geschichte der Bischöfe zu Speier. II, S. 705—803. Neuere Gesch. der BB. v. Speier, S. 39 f. — Etwas über das Leben des verlebten Fürstbischofs August, Grafen von Limburg-Styrum. Religions- und Wahrheitsfreund von Benkert, Jahrg. 1822, S. 584—587.

Linsenmann.

Limnäus: Johann L., geb. den 5. Januar 1592 zu Jena, Sohn des dortigen Professors Georg L., welcher seinen Namen Wirn in das Griechische übertragen hatte, starb am 13. Mai 1665 zu Ansbach und liegt in der Stiftskirche dortselbst begraben. Nachdem er die Universitäten Jena und Altdorf besucht hatte, begleitete er die Nürnberger Patrizier Löffelholz und Imhof 1617 nach Italien, wo die Reisegesellschaft wegen der Inquisition nach Rom und Neapel zu gehen Anstand nehmen mußte, blieb dann mit seinen Gefährten zwei Jahre in Frankreich und kehrte mit ihnen über England und Holland nach Deutschland zurück. Um sich auf das juristische Lehrfach vorzubereiten ging er abermals nach Altdorf und Jena und las zu diesem Endzweck juristische und politische Collegien, nahm aber 1623 eine Auditorstelle bei dem damaligen Generallieutenant des Herzogs Christian von Braunschweig, dem Herzoge Wilhelm zu Sachsen-Weimar an, einen Posten, den er in Folge der Niederlage bei Stadtlohn und der Gefangennahme Wilhelms alsbald wieder verlor. Von dauerndem Einfluß auf seine Laufbahn war es, daß der Culmbach'sche Kanzler v. Feilitzsch ihn zum Hofmeister über seinen Sohn Hans Heinrich machte, und, nachdem L. den jungen Feilitzsch auf die Leipziger und Straßburger Universität, auf einer Reise nach Frankreich, England und in die Niederlande begleitet hatte, so zufrieden mit ihm war, daß er ihn der Ansbachischen Obervormundschaft zum Erzieher des Erbprinzen Friedrich empfahl. Daraufhin wurde L. Inspector morum des Erbprinzen und machte 1632 mit den zwei anderen Prinzen Albrecht und Christian eine Reise nach Frankreich, die bis 1639 andauerte. Inzwischen war 1633 Prinz Christian auf der Reise gestorben, der Erbprinz auf dem Nördlinger Schlachtfelde verkommen, so daß das Fürstenthum an Prinz Albrecht fiel. Als Albrecht nach erreichter Großjährigkeit 1639 die Regierung übernahm, erhielt sein Freund und Begleiter L. die hochbedeutende Stellung eines geheimen Raths

und Kämmerers am Hofe und blieb bis zu seinem Tode zum Wohle des Landes auf diesem Posten, der das Kanzleramt in sich begriff. Das Fürstenthum war damals durch die Leiden des 30jährigen Krieges arg heimgesucht, ausgesogen, verwüstet, entvölkert und der Kanzler hatte alsbald die Genugthuung, die Früchte seines segensreichen Wirkens überall im Lande wahrzunehmen. — Das Charakterbild von L. zeigt uns einen trefflichen Menschen und einen vorzüglichen Beamten; seine litterarischen Erzeugnisse lassen uns einen Rechtsgelehrten von umfassendem Wissen, namentlich auf dem Gebiete des deutschen Staatsrechts erblicken: von ihm rührt das erste systematische Werk über das deutsche Staatsrecht her. Er starb unverheirathet, nachdem er längere Zeit vorher gekränkelt hatte; sein Tod wurde vom Lande aufrichtig bedauert und auf allen Universitäten des deutschen Vaterlandes feierte man in Gedächtnißversen sein Andenken. — Von seinen Werken nenne ich sein „System des Staatsrechts“ (1629—1645), ein Werk, das ihm den Ehrennamen eines Patriarchen des Staatsrechts und eines Oraculum in jure publico eintrug, seinen Commentar über die Wahlcapitulationen der Kaiser Karl V. bis auf Ferdinand III. (1657 u. folg.), seine „Notitia regni gallici“ (1655), ein Buch, das auch in Frankreich sehr geschätzt wurde, und endlich erschienen, ein Jahr vor seinem Tode, seine „Observationes in auream Bullam Caroli IV.“ Bekunden alle diese Schriften seine große Gelehrsamkeit, so gibt uns ein nachgelassenes Werk von ihm, das erst 1794 gedruckt wurde, ein Zeugniß von der Trefflichkeit seines Charakters als Mensch und als Beamter. Es ist ein Fürstenspiegel, den er für die brandenburgischen Herrscher handschriftlich hinterließ, voll der herrlichsten Regeln für jeden Landesherrn. Man kann sagen, daß diese Rathschläge auf einem Standpunkte stehen, der damals von den wenigsten Fürstendienern eingenommen wurde; ich hebe aus dem Werkchen, weil gerade zu jener Zeit, in Nachahmung der Glanzperiode Ludwigs XIV., der Ruhm einer Regierung häufig nach dem Lustre des Hofes beurtheilt wurde, folgende Stelle hervor: „der Fürst lasse sich nicht bereden, daß seine Reputation an großem Hofhalte oder prächtigen Aufwärtern liege, denn solche Aufwärter sind gute Hochzeitsgäste, sie helfen das Land nicht vermehren, sondern verzehren.“

Limnäisches Ehrengedächtniß, 1665 (Leichenrede mit eingeschalteter kurzer Selbstbiographie und den Trauergedichten der Universitäten). — Leben Johannes v. Limnäus in den wöchentlichen Onolzbach'schen Nachrichten von 1740. — Jöcher, Gelehrtenlexikon, II. 2441. — Biographische Nachrichten über Limnäus mit Abdruck des oben erwähnten handschriftlichen Nachlasses in der Ansbacher Monatsschrift von 1793 u. 1794. — Bocke, Ansbachischer Geburts- und Todten-Almanach, I. S. 13 u. 14. Haenle.

Limpens: Ferdinand L., Jesuit, † 15. Dec. 1745. Zu Bongard bei Aachen geboren war er 1700 in die Gesellschaft Jesu eingetreten, welche ihn in Trier als Prediger an der Jesuitenkirche, dann im Dom und als Lehrer der Philosophie an der Universität daselbst verwendete. Später wurde er Rector mehrerer anderer Collegien, auch Provincial, kam dann wieder als Superior des erzbischöflichen adeligen Seminars nach Trier und zog sich gegen Ende seines Lebens in das Noviciatshaus daselbst zurück, wo er starb. Hontheim (Hist. Trev. dipl. III, 230) rühmt sein Talent und seinen Charakter.

Vgl. Marx, Erzstift Trier, II, 12, 531. F. X. Kraus.

Linbrunn: Johann Georg Dominicus v. L., baierischer Münz- und Bergrath, geb. am 10. Jan. 1714 zu Viechtach im baierischen Walde, † am 14. Juni 1787 zu München. Sohn eines Pfleg- und Landgerichtsschreibers, bezog L. nach beendigten Gymnasialstudien die Universitäten Prag, Salzburg und Ingolstadt, um juristischen Studien obzuliegen. Zurückgekehrt, erhielt er eine erste Verwendung als Pflegamtsschreiber in Neumark, später die gleiche Stelle

in seiner Vaterstadt Viechtach. Wegen seiner umfassenden mineralogischen und montanistischen Kenntnisse wurde er 1750 als Münz- und Bergrath nach München berufen und wurde vielfach von dieser Zeit an bei Verhandlungen über Münzangelegenheiten mit Aufträgen betraut. Bei einer solchen Münzverhandlung, zu welcher er 1757 nach Wien abgeordnet wurde, erwarb er sich das Vertrauen und die Anerkennung in so hohem Maße, daß ihn Kaiser Franz in den Reichsadelstand erhob und die Kaiserin Maria Theresia ihn mit ihrem Brustbild an goldener Kette beschenkte. Besondere Verdienste errang sich L. in München durch seine energischen Bemühungen für die Gründung einer Akademie der Wissenschaften, bei welcher er seit 1759 die Stelle eines Directors der philosophischen Classe einnahm. Zahlreiche Abhandlungen erschienen von ihm in den Schriften der Akademie, unter anderen: Beschreibung eines von L. erfundenen Meßinstrumentes (Abh. I, 1763); Entdeckung einer römischen Heerstraße bei Laufzorn und Grünwald, nebst einer daraus fließenden Erläuterung der alten Geographie von Bayern (das. 95—138); Versuch einer Verbesserung der Landcharten von Bayern (das. II, 1764); Abhandlung von dem Sterbejahr Jesu Christi (das. VI). 1787 zu einer Münzconferenz nach Ulm gesendet, starb L. wenige Tage nach seiner Rückkehr in München am Schlage.

Westenrieder, Beitr. z. vaterl. Historie, I. Bd., 365—369.

Gümbel.

Linck: Heinrich L., Rechtsgelehrter, wurde zu Zörbig am 13. Juli 1642 geboren, als Sohn des dortigen Pastor prim. Georg L. Ausgebildet in Schulpforta, bezog er 1661 die Universität Jena, promovirte 1668 mit der Dissertation „de jure episcopali", hielt Vorlesungen und arbeitete daneben als Advocat. 1674 folgte er einem Rufe nach Altdorf an die Stelle Joh. Wolfg. Textor's, als ordentlicher Professor der Institutionen, später der Pandekten, und wurde 1677 Consulent der Stadt Nürnberg, 1685 Hofrath des Fürsten Christian August von Sulzbach unter Beibehaltung seiner Professur. In allen diesen Stellungen erwarb er sich große Anerkennung in den weitesten Kreisen durch treffliche Leistungen, Geradheit des Charakters, rastlosen Fleiß. Er war von zarter Constitution, nach längeren Leiden entschlief er sanft am 21. Jan. 1696 in den Armen seiner (zweiten) Gattin, erst 53 Jahre alt, überlebt von drei Töchtern und zwei Söhnen. Unter seinen vielen Schriften sind hervorzuheben: „Commentarius in Decretales", Norimb. 1697; „Tractatus de jure episcopali", zuerst Jen. 1668, zuletzt Francof. 1699 erschienen (1714 auf den Index gesetzt). — Seine Connsilia sind als Tom. II „Consiliorum Altorfinor." 1704, fol., von Chr. Leonh. Leucht herausgegeben.

Will, Nürnb. Gel.-Lex., II, 455—461. Vita von Omeis in dem Comment. ad Decretales. Zeidler, Vitae prof. juris Altdorfin. 2, 168—180. v. Schulte, Gesch. d. Quellen u. Literatur d. cán. Rechts, IIIb (1880), S. 62, 63.

Sein oft mit ihm verwechselter Sohn Georg Heinrich L. ist am 1. Nov. 1692 in Altdorf geboren. Er machte seine juristischen Studien in seiner vaterstädtischen Universität, ward hier 1718 zum D. J. U. promovirt, 1719 zum außerordentlichen, 1721 zum ordentlichen Professor und 1729 zum Ordinarius Codicis et Juris Canonici, sowie zum Consiliarius des Nürnberger Raths ernannt. Das Rectorat hat er zweimal, das Decanat sechsmal verwaltet. Er war zweimal verheirathet und hinterließ zehn Kinder. Gleich seinem Vater von zarter Constitution, starb er erst 47 Jahre alt nach längerem Kränkeln am 20. Mai 1739. Schriften: Außer einer Anzahl von Dissertationen ein „Programma de fatis jurisprud. Roman." 1719. 4°; und „Consiliorum s. responsorum volumen. Curante et dirigente S. Andr. Merklein, D.", Norimb. 1738, fol. — Erwähnt möge endlich werden, daß des Letztgenannten dritter Sohn Wilhelm

Friedrich L. am 12. Juli 1725 in Altdorf geboren, 1749 zum D. J. U. promovirt, zunächst als Advocat in Nürnberg practicirte, dann gleich seinem Vater und Großvater von 1750 an Professor der Rechte in seiner Vaterstadt war. 1768 legte er seine akademischen Aemter nieder und kehrte nach Nürnberg zur Advocatur zurück.

Moser, Lexikon, S. 143. Will, 2, 465. 470. Allerneueste Nachrichten, 1, 555 ff. Zeidler, Vitae, 3, 65—69. 124—127. Weidlich, Zuverläss. Nachrichten, I, 469 f.; Nachträge S. 168. Teichmann.

Linck: Johann Heinrich L., geb. zu Leipzig am 17. Dec. 1674, lernte in seiner Vaterstadt die Apothekerkunst und begab sich darauf zu seiner weiteren Ausbildung nach Kopenhagen. Nach vierjährigem Aufenthalte daselbst und nachdem er Holland und England durchreist hatte, kehrte er nach Leipzig zurück, um dort eine Apotheke zu gründen. In Folge seiner großen Liebe zu den Naturwissenschaften und namentlich zur Zoologie legte er zugleich ein Naturaliencabinet an, welches neben einer umfassenden naturwissenschaftlichen Bibliothek gar bald eine Menge Seltenheiten aufwies und hierdurch, sowie durch die möglichste Vollständigkeit und treffliche Anordnung einen solchen Ruf gewann, daß Laien und Fachmänner von weit und breit herbeiströmten, um dasselbe in Augenschein zu nehmen. Nach seinem Tode wurde ein Katalog seiner Sammlungen veröffentlicht: „Index musei Linckiani“, Lipsiae 1783—1787, 3 Th. Außer verschiedenen kleinen Abhandlungen schrieb L. über die damals noch wenig bekannte Classe der Seesterne: „De stellis marinis“ 1733, ein bahnbrechendes Werk, auf welchem unsere heutige Kenntniß dieser Thiere beruht. Als Anhang druckt L. darin die bis dahin erschienenen Abhandlungen über die Seesterne von E. Lhwyd (Luigius) und Reaumur ab und veröffentlichte zuerst die Anatomie des Seesternes von Kade, welche ihm dieser zu diesem Zwecke überlassen hatte. Linck's eigene Arbeiten gründen sich auf höchst genaue Untersuchungen seiner eigenen sehr reichhaltigen sowie fremder Sammlungen. L. theilt die Seesterne in „aufgeritzte Meersterne“, d. h. solche, welche an der unteren Fläche der Strahlen eine Ambulacralfurche zeigen und in „rundstrahlige“, d. h. solche, deren Strahlen rund sind, weil die Ambulacralfurche fehlt. Diese beiden Gruppen entsprechen völlig den jetzigen Asteriden und Ophiuriden. Vorzügliche Abbildungen erhöhen den Werth des Werkes. L. wurde von verschiedenen Akademien zum Mitgliede ernannt und starb zu Leipzig am 29. October 1734. W. Heß.

Linck: Wenzeslaus L., lutherischer Theolog, geb. am 8. Januar 1483 zu Colditz in Sachsen, wo sein Vater ein wohlhabender Rathsherr war, genoß wahrscheinlich in Magdeburg zusammen mit Luther den ersten höheren Schulunterricht (1497), trat frühzeitig in den Augustinerorden (wol in Waldheim in Sachsen), bezog im Herbst 1503 die Universität Wittenberg, ward bald darauf Magister, begann sich 1508 unter dem Decanate Johann Staupitz' auf die höheren theologischen Grade vorzubereiten, ward unter desselben Vorsitz am 16. September 1511 mit drei anderen Augustinern zum Doctor der Theologie promovirt, trat am 4. October in den theologischen Senat der Universität und hielt Vorlesungen, bekleidete daneben von 1512—15 oder 16 das Amt des Priors des Wittenberger Augustinerklosters, als dessen Supprior in derselben Zeit Luther einmal genannt wird, wurde im October 1516 auf kurze Zeit als Augustinerprediger nach München und, nachdem er Staupitz einige Zeit auf einer Visitationsreise begleitet hatte, 1517 in derselben Eigenschaft nach Nürnberg gesandt, wo er in dem geistig reich belebten Kreise der Freunde Staupitz' und Luther's bald eine hochangesehene Stellung einnahm. Schon damals entsprachen seine Predigten, die großen Anklang fanden, ganz dem Geiste Luther's, mit dem er auch brieflich einen lebhaften Verkehr unterhielt. Durch ihn wurden

in Nürnberg die 95 Thesen und Luther's Resolutionen zu denselben zuerst verbreitet, ebenso vermittelte er Eck's Gegenbemerkungen darauf, die „Obelisken" an Luther. Dieser widmete ihm zum Dank dafür seine Antwort, die „Asterisken". — Als Luther zur Verantwortung vor Cajetan über Nürnberg nach Augsburg reiste, versah ihn L. nicht nur mit einer neuen Kutte, sondern begleitete ihn auch selbst dorthin (October 1518). Ohne Furcht hat L. mit Staupitz in jenen Tagen zu Luther gehalten, den er bewunderte, wenn er ihn auch nicht immer verstand. — Am Tage St. Augustini (28. August) 1520 wurde L. an Staupitz' Stelle, der sein Amt niedergelegt hatte, auf dem Capitel zu Eisleben zum Generalvicar des Augustinerordens in Deutschland erwählt. Es war ihm damit eine einflußreiche und für den Fortgang der Reformation wichtige Stellung anvertraut. L. hat sie nie gegen Luther ausgebeutet; nur mildern oder vermitteln wollte er, wo dieser nach seiner Meinung allzu rasch und allzu heftig vorging. Eine seiner ersten Amtshandlungen war, auf Betrieb Miltitz', der in Eisleben dem Orden beunruhigende Vorstellungen wegen der Luther drohenden Bannbulle gemacht hatte, in Gemeinschaft mit Staupitz jenen in Wittenberg aufzusuchen und ihn zur brieflichen Erklärung an den Papst zu veranlassen, daß er nie beabsichtigt habe, diesen persönlich anzugreifen (September 1520). Luther erfüllte ihren Wunsch ohne Bedenken. — Auch der Bann vermochte an dem Verhältniß Linck's zu Luther nichts zu ändern. Mit warmen, freundschaftlichen Worten dedicirte ihm Luther die Antwort auf die Schmähschrift des Ambrosius Catharinus (1. April 1521). — Indessen galt es für L. gegenüber den Veränderungen, welche sich um diese Zeit im Wittenberger Augustinerkloster und bald auch in anderen Klöstern zutrugen, amtlich Stellung zu nehmen. Er sah bald ein, daß er an dem Laufe der Dinge nichts ändern könne. Das Evangelium wollte sein Recht haben. Nach längerem Schwanken kam er zur persönlichen Entscheidung. Als der Kurfürst Friedrich von Sachsen ihm die bisher von dem evangelisch gesinnten Gabriel Zwilling verwaltete Pfarrstelle in Altenburg anbot, nahm er sie auf den Rath seiner lutherischen Freunde kurz entschlossen an (28. Januar 1523), vermählte sich bald darauf und legte sein „ruhmreiches Vicariat" nieder. — In Nürnberg konnte man ihn jedoch nicht vergessen. Sobald die dortigen Augustiner ihre Gemeinschaft auflösten und ihr Kloster dem Rath übergaben (22. März 1525), berief derselbe ihn in das Predigtamt an der Heiligen-Geist-Kirche (26. April). — Damit begann die zweite große Aufgabe seines Lebens, die kirchlichen Verhältnisse in Nürnberg gemäß dem Evangelium umzugestalten. Andreas Osiander hatte nach dieser Richtung vor ihm gewirkt und blieb jetzt an seiner Seite. Aber L. war der erste Geistliche, den der Rath ausgesprochenermaßen zur Evangelisirung berufen hatte. Es war nicht leicht, mit dem hochfahrenden und herrschsüchtigen Osiander im Frieden auszukommen. L. verstand es jedoch, sich nicht nur das Vertrauen des Rathes und der Gemeinde zu erwerben, sondern auch in allen wichtigen Angelegenheiten sich Luther's Beistimmung zu versichern. So besonders in dem heftigen Streite über das Bannrecht, über Beichte und Absolution in der neuen Kirchenordnung von 1532. — So hoch er selbst die Privatabsolution schätzte, so fand er es doch für angemessen, sich, entgegen den Forderungen Osiander's, den Wünschen der Gemeinde zu accommodiren und die allgemeine Beichte zuzulassen. Er selbst entwarf das Formular zu derselben. Doch ganz ohne Anstöße scheint es nicht immer abgegangen zu sein. 1535 im Frühjahre schrieb er an Luther, daß er sich gar sehr aus Nürnberg nach Sachsen zurücksehne. Und doch konnte er an der Liebe seiner Gemeinde und des Rathes nichts verloren haben. Als er 1539 zur Einführung der Reformation vom Herzog Heinrich nach Sachsen verlangt wurde, ließ man ihn nicht ziehen. 1540 war er mit Osiander und den Nürnbergischen

Gesandten beim Gespräch zu Worms, wahrscheinlich auch zu Hagenau, wie er auch bei allen wichtigeren Acten der kirchlichen Constituirung in der Umgebung Nürnbergs gebraucht wurde. Er starb am 12. März 1547.

Vgl. G. A. Will, Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon, 2. Thl. 1756, S. 445 ff. — H. W. Caselmann, W. Linck's Leben in Meurer's Leben der Altväter der luth. Kirche, 3. Thl., S. 321 ff., welche beide auch über seine litterar. Produkte Auskunft geben. Außerdem Th. Kolde, Die deutsche Augustiner-Congregation und Johann Staupitz, 1879, S. 355 ff.

Brecher.

Linck s. a. **Link**.

Lindanus: Wilhelm Damasi L., Inquisitor und nachher Bischof von Roermond, ist zu Dordrecht, wo sein Vater, Damasus van der Linden, Bürgermeister war, 1525 geboren. In der Grafschaft Hochstraten erhielt er irgendwo den vorbereitenden Unterricht, studirte darauf zu Löwen Philosophie und Theologie unter Hasselius, Filetanus und Ruard Fopperus, während im Griechischen und Hebräischen Rescius und Valenus seine Lehrer waren. Nach einer Reise durch Deutschland und Frankreich, auf welcher er sich die Freundschaft des gelehrten Johann Mercerus und Adrian Turnebus erwarb und vorübergehend zu Dillingen neutestamentliche Exegese vortrug, kehrte er nach Löwen zurück, wo er zum Priester geweiht und zum Licentiaten der Theologie promovirt ward. Bald erhielt er das Decanat beim Capitel im Haag und um 1556 ernannte der Utrechter Bischof Georg von Egmond ihn zum Vicar und Inquisitor für Holland, Zeeland und Friesland. 1557 in dieser Eigenschaft noch nach Friesland gegangen, wo das Lutherthum einen starken Anhang hatte, verfuhr er, wenn auch weniger hart und grausam, so doch nicht minder streng und unerbittlich als Ruard Fopper. Auf den königl. Statthalter gestützt, maßte er sich eine weitgehende Machtvollkommenheit an, weshalb die friesischen Staaten nicht minder als mehrere Prälaten sich des öfteren über ihn beklagten, aber ohne Erfolg. Sein rastloses Streben nach Ausrottung der Ketzer erwarb ihm vielmehr die besondere Gnade des Königs von Spanien, welcher ihm dafür im neugestifteten Bisthum Roermond die bischöfliche Würde verlieh. Obwol schon am 11. April 1562 durch Cardinal Granvelle geweiht, gelangte er doch erst 1569 in den Besitz seiner Diöcese, weil Regierung und Geistlichkeit der Stadt sich energisch widersetzten. Inzwischen war er lebhaft an der Provinzialsynode betheiligt, welche der Utrechter Erzbischof Friedrich Schenk von Tautenburg 1565 zusammengerufen hatte zur Anerkennung der Beschlüsse des Tridentinums in den Niederlanden. Seit 1569 nahm er die Ordnung seines Bisthums eifrigst zur Hand, bis ihn 1578 die Zeitereignisse zur Flucht zwangen. Jetzt zog er nach Rom, um den Papst Gregor XIII. für seine Ansichten über Kirchenbesserung zu gewinnen, welche, wie er glaubte, am meisten durch die Faulheit und Habsucht der Geistlichkeit verhindert ward. Wiewol ihm dort eine ehrenvolle Aufnahme zu Theil ward und ebenso auf seiner weiteren Reise nach Spanien beim Könige, fand er doch für seine Ansichten keine aufrichtige Zustimmung. Nach Holland zurückgekehrt, erlaubten die geänderten Verhältnisse ihm seinen bischöflichen Stuhl wieder einzunehmen. 1584 aber unternahm er eine neue Reise nach Rom, wo indessen sein Freund, der Cardinal Montalto, Papst geworden war, ohne doch auch bei diesem seinen Zweck zu erreichen. Seine streng-sittlichen Reformationsansichten wollten der eigennützigen römischen Geistlichkeit nicht gefallen. Nach seiner Heimkehr ernannte der Papst ihn 1588 zum Bischof von Gent, an Stelle des 1576 verstorbenen Cornelius Jansenius (Bd. XIII. S. 703), aber schon am folgenden 2. November raffte der Tod ihn weg. L. eiferte Zeitlebens un-

ermüdet für die Interessen der katholischen Kirche und durchschaute dabei ihre Gebrechen mit offenem Blicke. Er faßte daher ihre Besserung nachdrücklich ins Auge, wie man auch aus einigen seiner zahlreichen Schriften, namentlich aus den dem Papste Gregor XIII. überreichten ersieht. Dabei war seine Gelehrsamkeit eine sehr umfassende. Ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Werke gibt Valerius Andreas; hervorragend sind darunter besonders seine „Panoplia evangelica libri V“, Colon. 1561 et 1590, „Dubitantius de vera . . . via . . per Christi Evangelium, libris III instructus“, Colon. 1565, und „De optimo genere interpretandi scripturam“, Colon. 1558. Auch von Baronius und Sixtus V. werden seine wissenschaftlichen Verdienste unbedingt anerkannt.

Vgl. Van Heussen, Oudh. v. Zuidholl. bl. 109 vv. Valerius Andreas, Bibl. Belg., p. 70. Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb. van Slee.

Lindau: Wilhelm Adolf L., Schriftsteller, geboren zu Düsseldorf am 24. Mai 1774, † in Dresden am 1. Juni 1849, widmete sich erst zu Jena, dann zu Göttingen dem Studium der Rechtswissenschaft. Nachdem er seine Universitätsstudien vollendet hatte, sollte er nach dem Wunsche seiner Familie, obwol der juristische Beruf seinen Neigungen nicht entsprach, in Wetzlar und Regensburg die Reichspraxis erlernen; als dieser Plan jedoch wegen der eintretenden politischen Umwälzungen aufgegeben worden war, sah er sich nicht mehr gehindert, die schriftstellerische Thätigkeit zu seinem Lebensberufe zu machen. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Meißen ließ er sich 1806 in Dresden nieder, wo er während des russischen Gouvernements bis zu der 1815 erfolgten Rückkehr des Königs von Sachsen in sein Land als Polizeiinspector fungirte. Nur vorübergehend gab er in der Folgezeit seinen Dresdener Wohnsitz auf, indem er sich in den J. 1832—34, während er mit Herausgabe des Brockhaus'schen „Conversations-Lexikons der neuesten Zeit und Literatur“ (4 Bde., 1832—34) beschäftigt war, in Leipzig aufhielt. — Die Zahl seiner schriftstellerischen Arbeiten ist eine sehr große. Unter ihnen befinden sich neben eigenen belletristischen und historischen Werken auch viele Uebersetzungen und Bearbeitungen von Schriften ausländischer, namentlich englischer Autoren, u. a. Walter Scotts. Seine „Darstellung der Ereignisse in Dresden, im Jahr 1813. Von einem Augenzeugen“ (zuerst veröffentlicht in den „Europäischen Annalen“; dann zu Dresden im J. 1816 als Ergänzungsband zu v. Odeleben's Schrift: „Napoleons Feldzug in Sachsen“), beruht auf eigenen Tagebuchnotizen. Wie gründlich er sich mit dem Studium moderner Sprachen beschäftigte, beweist die von ihm unter dem Namen Joseph Aldoni herausgegebene „Portugiesische Sprachlehre“ (1813). Einem ganz anderen schriftstellerischen Fache gehören seine in mehrfachen Bearbeitungen erschienenen Beschreibungen der Stadt Dresden und ihrer Umgegend an.

Meusel, G. T. F. A. Ebert's handschriftl. Nominalexcerpte, Bd. II. (Manuscript der kgl. öff. Bibliothek zu Dresden, R 176), S. 568. Joh. W. S. Lindner, Taschenbuch für Literatur und Kunst im Kgr. Sachsen. Jahrgang 1. Dresden 1825, S. 52. Neuer Nekrolog, 27. Jahrgang, Thl. II. 1851, S. 1241 ff. F. Schnorr v. Carolsfeld.

Linde: Johann Wilhelm L., zu Thorn im Januar 1760 geboren, Sohn eines dortigen unbemittelten Schlossermeisters, erhielt seine erste Ausbildung auf dem dortigen Gymnasium und besuchte während der Jahre 1778—82 die Universitäten Leipzig und Halle. Schon 1782 gab er die Uebersetzung des Jesus Sirach heraus, der Niemeyer eine Abhandlung „Ueber die Methode die Moral in Sittensprüchen zu lehren“ mitgab. Nachdem er in den Jahren 1782—84 in einigen Danziger Familien die Stelle eines Erziehers bekleidet hatte, wurde

er von der städtischen Obrigkeit 1786 zum Conrector der Marienkirchschule und 1792 zum Prediger an der Kirche des Hl. Geisthospitals berufen. Auf dieser Stelle ist er, trotzdem er mehrfach zu höheren und einträglicheren Aemtern berufen wurde, bis zu seinem Tode geblieben. An sonstiger Anerkennung hat es ihm aber nicht gefehlt: 1817 erhielt er die Schulinspection der Danziger Nehrung und 1825 deren Superintendentur, 1824 von der Universität Greifswald die Doctorwürde. 1836 entsagte er wegen körperlicher Schwäche den meisten seiner Aemter und behielt nur die Pfarrstelle; am 16. Februar 1840 starb er. Seine Predigtweise war der Zollikofer's ähnlich, nur von größerer Herzenswärme, wozu wol der strengkirchliche Charakter der Stadt, in der er wirkte, beigetragen hat. Die praktische Tendenz überwog, in deren Befolgung er oft ohne Scheu Verhältnisse auf der Kanzel besprach, die dort sonst nie berührt werden. Der Inhalt seiner Predigten bekundete einen gemäßigten Rationalismus. Trotz seiner seit 1817 sehr erweiterten Wirksamkeit in Schulinspectorat und Superintendentur, war er auch noch schriftstellerisch thätig. Außer Nekrologien und Predigten, unter denen die auf den Tod des Prinzen Ludwig von Preußen und der verwittweten Königin Christine Elisabeth, Gemahlin Friedrichs II., hervorzuheben sind, gab er 1795 „Sententiae Jesu Siracidae graece“, Gedani, und eine zweite Auflage der Uebersetzung des Jesus Sirach heraus; 1797 folgte „Irenäus über die Kriegsübel, eine Trostschrift in 17 Büchern“, 1800 „Reinhard und Ammon oder Prediger-Parallele“, 1811 „Jesu Universalreligion“.

Ad. Höpfner, Der treue Säemann, Predigt zum Gedächtniß des Joh. Wilhelm Linde, Danzig 1840. Dr. G. Löschin, Dr. Johann Wilh. Linde, Danzig 1840. Bertling.

Linde: Justin Timotheus Balthasar Freiherr v. L., Staatsmann und Jurist, geb. zu Brilon im Herzogthum Westfalen am 7. August 1797, † in Bonn in der Nacht vom 8. auf 9. Juni 1870. Der Tod seines Vaters, Dr. jur. Franz Levin L., Advokat in Brilon, † im J. 1800 mit Hinterlassung einer Wittwe, die am 4. Januar 1862 als Wittwe starb, und vier Kindern, von denen das älteste sieben Jahre alt war, und viele Verluste während der Kriegszeiten ließen ihn eine an Entbehrungen reiche Jugend durchleben. Nach kurzer Vorbereitung bei einem (als Domherrn in Mainz gestorbenen) Halbbruder seiner Mutter legte er von 1812—1816 die Gymnasialstudien in Arnsberg zurück, bei deren Schlusse er am 3. August die in Soest 1816 gedruckte „Rede über den Geburtstag des Königs von Preußen“ hielt, an den das Herzogthum Westfalen von Hessen-Darmstadt übergegangen war. Er studirte die Rechtswissenschaft vom Herbst 1816 in Münster bis zur Aufhebung der Universität und juristischen Facultät (August 1818), wo er besonders an Hermes sich anschloß, dem er zeitlebens treu anhing, wie er denn mit dessen hervorragenden Schülern, Braun, Biunde, v. Droste-Hülshoff, Esser, Stupp, in der innigsten Freundschaft verharrte. Am 9. Novbr. 1818 wurde er in Göttingen immatriculirt, verließ die Universität aber nach der ausgebrochenen Studentenunruhe und wandte sich nach Bonn, wo er am 15. Mai 1819 immatriculirt, bei Mackeldey, Mittermaier, Walter und Welcker hörte, am 30. Sept. 1820 als der dritte Doctor auf Grund der „Diss. inaug. exhibens observationes quasdam de successione germanica pactitia“, 4°, mit dem Prädikat summa cum laude den juristischen Doctorgrad erwarb. Im Wintersemester 1821 habilitirte er sich als Privatdocent an der juristischen Facultät und las von da bis zu Ostern 1823 in jedem Semester Civilproceß, einmal preußisches Landrecht, im letzten Semester auch Strafrecht, dies und den Civilproceß seit Mittermaier's Abgang allein. Zugleich war er Mitglied des Spruchcollegs und referirte vom 13. Decbr. 1821 bis zum März 1823 von den 34 entschiedenen Sachen 12.

Die Facultät befürwortete am 28. Januar 1821 auf sein Gesuch um Verleihung einer Repetentenstelle die Errichtung einer solchen und seine Ernennung lebhaft, der Curator hielt für nöthig seine Bewährung als Lehrer abzuwarten, beantragte aber eine vom Minister bewilligte Unterstützung. L. erzählte mir wiederholt, der Curator v. Rehfues habe ihm auf die Frage, ob er Aussicht auf eine Professur habe, mündlich geantwortet: daran sei nicht zu denken, weil man nicht mehr Katholiken in der juristischen Facultät anstellen werde. Diese Mittheilung muß erwähnt werden, weil sie im Gegensatz zu dem in der angeführten und einer 1818 zu Soest gedruckten Broschüre „Blicke auf die Erfolge neuerer Siege" sich kundgebenden preußischen Patriotismus ein Hauptmotiv seiner niemals versiegten Antipathie gegen die preußische Regierung und seiner Ueberzeugung bildete, daß diese stets gegen die Katholiken eingenommen sei. Wahrscheinlich hat L. eine Aeußerung des Herrn v. Rehfues, der übrigens sowol dem Erzbischof Grafen v. Spiegel, wie dessen Nachfolger ein Dorn im Auge war, mißverstanden; denn bis 1823 gab es in der juristischen Facultät zu Bonn überhaupt nur zwei katholische Professoren: Mittermaier, der im März 1821 fortging, und Walter, unter den Privatdocenten allerdings drei: L., Euler, v. Droste; Jarcke wurde erst 1824 katholisch. Auch ist kein sonstiger Anhalt für jene Auffassung vorhanden. Ziemlich gleichzeitig erhielt L. einen Ruf nach Dorpat und Gießen (1. April), nahm letztern als außerordentlicher Professor mit 600 Gulden an und zog sofort dorthin. In seinem neuen Vaterlande, zu dem von 1803—15 sein Heimathland gehört hatte, machte er für die damalige Zeit und nach der gewöhnlichen Anschauung eine rasche und glänzende Carriere. Am 18. August 1824 wurde er ordentlicher Professor, erhielt, nach Ablehnung eines Rufes für Freiburg im Br. als Professor des deutschen Privatrechts und der römischen Rechtsgeschichte, am 29. Juli 1825 eine bedeutende Gehaltszulage, wurde am 3. Febr. 1826 zugleich Rath des Kirchen- und Schulcollegiums (mit 75 Gulden Gehaltszulage!), am 7. März 1829 der Professur enthoben und als Rath im Ministerium des Innern und der Justiz mit dem Titel Geheimer Regierungsrath nach Darmstadt gerufen. Zwei Jahre darauf machte ihm der preußische Minister v. Altenstein den Antrag, eine hervorragende Stelle im preußischen Kultusministerium als Staatsrath anzunehmen, den er ablehnte. Im J. 1832 wurde er zum Director des Oberstudienraths, 1833 zum Kanzler der Universität Gießen und zugleich zum Regierungsbevollmächtigten, 1836 auch zum Geheimen Staatsrath im Ministerium des Innern und der Justiz ernannt; wiederholt war er auch Spruchmann beim Bundesschiedsgericht. Alle jene Aemter — als Kanzler war er zugleich Mitglied der ersten Kammer der Landstände — bekleidete er bis zum December des J. 1847, wo er auf wiederholtes Ansuchen in den Ruhestand versetzt und gleichzeitig zum lebenslänglichen Mitglied der ersten Kammer ernannt wurde. Er siedelte auf das von ihm im J. 1837 erkaufte Gut Dreis bei Wittlich (preußische Rheinprovinz) über, freilich nur zu kurzer Rast, da ihn das J. 1848 von neuem auf den politischen Schauplatz rief, auf dem er bis zum 24. August 1866 eine in ihren Einzelnheiten öffentlich wenig bekannte, darum aber nicht minder bedeutende Thätigkeit entwickelte.

Vom 17. westfälischen Wahlkreise (Borken) in das Frankfurter Parlament gewählt, gehörte er diesem an bis zur Zurückberufung der preußischen Abgeordneten, dann für den sechsten westfälischen Wahlkreis Arnsberg, dem Erfurter Parlamente (20. März bis 29. April 1850). Die in Hessen eingetretene Verfassungsänderung behob die Mitgliedschaft der ersten Kammer. Am Tage des Schlusses des Erfurter Parlaments lud ihn die österreichische Regierung ein, sich in Frankfurt a/M. an der Wiedereröffnung der deutschen Bundesversammlung

zu betheiligen und dieserhalb mit dem Bundespräsidial-Gesandten ins Einvernehmen zu setzen. Er wurde, nachdem er, unter Vorbehalt der Ansprüche seiner Frau auf die Wittwenpension, auf sein Ruhegehalt verzichtet hatte, aus dem hessischen Staatsdienste entlassen, am 15. Juli 1850 vom Fürsten von Liechtenstein zum Gesandten beim Bundestage ernannt und auf Grund einer kaiserlichen Entschließung vom 24. Mai 1850 durch einen Erlaß des Ministerpräsidenten Fürsten Schwarzenberg vom 23. März 1853 förmlich in den kaiserlichen österreichischen Staatsdienst aufgenommen mit einem festen Jahreseinkommen vom 1. März ab, für seine Wittwe einer Pension, und unter Bewilligung einer monatlichen Zulage zugleich „vorläufig in seiner dermaligen dienstlichen Verwendung bei der kaiserlichen Bundespräsidial-Gesandtschaft in Frankfurt“ bis zum Eintritt in eine systemisirte Stelle belassen. Alle Versuche, ihn in eine „systemisirte Stelle“ nach Wien zu ziehen, wußte er scheitern zu machen, weil er nur zu gut einsah, daß die ihm angebotenen Stellungen weder seiner Neigung zusagten, noch Aussicht auf eine wirklich ersprießliche Wirksamkeit boten. Er blieb in der angegebenen Stellung, war zugleich seit 1863 Gesandter für Reuß ä. L. und Hessen-Homburg. L. war der einzige Gesandte, der dem Bundestage seit dessen Restauration im Mai 1850 bis zu dessen Auflösungssitzung am 24. August 1866, der er beiwohnte, angehörte. Seitdem lebte er auf seinem Gute Dreis; der Tod infolge eines Gehirnschlags ereilte ihn beim Besuche seines damals in Bonn wohnenden jüngsten Sohnes.

Linde's Wirken in Hessen darf als ein hervorragend verdienstliches erklärt werden, ganz besonders auf dem Gebiete des Schulwesens von der Elementarschule bis zur Universität. In seinen beiden Schriften: „Uebersicht des gesammten Unterrichtswesens im Großherzogth. Hessen, besonders seit dem J. 1829, amtlich dargestellt“, Gießen 1839, und „Erwiederung auf die Bemerkungen des Herrn Geh. Rath Dr. A. A. E. Schleiermacher über den Studienplan für die Großherzogl. Hessische Landesuniversität zu Gießen“, Darmstadt 1843, sodann in der Schrift von Friedr. Schmitthenner „Die Culturverfassung von Nassau, Hessen-Darmstadt und Rheinpreußen“, Gießen 1839, ist das Material zur Beurtheilung niedergelegt. Die Errichtung des Oberstudienraths war vorzugsweise sein Werk; für Hebung der Gymnasien und der Stellung der Lehrer wurde in Hessen damals mehr gethan, als in den meisten deutschen Staaten. Die Universität Gießen war sein Schooßkind; er befand sich als Kanzler, Regierungsbevollmächtigter und wirklicher geheimer Staatsrath mit der maßgebenden Stimme in der Lage, alles Erreichbare durchzusetzen. Viele Hunderte von Briefen, die mir im Original vorliegen, zeigen, daß es unmöglich ist, wohlwollender zu sein, die Denuncianten zarter, aber zugleich fester abzuweisen, rücksichtsvoller zu verfahren, da er in delikaten Sachen sogar die Abschriften selbst machte. Freilich gelang es in dem kleinen Staate nicht immer, alles durchzusetzen. Seit 1844 wurde L. oft verdächtigt, als habe er die Universität „katholisiren“ wollen. Ich werde an anderem Orte, da hier der Raum gebricht, den Beweis liefern, daß dies nicht nur gänzlich falsch ist mit Rücksicht auf die Zahl der unter ihm angestellten katholischen Professoren, sondern glänzend widerlegt wird durch Erklärungen des damaligen Erbgroßherzogs (späteren Großherzogs Ludwig III.) und einer Reihe von unparteiischen Männern, unter denen ich nur Justus v. Liebig nenne; es läßt sich der Beweis führen, daß er einzeln positiv geglaubt hat, einen Protestanten zu berufen, der Berufene aber katholisch war. Diese Angriffe begannen überhaupt erst im J. 1844 und hatten vorzüglich zwei Veranlassungen: sein entschiedenes und namentlich litterarisches Auftreten gegen die durch Johannes Ronge angestiftete religiöse Bewegung, sodann die neue Auflage eines Katechismus für die Diöcese Mainz, gegen welche man im

Ministerium nichts zu erinnern gefunden, das protestantische Oberconsistorium aber wiederholte Beschwerde erhoben hatte wegen einiger Stellen, die geradezu harmlos sind im Vergleiche mit solchen, die heute in den amtlich in allen preußischen Schulen eingeführten stehen. Wie wenig Ursache man hatte, über Linde's Ultramontanismus zu klagen, dürfte sich schon allein daraus ergeben, daß er damals wie heute die Liebe der ultramontanen Partei nicht genoß und daß, so lange er im Amte war, nicht die geringste Reibung zwischen Staat und Kirche vorkam. Ihm gelang es, als der Geh. Staatsrath v. Wrede, der Secretär des letzten Kurfürsten von Köln gewesen, von der hessischen Regierung zum Bischof von Mainz vorgeschlagen, aber von Rom nicht angenommen worden war, im J. 1829 gestorben war, eine Verständigung auf den Freiburger Domdecan Burg herbeizuführen, der am 12. Januar 1830 als Bischof installirt wurde. In einem warmem Dankschreiben vom 9. December 1831 preist Bischof und Capitel sein Verdienst. Wenn dasselbe freilich meint, man werde dessen stets gedenken, so hat es nicht daran denken können, daß das Buch des Mainzer Seminarprofessors H. Brück, „Die oberrheinische Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart", Mainz 1868, mit keinem Worte Linde's Erwähnung thut. Linde's Werk war es, daß mit Zustimmung des Bischofs Burg durch landesherrliche Urkunde vom 22. Juni 1830 in Gießen eine katholisch-theologische Facultät errichtet wurde, damit die künftigen Geistlichen keine einseitig klerikale Erziehung genössen. Diese Facultät hat durch seine Bemühung Mitglieder gehabt, die zu den besten deutschen Theologen gehören: Staudenmaier, Kuhn, Lüft, Löhnis, Fluck, Scharpff, Locheren u. a. (vgl. A. Lutterbeck, Gesch. der katholisch-theologischen Facultät zu Gießen, Gießen 1860). Zu ihrer Hebung schloß L. als hessischer Bevollmächtigter 1838 mit der nassauischen Regierung einen Vertrag, wonach die nassauischen Theologen in Gießen mit gleichen Rechten studirten, zu denen auch die Freiheit vom Honorar, gegen welche Riffel eine Vorstellung veranlaßte, gehörte. Dieser Riffel operirte von vornherein gegen die Facultät. Seine 19. Novbr. 1842 erfolgte Versetzung in den Ruhestand wird (z. B. von Bruck a. a. O. S. 132) als Folge des Erscheinens des ersten Bandes seiner „Kirchengeschichte der neuesten Zeit vom Anfange der großen Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts" (Mainz 1841) von ultramontaner Seite dargestellt, obwol Lutterbeck a. a. O. S. 65 aktenmäßig den Sachverhalt erzählt, nur aus Rücksichten und weil er nicht alle Akten kannte, einzelnes übergeht. Riffel war durch sein Benehmen gegen Collegen, namentlich Hartnagel, unmöglich geworden. Um ihn nicht im Disciplinarwege entfernen zu müssen, ließ L. das Persönliche fallen und wurde im Staatsrathe lediglich betont, daß sein Verbleiben mit dem confessionellen Frieden unverträglich sei; derselbe wurde nach der Dienstpragmatik mit vollem Gehalt pensionirt. Die Regierung erklärte durch den Mund ihres Commissärs v. Riessel, am 16. Mai 1851 in der zweiten Kammer (Augsburger Allgem. Ztg. vom 23. Mai 1851), Riffel sei entfernt worden, weil er sich schwere Ausfälle auf den Ahnherrn des fürstlichen Hauses, Philipp den Großmüthigen, erlaubt hätte. Dieser Ausweg, zu welchem L. gegriffen, um einen Priester zu schonen, war ein Fehler, der sich rächte. Anstatt dankbar zu sein, blies Riffel und sein Anhang, namentlich der spätere Domdecan Lening aus Mainz, Sturm in den ultramontanen Blättern und setzte Petitionen des Clerus an den Bischof ins Werk, welche die Herstellung der theologischen Lehranstalt am Mainzer Seminar, d. h. die Brachlegung der theologischen Facultät forderten (Brück, S. 285 ff.). Die mir vorliegende Correspondenz des Bischofs Kaiser mit L. beweist, daß jener Riffel's Entfernung billigte, von Riffel's Schuld so überzeugt war, daß er keinen Anstand nahm, ihn als „Scheusal" zu bezeichnen. Der Erfolg der Affaire für L. war, daß man ihm Riffel's „Märtyrerthum"

aufs Kerbholz schrieb; zugleich hatte er, um den katholischen Priester nicht zu compromittiren, dem confessionellen Frieden eine Concession gemacht, welche zu der Katechismusforderung führte. L. verlangte am 27. Decbr. 1844 seine Entlassung, namentlich wegen Aeußerungen des Erbgroßherzogs. Dieser selbst erklärte ihm am 2. Januar 1845, daß er ihn nie entlassen, vielmehr, wenn er zur Regierung gelange, an die Spitze eines eigenen Justizministeriums stellen werde. Da kam ein neuer Anlaß in der Ronge'schen Bewegung, welche von hochstehenden Katholiken in Darmstadt, die freilich ostensibel zurückhielten, und noch mehr von Protestanten begünstigt wurde. Da man L. für befangen hielt, wurde ihm das Referat in dieser Sache entzogen und dem Referenten für die evangelischen Kirchensachen zugewiesen. Das hielt L. mit Recht als unverträglich mit seiner Stellung und bat Ende 1845 um seine Entlassung und beharrte dabei trotz der eifrigsten Bemühung des Staatsministers Freiherrn Vos du Thil. L. hat es recht bitter erfahren, wie schwer es ist, es dem Staate und den Ultramontanen recht zu machen. Während seiner Amtsführung kam trotz der Verordnung vom 30. Januar 1830 niemals eine Reibung vor, jeder Anstand wurde friedlich durch Correspondenz beigelegt; ihm war die Wahl des wahrhaft friedliebenden Bischofs Leopold Kaiser, der Bau der katholischen Kirche in Gießen und die Befriedigung einer ganzen Reihe von katholisch-kirchlichen Bedürfnissen zu danken. Die seit 1844 gemachten Erlebnisse bewirkten bei ihm, der persönlich stets ein gläubiger und auch praktisch kirchlicher Katholik war, in Verbindung mit den politischen Ereignissen seit 1848 eine ultramontane Schwenkung. Er war durch und durch conservativ, eigentlich Gegner jeder Art constitutionellen Regimes und hielt die größte Fülle landesherrlicher Macht für das einzig richtige. Zu gewissenhaft, um gegen die Verfassung seines Landes zu handeln, unterstützte er nach seiner Ueberzeugung Maßregeln, welche auf die Behauptung der landesherrlichen Macht zielten, z. B. die wiederholten Kammerauflösungen. Diese ganze Richtung, der in Frankfurt 1848 eingetretene ausschließliche Verkehr mit Männern der ultramontanen Richtung und Geistlichen oder mit Protestanten, wie Joh. Friedrich Böhmer u. a., sein angebornes Halten zu Oesterreich und später seine amtliche Stellung, erklären sein Auftreten seit 1848. Er hat auf die Berufung der Bischofsconferenz in Würzburg (19. October bis 16. November 1848) einen viel größeren Einfluß gehabt, als dies zum ersten Male von Baudri („Der Erzbischof von Köln Johannes Cardinal v. Geißel", Köln 1881, S. 109) angegeben wird, hatte wesentlichen Antheil an der Gründung der „Deutschen Volkshalle", der ersten größeren katholischen Zeitung, bewirkte, daß große Summen von Oesterreich und besonders dem Fürsten von Thurn und Taxis für katholische Blätter verwendet wurden, unterstützte die Denkschriften des Episkopats der oberrheinischen Kirchenprovinz, verhinderte wol auch Schritte der hessischen Regierung gegen die am 1. Mai 1851 vom Bischof v. Ketteler eröffnete theologische Lehranstalt — der Referent im Ministerium v. Rieffel war einige Tage vorher bei ihm in Frankfurt gewesen — denn es blieb bei der am 16. Mai 1851 in der zweiten Kammer gegebenen Erklärung der Regierung, daß sie dem Bischof zu erkennen gegeben habe, wie sie nicht gestatten könne, daß sich in Mainz eine Doppelgängerin aufrichte, worauf dieser erwiederte: er bewege sich in seinem Rechte. Aber trotz alledem war er in den Augen Roms nicht correct, hat nie irgendwelche Auszeichnung von dort, ja nicht einmal den Besuch des päpstlichen Nuntius, spätern Cardinals Viale Prelà erhalten, der sich 1848 verschiedene Tage in Frankfurt aufhielt und eine Reihe von Personen besuchte, die im Vergleiche zu ihm unbedeutend waren. Mir selbst sagte Viale Prelà 1854 in Wien, er traue L. nicht. Und doch war L. mit Geißel, Diepenbrok, Förster von Breslau, B. Müller von Münster, W. Arnoldi von Trier ꝛc., mit

v. Radowitz, Aulike, dem Gesandten v. Savigny, Windthorst, den maßgebenden österreichischen Personen viele Jahre lang in stetem Verkehr gewesen und mit einzelnen eng befreundet. Aber für Rom paßte er nicht, denn er hat nie den Rechtsstandpunkt und die Rechte des Staats verleugnet, um dem Clerus zu Willen zu sein, und sich an die bestehenden von Rom verworfenen Gesetze gehalten. Was L. für die Kirche that, geschah aus fester Ueberzeugung. Solche Leute braucht Rom nicht zu hätscheln, das thut man am besten bei solchen, welche die Religion als politisches Motiv benutzen.

Linde's politisches Wirken war nicht vom deutsch-nationalen Gesichtspunkte geleitet. Er kannte bis 1847 nur sein Hessen und theilte den damals allgemein partikularistischen Standpunkt bis zu dem Grade, daß er dem berüchtigten Sperren des Biebricher Hafens mit Steinen zustimmte und dessen Ausführung durch eine in Mainz seit mehreren Tagen liegende Flotte von 80 mit 200 Arbeitern bemannten Schiffen in der Nacht vom 28. Februar auf den 1. März 1841 einleitete, da er am Abend des 28. Februar in Mainz die nöthigen Befehle ertheilte (die Augsburger Allgem. Ztg. vom 6.—17. März und in verschiedenen folgenden Nummern enthält die Berichte und Erklärungen). Daß die hessische Regierung officiell keine Brachlegung des Hafens beabsichtigt zu haben erklärte, war natürlich, daß es aber die Absicht des Ministeriums war, mit einem Schlage das Ziel zu erreichen: Mainz vor der Concurrenz zu bewahren, weiß ich aus Linde's Munde. In Mainz jubelte man, Bischof Kaiser schreibt am 6. März an L.: „Seit dem Wasserszapf sagen die Mainzer nicht mehr von unserm Großherzog kurzweg der Herzog, sondern stark und fest der Großherzog". Eine schöne Zeit! zu der es stimmte, daß damals in der Augsburger Zeitung die Reihenfolge: Südamerika, Spanien, Großbritannien, Frankreich, Belgien, Niederlande, Italien, Schweiz und dann Deutschland, Preußen, Dänemark, Schweden, Rußland, Oesterreich ꝛc. lautete, trotz des deutschen Bundes. — Für die deutsche Bewegung hatte L. kein Herz und Verständniß. Er sagte mir am Tage der Wahlen zum Frankfurter Parlament (7. April 1848), daß nichts dabei herauskomme. Er hielt fest am Bundestage und hat auf das Benehmen des Erzherzogs Johann, der am 5. wie am 12. Juli 1848 die Zustimmung des Bundestags erwähnte, einen sicherlich am wenigsten von Herrn v. Schmerling geahnten Einfluß gehabt. Der Reichsverweser fragte ihn recht oft, je ostensibler derselbe sich fernhielt, L. rieth zur Ablehnung des preußischen Vorschlags, die bei ihm accreditirten Gesandten quasi als ein Collegium zuzulassen (30. August 1848) und hat wesentlich beigetragen, daß derselbe in die Hände der von Oesterreich und Preußen zur Ausführung des am 30. September 1849 geschlossenen Interim eingesetzten Commission seine Gewalt in einer Form niederlegte, welche juristisch deren Rückübertragung bedeutete. L. hat recht eigentlich in der im Mai 1850 von Oesterreich einberufenen Bundesversammlung die entscheidende Thätigkeit geübt, mochte das auch nach außen nicht hervortreten, er war es, der für die österreichischen Präsidialgesandten Graf Friedrich Thun, v. Prokesch-Osten, Graf Rechberg, v. Kübeck, welche durchgehends für diese Stellung nicht die nöthige juristische Befähigung besaßen, dachte und arbeitete. Leider stimmte er auch zu dem Verkaufe der deutschen Flotte (1852), der Regelung der schleswig-holsteinischen Sache, der Restitution des Kurfürsten (November 1850), den Bundesbeschlüssen über die Verfassungsrevisionen (23. August 1851), die Preßfreiheit (6. Juli 1854), das Vereinswesen (13. Juli 1854). Hervorragend war seine Theilnahme an der Feststellung der Vorlage, welche als „Reformnote des deutschen Bundes" auf dem Frankfurter Fürstentage (17. August bis 1. Septbr. 1863) berathen wurde. Nach der Scheiterung des Projects bemächtigte sich seiner zuerst die Befürchtung, daß der Einfluß Oesterreichs in

Deutschland zu Ende gehe. Dies zu verhindern, bezweckte als letzter Versuch der österreichische Antrag vom 11. Juli 1866: das Bundesheer mobil zu machen, die Stimme der 16. Curie, von L. geführt, entschied dessen Annahme und damit den Krieg. Mit der Auflösung des Bundestags waren alle seine Ideale und Ziele vernichtet, er sah ein und hat das unumwunden bekannt, daß er sich in seiner ganzen politischen Auffassung getäuscht habe, er war gebrochen, hatte selbst die Kraft verloren, in wissenschaftlichen Arbeiten sich zu erholen, die Jahre und zu viele Arbeiten hatten seine Kraft gelähmt, weshalb er nicht einmal einen Versuch machte, seine reichen Erfahrungen niederzuschreiben; schmerzliche Ereignisse in seiner Familie trugen dazu bei, seine letzte Lebenszeit gleich wenig heiter zu machen, wie es sein Leben, seit er die Professur verlassen, nach öfterer Erklärung gewesen war.

So bedeutend der Antheil Linde's an den Ereignissen in Hessen und seit 1850—66 in Deutschland gewesen ist, sein Arbeiten für die, welche den Namen hergaben, hat sein Wirken nur den Eingeweihten bekannt werden lassen. Allzugroßen Dank hat er auch nicht geerntet von denen, für die er arbeitete, ein Geschick, das sich eben aus dem Fehlschlagen der Ziele erklärt. Seine schriftstellerische Thätigkeit hat eine dreifache Richtung. In der ersten Zeit war es vorzüglich der Civilproceß, für den er ausgezeichnete Leistungen aufzuweisen hat. Seine eminente juristische Begabung, Klarheit und Schärfe wird Niemand bestreiten. Wäre er dem Katheder erhalten, so würde er sicherlich zu den hervorragendsten Juristen Deutschlands gehören. Seine mancherlei Aemter machten es unmöglich, daß er mit den Fortschritten der Wissenschaft auf die Dauer gleichen Schritt hielt. Er warf sich daher allmählig auf publicistische Materien, welche seine Amtsführung bot, ganz besonders auf kirchliche Fragen. Die Schriften dieser Art, sämmtlich Gelegenheitsarbeiten, gehören zu den besten Arbeiten über die betreffenden Themata, bieten reiches Material, leiden aber an zu großer Breite, an schwerfälliger formalistischer Deduction und stellenweise der nöthigen Objectivität. Eine dritte Richtung war der Versuch, das deutsche Bundesrecht wissenschaftlich auszubauen. Es liegt in dem Stoffe dieser Schriften, daß sie so ziemlich vergessen sind. Dies Schicksal theilen natürlich alle seine zahllosen Ausarbeitungen für die Acten, Gutachten u. dgl.

Als Mensch war L. ein seltener Mann. Sich selbst gegenüber hatte er einen eisernen Willen, ich glaube nicht, daß er seit seiner Jugend auch nur ein einziges Mal in Speise oder Trank das richtige Maß überschritten hat; er arbeitete vom frühen Morgen, im Sommer nie nach 5 Uhr anfangend, gönnte dem Essen kurze Zeit, längere der Bewegung im Freien, der Familie den Abend. Er war aufrichtig seiner Religion zugethan und ging fast täglich in den Gottesdienst. An seiner Frau und seinen Kindern und Verwandten hing er mit grenzenloser Liebe. Sein größter Schatz war ein unendlich heiteres Gemüth. Sprudelnder Witz, unverwüstlicher Humor, seltenes Talent zur Erzählung und zum Necken machten ihn zum angenehmsten Gesellschafter, der alle entzückte, seine Schalkheit verletzte nie. Er beherrschte durch seinen Geist ziemlich alle, mit denen er verkehrte, besaß aber die seltene Kunst, dies nie zum Bewußtsein kommen zu lassen, und namentlich hochstehende Personen die von ihm eingegebenen Ideen und Gedanken als eigene ergreifen zu lassen. Gleichwol führte er niemals ein geselliges Leben; der Grund lag nicht in seiner Neigung, sondern in seinen Verhältnissen. —

Schriften (außer den angeführten): „Abhandlungen aus dem deutschen gemeinen Civilproceß", 2 Bde., Bonn 1823, 29; „Lehrbuch des deutschen gemeinen Civilprocesses", Bonn 1825, 7. Aufl. 1850; „Handbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes ꝛc.", 2 Bde., Gießen 1831, 40 (Bd. IV u. V

eines beabsichtigten größeren Werkes); „Zeitschrift für Civilrecht und Proceß, von L. gegründet und herausgegeben in Verbindung mit Marezoll und v. Wening-Ingenheim, (an des letzteren Stelle seit dem 5. Bande) v. Schröter, zuletzt dem Unterzeichneten, Gießen 1828—65, Bd. I—XX und Neue Folge I—XXII; darin eine Reihe von Abhandlungen von ihm. Verschiedene Aufsätze ꝛc. in: „Archiv für die civilistische Praxis“, von Zu-Rhein „Jahrbücher“, „Neues Archiv des Criminalrechts“ von Kleinschrod u. a., Schunk „Erlanger Jahrbücher“, Zeitschrift „Teutonia“, einer Reihe politischer Blätter. — „Betrachtung der neuesten Ereignisse aus dem Standpunkte des Rechts und der Politik“, Mainz 1845; „Staatskirche, Gewissensfreiheit und religiöse Vereine“, daselbst 1845; „Berichtigung confessioneller Mißverständnisse“, 1. Heft „Auffassung des christlichen Seligkeitsdogmas nach katholischem und protestantischem Bekenntnisse“. 2. Heft „Die Berechtigung der christlichen Kirche zum Fortschritte“. 3. Heft „Urkundliche Berichtigung von Thatsachen ꝛc.“, alle drei Mainz 1846; „Ueber Abschließung und Auflösung der Ehe im Allgemeinen und insbesondere über gemischte Ehen“, Gießen 1846; „Ueber religiöse Kindererziehung in gemischten Ehen und über Ehen zwischen Juden und Christen“, daselbst 1847; „Gleichberechtigung der Augsburg. Confession mit der katholischen Religion in Deutschland nach den Grundsätzen des Reichs, des Rheinbundes und deutschen Bundes. Geschichtlich und rechtlich“, Mainz 1853; „Betrachtungen über die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Kirchengewalt, und Schutzpflicht des deutschen Bundes und der Theilnehmer an dem westfälischen Frieden sammt und sonders, in Deutschland“, Gießen 1855 (auch Archiv für d. öff. Recht des D. B., II. H. I). Die vorletzte bekämpft den Bundestagsbeschluß vom 9. Juni 1853 hinsichtlich des Art. 16 B. A. über die Beschwerde des Herrn von der Kettenburg in Mecklenburg; die letzte ist gegen das Vorgehen von Baden, bestreitet die Competenz der Gerichte in Streitigkeiten zwischen den Staatsbehörden und der römisch-katholischen Hierarchie, und hält den Bund eventuell die Garanten des westfälischen Friedens zur gütlichen Vermittelung für competent! — „Archiv für das öffentliche Recht des deutschen Bundes“, Gießen 1855—61, 4 Bde., worin namentlich von ihm selbst Abhandlungen über Fragen des innern Bundesrechts, das Postrecht u. dgl.

Meine Quellen waren die Correspondenzen, Acten ꝛc., sodann genaue persönliche Kenntniß, da Linde der Bruder meiner Mutter war. Die gedruckten biographischen Skizzen außer in meiner Geschichte der Quellen und Litter. des canon. Rechts, III, 1, S. 360 ff. sind werthlos, jedenfalls ungenügend. v. Schulte.

Lindeberg: Peter L., auch Lindenberg genannt, war als Sohn des Kaufmanns und späteren Rathsherrn Kaspar L. (1567—80) am 16. März 1562 zu Rostock geboren. Da dort damals eine höhere Schule nicht existirte, so sandte ihn sein Vater zur Fürsten- und Domschule nach Schwerin, welche unter M. Bernhard Hederich (s. Allg. d. Biogr., Bd. XI. S. 222) blühte, hier legte sich L. auf Specialgeschichte und besonders auf die lateinische Poetik. 1578 im October wurde er in Rostock immatriculirt und trat in das Collegium Porta coeli, sonst auch Pädagogium genannt, etwa unseren Gymnasialoberclassen gleich. 1583 begann er seine großen Reisen mit Empfehlungen des älten Posselius und des Caselius (s. Allg. d. Biogr., Bd. IV. S. 40) zunächst bis nach Rom; eine Ausdehnung bis Constantinopel hinderte die vorzeitige Abreise des türkischen Gesandten, der ihn mitnehmen wollte. Später durchreiste er die skandinavischen Reiche; 34 Universitäten und deren Bibliotheken, nebst vielen anderen der letzteren hatte er so besucht. Ueberall übte und zeigte er sich als lateinischer Poet, und es ist einzuräumen, daß seine Verse gewandt und selbst

zierlich sind. Die poetischen Ergebnisse seiner ersten Reise veröffentlichte er 1586 in seinem „Hodoeporicon", das später der allgemeinen Sammlung seiner Gedichte ἡδυσμάτων partes tres, Hamburg 1592, größtentheils einverleibt wurde. Denselben Reiseerinnerungen gehören seine Epigrammata an, welche er 1587 in Rostock erscheinen ließ und dem „prorex Cimbriae", dem bekannten Statthalter in Holstein Heinrich Rantzau, widmete. Des letzteren Bekanntschaft machte er bei dessen Schwiegersohne, dem königlichen Rath Nicolaus v. Alefeldt, bei dem er eine Hauslehrerstelle auf Caselius' Empfehlung erhalten hatte. Seit dieser Zeit blieb er eng mit Rantzau verbunden, dessen Streben nach litterarischer Größe und nach weitgepriesenem Mäcenatenthum einen Kreis von Gelehrten um ihn sammelte und verbunden hielt, die ihrerseits Ruhm von der Freundschaft des berühmten großen Herrn, namentlich aber auch pecuniäre Förderung hofften. Rantzau ließ später Ausgaben von Lindeberg's Werken auf seine Kosten drucken, andererseits verherrlichte L. dessen Baulust und Kunstliebe in der Hypotyposis arcium, palatiorum etc. etc., die Rantzau gebaut und angelegt habe. Nicht weniger wurde diese Verherrlichung in den „Commentarii rerum memorabilium in Europa ab anno etc. (1586—91)" fortgesetzt. Aus dem Alefeldt-Rantzau'schen Hause kehrte L. 1591 nach Rostock zurück und übernahm, wahrscheinlich wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse, das Geschäft seines Vaters, das vermuthlich bis dahin sein Bruder gehabt hatte, hielt sich aber auch ferner zu den Gelehrten und zur Universität, heirathete 1593 Elisabeth Dalbitz (Dalwitz), und reiste im Interesse seines Schwiegervaters 1595 nach Speier, um einen Proceß durch seine Verbindungen beim Reichskammergericht zu Ende zu bringen. Die Lobredner haben diese fragliche Sache zum Preise seiner juristischen Kenntnisse aufgebauscht. Unterwegs krönte auf Veranlassung Rantzau's Paulus Melissus als palatinus caesareus, nicht als Vorstand eines deutschen Dichterbundes, ihn als Dichter. Er starb am 16. Juli 1596 mit Hinterlassung eines Sohnes Kaspar. Die Arbeit seiner letzten Jahre, die erste gedruckte Rostocker Chronik, hat seinen Ruf lebendig erhalten; als Vorläufer hatte er einen Auszug als „Topographia Rostochii" in Rostock 1594 herausgegeben, der mit einem Kupferstich von Rostock nachher in Georg Braunius' Civitates orbis terrarum wieder erschien. Das außerordentlich hoch gerühmte „Chronicon Rostochiense postumum, quinque libris absolutum" erschien, wie der Titel zeigt, erst nach seinem Tode, 1596 bei Stephan Myliander (Möllmann); der Magister Nicolaus Petraeus, später Consistorialrath in Ratzeburg, hat die Ausgabe sehr liederlich besorgt. Die früher viel gebrauchte Chronik cursirte auch in einer deutschen Uebersetzung in vielen Abschriften, und aus der letzten ist 1677 ein vom Notar Heino Meyer besorgter Auszug auch gedruckt erschienen. Heute ist die Chronik mit Ausnahme weniger Notizen fast werthlos geworden.

Sein Vater Kaspar L. gehörte in den Pastoren-Unruhen von 1559—66 zu den Bürgern, welche den extremsten Orthodoxen folgten und mit ihnen die Gemeinde gegen den Rath aufrührten. Ein Verwandter M. Johannes L. blieb als Geistlicher bei der alten Lehre und war als Domherr und Senior des Rostocker Domcapitels von 1550—57 einer der Hauptführer der Katholiken neben Danckwardi (s. Allg. d. Biogr. Bd. IV. S. 725).

Die Nachweise s. in Robert Tetzner, Peter Lindeberg und seine Rostocker Chronik. Rostocker Doctordiss. 1878, übrigens mit Vorsicht zu gebrauchen. Sie macht z. B. den Draconites (s. Allg. d. Biogr. Bd. V. S. 371) zum Führer der Katholiken in Rostock! Lisch, Jahrb. Vgl. Reg. über 1—30.

Krause.

Lindelof: Friedrich Freiherr v. L., Minister des großherzogl. hessischen Hauses, des Aeußeren und der Justiz, geb. zu Oldenburg am 10. Juli 1794

als Sohn des herzogl. oldenburgischen Kammerassessors v. L. und dessen Gattin Sophie, geb. v. Römer, † am 16. Mai 1882 zu Darmstadt. Derselbe stammte aus dem alten Geschlecht der Lindelöf in Schweden, studirte in Heidelberg, Dijon und Paris, promovirte 1816 in Göttingen, wo er bis 1818 Vorlesungen über römisches Recht und juristische Encyklopädie hielt, gleichzeitig auch Assessor des Spruchcollegiums war. 1818 ging er als Assessor der Justizcanzlei nach Oldenburg, folgte aber schon 1823 dem Rufe als fünfter ordentlicher Professor nach Gießen. Gegenstand seiner Vorlesungen waren Criminalrecht, Proceß, deutsche Reichsgeschichte, Bundes-, Wechsel- und Handelsrecht, juristische Praktika. Im J. 1830 berief man ihn, unter Ernennung zum wirklichen Oberappellationsgerichtsrath, nach Darmstadt, wo L. sehr bald zu den Sitzungen des Staatsraths herangezogen ward und den Vortrag über den Entwurf eines Strafgesetzbuchs übertragen erhielt. Dieser Vortrag ist, gleich wie ein Votum über den Entwurf gedruckt worden (1837). Beigefügt wurde von L. ein besonderer Entwurf, welcher bei dem später den Kammern vorgelegten Entwurf von 1839 Berücksichtigung fand. Vortreffliche Leistungen ließen L. in verschiedene ministerielle Aemter aufsteigen; er wurde 1853 Präsident des Justizministeriums, 1858 wirklicher Geheimrath und Minister der Justiz, mit dem Prädicat Excellenz, 1860 Präsident des Staatsraths, 1871 auch Minister des großherzogl. Hauses und des Aeußeren. In diesen verschiedenen Stellungen entwickelte L. eine hervorragende Thätigkeit in dem Gebiete der Gesetzgebung. Es gehören hierher Gesetze über das Grundbuchwesen und Hypothekenrecht aus den J. 1852—59, ferner die neue Strafproceßordnung für die Provinzen Starkenburg und Oberhessen vom 13. Sept. 1865 nebst dem Gesetze, die Wahl der Geschworenen und die Bildung der Geschworenenbank betr., sodann die nicht zu ständischer Verabschiedung gelangten Entwürfe eines bürgerlichen Gesetzbuchs (in vier Abtheilungen 1842—53) und einer bürgerlichen Proceßordnung von 1856 und 1867. Zum Zeichen des allerhöchsten besonderen Wohlwollens und in Anerkennung der von ihm geleisteten Dienste wurde L. am 25. August 1862 für sich und seine ehelichen Kinder in den Freiherrenstand des Großherzogthums erhoben, mit mehreren hessischen Orden, speciell 1867 in Anerkennung seiner 50jährigen treuen und ausgezeichneten Dienste mit dem Großkreuz des Ludwigsordens, 1864 von der Königin von Spanien, 1868 vom Großherzog von Oldenburg decorirt. Am 12. September 1872 in den Ruhestand getreten, am 1. Juli 1875 zufolge des Gesetzes vom 11. Januar 1875, betreffend das oberste Verwaltungsgericht, aus dem hiermit aufgehobenen Staatsrath ausgeschieden, starb L. am 16. Mai 1882, eine Wittwe und zwei Söhne hinterlassend. — Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Institutiones juris Romani privati“, Gott. 1818 — „Deutsche Reichsgeschichte, insbesondere historische Entwickelung des deutschen öffentlichen Rechts“, Gießen 1827 — „Grundriß des deutschen Staatsrechts mit beigefügten Quellen- und Literatur-Beilagen“, Gießen 1828 — „Von dem Rechte der Bundes-Austrägalgerichte, Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen Fristenversäumnisse zu ertheilen“, Darmstadt 1837 — Abhandlungen im Archiv für civil. Praxis, Bd. 4 u. 7, in Linde's Ztschr. Bd. 5 u. m.

Scriba, Biograph.-literär. Lexikon, Abth. I. S. 221—223, Abth. II. S. 453, 865. — Gef. Mittheilungen der Herren Dr. Chr. Rumpf in Gießen und Oberappellations- und Kassationsgerichtsrath Draudt in Darmstadt. — Berner, Die Strafgesetzgebung in Deutschland, 1867, S. 177 ff. — Gerichtssaal 1856, II. 86 ff. Teichmann.

Lindemann: Friedrich L., Philolog und Schulmann, geb. am 10. März 1792 zu Jöhstadt im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater Director der Stadtschule war. Von diesem mit mehreren anderen Knaben seines Alters zu wissen-

schaftlichen Studien vorbereitet, trat er, als sein Vater das Pfarramt in Mauersberg bei Wolkenstein übernommen hatte, im J. 1807 in die Lateinschule zu Marienberg ein und besuchte dann seit 1809 die Landesschule zu Meißen. Von hier aus bezog er, einem älteren Bruder folgend, im J. 1811 die Universität Wittenberg, jener um Theologie, er um Philologie zu studiren. Er gehörte dem Seminar von Pölitz an und betrieb mit besonderer Vorliebe das Studium des Griechischen in der griechischen Gesellschaft Lobecks. Der Ausbruch des großen Befreiungskrieges im J. 1813 trieb ihn im März in seine erzgebirgische Heimath zurück. Wie fern aber dem sächsischen Gelehrten damals der Gedanke an eine Theilnahme an diesem Kampfe lag, beweist der kleine Umstand, daß L. während der Waffenruhe eine wissenschaftliche Reise nach Böhmen unternahm und kaum waren die Donner der Völkerschlacht verhallt, als er im November 1813 das verwüstete Leipzig aufsuchte. Hier brachte er unter der Leitung Beck's und besonders G. Hermann's seine akademischen Studien zum Abschluß und sah sich bereits im April 1814, nachdem er kaum sein 22. Lebensjahr vollendet hatte, als Conrector an das städtische Lyceum in Torgau berufen, endlich noch zu Michaelis desselben Jahres zum Rector desselben ernannt. Der Frische und Energie seines Wesens gelang es in kurzer Zeit, die Schülerzahl der drei oberen Classen von 40 auf 100 zu steigern; gleichzeitig setzte er im Verein mit gleichgesinnten Collegen seine griechischen Studien eifrig fort und faßte dann den Entschluß, eine Geschichte des vorrömischen Italien zu schreiben. Da dazu die Kenntniß der altitalischen Sprachen ihm unerläßlich schien, so führte ihn dies weiter auf den Gedanken, die lateinischen Grammatiker, zunächst wegen der von ihnen aufbewahrten altitalischen Ueberreste, kritisch herauszugeben. Um dafür den von Bondam gesammelten und in Leyden aufbewahrten Apparat zu benutzen, unternahm er im J. 1817, auf eigene Kosten und von seiner jungen Frau Auguste geb. Müller aus Torgau begleitet, eine etwa halbjährige Reise nach den Niederlanden. Sie vermittelte ihm zwar manche werthvolle persönliche Beziehungen, brachte aber seinem wissenschaftlichen Zwecke nicht die gewünschte Förderung und da auch seine materiellen Verhältnisse in Torgau trotz mancher Anerkennungen und Zusicherungen sehr wenig befriedigten, so bewarb er sich um die sechste Professur an der Landesschule Meißen, die er auch im August 1819 erhielt. Aus dieser auch äußerlich ihm sehr angenehmen Stellung berief ihn 1823 der Rath der Stadt Zittau in das durch die Emeritirung Friedrich August Wilhelm Rudolphs († 1826) soeben erledigte Rectorat des städtischen Gymnasiums. Damit begann für L. eine Periode eingreifender, bedeutungsvoller Wirksamkeit, denn in die Zeit seines beinahe 30jährigen Rectorats fiel die Neugestaltung des gelehrten Schulwesens in Sachsen unter dem mehr und mehr bestimmenden Einflusse des Staates.

Schon unter Rudolph's Leitung (1798—1823) hatte das Gymnasium seine beiden unteren Classen, die sogen. Lateinschule, an die im J. 1811 errichtete Allgemeine Stadtschule abgegeben und dadurch, sowie durch den Uebergang der für den Landschullehrerberuf bestimmten Schüler auf das eben damals gegründete Seminar sich von unerwünschten Elementen befreit. Die Anstalt zählte also damals vier Classen, doch so, daß die Prima vier Jahrgänge umfaßte. Wer es irgend vermochte, ließ seine Söhne privatim für den Eintritt in die Prima vorbereiten, sodaß die übrigen Classen im ganzen nur die weniger tauglichen Bestandtheile enthielten. Dazu war die Zahl der Lehrer allzu gering (nur fünf ordentliche und ein Collaborator), die Besoldung durchweg ungenügend, Lehrmittel so gut wie nicht vorhanden, und so treulich Rudolph auch gearbeitet, diese äußeren Hindernisse waren ihm unüberwindlich gewesen. Selbst in den classischen Sprachen hatte so die Schule nicht die wünschenswerthe Höhe zu behaupten

vermocht. „Der lateinische Vortrag theils gänzlich verschwunden, theils auf einige zeitraubende Dictate oder einige Worte beim Beginn der Lectionen zusammengeschrumpft, nur noch gleichsam als eine Erinnerung an die vergangene Zeit, Vielen zum Schrecken, im öffentlichen Examen beibehalten; im Griechischen Reuchlinische Aussprache, accentuirtes Lesen der Verse, wenig Formenfestigkeit, geringe Kenntniß der Syntax, so war der wahre Zustand des Gymnasiums", sagt ein glaubwürdiger Zeitgenosse. In diese Verhältnisse griff L. sofort mit kräftiger Hand ein, eine markige Persönlichkeit von ausgeprägter Eigenart, schonungslos, ja heftig gegen alles, was ihm als Trägheit oder niedere Gesinnung erschien, aber die Tüchtigen fesselnd durch ernste Milde und jene Frische des Unterrichts, wie sie nur fortgesetzte wissenschaftliche Studien vermitteln, seinen Collegen gegenüber hülfreich und rücksichtsvoll ohne schwächliche Nachgiebigkeit, auch im Verkehr mit Behörden und Bürgerschaft ebenso geeignet als gewillt, seine Anstalt und sein Collegium fest und würdig darzustellen und zu behaupten. Eben in diesen mehr äußeren Beziehungen griff er zuerst durch. Sogleich im J. 1824 führte er förmliche Aufnahmeprüfungen und die feierliche Entlassung der zur Universität Uebergehenden ein, 1826 auch die Maturitätsprüfung, drei Jahre eher als die sächsische Regierung sie allgemein anordnete (4. Juli 1829). Im Unterricht ließ er zunächst aus Mangel an geeigneten Lehrkräften die Mathematik und die Naturwissenschaften ganz ausfallen; jene wurde jedoch wieder aufgenommen, als Michaelis 1825 durch die Berufung Leopold Immanuel Rückert's, des nachmals bekannten Jenaischen Theologen († 1871) ins Conrectorat eine tüchtige Persönlichkeit gewonnen worden war; die Naturwissenschaften dagegen wurden erst seit Ostern 1831 wieder betrieben. Persönlich arbeitete L. natürlich besonders an der Hebung der classischen Studien. Langsamer ging es mit dem Ausbau der Organisation vorwärts, die das Mandat vom 4. Juli 1829 zuerst übereinstimmend zu regeln begann. Mit Ostern 1830 wurde endlich ein sechster ordentlicher Lehrer angestellt, die Zahl der Classen auf sechs vermehrt. In die Debatte über die Neugestaltung des Gymnasialwesens griff L. durch ein paar kleine Schriften lebhaft ein („Die wichtigsten Mängel des Gelehrtenschulwesens im Königreiche Sachsen, nebst Anträgen zu deren Verbesserung", 1833, „Die Verhandlungen über den Entwurf eines Gesetzes, die Organisation der Gelehrtenschulen betreffend, in der ersten Kammer der hohen Ständeversammlung des Königreichs Sachsen, 1834"). Das Regulativ vom J. 1847 hat er dann auch an seiner Anstalt gewissenhaft durchgeführt, nur die darin vorgeschriebenen anderthalbjährigen Curse hat er mit ministerieller Genehmigung bald wieder beseitigt. Sein fünfundzwanzigjähriges Rectoratsjubiläum im December 1848 brachte ihm neben zahlreichen Beweisen der Anerkennung auch den Professortitel. Ein besonders großes Verdienst erwarb sich seine Verwaltung durch die systematische Vermehrung der Schulbibliothek, die im J. 1823 nur etwa 60 Bände zählte, und durch die Begründung eines ansehnlichen Apparates an Lehrmitteln für den geographischen und naturwissenschaftlichen Unterricht, an denen es bis dahin gänzlich gefehlt hatte. In beiden Beziehungen sah sich L. durch verhältnißmäßig ansehnliche Beiträge der Stadtgemeinde gefördert. Auch eine Schülerbibliothek entstand damals allmählig (seit Ostern 1827). Die Schülerzahl war niemals sehr groß (höchstens 100) und ziemlich beträchtlichen Schwankungen unterworfen. Doch haben unter L. mehrere nachmals bedeutende Gelehrte den Grund zu ihrer Bildung gelegt. Wir nennen unter den seither Verstorbenen nur Moritz Haupt und Hermann Lotze, unter den noch Lebenden Moritz Willkomm.

Seine wissenschaftlichen Studien setzte L. stets mit unermüdlichem Eifer fort. Die zahlreichen stiftungsmäßigen Gedächtnißreden (Orationen) und die Pflicht, den Jahresbericht zu verfassen, nöthigten fortwährend zur Herausgabe kleiner

Gelegenheitsschriften, deren allein in Zittau von ihm 64 erschienen sind. Mit besonderer Vorliebe führte er die schon in Torgau begonnenen Studien zu einer kritischen Ausgabe der lateinischen Grammatiker fort. Im J. 1818 gab er „Prisciani opera minora“ heraus, 1820 folgte „Pompeji commentum artis Donati. Ejusdem in librum Donati de Barbarismis et Metaplasmis commentariolum. Accessit ars grammatica Servii“. Auf die zu erwartende Gesammtausgabe wies er dann hin durch „De nova editione grammaticorum Latinorum epistola ad Niebuhrium“, 1828. 1831—34 erschien endlich in vier stattlichen Quartbänden das „Corpus Grammaticorum latinorum veterum“, das wissenschaftliche Hauptwerk seines Lebens. Kleine Gelegenheitsschriften legten zugleich Zeugniß ab von seinen, besonders den ältesten Stufen des Lateinischen zugewandten Studien (so die Aufsätze „De originibus linguae latinae“, 5 Thle., 1828—31). Wie von selbst kam er durch solche Beschäftigung auch auf die Komödien des Plautus. Schon 1822 erschienen „Plauti comoediae tres, Captivi, Miles gloriosus, Trinummus“, 1830 besondere Ausgaben der Captivi und des Trinummus, 1834 Plauti Amphitruo, 1841 die 2. Auflage der Ausgabe von 1822. Gewiß ist die neuere Kritik weit über Lindemann's Arbeiten hinausgekommen, immerhin darf man sagen, daß er ein Vorläufer Fr. Ritschl's und K. Keil's, ja in Bezug auf den Grundgedanken der Erforschung der altitalischen Dialekte, auch Th. Mommsen's gewesen ist. Von den lateinischen Autoren hat er sonst noch mit Horaz und Cicero sich kritisch beschäftigt und im J. 1828 „M. Tullii Ciceronis ut ferunt Rhetoricorum ad Herennium libri IV. Ejusdem de inventione rhetorica libri II“ nach der Bearbeitung von Graevius und Burmann neu herausgegeben. Mehr praktische Zwecke verfolgte sein „Uebungsbuch zur Fertigung griechischer Verse für die mittleren und oberen Classen der Gymnasien“, 1824, und der „Novus thesaurus linguae latinae prosodiacus“, 1827. Später galten seine Arbeiten besonders Homer und den griechischen Tragikern, von denen er manche Stücke geschmackvoll übersetzt hat (so Euripides Hecuba, Rhesus, Phönissen, Iphigenia in Aulis, Sophokles' Antigone), leider nur in wenig verbreiteten Schulschriften. Daneben fand er Interesse auch für griechische und römische Alterthümer und selbst für ferner abliegende Gegenstände. So beschäftigte er sich eine Zeit lang nicht nur mit dem Althochdeutschen, sondern sogar mit dem Sanskrit und dem Arabischen, wie denn überhaupt feste Concentration auf einen Punkt nicht seine Sache war. Bei solcher Vielseitigkeit konnte ihm die Regierung im J. 1840 zunächst provisorisch, im März 1841 definitiv die Leitung der königl. Gewerbeschule und Baugewerkenschule übertragen; seine Theilnahme für diese neue Wirksamkeit sollte eine kleine Gelegenheitsschrift „Einige Andeutungen über die Bauschulen des Alterthums“ (1841) erweisen. Selbst rein praktischen Interessen blieb er nicht fern. Er wurde Mitvorsteher des Gewerbevereins und Begründer des pomologischen Vereins, in dessen Namen er auch die Zeitschrift „Opora“ und das „Obstzuchtbüchlein“ herausgab; ja er lehrte damals als Pomolog am Seminar und hatte seine Freude an den schönen Obstsorten seines Rectoratsgartens, die er mit Liebe und Verständniß pflegte. So beinahe zerstreuende Thätigkeit machten ihm vielleicht seine häuslichen Verhältnisse zu einer Art Bedürfniß. Seine Gattin versank in tiefe Schwermuth, aus der erst nach jahrelangem Leiden der Tod sie erlöste; Kinder hatte er nicht. Aber auch ihn selbst erfaßte seit 1847 ein hartnäckiges Herzleiden. Zwei Badereisen nach Kissingen blieben ohne Frucht, eine Kur in Karlsbad (1851) verschlimmerte sogar seinen Zustand. Matt und muthlos nach Hause zurückgekehrt, konnte er den Pflichten seines Berufes nur noch mit größter Anstrengung genügen und bat endlich im November 1852 um einen längeren Urlaub, der ihm bis zum 1. April 1853 gewährt wurde. Kurz darnach aber kam er um

Entlassung ein und ging mitten im Winter nach Eisleben in das Haus eines Bruders, dann nach Boppard am Rhein, wo eine Kaltwasserkur eine scheinbare Besserung herbeiführte. Trotzdem bestand er auf seiner Emeritirung und kehrte im September 1853 nur noch auf einige Tage nach Zittau zurück, um Abschied zu nehmen. Den Winter brachte er in Wiesbaden zu, aber am 15. Juni 1854 verschied er in Boppard, fern von der Heimath und den Freunden. Treue Verehrer haben später sein Grab mit einem Denkmale geschmückt. Er selbst hatte sich ein unvergängliches Andenken gestiftet, indem er seine reichhaltige Bibliothek, an 3000 Bände, dem Gymnasium testamentarisch vermachte.

H. Kämmel, Friedrich Lindemann, Director des Gymnasiums in Zittau, 1854. Rückblicke auf die Geschichte des Gymnasiums in Zittau (1871 ff.), S. 49 ff. F. Lachmann, Andenken an Friedrich Lindemann. Gedächtnißrede, 1854. H. M. Rückert, Das Gymnasium zu Zittau in den Jahren 1823 bis 1848 (Festschrift zu Lindemann's Rectoratsjubiläum), 1848.

Otto Kämmel.

Lindemann: Heinrich Simon L., geb. am 12. Juli 1807 zu Landau in der Pfalz, † in München am 27. Januar 1855, Sohn eines Schneidermeisters, besuchte das Gymnasium in Zweibrücken, hierauf die chirurgische Schule in Bamberg, mußte aber in Folge natürlichen Widerwillens dieses Studium verlassen und begab sich nach München, um Rechtswissenschaft zu studiren. Der Mangel aber an Subsistenzmitteln nöthigte ihn, als Setzer und Corrector in einer Buchdruckerei zu Schaffhausen und dann als Rentamtsoberschreiber in Kaiserslautern seinen Unterhalt zu suchen. Als er 1831 wieder nach München kam, wurde er durch die Persönlichkeit und die Lehre des damals ebendort eingetroffenen K. Chr. Fr. Krause derartig angezogen, daß er sich völlig dem Studium der Philosophie zu widmen beschloß. Er verblieb vorerst noch in München, wo er eine Privatlehranstalt einrichtete und die erste Kleinkinderbewahranstalt ins Leben rief, im J. 1839 aber habilitirte er sich als Docent in Heidelberg und erhielt zugleich die Lehrstelle der Philosophie am dortigen Lyceum, zwei Jahre später erging an ihn ein Ruf nach Solothurn, und im Frühjahr 1847 wurde er als Professor der Philosophie nach München berufen. Da er gegen den Ultramontanismus Stellung nahm und sich auch an der deutsch-katholischen Bewegung betheiligte, wurde er unter der im J. 1852 beginnenden Reactionsströmung verdächtigt und bald vom Ministerium genöthigt, seine Vorlesungen einzustellen (von ultramontaner Seite war 1852 eine anonyme Schrift erschienen „Kritik des pantheistischen Anthropologismus des Prof. H. S. Lindemann"). Indem er, dessen sittlich gediegener Charakter und reines Streben von allen Unbefangenen anerkannt wurden, die Verkennung und den auf ihm lastenden Druck schmerzlichst empfand, steigerte sich sein bereits vorhandenes Magenleiden, sodaß er demselben erlag. Seine Schriften sind: „Unsere Zeit vom Standpunkte der Erziehung und Andeutungen zum Besserwerden" (1837), „Uebersichtliche Darstellung des Lebens und der Wissenschaftslehre K. Chr. Fr. Krause's" (1839), „Die Lehre vom Menschen oder die Anthropologie, ein Handbuch für Gebildete aller Stände" (1844), „Die Denkkunde oder Logik" (1846), für seine Zuhörer war bestimmt „Grundzüge zu den Vorlesungen über Anthropologie" (1848). Mit Hingabe vertrat er in Lehre und Schrift die Philosophie Krause's, in welcher er auch persönlich seinen idealen Impuls, sowie seinen Seelenfrieden gefunden hatte, und seine Darstellung der Anthropologie gehört anerkanntermaßen zu den besten Leistungen der Krause'schen Schule; auch jener Neigung seines Meisters, allerwege auf Vereinsthätigkeit und Menschenbund hinzuweisen, gab er in einem Aufsatze „Ueber das Prinzip der Philosophie" (in Noack's Jahrbüchern, 1846) einen warmen Ausdruck, indem er zur Beseiti-

gung der Parteizersplitterung den jährlichen Zusammentritt einer Philosophen-Versammlung vorschlug.

Allgem. Zeitung vom 25. Febr. 1855. L. Arndts, Münchener Rectoratsrede vom 26. Juni 1855. Prantl.

Lindemann: Johann L., nach Jöcher u. a. Sohn des Cyriacus L. († 1568 als Rector zu Gotha), war Magister der Philosophie, Lehrer, und ward im J. 1580 Cantor zu Gotha; er starb nach 50jähriger Amtsführung im J. 1630. Er hat weltliche Melodien zu geistlichen umgebildet; so hat er die Melodien zu den Liedern „In dir ist Freude in allem Leide“ und „Jesu, wollst uns weisen“, welche Lieder wol sicher nicht von ihm gedichtet sind, aus einem italienischen Baletti von Giovanni Giacomo Gastoldi hergenommen. Ob er auch geistliche Lieder selbst gedichtet hat, ist zweifelhaft; schon Wetzel und Schamelius wissen das nicht zu entscheiden. Von allen ihm zugeschriebenen Liedern hat das „Herr Jesu, sei gepreiset“ wol noch am meisten Anspruch, ihm zugeschrieben zu werden.

Wetzel, Hymnopoeographia, II. S. 75. Schamelius, Evangel. Liedercommentarius, Anhang, S. 45. Jöcher, II. Sp. 2449. Döring, Choralkunde, S. 45. Koch, Geschichte des Kirchenliedes, 3. Aufl., III. S. 278. Fischer, Liederlexikon, 1. Hälfte, S. 280; vgl. auch 2. Hälfte, S. 453 f. l. u.

Lindemann: Thomas L., der Aeltere, geb. am 28. Septbr. 1575 zu Herford, † zu Rostock am 14. März 1632 als Rector der Universität. Er studirte in Rostock, dann 1596—99 als Präceptor vornehmer Lübecker in Straßburg, reiste durch England, Frankreich und Italien, wo er Syndicus der deutschen Nation in Padua wurde. 1605 ward er als ordentlicher Professor der Rechte nach Rostock gerufen, wo er Doctor wurde. Das Rectorat bekleidete er von 1607—1632 acht Mal. Von den mecklenburgischen Fürsten, dem Erzbischof von Bremen, den Lüneburger Herzogen rc. ist er öfter als Rath herangezogen und mit diesem Titel begabt, wurde auch kaiserlicher Pfalzgraf. 1621 wurde er dazu Rathssyndicus zu Rostock und als solcher schon am 5. Septbr. desselben Jahres mit einer Gesandtschaft des Rathes an Christian IV. nach Dänemark geschickt, um die Erhaltung der alten hansischen zollfreien Einfuhr von Rostocker Bier wieder zu erlangen, ein Versuch, der freilich mißglückte. Die Quellen über sein Leben und den Nachweis seiner Schriften hat Krey, Andenken an die Rostock'schen Gelehrten V, S. 11 zusammengestellt, wozu Nettelbladt, Succincta notitia (cf. Reg.) noch einige Parentationen nennt. Auch letzterem entging, daß unter Lindemann's Namen eine handschriftliche Rostocker Chronik von 1310 bis 1573 läuft, die freilich bis 1583 reicht und thatsächlich nichts ist als die unter dem Namen von „Johann Hubern, Schulschreibern 1616“ verbreitete, höchst mangelhafte, auszügliche Zusammenschreibung der älteren Chroniken, die aber am Schlusse einen originalen Bericht über einige Data von 1565 an als Anhang führt, der also wohl von L. herstammt. Sein Sohn Thomas L., der Jüngere, geb. zu Rostock am 27. Mai 1609, wurde daselbst Dr. und Professor der Theologie 1635, ging aber 1638 als Pastor der deutschen Gemeinde nach Kopenhagen, erhielt 1645 auch ein Canonicat zu Roeskilde und starb 1645. Ein Großsohn Thomas des älteren, aber von einem anderen Sohne, Joachim L., am 7. April 1662 zu Rostock geboren, wurde daselbst 1688 Archidiaconus zu St. Marien, 1692 auch ord. Prof. der Physik und Metaphysik; † am 14. Dec. 1698 a. St. Ein älterer Joachim L., war ebenda Archidiacon 1662—1669. Ein ebenfalls zur Familie gehörender M. Author L. war 1553—1560 Pre-

diger an S. Marien und wurde als Anhänger des Draconites (Allg. D. Biogr. Bd. V, S. 371) in den Pastorenunruhen (1559—60) verdrängt.

Krey l. c. Ungnaden, Amoen. Lisch, Jahrb. S. Reg. zu 1—30.

Krause.

Lindemann: Johann Wilhelm L., Literarhistoriker, geb. am 17. Decbr. 1828 zu Schonnebeck bei Essen, † am 20. Dec. 1879 zu Niederkrüchten bei Erkelenz. Nachdem er das Gymnasium zu Essen absolvirt hatte, studirte er 1848 bis 1851 zu Bonn katholische Theologie, wurde am 2. Septbr. 1852 zu Köln zum Priester geweiht, 1853 zum Rector der höheren Bürgerschule zu Heinsberg, 1861 zum Pfarrweser in Rheinbreitbach, 1863 zum Pfarrer in Venrath, 1866 zum Oberpfarrer in Niederkrüchten ernannt. 1870—79 war er Mitglied des Abgeordnetenhauses (der Centrumsfraction) zu Berlin. Seine „Geschichte der deutschen Literatur", 1866 — nicht unpassend als ein „katholischer Vilmar" bezeichnet — ist 1879 bereits in 5. Auflage erschienen. Auch seine „Bibliothek deutscher Classiker für Schule und Haus, mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen", zwei Serien von je 3 Bänden, 1868—1871 (eine zweckmäßige Auswahl aus Klopstock, Goethe, Schiller, Lessing ꝛc.), hat eine große Verbreitung gefunden. Außerdem hat er herausgegeben: „Blüthenstrauß von geistlichen Gedichten aus dem deutschen Mittelalter", 1874; „Angelus Silesius (Johann Scheffler), Bild eines Convertiten, Dichters und Streittheologen aus dem 17. Jahrhundert", 1876; „Johannes Geiler von Kaisersberg, ein katholischer Reformator am Ende des 15. Jahrhunderts. Nach dem Französischen des Abbé Dacheux bearbeitet", 1877, und „Für die Pilgerreise. Ein Album von religiösen Dichtungen", 1877. Er lieferte auch Beiträge für das Bonner „Theol. Literaturblatt" und andere Zeitschriften.

Kehrein, Lexikon S. 233. Lit. Handweiser 1880, 30.

Reusch.

Linden: Heinrich Antonides van der L., Nardenus zugenannt, reformirter Theolog, geb. am 13. Febr. 1546 zu Narden, wo sein Vater Präceptor an der lateinischen Schule und nachher Stadtsecretär war. Seine wissenschaftliche Bildung verdankte er wol mehr dem bekannten Lambertus Hortensius (Bd. XIII, S. 164) als — wie von Einigen behauptet ward — den Regularkanonikern des Windesheimer S. Vitusklosters außerhalb der Stadt. Schon frühe neigte er sich der Reformation zu, weshalb er bei der Ankunft Alba's nach Ostfriesland zog. Dort lebte er von seiner Hände Arbeit, vernachlässigte aber seine sprachlichen und theologischen Studien so wenig, daß er 1573 das Predigeramt zu Dykhuyzen antreten konnte. 1578 und 1579 finden wir ihn als Prediger zu Enkhuyzen, wo er sich mehrere Jahre aufhielt, bis er 1586 die Professur der Theologie an der neugestifteten Hochschule zu Franeker antrat. Umsonst suchten die Gemeinden zu Löwarden 1583 und 1590 und zu Alkmaar 1596 ihn für sich zu gewinnen. Er verblieb in seinem Amte in rühmlicher Thätigkeit bis zu seinem Tode am 20. März 1614. 1593 erwarb er zu Leyden den Doctorgrad. Homiletischer Art ist seine Schrift: „Episcopus, tabula de proprietatibus episcopi, sive ministri verbi divini", Franeq. 1587. Seine „Aphorismi de correctione fratrum ecclesiastica", Franeq. 1611 handeln von der Kirchendisciplin und sein „Systema theologicum", Franeq. 1611 ist ganz im Geiste der alten Scholastik, ebenso seine „Disputationes variae", Franeq. 1598 und 1599. Weiter erschien von seiner Hand ein „Catalogus laborum literariorum annis jam 26 variis temporibus et locis elucubratorum", Franeq. 1611, „Adolescentia s. exilium, h. e. historia Tobiae", 1611 und „Initia academiae Franequerensis", Franeq. 1613. Aus seiner Ehe mit Ludovica Huberts Wyncoop hatte

er mehrere Kinder, deren einige als Theologen, andere als Mediciner hervorragen.

Vgl. Paquot, Mém. II, p. 337 v. v. Cocceji, Opera VIII, p. 48 sq. und die von Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb. citirten Quellen. van Slee.

Lindenau: Bernhard August v. L., geb. den 11. Juni 1779, als Sohn des königl. sächsischen Appellationsraths Joh. Aug. v. L., auf dessen Rittersitz Pohlhof in (der Stadt) Altenburg. Schon als Fünfzehnjähriger bezog er, zugleich mit einem älteren Bruder, die Universität Leipzig, und studirte da jura und cameralia und, aus besonderer Liebhaberei, noch Astronomie. Nach drei Jahren kehrte er, als Dr. juris, nach Altenburg zurück. Hier wurde er zuerst Assessor, dann, wieder nach drei Jahren, erst 22jährig, Rath beim Kammercollegium. Bald aber wechselte er seinen Lebensberuf. Eine tiefe Schwermuth, die ihn in Folge eines schmerzlichen Todesfalles ergriffen hatte, veranlaßte ihn, sich in den Nebenstunden auf seine Lieblingswissenschaft zu werfen, die Astronomie. Darin aber brachte er es in Kurzem so weit, daß er ein Schriftchen verfassen konnte über „Die Dimensionen des Erdsphäroids“, welches die Aufmerksamkeit v. Zach's auf ihn lenkte. Mit diesem schloß er Freundschaft auf Lebenszeit. Auf dessen Veranlassung nun siedelte er, mit einem längeren Urlaub in Altenburg, 1801 nach Gotha über. Er wollte da im Eifer des Studiums den Kummer vergessen; aber bald ward ihm die Besuchsstation zur Heimath, die Erholungsbeschäftigung zum Beruf. 1804 wurde ihm die Direction der Sternwarte auf dem Seeberge übertragen; zuerst nur vertretungsweise für Zach, der mit seiner Herzogin eine Reise in's südliche Frankreich unternahm, von 1808 an aber, als dieser dauernd seinen Wohnsitz dahin verlegte, definitiv. Eine ganze Reihe astronomischer Schriften ist in der Folge aus seiner Feder geflossen oder wenigstens unter seiner Redaction entstanden. Von 1807—1814 leitete er (in 14 Bänden) die „Astronomische Correspondenz“, 1809 schrieb er die „Tables barométriques“, 1810 die „Tabulae Veneris“, 1811 die „Theoria Martis“, wofür er vom französischen Institut den Lalande'schen Preis erhielt, gleichfalls 1811 die „Geschichte der Astronomie im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts“, 1813 die „Investigatio nova orbitae a Mercurio circa solem descriptae“; 1816 bis 1818 gab er mit Bohnenberger (Bd. III, S. 81) in 6 Bänden die „Zeitschrift für Astronomie und verwandte Wissenschaften“ heraus. Daneben vollführte er 1812 eine Reise nach Holland, Frankreich, Spanien und Italien und nahm 1814 Theil an den Freiheitskriegen. Er begleitete den Herzog Karl August von Weimar als dessen Generaladjutant, mit dem Range eines Oberstlieutenants, vor Paris. Hier wurde er in einem Pistolenduell lebensgefährlich verwundet und diesem Umstand haben wir's zu verdanken, daß er dem Vaterlande erhalten blieb. Alexander von Rußland, der ihn während des Feldzugs kennen und schätzen gelernt, bot ihm zur Vornahme von Vermessungen im russischen Reiche die Stelle eines Generals in seinem Generalstabe an. In Folge jener Verwundung sah er sich genöthigt, abzulehnen. Nicht aber konnte er auch seiner Wissenschaft treu bleiben. Im Herzogthum Altenburg war um das J. 1816 eine Reihe wichtiger Reformen vorzunehmen. Das große Vertrauen, das der Herzog in ihn setzte, veranlaßte denselben, ihn damit zu betrauen. Als Vicepräsident des Kammercollegiums eingetreten, ward er 1818 zum Vicelandschaftsdirector ernannt. 1820 kehrte er dann zwar nach Gotha zurück, aber nicht auch auf den Seeberg. Besondere Verhältnisse machten es nothwendig, daß er das Ministerium übernahm. Ja, als der letzte Herzog von Gotha-Altenburg, der schwache Friedrich IV., gestorben war (den 11. Febr. 1825), wurde ihm von dessen Agnaten, den Herzögen von Hildburghausen, Meiningen und Koburg, bis

zur erfolgten Erbtheilung, die fast selbständige Regierung des Landes übertragen. Eine verantwortungsvolle Aufgabe! Aber er hat sie gelöst und in ausgezeichneter Weise. So populär war er geworden und so angesehen, daß er im Volksmunde der Herzog Bernhard hieß. Ein sonst nicht wenig scharf kritisirender Zeitgenosse sagt von ihm: in dem Herzogthum Gotha-Altenburg sei wahrscheinlich nicht Einer, auch in der ärmsten Hütte nicht, der sein Andenken nicht segne; und an einer andern Stelle: seine Uneigennützigkeit sei der schönsten Tage des alten Roms würdig gewesen. Auch wurde ihm, als es dann zur Erbtheilung gekommen, im November 1826, in dem neugebildeten Herzogthum Koburg-Gotha das Ministerium angetragen. Er lehnte ab, weil schon früher von Sachsen, welches jene Erbtheilung geleitet und nur durch v. Lindenau's Rathschläge sie zu Stande gebracht (auch hatte er schon vorher einmal durch ein vortreffliches Gutachten in einem Processe des königl. sächsischen Staatsfiscus das Sachsenland sich zu Dank verpflichtet), eine Einladung zum Eintritt in dortige Staatsdienste an ihn ergangen war. Letzterer folgte er im Februar 1827. In Sachsen bekleidete er während der ersten zwei Jahre die Stelle eines Gesandten beim Bundestag und, eine Zeit lang, zugleich die eines außerordentlichen Bevollmächtigten im Haag. Nach Dresden zurückgerufen — gegen Ende des Jahres 1829 — trat er in den Geheimrath, welcher eine Art von Ministerium, aber mit Collegialverwaltung, bildete (auch stand zwischen ihm und der Krone noch das Geheime Cabinet), wurde zugleich Director des Landesökonomiecollegiums und der Manufactur- und Commerciendeputation und erhielt die Oberaufsicht über die Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen. Namentlich was er in letzterer Stellung geleistet, ist des Dankes auch aller kommenden Zeiten würdig. Von ihm wurden die reichen Sammlungen zum ersten Male geordnet und die Kunstwerke nach Schulen, zum Theil nach Meistern, aufgestellt; die Rüstkammer wurde in eine Art von Nationalmuseum verwandelt; ein historisches Museum wurde gegründet; die Sonntagsschulen und Industrievereine blühten auf. Diese bedeutungsvolle Thätigkeit setzte er fort bis in den September 1830. Da vertauschte er sie mit der allerdings noch umfassenderen eines leitenden Staatsministers. Letztere hatte ein paar Jahrzehnte hindurch, von 1813 an, der mächtige Graf von Einsiedel inne gehabt. Dem aber grollte das ganze Land. Für die bedeutenden Rechte, welche die sächsischen Stände seit vielen Jahrhunderten geübt — das der Steuerbewilligung, das der Mitwirkung bei der Gesetzgebung, das des Schiedsgerichts zwischen den Gliedern des Fürstenhauses, das der eigenmächtigen Versammlung ohne Berufung durch die Regierung —, die ihnen aber namentlich im Laufe des achtzehnten verloren gegangen, hatten dieselben von 1813 an wenigstens einen den Zeitverhältnissen entsprechenden Ersatz zu erkämpfen gestrebt und das um so mehr, als um eben diese Zeit mehr als Ein deutscher Staat sogar in den Besitz einer constitutionellen Verfassung gelangt war. Allein alle Bemühungen waren vergeblich gewesen. Das einzige Zugeständniß, welches ihnen, resp. ihrem Verlangen nach einer Art von Oeffentlichkeit ihrer Versammlungen, gemacht worden, — und auch erst 1821 —, war dies, daß am Ende jeder Sitzungsperiode ein Auszug aus den Verhandlungen, und von der Regierung selber, veröffentlicht werden sollte. Das Drückende dieser Beschränkung empfand man namentlich seit dem am 5. Mai 1827 erfolgten Tode des Königs Friedrich August. Diesem hatte man immer noch sich gefügt, aus hoher Achtung vor seiner, des Vielgeliebten, Person. Eine gleiche Rücksicht konnte sein Bruder Anton nicht beanspruchen; und doch regierte dieser, und zwar grundsätzlich, ganz in der hergebrachten Weise weiter; namentlich aber beließ er den Grafen Einsiedel in seiner allmächtigen Stellung; ja dieser suchte dieselbe in unerhörter Weise zur Erlangung persönlicher Vortheile auszubeuten. Beanspruchte er doch für

seine sehr bedeutenden Eisenwerke ein außerordentliches Monopol auf zehn Jahre — ein Verlangen übrigens, dem selbst der Geheime Rath sich widersetzte und auch die Krone nicht willfahrdete. So kam es, daß der am 17. März 1830 zusammentretende Landtag neue Forderungen stellte. Besonders Zweierlei war es, was er beanspruchte: das Recht der Prüfung des Budgets und das der Bekanntmachung seiner Verhandlungen durch den Druck. Ja Einzelne aus der Ritterschaft traten opponirend in der Presse auf. Einer verlangte für die Volksrepräsentation das Recht des Einflusses auf die wichtigsten Geschäfte des Staates, Einer eine ständische Verfassung. Er antwortete mit einer Vertagung der Stände vom 8. Juli 1830 bis zum 6. Januar 1832. Da kam die Nachricht vom Ausbruch der französischen Julirevolution, — und mit einem Schlage änderte sich die ganze Lage der Dinge. An verschiedenen Stellen kam es zu Volkserhebungen: in Leipzig, in Dresden, in Chemnitz, in der Lausitz, im Erzgebirge. Um es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen, mußte sich der König, auf Vorstellung des Geh. Raths in corpore, zu Zugeständnissen verstehen. Er erhob am Abend des 13. Septembers 1830 seinen Neffen Friedrich August zum Mitregenten und ernannte an Stelle Einsiedel's, der schon am Morgen die Aufforderung erhalten hatte, um seine Entlassung nachzusuchen, v. L. zum Cabinetsminister. Das Volk kam dem neuen Leiter der Geschäfte mit wohlthuendem Vertrauen entgegen. Namentlich ihn betrachtete man als ein sicheres Unterpfand für Befreiung von den schweren Lasten des Einsiedel'schen Regimentes und für Beginn einer neuen zeitgemäßeren Entwickelung. Aber er hat demselben auch in den 13 Jahren, in welchen er an der Spitze der sächsischen Regierung gestanden, in vollstem Maße entsprochen. Es folgt für Sachsen ein Jahrzehnt der bedeutungsvollsten Entwickelung, und als Träger derselben ist vor Allen v. L. anzusehen, und das Erste, worauf derselbe sein Augenmerk richtete, war die Erhebung des Landes in die Reihe der constitutionellen Staaten. v. Carlowitz erhielt den Auftrag, nur möglichst schnell den Entwurf einer Verfassung auszuarbeiten. Aber auch schon die Zeit, bis dieser fertig gestellt wäre, benutzte v. L., um Sachsen — auf einem andern Gebiete — einen großen Schritt vorwärts zu führen. Noch war der mitteldeutsche Zollverein, dem auch dieses angehörte, von Preußen durch die lästigsten Schranken getrennt. Ein 1828 gemachter Versuch, dieselben niederzureißen, war mißglückt. Er selber war von Einsiedel damit beauftragt worden, aber, weil er in seinen Concessionen zu weit gegangen, in fast beleidigender Weise unverrichteter Sache zurückgerufen worden. Jetzt eilte er nach Berlin, um den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Und der Erfolg war ein außerordentlicher; allerdings vor der Hand nur der, daß Preußen sich überhaupt dazu verstand, die Verhandlungen wieder aufzunehmen; diese aber führten 1833 zum Abschluß des deutschen Zollvereins, des ersten Grundsteins zum Aufbau auch der politischen Einigung Deutschlands in der Gegenwart. Unterdeß aber hatte auch Carlowitz seine Aufgabe gelöst. v. Lindenau's eifrigstes Bestreben war nun, auf dieser Grundlage das Verfassungswerk selber aufzuführen, — so schnell als möglich, damit nicht etwa unvorhergesehene politische Ereignisse störend dazwischen träten, und so dauerhaft als möglich, damit nicht das allen Gebotene, wie es in den süddeutschen Staaten bereits geschehen war, einseitig von der Krone wieder zurückgenommen werden könnte, also durch Vereinbarung zuerst des Landesfürsten mit der Regierung und dann dieser beiden Factoren mit den lediglich zu diesem Behufe noch einmal geladenen alten Feudalständen. Auch dies Ziel wurde erreicht. Die Einigung kam zu Stande, und bereits am 4. Septbr. 1831 konnte die Urkunde seiner constitutionellen Verfassung dem sächsischen Volke übergeben werden, — unter lautem Jubel desselben; es hatte aufgehört, ein Spielball der Willkühr zu sein und ruhte hinfort an der

sicheren Hand des von ihm selbst gehüteten Gesetzes. Daß es dafür vor Allen v. L. zu Dank verpflichtet sei, wußte es. Es war dies aber auch noch aus einem ganz besonderen Grunde der Fall. Neben dem Carlowitz'schen Entwurf hatte den Verhandlungen noch ein zweiter zu Grunde gelegen, der, ohne Nennung des Namens des Verfassers, ein paar Wochen nach jenem von der Krone dem Geh. Rath übergeben worden war. Der Schöpfer desselben war v. L. selber. Und überdies: die neue sächsische Verfassung gehörte auch noch zu den bevorzugteren unter ihren Schwestern. Ganz abgesehen davon, daß sie durch die Art ihrer Entstehung von der Gefahr einer einstmaligen einseitigen Zurückziehung Seitens der Krone gesichert war: sie gab sich gleich von vornherein selber nicht als ein vollendetes und darum für alle Zeiten unantastbares Kunstwerk, sondern als ein menschliches Machwerk, welches gleich angelegt wäre auf eine gesetzliche Weiterbildung und Fortentwickelung. Und in letzter Beziehung hat's v. L. sogar sehr ernst genommen. Das zeigt die lange Reihe von Gesetzen und Verordnungen, die bereits im folgenden Jahrzehnt dem Sachsenland zu Theil geworden sind. So: eine Städteordnung (1832), ein Gesetz über Ablösung von Diensten und Servituten (1832), ein Freizügigkeitsgesetz (1834), ein Schulgesetz (1835), ein Gesetz über Trennung von Justiz und Verwaltung, wenigstens in den Oberinstanzen (1835), ein Brandversicherungsgesetz (1835), eine Landgemeindeordnung (1838), ein Kriminalgesetzbuch (1838), ein Gesetz über den Gewerbebetrieb auf dem Lande (1839), eine Armenordnung (1840). Ohne Zweifel eine stattliche Reihe! Und zudem ging's bei deren Aufstellung zum Theil nicht einmal ab ohne die heftigsten Anfeindungen. Nicht zu gedenken daß im J. 1832 der Bundestag dem constitutionellen Fortschritt in Deutschland überhaupt Fesseln anzulegen suchte — Sachsen hat dagegegen ausdrücklich Verwahrung eingelegt —, in diesem selbst erhob sich gleich zu Anfange der dreißiger Jahre ein ganzer Stand, und noch dazu der, welcher für Begründung der Verfassung am kräftigsten in die Schranken getreten war, der Adel, gegen eine Bestimmung derselben, das allerdings mit aller Entschiedenheit v. L. vertretene Prinzip der Gleichheit Aller vor dem Gesetz. Namentlich widerstrebte jener der Theilnahme auch des Bauernstandes an der Volksvertretung. Selbst die heftigsten persönlichen Invectiven blieben v. L. nicht erspart.. Daß derselbe von diesen sich nicht hätte beirren lassen, könnte man nicht sagen. Wenigstens mit dadurch, wenn auch zunächst wol durch seinen Gesundheitszustand, wurde er, 1834, veranlaßt, das Ministerium des Innern — in einzelne verantwortliche Ministerien war seit dem 1. Decbr. 1831 der Geh. Rath zerlegt, und er hatte, neben dem Vorsitz, das letztere sich vorbehalten — nieder zu legen und nur die ihm, dem Humanisten, besonders sympathische Oberaufsicht über die Straf- und Versorgungsanstalten und die über die Kunstakademieen in Leipzig und Dresden beizuhalten. Aber er ließ sich doch — und allerdings entschädigten ihn dafür die von anderer Seite, namentlich des ihn fast vergötternden Bauernstandes, dargebrachten großartigen Huldigungen — nicht, was man eine Zeitlang allgemein fürchtete, soweit von ihnen hinreißen, daß er überhaupt vom Ministerium zurückgetreten wäre. Er harrte auf seinem Posten aus, — und mit einer Kampfesfreudigkeit, die des Ruhmes aller folgenden Zeiten würdig ist. Indeß gegen das Ende der dreißiger Jahre drang die Opposition doch auch in die Reihen ein, in welchen er bisher seine hauptsächlichsten Mitstreiter gefunden hatte, die des dritten Standes. So sehr er auch festhielt und bis an sein Lebensende festgehalten hat an seinen auf echter Humanität basirten freisinnigen Ideen — noch 1844 trat er mit der Nennung seines Namens, in der „Deutschen Monatsschrift", ein für ständisches Recht der Prüfung und Festsetzung von Specialbudgets —, er mochte doch, wol weil er fürchtete, durch zu hastiges Fortschreiten auch das bereits

Erkämpfte in Gefahr zu bringen, nicht mit der Volksvertretung die äußersten Consequenzen ziehen für deren Rechte; namentlich aber konnte er sich nicht finden in den Ton, der bei den Verhandlungen mehr und mehr überhand genommen, nicht, wie er wollte, des Vertrauens auf die Krone von Seiten der Abgeordneten, sondern der Forderungen, zum Theil der heftigsten, auf dem Boden des verfassungsmäßigen Rechts. So kam's zu Zusammenstößen, — besonders seit 1839, wo die zweite Kammer für jeden einzelnen Staatsbürger das Petitionsrecht beanspruchte. Aufgeregt verließ er das eine Mal den Sitzungssaal und wollte nicht eher wieder erscheinen, als bis ihm Genugthuung zu Theil geworden wäre. Er erhielt dieselbe, denn nichts lag weniger in der Absicht der Volksvertretung, als eine Kränkung des hochverehrten Mannes. Aber bald mehrten sich doch die Gegenstände des Streits. Ja seit 1842 kamen Forderungen, denen er sich auf's heftigste widersetzte: die der Freiheit der Presse — er wollte sie nur Schriften über zwanzig Druckbogen zugestehen — und die des Rechts der zweiten Kammer, für sich allein, ohne die erste, eine Adresse an die Krone zu richten. Schon seit 1836 war die letztere gestellt worden, jetzt wurde sie zur Conflictsfrage erhoben. Er lehnte sie ab; nicht darum, weil seine Gesinnung eine weniger freisinnige geworden wäre; er meinte vielmehr, sie führe zu Spaltungen in den Kammern, und durch diese könne die Verfassung selber in Gefahr gerathen. Um zu beschwichtigen — denn, wie's schien, wurde er nach und nach doch selber nicht abgeneigt zu glauben, daß er in seinem Widerstand zu weit gegangen —, suchte er die erste Kammer zu bewegen, auch ihrerseits auf ein ihr allein zustehendes Recht zu verzichten, das, mündlich durch ihren Präsidenten die Thronrede beantworten zu lassen. Allein hier fand er einen noch viel größeren, fast einmüthigen, Widerstand. So glaubte er einer allgemeinen Opposition gegenüber zu stehen. Dazu kam, daß er, der Fortschreitende, schon seit längerer Zeit sich nicht mehr in vollem Vertrauen der Krone wußte. Hatte doch der König, seit 1836 Friedrich August II., ihm selber einmal unumwunden gesagt, „seine, die Lindenau'schen, Ansichten höre er gern, weil idealisirter, nach den Zechau'schen handle er lieber, weil practischer". Da nun überdies seit längerer Zeit seine Gesundheit geschwächt war, so entschloß er sich 1843, dem König seinen Rücktritt zu erklären. Am 4. Septbr., dem Jahrestage der Verkündigung der Verfassung, nahm er in der Leipziger Zeitung feierlich Abschied vom Lande. Er gehe, sagte er, weil er in den letzten Jahren gefühlt, daß er den Geschäften nicht mehr so, wie er möchte, genügen könne. Daß er damit seine wahre Meinung aussprach, steht außer Zweifel. Nicht ebenso aber dachte das Volk. Von allen Seiten, auch von denen der Opposition, denn so weit hatte selbst diese ihn nicht treiben wollen, brachte man ihm die lautesten Huldigungen. Die beiden Hauptstädte, Leipzig und Dresden, nahmen ihn auf unter die Zahl ihrer Ehrenbürger. — Abermals hatte er damit einen Abschnitt seines Lebens beendet. Er kehrte zurück nach Altenburg, in den Pohlhof, an die Stätte seiner Kindheit. Noch nicht ganz trat er damit überhaupt vom Schauplatz des öffentlichen Lebens zurück. Noch finden wir ihn daselbst bis 1848 als Präsidenten der Ständeversammlung, welche Stellung er auch während seines Ministeriums in Sachsen immer inne behalten hatte. Ja in diesem Jahre nahm er sogar auf eine kurze Zeit als Abgeordneter Theil an den Sitzungen des Frankfurter Parlaments. Allein bald legte er auch diese beiden Stellungen nieder; und von nun an gehörte sein Leben einzig dem Dienste der Wissenschaft und der Humanität. Was er in dieser Zeit in ersterer geleistet, wissen wir freilich leider nicht, da er testamentarisch angeordnet haben soll, daß sein ganzer litterarischer Nachlaß nach seinem Tode den Flammen übergeben werde. Mit um so größerer Genugthuung erfüllt es uns darum, wenigstens die Schritte verfolgen

zu können, die er gethan hat als einfacher Staatsbürger und als Mensch. Als solchen ihn zu beobachten, hat in der That etwas eigenthümlich Anmuthendes. Schon in seinem öffentlichen Leben hatte er an mehr als Einer Stelle Gelegenheit geboten, hinter dem Staatsmann den edlen Menschen, vor Allem den Menschenfreund, hervorschauen zu sehen. So wenig suchte er seine Person zur Geltung zu bringen, daß ein Mitglied der preußischen Gesandtschaft in Dresden ihn zwei Jahre lang gar nicht zu sehen bekommen. In Gotha hatte er sich nur das Gehalt eines untergeordneten Beamten aus der Staatskasse entnommen. In Dresden hatte er auf ein Fünftel seines Gehaltes zu Gunsten gemeinnütziger Zwecke verzichtet. Jetzt, als Pensionirter, entsagte er zu demselben Behufe jedem Jahresgehalt. Seine Enthaltsamkeit, sagt ein hochgestellter Zeitgenosse in Sachsen, sei der schönsten Tage des alten Rom's würdig gewesen. Aber nun erst, nachdem er das Kleid des Staatsmannes abgelegt! Wie ging er da einher, der edle Menschenfreund, einfach und schlicht, aber überall Gelegenheit suchend, seinen Mitbürgern, vor Allem der Jugend und den Armen, helfend und fördernd zur Seite zu stehen. Wir sehen ihn noch, den ehrwürdigen Greis im Silberhaar, wie er in der von ihm mitbegründeten „Knabenarbeitsschule“ die armen Kinder durch freundliche Zusprache aufmuntert und durch Ermahnungen zu Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit anhält. In den Schulen ließ er Prämien vertheilen. An Stelle der Wirthschaftsgebäude seines Pohlhofs, die er außerhalb der Stadt anlegte, errichtete er das „Lindenaumuseum“ — noch jetzt eine Zierde der Stadt Altenburg —, behufs der Ausstellung seiner reichen Bibliothek und seiner Kunstsammlungen zu öffentlichem Gebrauch, ja, um mittelst letzterer durch eigens besoldete Lehrer jungen Leuten unentgeltlich Unterricht ertheilen zu lassen, in der Plastik und Malerei, im Freihandzeichnen und Modelliren. Und nun — die Krone von Allem — die Lindenau-Zachstiftung, mit so benannt zum liebenden Andenken an seinen alten Freund auf dem Seeberge, ein Capital von 60 000 Thalern, dessen Zinsen jährlich vertheilt werden sollten: an würdige Vertreter von Kirche und Schule, an strebsame Jünger der Kunst und Wissenschaft, an arme tüchtige Schüler und Schülerinnen bei ihrem Abgange von der Schule, an durch Fleiß und Treue bewährte Dienstboten. So reichte des Edlen Wirksamkeit in fast alle Kreise des Altenburger Landes. Aber nicht lange mehr sollte dieses des Anblicks seiner ehrwürdigen Erscheinung sich erfreuen. Krank von einer Reise nach Italien und Südfrankreich heimgekehrt, starb er in seinem Pohlhof am 12. Mai 1854. Einfach, wie er gelebt, wollte er auch, so bestimmte er testamentarisch, beerdigt sein, in seiner „Hauskleidung“. Die Grabschrift sollte lauten: „Bernhard v. Lindenau &c., heimgegangen . . . . in froher Erwartung eines höheren Lebens“. So steht er vor uns als eine ehrfurchtgebietende Erscheinung. Ein echter Gelehrter, ein rechter Staatsmann, aber vor Allem ein würdiger Mensch. Für sich selber nur Genuß suchend im geistigen Leben und in der Arbeit, unermüdlich darauf bedacht, das Wohl Anderer zu fördern, rastlos thätig, ein aufrichtiger Freund der Wahrheit und des Rechts, hochbegeistert für alles Edle und Schöne —, zählt er zu den ersten Söhnen Sachsens, zu den besten Deutschlands.

Sachsens Umbildung seit dem Jahre 1833, Leipzig 1833. — Wachsmuth und Weber, Archiv für die sächsische Geschichte. — Karl v. Steinbach, Sachsen und seine Hoffnungen, Leipzig 1830. — Meynert, Geschichte des sächsischen Volkes, Leipzig 1835. — (Biedermann), Sachsens berühmte Männer und Frauen, Leipzig. — Böttiger, Geschichte des Kurstaats und Königreichs Sachsen, 2. Aufl., Gotha 1870. — v. Falkenstein, König Johann von Sachsen. Ein Charakterbild, Dresden 1879. — Witzleben, Die Entstehung der constitutionellen Verfassung des Königreichs Sachsen, Leipzig 1881.

Pasch.

Lindenau: Karl Friedrich von L., Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens, Inhaber des k. k. Infanterieregiments Nr. 29, k. k. Feldzeugmeister, geb. 1742 zu Leipzig, † den 21. Febr. 1817 zu Wien. Dieser wissenschaftlich gründlich unterrichtete, durch die Veröffentlichung mehrerer anerkannt brauchbarer Schriften militärischen Inhalts vielgenannte, tapfere und tüchtige General stand anfänglich in preußischen Kriegsdiensten. Dort hatte er es bis zum Major gebracht, war 14 Jahre hindurch General-Quartiermeister-Lieutenant und Adjutant des Königs gewesen und hatte im bairischen Erbfolgekriege die Vertheidigungs- und Sicherheitsanstalten sowie die Dispositionen im Großen beim Corps des Generallieutenants Stutterheim zur Zufriedenheit des Königs geleitet. Schon als preußischer Capitän publicirte v. L. mit Genehmigung des Königs, welcher das Manuscript gut befunden, 1785 sein Werk: „Ueber Winterpostirungen", doch durfte selbes nur an preußische Offiziere und auch an diese ausschließlich durch ihre Kommandanten abgegeben werden. Die unbeschränkte, durch einige früher geheim gehaltene Abschnitte vermehrte Ausgabe des genannten Werke erfolgte im Januar 1789, nachdem v. L. bereits im österreichischen Heere Aufnahme gefunden. Warum v. L. den preußischen Dienst verlassen, steht nicht fest. Er selbst sagt, „er habe schon lange und aus bewegenden Ursachen um seinen Abschied gebeten". Unbegründet ist jedenfalls die Verdächtigung, durch v. L. seien preußische Festungspläne in unerlaubter Weise verwerthet worden; auf einem Irrthume beruht aber auch die Annahme, er habe seinen Abschied aus Mißmuth genommen, weil sein Werk: „Ueber höhere preußische Taktik" von einer aus höherer (?!) Feder stammenden Kritik scharf verurtheilt worden war. Letztere Arbeit v. Lindenau's erschien erst 1790 im Drucke, die hierauf bezugnehmende Kritik „Anmerkungen ꝛc." gleichfalls in diesem Jahre, während v. L. schon 1788 österreichischer Generalstabsmajor gewesen. Nachdem sich L. bei der Unterdrückung der niederländischen Unruhen verwendbar gezeigt und die Oberstlieutenants- und Oberstencharge erreicht hatte, wurde er dem Armeecorps des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen als Generalstabschef beigegeben, bei welchem er bis 1792 verblieb. In diesem Jahre erfolgte seine Berufung nach Wien, wo er sowohl im Kriegsdepartement sowie als Lehrer der Taktik bei mehreren Erzherzögen mit vollem Erfolge wirkte. 1795 stand v. L. dem Feldmarschall Erzherzog Karl bei dessen kriegswissenschaftlichen Studien zur Seite; bezugnehmend hierauf schrieb ihm der Erzherzog am 17. Novbr. 1796 aus Mannheim: „Wenn ich aus Allem, was ich sehe, einigen Nutzen gezogen habe, so habe ich es Ihnen ganz allein zu danken. Sie legten die Grundlage dazu, belehrten mich in den Regeln der Kriegskunst, lehrten mich ihre Anwendung, und dieser ihrer Mühe und Verwendung habe ich es zu danken, wenn ich je etwas Gutes wirken konnte und zum Soldaten gebildet wurde. So lange ich lebe, wird meine Dankbarkeit für Sie dauern und diese sei Ihnen Bürge für meine Achtung und aufrichtigste Ergebenheit." Und diese ehrenvolle Gewogenheit blieb v. L. lebenslänglich gewahrt. 1797 erlangte v. L. seine Ernennung zum Generalmajor, 1799 zum Feldmarschalllieutenant und bewies nun auch im Felde als Truppencommandant sicheren Blick, rasche Dispositionsgabe, Tapferkeit, Energie und Kaltblütigkeit sowohl beim Vorrücken als an Tagen des Mißgeschicks. Besonders hervorgethan hat sich v. L. 1799 bei Mannheim und Neckarau, 1800 bei Engen, Möskirch, an der Iller, bei Neuburg und wurde daher am Schlusse des letzteren Feldzuges mit dem Ritterkreuze des Militär-Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet. 1809, nach der Schlacht bei Aspern trat v. L. als Feldzeugmeister aus dem activen Dienst und lebte fortan in Wien, wo er seiner bizarren Eigenart so wie seiner Herzensgüte wegen eine allgemein bekannte Persönlichkeit gewesen und kurzweg der „General" genannt wurde. Wie bei allen Sonderlingscharakteren dürfte es

auch rücksichtlich v. Lindenau's der Fall sein, daß an der Unzahl von Anekdoten, die an seinen Namen geknüpft sind, viele nicht auf Wahrheit beruhen.

Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich, 15. Th. Wien 1866. (Gräffer) Franzisceische Curiosa rc., Wien 1849. Hirtenfeld, Der Milit.-Maria-Theresien-Orden, 1. Bd., Wien 1857. Schweigerd, Oesterreichs Helden und Heerführer, 3. Bd., Wien 1854. Teuffenbach, Vaterländisches Ehrenbuch rc., Wien und Teschen 1877. (Gräffer) Kurze Gesch. d. k. Rgmtr. rc. 2. Bd. 2. Aufl., Wien 1801. (Schels') Oesterr. milit. Zeitschrift, 1. 2. 3. Bd., Wien 1836. Sch.

Lindenau: Paul L., erster evangelischer Hofprediger in Dresden, fälschlicherweise oft auch Lindemann genannt und daher mit Luthers Vetter M. Johann Lindemann identificirt, geb. zu Chemnitz 1489, trat nach seiner Rückkehr von der Universität Leipzig in das Benedictinerkloster seiner Vaterstadt, verließ dasselbe jedoch, vielleicht 1522, und erhielt 1523 eine Anstellung an der Liebfrauenkirche zu Zwickau und verheirathete sich 1524 mit Anna Schmidt aus Schneeberg, einer gewesenen Nonne des Zwickauer Franziskanerklosters. Theils aus persönlichen Differenzen mit dem Bürgermeister Mühlpfort, theils weil er als ein eifriger Vertreter der reformirten Lehre dem der katholisirenden Richtung zuneigenden Rathe entgegentrat, wurde er in Streitigkeiten verwickelt, die, da auch Luther's Vermittelung keinen dauernden Frieden stiftete, 1529 sehr gegen den Wunsch der Gemeinde, seinen Weggang von Zwickau zur Folge hatten. Nachdem er dann nach einander in Elsterberg, Neumark und Auerbach i. V. als Pfarrer gewirkt hatte, berief ihn Herzog Heinrich von Sachsen 1537 als Hof- und Stiftsprediger nach Freiberg. Aber auch hier gerieth er alsbald in Streitigkeiten mit dem Superintendenten Jac. Schenk, und zwar über die Geltung des Gesetzes für den Christen. Um beide zu trennen, berief Kurfürst Johann Friedrich den letzteren zu seinem Hofprediger, L. folgte dem Herzog Heinrich 1539 nach Dresden, von dort aus ist er bei der Einführung der Reformation im albertinischen Sachsen an verschiedenen Orten thätig gewesen. In Dresden soll er 1544 gestorben sein.

Gleich, Annales ecclesiastici oder gründliche Nachricht der Reformationshistorie kursächs. Albert. Linie nebst Lebensbeschreibung der Hofprediger, 1730, I, 68 ff. Vielfache Irrthümer früherer Schriftsteller über ihn berichtigt G. Müller, Paul Lindenau, der erste evangelische Hofprediger in Dresden, Inaug.-Diss. Leipz. 1880. Flathe.

Lindenberg: Johann Bernhard Wilhelm L., geb. zu Lübeck den 18. Septbr. 1781, † zu Bergedorf b. Hamburg den 6. Juni 1851, von Beruf praktischer Jurist, trat auch mit Erfolg als botanischer Schriftsteller auf. Auf dem gymnasium Catharineum seiner Vaterstadt vorgebildet, widmete sich L. auf den Universitäten Jena und Göttingen der Jurisprudenz und ließ sich, nachdem er zum Dr. jur. utr. promovirt worden, im J. 1806 als Advokat in Lübeck nieder. Als diese Stadt im J. 1810 französisches Gebiet wurde, übersiedelte L. nach Hamburg, woselbst er bis 1814 an dem von Napoleon I. eingesetzten kaiserlichen Gerichtshofe practicirte. Nach der Befreiung der Hansestädte wurde er dann als Amtsverwalter nach Bergedorf b. Hamburg versetzt und verblieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode. Die Muße, welche dem strebsamen Manne seine Berufsthätigkeit ließ, verwendete er zu botanischen Untersuchungen, welche dadurch, daß sie sich auf ein eng begrenztes Forschungsgebiet beschränkten, keinerlei dilettantischen Charakter tragen, vielmehr auf dem betreffenden Gebiete vollgültige, die Wissenschaft fördernde Leistungen geworden sind. In der That sind Lindenbergs Publicationen über die Lebermoose für die Systematik dieser zwar kleinen aber schwierigen Pflanzengruppe mit grundlegend geworden. Hier-

durch und durch seine Stellung als Mitglied der Kaiserl. Leopold.-Carol. Akademie zu Wien und anderer naturforschender Gesellschaften, gebührt auch L. ein Platz unter den wissenschaftlichen Botanikern Deutschlands. — Mit einer „Hepaticarum Capensium a C. F. Ecklon collectarum brevis recensio“, von dem Director des Hamburger botanischen Gartens Joh. G. Chr. Lehmann im 4. Bande der Linnaea (1821) mitgetheilt, beginnt Lindenberg's botanische schriftstellerische Thätigkeit, der sich bald darauf eine größere, mehr selbständige Arbeit anschloß, die zunächst als Supplement zum 14. Bande der Nova Act. Acad. Leopold. erschienen, dann auch als eigenes Werk unter dem Titel: „Synopsis Hepaticarum europaearum adnexis observationibus et adnotationibns criticis illustrata“, 1829 in die Oeffentlichkeit trat. Die hierin beobachtete Beschränkung auf die europäischen Lebermoose gab L. bald auf. Es folgten von 1829—1838 einzelne Aufsätze über die aus Afrika und Asien von den Reisenden mitgebrachten Lebermoose aus verschiedenen Abtheilungen, deren Beschreibung L. zum Theil unter Mitarbeiterschaft seines bereits erwähnten Freundes Lehmann in den von letzterem herausgegebenen „Novarum et minus cognitarum stirpium pugilli III, IV—VII“ veröffentlichte. Inzwischen aber war eine treffliche „Monographie der Riccien“, als Abdruck aus dem 18. Bande der Nova Acta Leopold., 1836 als selbständiges Werk erschienen, die auf 19 Tafeln mustergültige Abbildungen enthaltend, in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit der Botaniker auf L. lenkte. Dies veranlaßte auch, daß die bedeutendsten Kenner der Lebermoose, C. M. Gottsche und C. G. Nees v. Esenbeck L. zu ihrem Mitarbeiter heranzogen bei der Herausgabe der „Synopsis Hepaticarum“ (1844—1847), eines Werkes, das für die Systematik der mehrerwähnten Pflanzengruppe die Grundlage bietet und auch heute noch durch ein besseres nicht ersetzt worden ist. Als das Hauptwerk Lindenberg's ist jedoch eine Arbeit anzusehen, die, in einem großartigen Maßstab angelegt, mehr als ein Menschenalter zu ihrer Vollendung beansprucht. In der That hat L. dieselbe auch nicht mehr erlebt. Es sind das die „Species Hepaticarum“. Außer dem Umfang, den das Werk, seinem Titel und seiner Anlage entsprechend, haben mußte, hinderte auch wol die durch die zahlreichen Kupfertafeln bedingte Kostspieligkeit seine regelmäßige Fortführung und weitere Verbreitung. Günstig für das Werk war trotzdem noch der Umstand, daß die Bearbeitung der einzelnen Gattungen in Monographien derartig erfolgte, daß jede ein Ganzes für sich bildet. Es sind überhaupt nur 4 Gattungen behandelt. Die ersten 5 Hefte, 1839 begonnen und mit zweijähriger Unterbrechung 1844 vollendet, schließen die Monographie der Gattung Plagiochila ab. Es sind hier im Ganzen 96 Arten beschrieben und auf 33 Tafeln abgebildet; 24 Arten sind völlig neu und 34 neu benannt. Eine sehr schätzenswerthe Beigabe ist eine Tafel über die geographische Verbreitung der Arten und werthvoll für die bequeme Bestimmung ein recht übersichtlicher clavis analyticus, so daß das Werk als ein treuer Führer durch das schwierige Gebiet gelten kann. Die folgenden Hefte erschienen unter thätiger Beihülfe des bewährten Lebermooskenners C. M. Gottsche und unterstützt durch die technische Kunst des Zeichners Schott, der wahrhaft mustergültige, die früheren weit übertreffende Abbildungen lieferte. Das 6. und 7. Heft bringt abgeschlossen die Monographie der Gattung Lepidozia mit 47 Arten, von denen auf 12 Tafeln 32 abgebildet sind. Das 8.—11. Heft endlich enthält die Gattungen Mastigobryum mit 68 und Micropterygium mit 2 Arten. Mit dem J. 1851, dem Todesjahre des Verfassers, schließt das Werk.

Lexikon der Hamburg. Schriftsteller Bd. IV und Botan. Ztg. 1851.

Wunschmann.

Lindenborn: Heinrich L., geb. zu Köln am 6. Juni 1712, † zu Bonn am 21. April 1750, war einer der originellsten Gelehrten seiner Zeit. Begabt

mit leichtem und raschem Begriffsvermögen, mit scharfem Verstande und ausgezeichnetem Gedächtnisse, gelang es ihm bald, sich in den Besitz reicher und vielseitiger wissenschaftlicher Kenntnisse zu setzen und sich den Doctorgrad in der Philosophie zu erwerben. Zu einer geregelten Thätigkeit, zu einem bestimmten Berufssache aber mochte er sich nicht bequemen. Das Ideal, dem er nachzufolgen sich entschloß, erleichterte ihm eine solche Querköpfigkeit in hohem Grade — es war der alte griechische Cyniker Diogenes von Synope, dessen Grundsatz, alles Entbehrlichen sich zu entäußern, er auf seine Fahne schrieb. Eine dürftige Dachstube genügte ihm zur Wohnung, aus einem Tische, ein paar einfach hölzernen Stühlen und einer alten Bettlade bestand sein gesammtes Hausgeräth, und seine Kleidung war dem entsprechend. Im J. 1740 begann er im Verlage von G. A. Schauberg, die moralisch-satirische Wochenschrift: „Der die Welt beleuchtende Kölnische Diogenes", herauszugeben, die auf 104 Nummern anwuchs. 1742 erschien eine Gesammtausgabe in 2 Bänden. Unter den Zeitgenossen fand sie keine weite Verbreitung, von neueren Kritikern wird sie jedoch als eine sehr beachtenswerthe Erscheinung auf dem Gebiete der deutschen Litteratur in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gewürdigt und dem Verfasser mitunter sogar der Vorrang vor dem einst so geschätzten Rabener zuerkannt. „Er hielt es für seine heilige Pflicht, die Thorheiten der vornehmen Welt sowohl wie des gewöhnlichen Bürgersmannes mit scharfer Satire zu züchtigen, die Entfernung von der Einfalt des Lebens, den Widerspruch der Cultur mit der Natur, der Wirklichkeit mit dem Ideal vor das Forum seiner schonungslosen Kritik zu ziehen. Seine Laune ist unerschöpflich; alles an ihm lebt, spricht und trifft. Er vereint das Schalkhafte des Horaz mit dem strengen Zorne des Juvenal. Er ist bitter und unbarmherzig in seinen Sarkasmen und fragt nicht danach, ob sein scharfes Wort der erreg- und reizbaren Constitution des Volksgeistes zusagt oder nicht. Er gehört nicht zu denen, die, wie Voltaire sagt, die Geier schonen und die Tauben zerreißen" (Ennen). In der äußeren Form aber ist L. rauh und häufig sogar trivial. Nach 1743 übernahm er für kurze Zeit die Redaction des beim Buchdrucker Wilms erschienenen sehr heruntergekommenen Kölnischen Staatsboten, dem er ein neues Dasein, einen reißenden Absatz verschaffte. 1748 ließ er sich in Bonn nieder, heirathete und unternahm daselbst eine politische Zeitung mit dem Titel: „Auszug Europäischer Geschichten", die bei Hilberz in Poppelsdorf gedruckt wurde und dreimal wöchentlich erschien. Gegen Ende desselben Jahres begann er eine neue satirische Wochenschrift: „Morpheana", die als Fortsetzung des Diogenes gelten sollte. Sie ging bald ein. L. griff dann 1750 nochmals zu einem neuen Unternehmen; es war dies die satirische Sittenschrift: „Nächte der träumenden Sterblichkeit". Erkrankt hatte er dieselbe begonnen, bei der 18. Wochennummer war er eine Leiche. Einen dauernderen Werth als die vorgenannten Schriften wird sein, jetzt auch in weiteren Kreisen gekanntes und geschätztes religiöses Liederbuch, die Tochter Sion, behalten. Der vollständigere Titel lautet: „Neues Gott und dem Lamm geheiligtes Kirchen- und Hausgesangbuch der auf dem dreifachen Wege der Vollkommenheit nach dem himmlischen Jerusalem wandernden Tochter Sion". Es enthält 206 Lieder, „mit jedem Lied beigedruckten, von bewährten Musikverständigen neugefertigten Singweisen". Die erste Ausgabe erschien 1741, die zweite 1768. „Mit diesem Buche hat er seinem poetischen Talente, seiner innigen Gläubigkeit, seinem moralischen Gefühle und seiner herzlichen Gemüthlichkeit ein schönes Denkmal gesetzt. In diesem Gesangbuche wollte er dem katholischen Volke die ganze christliche Glaubens- und Sittenlehre in poetischer Form vortragen und durch anziehende Melodien sollte den Liedern auch der Weg in Haus und Leben gebahnt werden" (Ennen). Sie halten sich an den Volkston, die Gedanken sind edel und durch tiefe Innigkeit ergreifend, die Ausdrucksweise leidet dagegen häufig

an Unbeholfenheit. Von untergeordneter Bedeutung sind zwei andere Arbeiten Lindenborn's: eine (verloren gegangene) Comödie, welche der Kurfürst Clemens August im Poppelsdorfer Schlosse aufführen ließ, und eine Gelegenheitsschrift, welche 1742 beim feierlichen Einzuge des Kurfürsten von der Pfalz, Karl Theodor, in Düsseldorf als Herzog von Jülich und Berg erschienen ist.

v. Mering, Die Bischöfe und Kirchen d. St. Köln I, 113 ff. Ennen, Zeitbilder. J. J. Merlo.

Lindenbrog: Erpold L., der sich bald und meistens Lindenbrog, Lindenbrogius, bald Lindenbruch verhochdeutscht nannte, einzeln auch Erp, mit einer im Bremischen häufig vorkommenden Verkürzung geschrieben wird, war eigentlich ein Stender; die letzteren wie die Lindenbroke (wie sie ursprünglich hießen) gehörten zu den Osterstader Junkern im bremischen Lande Osterstade an der Weser. Die Sitte jüngere Söhne oder Erben mütterlicher Güter nach der Spillseite statt nach der Schwertseite zu nennen ist auch in bürgerlichen Familien bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts an der Unterweser und in friesischen Landen üblich geblieben. So führte ein Zweig der Lindenbroke (Erpolds Urgroßvater) den Namen der ausgestorbenen Witmar weiter, und nach der mit Heinrich Stender zu Rechtenfleth vermählten Beke Lindenbroke gen. Witmar, nannte sich ihr dritter Sohn Erpold „Lindenbrog", während seine zwei älteren und der jüngere vierte Bruder Stender hießen. Aehnlich machten es seiner Mutter Tantensöhne zweiter Ehe, welche sich statt „Eymers", Witmar oder Witmars nannten. Der älteste dieser, Heinrich Witmar, war lutherischer Domdecan zu Hamburg und verschaffte dem 1540 geborenen Sohne seiner Base, Erpold L., ebenda ein Canonicat als praebendarius minor, zugleich war dieser Notar in Hamburg. Er heirathete 1566 Anna Gyse aus angesehenem hamburger Geschlechte und starb am 20. Juni 1616. Ein begabter eifriger Gelehrter, war er durch seine Studien und seine Sammlungen für die Geschichte, namentlich die des alten Hamburg-Bremer Erzbisthums und daher auch des Nordens, weit bekannt über Deutschlands Grenzen hinaus. So wurden ihm gern bibliothekarische Schätze auch von außen her zur Verwerthung anvertraut, wie vom bekannten Statthalter Heinrich Rantzau, dessen kostbare Handschrift des Adam von Bremen; während ihm der Besitz der Hamburger Kirchen, jetzt in der dortigen Stadtbibliothek, zu Gebote stand. Seine Werke und seine Ausgaben haben lange die gelehrte Welt beherrscht, sie galten vielfach als unübertrefflich, manche Quellen hat er zuerst ans Licht gebracht. Jetzt, nach fast drei Jahrhunderten, ist der treue Arbeiter in der Kritik und Methodik ja freilich weit überholt und seine Forschungen und Ausgaben bei Seite gedrängt, sein Verdienst ist darum nicht geringer. Er hinterließ drei Söhne: Heinrich L., den Bearbeiter des Censorinus de die natali, den Juristen, Philologen und Polyhistor Friedrich L. (s. u.) und Joachim L., der 1643 als Hamburger Canonicus starb. Die Schriften Lindenbrog's hat Jo. Albert Fabricius vor seiner neuen Ausgabe von Lindenbrogii Scriptores rerum germanicarum septentrionalium, Hamburg 1706 aufgezählt. Am bekanntesten ist seine Ausgabe des Adam von Bremen, die einen erheblich besseren Text bot als die edit. princeps des Vellejus (Velde) und 1595 in Leyden erschien. Die alten Scholien dazu gab er sogar zuerst heraus (vgl. Potthast, Biblioth. S. 100). Nachher hat sein Sohn Friedrich durch Vergleich mit Handschriften noch Verbesserungen dazu gegeben, die aber erst Staphorst, Hamb. Kirchengeschichte I, 1, 358 ff. abdrucken ließ. 1595 in Leyden erschien auch die erste Ausgabe der „Historia Archiepiscoporum Bremensium, De ecclesia Bremensi", die Legende von Benedict V. (dessen Kenotaph im Hamburger Dome war) und das „Poema de Vicelino" nach einer Handschrift des Domdechanten zu Bremen Otto von Düring. Ferner „Incerti auctoris

chronicon sclavicum“, jetzt Annales Hamburgenses genannt, als editio princeps, und ebenso „Erici regis Daniae narratio de origine gentis Danorum“, die jetzt Annales Ryenses heißen. Von seinen eigenen Zusammenstellungen kann hier abgesehen werden, am bekanntesten ist die übrigens schon im vorigen Jahrhundert als antiquirt angesehene „Neu vermehrte Chronica von den grosmechtigsten ersten deutschen Keiser Carolo M.“, Hamburg 1593. Für eine Geschichte des Bremischen und Verdischen Adels hatte er Sammlungen angelegt, auf denen fortbauend und bessernd Luneberg Mushard 1708 seine Monumenta nobilitatis etc. herausgab. L. hatte sich sogar in der Genealogie seines eigenen Geschlechtes bei der Nebenlinie, die sich von Dorne nannte und in Lübeck seit Wullenweber's Zeiten ansässig war, um eine ganze Generation geirrt. Seine Bibliothek ist mit der seiner Söhne durch Vermächtniß von Friedrich L. an die Hamburger Stadtbibliothek gekommen. Das Bildniß vor den Script. rer. Germ. septentr. ist, wie Fabricius in der Vorrede mahnend erklärt, das Porträt des Sohnes: Friedrich L., trotzdem ist es häufig für das Erpolds genommen.

Nic. Wilckens, Leben der berühmten Lindenbrogiorum etc., Hamburg 1723. Zuletzt sind die Lindenbrog's behandelt im Hamb. Schriftstellerlexikon. Moller, Jöcher und Rotermund schrieben den Namen Lindebrog. Bei Stintzing, Gesch. d. D. Rechtswissensch. (1. Abth. München u. Leipz. 1880) ist im Text und Register der Druckfehler Ergold in Erpold zu bessern.

Krause.

Lindenbrog: Friedrich L. (Lindenbruch), der jüngste Sohn Erpolds, Jurist und Philolog, geb. zu Hamburg am 28. Decbr. 1573, † am 9. Sept. 1648. L. studirte in Leyden, wo er sich der Rechtswissenschaft widmete, aber auch sehr eifrig allgemeine humanistische Studien betrieb. Von der Universität abgegangen machte er längere Reisen in England und Frankreich; in Paris war er sechs lang Hofmeister des königl. Geheimrathes von Calignon. Wohin er auf seinen Reisen kam, besuchte er überall fleißig die Bibliotheken und machte Bekanntschaft mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit. Im J. 1606 begab er sich nach Italien, 1607 durchreiste er Deutschland, 1608 erwarb er sich das Licentiat der Rechte in Basel. In demselben Jahre kehrte er endlich nach langer Abwesenheit in seine Vaterstadt zurück und begann eine juristische Praxis. Als Rechtsanwalt erwarb er sich einen bedeutenden Ruf und gelangte zu mehreren bürgerlichen Ehren. Wie sehr man seiner Einsicht und Welterfahrung vertraute, bewies der Umstand, daß er im J. 1614 vom Hamburger Senat nach London geschickt wurde, um die streitigen Contractsbedingungen der in Hamburg residirenden englischen Kaufleute, welche die sogenannte englische Court bildeten, zu ordnen. Wiewol es ihm nicht gelang, die Angelegenheit ganz zu schlichten, wurde er doch vom Senat für seine mehr als zweijährige Thätigkeit in London reichlich belohnt. Die Ehe, die er 1625 mit der Wittwe des Bürgermeisters Sebast. v. Bergen einging, verwickelte ihn in einen langwierigen Prozeß, über welchen wir der Kürze wegen auf Bd. II, S. 368 ff. verweisen. L. hinterließ ein bedeutendes Vermögen, wie die reichlichen Vermächtnisse ausweisen, die er, kinderlos gestorben, zu gemeinnützigen Zwecken ausgesetzt hat; s. dessen Testament bei Wilckens S. 33—36. Seine Bibliothek und übrigen wissenschaftlichen Sammlungen nebst Büchern seines Vaters Erpold und Bruders Heinrich vermachte er dem Gymnasium seiner Vaterstadt; diese sehr ansehnliche Schenkung wurde der Grund der so reichen Hamburger Stadtbibliothek. Ehe L. als Rechtsanwalt auftrat, war er als philologischer Schriftsteller sehr thätig und gab eine Reihe von Ausgaben alter Schriftsteller heraus, die zum großen Theile auch heute noch ihre Brauchbarkeit erhalten haben: „Catalecta Virgiliana“ (Lugd. Bat. 1595 und 1617), „Probi grammatici de notis libellus etc.“ (Lugd. Bat. 1600). „Statii opera cum Lactantii in Thebaida et Achilleida commentario“

(Paris. 1600. 4° mit dem latinisirten Namen. ed. Tiliobroga), „Terentii Comoediae“ mit den Scholiasten (Paris. 1602 und Francof. 1633. Hamburgi 1649. 4°), „Ammianus Marcellinus“ (Hamb. 1609. 4°), „Heliodori Larissaei *Κεφάλαια τῶν ὀπτικῶν*, gr. et lat.“ (Hamb. 1610. 4°), „Diversarum gentium historiae antiquae scriptores III, Jornandes, Isidorus Hispal., Paulus Diaconus“ (Hamb. 1611. 4°). Außerdem verdankt man ihm einen „Commentarius de ludis veterum“, Paris 1605. 4° und eine Ausgabe des „Codex legum veterum (leges Wisigothorum, edictum Theodorici, lex Burgundionum)“, Francof. a. M. 1613 Fol., nachdem er schon früher eine Ausgabe der Lex Salica mit Glossen (Paris 1602) herausgegeben hatte.

(Wilckens) Leben der berühmten Lindenbrogiorum, Hamb. 1723, S. 16—56. J. Molleri Cimbria litterata III. p. 414 sqq. Schröder's Lexikon der Hamburgischen Schriftst. IV, 494—500. Petersen, Geschichte der Hamburger Bibliothek S. 18 ff. Halm.

Lindenbrog: Heinrich L. (Lindenbruch), der zweite Sohn des Erpold L., geb. am 10. Febr. 1570 in Hamburg, † am 15. Juli 1642. Er studirte zu Leyden, hielt sich hierauf längere Zeit in Gesellschaft seines Freundes Joh. v. Wouweren in Frankreich auf, wo sie fleißig die Klosterbibliotheken benützten, aber beschuldigt wurden, unter der Beihülfe eines Mönches 16 Manuscripte aus dem Kloster St. Victor entwendet zu haben, so daß man sie les Corsaires de Hambourg genannt hat. Wie man erzählt, so wurde L. deshalb gefänglich eingezogen, aber nach wenigen Tagen auf Verwendung des berühmten Pierre Dupuy (Puteanus) wieder in Freiheit gesetzt. L. selbst hat die ihm zur Last gelegte That immer in Abrede gestellt. Von seinen weiteren Lebensverhältnissen ist nur soviel bekannt, daß er im J. 1610 Bibliothekar des Herzogs Johann Adolf von Holstein, der in Gottorp einen ansehnlichen Bücherschatz gesammelt hatte, geworden ist, welche Stelle er bis zu seinem Lebensende bekleidet hat. Als Philolog hat sich L. einen guten Namen gemacht durch seine mit gelehrtem Commentar ausgestattete Ausgabe des „Censorinus de die natali“, Hamburgi 1614. 4° und bedeutend vermehrt Lugd. Bat. 1642. 8°. Außerdem besorgte er eine correcte Ausgabe von Joannis Sarisberiensis Policraticus, sive de nugis Curialium, Lugd. Bat. 1595. 8°.

Wilckens a. a. O. S. 11—16. Molleri Cimbria lit. I. p. 344 sqq. Schröder's Lexikon IV, 501 ff. Halm.

Lindener: Michael L., Facetist, geb. um 1520 zu Leipzig (Lipsensis), dort nachzuweisen bis nach 1544, in diesem Jahre immatriculirt, vorher schon Famulus von Luther's Gegner Hieronymus Dungersheim aus Ochsenfurt, den er als filzigen „Dr. Ochßenfart“ verhöhnt; Protestant. Seine gelehrte Bildung bezeugen „Loci scholasticorum egregii“, 1557, lateinische Verse, massenhafte Anspielungen und Brocken, der Plan einer Dieta oder Methodus für Zecher. Nicht erschienen sind außer kleinen „carmelein und tractetlein“: „Der Münche und Nunnen fahrt“ („ain sonderlicher tractat“ über das Saufen und Huren der Klosterleute), „Chronica für den gemeinen mann“ vom Anbeginn der Welt mit Bildern und Quellenverzeichniß, und wenn dies Versprechen ernst zu nehmen, eine Schwanksammlung „Raudi maudi“ als Seitenstück zu „Katziporj“. Daß er poeta laureatus gewesen, ist sehr zu bezweifeln und sein Poeta L. gleich dem „ziemlichen Poet Juncker Michael von L.“ (Leipzig oder Lindenau, wo sein Oheim lebte) als Scherz zu fassen. Auch Doctor nennt er sich schwankweise. Er durchstreifte Süddeutschland, ward in Nürnberg Corrector bei Daubmann (wie der nicht akademisch gebildete Leipziger Facetist Val. Schumann dort 1558 als Schriftgießer bei G. Heyn arbeitete), fand Gönner wie A. Baumgarten, Freunde wie den lustigen Augsburger Papiermüller Hans Greuther, Gegner wie den Bearbeiter der „Faulen Schelmenzunft“ Hans Betz, und ist nach 1561, wo er

noch einen Holzschnittbogen edirte, verdorben gestorben. Ein begabter, lüderlicher Mensch: „dann ich auch der gutten gesellen einer bin, die man die freyen knaben nennet", ein Grobianer, Schnudelbutz, auf griechisch Raudj maudj, auf wälsch Katzipori. Letzteres Scherzwort giebt den Titel seiner bedeutendsten Schwanksammlung: L. braucht im Singular und Plural die Form Katziporj (Wickram u. A.: Katziporus).

Er setzt mit zwei kecken, später vielgescholtenen Büchern die Richtung Poggios, Bebels (dessen Geschwenck er nicht verdeutscht hat), der Elsässer fort. Um 1558 „Katziporj", 26 Nummern, Titelbild: ein frech grinsender Kerl, nothdürftelnd auf einer Matratze, von Insekten und Vögeln („tawbe" bei L. wie „schnagke": „bosse", fatzbößlein", „grill", „sprudeling", „zotte") umschwirrt, mit einem Wedel in der Hand; „Rastbüchlein", vielleicht nicht ganz von L., 2 + 26 Nummern, mehr Novellen als Anekdoten, also im Durchschnitt längere Stücke als in Katziporj), obwol auch dort keineswegs nur knappe Anekdoten stehen, Titelbild: zwei Wanderer im Schatten eines Baumes ruhend. Fast sämmtliche Geschichten des „complirten" Rastbüchleins — einige aus dem Decameron in Steinhöwels Uebertragung — drehen sich um Buhlschaft, die in Katziporj wenigstens nicht so ausschließlich herrscht. Der katholische Klerus und die dummen Bauern spielen die Hauptrolle; manchmal trifft die Polemik auch Adel und richterliche „bluthundt". Mehrfach giebt der Lüdrian L. auch eine Schlußmoral gegen den Geist der Zeit. Anekdoten von Buchbindern und Druckern, überhaupt viel erlebtes. Spott gegen dumme Aerzte, „altfressene" Studenten, Pseudogelehrte, elende Dichter, z. Th. im Sinne der Epp. obsc. virorum. Unkenntniß des Latein dient sehr oft als komisches Motiv. Das ist akademisch, ebenso wenn Themata der dissertationes ludicrae berührt werden oder — wie mehrere Lieder eingelegt worden sind — ein Trinklied declinatio vini per omnes casus (vgl. Gargantua) erschallt. „Ein unerhörts vnd scharpffes Mandat, des Großmächtigen Königs Volknarij", eine langathmige krause Rede, geht von der Brant-Murnerschen Narrenlitteratur aus (Rastbüchlein Nr. 26), und bereitet Fischarts „Faztrazprif" vor. Die Geschichten vom Zauberer Schrammhans (dieser auch bei Montanus; Zarncke, Die deutschen Universitäten S. 251 ff.?) deuten auf die spärere Fausthistorie, das Lügenmärchen „Wahrhafftige newe zeytung von einem gar vnerhört grossen mann" auf den Gargantua Fischart's, der überhaupt trotz seinem Tadel L. mehrfach verpflichtet ist. Studentengeschichten machen sich breit in „Katziporj", welches Werk schlotteriger, aber von größerem persönlichen Interesse ist als das ältere „Rastbüchlein". Man hört von frechen Streichen, die auf einen billigen Imbiß und das Bett der Frau zielen. Die Possen der Katziporj sind zur Unterhaltung in der Kneipe bestimmt, wo die Leute sonst sitzen wie eine „hültzne latern". Wie sehen L. bei Fastnachtsgelagen, oder mit der Laute gassatenlaufend, auch im Pelz in der kalten Stube, deren Fenster mit Papier verklebt sind. Die meisten Geschichten sind lokalisirt. Er kennt Bräuche und Sprache mancher deutschen Landschaft. Wählerisch ist L. nirgends, und seine Bücher voll Gestanks und gröbster Sinnlichkeit zeigen den bedauerlichen Zustand damaliger Unterhaltungslitteratur, der Stil spart die stärksten Rohheiten nicht, die Geschichten verdienen kaum die oft verwendeten Prädicate „visirlich", „erlesen", „artig" ꝛc., aber eine ironische Färbung („eine gute Madunnen" von einer verbuhlten Köchin), eine Menge drastischer Witze ergötzen, neben akademischen Quodlibetspäßen erscheinen zahlreiche Sprichwörter und Volksreime, der Wortschatz ist sehr groß. Eine gewisse sprachliche Virtuosität darf L., obwol er sehr unachtsam darauf los schrieb, nicht abgesprochen werden. Seine Schnörkeleien, seine Pleonasmen, die Fülle von Synonymen, z. B. für Posse, Schelm, Buhlschaft, die Manier ohne künstlerisch-rhetorische Absicht deren gleich ein Dutzend herzusagen (19 — „welches ich einmal inn ein ordnung bringen will" — für Coitus „Rastbüchlein" 1), die parodistischen Ver-

gleiche (z. B. ein Venusritter „hieb vmb sich wie Gundter") erinnern an Fischart. Einfluß des Fastnachtspiels, Paulis, Waldis' u. a. ist nachzuweisen, die Verbreitung der meisten Geschichten groß.

Goedeke's Grundriß und „Schwänke des 16. Jahrhunderts" (Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts, Bd. XII, 1879). Proben auch bei J. Hub, Die deutsche komische und humoristische Dichtung seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts, 1854 ff. Bd. II. — Bobertag, Geschichte des Romans und der verwandten Dichtgattungen in Deutschland, Bd. I, 1876; ders., Archiv für Litteraturgeschichte 6, 129 ff. — Scherer, Die Anfänge des deutschen Prosaromans und Jörg Wickram von Colmar. Quellen und Forschungen XXI, 1877, S. 23 f., 96. Wendeler, Ztschr. f. deutsches Alterthum 21, 435 ff. Archiv 7, 339 f. 346 ff. — Ein Neudruck wird von F. Lichtenstein für die Bibliothek des litterarischen Vereins vorbereitet (inzwischen erschienen als 163. Publication).
Erich Schmidt.

Lindenhan: Andreas Christoph L., Dichter, war geboren in Hadersleben am 17. Februar 1774. Vorbereitet auf der Gelehrtenschule der Vaterstadt, studirte er die Rechte in Kiel und bestand 1793 das Staatsexamen. Dann ließ er sich als Advokat in der Vaterstadt nieder, ward 1814 daselbst zum Bürgermeister und Polizeimeister ernannt, 1825 königlicher Justizrath und starb am 31. December 1836. Von ihm erschien 1815 „Adelaide, ein Gedicht in sieben Gesängen"; 1822 „Dichtungen", eine Sammlung kleinerer Gedichte; 1823 „Unsterblichkeit, ein Gedicht in zwei Gesängen", und 1829 sein Hauptwerk, das gewissermaßen seine Lebensarbeit gewesen: „Das gerettete Malta" in 22 Gesängen, zwei starke Bände. Außerdem lieferte er zahlreiche Beiträge zu verschiedenen Journalen, namentlich zu den von Lotz herausgegebenen Originalien, auch eine Novelle „Die glücklichen Zufälle", im Taschenbuch Wintergrün, 1824. In den letzten Jahren beschäftigten ihn vorzugsweise historische Studien, insbesondere zur Provinzialgeschichte, deren Resultate in den Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Provinzialberichten mitgetheilt, z. B. „Geschichtliche Darstellung der Streitigkeiten zwischen Dänemark und Holstein-Gottorp bis zum J. 1773 fortgesetzt", die Biographien des Herzogs Hans des Aelteren und Adolph I. Ferner verfaßte er auch viele Aufsätze allgemeinen und philosophischen Inhalts, auch über Polizeiwesen ꝛc.

Vgl. N. Nekrolog d. Deutsch. XV, 39. Lübker-Schröder u. Alberti, Schriftstellerlexikon s. v. Brümmer, Dichterlexikon s. v.
Carstens.

Lindenschmit: Wilhelm L., Historienmaler, geb. 1806 zu Mainz, erhielt von seinem Vater, dem Münzgraveur Johann L., eine gute, künstlerische Erziehung, kam 1823 zur weiteren Ausbildung nach München und bald darauf nach Wien, wo er an der Akademie und besonders im Belvedere studirte und vielfach sich mit historischen Compositionen versuchte; so entstand eine Zeichnung mit „Berlichingen's Tod" und „Andreas Baumkircher vertheidigt für Kaiser Friedrich III. Brücke und Thor der Wiener Neustadt." Nach kurzem Aufenthalt in Mainz ging er mit Cornelius wieder nach München, wo er zwei Tuschzeichnungen vollendete: „Tod des Mainzer Stadthauptmanns Fust" (1460) und „Frauenlob's Begräbniß" (im Museum zu Darmstadt). Dann betheiligte er sich an dem Freskencyclus in den Arkaden mit dem „Sieg Ludwig des Reichen über Albrecht Achill von Brandenburg bei Gingen" und verewigte darauf an der Außenseite der Kirche zu Sendling die Heldentreue der baierischen Bauern, die hier in der sogenannten Mordweihnacht des J. 1705 im Kampfe gegen die Oesterreicher fielen. Es war ein edelmüthiges patriotisches Opfer, welches L. der Gemeinde von Sendling (er hatte sich in einem hübsch gelegenen Hause, welches lange noch das „Lindenschmit-Schlößchen" hieß, niedergelassen) brachte, denn er

malte das große Freskobild ohne Entgelt, wobei die Gemeinde nur die Auslagen für Mauer und Schutzdach zu tragen hatte. Auch schrieb L. zur Feier der Enthüllung 1830 eine würdevolle Schilderung des hier dargestellten Ereignisses, welche, mit schlichten, charakteristischen Illustrationen in Lithographie ausgestattet, unter dem Titel „Geschichte der Sendlinger Schlacht" 1830 im Druck erschien. Das nach Farbe und Composition gleich ausgezeichnete Werk (in Steindruck von Fr. Hohe, in Stahlstich von L. Daut in Nürnberg, neuestens im photographischen Lichtdruck von Obernetter 1880) genoß bald eine weitverbreitete, volksthümliche Berühmtheit und die nach München kommenden Fremden versäumten es gewiß nie, dem zu einer Art Wahrzeichen gewordenen Bilde ihren Besuch abzustatten. (Die seither etwas schadhaft gewordene Freske wurde durch den Sohn des Künstlers, Professor W. L., restaurirt und aus Anlaß des 700jährigen Bestandes der Wittelsbacher Dynastie in feierlichster Weise inaugurirt.) Danach nahm L. Theil an den Arbeiten im neuen Königsbau, wo er sich mit Philipp Foltz in die Aufgabe theilte, das Schreibzimmer der Königin mit Fresken nach Schiller's Dichtungen zu schmücken. Auch zwei Bilder in den Loggien der Neuen Pinakothek (Scenen aus Lionardo's Leben) sind von L., welcher bald darauf in vier Zimmern zu Hohenschwangau zahlreiche Bilder aus der Geschichte der Schyren, Welfen und Staufer ausführte. Nach Vollendung dieser umfangreichen Arbeiten kehrte L. zur Staffelei zurück, malte ein lebensgroßes Bild seiner Familie, griff dann aber wieder nach historischen Stoffen und schilderte den „Kampf der Cimberischen Weiber gegen die Römer", die „Heldenthat des Herzogs Erich von Braunschweig, welcher in der Schlacht dem Kaiser Max 1504 das Leben rettet" (Kunstverein in Hannover), die „Schlacht des Arminius" (1839) und „Altgermanische Jäger um einen Hügel gelagert". Nach Meiningen berufen, schuf L. im herzoglichen Schlosse Landsberg einen Freskencyclus aus der Geschichte der Wettiner, kehrte sodann nach seiner Vaterstadt zurück, wo er jedoch schon am 12. März 1848 starb. L. war voll Begeisterung für deutsche Vorzeit und Geschichte; er besaß ein großes dramatisches Gefühl für die Architektonik der Composition, gesunden Sinn für Wahrheit und besondere Vorliebe für ritterliche Kraft. „Jede weichliche, sentimentale oder gar gemachte Empfindung war ihm fremd und zuwider; ihn freute nur die energische That." Seine Zeitgenossen rühmten seine Kenntniß des Costüms. Zeitweise griff er auch zur Feder, um seinen patriotischen Ideen Ausdruck zu geben, so mit einem „Offenen Sendschreiben an Alfred de Musset" (1840) gegen die französischen Kriegsdrohungen. Auch in gebundener Rede versuchte er sich (vgl. Franz Trautmann's Schwanthaler-Reliquien, 1858). Außerdem erschienen die historischen Abhandlungen: „Die Räthsel der Vorwelt" (Mainz 1846, mit Illustrationen und Karten), worin er die Einwanderungsfrage der Deutschen beleuchtete, und eine gegen H. Schreiber gerichtete Streitschrift „Ueber die sogenannten Streitmeißel" (Mainz 1846). Gemeinsam mit seinem, nachmals als deutschen Alterthumsforscher so bekannten Bruder Ludwig L. beschrieb er „Das germanische Todtenlager bei Selzen in der Provinz Rheinhessen" (Mainz 1848). Ein Versuch zur Reorganisirung der damals noch monströsen Uniformirung der Heere und ein zur Zeit Kaiser Heinrich I. spielender Roman blieben ungedruckt. Sein Porträt zeichnete E. Neureuther im Costüm des Andreas v. Sonnenberg (beim Albrecht Dürer-Fest 1840 in München), ferner Heinrich Kohler (Lithographie) und M. v. Schwind, welcher in seinem reizenden Märchen vom „Aschenprödel" den treuen L. im Gefolge dieser endlich belohnten Dulderin erscheinen läßt und durch Namensinschrift besonders hervorhob.

Vgl. Raczynski I. 63, II. 285 ff. Muffat, Beschr. von Hohenschwangau, 1837. Nagler 1839, VII. 535. E. Förster, Gesch. der deutsch. Kunst, 1860, V. 82 f. Seubert 1878, II. 458. Hyac. Holland.

Linder: Emilie L., Malerin, geb. zu Basel am 11. October 1797, † zu München am 12. Februar 1867. Sie stammte aus einer reichen Kaufmannsfamilie zu Basel und erhielt eine vielseitige Ausbildung und eine streng religiöse (reformirte) Erziehung. Frühzeitig zeigte sie Neigung und Talent für Malerei. 1824 ging sie zu ihrer Ausbildung nach München und wurde dort eine Schülerin Schlotthauer's. Im Hause des Professors Ringseis, an den sie von Basel aus empfohlen war, wurde sie mit den hervorragendsten Münchener Künstlern und Gelehrten bekannt, namentlich mit Cornelius, Heinrich Heß, Franz v. Baader, Schubert, Schelling, Görres, Lasaulx. Im Sommer 1825 machte sie mit Schlotthauer und dessen Frau eine Reise nach Ober- und Mittelitalien. 1828 kehrte sie nach Basel zurück, reiste aber schon 1829 nach Rom, wo sie bis zum Juli 1831 blieb und sich namentlich mit Overbeck befreundete. Im J. 1832 nahm sie ihren bleibenden Wohnsitz in München, von wo aus sie aber noch einige Reisen machte, 1835 mit Schubert an den Niederrhein und nach Holland, 1843 nach Tirol und Oberitalien, 1844, nachdem sie am 4. December 1843 zur katholischen Kirche übergetreten war, zu ihren Verwandten in Basel und Luzern. Sie malte fast ausschließlich religiöse Bilder, die sie meist an arme Kirchen verschenkte, erwarb auch religiöse Bilder und Handzeichnungen von Cornelius, Overbeck, Steinle, Schwind und anderen Meistern, unterstützte auch ärmere Künstler durch Bestellungen. Sie bekundete außerdem ein reges Interesse für Poesie und Musik. Mit Rücksicht auf den Kreis von bedeutenden Männern, mit welchen sie verkehrte, verglich sie Schubert nicht unpassend mit der Fürstin Gallitzin. Mit Cornelius, Overbeck, Diepenbrock, Clemens, Brentano, Platen u. A. stand sie in Briefwechsel. Franz v. Baader widmete ihr 1831 seine „Vierzig Sätze aus einer religiösen Erotik" und E. v. Lasaulx 1860 seine „Philosophie der schönen Künste". Abt Haneberg hielt ihr die Grabrede. Nachdem sie schon während ihres Lebens eine großartige Wohlthätigkeit geübt, vermachte sie in ihrem Testamente die Hälfte ihres bedeutenden Vermögens zu wohlthätigen und kirchlichen Zwecken — 200,000 Francs dem katholischen Bischof von Basel für seine Diöcese, — ihre Kunstschätze dem Museum ihrer Vaterstadt Basel.

Hist.-polit. Blätter, 59. Bd. (1847), 713; 65. Bd. (1870), 31. Rosenthal, Convertitenbilder I, 2, 237. Reinkens, M. v. Diepenbrock, S. 176 ff. (über ihre Conversion S. 273). Reusch.

Lindheimer: Ferdinand L., geb. 1803 in Frankfurt, † am 2. December 1879 zu Neu-Braunfels in Texas. Ueber seine Jugend und seine Ausbildung ist nichts Näheres bekannt. Er war Lehrer an der 1820 errichteten Erziehungsanstalt des Georg Bunsen (geb. 1794 in Frankfurt, † 1872 zu Belleville in Illinois, Vorbild des „Spätturners" v. Börne), aus welcher nicht weniger als sechs Lehrer (Martin Hodes, K. J. O. S. v. Willer, H. O. Demme, Ed. Koloff, G. A. Berchelmann und Hildebrandt) 1826 und 1833 wegen politischer Vergehen verurtheilt wurden. L. verließ, wie Bunsen selbst, im Frühjahr 1834 Europa und wandte sich zunächst nach den nordamerikanischen Freistaaten. Dort lebte L. zuerst mit sieben anderen Neueingewanderten in St. Clair's County im Staate Illinois der Jagd, im Herbst aber fuhr er mit fünf Gefährten den Mississippi hinab, um eine Fußreise nach Texas und Mexiko zu machen. In Neu-Orleans änderte jedoch L. seinen Plan; er fuhr mit zwei Gefährten zu Schiff nach Veracruz und wandte sich von da nach der deutschen Colonie von Stein, Sartorius, Lavater ꝛc. in Mirador. Später lebte er in der Nähe von Jalapa von dem Ertrag einer Ananas- und Bananenpflanzung und ging 1836 nach Texas, um als Freiwilliger den Unabhängigkeitskampf der Texaner mitzumachen. Nach Beendigung des Krieges versuchte L. eine Zeit lang als Ackerbauer zu leben und eine Farm einzurichten. Aber auch diese Lebensweise sagte

ihm nicht zu und er beschloß, besonders auf Anregung des noch in St. Louis lebenden ausgezeichneten Arztes und Botanikers Dr. Georg Engelmann aus Frankfurt, die Befriedigung einer seit früherer Zeit gehegten Neigung für Botanik zugleich zur Erwerbsquelle zu machen. Er kaufte einen zweiräderigen Karren mit einem Pferde, belud denselben mit einem Pack Pflanzenpapier und einem Vorrath der nothwendigsten Lebensmittel, besonders mit Mehl, Kaffee und Salz und zog dann, mit der Büchse bewaffnet und mit keinem anderen Begleiter als seinen beiden Jagdhunden, in die Wildniß, wo er, mit dem Sammeln und Einlegen von Pflanzen beschäftigt und für seine Nahrung besonders auf das Ergebniß der Jagd angewiesen, oft mehrere Monate hintereinander, ohne ein menschliches Wesen zu sehen, zubrachte. Als dann im Spätherbst 1844 der erste größere Zug deutscher Einwanderer unter dem Prinzen Karl von Solms-Braunfels in Texas ankam, schloß sich L. demselben an und wurde als ein des Landes kundiger und erfahrener Mann von den Neulingen freundlich aufgenommen. Er zog mit ihnen an den Comalfluß und erbat sich, als hier im Frühjahr 1845 die Stadt Neu-Braunfels gegründet wurde, auf alle anderen Landansprüche verzichtend, von dem Prinzen einen unbedeutenden und werthlosen, aber reizend auf dem schönen Ufer des Comalstromes gelegenen Fleck Landes, erbaute hier eine Hütte und begann von hier aus die reiche und großentheils noch unbekannte Flora von Texas mit mehr Muße und Bequemlichkeit auszubeuten. Später zog er nach Neu-Braunfels selbst und gründete dort die „Neu-Braunfelser Zeitung“ Anfangs der fünfziger Jahre, deren Leitung er mehr als 20 Jahre geführt hat. Auch die Stelle eines Friedensrichters wurde ihm übertragen. Bis an sein Ende von seltener körperlicher Rüstigkeit, starb L. am 2. December 1879 zu Neu-Braunfels. — Seine „Aufsätze und Abhandlungen“ hat einer seiner Schüler, Dr. med. Gustav Passavant, 1879 zu Frankfurt a./M. herausgegeben, über seine botanischen Leistungen haben Dr. Georg Engelmann in St. Louis und Asa Gray berichtet in den Plantae Lindheimerianae, im Boston journal of natural history, V. 1845, VI. 1850.

Römer, in seinem Buch über Texas 1850, auch in der Botanischen Zeitung 1850, Nr. 47. — „Meine Reise und Aufenthalt in Mexico“ in L.'s Aufsätzen und Abhandlungen. W. Stricker.

Lindl: Ignaz L., Schwärmer, geb. am 8. October 1774 zu Baindlkirch in Altbaiern, † 1834 in Barmen. Er wurde im J. 1799 zum Priester geweiht und zuerst Kaplan, dann Pfarrer in seiner Heimath. Im J. 1812 wurde er durch Goßner (s. Bd. IX, S. 407) „erweckt“. Er stand in freundschaftlichen Beziehungen zu Zimmer und Sailer; letzterer hielt am 27. December 1812 bei der Primiz des gleichfalls aus Baindlkirch gebürtigen Martin Völk, der neben L. in gleichem Sinne als Kaplan wirkte, die Predigt. In der nächsten Zeit knüpfte L. auch Verbindungen mit Jung-Stilling, Frau v. Krüdener und den Baseler Pietisten an. 1817 wurde er wegen „Abweichungen von der herkömmlichen Gottesdienstordnung und aftermystischen Treibens“ von dem Augsburger Ordinariate in Untersuchung gezogen, einige Monate in Haft gehalten und dann im Mai 1818 auf die Pfarrei zu Gundremmingen bei Lauingen an der Donau, zwei Stunden von der württembergischen Grenze, versetzt. Hier knüpfte er Verbindungen mit den württembergischen Pietisten an. Zu seinen Predigten strömten dort so viele Zuhörer zusammen, Katholiken und Protestanten, — angeblich mitunter 5—10,000, — daß er sie oft im Freien halten mußte. (Ein interessanter Bericht darüber von Ringseis steht in den Historisch-politischen Blättern 77. Bd. S. 409.) Von einer neuen Untersuchung bedroht, begab er sich im October 1819 zu dem russischen Gesandten nach München und dieser zeigte dann der baierischen Regierung an, L. sei von dem Kaiser — wahrscheinlich auf Ver-

anlassung der Frau v. Krüdener — nach St. Petersburg berufen. Er reiste im November dorthin ab und wurde als Prediger an der katholischen Malteserkirche angestellt. Im Juli 1820 übernahm Goßner diese Stelle und L. wurde mit dem Titel „Propst“ als Seelsorger für die in Südrußland angesiedelten Süddeutschen nach Odessa gesandt, erhielt auch in Bessarabien ein Stück Landes für weitere Colonisten angewiesen. Einige Hunderte seiner früheren Pfarrkinder folgten ihm dorthin; manche kehrten aber bald enttäuscht zurück. L. richtete in Südrußland seinen Gottesdienst in protestantischer Weise ein und verheirathete sich mit der Schwester seines Freundes Völk. 1824 wurde L., wie Goßner, aus Rußland ausgewiesen. Er trat nun in Leipzig förmlich zur lutherischen Confession über und begab sich nach Barmen, wo er eine Zeit lang als Inspector an der Missionsschule angestellt, dann als Hülfsprediger in mehreren Gemeinden des Wupperthales beschäftigt wurde. Seine Neigung zur Schwärmerei und Sectirerei trat hier immer stärker hervor; namentlich verlor er sich in allerlei chiliastische Träumereien. Für eine kleine Schaar von Anhängern — „Lindlianer“ — hielt er in einem Privathause in Barmen Gottesdienst. Mit Anhängern an den Orten seiner früheren Wirksamkeit in Baiern blieb L. bis zu seinem Tode in Correspondenz. Noch 1852 und 1853 wurden gegen 50 Personen, die sich weigerten, die Lindl'schen Ansichten abzuschwören und das tridentinische Glaubensbekenntniß abzulegen, von dem Bischof von Augsburg excommunicirt. — L. hat als Pfarrer in Baiern und später einige seiner Predigten und andere kleine erbauliche Schriften drucken lassen, zum Theil anonym, die in mehreren Auflagen erschienen — seine Abschiedspredigt in Gundremmingen unter dem Titel „Der uralte katholische Glaube“, 1819 —, ferner „Mein Glaubensbekenntniß“ (über seinen Uebertritt) und „Ueber die Sünde wider den heiligen Geist“, 1824, „Leitfaden zur einfachen Erklärung der Apokalypse“, 1826.

Gieseler, Kirchengeschichte V, 337. G. Aichinger, J. M. Sailer, 1865, 302, 310. J. Salat, Versuche über Supranaturalismus und Mysticismus, 1823, S. 502. Pastoralschreiben des Generalvicariats von Augsburg in Betreff der neuen schwärmerischen aftermystischen Lehren u. Secten vom J. 1820 (abgedruckt in Mastiaux' Lit.-Ztg. 1820, Nr. 35, interessant wegen des angehängten Verzeichnisses der von Lindl u. A. verbreiteten Schriften). F. W. Krug, Krit. Gesch. der protest. Schwärmerei rc., 1851, S. 290. V. Thalhofer, Beitr. zur Gesch. des Aftermysticismus, 1857, S. 75.

Reusch.

Lindner: Benjamin L., herzoglich Sachsen-Coburg-Saalfeld'scher Superintendent und Hofprediger, war der Sohn eines Schneidermeisters und den 25. Octbr. 1694 in Brieg geboren. Bei bedeutender Befähigung schon 1709 in die Prima des Gymnasiums seiner Vaterstadt versetzt, wurde der Verkehr mit Adam Steinmetz, späterem Abt im Kloster Bergen, welcher 1713 als Candidat der Theologie nach Brieg gekommen war und mit Erlaubniß des Rectors einigen Primanern Privatvorlesungen hielt, für Lindner's spätere theologische Richtung entscheidend. Obschon er nicht in Halle, sondern in Leipzig unter Olearius, Börner, Pfeiffer und Starcke von 1715—1718 studirte, kehrte er doch als begeisterter Vertreter des Halle'schen Pietismus in die Heimath zurück. Bald fand sich für ihn eine Stelle; Joachim Friedrich v. Seidlitz berief ihn 1724 zum Pfarrer der vereinigten Kirchen Schönbrunn und Rosen im Fürstenthum Brieg. Die bis in das nächste Jahr sich verzögernde kaiserliche Bestätigung rechtfertigt die Annahme, daß L. schon als Candidat des durch kaiserliche Mandate streng verpönten Pietismus verdächtig gewesen sein muß. Einmal im Amte legte er sich unter dem Schutze seines ihm gleichgesinnten Lehnsherrn keinen Zwang weiter auf, sondern richtete auf dem herrschaftlichen Schlosse alsbald Betstunden ein,

welche bis in die späte Nacht währten. Die in seiner eignen und in den benachbarten Parochien vereinzelt auftretenden Erweckungen lassen es um so verwunderlicher erscheinen, daß L. dieser scheinbar überaus gesegneten Arbeit schon nach zwei Jahren überdrüssig wurde. Im Januar 1727 erbat er sich vom Consistorium in Brieg Urlaub zu einer Reise in die Lausitz, von welcher er mit einer Vocation des Grafen Promnitz zum Substituten des amtsunfähigen Archidiaconus in Sorau nach Schlesien zurückkehrte. Mit dieser Berufung war jedoch die Sorauer Bürgerschaft so wenig einverstanden, daß sie Protest einlegte und dieselbe um jeden Preis rückgängig zu machen suchte, ohne jedoch das Geringste zu erreichen. War diese Berufung in Lindner's Augen eine besondere göttliche Fügung gewesen, die Gehorsam forderte, so kann ihm die 1730 an ihn ergangene Vocation zu dem Pastorate an der Grenzkirche Friedersdorf in der Oberlausitz nicht als eine solche erschienen sein, denn er lehnte sie ohne langes Bedenken ab. Ueber seine Wirksamkeit in Sorau wissen wir wenig, bedeutend war sie in keinem Falle; sein Biograph Gründler gesteht offen ein, daß L. hier „keine so offene Thür als in Schönbrunn gefunden habe“. Dagegen liegen uns über seine Amtsthätigkeit in Saalfeld, wohin er 1733 als Hofprediger und Superintendent von Herzog Christian Ernst, einem Freunde und Verehrer Zinzendorf's, berufen wurde, in Semler's Autobiographie ausführliche und authentische Nachrichten vor. „Die Leute sollten auf einmal durchaus fromm oder Wiedergeborne werden“, und da L. das Universalmittel für die Schäden der Gemeinde in Conventikeln erblickte, so machte er in seinem neuen Wirkungskreise davon den ausgedehntesten Gebrauch. Der Herzog selber bot dazu bereitwillig die Hand, indem er zu diesen außerkirchlichen Erbauungsstunden den Speisesaal im Schlosse einräumte und selber mit seiner Gemahlin und dem ganzen Hofe an denselben regelmäßig Theil nahm. Wer in Saalfeld etwas werden oder erlangen wollte, durfte von ihnen nicht wegbleiben; Kaufleute und Handwerker, die sich dabei nicht einstellten, verloren ihre Kunden. „Oeffentliche Heuchelei, fromme Schelmerei, Verfall des bürgerlichen Wohlstandes“ waren die natürliche Folge dieses Treibens, welches nach dem Tode des Herzogs 1745 sofort ein Ende nahm, als sich unter der Regierung seines Bruders Franz Josias mit „Kopfhängen, Augendrehen, Leisereden Niemand mehr äußerliche Vortheile schaffen konnte“. Daß sich L., um dessen Einfluß es jetzt geschehen war und dessen Einkünfte zugleich empfindliche Einbuße erlitten, in Saalfeld nicht mehr gefallen wollte, ist erklärlich, aber eine neue Vocation stellte sich nicht ein und der Versuch seines alten Freundes Steinmetz in Kloster-Bergen, ihn zum Adjuncten zu bekommen, schlug fehl. Seit einigen Jahren unterleibsleidend starb L. den 24. December 1754. Gründler rühmt von ihm, daß er vermögend gewesen sei „in einem mächtigen Flusse seine Rede zu führen und ex tempore und ohne vorhergegangene Meditation wol mehrere Stunden nacheinander, wenn es nothdringliche Umstände erforderten, zu predigen“; auch Semler gesteht ihm das „Talent zu reden, zu declamiren“ zu, wogegen es ihm an gründlicher theologischer Gelehrsamkeit gemangelt habe. Er war ein Mann der frommen Phrase. Als Schriftsteller hat sich L. auf Compilationen beschränkt. Wir haben von ihm: „Das Nutzbarste aus den erbaulichen Schriften des seel. Dr. M. Luthers in umständlichen Auszügen“, 9 Bde., 1738—1742; 2. Ausg. 1752—1754. Semler versichert, Lindner's ganze Arbeit habe darin bestanden, die betreffenden Stellen in der Leipziger Ausgabe der Werke Luthers mit Bleistift anzustreichen, sein Amanuensis Sibeth aber, welcher ihm nach Gründler „mehrere Jahre bei seinen vielen Arbeiten treulich assistirt und gedienet“, das Uebrige besorgt. Gleiche Bewandniß hat es mit Lindner's historischen Arbeiten, dem als Anhang zu den Saalfeld'schen Auszügen 1743 erschienenen „Merkwürdigen Leben Dr. M. Luthers“ und der „Kurzgefaßten Reformationsgeschichte“

(Chr. Fr. Junii compendium Seckendorfianum), die er mit einer Vorrede herausgab. Sonst sind noch eine Anzahl Predigten und Reden von L. gedruckt.

Gottlob Emanuel Gründler, Sammlung von auserlesenen Briefen Dr. M. Luthers als zweiter Anhang zu den Saalfeldischen Auszügen nebst Herrn Benjamin Lindner's kurzer Lebensbeschreibung. Erster Theil. Leipzig u. Saalfeld 1756. Dr. Joh. Salomo Semler's Lebensbeschreibung, von ihm selbst abgefaßt, Halle 1781, Thl. I. Mein Aufsatz: Der Pietismus in Schlesien. Zeitschrift des Vereins für Geschichte u. Alterthum Schlesiens IX, 254 ff.

Schimmelpfennig.

Lindner: Ernst Otto Timotheus L., geb. am 28. November 1820 in Breslau, bezog im J. 1839 die dortige Universität, um Philologie zu studiren, legte sein Doctorexamen ab und wollte die akademische Carriere ergreifen, doch seine liberalen Gesinnungen, sein offenkundiger Unglaube in religiösen Dingen erregten in den damals leitenden Kreisen ein so großes Mißfallen, daß L. es vorzog sich denselben zu entziehen und 1845 eine Hauslehrerstelle in Berlin anzunehmen. Seine musikalische Begabung, seine prächtige Baritonstimme hatten ihn bereits in Breslau zu einem unentbehrlichen Mitgliede aller musikalischen Zirkel gemacht und war er auch in der Breslauer Singakademie unter Mosewius' Leitung ein stets williger Uebernehmer von Solopartieen in den Oratorienaufführungen. In Berlin fand er in Dehn eine ihm verwandte Natur und obgleich sie sich später feindlich gegenübertraten — eben wegen ihrer ähnlichen Veranlagung — so schlossen sie sich anfänglich eng aneinander an. Sein allumfassender Geist, seine Vielwisserei und sein gewandter Stil verschafften ihm um 1848 eine Stelle in der Redaction der Vossischen Zeitung, er stieg hier sogar bis zum Chefredacteur empor. Bei der bekannten damaligen Haltung der Vossischen Zeitung, die sich den Spotttitel der „Tante Voß“ erworben hatte, konnte L. seine politischen Ideen in keiner Weise zur Geltung bringen, und als im J. 1860 die „neue Aera“ in Preußen begann und die liberale Richtung die Oberhand zu gewinnen schien, steuerte L. mit einer Hast und Unüberlegung in das neue Fahrwasser, daß die alten Leser erschreckt die Zeitung bei Seite legten. L. mußte wohl oder übel wieder zurück in die stille, beschauliche, altväterische, politische Kannegießerei und suchte Ersatz in der Musik und in der Erziehung des Volkes in Gemeindeschule, in Vereinen und Fortbildungsanstalten. Hier lag der Beginn der socialen Frage, die durch L. fort und fort genährt wurde, aber freilich schließlich einen ganz anderen Weg als den anfangs geplanten nahm. L. wollte das Volk zur Urtheilsfähigkeit und besseren Einsicht erziehen; statt dessen ward es nur begehrlicher.

Glücklicher war er in Beziehung auf seine musiklitterarische Thätigkeit, sowol als Recensent, wie als Förderer großer musikhistorischer Unternehmungen. Schon in Breslau durch Mosewius in die Werke Seb. Bach's eingeweiht, war er fort und fort bemüht dem großen Meister die Bahn zu eröffnen, und als sich im J. 1850 in Leipzig die Bachgesellschaft zur Herausgabe seiner Werke bildete, so war L. einer der eifrigsten Beförderer dieser großen Aufgabe und seiner unermüdlichen Mahnung in öffentlichen Blättern ist es mit zu danken, daß durch eine genügende Subscriptionszeichnung das Unternehmen pecuniär gesichert ward. Neben Bach standen ihm Mozart und Gluck. Es erscheint uns heute fast unglaublich, daß es damals, in den 50er Jahren, noch nöthig war, diesen Heroen in der Kunst das Wort zu reden. Dennoch war es so, denn das Seichte und Mittelmäßige ließ sie nicht aufkommen und es bedurfte der unablässigen Mahnungen und Belehrungen durch einsichtige Kenner wie L., um die große Masse zur Kenntniß und Liebe der Altmeister heranzuziehen. Es ist ein Hauptverdienst Lindner's, durch seine geschickte und beredte Wirksamkeit in der Tagespresse dafür

gewirkt zu haben, daß nicht nur im Opernhaus und im vornehmen Concertsaal, sondern auch in den volksthümlichen Kreisen der Gartenconcerte die klassischen Werke in immer zunehmendem Maße zur Aufführung kamen und endlich Gemeingut des ganzen Volkes wurden. Als im J. 1857 der von Vierling gegründete Bach-Verein aus Mangel eines Dirigenten zu scheitern drohte, stellte sich L. an die Spitze, bis die geeignete Kraft in Wilhelm Rust gefunden war. — Nicht sonderlich harmonirt damit die Vorliebe und thätige Unterstützung durch Wort und Schrift, die er Meyerbeer zu Theil werden ließ. In seiner Schrift: „Meyerbeer's Prophet als Kunstwerk beurtheilt" (1850) erkennt man sein sonstiges strenges Urtheil in der Musik nicht wieder; man möchte hier eher einen litterarischen Liebesdienst als ein aus innerster Ueberzeugung ausgesprochenes Urtheil erkennen. Treten doch gerade im Propheten Meyerbeer's Talente vor der Effecthascherei in bedenklicher Weise zurück und er mochte wol darauf bedacht sein, einen Fürsprecher zu erlangen, trotzdem er sich auf der höchsten Staffel seines Ruhmes befand. Meyerbeer war ein zu vorsichtiger Rechner, um sich auf sein Werk und seinen Ruhm allein zu verlassen.

Auch Schopenhauer, der zu Lebzeiten nur wenig Anerkennung fand, erhielt in L. einen freudigen und feurigen Vertheidiger. Sie traten in persönliche Verbindung und ein Band inniger Freundschaft umschloß sie. L. suchte nicht nur Schopenhauer's Werke zu verbreiten, sondern kämpfte auch mit der Feder für die Ideen seines Freundes und seinem Werke „Zur Tonkunst", welches 1864 erschien, ist — freilich sehr am unrechten Orte — eine umfangreiche philosophische Abhandlung beigegeben, so umfangreich, daß der eigentliche Zweck des Buches in den Hintergrund gedrängt wurde; Verfasser wie Verleger sahen sich in ihren Hoffnungen getäuscht, denn Musik suchte man und fand Schopenhauer-Lindner'sche Philosophie. Einen glücklicheren Griff machte er dagegen mit dem musikhistorischen Werke „Die erste stehende deutsche Oper" (in Hamburg), 1855. Dies äußerst dankbare Feld war damals noch fast gar nicht bearbeitet und ihm bleibt immerhin das Verdienst, es erschlossen zu haben. Uebrigens blieb freilich die Arbeit weit hinter ihrem Ziel zurück, so daß ein Kenner der Hamburger Quellen, wie Arrey v. Dommer, von ihr urtheilt (Musikgesch. 1868, S. 425), sie biete nur „leichtfertig und fehlerhaft zusammengeschriebenes Material". Wir können uns diesem scharfen Urtheile nicht völlig anschließen, denn wenn L., als ächter Zeitungslitterat, auch ein eilfertiger Arbeiter war, so ist doch hier die „Leichtfertigkeit und Fehlerhaftigkeit" nicht so bedeutend, daß sie das Werk gänzlich unbrauchbar machte. Das kleine Büchelchen von 200 Seiten mit seinen 37 Seiten Musikbeilagen in Folio füllt bis heute immer noch eine Lücke aus, und nimmt man das von Friedrich Chrysander in der Allgemeinen musikalischen Zeitung in Leipzig über die Oper in Hamburg veröffentlichte Material ergänzend hinzu, so erhält man immerhin etwas recht Brauchbares. Mitten in eifriger Arbeit ward L. nach kurzem Krankenlager am 7. August 1867 vom Tod überrascht, so daß sein letztes Werk „Geschichte des deutschen Liedes im 18. Jahrhundert" von Freundeshand 1871 herausgegeben werden mußte. Es trägt zu sehr den Stempel des Unfertigen an sich, als daß man es eine Geschichte des deutschen Liedes nennen könnte, doch gibt es über die Zeit von 1733—1783 eine recht gute litterarische Uebersicht, wozu hauptsächlich die zahlreichen Musikbeispiele beitragen, die von Ludwig Erk, dem Herausgeber, noch vermehrt wurden. L. hatte in seinem Charakter eine starke Neigung zum Mephistophelischen, dem stets Verneinenden; eine Eigenschaft, welche in diesem seinem letzten Werke sehr stark hervortritt. Es ist, als wenn er sich die schwächste Periode und die schwächsten Leistungen hervorgesucht hätte, um seinem Sarkasmus Genüge zu thun und das, was er auf politischem Gebiete unterdrücken mußte, hier in anderer Form von

sich zu geben. — Seine mit schweren Opfern gesammelte Bibliothek gab ein getreues Abbild seiner Vielseitigkeit und seines Kostens von allem Schönen: wie er unstet wechselnd Philologie, Socialismus, Dichtkunst, Philosophie, Musik und Musikgeschichte trieb, davon gaben seine Bücher mit ihren handschriftlichen Bemerkungen beredtes Zeugniß. Sein früher Tod rief ein allgemeines Bedauern hervor und man beeiferte sich den Todten auf jegliche Weise zu feiern. Er war doch mehr als nur ein Tagesschriftsteller! Rob. Eitner.

Lindner: Friedrich L., Tenorist an der markgräflichen Kapelle zu Ansbach und Baireuth im 16. Jahrhundert, war um 1540 in Liegnitz geboren, wurde Sängerknabe in der kurfürstlich sächsischen Kapelle und als die Stimme mutirte, vom Kurfürsten in die berühmte Schule von Pforta und dann auf die Universität in Leipzig geschickt, um Humaniora zu studiren. 1588 theilt er dann in der Dedication zu seiner „Gemma musicalis“ mit, daß er schon 10 Jahre der Hofkapelle Georg Friedrichs (von Ansbach und Baireuth) angehöre; dagegen besitzt die Augsburger Stadtbibliothek einen Codex, der von L. geschrieben ist und wo er sich schon 1568 „Marggreuischer Brandenburgischer Musicus und Tenorist“ nennt. Uebrigens muß sich L. später nur zu Zeiten in Ansbach aufgehalten haben, denn er bekleidete um 1588 das Cantorat an der St. Egidienkirche in Nürnberg, wo er nach Fétis sogar schon im J. 1574 angestellt wäre. Lindner's Verdienst besteht in der Herausgabe einer Anzahl bedeutender Musiksammelwerke; in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von 1585—1591 erschienen 356 Motetten von 4 bis zu 10 Stimmen, 5 Messen und 20 Magnificat. Dieselben bilden acht verschiedene Sammlungen in Stimmbüchern und umfassen die damals bedeutendsten italienischen Componisten, nebst einigen Niederländern, die aber auch zum großen Theile in Italien lebten, wie Jachet Wert, Cipriano de Rore, Philipp de Monte u. A. Die Deutschen scheint er absichtlich fast ganz übergangen zu haben, nicht etwa aus Abneigung oder Mißachtung, sondern wol mehr in der Absicht seinen Landsleuten zu zeigen, was man in Italien leiste und ihnen die sonst für sie schwer erreichbaren Werke zugänglich zu machen. Man trifft in diesen umfangreichen Sammelwerken nur zweimal den Hans Leo Haßler und je einmal den Gregor Aichinger und Bernhard Klingenstein an. Sein ganz besonderes Augenmerk hat er auf die beiden Gabrieli gerichtet und mit Recht, denn gerade sie verdienten Verbreitung. Seine Sammelwerke genossen eines solchen Rufes, daß, wie er erzählt, die italienischen Componisten selbst ihm ihre Compositionen einsandten, damit er sie darin aufnehme.

Pfudel, Liegnitzer Katalog. Eitner, Bibliographie der Musiksammelwerke.
Rob. Eitner.

Lindner: Friedrich Ludwig L., geb. 1772 zu Mitau, der Hauptstadt des damaligen polnischen Lehnsherzogthums Kurland, ging 1790 nach Jena, wo er anfangs Theologie, später Medicin studirte, setzte seine Studien zu Würzburg und Göttingen fort, wurde 1797 zum Dr. med. promovirt und ließ sich, nachdem er eine Weile in Wien, später in Weimar gelebt und daselbst an der Herausgabe des „Sonntagsblatts“ Theil genommen hatte, im J. 1812 als Professor extraordinarius in Jena nieder. 1814 kehrte er nach Kurland zurück, um die Verwaltung des seinem Vater gehörigen Gutes Alt-Abgulden zu übernehmen und drei Jahre lang in ländlicher Abgeschiedenheit zu leben. 1817 erschien L. abermals in Weimar, wo er mit Oken, Luden und Ludw. Wieland in nähere Beziehung trat, alsbald der eifrigste und fähigste Mitarbeiter des von diesen Führern des damaligen liberalen Deutschland herausgegebenen „Oppositionsblattes“, später auch der Nemesis und der Isis wurde und (wie es in Treitschke's Deutscher Geschichte heißt) „die politische Arbeit als ernsten Lebensberuf trieb“. Durch einen zufälligen Umstand kam L. in die Lage, Auszüge

aus Kotzebue's an den Kaiser Alexander I. von Rußland gerichteten litterarischen Berichten kennen zu lernen (L. wohnte mit Kotzebue's Abschreiber in demselben Hause und wurde von diesem zu Rathe gezogen) und in der „Nemesis“ und in dem „Volksfreunde“ veröffentlichen zu lassen. Der Inhalt dieser Berichte erregte so peinliches Aufsehen, daß Kotzebue aus Furcht vor dem Unwillen der Jenaer akademischen Jugend Weimar verlassen und nach Mannheim übersiedeln mußte, L. aber auf Betrieb der russischen Regierung ausgewiesen wurde. Nachdem er längere Zeit ein Wanderleben in Deutschland und Frankreich geführt, ließ er sich in Stuttgart nieder, wo er mit dem König von Württemberg in nähere Beziehung trat und auf dessen Antrieb, aber ohne Vorwissen des leitenden Ministers Grafen Wintzingerode das 1820 in London erschienene und rasch berühmt gewordene „Manuscript aus Süddeutschland“ schrieb, den ältesten politischen Katechismus des auf rheinbündlerischen Traditionen und streng protectionistischen Grundsätzen fußenden süddeutschen Particularismus. „Höchst feindselig aber immer mit einem gewissen Anstand gegen Oesterreich und Rußland und nebenher gegen England; höchst feindselig gegen den deutschen Bund, halsbrechend für die kleinen Staaten, insolent gegen das nördliche Deutschland, sackgrob gegen die Seestädte, verachtungsvoll in Hinsicht auf Umtriebler, Studenten u. s. w., zugleich aber wüthend constitutionell“ lautete Gentz' Bericht über dieses Buch, das als wichtigste Grundschrift der sogen. „reindeutschen“, d. h. die beiden Großmächte ausschließender Bundesidee bezeichnet werden kann und Jahrzehnte lang der particularistischen und protectionistischen Presse Süddeutschlands zum Arsenal gedient hat. — Die vier Jahre später erschienenen „Geheimen Papiere“ stammten nicht von L., wurden ihm aber so allgemein zugeschrieben, daß die württembergische Regierung ihm die Herausgabe der „Tribüne“ untersagen und einen Ausweisungsbefehl zugehen lassen mußte. Er wandte sich in den Elsaß, ließ 1825 seines Oheims Gottlob Immanuel Lindner „Philosophie der religiösen Ideen“ erscheinen, ging dann aber nach Augsburg und später nach München, wo er als officiöser baierischer Publicist im Sinne des constitutionellen Particularismus thätig war, 1832 den Titel eines Legationsraths und das baierische Indigenat erhielt, die Leitung der baierischen Staatszeitung übernahm und schließlich nach Stuttgart übersiedelte, wo er im J. 1845 verstarb. Lindner's zahlreiche Schriften (zu denen außer verschiedenen Uebersetzungen aus dem Französischen, der Aufsatz „Europa und der Orient“, 1839, und die mit le Bret besorgte Ausgabe der „Oeuvres complètes de Napoléon“ gehören) sind mit Ausnahme des „Manuscripts aus Süddeutschland“ sämmtlich vergessen. Sie zeichnen sich durch Klarheit und Energie des Stils, Nüchternheit und Folgerichtigkeit der Auffassung, zugleich aber durch ausgesprochene Parteilichkeit und Neigung zur Sophistik aus. Von der Mehrzahl zeitgenössischer politischer Publicationen sind sie durch Freiheit von Ueberschwänglichkeit und Phrasenwesen und durch das Streben nach praktischer Behandlung der Zeitfragen unterschieden.

Vgl. Recke-Napiersky, Schriftsteller- u. Gelehrtenlexikon von Liv-, Esth- u. Kurland (Mitau 1831), Bd. III. S. 78 ff. Nachträge u. Fortsetzungen zu dems. W. (Mitau 1859, II. S. 16 ff.) v. Gentz, Briefwechsel mit Pilat (Bd. II. S. 346 ff. u. 437 ff.). H. v. Treitschke, Historische und politische Aufsätze (3. Aufl. I. S. 207), sowie Neuer Nekrolog der Deutschen, 1845, XXIII. Thl. I. S. 427 ff. und Eckardt, Die baltischen Provinzen Rußlands, 2. Aufl. 1869, S. 261. Eckardt.

Lindner: Johann Gotthelf L., geb. am 11. September 1729 zu Schmolsin bei Stolpe, wo sein Vater, Georg Friedrich L., damals als Pastor stand, studirte in Königsberg und ward hier im J. 1750 Magister. Er erhielt

1753 eine Anstellung als Lehrer an der Domschule zu Riga, deren Rector und Inspector er 1755 ward. Von hier wurde er 1765 (? 1764) als Professor der Dichtkunst nach Königsberg zurückberufen, wo er dann bis zu seinem Tode blieb. Im J. 1772 ward er auch zum dritten Hofprediger ernannt; 1773 ward er Doctor der Theologie, 1775 Kirchen- und Schulrath und dabei Pastor auf dem Löbenicht. Er starb am 29. März 1776 in seinem 47. Lebensjahre; wol nicht schon 1775, wie Heerwagen u. A. angeben. L. und sein Bruder Gottlob Immanuel L. (geb. 1734, † 1808) verkehrten in dem Kreise bedeutender Männer, die sich damals in Riga und Königsberg fanden (Hamann, Hippel, Kant u. A.) und durch Johann Christoph Berens (vgl. Bd. II, S. 359 f.) zusammengeführt wurden. Unser L. nahm an den Bestrebungen derselben lebhaften Antheil. Er hat selbst außer kleineren wissenschaftlichen Abhandlungen verschiedenen Inhalts und erbaulichen Schriften (vgl. Meusel) auch moralische Gedichte und Erzählungen veröffentlicht, vor Allem aber durch theoretische Werke auf die Litteratur Einfluß gehabt. Er schrieb eine „Anweisung zur guten Schreibart überhaupt und zur Beredsamkeit insbesondere“ (1755), ein „Lehrbuch der schönen Wissenschaften“ (2 Bde., 1767 f.), einen „Kurzen Inbegriff der Aesthetik, Redekunst und Dichtkunst“ (2 Thle., 1771 f.). Er hat auch einige geistliche Lieder verfertigt und würde sogar in dieser Hinsicht ganz besonders zu nennen sein, wenn der Angabe Heerwagen's, daß er der Verfasser der im J. 1772 anonym bei Haude und Spener in Berlin erschienenen „Geistlichen Lieder“ sei, zu trauen wäre. Aber in der kleinen Schrift „Ueber das Autorschicksal des Verfassers des Buches über die Ehe u. s. f.“, Königsberg 1797, werden S. 22 diese „geistlichen Lieder“ unter den anonym erschienenen Werken Theodor Gottlieb v. Hippel's (des älteren, Bd. XIII, S. 463 ff.) aufgeführt und der Verfasser dieser Schrift, der sich unter der Vorrede nennt, der bekannte spätere Erzbischof Ludwig Ernst Borowski (vgl. Bd. III, S. 177 f.), hatte Hippel so nahe gestanden, daß ein Irrthum hier unmöglich scheint. Obwol also zunächst nur Behauptung gegen Behauptung steht, so ist doch wol wahrscheinlicher, daß Heerwagen oder sein Gewährsmann (vermuthlich die Leipziger gelehrte Zeitung vom J. 1773) sich geirrt habe. Während Meusel, Richter, Kayser (im Bücherlexikon) der Heerwagen'schen Angabe folgen, sehen deshalb die Hymnologen Rambach, Koch, Fischer u. A. es für ausgemacht an, daß Hippel der Verfasser dieser Lieder sei, gegen welche Annahme innere Gründe sich auch nicht geltend machen lassen. Danach hätten wir von diesen Liedern, die theilweise zu den besseren ihrer Zeit gehören und etwa als zwischen Gellert und Klopstock stehend bezeichnet werden könnten und von welchen sich einige noch in Gemeindegesangbüchern befinden, hier nicht weiter zu reden.

Heerwagen, Litteraturgeschichte der geistlichen Lieder und Gedichte neuer Zeit, 1. Thl. (1797), S. 245 f. — Richter, Allg. biograph. Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter, S. 203. — Meusel VIII, S. 237 ff.; hier auch ein ausführliches Verzeichniß von L.'s Schriften, das von Rotermund zum Jöcher III, Sp. 1885 f., ergänzt wird. — Goedeke II, S. 560 u. 652. — Rambach, Anthologie, V. S. 289 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds &c., 3. Aufl., VI. S. 307. — (Ueber Hippel's geistliche Lieder vgl. auch Jördens, Lexikon, II. S. 412, und Fischer im Kirchenliederlexikon bei den in der 2. Hälfte, S. 447 unter „Hippel“ genannten Liederanfängen.) l. u.

Lindner: Joh. Gottlieb L., geb. den 17. März 1726 zu Bärenstein in Sachsen an der böhmischen Grenze, † den 18. December 1811 als Director des Lyceums in Arnstadt. Er hat sich mit Mühe aus seinem niederen Stande (sein Vater war Bergmann) emporgearbeitet und seinen Lebensunterhalt auf der Kreuzschule in Dresden sich kümmerlich, meist durch seine musikalischen Leistungen, erworben. 1748 bezog er die Universität Leipzig, wurde 1751 auf Ernesti's

Empfehlung Conrector in Langensalza, 1765 Adjunct des Rectors in Arnstadt und bald darauf selbst Rector des dortigen Lyceums. Seine Selbstbiographie wurde mit Anmerkungen, Nachträgen und Beilagen von J. Chr. Hellbach herausgegeben, in welcher auch seine zahlreichen Schriften philologischen, geschichtlichen, topographischen und numismatischen Inhalts angegeben sind. Hellbach theilt diese der Uebersicht halber in „eigentliche Bücher und kleine Piecen und in Gelegenheitsschriften über Gegenstände der schwarzburgischen Geschichte und andere gelehrte Materien". Unter den schwarzburgische Geschichte berührenden Schriften sind vor allen 11 Programme, von schwarzburgischen Münzen handelnd, ferner „Analectorum Paulino-Cellensium Part. I—XXI", 1789—1804, nebst 11 Progr. „Nachlese zur schwarzburgischen Geschichte", 1783—1792, als die werthvollsten, jetzt selten gewordenen zu nennen. Die Analekten begreifen 90 Paulinzellische, nach der Reihe der Aebte geordnete Documente mit eingestreuten Sach- und Spracherläuterungen.

Ueber Einzelnes vgl. obengenannte Selbstbiographie, sodann Rotermund IV.; Meusel, G. T.; Saxii onomast. liter. VIII, 215; Hesse, Verz. schwarzb. Gelehrt. aus dem Auslande. Schulprogr. Rudolstadt 1836, 4°.

Anemüller.

Lindpaintner: Peter Joseph v. L., ein ungemein fruchtbarer Componist, geb. am 8. (oder 9?) December 1791 in Koblenz, wo sein Vater Tenorist an der kurfürstlichen Kapelle war. Als sich Kurfürst Clemens Wenzel vor den 1794 in Trier einrückenden Franzosen mit seinem Hofstaat nach Augsburg zurückzog, folgte auch Lindpaintner's Vater ihm als erster Kammerdiener dorthin und der Sohn verlebte, eine sorgfältige Erziehung genießend, seine Jugend daselbst. Der Kurfürst selbst interessirte sich lebhaft für das sich entwickelnde Talent und schickte ihn nach Beendigung der Gymnasialstudien auf seine Kosten nach München zu Winter. Nachdem er dort bis zum Jahre 1811 studirt hatte und bereits eine Oper „Demophoon", sowie eine Messe zur Aufführung gelangt waren, in denen sich die Winter'sche Schule nicht verkennen läßt, sollte er auf Wunsch des Kurfürsten noch eine Studienreise nach Italien machen; allein der plötzliche Tod desselben (1812) verhinderte die Ausführung dieses Planes und er sah sich genöthigt nun für seinen eigenen Lebensunterhalt zu sorgen. Das neu errichtete zweite Hoftheater am Isarthore in München (vgl. darüber Bd. II S. 410 v. Bernbrunn) bedurfte eines Musikdirectors und durch die Empfehlung seines Lehrers wurde der 21jährige Jüngling mit der Stelle betraut. Unablässig bemüht durch theoretischen Musikunterricht bei dem tüchtigen Contrapunktisten Joseph Graz in München seine technische Kunstfertigkeit zu vermehren, trotzdem er bereits ein einträgliches Amt verwaltete, wurde er endlich Meister jener Technik, die allein im Stande ist der Träger der Idee zu werden und selbst aus kleinen Motiven etwas Ansprechendes und Werthvolles zu schaffen. Er schrieb in dieser Zeit u. A. die Opern „Der blinde Gärtner" (op. 18), „Alexander in Ephesus" (op. 22), „Abrahams Opfer" (op. 23), „Die Pflegekinder" (op. 34), „Die Prinzessin von Cacambo". Das Theater am Isarthore konnte jedoch auf dem Gebiete des ernsteren Drama's die Concurrenz des Hof- und Nationaltheaters nur schwer überwinden und sah sich von dieser Seite her bedroht. L. kam es daher sehr gelegen, daß er im J. 1819 einen Ruf als Director der Stuttgarter Hofkapelle erhielt. Durch seine unausgesetzten Bemühungen und sein eminentes Directionstalent gelang es ihm, die Stuttgarter Hofkapelle bald zu einer der besten Deutschlands emporzuheben und ihre Aufführungen zu Musterleistungen zu stempeln. Währenddem hatte er aber auch als Componist eine ungemeine Fruchtbarkeit entwickelt und wurde in kurzer Zeit zu den damals beliebtesten gerechnet. Rasch folgten sich die Opern „Timantes" (eine Umarbeitung des Demophoon), „Per-

ronte“, „Die Sternenkönigin“, „Kunstsinn und Liebe“, „Sulmona“, „Giesbrecht“, „Der Bergkönig“ und „Der Vampyr“, die bedeutendste darunter (op. 72), der am 21. September 1828 zuerst aufgeführt ward. Unter den um dieselbe Zeit geschriebenen 6 Balletmusiken ragt „Joko“ (op. 65) hervor, überhaupt eine seiner originellsten Arbeiten. Die Werke dieser Periode zeigen mehr und mehr den Einfluß der musikalischen Romantik, wie sie durch Spohr und Weber gestaltet war; vor Allem steht der Vampyr auf diesem Boden. In Lindpaintner's späteren Opern macht sich ein gewisses Streben nach italienischer Melodik daneben geltend, so in der komischen Oper „Die Macht des Liedes“, 1836, in der „Genueserin“ (1838). Es folgten „Die sicilianische Vesper“, 1843; „Lichtenstein“, 1846; „Die Korsen“, 1853. — Von seinen sehr zahlreichen sonstigen Compositionen nennen wir die Oratorien „Der Jüngling von Nain“ und „Abraham“; 4 große Messen; 24 Psalmen (op. 145); daneben viel Kammer- und Concert- und Theatermusiken, unter denen wol seine Ouvertüre zu Goethe's Faust, dessen Lieder er ebenfalls componirte, die bedeutendste ist. Endlich zahlreiche Lieder. Bei einer so massenhaften Production konnte dieselbe nicht immer auf gleicher Höhe stehen und es treten uns oft genug Beurtheilungen in alten Zeitschriften entgegen, die ihn hart tadeln und seine Leistungen als schwach bezeichnen, während anderwärts seine Begabung und sein Können als bedeutend anerkannt wird. Es wird von den biographischen Musiklexicis gern ein Artikel der Allgemeinen musikalischen Zeitung in Leipzig aus dem Jahre 1835 (Spalte 661) citirt, der eine gerechte und ausführliche Würdigung von Lindpaintner's Compositionen enthalten soll. Ausführlich ist der Artikel wol, doch gerecht nur soweit, als er die guten Seiten Lindpaintner's hervorhebt, im Uebrigen aber sehr an Ueberschwenglichkeit und Schwülstigkeit leidet. Der Artikel ist mit Dr. G. Penny gezeichnet und der damalige Redacteur obiger Zeitung, G. W. Fink, hat eine seiner schwachen Poesien als Schlußstein angehängt — er wollte doch auch etwas sagen. L. stand damals auf der Höhe seines Ruhmes und ihn neben Mozart und Beethoven zu stellen war nichts Unerhörtes. So sagt Dr. Penny: „Die Menge verlangt heute nach Aeußerlichkeiten, nach heftigster Erschütterung ihres Nervensystems; ohne diese geht auch die schönste Musik spurlos an ihren Ohren vorüber, zumal wenn dieselbe, wie dies z. B. bei Mozart und Beethoven — mit denen L. hierin die größte Aehnlichkeit hat — immer der Fall ist, das Anmuthige nur Sache der Form und nicht eigentlichen Zweck des Kunstwerks sein läßt.“ Die Oper „Vampyr“ scheint von den Zeitgenossen ganz besonders geschätzt worden zu sein, denn Penny sagt Spalte 668: „Lindpaintner's Musik in seinem „Vampyr“ wird man immer mehr und mehr schätzen lernen, je öfter und länger man sie hört. Nur Folge von der glücklichsten Verwendung der Kunstmittel und von der richtigsten Anschauung und Auffassung des Kunstwerks kann dies sein. Und hier erblicken wir ihn denn auch gerade auf der Höhe, auf welcher er bis auf den heutigen Tag noch unerreicht dasteht.“ Charakteristisch für uns und wol treffend bezeichnend für Lindpaintner's Compositionen ist folgender Ausspruch. Penny spricht von „der wohlthuenden Anmuth“ in Lindpaintner's Werken und fügt dem hinzu: „eine schwere Aufgabe, die Künstler, welche nicht von Natur aus mit einem solch' leichten Sinne, einer so gefälligen Seele begabt sind wie L., niemals zu lösen im Stande sein werden. Man hat darin wol schon den Schüler Winter's erkennen wollen; aber L. überflügelte hier noch seinen unvergeßlichen Lehrer; bei ihm ist Alles Kunst und gleichwol zeigt sich seine liebenswürdige Seele auch selbst da noch, wo er zürnen und grausam sein will. Hat er ein Vorbild in dieser Art zu schreiben gehabt, so war es Graun, dessen unsterblicher „Tod Jesu“ z. B. täuschend ähnliche Stellungen und Wendungen enthält, wie Lindpaintner's jüngstes Oratorium

„Der Jüngling von Rain", ohne sich indessen eines Plagiats, oder auch nur dessen, was man gewöhnlich in der musikalischen Setzkunst Nachahmung, Imitation nennt, schuldig gemacht zu haben." Für die Anschauung der damaligen Zeit ist auch folgender Passus von Interesse. Penny schätzt L. noch höher als Instrumentalcomponist und zieht einen Vergleich mit den Leistungen der letzten Decennien. Er sagt: „Gehen wir um nur einige wenige Decennien zurück in der Geschichte unserer Kunst, so kann uns nicht entgehen, daß in dieser Zeit die Instrumentalmusik auf ganz neuen Wegen zu einer bewunderungswürdigen Höhe gelangt ist. Besonders waren es Haydn, Mozart und Beethoven, die fördernd auf ihre weitere Ausbildung hinwirkten. Mit Letzterem ist aber auch die Epoche abgeschlossen, was nach ihm noch in diesem Theile der Kunst Vortreffliches geleistet wurde, erhebt sich nicht über die von Haydn und Mozart geschaffene und von Beethoven noch fester begründete und bestimmter abgeschlossene Manier der Zeit; nur L. läßt neben seinem mächtigen Rival Friedrich Schneider hier noch ein entferntes, schönes, erreichbares Ziel voraussehen." Die von Rob. Schumann begründete Zeitung dagegen geht ihm sehr scharf zu Leibe und fertigt ihn nur ganz kurz ab. Schumann hat sich auch darin ein hohes Verdienst erworben, daß er durch seine Musikzeitung ein besseres und auf wissenschaftlicher Aesthetik begründetes kritisches Urtheil erweckte und die Leistungen früherer Zeit mit den jetzigen in ein richtiges Verhältniß brachte. — L., der seit 1822 mit Sophie, der Tochter des bairischen Hofschauspielers Stentzsch in glücklicher, doch kinderloser Ehe lebte, genoß das Glück einer ungestörten Wirksamkeit, einer kräftigen Gesundheit noch im hohen Alter und hoher Verehrung seiner Umgebung bis zum letzten Athemzuge. Noch im J. 1856 ward er zum Preisrichter beim eidgenössischen Sängerfeste in St. Gallen berufen. Auf der Heimreise ereilte ihn der Tod am 21. August zu Nonnenhorn am Bodensee. Er ward im nahen Wasserburg beerdigt.

Einen Nekrol. Lindpaintner's gab in Westermann's Illustrirten Monatsheften Nr. 3 und in Nr. 307 der Schwäbischen Chronik vom 25. December 1856 der mit ihm nahe befreundete Professor Gantter in Stuttgart.

Rob. Eitner.

Lindtmayer: Daniel L., ein geschickter Maler und Zeichner, wurde um das Jahr 1552 in Schaffhausen geboren. Er war der letzte Sproß einer Familie, welche um 1515 nach Schaffhausen gekommen war und hier die Glasmalerkunst eingeführt hatte, in der sich besonders Daniels Vater, Felix L. († 1574), ausgezeichnet zu haben scheint. Daniel selbst nennt sich einfach Flachmaler. In verschiedenen Kunstsammlungen Süddeutschlands und der Schweiz finden sich Entwürfe zu Freskogemälden für Häuserfaçaden, Risse für gemalte Scheiben, kleine Oelgemälde und Aquarellbilder von seiner Hand; den Gegenstand derselben bilden meist Erzählungen aus der heiligen Schrift. L. starb um das Jahr 1606. Der Glasmaler Werner Kübler, der von Füeßli und Nagler erwähnt wird, war sein Schüler.

Vgl. über sie die Neujahrsblätter des Kunstvereins in Schaffhausen für 1879 u. 1880.

Bächlin.

Lingelbach: Johann L., geb. zu Frankfurt a./M. und getauft am 10. October 1622, seit seinem 15. Lebensjahre in Holland, seit 1642 in Paris, seit 1644 in Italien zum Maler ausgebildet. Von 1650 bis zu seinem Tode, dessen Zeit verschieden angegeben wird (1670 und 1687), lebte er in Amsterdam. Er malte Landschaften, Schlachten, Genrebilder, besonders häufig italienische Seehäfen mit Volksscenen belebt. Seine Bilder befinden sich in den öffentlichen Sammlungen zu Amsterdam, Aschaffenburg, Berlin, Braunschweig, Dresden, Frankfurt a./M., Hannover, Karlsruhe, München, Paris, St. Petersburg und

Wien. Er hat auch einige Radirungen hinterlassen. Sein von ihm selbst gemaltes Bildniß findet sich im Städel'schen Kunstinstitut zu Frankfurt.

Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a./M., S. 196.

W. Stricker.

Lingelsheim: Friedrich v. L., preußischer Generallieutenant, der Sohn eines holländischen Oberstlieutenants und einer Gräfin Solms, wurde am 13. Nov. 1757 zu Hungen in der Wetterau geboren und im preußischen Cadettencorps erzogen, zu welchem er, nachdem er von 1773—1790 im 2. Bataillon Garde zu Potsdam gestanden hatte, in letzterem Jahre als Compagniechef zurückkehrte und welchem sein dienstliches Wirken fortan ausschließlich angehörte. Im J. 1798, in welchem ihm aus Anlaß eines gut ausgefallenen Examens, welchem König Friedrich Wilhelm III. selbst beiwohnte, der Orden pour le mérite zu Theil wurde, trat er an die Spitze des Berliner Cadettenhauses; der Reorganisation, welcher die Einrichtungen desselben damals unterzogen wurden, nachdem General v. Rüchel mit der Oberaufsicht über die militärischen Bildungsanstalten betraut war, lagen Lingelsheim's Vorschläge zu Grunde; im J. 1800 wurden seine Leistungen durch ein Geschenk von 1000 Thalern belohnt; 1805 wurde ihm, als Rüchel Gouverneur von Preußen geworden war, die Leitung aller Cadetteninstitute übertragen. Die Ereignisse der folgenden Kriegsperiode unterbrachen seine Thätigkeit, nachdem er die Berliner Cadetten zunächst in Königsberg untergebracht hatte und diese dann entlassen waren, für einige Zeit ganz; nach dem Tilsiter Frieden nahm er seine Geschäfte von neuem auf, führte auch interimistisch die Aufsicht über die anderen Bildungsanstalten und hatte das Glück und das Geschick, das Cadettencorps in dieser schweren Zeit der Prüfungen dem Staate in nutzbringender Weise zu erhalten. Für damalige Verhältnisse hochgebildet und vom besten Streben beseelt, aber selbstgefällig und seine Ziele vielfach mehr im Schein, als im Wesen der Dinge suchend, war er indeß mit der Zeit nicht fortgeschritten und gerieth, als im J. 1814 die neue Ordnung der Dinge wesentliche Aenderungen im Cadettencorps unabweislich erheischte, in Widerspruch mit der herrschenden Richtung. Er nahm daher 1817 seinen Abschied und starb am 13. Januar 1835 zu Berlin. Eine von ihm herrührende Stiftung, deren Erträge alljährlich zur Ausrüstung von Cadetten verwendet werden, welche in die Armee treten, hat seinen Namen noch enger mit dem von ihm so lange geleiteten Cadettencorps verbunden.

A. v. Crousaz, Geschichte des königlich preußischen Cadettencorps, Berlin 1857.

Poten.

Linger: Christian v. L., preußischer General, 1669 zu Berlin geboren, trat 1689 in die brandenburgische Artillerie, in welcher bereits sein Großvater und sein Vater gedient hatten, nahm mit Auszeichnung an verschiedenen Feldzügen des spanischen Erbfolgekrieges Theil, verließ 1713 als Oberstlieutenant auf kurze Zeit den Dienst, wurde 1714 reactivirt und, nachdem Kühle (s. Allg. D. Biogr. Bd. XVII S. 321) bei der Belagerung von Stralsund, welcher L. gleichfalls beiwohnte, 1715 gefallen war, am 19. Februar 1716 an dessen Stelle als Oberst Chef des Artilleriecorps. Bereits 1705 war er durch König Friedrich I. geadelt. König Friedrich Wilhelm I., welcher eifrig bestrebt war die Waffe zu heben und weiter zu bilden, wenn er sie auch numerisch nur wenig verstärkte, schenkte ihm ein besonderes Vertrauen; besondere Verdienste erwarb sich L. um die Einrichtung und die Ausstattung des Berliner Zeughauses und der dortigen Pulverfabrik, deren Organisation dieselbe in den Stand setzte, den großen Bedarf der schlesischen Kriege fast allein zu decken, sowie um die Vereinfachung der Kaliber der Geschütze; er führte vier Normalkaliber (Drei-, Sechs-, Zwölf- und Vierundzwanzigpfünder) ein und machte alle Zwischenstufen ver-

schwinden. Friedrich der Große ernannte zwar den Grafen Samuel von Schmettau zum „grand-maître d'artillerie“, doch blieb dies mehr eine äußere Beziehung; L. stand nach wie vor an der Spitze der Waffe. Nachdem er für die Vorbereitungen zum ersten schlesischen Kriege, in welchem er persönlich die Belagerungsartillerie vor Brieg befehligte, Generallieutenant mit einem Patente vom Jahre 1739 geworden war, wurde er 1743 zum General der Artillerie ernannt, eine Würde, welche weder vor, noch nach ihm ein Anderer bekleidet hat. Für die Vorbereitungen zum zweiten schlesischen Kriege empfing er den schwarzen Adlerorden, den Krieg selbst machte er an der Spitze des Feldartillerieregiments mit und erwarb durch die Beschießung von Prag, in Folge deren die Festung am 16. September 1744 capitulirte, besondere Anerkennung; vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges starb er am 17. April 1755 zu Berlin, die letzten Jahre seines Lebens hindurch die Aufgaben seines Dienstes meist jüngeren Kräften überlassend.

Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der brandenburgisch-preußischen Artillerie von K. W. v. Schöning, I, Berlin 1844. Die Beziehungen Friedrichs des Großen zu seiner Artillerie von Th. Freiherrn v. Troschke, Berlin 1865. Poten.

Lingg von Linggenfeld: Joh. Bapt. Freiherr v. L., badischer General, geb. im December 1765 zu Meersburg am Bodensee, † zu Karlsruhe am 21. Januar 1842. Aus Diensten des schwäbischen Kreises trat L., als das Bisthum Konstanz in Baden einverleibt wurde, als Hauptmann in das badische Jägerbataillon v. Bekke über, in welchem er von 1803—1810 die militärischen Grade bis zum Obersten durchlief. Der muthigen Entschlossenheit, welche L. an den Tag legte, als er am 12. Januar 1807, einem grausamen Befehle trotzend, die wegen Ermordung eines französischen Offiziers zur Zerstörung und Plünderung verurtheilte Stadt Hersfeld rettete, hat Hebel durch seine rührende Erzählung des Vorfalls dauernde Ueberlieferung gesichert. Der Kurfürst von Hessen belohnte den tapferen und hochherzigen Mann durch Erhebung in den erblichen Adelsstand mit dem Prädikat „von Linggenfeld“. In den Kriegsjahren zeichnete L. sich in hervorragender Weise aus im Feldzuge von 1809 bei dem Sturme auf Ebersberg a. d. Traun und auf Kornneuburg und im J. 1812, wo er an der Beresina verwundet wurde. 1810 zum Generalmajor befördert, wurde L. 1813 unter Ernennung zum Generallieutenant pensionirt. v. Weech.

Linhart: Anton L., geb. am 11. December 1756 zu Radmannsdorf in Krain, † zu Laibach am 14. Juli 1795. — Der verdienstvolle, leider früh verstorbene Geschichtschreiber seines Vaterlandes versuchte es zunächst mit der geistlichen Laufbahn als Noviz des Cisterzienserklosters Sittich, verließ es aber bald, um in den Jesuitenorden einzutreten, und den wissenschaftlichen Neigungen zu leben. Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu durchkreuzte dies Projekt und bestimmte ihn nun, sich den juristischen Studien an der Wiener Universität zuzuwenden. Hier war er ein fleißiger Zuhörer Sonnenfels' in dessen Collegien über Polizei, Handlungs- und Finanzwissenschaft. Daheim in Laibach unterkam er zunächst in der bischöflichen Kanzlei, dann erhielt er die Stelle des Protokollisten im Kreisamte. Als solcher machte er sich bald durch sein Talent und bildungsfreundliches Streben immer bemerkbarer, so daß er das Amt eines k. k. Kreisschulinspectors erhielt und dann zum wichtigen Posten eines landschaftlichen Secretärs befördert wurde. Seine ausgesprochene schriftstellerische Begabung und Vielseitigkeit offenbarte sich in ihrem Keime bereits 1771, als der 15jährige L. auf die Erhebung des Grafen Karl von Herberstein (eines der entschiedensten Josephiner) zum Fürstbischof von Laibach eine alcäische Ode dichtete. Diese dichterische Ader regte sich in seiner Ode auf den Tod Maria

Theresia's (1780, Laibach) und in dem von ihm im gleichen Jahre herausgegebenen Almanach, welcher unter dem Titel „Blumen aus Krain", ein Singspiel und Gedichte (letztere enthalten auch deutsche Bearbeitungen slovenischer Sagen, wie der vom Lamberger und Peham) darbot; als dramatischen Versuch lernen wir sein Trauerspiel „Miß Jenny Lowe" kennen, das in Augsburg bei C. H. Stade erschien. L. wurde eine der Hauptkräfte des 1781 wiedererstandenen Laibacher Litteraturvereines, d. i. der „Academie der Operosen", unter der Direction des Grafen Edling und dem Präsidium des Freiherrn von Gussitsch. Sie folgte in ihrer leider schon 1787 wieder erloschenen Thätigkeit den allgemeinen Impulsen der theresianisch-josephinischen Epoche. Welche Rolle L., in seiner ganzen litterarischen und gesellschaftlichen Thätigkeit ein freisinniger Mann, als Triumvir in der Untersuchungskommission spielte, welche 1785 gegen den ob ketzerischer Psychologie und Theologie denuncirten Lycealprofessor Novak Amt zu handeln hatte, entzieht sich unserer Kenntniß. Wir wollen aber gerne glauben, daß er die kaiserliche Entschließung vom 18. October 1785, welche dem Laibacher Kreisamte durch das Gubernium intimirt wurde, und den scharfen Verweis dieser Oberbehörde, man habe in einer blos wissenschaftlichen Frage behördlich inquirirt, von Herzen gut hieß. Das bedeutendste Werk Linhart's, das uns den allzufrühen Tod des Verfassers doppelt bedauerlich erscheinen läßt, ist sein „Versuch einer Geschichte von Krain und der übrigen südlichen Slaven von Oesterreich" (Laibach 1788, 1791, 2 Bde.). Allerdings konnte der Verfasser nur die Vorhalle der Geschichte seines Vaterlandes, die älteste Epoche bis zur Begründung der Frankenherrschaft, bewältigen, da ihn mitten aus seinen weiteren Arbeiten auf diesem Felde der Tod riß, aber dieses umfangreiche Bruchstück beweist am besten, wie ernst und gründlich — im Geiste und mit den Hilfsmitteln seiner Zeit — L. als Autodidakt die sich selbst gestellte Aufgabe durchzuführen beflissen war. L. hat auch seinen Platz in der slovenischen Litteratur seines zweisprachigen Heimathlandes, deren schüchternen Anfängen seine dramatischen Gelegenheitsarbeiten, nämlich die slovenische Bearbeitung der „Feldmühle" von Richter als: Zupanova Micka und der Komödie von Beaumarchais: „La folle journée ou le mariage de Figaro" als Veseli dan ali Matičeck se ženi — für Dilettantenvorstellungen zu Wohlthätigkeitszwecken — allerdings sehr zu Statten kamen.

Vgl. Neue Ann. der österr. Liter. II. 1808. Safařik, Gesch. d. südslov. Lit. herausgegeben von Jireček I. Wurzbach XV. Bd. 213—214. Dimitz, Gesch. Krains II. (8. Buch, 3. Cap.) 1875. Krones.

Linhart: Wenzel v. L., Hofrath, Professor der Chirurgie und Oberarzt des Juliusspitals zu Würzburg, war am 6. Juni 1821 zu Seelowitz in Mähren geboren, als der Sohn eines sehr geschätzten Chirurgen, der später nach Brünn übersiedelte, wo L. seine erste Bildung genoß. Nach Beendigung seiner Gymnasial- und philosophischen Studien ging L. nach Wien und wurde daselbst im Herbst 1838 als Mediciner immatriculirt. Trotz seines heiteren Temperaments arbeitete er schon in seinen ersten Semestern mit seltener Ausdauer, und seine Vorliebe für die Anatomie bewirkte es, daß der Professor der Anatomie Berres, der sein Talent und seinen Fleiß rasch erkannte, ihn unterstützte, wo er es konnte. Nachdem L. 1844 zum Dr. med. promovirt worden, kam er im Februar 1845 durch von Wattmann, der ihm sehr wohlwollte, in das von diesem geleitete k. k. Operations-Institut, in welches nur die talentvollsten Schüler in beschränkter Zahl Aufnahme finden. Linhart's erste Abhandlungen aus jener Zeit waren: „Ueber die Möglichkeit der krampfhaften Einklemmung bei den äußeren Leistenbrüchen", „Ueber ungleiche Länge der Extremitäten und dadurch bedingtes Hinken", „Ueber Osteophytenbildung" (alle drei in der Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien, Jahrg. 2, 4, 1846, 1848). Nach Ablauf des zweijährigen

Cursus wurde L. Dr. der Chirurgie und erhielt das Diplom als k. k. Operateur. Von 1845—49 war er Assistent in den Vorlesungen des Professor v. Dumreicher über chirurgische Nosologie und Operationslehre und war gleichzeitig vom Februar 1847 bis zum März 1849 Secundärchirurg im k. k. allgemeinen Krankenhause. In diese Zeit — October und November 1848 — fällt auch seine Thätigkeit als Chirurg bei den im Nothspital im Augarten befindlichen Verwundeten. Ferner veröffentlichte er in der oben genannten Zeitschrift (Jahrg. 5) folgende Aufsätze: „Chirurgisch-anatomische Untersuchung über die active Lage der Mandeln zu den Carotiden", „Ueber eine neue Operationsmethode der Mastdarmfistel". — Im März 1849 wurde L. Assistent an der zweiten, von v. Dumreicher geleiteten chirurgischen Klinik. Seine damals über chirurgische Anatomie und operative Chirurgie gehaltenen Vorträge und Curse gehörten zu den, namentlich von fremden jungen Aerzten, besonders zahlreich besuchten und geschätzten. In diese Zeit, bis 1852, wo er Privatdocent für operative Chirurgie an der Wiener Universität wurde, fallen zahlreiche Arbeiten, darunter eine eigene Schrift „Ueber die Schenkelhernie" 1852 und eine Reihe von Journalaufsätzen (fast durchweg in der Zeitschrift der Aerzte veröffentlicht) z. B. „Beitrag zur Lehre von den kalten Abscessen", „Ueber Schenkelhalsbrüche", „Ueber unvollständige Knochenbrüche", „Die Brüche der unteren Epiphyse des Radius durch Gegenstoß", „Ueber Entzündung der Cowper'schen Drüsen", „Therapie der Ganglien an den Schleimscheiden der Finger" u. s. w. — 1853 mußte L. seine Stellung im Spital aufgeben; seine schon jetzt ziemlich ausgedehnte Privatpraxis wuchs von Tage zu Tage. Trotzdem arbeitete er fleißig weiter und außer seinem zuerst 1856 erschienenen Hauptwerke „Compendium der chirurgischen Operationslehre", das bis zum Jahre 1874 vier Auflagen erlebte, veröffentlichte er mehrere Aufsätze: „Ueber den Schlüsselbeinbruch", „Praktische Bemerkungen zur Amputation des Unterschenkels" (beide in der Zeitschrift der Aerzte Jahrg. 9, 1853), „Ueber Speichelfisteln", „Zur Symptomatologie der Fracturen am Körper des Schlüsselbeins" (beide in der Oesterr. Zeitschrift f. pract. Heilk. 1854, 1856), „Ueber Behandlung der Hydrocele bei Neugeborenen" (Oesterr. Zeitschrift für Kinderheilkunde Jahrg. 1). — Im J. 1856 erhielt L. einen Ruf als Professor der chirurgischen Klinik nach Würzburg, an Stelle des verstorbenen Morawek. Hier war es, wo L. neben seiner Thätigkeit als klinischer Lehrer, fleißig auch als Schriftsteller weiter arbeitete, so daß aus der Würzburger Periode seines Lebens gegen dreißig einzelne Arbeiten bekannt sind, von denen wir hier nur einige wenige hervorheben können. Es befindet sich darunter nur eine einzige selbständig erschienene Schrift „Vorlesungen über Unterleibshernien" 1866; die übrigen Arbeiten sind theils in einigen Oesterreichischen Zeitschriften (Oesterr. Zeitschrift für practische Heilkunde, Prager Vierteljahrsschrift, Wiener neue Presse, Ungarische med.-chirurgische Presse), theils in der Würzburger medicinischen Zeitschrift, theils in Gesellschafts-Schriften (Verhandlungen der physicalisch-medicinischen Gesellschaft zu Würzburg, Verhandlungen der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie) veröffentlicht. Wir heben unter den Journal-Aufsätzen, die sich an der unten angeführten Quelle vollständig verzeichnet finden, nur die nachstehenden hervor: „Ueber Ecrasement linéaire", „Ueber Exstirpation des Fersenbeins", „Ueber die Entzündung der Bursae mucosae patellares", „Ueber Spina bifida mit sogenannter Luxatio congenita femoris et genu und Klumpfuß", „Ueber Erschlaffung, Atonie der sehnigen Gewebe", „Ein Fall von Hernio-Enterotomie", „Bemerkungen über die Capsula Tenoni", „Beiträge zur Rhinoplastik", „Beschreibung eines Urethrotoms", „Sectionsbefund bei einem Pirogoff-Stumpf", „Beitrag zur Lehre vom Bruche der unteren Epiphyse des Radius", „Myxom der Harnblase, angeborene Divertikel" u. s. w.,

„Eine eigenthümliche Art von Ozaena“, „Luxationen am Fuße“, „Beitrag zur Aetiologie der Schenkelhalsbrüche“, „Ueber Resection des Nervus alveolaris inferior“ u. s. w., u. s. w.; seine letzte Arbeit war: „Ein kleiner Beitrag zur Trepanationsfrage bei Schußverletzungen des Schädels“ (Centralblatt für Chirurgie 1877). — Nachzutragen ist noch, daß L. auch bei der Behandlung der im Kriege von 1866 in der Umgebung von Würzburg Verwundeten sich große Verdienste erwarb, so daß er in Folge dessen 1867 zum königlich bairischen Hofrath ernannt wurde und den mit dem persönlichen Adel verbundenen Civil-Verdienstorden der baierischen Krone erhielt. Im deutsch-französischen Krieg von 1870—71, den er als baierischer General-Arzt mitmachte, zeichnete er sich gleichfalls in hervorragender Weise aus. — Von Linhart's körperlichen Zuständen ist anzuführen, daß L. schon ziemlich lange vor seinem Tode an Schwerhörigkeit litt, die in Folge wiederholt aufgetretener Rachenentzündungen sich nur noch vermehrte. Das fürchterliche Uebel, Zungenkrebs, dem er am 22. October 1877 erlag, hatte seinen Anfang erst in demselben Frühjahr genommen.

L. war von Hause aus ein vortrefflich angelegter Charakter; originell, stets heiter, wirkte er anziehend und belebend auf seine ganze Umgebung; seine geselligen Talente erheiterten, trotz der Schwerhörigkeit, die ihm in den späteren Jahren hinderlich im Wege stand, alle Gesellschaften, in denen er sich befand. Außerdem war er ein leidenschaftlicher Jäger und entfloh, so oft er konnte der Stadt, um dem Waidwerke obzuliegen. Seine Herzensgüte, mit der er bestrebt war, Allen gefällig zu sein, übertrug er auch auf seine Kranken, denen er, Reichen wie Armen, Hohen wie Niederen, ein gleich liebenswürdiger Arzt war, der durch sein heiteres Wesen manchem derselben die schweren Stunden des Leidens erleichterte. Als Operateur besaß er, neben einer außergewöhnlichen Fülle anatomischen Wissens, eine große Geschicklichkeit und durch keine Schwierigkeiten zu erschütternde Kaltblütigkeit. Als Lehrer war er in hohem Grade anregend, sein klinischer Unterricht war äußerst interessant und lehrreich, besonders für ältere Schüler. Mit Vorliebe aber gab er seine Operationscurse, die, ebenso wie früher in Wien, zu den besuchtesten Collegien gehörten. Da er ein Feind alles blinden Glaubens und Nachbetens war, entschloß er sich nur spät Neuerungen anzunehmen; wenn er aber den Nutzen derselben erkannt hatte, ließ er nicht mehr von denselben ab. Als Schriftsteller zeichnete er sich durch kurze und bündige Darstellung aus, in welcher der topographischen Anatomie, die er sein Leben lang mit allen Kräften zu fördern gesucht hat, als der zuverlässigsten Führerin die erste Stelle angewiesen war. Er gehört zu denjenigen deutschen Chirurgen, welche, wie K. J. M. Langenbeck, die Chirurgie mit der Anatomie in die innigste Verbindung zu bringen, mit Erfolg getrachtet haben.

Vergl. Riedinger in Deutsche Zeitschrift für Chirurgie Bd. 9. 1878. S. 586. E. Gurlt.

Link: Bernhard L. (Linck), Abt von Zwettl in Nieder-Oesterreich (1646—1671), war ein Schlesier von Herkunft, geboren den 13. August 1606 in Breslau, betrat die geistliche Laufbahn und wurde Cisterzienser im genannten Kloster (1630), zu dessen Abte er im vierzigsten Lebensjahre gewählt erscheint. Tüchtige Vorbildung und warmes Interesse für Geschichte legten ihm den Entschluß nahe, Jahrbücher seines Klosters, des ältesten Ordensstiftes im Lande unter der Enns, abzufassen. Zur Grundlage dienten ihm die alten Annales Zwetl. oder das Chronicon vetustius Zwetl. in jener bereits verschollenen Handschrift, welche aus dem J. 1308 stammt, und deren fehlerhaften Auszug Pez für seine Ausgabe in den scr. rer. a. (I. 520 f.) benützte. Außerdem verwerthete L. eine ansehnliche Reihe von Quellen, namentlich für die Geschichte des XV. und XVI. Jahrhunderts und entwarf auf diese Weise ein Annalenwerk, welches einen

guten Theil der Geschichte Oesterreichs überhaupt umfaßt. Auch den seiner Zeit berühmten Geo- und Topographen Georg Mathäus Vischer nahm er in Anspruch und ließ durch ihn die Besitzungen des Klosters aufnehmen und in Kupfer stechen. Das von ihm († am 19. November 1671) handschriftlich hinterlassene, ungemein verdienstliche Werk führt den Titel: „Annales Austro-Claravallenses s. fundationis monasterii Claravallis Austriae vulgo Zwetl, ordin. Cisterz. initium et progressus ab anno 1083—1646“ wurde von einem seiner Nachfolger in der Abtwürde, Melchior v. Zaunack (1706—1747), nebst den Stichen Vischer's in zwei Foliobänden zu Wien 1723—25 durch den Druck veröffentlicht und dem Passauer Bischofe J. D. Fürsten von Lamberg gewidmet. Der I. Bd. umfaßt die Zeit von 1083—1400 (830 S.) und enthält einleitungsweise den reichhaltigen „Catalogus authorum, qui in his annalibus Mon. Cl. V. Austriae citantur“, einen topographisch-ethnographischen Apparatus und den mit chronologischen Schemen, Urkunden und Stammbäumen ausgestatteten Text der Annalen. Der II. Bd. (640 S.), von einer Nomenclatura vocabulorum peregrinorum in his annalibus contentorum eingeleitet, reicht von 1400—1645 und enthält vieles noch jetzt sehr brauchbares Material.

Vogel, Specimen bibl. austr. III. Frast, Gesch. des Klosters Zwettl in der Kirchl. Topogr. für Nied.-Oesterr. XVI. Bd. Mayer, Gesch. d. geistl. Cultur Nied.-Oesterr. 1878. I. Krones.

Link: Heinrich Friedrich L., Naturforscher, geboren den 2. Februar 1767 zu Hildesheim, gestoren den 1. Januar 1851 zu Berlin, genoß seinen Schulunterricht auf dem Gymnasium Andreanum seiner Vaterstadt und zeichnete sich schon als Schüler durch Fleiß und sittliche Tüchtigkeit aus. Die erste Anregung für seine Liebe zu den Naturwissenschaften erhielt er durch seinen Vater, der, Prediger von Beruf, nebenher ein eifriger Sammler von Naturalien war. Im J. 1786 bezog L. die Universität Göttingen und widmete sich energisch dem Studium der Medicin, doch stets mit vorwaltender Bezugnahme auf Naturwissenschaften. Vor allem war es Blumenbach, der den Jüngling mächtig anzog und für sein späteres Leben bestimmend wurde. L. hatte erst zwei Jahre studirt, als er sich schon durch Lösung einer von der medicinischen Facultät aufgegebenen Preisschrift: „Commentatio de analysi urinae et origine calculi“ hervorthat. 1789 wurde er zum Dr. med. promovirt auf Grund einer Dissertation: „Florae Göttingensis specimen, sistens vegetabilia saxo calcario propria“. In den Thesen zu dieser Schrift trat L. bereits als entschiedener Anhänger der damals neuen antiphlogistischen Lehre auf. Den nächsten Anstoß, sich mit geologischen Untersuchungen zu beschäftigen, hatte er schon früher in Goslar empfangen, wo er aus Gesundheitsrücksichten sich eine Zeit lang aufhalten mußte. Im Anschluß daran entstand dann 1790 seine erste größere Schrift: „Versuch einer Anleitung zur geologischen Kenntniß der Mineralien“. Während L. im Begriff stand, auf eine Aufforderung hin, sich in einer süddeutschen Stadt als praktischer Arzt niederzulassen, erhielt er 1792 von der Universität Rostock einen Ruf als ordentlicher Professor der Naturgeschichte und Chemie, den er bereitwilligst annahm. Von nun an sah er im Lehrfache und der Naturforschung seinen Lebensberuf. Auf dem Rostocker Lehrstuhl war Link's Thätigkeit zunächst in vorzüglichem Maße der Physik und Chemie zugewandt. In seinen „Beiträgen zur Physik und Chemie“, die 1795—1797 erschienen, zeigte sich L. nicht nur als tüchtigen Kenner der chemischen Litteratur, er bewies auch sein Talent für Beobachtungen und Experimente. Besonders anhaltend beschäftigten ihn die Gesetze der chemischen Anziehung und Abstoßung, sowie die quantitativen Verhältnisse, in denen sich die Stoffe mit einander verbinden. Ueber Auflösung und Krystallisation der Körper stellte er zahlreiche Versuche an. In der Folge trat

L. auch als zoologischer Schriftsteller auf in seinen „Beiträgen zur Naturgeschichte“, in welchen er namentlich Fragen über die Classification des Thierreiches zu beantworten suchte. Bei den gleichzeitigen epochemachenden Arbeiten von Cuvier und Geoffroy St. Hilaire traten indessen Link's Versuche bald in den Hintergrund und auch seine späteren Arbeiten in dieser Disciplin, wie z. B. ein Aufsatz in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften vom J. 1830: „Von Pflanzenthieren überhaupt und von den dazu gerechneten Pflanzen insbesondere“ kamen, trotz mancher darin enthaltenen verdienstlichen Beobachtung nicht recht zur Geltung. Von botanischen Abhandlungen veröffentlichte L. während dieses Zeitraums kleinere Beobachtungen über den Blüthenstand, über die Wurzeln und über die Gefäße der Pflanzen in Römer's Archiv für die Botanik Bd. I und III. Im J. 1797 benutzte L. einen ihm gewährten zweijährigen Urlaub zu einer besonders botanischen Zwecken gewidmeten Reise nach Portugal als Begleiter des Grafen Joh. Centurius v. Hoffmannsegg. Ein Resultat derselben war zunächst die Schrift: „Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal 1799—1804“. Daran schloß sich eine Flora von Portugal, welche nach der Rückkehr des Grafen, mit diesem zusammen bearbeitet, in ihrem ersten Theil 1809, im zweiten 1820 erschien, ohne indessen ganz vollendet zu werden. Ihr Titel lautet: „Flore portugaise ou description de toutes les plantes qui croissent naturellement en Portugal“. Mit der Rückkehr aus Portugal hatte L. seine erste geistige Epoche abgeschlossen. Sein Blick war erweitert, sein Urtheil reifer, sein Standpunkt freier geworden und so wendete er sich mit erhöhter Kraft neuen Aufgaben zu, die ihm theils durch das Lehramt, theils durch inneres Bedürfniß nahe gelegt waren. Zunächst waren es wieder Physik und Chemie, die ihn beschäftigten. In Gilbert's Annalen der Physik erschienen in den Jahren 1806 Aufsätze über die Adhäsion der tropfbaren Körper (Bd. 24 u. 26); 1807 „Ueber Festigkeit und Flüssigkeit“ (Bd. 25); 1808 „Ueber Anziehnng und Verwandtschaft“ (Bd. 30) und eine in demselben Jahre verfaßte, von der Akademie zu St. Petersburg mit dem Preise gekrönte Abhandlung: „Von der Natur und den Eigenschaften des Lichtes“. Als Anhänger der sich eben bahnbrechenden Lavoisier'schen Theorie bekämpfte er, als einer der Ersten, die neue chemische Verwandtschaftstheorie des französischen Chemikers Berthollet. In seinen chemischen Vorträgen legte er Fourcroy's: philosophie chimique zu Grunde, wovon er eine mit vielen Bemerkungen versehene Uebersetzung herausgab: „Die Grundwahrheiten der neuern Chemie u. s. w.“ 1806. Daneben lag aber L. eifrig pflanzenanatomischen Untersuchungen ob und betheiligte sich an der von der Societät der Wissenschaften zu Göttingen 1804 gestellten Preisaufgabe über den Gefäßbau der Gewächse, wobei ihm und seinem Freunde Rudolphi, damals Professor in Greifswald, der Preis zuerkannt und dem praktischen Arzte Treviranus in Bremen, der ebenfalls eine Arbeit eingesandt hatte, das Accessit verliehen wurde. Jene Preisschrift Link's wird weiter unten ausführlicher besprochen werden. Verwandt mit diesen phytotomischen Forschungen waren die mikroskopischen Forschungen über die Pilze, deren Resultate L. in einem Aufsatze im Magazin der Gesellschaft naturforschender Freunde (Bd. 3 u. 4): „Observationes in ordines plantarum naturales etc.“ veröffentlichte. Eine systematische Arbeit über die Pilze war die Bearbeitung derselben in dem betreffenden Theile von Willdenow's species plantarum. Neben diesen verschiedenen wissenschaftlichen Bestrebungen wußte L. auch den Ansprüchen an sein administratives Talent durchaus Rechnung zu tragen. Zweimal verwaltete er das Amt eines Rektors und widmete sich mit großer Energie und eindringlichem Scharfsinn den Geschäften eines Universitäts-Deputirten bei der sogenannten Kriegskasse, welche im Verlaufe des französisch-preußischen Krieges eine mühe-

volle, aber dem Lande höchst ersprießliche Thätigkeit entwickelte. Auch die ihm unterstellten wissenschaftlichen Institute verwaltete L. in echt wissenschaftlichem Geiste. Eine „Beschreibung des Naturaliencabinets der Universität Rostock", in fünf Abtheilungen, 1806—1808 erschienen, resultirte aus dieser Thätigkeit. Im Herbste 1811 erhielt L. gleichzeitig einen Ruf nach Halle und Breslau. Er entschied sich für letzteres. Obschon amtlich hier zunächst auf den Lehrstuhl der Botanik und auf die Verwaltung des neu gegründeten botanischen Gartens angewiesen, beschränkte er sich doch nicht darauf. Er lehrte zugleich physikalische Geographie, Pharmakognosie, Toxikologie, materia medica und ähnliche Doktrinen. Hier in Breslau hielt er auch dem zeitweilig anwesenden Kronprinzen von Preußen, nachmaligem Könige Friedrich Wilhelm IV. naturwissenschaftliche Vorlesungen. Die Unbilden des Krieges hatten schwer auf Breslau gelastet; und auch hier, wie in Rostock, mußte L., während eines vierjährigen Aufenthaltes zweimal Rektor, unter schwierigen Verhältnissen seine administrative Fähigkeit und seine kluge Leichtigkeit im Umgange erproben. 1815 wurde L. nach Berlin berufen und zwar als Mitglied der medizinischen Fakultät; zugleich ward ihm die Verwaltung des botanischen Gartens übertragen. Er fand hier in dem erweiterten Kreise Gelegenheit, seine Talente noch mehr zur Geltung zu bringen. Er wurde bald aktives Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Gesellschaft naturforschender Freunde, als Geheimer Ober-Medizinalrath Beisitzer der wissenschaftlichen Deputation im Ministerium, Mitglied der Prüfungskommission für Aerzte und Pharmazeuten, Direktor des botanischen Gartens, des Universitäts-Gartens, des königlichen Herbariums und der pharmakognostischen Sammlung. Dabei stand er viele Jahre lang dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues vor. In diesen verschiedenen Stellungen bewies L. während der 36 Jahre seiner Berliner Wirksamkeit eine bis auf die letzten Lebensstunden ausgedehnte unermüdliche Thätigkeit, die von seiner erstaunlich vielseitigen Begabung ein beredtes Zeugniß ablegte. In gerechter Anerkennung seiner vielen Verdienste wurden ihm Ehrenbezeigungen von Fürsten und wissenschaftlichen Corporationen in reichem Maße zu Theil. Fast allen Akademien Europas gehörte er an. Nach nur kurzem Krankenlager verschied L. am Neujahrstage 1851 im beinahe vollendeten 84. Lebensjahre. L. war ein Polyhistor und legte für seine Person Werth darauf, es zu sein. Der Gefahr aber, die darin liegt, ist auch er nicht entgangen. Während seiner Thätigkeit in Berlin war L., gegenüber den reichen botanischen Hülfsmitteln der Großstadt, mehr wie je auf botanische Forschungen angewiesen und so breitete er sich auch über alle Zweige der Botanik aus, wie seine zahlreichen Arbeiten beweisen, die von der Zeit seiner Berufung nach Berlin bis zu seinem Tode erschienen sind und an Zahl die Arbeiten aus anderen Disciplinen bei weitem übertreffen. In welchem Maße diese Thätigkeit Link's für die botanische Wissenschaft nutzbringend gewesen ist, ist von seinem Biographen, dem ihm befreundeten Akademiker v. Martius in einer sehr warm empfundenen Denkrede treffend mit folgenden Worten charakterisirt worden: „Das größte Verdienst einer so weit ausgreifenden Thätigkeit können wir nicht sowol darin finden, daß L. die botanische Wissenschaft im Ganzen durch Thatsachen und Ideen von universellstem Belange auf ihrer Entwicklungsbahn vorwärts getrieben hatte, als vielmehr darin, daß er nach den mannigfaltigsten Seiten hin nachforschend, berichtigend und berichtend, bezweifelnd, belehrend und anregend gewirkt hat." Die bereits oben erwähnte Preisschrift Link's, von seinen botanischen Arbeiten jedenfalls die erste von größerer Bedeutung, vielleicht die bedeutendste überhaupt, erschien, aus dem Lateinischen übersetzt und vielfach vermehrt, im J. 1807 unter dem Titel: „Grundlehren der Anatomie und Physiologie der Pflanzen" und erhielt später noch zwei Nachträge. Man

muß sich den Stand der damaligen Pflanzenanatomie vergegenwärtigen, um ihre Bedeutung ganz zu würdigen. Obwohl in der Verbesserung der Mikroskope manche Fortschritte gemacht worden waren, so war man doch am Beginn des 19. Jahrhunderts in der Erkenntniß der inneren Struktur des Pflanzenkörpers noch nicht viel weiter, als die Begründer der Pflanzenanatomie, Malpighi und Grew, im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts gewesen waren. Zwar hatten die Arbeiten Hedwig's, vor allem aber diejenigen Brisseau de Mirbels und Kurt Sprengel's um 1802 das Interesse an der Phytotomie wieder von neuem angeregt, trotzdem herrschten über wichtige anatomische Hauptfragen die größten Meinungsverschiedenheiten unter den Fachmännern. So war man beispielsweise immer noch nicht einig darüber, ob das Zellgewebe der Pflanzen eine homogene vegetabilische Masse sei, in der die Zellen nur Hohlräume darstellen, oder ob die letzteren selbständige, von Scheidewänden umgebene Gebilde seien; ob die sogenannten Gefäße der Pflanzen aus dem Zellgewebe entständen und wie viel Formen der letzteren anzunehmen seien; kurz die Deutung des Gefäßbaues der Pflanzen bot noch große Schwierigkeiten. Zur Klärung dieser Fragen stellte die Göttinger Akademie die erwähnte Preisaufgabe. Es ist unzweifelhaft Link's Verdienst in seiner, auf Grund dieser Anregung entstandenen Schrift, ganz entschieden die Selbständigkeit der pflanzlichen Zelle hervorgehoben zu haben. Er bewies die Abgeschlossenheit derselben durch das Vorkommen von Zellen mit farbigem Saft mitten im farblosen Gewebe; er erkannte zuerst hinsichtlich der Form der Zellen, die Wichtigkeit der Unterscheidung zwischen der abgeplatteten und zugespitzten, der Parenchym- und Prosenchymzelle, auch wies er schon ganz richtig nach, daß die großen Höhlen in hohlen Stengeln und im Gewebe der Wasserpflanzen durch verschiedenes Wachsthum der Gewebezellen entstehen. In der Erkenntniß der Natur der Gefäße war L. dagegen weniger glücklich. Schon ihre Definition als ein Nahrungssaft führender Canal, wozu ihn die Analogie mit dem Thierkörper geführt hatte, war unrichtig, ebenso, wie seine Ansicht vom Dickenwachsthum des Holzkörpers. Ueberhaupt läßt die Arbeit eine strenge Auseinandersetzung über die mit den Worten verbundenen Begriffe nicht selten vermissen, wenngleich sie durch ihre wohlgeordnete Darstellungsweise, durch ihre, große Belesenheit verrathende Kritik, die gleichzeitig gekrönte Rudolphi'sche Arbeit um vieles übertrifft. Die wichtigste Folge jener Arbeit war jedenfalls die Anregung, die durch sie der Phytonomie von neuem geworden und die in den späteren Arbeiten von Paul Moldenhawer und Hugo v. Mohl zu glänzenden Resultaten führte. Auch später noch beschäftigte sich L. mit pflanzenanatomischen Untersuchungen, ohne jedoch für ihre Resultate immer die Anerkennung seiner Zeitgenossen zu finden. Es war sein Fehler, daß er über Detailfragen bei seiner Forschung mit zu großer Leichtigkeit hinwegging. Während seines Berliner Aufenthaltes erschienen als selbständige Werke anatomischen Inhalts: „Elementa philosophiae botanicae" (1824 u. 1837) und im Anschluß daran: „Icones anatomico-botanicae ad illustranda elementa philosophiae bot." (auch mit deutschem Titel (1837—42)); ferner „Icones selectae anatomico-botanicae etc." (1839—42), sowie „Anatomia plantarum iconibus illustrata" (1843—1847), deren treffliche von C. F. Schmidt ausgeführte Abbildungen rühmend hervorzuheben sind. Einige Abhandlungen in den Monatsberichten der Berliner Akademie wie: „Ueber den inneren Bau der Farnkräuter" (1834. 1835. 1840. 1841); „Ueber den inneren Bau der Früchte der Tangarten" (1833) gehören ebenfalls hierher. Das nahe verwandte Gebiet der Pflanzenphysiologie zählte L. ebenfalls zu seinen Mitarbeitern. Daß er auch auf diesem Felde mit eifriger Theilnahme den Fortschritten folgte, beweisen die nach Meyen's Tode von ihm verfaßten „Jahresberichte über die Arbeiten für physiologische Botanik" (1840—45) in Wieg-

mann's: „Archiv für Naturgeschichte" (1841—46). Ueber die Aufnahme von Flüssigkeiten durch die Blätter stellte er Versuche an und veröffentlichte deren Resultate in den Verhandlungen der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin (1829). Der Standpunkt, den L. in seinen morphologischen Schriften einnimmt, findet sich bereits in dem kurz vor seiner Abreise nach Portugal (1798) geschriebenen Buche: „Philosophiae botanicae novae seu institutionum phytographicarum prodromus" angedeutet und weiter entwickelt in seinen: „Elementa philosophiae bot.", die 26 Jahre später erschienen. Er weicht nicht wesentlich ab von dem der besten Botaniker seiner Zeit; es ist der der Goethe'schen Metamorphosenlehre. Indessen finden sich doch auch in seinen Schriften hinsichtlich der Erklärung der Blüthenbildung, Gedanken ausgesprochen, die an die phantastische Linné'sche Lehre von der Prolepsis erinnern, jener Theorie, nach der die Blüthe nichts sei, als das gleichzeitige Erscheinen von Blättern, die eigentlich den Knospenbildungen von sechs aufeinander folgenden Jahren angehören, so zwar, daß die Blätter der für das zweite Jahr der Pflanze zur Entwicklung bestimmten Knospe zu Bracteen, die Blätter des dritten Jahres zum Kelch, die des vierten zur Blumenkrone, die des fünften zu Staubgefäßen, die des sechsten zum Pistill werden. Auch hierbei hat L., philosophischen Spekulationen zu Liebe, die thatsächlichen Verhältnisse ignorirt. In der botanischen Systematik hat L., in der richtigen Erkenntniß, daß jedes System etwas Willkührliches sei, versucht, diese Willkühr dadurch möglichst einzuschränken, daß er als Eintheilungsprincip das hinstellte, was nach seiner Meinung in dem Wechsel der Formen das Beständige sei. Dafür hielt er zunächst den Zellenaufbau, sodann die Insertionsverhältnisse der Blüthe und endlich die Ausbildung der Frucht und die Anheftungsweise der Samen. Auf diesem Grunde erbaute er ein Pflanzensystem, das er zuerst in der Einleitung zu seiner Flore portugaise, später mit einigen Modifikationen in seinem „Handbuch zur Erkennung der nutzbarsten und am häufigsten vorkommenden Gewächse" 1829—33 (das zugleich den 2—4. Theil von Willdenow's: „Grundriß der Kräuterkunde" ausmacht) der Oeffentlichkeit übergab. Eine allgemeinere Verbreitung hat Link's System nicht erfahren. Groß ist die Zahl von Link's Schriften phytographischen Inhalts. Die verdienstvollsten unter ihnen sind wol die im Verein mit dem bewährten Garteninspektor Otto und andern am botanischen Garten in Berlin wissenschaftlich thätigen Botanikern herausgegebenen Beschreibungen von Pflanzen jenes Institutes. Von L. allein sind verfaßt: „Enumeratio plantarum horti botanici Berolinensis" (1820—22); „Hortus regius botanicus Berolinensis descriptus" (1827—33); einige monographische Untersuchungen über Pinus und die europäischen Arten dieser Gattung (1827); ferner: „Filicum species in horto regio bot. Berol. cultae" (1841); „Abietinae horti regii bot. Berol. cultae" (1841). Sodann aber sind zu nennen die von der Regierung unterstützten iconographischen Werke: „Link et Otto, Icones plant. select. horti reg. bot. Berol. cum descriptionibus et colendi ratione" (1820—28); „Link et Otto, Icones plant. rar. hort. reg. bot. Berol. cum descriptionibus etc." (1828—31); Link, Klotzsch et Otto. Icones plant. rar. hort. reg. bot. Berol." (1841—44). Sie beruhen auf den zahlreichen neu eingeführten Pflanzen des botanischen Gartens, für den L. in der Person des Professor Röthig und später in der dessen Neffen C. F. Schmidt besondere Pflanzenzeichner engagirt hatte. Im Anschluß an diese Arbeiten sei hier gleichzeitig der Thätigkeit Link's als Leiter des Berliner botanischen Gartens und Herbariums gedacht. Direktor des Gartens wurde L. am 15. Juli 1815 als Nachfolger Willdenow's und nach einer dreijährigen interimistischen Verwaltung durch den Zoologen Lichtenstein. Hat L. auf die Verwaltung und Hebung des Instituts unmittelbar einen bedeutenderen Einfluß auch nie aus-

geübt, so nahm dasselbe doch unter seinem Direktorate einen erfreulichen Aufschwung. Es war ein glückliches Zusammentreffen für die weitere Entwicklung des Gartens, daß der jugendlich-rüstige Garteninspektor Otto, der mit seltener Begeisterung für sein Amt wirkte, in L. einen wohlwollenden, seine Absichten fördernden Vorgesetzten erhielt. Von allen Seiten strömten damals durch deutsche Reisende in den verschiedenen Erdtheilen gesammelte Pflanzenschätze dem Garten zu. Daneben entwickelte sich ein lebhafter Samenaustausch mit den größten botanischen Instituten, so daß der Berliner Garten, nach des Vicedirektors Kunth Ausspruch, als der reichste in ganz Europa dastand. Von direkterem Einfluß war L. auf das königliche Herbarium, das, zuerst in innigem Connex mit dem Garten, später auch räumlich von demselben getrennt wurde. Durch den auf Link's Anregung staatlicherseits erfolgten Ankauf des großen Willdenow'schen Herbariums, durch das von ihm aus bereits vorhandenen Sammlungen ins Leben gerufene Generalherbar, durch die geplante Anlegung eines Gartenherbariums und die Sorge um die Anstellung besonderer Beamten, ist L. als der Begründer des Berliner Herbariums anzusehen. Er führte die Leitung desselben von 1819—1851 und trat für die Weiterentwicklung des Instituts nicht selten in uneigennütziger Weise mit seinen eignen Geldmitteln ein, wenn diejenigen des Staates nicht ausreichten. Nach seinem Tode wurden auch seine eignen, nicht unbedeutenden Sammlungen dem Herbarium einverleibt, wodurch das letztere besonders an europäischen Pflanzen sehr bereichert wurde. Diese Pflanzen entstammen den ausgedehnten Reisen, welche L. nach den verschiedensten Gegenden Europas unternommen. Sie erstreckten sich, chronologisch geordnet, auf Portugal, Schweden, Tirol, Griechenland, Istrien, Neapel, Pisa, Mailand, Venedig, Corsika, Belgien, Süddeutschland, Frankreich und Spanien. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte ihn noch ernstlich der Plan zu einer Reise nach Ceylon, die aber unausgeführt blieb. Zahlreiche Aufsätze in der Linnaea (Bd. 9—20) entsprangen den auf jenen Reisen gesammelten unmittelbaren Eindrücken und Beobachtungen. Theils als Vorstudium zu den Reisen in die Länder des klassischen Alterthums, theils als Frucht aus diesen sind auch mehrere Abhandlungen über die Geschichte von Nutzpflanzen anzusehen, die auch für Philologen ein gewisses Interesse beanspruchen. Sie finden sich veröffentlicht in den Jahrgängen 1815, 1817 und 1819 der Abhandlungen der Berliner Akademie. Es bestätigen diese Arbeiten den polyhistorischen Charakter dieses hochbegabten Mannes und auch als Linguist zeigt sich der Naturforscher in der im Jahre 1842 publizirten Schrift: „Das Alterthum und der Uebergang zur neueren Zeit", die nur als Fortsetzung einer älteren Arbeit: „Die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde" (1820—22) anzusehen ist. Es sind Werke für ein größeres Publikum bestimmt, die über Entstehung und Wanderung der Gewächse, Heimath von Culturpflanzen und Hausthieren, Entwicklung des Menschengeschlechts und der menschlichen Sprache, über Poesie, Kunst und Sitten sich in geistreicher Dialektik und gewandter Darstellungsweise auslassen. Sie lassen vermuthen, daß ihr Verfasser auch im geselligen Umgange anziehend und anregend zu wirken müsse verstanden haben. Daß ein Geist von Link's Beweglichkeit sich auch angetrieben fühlen mußte, die Fülle seines Wissens in seinen philosophischen Ueberzeugungen zu einem gewissen Zusammenhange und Abschlusse zu bringen, kann nur natürlich erscheinen. In der That finden sich auch philosophische Erörterungen bereits in einigen seiner frühsten Schriften niedergelegt; so in den „Annalen der Naturgeschichte" vom Jahre 1791, wo der 24jährige Gelehrte, in dem Bemühen, sich für seine wissenschaftlichen Forschungen eine Methode zu sichern, den Werth der naturphilosophischen Hypothesen festzustellen trachtet. Fortgesetzt und erweitert werden

diese Gedanken in den kleinen Schriften: „Ueber Naturphilosophie“ (1806) und „Natur und Philosophie, ein Versuch“ (1811), wie sie auch in seinen späteren Darstellungen: „Propyläen der Naturkunde“ (1836 u. 1839) nur weiter ausgesponnen werden. Ueberhaupt erscheint es bemerkenswerth, daß L. trotz seiner großen Beweglichkeit und der Wandlungsfähigkeit seiner Ansichten über einzelne Naturobjekte, dennoch hinsichtlich seiner allgemeinen philosophischen Anschauungen sich im Wesentlichen gleich geblieben ist. Diese aber basiren auf der Kant'schen Philosophie, unter deren mächtigem Eindrucke L. seine wissenschaftliche Laufbahn begann. Er selbst äußerte sich gelegentlich einmal über seine Stellung zur Philosophie seinem Freunde v. Martius gegenüber, folgendermaßen: „nimmermehr habe ich es unternommen, mich in die Reihe der sogenannten Philosophen zu drängen; ich gehöre weder zu den Construirenden, noch zu den Deduzirenden; auch bin ich kein Schematiker. Ich lobe mir die gesunde Vernunft, die Mathematik in physicis und bin 50 Jahre lang den induktiven Weg gegangen.“ Mögen auch wol an der Stichhaltigkeit dieses letzteren Ausspruches Zweifel erlaubt sein, jedenfalls hat L. doch diese Methode der Forschung für die richtige gehalten und es finden sich diese Aeußerungen wieder in der letzten von seinen Schriften, die, wenige Wochen vor seinem Scheiden erschienen, von ihm selbst als sein litterarisches Testament bezeichnet wurde. Es ist dies die „Philosophie der gesunden Vernunft“ (1850). Hier räumt L. der Empirie einen bedeutenden Platz ein für die Erkenntniß der philosophischen Wahrheiten, will aber durch die gesunde Vernunft auch die festen Grenzen des Erkennens und Wissens festgestellt haben, über die auch die Spekulation nicht hinausgehen könne, sondern nur der Glaube und die religiöse Empfindung hinfortzuhelfen vermögen. Die gesunde Vernunft gestehe sehr bald, daß sie nicht wisse, wie sie zum Denken gekommen sei und überhaupt nicht wisse, wie das Dasein selbst entstehe und bestehe. Das ganze Werk athmet die ruhige Heiterkeit des Gemüths, welche L. sein ganzes Leben lang begleitet. Von äußeren Sorgen befreit, von heiter-sanguinischem Temperament, bewahrte sich L. bis in sein hohes Alter eine seltene Frische und Rüstigkeit des Geistes, deren Spuren auch noch in seinen letzten Geistesprodukten deutlich hervortreten.

v. Martius: „Denkrede auf H. F. Link“, in d. Münchener Gelehrt. Anzeigen 1851. Nr. 59—69; ebendaselbst auch ein Verzeichniß sämmtl. Schriften Link's.

Wunschmann.

Linschoten: Jan Huygen L. oder van L., niederländischer Reisender, geb. 1563 in Haarlem, kam von dem seinen Landsleuten damals eigenen Reisetrieb angespornt 1579 nach Sevilla, daselbst den indischen Handel zu studiren, und nachher nach Lissabon. Mit dem neuen Erzbischof von Indien, Fonseca, dessen Protection er erwarb, reiste er 1583 nach Goa, wo er bis 1589 verblieb, und die portugiesischen Besitzungen und die Nachbarländer durchkreuzte. Es gelang ihm, sich die ausgebreitetsten Kenntnisse nicht allein über die Zustände Indiens, die commerciellen Beziehungen, das ganze Colonialwesen der Portugiesen, sondern auch über die verschiedenen Curse der Hin- und Rückreise von und nach Indien, die Abstände, die Strömungen und Winde zu sammeln, wie keiner der vielen Deutschen und Niederländer, welche sich in dem damals vom portugiesischen Monopol beherrschten Indien und Ostasien herumtrieben und bei der Unfähigkeit vieler Portugiesen oft selbst die wichtigsten Stellen ausfüllten. Als „Factor des Pfeffers“ auf einer der Caravellen nach Lissabon zurückgekehrt, wandte er sich seiner Heimath zu, der er die Schätze seiner Erfahrung dienstbar zu machen wünschte. Er hatte gesehen, wie morsch das Gebäude der portugiesischen Colonialmacht, wie schwach ihre Seeherrschaft war, und schonungslos entdeckte er ihre Blößen in dem berühmten Buch, dem er vornehmlich seinen Namen dankt, dem „Itinerario, Voyagie ofte schipvaert naer Oost of Portugaels

Indien“; das mit dem Zwecke geschrieben war, den Niederländern zu zeigen, wie die Portugiesen da schalteten und wie die Holländer, wenn sie es nur wagten, da auftreten könnten. Das Buch errang bald eine weitausgedehnte Berühmtheit, ward in fast alle europäischen Sprachen übersetzt und mehrmals aufs Neue herausgegeben. Es war wie ein commercielles und nautisches Handbuch über Indien. L. war aber nicht der Mann, um allein als Schriftsteller, als Consulent, an den Unternehmungen mitzuwirken. Mit Moucheron, dem großen seeländischen Kaufherrn, dem Prediger Plancius und den Staatsmännern Valck aus Seeland und Maelson aus Enkhuizen, wo L. sich niedergelassen hatte, war er einer der Entwerfer der berühmten Entdeckungsreisen, um eine nordöstliche Durchfahrt um Asien herum nach Indien zu finden und mit Nay und Barends, der Führer (er war Commis auf dem Schiffe Nay's) der ersten verheißungsvollen Fahrt des J. 1594, auf welcher so viele Länder, Inseln und Buchten und auch das Karische Meer entdeckt wurden. Doch der zweite, im J. 1595 mit größeren Mitteln unternommene Zug mißlang vollständig. Eis und Sturmwetter zwangen die Niederländer, trotz aller Einsprache von Barends zur Umkehr. An dem dritten und berühmtesten hat L. keinen Antheil genommen. Er war in jenem Jahre 1596 zum Tresorier seiner Stadt Enkhuizen ernannt, welches Amt er bis zu seinem Tode im J. 1611 verwaltete. Obgleich L. auch unter den frühesten Nordpolfahrern seinen Platz verdient, so ist es doch vor Allem sein unschätzbares „Itinerario“, das ihm eine hervorragende Stelle unter den Reisenden seiner Zeit sichert.

Vgl. de Jonge, Opkomst van het Nederlandsch gezag over Indie Bd. I, Fruin, Tien Jaren uit den Tachtigjarigen oorlog. Dann viele Monographien in Zeitschriften und Biographien und fast alle Werke, die über die Colonial- und Handelsgeschichte handeln. Von älterer Litteratur namentlich „Begin en Voortgang der Oost-Indische Comp. Nederlandsche Reizen, Bor und van Meteren. Linschoten's Nordpolfahrten sind erst in Gerrits de Veer berühmtem Buch: „Drie Seylagien“ u. s. w., das in fast alle Sprachen übersetzt und noch jetzt öfters gedruckt ist, beschrieben. Vgl. auch O. Peschel, Geschichte der Erdkunde, und die sonstige Nordpollitteratur.

P. L. Müller.

Linsing: Karl Christoph von L., kurhannoverscher Generallieutenant, † am 6. Mai 1787, war am 13. Juni 1703 zu Berkefeld auf dem Eichsfelde geboren und trat sehr jung in das Regiment Alt-Zastrow als Junker ein, wurde aber erst 1729 Fähnrich. 1738 beim Sturm auf Schloß Steinhorst kam er als Grenadier-Lieutenant mit der dänischen Besatzung ins Handgemenge und erhielt einen Bayonettstich über dem linken Auge. In den Rheinfeldzügen während des österreichischen Erbfolgekrieges nahm er theil an den Schlachten und Gefechten bei Dettingen, Raucour und Laffeld. Bei Beginn des siebenjährigen Krieges führte er als Major ein Bataillon und erwarb sich mit diesem und dem Bataillon von Spörck in der berüchtigten Schlacht bei Hastenbeck die Ehre, unter Führung des Obersten von Breitenbach 4 französische Brigaden vom Berge Offenburg bei Diedersen hinabzuwerfen und 14 Kanonen zu nehmen. Er erhielt dabei einen Streifschuß am Kopfe. 1758 focht er rühmlich unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig bei Crefeld, 1759 im v. Wangenheimschen Corps bei Minden und bei der Einnahme von Münster. 1760 focht er bei Dillenburg und widerstand im Wangenheimschen Corps dem heftigen Andrängen des Marschall Broglio und warf im Winter die Franzosen aus dem Eichsfelde heraus. Als Oberst und Regimentsinhaber focht er 1761 bei Fellinghausen und 1762 an der Fulda, wo die Sachsen mit Sturm aus ihrer verschanzten

Stellung geworfen wurden, ebenso im Gefecht bei Nauheim und bei der Brücker Mühle. 1770 wurde er Generalmajor, 1777 Generallieutenant, nach damaliger Weise stets unter Beibehalt seines Regimentes. 1786 trat er aus dem activen Dienste, gab sein Regiment ab und wurde Commandant von Nienburg an der Weser, wo er starb. Er war einer der tapfersten und verdientesten hannoverschen Offiziere. Aus seiner Ehe mit einer von Minnigerode, die er selbst über die Taufe gehalten und am 23. März 1750 heirathete, wurden 10 Kinder geboren, 6 überlebten ihn, davon 4 Söhne im kurhannoverschen Kriegsdienst. Das Geschlecht nennt sich jetzt von Linsingen.

Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Churlande I (1787) S. 183. II, S. 98 ff. Krause.

Linsingen: Ernst von L., hannoverscher General der Kavallerie, Bruder von Karoline v. L., am 21. Juli 1775 zu Adenstedt im Hildesheimschen geboren, trat 1790 als Kadet in das vom Herzog von Cumberland, späteren König Ernst August von Hannover, befehligte 9. leichte Dragoner-Regiment der Königin und nahm als Secondelieutenant mit demselben an den Kämpfen der Jahre 1793—95 in den Niederlanden theil. Nach Auflösung der hannoverschen Armee im J. 1803 betheiligte er sich sofort eifrig an den Werbungen, welche schon Ende desselben Jahres den Grund zur späteren Englisch-Deutschen Legion legten, ward Rittmeister im 1. leichten Dragoner- später im 1. Husaren-Regimente der Legion und zeichnete sich mit seiner Schwadron, namentlich in den Feldzügen auf der Peninsula, in einer auch von Lord Wellington anerkannten Weise vielfach aus. Im Juli 1811 zum Brigade-Adjutanten befördert, blieb er von nun an auf dem Stabe (on the staff), ging Ende 1813 mit dem ihm von Jugend auf nahestehenden Herzog von Cambridge auf den Kriegsschauplatz im nordwestlichen Deutschland und übernahm hier zunächst, neben den auf die Kavallerie der Legion bezüglichen Geschäften, die Angelegenheiten der Organisation der neu zu errichtenden hannoverschen Reiterregimenter. Nach und nach zu einer immer einflußreicheren Rolle in der Militärhierarchie des Königreichs Hannover berufen, erhielt er, nachdem König Ernst August 1837 den Thron bestiegen hatte, als General-Adjutant die oberste Leitung aller Militärangelegenheiten. 1845 kehrte er als Kommandeur der 1. Kavallerie-Division noch einmal in den praktischen Dienst zurück; zunehmende Schwäche aber nöthigte ihn schon 1848 in den Ruhestand zu treten. Am 21. Juni 1853 starb er zu Hannover.

Aus Hannovers militärischer Vergangenheit von einem alten hannoverschen Offizier B. von L.-G. (d. i. v. Linsingen-Gestorff), Hannover 1880 (von Linsingen's Sohne geschrieben). Poten.

Linsingen: Friedrich Wilhelm Alexander von L., hannoverscher Oberhofmeister, des vorigen Vetter, am 5. Oktober 1786 zu Hannover geboren, auf dem Pädagogium zu Ilfeld und auf den Universitäten zu Göttingen und zu Heidelberg gebildet, trat zunächst in den diplomatischen Dienst des Königreichs Westphalen, fungirte bis zu dessen Auflösung als Legationssecretär in Paris, ward Ende 1815 hannoverscher Legationsrath in Berlin und übernahm im August 1818 die Geschäfte als Hofkavalier des damals in Deutschland sich aufhaltenden Herzogs von Clarence, späteren König Wilhelm IV. von England. Im September 1819 wurde ihm die Oberleitung der Erziehung der Prinzen Karl und Wilhelm von Braunschweig, der nachmaligen Herzoge, von deren Vormunde, dem Prinz-Regenten von England, übertragen und dieses Verhältniß ist es, welches seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat, indem er in den von Herzog Karl gegen die Vormundschaft erhobenen Anschuldigungen als eins der hervorragendsten Werkzeuge bezeichnet wird, durch deren Hülfe das angebliche Ziel der englischen Politik — die Prinzen durch ihre Erziehung

geistig und körperlich regierungsunfähig zu machen, um so das Herzogthum Braunschweig an Hannover zu bringen — habe erreicht werden sollen. Graf Münster hat ihn in seiner „Widerlegung der ehrenrührigen Beschuldigungen, welche sich seine Durchlaucht der regierende Herr Herzog von Braunschweig gegen Ihren erhabenen Vormund erlaubt haben rc." (neue unveränderte Auflage, Hannover 1827) gegen einen solchen Verdacht geschützt, welchen die öffentliche Meinung von vornherein als unwürdig und widersinnig zurückgewiesen hatte. Der Herzog gab demselben jedoch in seiner 1837 zu Paris erschienenen Schrift „Charles d'Este ou trente ans de la vie d'un souverain" erneuten Ausdruck. Das Verhältniß zu dem Herzoge, welches sich sehr bald als unhaltbar erwiesen hatte, wurde erst nach drei, meist in Lausanne verbrachten Jahren gelöst; eine ihm ausgesetzte Pension von 900 Thalern zog Herzog Karl, als er zur Regierung gekommen war, willkürlich zurück. L. ging wieder nach Berlin, wo er bald darauf Gesandter wurde und später den Dienst als Kammerherr der Herzogin von Cumberland übernahm; er wurde deren Oberhofmeister, als ihr Gemahl 1837 den hannoverschen Königsthron bestiegen hatte. Er starb zu Hannover am 14. April 1861.

Hof- und Staatshandbuch für das Königreich Hannover auf das Jahr 1861 (Nekrolog im Anhange). Poten.

Linsingen: Karoline von L., eine wegen ihrer wunderbaren Schicksale merkwürdige Frau, wurde am 27. November 1768 zu Hannover geboren. Ihr Vater, der kurhannoversche General Wilhelm von L., stand in nahen Beziehungen zum englischen Hofe und namentlich zur Königin Sophie Charlotte, einer mecklenburg-strelitzischen Prinzessin, welche er bei ihrer Vermählung mit König Georg dem dritten im J. 1761 nach England geleitet hatte. Eine Folge hiervon war, daß beider Sohn, der Herzog von Clarence, später König Wilhelm IV., als er, etwa fünfundzwanzigjährig, zu längerem Aufenthalte nach Hannover kam, viel im Hause des Generals verkehrte. Zwischen ihm und Caroline entspann sich bald ein Liebesverhältniß und am 21. August 1791 wurde in einer Waldkapelle bei Pyrmont ihre Ehe durch einen schottischen Geistlichen, Namens Parsons, im Beisein weniger Vertrauten eingesegnet. Erst nach Jahresfrist entdeckten sie den beiderseitigen Eltern ihr Verhältniß. Von England aus wurde sofort gestrebt, die Ehe als nichtig hinzustellen und das Band wieder zu lösen. Aber sie war vollkommen gültig und nur mit beider Gatten Einwilligung konnte sie getrennt werden. Man bestürmte den schleunigst nach England zurückberufenen Prinzen, die seine zu geben und zu gleichem Zwecke auf Caroline einzuwirken; er machte seine Zustimmung vom Willen seiner Gemahlin abhängig und diese trat, den Verhältnissen Rechnung tragend, freiwillig zurück. Kinder waren nicht vorhanden. Nach einigen Jahren erkrankte Karoline lebensgefährlich, sie verfiel in einen Starrkrampf und sollte beerdigt werden; da vertheidigte an ihrem Sarge ein junger Arzt, Dr. Meinecke, aus Hildesheim gebürtig, energisch die Ansicht, daß sie nur scheintodt sei. Sein Auftreten rettete ihr das Leben und kurze Zeit darauf reichte sie ihm ihre Hand. Aber die äußere Lebenslage des Paares war wenig günstig; auch in Berlin, wo Dr. Meinecke, in der Hoffnung lohnendere Beschäftigung zu finden, sich niedergelassen hatte, besserte sie sich nicht und Meinecke mußte froh sein durch eine Anstellung auf den Hüttenwerken des Altgrafen Salm zu Blansko in Mähren seinen Lebensunterhalt gesichert zu sehen. Hier ist Karoline, mit der Liebe für William Clarence im Herzen, aber seine materielle Unterstützung verschmähend, am 31. Januar 1815 gestorben. Meinecke ward späterhin Kustos des naturhistorischen Museums in Brünn und hat dort bis etwa 1832 gelebt. Karolinen's Schicksale sind erst durch die unten angeführte Quelle bekannt geworden; die Erinnerung an dieselben war auch in

ihrer engeren Heimath durch die gewaltigen Veränderungen und die großen Ereignisse, welche den Jahren folgten, in denen sie sich abspielten, gänzlich verschwunden. Die Erzählung der Vorgänge und die mitgetheilten schriftlichen Ergüsse gewähren zugleich einen interessanten Einblick in das Seelenleben der damaligen Zeit.

Caroline v. Linsingen, die Gattin eines englischen Prinzen. Ungedruckte Briefe und Abhandlungen aus dem Nachlasse des Freiherrn K. v. Reichenbach herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von * * *. Leipzig 1880.

Poten.

Lintholtz: Johannes L., latinisirt: Tilignus Monopolitanus, aus Müncheberg unweit Frankfurt a./O., wo er 1535 starb. Er gehört zu den letzten Vertretern der scholastischen Philosophie, zu deren Studium er in Leipzig, wo er 1487 die Universität bezog, besonders durch Dr. Eberhard Guttenberger angeleitet wurde. Nach Erlangung der Magisterwürde behandelte er in seiner ersten bekannten Schrift „Veritas trium difficilium questionum a Porphirio motarum de Universalis notitia“, 1500, die Universalienfrage im Sinne des Thomas Aquinas, commentirte sodann 1501 dessen Abhandlung De ente et essentia, sowie 1502 die physikalischen Schriften des Aristoteles in seinem „Breviloquium in parvulum naturalis philosophiae“. Bald jedoch siedelte er, dem Dr. Guttenberger folgend, nach Frankfurt über und ward, während dieser in die Reihen der medicinischen Docenten eintrat, bei Eröffnung der Universität am 23. April 1506 zum ersten Decan der philosophischen Facultät erwählt; als solcher hat er unter Anderem auch Ulrich v. Hutten die Baccalaureatswürde ertheilt. Bereits 1504 war seine „Expositio tractatuum Mag. Petri Hispani secundum viam domini . . . Alberti Magni“, eine ausführliche Bearbeitung der weit verbreiteten Summulae logicales des P. Hispanus († 1277 als Papst Johann XXI.), in Frankfurt erschienen; auch typographisch bemerkenswerth als das erste größere, in der Mark Brandenburg durch die sonst nicht genannten Typographen Seb. Joh. de Ingolstadia und Conrad Hertzogaurach gedruckte Werk. Dagegen gingen die weiteren Schriften Lintholtz' aus der Officin Conrad Baumgarten's (Pomarianus) hervor, welcher früher in Olmütz, dann in Breslau thätig, um 1505 nach Frankfurt übersiedelte. Es sind dies die Erklärungen der parva naturalia und der Bücher de anima des Aristoteles, dann die zweite Auflage des oben genannten Breviloquium 1507, sowie 1508 (dem gelehrten Bischof von Lebus, Dietrich v. Bülow, als Kanzler der Universität gewidmet), eine Erklärung der Summa naturalium Alberti Magni, deren Inhalt, ähnlich wie das Breviloquium, auf die Aristotelischen Schriften: Physica, de coelo, de generatione, de meteoris und de anima zurückgeht. Der ihm mehrfach zugeschriebene „Cursus philosophicus super logica, phisica, ethica, metaphisica, tota denique philosophia Aristotelis“, 1509 (auch als quaestiones circa librum praedicabilium Porphyrii nach dem ersten Abschnitt citirt) ist vielmehr ein Werk der gesammten Artistenfacultät. Später wandte sich L., der schon früher zum Doctor der Rechte promovirt worden war, juristischen Arbeiten zu, da der Anfangs an der Universität sich geltend machende Einfluß der Humanisten die scholastischen Studien zurückdrängen mochte. 1516 publicirte er: „Arbores consanguinitatis, affinitatis etc.“, Stammbäume nebst Abhandlungen über Erbschaftsrechte u. dgl. Schwerlich ist diese Schrift in Frankfurt gedruckt, da weder Baumgarten's Signet (ein Baumstamm hinter einem Gartenzaune), noch eine Angabe des Verlags sich darin findet; so erklärt sich der Irrthum, daß der Verfasser Cyntholz genannt wird, während auf dem Titelblatt die Linde, Lintholtz' Wappen, deutlich auf diesen hinweist. 1518 ward L. zum Stadtpfarrer erwählt, doch behielt er seine Stellung in der philosophischen Facultät bei und führte noch 1519 zum zweiten Male das Rectorat der Universität. Den Uebergang der Stadt zur Reformation

(11. November 1539) hat er nicht mehr erlebt. Eine von ihm gegründete Studentenburse trug noch längere Zeit seinen Namen.

Vgl. [Wimpina] Scriptorum insignium . . . . centuria (1514), edirt von Mader (1660) und Merzdorf (1839) sub voce. — Becmanus, Notitia Univers. Francof. p. 47, 67, 179, 235—237. — Friedländer, Märk. Forschungen, II. 234. — Prantl, Gesch. der Logik, III. S. 34—73 über die Tractate des P. Hispanus, wo jedoch unter den 48 angeführten Ausgaben die des L. nicht erwähnt wird. Schwarze.

Lioba (auch Leobgytha, früher Truthgeba genannt und lat. mit dilecta und caritas bezeichnet), gehört zu der nicht geringen Zahl angelsächsischer Frauen, die sich von Bonifaz besonders in seiner Jugendzeit mächtig angezogen fühlten und theils in engem Briefverkehr ihm ihr unbegrenztes Vertrauen bekundeten, theils als seine treuen Helferinnen bei seinem Bekehrungswerk in Deutschland wirkten. Sie stammt aus den südwestlichen Gebieten der Angelsachsen und zwar von edler Familie. Mit ihrem Vater Dynne, der ihr schon früh starb, und ihrer Mutter Aebba war Bonifaz verwandt; mit ihr selbst stand er in innigstem Freundschaftsverhältniß und in brieflichem Verkehr. Keinesfalls war sie, wie mitunter vermuthet wird, seine Schwester. Ihre Erziehung erhielt sie im Kloster Wimborn in Dorchester unter einer strengen Aebtissin Tetta. Nach der Sitte der Zeit empfing sie auch Unterricht in der Verskunst und zwar von Eadburga. Auch in der heiligen Schrift, wie in der Klosterregel zeigte sie sich stark bewandert. Sie vereinte mit einem schönen Aeußern hellen Verstand, rasche Entschlossenheit und edle Weiblichkeit. Durch alle diese Eigenschaften zu einem brauchbaren Werkzeug für Bonifaz geschaffen, wurde sie auf seinen Wunsch von Tetta nach Deutschland gesandt. Hier ward sie Aebtissin des Frauenklosters Bischofsheim an der Tauber und anderer Klöster und machte sich um die Erziehung vieler Töchter edler Familien verdient. Bonifaz, dem sie bis zu seinem Tode nahe stand, empfahl sie vor seiner letzten Missionsreise dem Schutze seines Lieblingsschülers Lul und wünschte eine gemeinsame Begräbnißstätte für sich und sie in Fulda. Wegen ihrer Weisheit und Liebenswürdigkeit wurde sie von Pippin, Karl und dessen Gemahlin Hildegard geschätzt und weilte öfters gegen ihre Neigung am Hofe. Wegen hohen Alters legte sie die Leitung der Klöster nieder und hielt sich in Schonersheim bei Mainz, einem Lehn Karls und Hersfelds, auf. Nach ahnungsvollem Abschied von ihrer königlichen Freundin, die ihr bald in den Tod folgte, starb sie am 28. September 782 (nach andern 779 oder 780). Sie ward Bonifaz' Wunsche gemäß in Fulda beigesetzt, ihre Gebeine aber später von Rhabanus nach dem Petersberge übertragen. Ihr Leben beschrieb etwa im J. 843 Rudolf, der bekannte Geschichtsschreiber Fuldas, auf Veranlassung Rhaban's und auf Grund älterer Aufzeichnungen. Ergänzungen dazu findet man in der Briefsammlung des Bonifaz.

Quellen: Rudolfi vit. Liobae (Mabillon A. SS. III, 2. 245; Bolland., A. SS. Sept. VII, 748; vgl. Wattenbach, G.Q. I³, 179, Ebert, Litt. d. M. A. II, 332), Uebersetzung mit Einleitung von Arndt (Geschichtschreiber d. deutschen Vorzeit) 1863, und Jaffé. Mon. Mog. ep. Bonif. Nr. 23 91, 93, 97, 139 (vgl. Forsch. z. D. Gesch. XXI. 392 f.). — Rettberg, Kirchengesch. Deutschl. II, 336 f. und K. Zell, Lioba u. s. w. 1860. — H. Hahn, Bonifaz und Lul, 1883, S. 132 ff. H. Hahn.

Lipen: Martin L. (Lipenius), Bibliograph, geb. am 11. November (daher sein Vorname) 1630 im Dorfe Görtz bei Brandenburg. Nachdem er zuerst die Schulen zu Brandenburg und Ruppin, dann das Gymnasium zu Stettin besucht hatte, ging er, um Theologie und Philosophie zu studiren, im Mai 1651 nach Wittenberg. Hier wurde er bereits im zweiten Jahre seiner Studien Magister, hielt Vorlesungen und disputirte als Präses oder Respondent.

Im J. 1659 erhielt er einen Ruf als Conrector des Gymnasiums zu Halle, 1672 einen solchen als Rector und Professor des Gymnasium Carolinum zu Stettin und 1676 als Conrector zu Lübeck, und als solcher starb er daselbst am 6. November 1692. Er ist der Verfasser einer großen Zahl von Thesen, Programmen, Leichenreden und anderen Schriften, deren Titel sich bei Niceron a. a. O. finden und von denen wir blos zwei anführen wollen „Navigatio Salomonis Ophiritica illustrata“ (Viteberg. 1660, 12⁰) und „Integra Strenarum civilium historia, a prima origine ad nostra usque tempora deducta“ (Lips. 1670, 4), welche Abhandlung Graevius dem 12. Theil seines „Thesaurus Antiquitatum roman.“ einverleibte. Was aber L., wenigstens zu seiner Zeit, einen sehr berühmten, jedoch größtentheils unverdienten Ruf als Bibliograph verschaffte, das sind seine vier sogenannten Real-Bibliotheken in eben so vielen zu Frankfurt a/M. erschienenen Folianten: „Bibliotheca realis juridica“ (1679), „Bibliotheca realis medica“ (1679), „Bibliotheca realis philosophica“ (1682) und „Bibliotheca realis theologica“ (1685). „Real-Bibliothek“ aber hieß er sie deshalb, weil er in diesen Bänden die Bücher nach alphabetischer Ordnung der Materien und nicht nach dem Namen der Schriftsteller aufzählte. Diese mußten dem Verfasser unendliche Forschungen auferlegen und man fühlt sich unwillkürlich zu den zwei Fragen gedrängt: Hat dem Conrector L. sein Schulamt zur Abfassung dieser Bücher, dieser bibliographischen Compilationen solchen Umfangs, so viele Muße gewährt, oder aber: Hat er sich die Arbeit sehr leicht gemacht? Leider ist das letztere der Fall, wenn auch die Bejahung der ersteren Frage ihre Berechtigung haben mag. Denn diese rudis indigestaque moles strotzt von groben und zum Theil lächerlichen Fehlern, und was die Namen französischer Autoren anbelangt, so sind sie fast alle bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Es sind diese Bibliotheken deshalb nur mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen und Ebert sagt mit Recht von diesen vier Werken in seinem bibliographischen Lexikon: „Wann werden sich endlich die deutschen Literatoren vereinigen, diese sorglose und durchaus fehlerhafte Compilation, welche zu zahllosen Irrthümern Veranlassung gegeben hat, gänzlich außer Cours zu setzen! Auch der vorsichtigste Gebrauch derselben ist schon gefährlich“. Einigermaßen wieder zu Ehren gekommen ist die „Bibliotheca realis juridica“ durch die Ausgaben und Bearbeitungen von F. G. Struve, G. A. Jenichen, A. v. Balthasar, A. F. Schott, R. K. v. Senckenberg und L. G. Madihn, obgleich auch in diesen noch viele Spuren von Ungenauigkeit fühlbar sind.

E. Suantenius, Memor. Lipen. Seelen, Athenae lubecenses, I. 88—97 (mit Schriftenverzeichniß). Niceron, Mémoires, XIX. 186—191. Fabricius, Hist. Biblioth., III. 175. 177. Moller, Cimbria, II. Jöcher, II. 2460. Saxi Onomast. V. 45 und Anal. 588. Baur, Biograph. Handwörterbuch, III. 290—291. Petzholdt, Bibliotheca bibliographica, S. 459. 477. 524. 625.

J. Franck.

Lipinski: Karl Joseph L., einer der ausgezeichnetsten Violinvirtuosen der jüngsten Vergangenheit, wurde zu Radzyn, einem Städtchen in der Wojwodschaft Podlachien (Zicmia Lukowska) im heutigen russischen Königreich Polen (Gouvernement Lublin) geboren. Ueber das Datum seiner Geburt sind zwei abweichende Angaben vorhanden: im amtlichen Taufschein nämlich wird der 30. October 1790 genannt, während nach glaubwürdigen Familiennachrichten der Geburtstag des Meisters auf den 4. November desselben Jahres fallen soll. — Der Knabe lernte, im siebenten Lebensjahre stehend, zuerst dasjenige Instrument, auf welchem er später so außerordentliches und in seiner Weise unerreichtes leistete: die Violine, und zwar unter Leitung seines Vaters. Dieser war zwar nur Naturalist, aber doch so erfahren und bewandert in musikalischen

Dingen, daß die adelichen Herrschaften, in deren Dienst er als Güterbevollmächtigter stand, ihn mit der Bildung und Einrichtung ihrer Privatcapellen betrauten. — Der junge L. machte auf der Violine so schnelle und überraschende Fortschritte, daß er den Händen seines väterlichen Lehrmeisters bald entwuchs und sich zunächst lediglich auf ein rein autodidaktisches Studium angewiesen sah. Unter diesen Verhältnissen kam sein zehntes Lebensjahr heran, als er plötzlich die Violine bei Seite legte und statt dessen das Violoncell erwählte. Bald jedoch griff er wieder zur Violine, obwol er es auf dem Violoncell bereits so weit gebracht hatte, um mit entschiedenem Erfolge Romberg'sche Concerte bewältigen zu können. L. selbst meinte, daß er die Kraft seines Tones und seiner Bogenführung dem Violoncellspiel, welches er nebensächlich noch einige Zeit betrieb, verdanke. Das Ansehen, welches L. als ausübender Künstler sich allmählig erworben hatte, bewirkte seine 1810 erfolgende Berufung als Concertmeister an das Lemberger Theater. Nachdem er zwei Jahre hindurch diese Stelle bekleidet hatte, trat er in die Functionen des Capellmeisters. Als solcher hatte er Gelegenheit, eine in Anbetracht seiner früheren Verhältnisse gesteigerte künstlerische Thätigkeit zu entwickeln. Alle möglichen neuen deutschen, französischen und italienischen Opern der damaligen Zeit wurden von ihm mit unermüdlichem Eifer einstudirt und aufgeführt. Dies war mit Schwierigkeiten verbunden, aus denen der höchst strebsame, unaufhaltsam vorwärts dringende Künstler indeß einen nicht geringen Vortheil zog. Da L. nämlich nicht Clavier spielte, jenes Instrument, welches für einen Dirigenten beim Einstudiren als zweckmäßigstes Surrogat des Orchesters dient, so war er gezwungen, die Proben mit der Violine zu halten. Dieser Umstand gab ihm Veranlassung, doppelstimmig zu accompagniren, abgesehen davon, daß er sich öfters genöthigt sah, den Eintritt der Singstimme nebenher zu markiren. Hiernach kann es nicht zweifelhaft sein, daß L. seine Fähigkeit und Fertigkeit im doppelgriffigen Spiele auf der Violine während der Ausübung des Capellmeisteramtes wesentlich ausbildete und erhöhte. Und in der That ist Lipinski's Kunstfertigkeit in Doppelgriffen aller Art bekanntermaßen immer eine außerordentliche gewesen. Neben seiner anstrengenden amtlichen Thätigkeit als Capellmeister fand L. noch hinreichende Muße, um vielfach selbstschöpferisch sich zu versuchen. So componirte er Soli für sein Instrument, Ouverturen, Operetten und manches andere noch. Auch seine intellectuelle Fortbildung, zu welcher sein Vater schon frühzeitig einen gediegenen festen Grund, namentlich durch Erlernung mehrerer Sprachen, hatte legen lassen, versäumte er nicht, wie denn diesen Künstler von jeher ein unablässiges Streben zur allseitigen Erkenntniß der Dinge in den verschiedenen Bereichen des Wissens auszeichnete, wodurch er sich natürlich wiederum fähiger für das tiefere Verständniß und die erfolgreichere Ausübung seiner Kunst machte und jüngeren Künstlern zum Muster dienen konnte. Im J. 1814 gab L. seine Stellung als Dirigent am Lemberger Theater auf, um sich desto ungestörter und rückhaltloser mit ganzer Kraft seinen Privatstudien, sowol hinsichtlich des Violinspieles, als auch der Composition, hingeben zu können. So kam das J. 1817 heran, in welchem die Kunde von Paganini's aufsteigendem Stern aus Italien nach Deutschland, überhaupt nach dem nördlichen Europa herüberscholl. Die Wunder, welche die Zeitungen von den Leistungen dieses seltenen Kunstphänomens mittheilten, zu sehen und zu hören, ließ es L. keine Ruhe. Sogleich beschloß er, sich auf den Weg nach Italien zu machen, um den Gepriesenen aufzusuchen und, wenn möglich, von ihm zu profitiren. In Mailand angelangt, erfuhr L., daß Paganini in Piacenza sei. In letzterer Stadt traf er gerade zu einem Concerte des italienischen Violinmeisters ein. Beim ersten Adagio, welches Paganini spielte, verhielt sich das anwesende Publicum still: L. war der einzige,

welcher seinen Beifall zu erkennen gab. Hierdurch die Neugierde seiner Nachbarn erregend, und von mehreren Seiten angesprochen, äußerte L., „daß er selbst Künstler und weither aus dem Norden gekommen sei, um Paganini zu hören“. Diese Kundgebung mochte den Landsleuten des großen Virtuosen schmeicheln, denn einige derselben führten den Fremdling nach Beendigung des Concerts auf das Orchester und stellten ihn dem eben Gefeierten vor. Den folgenden Tag machten beide Künstler nähere Bekanntschaft, und nachdem Paganini den fremden Meister angehört, musicirte er nicht nur allein täglich mit ihm, sondern spielte auch in zweien seiner Concerte, am 17. und 30. April 1818 mit ihm zusammen zwei Concertduo's von Pleyel und Kreutzer, eine Thatsache, die beide Künstler ehrt und nicht wenig dazu beigetragen haben mag, daß L. nach erfolgter Rückkehr in die Heimath überall mit dem Enthusiasmus empfangen wurde, der seinen außerordentlichen Leistungen gebührte. Wie sehr sich übrigens Paganini durch L. angezogen fühlte, geht daraus hervor, daß dem letzteren Meister von dem ersteren der förmliche Antrag gemacht wurde, mit ihm vereint eine Kunstreise durch ganz Italien anzutreten. L. fand sich indeß veranlaßt, hiervon abzusehen, indem dergleichen einerseits nicht mit seinen Plänen für die Zukunft vereinbar war, andererseits aber die Sehnsucht nach seiner Familie ihn zurücktrieb. Er trat seinen Rückweg Ende 1818 über Triest an. Hier erhielt er Kunde von der Existenz eines alten, und wie L. versicherte, des einzigen zu jener Zeit noch lebenden Schülers Tartini's. Es war ein gewisser Dr. jur. Mazzurana. L., wie schon bemerkt, immer bereit zu lernen und seine Anschauungen zu bereichern und zu erweitern, suchte diesen Mann sofort auf, in der Hoffnung, einige traditionelle Mittheilungen über Tartini's Violinspiel von ihm zu erhalten. Er fand in ihm einen etwa 90jährigen, für sein hohes Alter aber noch rüstigen Greis von kolossaler Körpergröße. Nachdem L. sein Anliegen vorgebracht, erwiderte Mazzurana, er sei zu alt, um ihm etwas vorzuspielen. Dagegen schlug er dem Gaste vor, eine Sonate von Tartini vorzutragen, er werde dann wenigstens versuchen, ihm auf indirecte Weise begreiflich zu machen, in welchem Geiste Tartini seine Compositionen habe executirt wissen wollen. L. spielte; seine Vortragsweise behagte jedoch dem alten Mazzurana nicht, welcher mit der ganzen Freimüthigkeit und Derbheit eines alten ehrlichen Mannes aussprach, daß L. keinen Begriff davon habe, wie man Tartini's Compositionen spielen müsse. Indessen wolle er versuchen, ob und inwieweit er einem Dritten auf die richtige Spur zu verhelfen vermöge, da er selbst nun einmal nicht mehr im Stande sei, die Violine zu handhaben. Der Alte schaffte hierauf ein Notenheft herbei, in welchem sich mehrere Tartini'sche Sonaten mit unterlegten Textesworten bestanden. „Lesen Sie den Text“, nahm der seltsame Mann das Wort, „lesen Sie ihn ein paar Mal hintereinander laut und mit declamatorischer Betonung vor, und dann spielen Sie die Musik“. L. that, wie es ihm geheißen. Das untergelegte Gedicht war voll tiefer Empfindung, und L. fühlte sich tief ergriffen davon. Unbewußt beeinflußt und gehoben von der in sich aufgenommenen Poesie, spielte er so, daß Mazzurana am Schlusse seinen Beifall zu erkennen gab. Seit dieser Zeit war L., wie er selbst versichert, stets darauf bedacht, die Kunstwerke, deren Ausführung er sich unterzog, poetisch zu erfassen und demgemäß in der Wiedergabe zu beleben, und die Annahme dürfte wohl berechtigt sein, daß der geniale Künstler diesem Umstande die eigentliche, charaktervolle Art und Weise der Reproduction mit verdankt, welche beispielsweise seine geist- und stilvolle Ausführung Beethoven'scher Compositionen so sehr ausgezeichnet hat. Nachdem L. wiederum einige Zeit in Lemberg zugebracht, begab er sich auf Kunstreisen. Namentlich ist eine Reise während des J. 1821 in Deutschland, sowie eine andere in Rußland 1825 zu erwähnen. Ueberall erntete er un-

getheilten Ruhm, und sein Name schwang sich zu immer höherer Geltung und Bedeutung für die Kunstwelt empor. Im J. 1829 traf L. durch Zufall zum zweiten Male mit Paganini zusammen. Er reiste nämlich nach Warschau, um dort zu concertiren, und war überrascht, dem Meister hier zu begegnen. Doch war dieses Zusammentreffen beider Künstler kein so erfreuliches, wie das erste. Es bildeten sich zwei Parteien, welche in leidenschaftlichen Kampf geriethen; doch ließ sich L. nicht beirren, sondern gab zu gleicher Zeit mit Paganini Concerte, die entschiedenen Erfolg hatten. Bis zum J. 1835 verweilte L. wiederum in Lemberg, mit allem Eifer seinen Studien lebend. Alsdann trat er eine größere Kunstreise an, die ihn nach Deutschland, Frankreich und England führte, in welchen Ländern er neue Triumphe feierte. Im Herbst 1836 kehrte er über Leipzig in seine Heimath zurück, von wo aus er demnächst in verschiedenen Zwischenräumen Concertreisen durch Rußland und Oesterreich machte. Im J. 1839 erhielt er die ehrenvolle Berufung als königlich sächsischer erster Concertmeister, als welcher er am 1. Juli desselben Jahres verpflichtet wurde. Mit ganzer Hingebung widmete er sich den Pflichten seiner einflußreichen Stellung, und namentlich das Streichquartett der königlichen Capelle, welches seiner besonderen Fürsorge anvertraut wurde, verdankte seinen Bemühungen eine gedeihliche Entwickelung. Seine unbezweifelte Autorität als Geiger, seine Kunstbildung als Musiker, seine Gewissenhaftigkeit im Dienst und sein humaner edler Sinn unterstützten ihn in der langjährigen ausgezeichneten und ruhmvoll wirkenden Ausführung seines Amtes, Verdienste, welche auch stets in ehrendster Weise anerkannt wurden. Anfangs des Jahres 1861 trat der Meister in den wohlverdienten Ruhestand und zog sich bald auf sein bei Lemberg gelegenes Gut Urlow zurück, wo er am 16. December 1861, Abends 8 Uhr, fast ohne bettlägerig gewesen zu sein, an plötzlicher Lungenlähmung verschied. — L. gehörte zu den seltenen Künstlernaturen, die in strenger, keuscher Bewahrung ihrer Originalität unablässig nach dem Ideale der Kunst ringen. Ihm war die Kunsttechnik lediglich das Mittel zum Zweck, der Geist der Sache aber das Endziel aller Bestrebungen. Seine künstlerische Richtung, sein Geschmack war streng classisch. Sein Spiel hat in Erstaunen gesetzt durch die kühne Besiegung der größten Schwierigkeiten, sowie durch die Größe, Breite und Gewalt, durch reichstes Colorit seines Tones; aber dies nicht allein: er hat auch — und das ist die Hauptsache — erwärmt, entzündet und begeistert durch Adel und Tiefe des Gemüths, durch warme intensive Empfindung und energische Leidenschaft, durch poetische Durchdringung und Belebung, durch eigenthümlichen, imponirenden Charakter und endlich durch künstlerische und plastische Gestaltungskraft. Sein Ausdruck war wahrhaft produktiv und erhob sich mit männlicher Kraft zu dramatischer und geistig zwingender Macht. Im Quartettvortrage war er ein unerreichbar classischer Meister und seine geniale Wiedergabe Beethoven'scher Tondichtungen und Haydn'scher Adagio's wird denen, die ihn hörten, unvergeßlich bleiben. Und es ist sehr bezeichnend für diesen außerordentlichen Künstler, daß er den Hörer bei seinen Leistungen das „Violinspiel" vergessen machen konnte — eine Eigenschaft, die von allen großen Geigern dieses Jahrhunderts nur noch Paganini nachgerühmt wird. Die mannigfachen Compositionen, welche L. im Laufe der Zeit veröffentlicht hat, sind von bedeutendem Werthe für die Litteratur der Violine, nicht blos in artistischer, sondern auch in pädagogischer Hinsicht. Das ist allgemein bekannt. Namhaft gemacht seien blos seine drei Violinconcerte mit Orchesterbegleitung, sowie seine Phantasien und Variationen, unter den letzteren die höchst charaktervollen in G-moll. Außerdem erschienen von ihm zu der von Waclaw u. Oleska herausgegebenen Sammlung polnischer und ruthenischer Volkslieder, die dem Volksmunde entnommenen Sangweisen

unter dem Titel: „Picsni polskie i ruskie ludu galicyiskiego z muzyka instrumentowa“ (Lemberg 1833, Piller, 8°). Es sind zwei Bände, ein Band Text, ein Band Compositionen, etwa 200 Gesänge fassend, eine bereits sehr seltene und sehr gesuchte und geschätzte Sammlung. Auch sind noch von ihm bekannt mehrere Compositionen zu den Liedern Padura's, der polnischen Balladen von Mickiewicz, Einrichtungen Chopin'scher Melodien für die Violine, und ein ganz besonderes Verdienst erwarb er sich für die Musikwelt durch den Commentar, welchen er zu den Haydn'schen Streichquartetten und zu Sebastian Bach's Sonaten für Clavier und Violine, durch Bezeichnung des Zeitmaßes und der Vortragsweise, geschrieben. Auszeichnungen wurden dem Meister in seinem reichbewegten Leben, wie selbstverständlich, vielfach zu Theil. Es genüge jedoch anzuführen, daß er im J. 1838 durch Decret zum ersten Violinisten des kaiserlich russischen Hofes, sowie im J. 1854 zum Ritter des königlich sächsischen Albrechtsordens ernannt wurde. Vorstehender Artikel von J. v. Wasielewski ist mit einigen Kürzungen unter Bewilligung des Herrn Verfassers dem „Dresdener Journal“ (1862) entnommen. Damit sind mehrere Unrichtigkeiten beseitigt, welche Fétis in seiner Biographie universelle über L. gebracht hat, insbesondere die falsche Behauptung, der Meister habe mit Paganini nicht öffentlich gespielt. Uns haben seiner Zeit die gedruckten Programme der betreffenden Concerte vorgelegen.

Wurzbach, Biogr. Lexikon, XV. S. 217 ff. Fürstenau.

Lipowsky: Anton Johann L., Jurist und Historiker, geb. am 28. Nov. 1723 zu St. Martin im Innviertel, † am 19. October 1780 zu München, entstammte einem böhmischen Edelgeschlecht, das während des 30jährigen Kriegs wegen Parteinahme für Friedrich von der Pfalz aus seinem Besitz verdrängt worden war. L. studirte zu Passau, Salzburg und Ingolstadt, wurde 1756 Secretär des kurfürstlichen geistlichen Raths, kurz vor seinem Tod Landesregierungsrath. Von seinen juristischen Arbeiten sind die Deductionen über den v. Hörwarth'schen Fideicommißstreit und den Erbfolgestreit in der gräflichen Familie Haimhausen, sowie die actenmäßige Darstellung vom Urgrund der Domänen in Baiern (München 1768) hervorzuheben. Er gehörte auch zu den Stiftungsgenossen der baierischen Akademie der Wissenschaften und betheiligte sich eifrig an den ersten Publicationen. Der akademischen Rede vom Nutzen der Geschichte und Kenntniß der Geschichtschreiber (1775) zollt Westenrieder hohes Lob. Die zahlreichen Abhandlungen über Themata der baierischen Geschichte und die in seinem Nachlaß vorgefundenen Manuscripte sind in Baader's Baierischem Schriftstellerlexikon, I. 319, vollständig aufgezählt. Die Nachwelt zollt ihm, wie allen jenen Männern, die in die zerrütteten geistigen Verhältnisse Baierns im vorigen Jahrhundert wieder Licht und Luft brachten, dankbare Anerkennung; die Mitwelt schenkte dem bescheidenen Mann wenig Beachtung, sodaß er eine eigenhändig geschriebene biographische Skizze mit den Versen schließt: „Artes tractabam totius tempore vitae, Et quae sunt mundi praemia, pauper eram“. —

Westenrieder, Rede zum Andenken des churfürstl. geistl. Rathssecretärs Anton Johann Lipowsky, 1781. — Derselbe, Geschichte der baierischen Akademie der Wissenschaften, a. versch. O. — Annalen der baierischen Litteratur, Jahrg. 1781, S. 212. Heigel.

Lipowsky: Felix Josef L., Neffe des vorgenannten Anton Johann L., Sohn des kurbaierischen Kameralbeamten Thaddäus L., geb. zu Wiesensteig am 25. Januar 1764, † zu München am 21. März 1844. Nach Vollendung seiner Studien legte L. 1787 vor dem Hofrath in München eine Prüfung in rechtswissenschaftlichen Fächern ab und bearbeitete eine Proberelation, auf Grund

deren er schon 1788 zum Auditeur und zugleich zum Lehrer für deutsche Geschichte, Kriegskunde und Militärreglement an der neuerrichteten Kriegsakademie ernannt wurde. 1791 wurde er als Assessor in den Hofkriegsrath berufen und gewann die Gunst und das Vertrauen des damals so überaus einflußreichen Chefs des geheimen Kriegsbureau, des zum Grafen von Rumford erhobenen Amerikaners Benjamin Thompson. Wiederholt wurde er während des ersten Coalitionskriegs mit diplomatischen Missionen betraut, u. A. 1792 an den französischen Commandanten von Landau, Kellermann, vertraulich abgeordnet, um diesem die Erklärung zu überbringen, daß Kurfürst Karl Theodor als Reichsvicar „freundnachbarliches“ Einverständniß mit der Republik Frankreich zu beobachten gedenke. Als 1796 die Truppen Condé's vor München standen, fand L. Gelegenheit, als Parlamentär der bedrängten Stadt gute Dienste zu leisten. 1796 wurde er zum Hofkriegsrath befördert und zugleich als Polizeiobercommissär verwendet. Während nach dem Regierungsantritt Max Josephs IV. 1799 die meisten Beamten, welche seither einflußreiche Stellungen innegehabt hatten, entfernt wurden, behauptete sich L. auch in der Gunst des Ministers Montgelas und wurde zum Landesdirectionsrath befördert. Während der napoleonischen Feldzüge bekleidete er das Amt eines Stadtcommandanten von München; der Gunst, die ihm General Richepanse zuwandte, war es zu danken, daß die im bürgerlichen Zeughaus verwahrten Waffen nicht von den Franzosen mitgeschleppt wurden. 1806 organisirte L. das „Bürgermilitär“, dem in Abwesenheit der Linientruppen die Aufrechthaltung der Sicherheit im Lande übertragen war. Nach Aufhebung der baierischen Klöster 1803 war er als Mitglied der Säcularisationscommission eifrig bemüht, dem herrschenden Vandalismus zu steuern, und es gelang ihm wenigstens, die Kunstschätze und die Handschriften einiger Klöster in erwünschter Vollständigkeit für den Staat zu retten. 1808 wurde er als Kreisrath beim Generalcommissariat angestellt, blieb aber bei Bildung der neuen Ministerien nach Montgelas' Sturz unberücksichtigt, sodaß er in einer Eingabe an den König an den Gellert'schen Vers erinnerte: „Philax, der so manche Nacht Haus und Hof getreu bewacht, Philax wurde endlich alt“ ꝛc. 1819 übertrugen ihm die Landstände, um ihm Muße zu litterarischen Arbeiten zu schaffen, den Posten eines ständischen Archivars. Er entfaltete denn nun auch eine staunenswerthe Thätigkeit auf allen Gebieten vaterländischer Geschichte; seine Schriften, die aber freilich nicht selten das Gepräge der Flüchtigkeit an sich tragen, bilden eine stattliche Bibliothek. Hier sei nur erinnert an das „Baierische Künstlerlexikon“ (1810), „Baierische Musiklexikon“ (1811), „Urgeschichte der Stadt München“ (1814), „Geschichte der Jesuiten in Baiern“ (1816), in Schwaben (1820), in Tirol (1822), an die Monographien über die baierischen und pfälzischen Fürsten Christoph (1818), Max Emanuel (1820), Friedrich V. (1824), Karl Ludwig (1824), Karl Theodor (1828), Karl VII. (1830), Ferdinand Maria (1831), Max Joseph III. (1833) u. a.

Schaden, Gelehrtes München im Jahr 1834, S. 51. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1842, S. 1068. — Handschriftliche Autobiographie im Besitz des Histor. Vereins von Oberbaiern (Auszüge im Oberbaier. Archiv, 12. Bd., S. 84). — Personalacten im Kreisarchiv zu München.

Heigel.

Lipp: Balthasar L. (Lippius), Buchdrucker zu Mainz zu Ende des 16. und im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts. Bis zum J. 1598 hatten in Mainz acht Buchdruckereien bestanden, die des Gutenberg und Fust, Gerhard Rewich seit 1486, Jacob Meidenbach 1490, Peter Friedberg 1493, Friedrich Heumann 1509, Peter Jordan 1532 und des Franz Behem 1539. Neben der letzteren, welche bei seinen Erben bis 1635 verblieb, hatte auch L., dessen Ge-

burtszeit unbekannt ist, eine Officin errichtet und, wie man Grund hat anzunehmen, die erste und älteste Druckerei der Welt, die erste Gutenbergische, nachher Fust-Schöffer'sche, von der Wittwe des Ivo Schöffer († 1552) oder ihrem zweiten Manne Dr. Kolgen von Schweppenhausen an sich gebracht. Zwar war urkundlich schon 1568 das Ivo-Schöffer'sche Druckhaus in andere Hände gekommen und Kolgen bewohnte 1594 ein anderes Haus am Flachsmarkte, und in diesem hatte auch L. seine Werkstätte errichtet. Da aber nach Ivo's Tod weder die Wittwe, noch ihr zweiter Mann das Geschäft fortsetzten, so ist es sehr wahrscheinlich, daß L. die Druckergeräthe des Ivo von Kolgen übernommen habe. Diese Vermuthung aber erhebt sich dadurch fast zur Gewißheit, daß die Privilegien, welche diese Druckerei besaß, auch auf deren Besitzer sich forterbten. Diesen zufolge hatte dieselbe allein das Recht, Gesellen und Magister zu creiren, ihre Besitzer waren die legalen Bücher-Censoren, alle zu dieser Officin gehörigen Gesellen wurden bei der Mainzer Universität als cives academici angesehen, auch soll jeder Lehrling bei seiner Aufschwörung zum Gesellen eine der ursprünglichen Gutenbergischen Typen zum Geschenke und Andenken erhalten haben. Lipp's Officin, aus welcher eine Menge schöner Werke hervorging, war eine sehr berühmte und er besaß außerdem noch eine andere mit zwei Pressen in Aschaffenburg, wie er auch Aufträge auswärtiger Drucker und Verleger übernahm. Dagegen findet sich von einer Druckerei, die er, nach Würdtwein, Bibl. Mog., 203, in Höchst besessen haben soll, nach dem im Archive des Mainzer Stadtgerichts befindlichen Inventare seines Vermögens keine Spur. Für auswärtige Buchhändler arbeitete er u. a. für Joh. Kinkius in Köln 1610; vgl. Annalen des histor. Vereins f. d. Niederrhein, Heft 30, S. 40. In anderer Beziehung zählte er zu den angesehensten Bürgern der Stadt, war Mitglied des Stadtraths und als der Buchdrucker Joh. Albinus zu Mainz 1620 gestorben war, wurde er vom weltlichen Gerichte zum Taxator seiner hinterlassenen Druckgeräthe ernannt. In dem Kolgen'schen Hause, das er wahrscheinlich durch Kauf an sich gebracht hatte, setzte er sein Geschäft fort, bis er am 9. Januar 1623 mit Hinterlassung eines sehr bedeutenden Vermögens starb. Seine Officin auf dem Flachsmarkte aber ging nun an Hermann Moresius über und nach diesem scheint der Drucker Nikol. Heil dieselbe an sich gebracht zu haben, denn in den Schlußschriften der aus seiner Presse hervorgegangenen Werke setzte er zu seinem Namen die Worte „auf dem Flachsmarkte“. Von diesem 1686 an Christoph Kugler gelangt, vermachte sie dieser 1692 an die Jesuiten, welche sie 1698 auf kurfürstlichen Befehl zu verkaufen gezwungen wurden. Von den aus den Pressen des L. ausgegangenen Werken sind besonders zu erwähnen die 1609 auf Kosten des Kölnischen Buchhändlers Anton Hierat (s. Bd. XII, S. 389) gedruckten: „Opera omnia St. Bonaventurae“, 6 Bde., Fol., von anderen verdienen eine Anzeige: „Catholisch Cantual oder Psalmbüchlein“, 1605, 8⁰; „Missale Moguntinum“, 1600, Fol. und „Rosetum Marianum oder Vnser lieben Frawen Rosengärtlein“, 1609, 4⁰. Sein Insigne war: die neun Musen mit dem Apollo in der Mitte, musicirend. Mit unserem Drucker darf nicht verwechselt werden Andreas Lupp (Luppius), Buchhändler zu Wesel, um das J. 1692.

Schaab, Gesch. d. Erf. d. Buchdruckerkunst, III. 429—433. Clessius, Elenchus, I. 145. Geßner, Buchdruckerkunst, III. 319—322. Metz, Gesch. des Buchhandels, S. 244—245. Weller, Ann. II, 65. 67. J. Franck.

Lipp: Joseph v. L., Bischof von Rottenburg. Geb. am 24. März 1795 zu Holzhausen im württembergischen Oberamt Gaildorf, erhielt L. seine theologische Bildung zu Ellwangen und Tübingen, wurde 1819 in Rottenburg zum Priester geweiht, 1821 Repetent am Convict zu Tübingen, trat 1824 zum philologischen Lehramt über, zuerst als Oberpräceptor und Kaplan in Gmünd,

seit 1825 als Professor am Gymnasium zu Ehingen, wo er zugleich Vorsteher des niederen Convicts und 1832 provisorisch, 1833 definitiv Rector des Gymnasiums wurde. Hier schrieb er die Programmabhandlung: „Ueber die Bedeutung und den Gebrauch des Imperativs der griechischen Sprache" (1839). Im Jahre 1845 vertauschte er das Lehramt mit der Stelle des Stadtpfarrers und Decans in Ehingen und erhielt den Titel eines Kirchenraths. Seine Wahl zum Bischof von Rottenburg erfolgte am 14. Juni 1847, nachdem eine erste vom Domcapitel vorgenommene Wahl die Bestätigung des römischen Stuhls nicht gefunden hatte, dagegen das Domcapitel ermächtigt worden war, eine zweite Wahl vorzunehmen. Da der 1845 verstorbene Bischof v. Keller seinem Nachfolger als Erbe einen Conflict zwischen der Staatsregierung und der bischöflichen, bezw. päpstlichen Curie wegen staatlicher Eingriffe in kirchliche Rechte hinterlassen, und da überdies zwischen der katholischen Actionspartei und dem Domcapitel tiefgreifende Differenzen bestanden, so mußte die Wahl Lipp's als eine Art von Compromiß angesehen werden, vermöge dessen man sich auf einen Mann einigte, der, bisher nach keiner Seite hin offensiv aufgetreten, beiden Parteien Vertrauen einflößte und ein Regiment des Friedens und der Versöhnlichkeit hoffen ließ. Seine Präconisation erfolgte zu Rom am 17. Dec. 1847, seine Consecration am 12. und seine feierliche Inthronisation in der Domkirche zu Rottenburg am 19. März 1848. Der Gang seiner bischöflichen Regierung war nun vornehmlich durch die Zeitereignisse bestimmt, vor allem schon durch die Bewegung des J. 1848, welche ihre Rückwirkung auf die Stellung der katholischen Kirche in Deutschland nicht verfehlen konnte und welche zu der Zusammenkunft von 19 deutschen Bischöfen, unter ihnen auch L., zu Würzburg (October 1848) führte. Bald darauf (1851) begann die gemeinsame Action der Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz, wohin Rottenburg gehört, in welcher dieselben, den Erzbischof v. Vicari in Freiburg an der Spitze, eine Anzahl von bisher vorenthaltenen kirchlichen Rechten (über Erziehung des Clerus, canonische Verleihung der Kirchenstellen, Verwaltung des Kirchenvermögens, Beziehungen der Kirche zur Volksschule) gegenüber den Regierungen der betreffenden Staaten energisch reclamirten, und die schließlich nach manchen Wechselfällen, welche die Weisheit und Kraft der Bischöfe auf manche Proben stellten, zu dem Abschluß der bekannten Conventionen zwischen den Staatsregierungen und dem römischen Stuhl führten, speciell in Württemberg zu der Convention von 1857. Wurde auch diese Convention infolge der Opposition des Landtags vom Jahre 1861 seitens der Regierung wieder aufgehoben und durch das Gesetz vom 30. Januar 1862 ersetzt, wogegen der Bischof seinerseits Protest zu erheben sich gedrungen sah, so schien es doch sowol dem Bischof selbst als den ruhig denkenden Katholiken des Landes, daß man für den Augenblick das Mögliche erreicht habe und sich einer Regierung gegenüber, welche es an Beweisen des Wohlwollens und der Billigkeit gegen die katholische Kirche nicht hatte fehlen lassen, mit dem gesetzlich geschaffenen Zustande zurecht finden könne, zumal da auch seitens des apostolischen Stuhls der stillschweigenden Acceptation des Geschehenen kein Hinderniß mehr entgegengestellt wurde. Man hatte dem maßvollen, aber festen und von äußeren Einflüsterungen unbeirrten Auftreten des wegen seiner apostolischen Einfachheit verehrten Bischofs einen großen Theil an dem verhältnißmäßig günstigen Stand der kirchlichen Dinge in Württemberg zugeschrieben. Dennoch fehlte es nicht an einer Partei im Lande, welche, durch ihre auswärtigen Verbindungen gekräftigt und ermuthigt, neue Anstrengungen machte, um den Bischof auf die Bahn der Opposition, beziehungsweise der Reform der kirchlichen Institutionen des Landes zu treiben, wozu der Anlaß hauptsächlich von den Unterrichtsanstalten für den Clerus der Diöcese und ganz besonders vom theologischen Convict in Tübingen hergenommen wurde. Da Bischof L.

sich nicht drängen ließ, gingen Klagen über ihn nach Rom (1868) und es wurde dort die Frage angeregt, ob nicht dem greisen Bischof, der in Anbetracht seiner physischen Schwäche seinem Amte nicht mehr gewachsen sei, ein Coadjutor zu bestellen sei. Der Bischof wußte sich gegenüber einer Denunciation, die er als illoyal verwerfen mußte, in seinem Rechte und versetzte die beiden Vorstände des Priesterseminars, in denen er die thätigsten Agitatoren gegen sich erkannte, auf Pfarrstellen, welche sie aber nicht annahmen; er fand aber mit diesem Act der Selbsthülfe und mit der von ihm versuchten Rechtfertigung seines Verhaltens die Billigung des römischen Stuhls nicht, welch letzterer vielmehr erneuerten Desiderien bezüglich der Verwaltung der Diöcese Ausdruck gab und besonders die Entlassung des damaligen Convictsdirectors zu Tübingen, Dr. Ruckgaber, forderte. Der Conflict kam zu Ende, als 1869 Dr. Ruckgaber sein Amt in die Hände des Bischofs niederlegte, der Bischof selbst aber, im hohen Alter von Kränkung und Kummer niedergeworfen, erkrankte, und am 3. Mai 1869 starb.

H. Brück, Die oberrheinische Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Mainz 1868. — Aemil Ruckgaber, Die Diöcese Rottenburg und ihre Ankläger, Tübingen 1869. — Heinr. Schmid, Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart, München 1874. Linsenmann.

Lippe: Reinold von der L., Dichter. Zwei fromme Lieder in je drei Strophen nach der Art des Meistersanges sind von ihm erhalten. Die Sprache kennzeichnet ihn als einen Norddeutschen; daß er zu dem alten Grafengeschlecht gehörte, ist weder überliefert, noch nachzuweisen.

MſH. 4, 715. W. Wilmanns.

Lippelt: Julius L., Bildhauer, geb. den 5. Decbr. 1829 als siebenter Sohn eines Hamburger Kaufmanns; den Vater verlor er früh. Sein Talent zeigte sich zuerst in plastischen Nachbildungen der verschiedensten Thiere und wurde von dem Bildhauer E. Vivié soweit ausgebildet, daß er 1847 die Berliner Akademie, insbesondere das Atelier Prof. Wichmanns, besuchen konnte. Zu wirklicher Selbständigkeit gelangte er in Berlin jedoch auch später nicht, sondern arbeitete, mit seltenem Schönheitssinn und großer Leichtigkeit des Schaffens begabt, decorative Sachen mannigfaltigster Art für verschiedene große Bildhauergeschäfte. — Auf Veranlassung seines früheren Lehrers gab ihm dann 1859 ein Hamburger Kunstfreund den Auftrag, in Italien ein Werk ganz nach eigener Neigung zu schaffen („Venus mit dem sterbenden Adonis"); aber schon Ende 1860 kehrte er nach Hamburg zurück, um sich bei der Concurrenz für das Schillerdenkmal zu betheiligen. Sein Entwurf wurde gewählt. Die Gestalt des Dichters, die sich durch eine — dem Bronzeguß, wie der dargestellten Persönlichkeit angemessene — elegante Magerkeit vor den meisten modernen Porträtstatuen auszeichnet, hat er noch selbst vollendet, von den vier Sockelfiguren nur das Drama und die Geschichte; — schnell zunehmende Schwindsucht ließ ihn das Ende der Arbeit nicht erleben. Er starb am 17. August 1864 im 35. Lebensjahre, nachdem ihm wenige Wochen vorher der zweite Preis in der Concurrenz um das große Reiterdenkmal Friedrich Wilhelms III. für Köln zu Theil geworden war. H. Speckter.

Lippersheim: Hans L. (auch Lippershey und Laprey genannt), Optiker, geb. (unbekannt wann) zu Wesel, † im J. 1619 zu Middelburg in Holland, wo er das Gewerbe eines Brillenmachers betrieb. In ihm hat man nach van Swinden's bahnbrechenden Untersuchungen den eigentlichen Erfinder des Fernrohres zu erblicken. Am 2. October 1608 eröffnete er nämlich den Generalstaaten, er habe ein Instrument verfertigt, mit welchem man in die Ferne sehen könne; er bat zugleich um ein Patent zur alleinigen Herstellung

solcher Sehrohre und um eine Belohnung, bestehend in einem Octroi auf 30 Jahre oder in einer Jahrespension. Nachdem eine Commission zur Prüfung dieser Ansprüche niedergesetzt war, zu welcher nach einem weiteren Beschlusse vom 4. October 1608 jede Provinz noch ein Mitglied hinzu zu ernennen hatte, beschloß man, das Instrument mit Bergkrystallinsen ausführen zu lassen; das Stück solle mit 300 fl. bezahlt und außerdem nach vollzogener Probirung desselben eine Prämie von 600 fl. hinzugefügt werden. Die Herren van Dorth, Magnus und van der Aa setzten sich Namens der Commission mit L. selbst in Verbindung und berichteten unterm 15. December 1608 an ihre Auftraggeber, sie hätten das von dem Erfinder hergestellte Binocularfernrohr auf seine Leistungsfähigkeit geprüft und für gut befunden. Gleichwol ging man auf die von L. gestellte Bitte selbst nicht ein, da man gefunden zu haben glaubte, die Erfindung sei kein Geheimniß mehr. Nachdem vielmehr L. am 13. Febr. 1613 die beiden von ihm verlangten Fernrohre abgeliefert hatte, wurden ihm lediglich die 600 fl. bewilligt, auf welche er schon der ursprünglichen Abmachung gemäß Anspruch zu machen hatte. Soviel ist richtig, daß der französische Geschäftsträger Jeannin das Recept von L. zu erwerben wünschte, und, als dieser es in loyaler Weise verweigerte, einen geschickten Soldaten anstiftete, die Methode des Erfinders unter der Hand sich anzueignen und für Frankreich nutzbar zu machen. — Ueber die sonstigen Lebensumstände des erfinderischen Mannes scheint nichts bekannt zu sein, doch ist es von Wichtigkeit, zu constatiren, daß unserem Landsmanne an dieser umwälzenden Neuerung ein weit größerer Antheil zukommt, als den übrigen Mitbewerbern Jakob Metius, Zacharias Jansen, Fontana und Galilei.

G. Moll, Geschiedkondig Onderzoek naar de erste Uitfinders der Vernkykers uit de Aantekeningen van wyle den Hoogelaar van Swinden zamengesteld, Amsterdam 1831. — Négociations de Jeannin, Paris 1656, S. 518. Günther.

Lippert: Johann Kaspar v. L., geb. zu Furth im baierischen Wald am 23. September 1724, † zu München am 7. April 1800. Er wurde nach Beendigung der juristischen Studien an der Hochschule zu Ingolstadt 1758 zum Professor daselbst „für jus patrium zu explicirung des Codicis Maximilianei“ mit 600 fl. Besoldung ernannt, 1761 als Commercien- und Revisionsrath nach München berufen, 1779 zum Oberlandesregierungsrath, 1792 zum wirklichen geheimen Rath befördert. Seit 1761 war er Mitglied, seit 1768 Director der historischen Classe der Akademie der Wissenschaften. Als solcher hielt er 1763 einen Vortrag über die ehemaligen gelehrten Gesellschaften in Baiern (Abhandlungen, Bd. I, Abth. 1, S. 4) und veranstaltete 1777 eine neue Ausgabe der baierischen Geschichte des Marcus Welser mit Hinzufügung des früher unterdrückten sechsten Buches. Allein einer Thätigkeit von andrer Art verdankt L. eine traurige Berühmtheit. Während er sich, so lange der milde, aufgeklärte Kurfürst Max Joseph regierte, in auffälligster Weise, wie Westenrieder sagt, als „Erzdeclamator wider die Jesuiten“ hervorthat, „ist er später ein Renegat für dieselben geworden und stand sich wohl dabei“. Er war der Vertraute und das Werkzeug des Beichtvaters des Kurfürsten Karl Theodor, P. Frank, der so willkürlich und unheilvoll auf die Regierungsgeschäfte einwirkte. Als die Verfolgung des Illuminatenordens begann, stand L., im Volksmund nur als „der Edle von“ (er war durch Patent vom 22. Januar 1773 in Adelstand erhoben worden) bezeichnet, an der Spitze des Inquisitionsgerichts, das nach wirklichen und angeblichen Mitgliedern des verpehmten Ordens fahndete, die würdigsten und verdienstvollsten Männer von Amt und Würden verdrängte und durch Knebelung der Presse jenen Obscurantismus zu befestigen suchte, dessen Herrschaft Karl Theodors letzte Regierungsjahre zur traurigsten Periode der baierischen Geschichte

stempelt. Westenrieder stellt in seinem Tagebuch die nur für die Nachwelt komisch klingende Behauptung auf: „Lippert's Regierung kann die Regierung des baierischen Robespierre genannt werden“. Solcher Art waren „die mit unermüdetem Fleiß geleisteten Dienste“, um deren willen er zum Geheimrath, 1797 auch zum adjungirten geheimen Cabinetssecretär erhoben wurde. In Volkskreisen aber war er so verhaßt, daß er, als Karl Theodor beim Anrücken der Franzosen 1796 aus München entfloh, fußfällig bat, mit dem Fürsten die Stadt verlassen zu dürfen. Nach der Thronbesteigung Max Joseph's IV. wurde L. sofort, „da die kurfürstliche Regierung eine neue Einrichtung der Regierungsgeschäfte beabsichtige, aller Stellen, Dienste und Pflichten enthoben“ und behielt nur den Titel eines geheimen Raths und eine kleine Pension. Als er bald darauf starb, erschienen zahlreiche Pasquille, die über den Tod der „Baierns Männer verschlingenden Hyder“ frohlockten.

Baader, Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller, II, S. 169. — Oberbaierisches Archiv, 13. Bd., S. 164. — Münchener Intelligenzblatt, Jahrg. 1777, S. 229. — Westenrieder, Geschichte der baier. Akademie der Wissensch., I, S. 58 ff. — Kluckhohn, Aus Westenrieder's Nachlaß, in den Abhandlungen der Münchener Akademie, 16. Bd., 2. Abth., S. 58. — Personalacten im Reichs- und im Kreisarchiv zu München. Heigel.

Lippert: Philipp Daniel L., geb. in Meißen am 29. Septbr. 1702, † in Dresden am 28. März 1785. Von seinem Vater, einem armen Beutler, zum Glaserhandwerk bestimmt, sollte er sich in Pirna die nöthige Ausbildung erwerben. Aber Talent und Neigung zur Zeichenkunst veranlaßte ihn, eine Beschäftigung bei der Porzellanfabrik in seiner Vaterstadt zu suchen. Nachdem er dort mehrere Jahre thätig gewesen war und seine Befähigung zu militärischen Zeichnungen bewiesen hatte, wurde er im J. 1738 als Zeichner an dem Hauptzeughaus in Dresden, wo er bei dem Artilleriecorps zahlreiche Schüler ausgebildet hatte, und 1739 als Zeichenmeister der königlichen Pagen angestellt. In vertrautem Umgang mit den bedeutendsten Künstlern, Oeser u. A., auch mit Winckelmann bekannt, suchte er mit gutem Erfolge seine künstlerischen und wissenschaftlichen Kenntnisse zu bereichern, um das Werk seines Lebens würdig vorzubereiten. Er verschaffte sich eine große Anzahl von Glaspasten nach antiken Gemmen, welche er in einer von ihm erfundenen weißen Masse, die er mit einer sächsischen Talkerde vermischte, abdrückte. Von dem gelehrten Professor Christ in Leipzig, nach dessen Tode von Heyne unterstützt, gab er dann vom J. 1755 bis 1762 ein Werk heraus, welches auf die Popularisirung der Gemmenkunde einen großen Einfluß ausübte. Es erschien in drei Abtheilungen unter dem Titel: „Dactyliothecae universalis Chilias“, dann Milliarium secundum und tertium, in allem 3000 Abdrücke. Der allgemeine Beifall, welchen das Werk fand, und die Empfehlung seiner Freunde verschaffte ihm im J. 1764 die Professur der Antike an der Akademie der Künste, eine Stelle, welche er bis an seinen Tod bekleidete. Er arbeitete sodann das lateinische Werk zum besonderen Gebrauche der Künstler im J. 1767 und 1768 in deutscher Sprache um (Daktyliothek und Supplement), und stattete es mit einem ausführlichen Vorbericht aus, worin er besonders die Technik der geschnittenen Steine behandelte. Diese Arbeit erwarb ihm großen Ruhm; Oeser wies seine Schüler, u. a. auch Goethe, auf diese Grundlage ihres Studiums hin, es galt als Repertorium antiquarischer und künstlerischer Kenntnisse, Kloß wollte seine berüchtigte Schrift über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine (1768) als Commentar zur Daktyliothek betrachtet wissen, und auch dessen großer Gegner Lessing nennt L., auch wo er ihn bekämpft, mit Achtung. L. ist durchaus als Künstler zu betrachten; die Kritik antiker und moderner Steine, die Unterscheidung der zahlreichen

Namensfälschungen lag ihm fern, auch hatten ihm auf seinem eigenen Felde tüchtige Steinschneider vorgearbeitet. Aber seine künstlerische Begabung, die Treue seiner Abdrücke, die Vertrautheit mit seinem Stoffe, die verhältnißmäßige Wohlfeilheit des Werkes haben ihn zum wirksamsten Lehrer des Fachs gemacht: er hat die allgemeinere Kenntniß der unschätzbaren Denkmäler der Kleinkunst begründet und auf die Veredelung des Geschmacks erfolgreich eingewirkt. Die Originalausgabe ist selten geworden, ein zweiter Abdruck von Rabenstein (1805 ff.) ist nach der Daktyliothek geformt worden.

Meusel, Lexikon und die dort angeführte Litteratur. Biographie universelle, XXIV. S. 585.

Urlichs.

Lippold: L., Münzmeister des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, stammt aus Prag, wo sein Vater Judel Hluchim und sein Bruder Pinkas um 1558 gelebt haben. L. scheint um 1550 nach der Mark gekommen und ein geschickter Mann gewesen zu sein; jedenfalls machte er sich dem Kurfürsten in dessen zahlreichen Geldverlegenheiten nützlich und wurde am 24. Januar 1556 mittelst feierlicher Urkunde zum Aufseher über die Münze und über die übrigen zur Lieferung von Silber an die kurfürstliche Münze verpflichteten Juden ernannt. Am 25. Juli 1564 wird ihm und den übrigen Berliner Juden aufs Neue ein Geleitsbrief ausgestellt. Durch wucherische Geschäfte und Mißbrauch seines Einflusses machte er sich in der Residenz verhaßt und so war es leicht, bei dem plötzlichen Tode des Kurfürsten (3. Januar 1571) L. der Zauberei und der Vergiftung des Kurfürsten anzuklagen. Er wurde gefangen gesetzt und erfolglos verhört, seine Bücher und Papiere ergaben keine erschwerenden Umstände, die Vernehmungen über die angebliche Zauberei, die Untersuchung der vermeintlichen Zauberbücher hatten keinen Erfolg, eine Vergiftung seines Herrn konnte nicht konstatirt werden. Dennoch blieb er über 2 Jahre hindurch gefangen und erst am 16. Januar 1573 begann die Schlußverhandlung. Da er nichts bekannt hatte und seine Schuld durch nichts erwiesen war, griff man zu energischen Mitteln, man führte ihn vor den Scharfrichter, der sich anschickte ihn zu foltern. Diesem gegenüber, den er bittet ihn nicht zu torquiren, sagt er von Angst vor der Folter getrieben, auf ausdrückliches Befragen, daß er seit 15 bis 16 Jahren ein Zauberbuch besitze, und beschreibt dann auf 30 Fragen in ebenso vielen Antworten die Zaubereien. Die 34. Frage nach dem Tode des Kurfürsten beantwortet er durch eine Schilderung der vorgenommenen Vergiftung, beschreibt den Gifttrunk und giebt als Grund dafür an, daß eine Untersuchung nach einer abhanden gekommenen schweren goldenen Kette, die er dem Kurfürsten gestohlen habe, ihm unbequem gewesen sei. Um dieses erzwungene Geständniß festzuhalten, wurde nun L. „mit meßiger Scherffe angrieffen und hat auf alle Punkte verharret“. Am Tage darauf ist er ebenfalls bei seinen Aussagen verblieben, aber am 28. Januar hat er feierlich alles zurückgenommen. Doch nun half es ihm nichts mehr, er wurde scharf gefoltert, „daß ihm das Blut zum Halse ausgeloffen“, bekannte darauf sogleich wieder alles was man wollte und wurde noch an dem nämlichen Tage in grausamster Weise auf dem neuen Markte zu Berlin hingerichtet, sein Leichnam wurde geschändet und zerstückelt, der Kopf auf das Georgenthor gepflanzt. Die Akten ergeben nicht den geringsten Anhalt für seine Schuld. Dennoch mußten seine Glaubensgenossen mit büßen: Alle Juden wurden aus der Mark vertrieben; und als der Kaiser Maximilian durch ein Schreiben vom 10. Febr. 1574 sich beim Kurfürsten Johann Georg für die Wittwe und Kinder Lippold's verwendet, lehnt der Kurfürst jede Fürsprache für die Familie des Zauberers und Mörders seines Vaters entschieden ab.

Nach den Akten des Geheimen Staats- und Geheimen Hausarchivs.

E. Friedlaender.

Lippold: Franz L., geb. 1688 zu Hamburg, † am 27. Juli 1768 zu Frankfurt a. M. Ein Schüler Balthasar Denner's, Porträtmaler, kam, nachdem er an verschiedenen Höfen Beschäftigung gefunden, nach Frankfurt a. M., wo er 1720 Beisaß und 1723 Bürger wurde und seinen ständigen Aufenthalt nahm. Er war unbedingt der beste Porträtmaler seiner Zeit in dieser Stadt; seine Bildnisse zeichneten sich nicht nur durch große Aehnlichkeit aus, sondern auch durch ihre lebensfrische Färbung, die besonders schönen Hände und sorgfältige, geschmackvolle Behandlung der Stoffe und Beiwerke. Er hat eine Menge angesehener Männer in Frankfurt gemalt, deren Bilder sich im Stadtarchiv, Senckenbergischen Stift befinden und theilweise durch den Stich vervielfältigt sind.

Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt, 1865. S. 258.

W. Stricker.

Lips: Johann Heinrich L., Kupferstecher in Zürich, geb. am 29. April 1758; † am 5. Mai 1817. — L. war der zweite Sohn eines Dorfwundarztes in Kloten unweit Zürich und zum väterlichen Berufe bestimmt, als die Vermittelung des ihm im Alter nahe stehenden und befreundeten Pfarrvicars in Kloten, Leonhard Brennwald, und Lavater's ihm die ersehnte künstlerische Laufbahn eröffnete. Brennwald ertheilte dem Freunde Unterricht im Latein, in Geschichte und Mythologie und gewann für ihn 1773 die Aufmerksamkeit und Gunst Lavater's. Dieser aber, der in L. das außergewöhnliche Talent sofort erkannte, suchte ihn erst in Lehre zu einem Meister zu bringen und beschäftigte ihn, als dies nicht gelang, für seine Physiognomik unter Aussetzung eines Jahrgehaltes, der Lips' Vater vermochte, in die Berufswahl des Sohnes einzuwilligen. Rasch machte nun L., noch im väterlichen Hause weilend, von Lavater und andern Gönnern hier besucht, so entschiedene Fortschritte in Arbeiten mit dem Grabstichel und der Radirnadel, daß Lavater schon 1776 in den „Physiognomischen Fragmenten“ ein nach Zeichnung von Schmoll durch L. radirtes Porträt des jungen Künstlers selbst mit einer Lobrede auf denselben herausgab, die L. die größte Zukunft verhieß. Wirksamer noch, als dies Lob, war, daß J. Caspar Füßli (Bd. VIII, S. 258 oben) sich Lips' annahm und ihn durch den befolgten Rath wesentlich förderte, durch fleißiges Zeichnen nach den ihm übergebenen Blättern von La Fage und Testa sich gründlich zu üben. In der „Geschichte der besten Künstler in der Schweiz“ sprach 1779 auch Füßli aufs Rühmlichste von L. und fügte ein zweites Porträt desselben diesem Werke bei. Zur weiteren Ausbildung ging hierauf L. 1780 nach Mannheim, wo er bereits bei einer Preisausschreibung der Akademie den zweiten Preis gewann, und 1781 nach Düsseldorf. Hier wurde ihm für eine Zeichnung: „Antiochus und Stratonice“, der erste Preis der dasigen Akademie und das Diplom eines Mitgliedes derselben zu Theil und in ihrem Auftrage führte er den Stich eines Gemäldes der Düsseldorfer Gallerie: „Der h. Sebastian“ von van Dyck, aus. Das Honorar dafür gewährte ihm die Mittel zu einem Aufenthalte in Rom. Er traf im Herbste 1782 in der ewigen Stadt ein und widmete nun daselbst dem Studium nach den Antiken und nach Raphael dritthalb glückliche Jahre, wobei er aber auch, veranlaßt durch J. Ph. Hackert, nach einem Gemälde in dessen Sammlung ein großes Blatt in Kupferstich: „Das Bachanal“ von Poussin, ausführte. Nach einem Besuche von Neapel, Pompeji, Herkulanum und einer Besteigung des Vesuv langte L. Mitte 1785 wieder in der Heimath an, nahm hier auch Versuche im Malen in Oel wieder auf und fertigte ein Bildniß Lavater's und dessen Sohnes mit solchem Erfolge an, daß ihm Manche riethen, sich der Malerei zu widmen, und als Anton Graff (Bd. IX, S. 565), dessen Urtheil entscheiden sollte, dieser Meinung beitrat, zog L. im Herbste 1786 wieder nach Rom, um sich zum Maler auszu-

bilden. Fleißig malte er nun in Oel, versuchte sich auch in der von Reiffenstein eben aufgebrachten Enkaustik, theils nach Gemälden, theils in eigenen Erfindungen. Allein er fand nach einiger Zeit die Räthe heimathlicher Freunde, die anderer Ansicht als Graff gewesen waren, richtig, legte die Palette wieder bei Seite und griff mit neuer Liebe zum Grabstichel. Mit immer größerer Meisterschaft führte er denselben, so daß 1789 Goethe, dessen Umgang er in Rom zu großer Förderung genossen hatte, seine Berufung als Professor an die Zeichenakademie in Weimar bewirkte, wohin L. nach kurzem Besuche in der Heimath übersiedelte. Bis 1794 blieb er in Weimar in den angenehmsten Verhältnissen, als Kränklichkeit ihn befiel und veranlaßte, Ruhe und Erholung in dem ihm zusagenderen Klima in der Schweiz zu suchen. Hier erwachte in ihm der Entschluß, sich bleibend in Zürich niederzulassen; er gründete nun eigenen Hausstand und brachte seine übrigen Jahre in der Heimath in einer ungemein fruchtbaren und schönen künstlerischen Thätigkeit zu. Denn neben größeren Arbeiten nach berühmten Originalen oder in selbst componirten Blättern ging nun eine ganz ungemeine Zahl von Stichen mannigfaltigster Art, Porträts, Illustrationen zu litterarischen Werken u. a. m. aus seinen Händen hervor, zumal Verleger im In- und Auslande, besonders nach Chodowiecki's Tode (1801), sich unausgesetzt an ihn wendeten. Schon 1808 zählte das von ihm sorgfältig geführte chronologische Verzeichniß seiner Kupferstiche 1257, kurz vor seinem Ende 1447 Nummern. Zu den größeren Blättern gehören neben den schon genannten nach van Dyck und Poussin ein in Rom entstandenes: „Marius" nach Drouais, eine auf Grundlage dortiger Studien 1802 vollendete „Madonna" nach Raphael, ganz vorzüglich aber zwei Stiche für das Musée français: „Die Köchin" nach Gerhard Douw und eine „Anbetung der Hirten" nach Carracci. Unter anderen Arbeiten verschiedenartigsten Inhaltes sind die Illustrationen zu Lavater's Messiade und Goethe's und Wieland's Werken, Stiche nach Cornelius' Scenen zu den Nibelungen, der „Abschied des Niklaus von Flüe von seiner Familie" nach Volmar und Blätter eigener Composition in Aquatinta: „Jesus und die Kinder" und die „Vier Jahreszeiten", sowie ein vielverbreitetes Gedenkblatt auf Lavater zu nennen. Unter den Porträts: das in Mannheim 1780 für Lavater's Physiognomik gestochene Bildniß des Thomas Morus nach Holbein, die Bildnisse von Goethe und Wieland, dasjenige Lavater's nach Tischbein, die Porträts von Kant, Reinhold, der zürcherischen Bürgermeister Kilchsperger und David Wyß d. Aelt., des Canonicus Rahn u. a. m. Auch eine von dem Zürcher Ingenieur Feer 1796 aufgenommene Karte des sanctgallischen Reinthals wurde von L. gestochen. Richtigkeit der Zeichnung, Classicität der Formen, Kraft und Reinheit des ausdrucksvollen Vortrags zeichnen alle Arbeiten des auch als Mensch hochachtbaren Künstlers aus (viele derselben sind nur mit: H. (statt J. H.) Lips bezeichnet). — Ein jüngerer Kunstgenosse des genannten war der ebenfalls rühmlich bekannte zürcherische Kupferstecher Johann Jakob Lips, geb. 1791, † 1833. Derselbe stammte aus einem in Birmenstorf bei Zürich angesessenen Geschlechte dieses Namens.

J. C. Lavater, Physiogn. Fragmente, 2. Theil, S. 222 (1776). — J. C. Füßli, Geschichte der besten Künstler in der Schweiz. Anhang S. 204 (1779). — Meusel, Bibliothek der redenden und bildenden Künste, 1. Th. S. 304 (1806); Derselbe, Archiv f. Künstler und Kunstl., 2. Th. (1808). — J. Rud. Füßli, Allgem. Künstlerlexikon, 2. Th. S. 711 (1809). — Neujahrsbl. der Künstlergesellschaft auf das Jahr 1818 (mit des greisen L. Bildniß, gestochen von dem jüngeren Lips). G. v. Wyß.

Lips: Michael Alexander L., staatswirthschaftlicher Schriftsteller, geb. den 29. Septbr. 1779 zu Frauenaurach bei Erlangen, † am 16. April 1838

zu Marloffstein. Er war der Sohn eines Cameralbeamten in baireuthischen Diensten. Er besuchte die Fürstenschule zu Neustadt an der Aich, bestand im Sommer 1797 mit Auszeichnung sein Maturitätsexamen in Ansbach und bezog dann die Universität Erlangen, wo er Theologie, Philosophie und Philologie studirte. Im Herbst 1800 ging er nach Göttingen und beschäftigte sich hier auch mit Geschichte. Im J. 1801 promovirte er in Erlangen, um sich alsbald auch daselbst zu habilitiren. Er las über geschichtliche Fächer, mitunter auch über theologische Gegenstände, später auch über Politik, Landwirthschaft und Technologie. Im Besitze eines kleinen Landgutes Marloffstein, faßte er den Plan, daselbst eine landwirthschaftliche Schule zu errichten. Aber die Zeiten waren nicht günstig, die gehoffte Unterstützung von Seiten des Staates blieb aus, und so löste er nach einem Jahre das Unternehmen auf. Jetzt wandte er sich wieder ganz der Thätigkeit in Erlangen zu und wurde 1809 zum Extraordinarius befördert, bezog aber keine Besoldung. Seine Bemühung, vom Staate eine pecuniäre Hülfe zu erlangen, führte ihn öfter nach München, und im J. 1812 beschäftigte er sich dort auch vorübergehend im praktischen Staatsdienst. Auch 1813 unterbrach er seine Lehrthätigkeit durch einen langen Aufenthalt auf seinem Gute, und 1814 veranlaßte ihn der europäische Friedenscongreß zu einer Reise nach Wien. Durch politische Broschüren, die sich auf die Friedensverhandlungen bezogen („Der allgemeine Friede", 1813, „Der Wiener Congreß", 1815) wurde er einflußreichen Personen bekannt und erhielt beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten im J. 1815 die Aufforderung, der verbündeten Armee als Herausgeber einer amtlichen Kriegszeitung zu folgen. Die rasche Beendigung des Feldzuges ließ ihn nicht einmal zum Beginn der geplanten Thätigkeit kommen; aber es war ihm wenigstens Gelegenheit verschafft, einen Theil von Frankreich kennen zu lernen. Er kehrte nach Erlangen zurück, wo er zwar außerordentlicher Professor blieb, aber ein kleines Gehalt bewilligt erhielt. 1821 folgte er einer Berufung für das Fach der Staatswissenschaften an die Universität Marburg. Er las hier über die nationalökonomischen Fächer sowie über Land- und Forstwirthschaft, stellte jedoch im Sommer 1833 seine akademische Thätigkeit ein und zog sich auf sein Gut Marloffstein zurück, wo er am 16. April 1838 starb. Das Meiste, was er dem Drucke übergeben hat, besteht aus kleinen Gelegenheitsschriften von unmittelbar praktischem Interesse. Der Standpunkt, von dem aus er seine Urtheile abgab und seine Vorschläge aufstellte, ist am besten zu ersehen aus dem umfassenden Werke, das er im reiferen Alter verfaßt und 1830 unter dem Titel „Deutschlands Nationalökonomie, ein Versuch zur endlichen Lösung der Frage, wie kann Deutschland zu lohnendem Ackerbau, zu blühender Industrie und wirksamem Handel gelangen" veröffentlicht hat. L. zeigt sich hier in politischen wie in wirthschaftlichen Fragen als einen Anhänger der liberalen Ideen. Er ist allen Ueberresten mittelalterlicher Einrichtungen, die sich erhalten haben, durchaus feindselig; er bekämpft die Vorrechte des Adels, die Feudallasten, die Geschlossenheit der Bauerngüter, das Zunftwesen und die deutschen Binnenzölle. Dagegen ist er ein Freund der modernen Wirthschaftsformen, der rationellen Landwirthschaft, des Maschinenbetriebs und wünscht für Deutschland namentlich, daß demselben vergönnt werde, sich zu einem Industriestaat zu entwickeln. Dehalb fordert er auch, obgleich ihm die allgemeine Handelsfreiheit als ein hohes Ideal erscheint, vorläufig noch Schutzzölle an den Grenzen des deutschen Gebietes, um der sich ausbildenden Industrie den heimischen Markt zu sichern. Ebenso hält er den direkten Handel mit den Colonialländern, nöthigenfalls auch durch Privilegirung von Handelscompagnien, für erstrebenswerth. Ein selbständige Auffassung des Zusammenhangs der wirthschaftlichen Erscheinungen oder eine tiefere Bekanntschaft mit den

Systemen der bedeutendsten Nationalökonomen ist in dem Buche nicht zu bemerken, wie denn auch in einer älteren ohnehin dürftigen Schrift von L., der „Staatswissenschaftslehre oder Encyclopädie und Methodologie der Staatswissenschaft“ (1813), namentlich die Mangelhaftigkeit der Litteraturangaben auffällt.

Fikenscher, Gelehrtengeschichte der Universität Erlangen III. 131—133; Neuer Nekrolog der Deutschen, 16. Jahrg. S. 392 ff.; Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland S. 992, 993. Leser.

Lipsius: Justus L., eigentlich Joest Lips, ausgezeichneter Philolog und Kritiker, geb. am 18. October 1547 zu Oberysscha (Isca), einem Marktflecken zwischen Brüssel und Löwen, † am 24. April 1606. Da er aus einer angesehenen und begüterten Familie stammte, erhielt er eine standesgemäße Erziehung. Der erste Unterricht ward ihm in Brüssel und Ath zu Theil, worauf er im J. 1563 an das Jesuitengymnasium in Köln geschickt wurde, wo er durch seine Wißbegierde und ungewöhnliches Gedächtniß schon als Knabe ein solches Aufsehen erregte, daß ihn die Jesuiten an sich zu ketten suchten. Als jedoch sein Vater erfuhr, daß er in den Orden einzutreten Willens sei, rief er ihn 1565 zurück und ließ ihn die Universität in Löwen beziehen, wo er zur Vorbereitung auf einen künftigen Staatsdienst die Rechte studiren sollte, aber daneben mit Vorliebe humanistische Studien betrieb. Er weilte noch auf der Universität, als sein Vater plötzlich in Brüssel starb und auch seine Mutter ihm kurz darauf durch den Tod entrissen wurde. L. stand erst im 19. Lebensjahre, als er seine erste gelehrte Schrift „Variarum lectionum libri III“ veröffentlichte, die er dem berühmten Staatsmann Kardinal Granvelle widmete. Da sich dieser um diese Zeit vom politischen Schauplatz nach Rom zurückzog, folgte ihm L. 1567 in der Eigenschaft eines Sekretärs zur Ausfertigung der lateinischen Correspondenz des Kardinals. In dieser Stellung blieb ihm Muße genug, die alten Denkmale der ewigen Stadt gründlich zu studiren, in der Inschriftenkunde sich tüchtig zu üben, die handschriftlichen Schätze der Bibliotheken zu benützen und mit ausgezeichneten Gelehrten in näheren Verkehr zu treten. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Italien kehrte er nach Löwen zurück, wo er im Verkehr mit früheren Studiengenossen nicht immer, wie er später selbst bekannte, nach den strengen Regeln Cato's gelebt, sondern ein ziemlich flottes Leben geführt hat. Des tollen Treibens endlich satt, beschloß er eine größere Reise zu unternehmen, deren Ziel Wien war, wohin der große Freund der Wissenschaften, Kaiser Maximilian II. viele bedeutende Gelehrte gezogen hatte. Möglich, daß der Aufenthalt in Wien, wo damals viele Toleranz herrschte, den jungen Gelehrten auch in religiöser Beziehung zu freieren Ansichten gebracht hat, als er von Jugend auf eingesogen hatte. Wenigstens nahm er bald darauf keinen Anstand, an einer lutherischen Universität als Lehrer aufzutreten. Als er nämlich auf der Rückreise in seine Heimath in einer Zeit, wo neue Kriegsstürme in seinem Vaterlande losgebrochen, begriffen war, erhielt er die traurige Nachricht von der Verwüstung seiner väterlichen Güter durch die spanische Soldateska. Dieser Schlag bestimmte ihn eine Professur der Geschichte in Jena zu übernehmen, die er im October 1572 antrat. Er war damals in der Vollkraft seines Schaffens, wie auch vier schwungvolle Reden beweisen, die zum Theil erst nach seinem Tode im Druck erschienen sind (s. u.). Warum er bereits im März 1574 aus dieser Stellung, wiewol er mit großem Beifall lehrte, geschieden ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, zumal als er selbst über seine Wirksamkeit in Jena in späterer Zeit ganz schweigsam war; es hat aber große Wahrscheinlichkeit, daß er durch seine am 28. Juli 1573 gehaltene Rede „De concordia“, die gegen die Raufhändel der Studenten und Streitigkeiten der lutherischen Geistlichen gerichtet war, sich viele Feinde gemacht hat und so seine Stellung unhaltbar ge-

worden ist. Von Jena begab sich L. zunächst nach Köln, wo er 1574 eine kinderlose Wittwe, Anna van den Colster, die aus einer patrizischen Familie von Löwen stammte, heirathete und neun Monate verblieb, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Hier besorgte er den Druck seiner Bearbeitung des Tacitus, die in erster Ausgabe zu Antwerpen 1574 erschienen ist, und arbeitete seine „Antiquae Lectiones" aus. Das Jahr darauf führte er seine Frau in seine Heimath und dachte schon daran, sich ganz dem Landleben zu widmen, zumal als er immer ein großer Freund der Blumen und Gärtnerei gewesen war; da aber das Leben auf dem Lande durch den neuen Ausbruch kriegerischer Unruhen unsicher wurde, begab er sich 1576 nach Löwen, wo er seine früheren juristischen Studien wieder aufnahm, sich den Doctorgrad der Rechte erwarb und auch Vorlesungen mit vielem Beifall hielt: unter seinen Zuhörern wird auch der später so berühmtgewordene Moritz von Nassau genannt. Doch auch hier war ihm keine lange Ruhe beschieden. Als am 31. Januar 1578 das Heer der Generalstaaten von Don Juan d'Austria bei Gembloux aufs Haupt geschlagen wurde, fiel auch Löwen wie andere Städte von Brabant bald in die Hände des siegreichen Feldherrn. Bei der Eroberung der Stadt blieb zwar des Lipsius' Habe durch die Verwendung eines Rathes des Don Juan, M. A. Delrius, verschont; da man aber seit seinem Aufenthalt in Jena seinen Gesinnungen mißtraute, fand L. es für gerathen sich nach Antwerpen zu flüchten, von wo er sich nach Holland begab, wo er 1579 zum Professor der Geschichte in Leyden von den Generalstaaten ernannt wurde. Wie er selbst in dem bekannten Briefe an Jo. Woverius (Epist. miscell. Cent. III, 87), der eine nicht sehr aufrichtige Autobiographie enthält, sich äußert, so gedachte er nicht in Leyden zu verbleiben (Fluctu cum pluribus eiecti sumus in Bataviam terram: insedimus, sed mente. ut stationem eam haberemus, non portum), aber weil es noch lange dauerte, bis ruhigere Zustände in seiner Heimath eintraten, wirkte er als Lehrer an einer reformirten Universität zwölf Jahre; es war die glänzendste Zeit seines Lebens, in der sein Name einer der berühmtesten von Europa geworden ist. Wie er selbst andeutet, so mochte er als geborener Katholik sich längst in einem protestantischen Lande nicht mehr heimisch fühlen; einen Bruch führte sein bekanntes Werk „Politicorum libri VI" herbei, das 1589 zu Leyden erschienen ist. Dagegen trat ein Maler zu Amsterdam, Theodor Coornhert, 1590 mit einer Flugschrift auf, in welcher er gegen L. den Vorwurf erhob, daß er in seinem Buche die Obrigkeit auffordere, gegen Ketzer ohne weiteres die Todesstrafe zu verhängen. L. antwortete mit einer neuen Schrift „De una religione adversus dialogistam liber", worin er erklärte, daß er allerdings die Obrigkeit für berechtigt und verpflichtet erachte, die religiöse Einheit in ihrem Lande zu erhalten, aber er sei der Ansicht, daß nicht alle Dissentierenden auf gleiche Weise zu bestrafen und nur selten mit der Todesstrafe einzuschreiten sei. In dieser Schrift ist nirgends von der katholischen Religion die Rede, sondern nur von der wünschenswerthen Erhaltung der religiösen Einheit im Staate; erst in der Ausgabe von 1598 fügte der Censor Cuyck den Satz bei, daß was L. in dem Buche von der Einen Religion geschrieben habe, nach dem Bekenntniß des Verfassers selbst und nach dem Verfolg der ganzen Erörterung von der römischen Religion als der einzig wahren zu verstehen sei. In dem oben erwähnten Briefe sagt L., daß ihn religio et fama gezwungen habe, die Stellung in Leyden zu verlassen, wiewol er dort homines benignos et beneficos gefunden habe. Er verließ 1590 plötzlich Leyden unter dem Vorwand, daß ihm ein ererbtes Uebel gebiete, die Bäder in Spaa zu gebrauchen und reiste zur See nach Hamburg, von wo er sich sogleich nach Mainz begab, um sich bei den Jesuiten wieder in den Schooß der katholischen Kirche aufnehmen zu lassen.

Die nächste Zeit verweilte er theils in Spaa, von wo aus er sich seine Entlassung am 2. Juni 1591 von den Curatoren der Universität erbat (s. Lips. epist. decades XVIII ed. Pontanus p. 10), theils in Lüttich. Als bekannt geworden war, daß L. seine Professur in Leyden niedergelegt habe, erhielt er aus allen katholischen Ländern die glänzendsten Anerbietungen zur Uebernahme eines Lehrstuhls, von Papst Clemens VIII., von König Heinrich IV. von Frankreich, Herzog Wilhelm V. von Baiern, dem Kurfürsten von Köln, der Republik Venedig, mehreren italienischen Fürsten, den Bischöfen von Würzburg (Julius), Salzburg und Breslau; er zog es aber vor, in seinem Lande zu verbleiben, als ihm auf Empfehlung der Jesuiten eine Professur in Löwen angeboten wurde, die er im August 1592 antrat. Zu den vielen Ehren, die ihm bei seiner sehr erfolgreichen Thätigkeit in Löwen zu Theil wurden, gehört auch, daß ihn der König von Spanien zu seinem Historiographen ernannte. Sein Wunsch, Rom nochmals zu sehen, wohin er Ende 1599 aufbrechen wollte, ging nicht in Erfüllung, da in Italien eine heftige Epidemie ausgebrochen war. Was L. seit den neunziger Jahren geschrieben und gethan hat, trägt durchaus das Gepräge seiner tiefen katholischen Ueberzeugung. Die sprechendsten Denkmale dafür sind seine Schriften „De Diva Virgine Hallensi liber, quo beneficia eius et miracula fide atque ordine descripta“ (Antverpiae 1604) und „De Diva Virgine Sichemiensi sive Aspricolle liber, quo nova eius beneficia et admiranda describuntur“ (Antverpiae 1605). In diesen Schriften erzählt er ausführlich die wunderthätigen Heilungen, welche durch die Fürbitte der Madonna zu Hall und Montagu geschehen seien; in der ersteren Schrift theilt er auch die Inschrift mit, mit der er eine silberne Feder dem Gnadenbilde als Dank für verliehenen Schutz seiner litterarischen Arbeiten geweiht habe. Selbst dem Glauben an Hexen, der allerdings damals allgemein verbreitet, war der sonst so helle Kopf in seinen letzten Lebensjahren nicht verschlossen, s. Particularités sur la vie de J. L. S. 252 ff.

Durch seine zahlreichen Schriften, die eine große Leichtigkeit des Schaffens verrathen, hat sich L. den unbestrittenen Ruhm eines der größten Gelehrten seiner Zeit erworben. Sie lassen sich in drei Hauptklassen eintheilen: 1) in philologisch-kritische, 2) antiquarische, 3) Schriften zur Philosophie und Theologie. Der ersten Classe gehören an seine mit Anmerkungen ausgestatteten Ausgaben des Tacitus (zuerst 1574. 8°), Vellejus Paterculus (Lugd. B. 1591), des Valerius Maximus (in der neuen Auflage der Ausgabe von Pighius 1594), von „Plinii Panegyricus“ (1600. 4°) und der „Opera Senecae philosophi“ (1605. Fol.), die „Animadversiones in Senecae tragoedias“ (Lugd. B. 1588. 8°), die „Notae ad Suetonii libros tres priores“ (Francof. 1588), die Abhandlung „De recta pronuntiatione latinae linguae“ (1586. 4°) und seine vermischten kritischen Schriften, gesammelt unter dem Titel: „Opera omnia, quae ad criticam proprie spectant“ (Antv. 1585. 4°), welcher umfangreiche Band folgende früher einzeln erschienene Schriften enthält: „Antiquarum lectionum libri V“, „Epistolicarum quaestionum libri V“, „Electorum libri II“, „Variarum lectionum libri III“, „Satyra Menippaea“, eine geistreiche Satire gegen Kritiker, die ihm viele Feinde gemacht hat. Das größte Verdienst hat sich L. für die Kritik und Erklärung des Tacitus erworben, das um so höher anzuschlagen ist, als er hier fast ganz ohne Vorgänger gearbeitet hat; nur Beatus Rhenanus hatte als Kritiker Bedeutendes geleistet. Der so bündige, von allen Abschweifungen sich fern haltende Commentar des L. ist ein Meisterstück, überhaupt der beste Commentar, der bis dahin von einem römischen Schriftsteller erschienen war; als Kritiker bewährte sich L. im Tacitus ebenso besonnen als scharfsinnig, so daß die Mehrzahl seiner Vermuthungen in alle späteren Texte Eingang gefunden hat. Auch in der Kritik und sachlichen Erklärung der übrigen oben genannten Schriftsteller

und anderer römischer Prosaiker hat L. bedeutendes geleistet, nicht so glücklich war er in den Dichtern, wie im Plautus, Propertius, dem Tragiker Seneca u. a. Seine antiquarischen Schriften sind ebenfalls sehr umfangreich: „Saturnalium Sermonum libri II s. de gladiatoribus“ (1582. 4⁰), „De Amphitheatro liber“ (1584. 4⁰), „Leges regiae et decemvirales“ (1584), „De cruce libri III“ (1593. 4⁰), „De militia Romana libri V“ (1595. 4⁰), „De bibliothecis syntagma“ (1585. 8⁰), „Poliorceticon libri IV“ (1596. 4⁰), „Admiranda s. de magnitudine Romana“ (1598. 4⁰), „De Vesta et Vestalibus syntagma“ (1603. 4⁰). In diesen Werken hat sich L. besonders um die Aufhellung mancher Punkte der militärischen und scenischen Alterthümer viele Verdienste erworben. Von seinen philosophischen Schriften sind am bekanntesten die oft aufgelegten und übersetzten, aber in ihrem Werthe doch wol überschätzten „Libri II de constantia“, deren erste Ausgabe zu Antwerpen 1584 erschienen ist. Die „Politicorum libri VI“ (zuerst Lugd. B. 1589. 4⁰) und die Schutzschrift „De una religione“ sind schon oben erwähnt. Verdienstlicher, wenn auch nicht frei von Einseitigkeit sind seine Schriften über die stoische Philosophie („Manuductio ad Stoicam philosophiam“ und „Physiologiae Stoicae libri III“ 1604. 4⁰), zu der er sich besonders hingezogen fühlte, zumal als die Grundsätze der Stoa zu Parallelen mit den Lehren des Christenthums reichliche Gelegenheit boten. Eine bedeutende Stelle in der schriftstellerischen Thätigkeit des L. nehmen auch seine Briefe ein, von denen er selbst ein volles Tausend in zehn Centurien herausgegeben hat. Es sind nur diejenigen, die er für gut fand, zu seinem Ruhme zu veröffentlichen; wichtiger für seine Lebensgeschichte und ganze Charakteristik sind zwei kleine Sammlungen: „Epistolarum praetermissarum decades VI“ (die sehr seltene Sammlung ist als Anhang zu „Lipsii ad Suetonii tres posteriores libros commentarii“ zu Offenbach 1610. 8⁰ erschienen) und „Epistolarum quae in centuriis non extant decades XVIII ed. J. J. Pontanus“ (Harderwijk 1621. 8⁰), ferner der nicht weniger als 805 Nummern umfassende Briefwechsel, den P. Burman in den zwei ersten Bänden seiner Sylloge Epistolarum bekannt gemacht hat. Die erste Centurie, die L. selbst herausgab (zu Antwerpen 1586. 8⁰, und in demselben Jahre als „Editio emendatior“ bezeichnet in Duodez) enthielt auch ein Dutzend Briefe von anderen an L., die in der zweiten Auflage von 1590 durch eigene ersetzt sind, sie enthielt aber auch mehrere Briefe (Nr. 10, 69, 76), die sich auf Verhältnisse von Jena beziehen, die L. für gut fand, nebst ein paar anderen, in späteren Ausgaben zu unterdrücken. Der geschraubte und unnatürliche Stil, den sich L. in Nachahmung des Tacitus und Seneca in seinen späteren Jahren angewöhnt hat, tritt besonders in den Briefen zu Tage. Diese mit witzelnden Antithesen, frostigen Wortspielen, orakelhaft dunklen Sätzen, unerhörten Ellipsen, sprachwidrigen neuen Wortbildungen überladene Schreibart wurde von Nachahmern, Lipsianer genannt, noch überboten, hat aber seinen schriftstellerischen Ruhm nicht erhöht. Daß jedoch Lipsius in früheren Jahren, in der Zeit, wo er seinen Commentar zu Tacitus schrieb und noch an Cicero als Vorbild sich hielt, besser zu schreiben verstand, beweisen außer andern Schriften besonders vier zu Jena gehaltene Reden, die in der kleinen Sammlung „J. Lipsii Orationes VIII Jenae potissimum habitae“ ein Jahr nach seinem Tode zuerst in Darmstadt erschienen sind. Von diesen vier Reden, die in stilistischer Beziehung das beste sind, was L. je geschrieben hat, wurde keine in seine Schriften aufgenommen, weil er in ihnen sich noch als einen warmen Verehrer der lutherischen Lehre kundgegeben hatte. Bei seinen Lebzeiten sind nur zwei im Druck erschienen, die eine jedoch, die Oratio de Concordia, gegen seinen Willen, die als Trutzschrift gegen L. durch Vermittelung des Melchior Goldast 1600 zu Zürich in 4⁰ herausgegeben wurde. Durch diese Veröffentlichung

sehr unangenehm berührt, leugnete L. die Autorschaft in einem Schreiben an den Senat in Frankfurt (s. „Epist. cent. ad Germ. et Gallos“ num. 68) mit aller Entschiedenheit ab, aber mit Gründen, die auf seine Wahrheitsliebe ein schlechtes Licht werfen. Daß alle Reden der Darmstädter Sammlung keinen anderen Verfasser als L. haben, glaubt der Unterzeichnete in seiner Abhandlung „Ueber die Aechtheit der dem J. L. zuschriebenen Reden“ bewiesen zu haben, s. Sitzungsber. der philol. u. hist. Classe d. k. bair. Akademie 1882, Band I. S. 1 ff. Eine Gesammtausgabe der Werke des L. erschien in sehr schöner Ausstattung zu Antwerpen 1637 in 4 Bänden, Fol., sodann zu Wesel 1675 in 4 enggedruckten Bänden, 8⁰. Beide sind unvollständig, weil in ihnen die Reden und wichtigsten Briefe nicht enthalten sind.

Autobiographie in einem Brief an J. Woverius in Epist. cent. III. Misc. n. 87, womit zu vergleichen die zweite Rede in den Orationes VIII, mit der L. seine Vorlesungen in Jena eröffnet hat. Auberti Miraei Vita, wieder abgedruckt mit anderen Apologien in dem Sammelwerke Lipsii sapientiae et litterarum antistitis fama postuma, ed. II, Antv. 1613. 4⁰. Proteus ex antro Neptuni protractus a Thoma Sagittario, Francof. 1614. 8⁰, die wichtigste Schrift für die Jenaer Zeit. Ant. Teissier, Eloges des hommes savans etc. A Leyde 1715. vol. 4, p. 525—544. P. Burman in der Praefatio der Sylloge Epistolarum, Bd. I, eine Philippica, die ein Gegenstück zur Panegyrik des Miraeus bildet. J. Mich. Heinsii de Justo Lipsio professore Jenensi prolusio, Weimar 1773. 4⁰. Fr. Baron de Reiffenberg, De J. L. vita et scriptis Commentarius, Bruxelles 1823, 248 pag. 4⁰, eine unkritische Compilation ohne eigenes Urtheil. J. J. Thonissen in Höfer's Nouv. Biogr. gén. tome 31. A. Räß, Die Convertiten seit der Reformation, III, 159 ff. L. Galesloot, Particularités sur la vie de Juste Lipse, Bruges 1877. 8⁰.

Halm.

Lipsius: Martin L. (Lypsius), Großonkel des Justus Lipsius, vor 1492 in Brüssel geboren, trat 1510 in das Augustinerkloster zu St. Martin in Löwen, † am 23. März 1555 als Prior eines Nonnenklosters in der Nähe von Huy in Brabant. Er scheint ein eifriger Hilfsarbeiter des Erasmus bei dessen patristischen Studien gewesen zu sein, bemühte sich eifrig um die Texteskritik der lateinischen Kirchenväter, besonders des Augustinus, für welchen er immer neue und zuverlässigere Hilfsmittel sich zu verschaffen suchte. Seine Briefe zeigen eine nicht unbedeutende Belesenheit auch in der römischen Profanlitteratur. Selbständig gab L. ebenfalls einige Werke heraus. Vor allem ist hier zu erwähnen: „D. Hilarii Pictavorum episcopi lucubrationes, olim per Des. Erasm. Roterodanum emendata, nunc denuo vigilantissime et ad plura exemplaria per D. Martinum Lypsium collatae et recognitae“, Basil. 1550 Fol. L. besaß unter der Gelehrtenwelt seines Landes großes Ansehen, man ersieht dies auch aus den überschwänglichen Huldigungen jüngerer Gelehrten, vor allem aber aus der Stellung, die Erasmus gegen ihn einnimmt. Natürlich war L. mit ganzer Seele Erasmianer und hatte deshalb auch so manche Verfolgung und Unannehmlichkeit zu bestehen. Trotz alledem arbeitete der fromme und bescheidene friedliebende Mann an seinen Kirchenvätern fort. Welchen Werth man u. A. seinen Augustinusstudien beimaß, zeigt die Censura generalis vor dem X. Bande der Löwener Ausgabe des Augustinus, 1571.

Vgl. F. Nève, M. Lipsius Savant Augustin, ami d'Erasme in der Revue Catholique, 1883, 839 ff. Die Briefe des L. sind nach dem Codex Horawitzianus A. herausgegeben in der Schrift: Erasmus von Rotterdam und Martin Lipsius. Ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte Belgiens von A. Horawitz, Wien 1882.

Horawitz.

Lipstorp: Clemens Samuel L., Hamburgischer Bürgermeister, geb. zu Stade den 13. Mai 1696, studirte in Leipzig und Halle Jurisprudenz und ließ sich zunächst als Advokat in Stade nieder. 1726 in Leyden zum Lic. der Rechte promovirt, unternahm er eine Reise durch die Niederlande, Frankreich und die Schweiz, hielt sich einige Zeit in Wetzlar auf und ging endlich nach Hamburg, um sich dort wiederum der Advocatur zu widmen. 1730 übertrug man ihm, obgleich er erst seit wenigen Jahren Bürger der alten Hansestadt war, das wichtige Amt eines Syndicus, für das er wegen seiner vielseitigen Bildung und diplomatischen Gewandtheit besonders geeignet erscheinen mußte. Von der Hamburgischen Regierung ward er nun vielfach als außerordentlicher Bevollmächtigter an fremde Höfe entsandt. So ging er 1734 nach Berlin und Hannover und 1735 nach Wolfenbüttel. 1736 begrüßte er König Christian VI. in Holstein und 1740 überbrachte er dem jungen Preußenkönig Friedrich II. bei dessen Thronbesteigung die höflichen Glückwünsche der Stadt Hamburg. Später verhandelte er mit dem Kurfürsten von Sachsen Friedrich August III., der ihn sogar als damaliger Reichsvicar in den Adelsstand erhob. Ueberall wußte er das Interesse Hamburgs in eifriger, geschickter und würdiger Weise zu vertreten. Obgleich vielfach mit Fürsten und hohen Herren verkehrend, verblieb er stets ein echter Hamburger, der auch von dem ihm verliehenen Adel keinen Gebrauch machte. 1749 ward ihm in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste die Bürgermeisterwürde übertragen. Doch war es ihm nicht vergönnt lange Zeit an der Spitze des hamburgischen Staates zu stehen, denn er starb bereits am 8. Decbr. 1750.

Buek, Hamb. Bürgermeister, Hamb. 1840, S. 220 ff. Hamb. Schriftsteller-Lexikon, Bd. IV, 509 ff., Hamb. 1866. Schaffhausen, Lateinische Biographie, Hamb. 1751. W. v. Melle.

Lipstorp: Daniel L., Astronom, geb. den 10. Mai 1631 zu Lübeck, † ebenda den 1. Septbr. 1684. Von seinen Jugendjahren sind wir nur wenig unterrichtet. Im Alter von 20 Jahren treffen wir ihn als Magister der Philosophie in Rostock und 1653 als Hofmathematikus und Erzieher der beiden herzoglichen Prinzen in Weimar. Nachdem er dieselben einige Jahre lang auf Reisen begleitet hatte, nahm er eine Professur der Rechte in Upsala an, die er zehn Jahre lang (1662—72) bekleidete. Hierauf wurde er holländischer Advocatus curiae im Haag, allein schon drei Jahre später legte er diese Stelle nieder und zog sich als Privatmann in seine Vaterstadt Lübeck zurück. Außer seinem Sammelwerke „Enneas positionum celebriorum ex physicis, astronomicis, geographicis, philologicis haustarum atque derivatarum“ (Rostock 1651) ist besonders seine Darstellung der Cartesischen Philosophie (Leyden 1653) und die kurz vor seinem Tode erst verfaßte Schrift über das Wurzelausziehen zu nennen. Am festesten jedoch begründete er seinen wissenschaftlichen Ruf durch den „Copernicus redivivus seu de vero mundi systemate“ (Leyden 1653). Dieses Buch, welches viele Gegner fand — noch im gleichen Jahre verfaßte der Leydener Pastor Dubois seine Gegenschrift: Dialogus theologico-astronomicus — faßte die für die heliocentrische Lehre sprechenden Argumente mit Glück zusammen. Bemerkenswerth ist darin für den modernen, mit den neuesten Entdeckungen vertrauten Leser eine Stelle (S. 425), welche von den angeblichen Trabanten des Planeten Mars handelt.

Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterbuch, 1. Bd. S. 1476. — Geschichte der Astronomie von den ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten, Chemnitz 1792, S. 431 ff. Günther.

Lirer: Thomas (Thoman) L., schwäbischer Chronist, dessen Lebenszeit von einigen in das zwölfte, von anderen aber gar schon in das

zehnte Jahrhundert gesetzt wird. Ueber die äußeren Verhältnisse des Mannes, der aus Rankwyl, einem Flecken unweit Feldkirch in Tirol, gebürtig war, ist nichts weiter bekannt, als was er selbst zu Ende des ersten Theiles seiner Chronik von sich sagt: „Vnd ich Thoman Lirer gesessen zu Rankweil, das do gehört zu dem schloß vnn herrschafft Felltkirch, hab dise ding den merern tail gesehen vnd . . . erfarn . . . Dann ich mains gnädigen herren von Werdenberg Knecht bin gewesen vnd mit ym außgefaren gen Portigal, vnd mit ym wider haim kumen . . .“ Seine Chronik besteht aus zwei Theilen, deren erster eine Anzahl unter einander gemischter Historien und Legenden enthält, welche mit einem römischen Kaiser Kurio beginnen, der mit seiner ganzen Familie und vielen edlen Römern im 2. Jahrhundert n. Chr. nach Rhätien und Schwaben gekommen sei. Diese Erzählungen, deren erste Niederschrift L. nicht abgesprochen werden kann, reichen bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts und bieten neben vielem Fabelhaften doch auch besonders über den Ursprung und die Herkunft der meisten schwäbischen Grafen und Freiherren nicht wenige Geschichten, denen historische Treue keineswegs fehlt, zumal betreffs solcher, die entweder in die Lebenszeit des Verfassers selbst oder seiner späteren Fortsetzer und Interpolatoren fallen, oder solcher, die kurz vor ihm und vor den letzteren sich ereigneten; auch bezeugt er am Schlusse: „Ich hab dise ding den merern tail selbsten gesehen vnd ouch vil an frumen leuten erfragt vnd erfahren, an warhafften herren, rittern vnd knechten die mich des gar warlich vnderricht habent“ — aber die ihm auch manche Fabel und manchen Bären mögen aufgebunden haben. Und solcher Fabeln und Märchen wegen fehlte es denn auch schon in früheren Zeiten nicht an ungünstigen und wegwerfenden Urtheilen wenigstens bezüglich einzelner Theile dieser Geschichten. So äußert sich u. a. ein späterer schwäbischer Chronist, Hans Müller um 1566 (vgl. d. Art.) in seiner „Zimmer'schen Chronik“ (herausgegeben von Barack, vgl. das. III, 103 und 119): „Es fabuliert der Thoman von Rankweil wunderbarlich und ohne alle ordnung, iez von dem, dann von aim andern geschlecht, gleichwol ohn alle grundt, das ain ieder, dem die alten geschichten onwißt, greiffen müssen, das er nur von hören sagen und wie von aim traum geschrieben hat, und wiewol er am ende selbiger cronica (Ausg. 1486. Bl. 6a) schöne historias geschrieben hat von dem graven von Montfort und auch den grafen von Werdenberg, so wurt es doch so einfeltiglich, als ob es ain gedicht und ain lauters mörlin wäre, beschriben“. Der zweite Theil unterscheidet sich von dem ersten gänzlich und enthält eine ganz kurze Chronik, die von der Erschaffung der Welt anhebt und sodann nach den Regierungsjahren der deutschen Kaiser von Karl d. Gr. an, in dem ersten Drucke bis auf das Jahr 1462 und in den späteren bis 1494 und 1500 fortgeführt ist. Ungeachtet des fabelhaften Inhaltes des ersten Theiles oder vielleicht gerade deshalb stand diese Chronik in den älteren Zeiten in großem Ansehen, wurde wiederholt gedruckt und ihr erstmaliger Druck zählt zu den Primitien der in Schwaben gedruckten deutschen Preßerzeugnisse. Derselbe erschien in Großquart mit dem Anfange (ein eigentlicher Titel fehlt): „JN gottes namen. Jn diser Cro= | nick würdet . . . begriff | en gar vil mengerley schöner alter geschichten. so vor | mer dann tausend jaren geschehen zu den zeiten do die | schwäbischen land vnd andere land Haiden gewesen sind . . .“, aus der Offizin des Konrad Dinckmut zu Ulm 1486 „an dem XII. tag des Jenners“ mit 63 unbez. Bl. und 21 rohen und ungeschickten Holzschnittfiguren. Dieser erste Druck bietet zugleich die Eigenthümlichkeit, daß alle Unterscheidungszeichen in lauter Punkten und meistens an unpassenden Orten bestehen und statt des Punktes auf dem i der griechische Acutus und auf dem Buchstaben u ein ganz geschlossenes, auf Diphthongen aber ein halbes Ringlein gesetzt ist; Abbreviaturen dagegen finden sich nur wenige.

Der ersten Auflage folgte noch in demselben Jahre und in demselben Formate und denselben Schriften und Figuren eine zweite „am dornstag nach vnser Frouwen himelfart“. Der dritte Druck geschah in Kleinquart und ohne Holzschnitte und ohne Jahr und Namen des Druckers zu Straßburg uff Grüneck (1494 durch Joh. Knoblauch) und der vierte, wiederum ohne Holzschnitte, 1500 „Zu Straßburg uff Grüneck durch Johannem Knoblauch bey St. Barbaren Kapellen“. Eine Handschrift der Chronik aus dem 15. Jahrhundert (86 Bl. mit 20 illum. Zeichnungen) ist angezeigt in dem Catal. Cod. Monac. I. N. 436. Proverbiale Ausdrücke (im zweiten Theile) enthält die Chronik etwa vierzig, worunter auch den bekannten Spruch über den Bischof Willegis zu Mainz nebst einer Erzählung über seinen Tod in einem Thurme des Rheins.

Fr. Irenicus, Exegesis Germ. Bl. 87. Stumpf, Schweizer-Chronik, Bd. 5. Cap. 19. Crusius, Ann. Suev. P. II. lib. IX. cap. 16. Goldast, Script. rer. Alemann. II, 142. J. J. Moser, Bibl. script. de reb. Suev. § 55. R. Wegelin, Anmerk. zu Th. L. Altschwäb. Geschichten, Lindau 1761. Leipziger Gel. Zeit. 1771. Nr. 31. Zapf, Buchdruckergesch. Schwabens S. 93—94. Panzer, Deutsche Annal. S. 160—161. Hain, Repert. 10116—10118. J. Franck.

Lis: Jan L. (Lys), Maler, geb. 1570, † zu Venedig 1629. Man hatte immer Oldenburg als seine Geburtsstätte bezeichnet, so auch Houbraken, was ihn nicht abhält, den Künstler an einer anderen Stelle in Breda geboren sein zu lassen. Kramm hat aber in Feyken Ryp's Chronik von Hoorn, die 1706 erschien, gefunden, daß der Künstler in Hoorn geboren war. Er lernte bei H. Goltzius in Harlem und zog dann nach Rom, wo er den Bentnamen Pan erhielt. Er änderte auch hier seine frühere Malweise, in der er seinem Lehrer Goltzius so nahe gekommen war, und ließ sich von der Antike und den italienischen Malern beeinflussen. Er war für die Kardinäle Aretino und Pamphilio, die ihm sehr gewogen waren, thätig und malte viele gute Bilder für dieselben. Da ihn aber die Kunst der venezianischen Künstler besonders anzog, siedelte er nach Venedig über, wo er nach den Hauptwerken eines Tizian, Veronese und Tintoretto sich mit großer Ausdauer bildete. In dieser Zeit entstand das Altarbild mit dem h. Hieronymus bei den Theatinern, dann ein Bild mit Adam und Eva, die den Tod ihres Erstgeborenen beweinen. Früher mag schon die Erweckung der Tabitha durch Petrus (Altarbild in Fano) entstanden sein. Somit hatte sich der Künstler eines großen Rufes zu erfreuen. Er wanderte aber in sein Vaterland zurück und und malte hier verschiedene Bilder; so nennt Houbraken einen Sturz des Phaëton, eine Scene aus der Geschichte des verlorenen Sohnes; besonders lobt er ein Bild in der Sammlung Siewert van der Stelling, nennt aber nicht den Gegenstand desselben. Im Ganzen findet man in Holland wenige Bilder seiner Hand. Man macht dem Künstler den Vorwurf, ein unordentliches Leben geführt zu haben. Houbraken, der sonst mit einem ähnlichen Urtheil gleich fertig ist, sagt nur von ihm, daß er gern in fröhlicher Gesellschaft war, dann aber auch, wenn er sich zur Staffelei setzte, drei Tage arbeiten konnte, ohne sich um Mittagsmahl und Schlaf zu kümmern. Da es ihm übrigens zu Hause nicht nach Wunsch ging, siedelte er nochmals nach Venedig über. Von hier wollte ihn Sandrart 1629 nach Rom mitnehmen, aber die Pest gab ihm eine gebundene Marschroute ins Grab. Nach seinen Bildern haben verschiedene Stecher gestochen, so von Monaco das oben erwähnte Bild Adam und Eva (Nagler sagt, daß sie den Tod Isaacs beweinen!), den verlorenen Sohn und andere; zwei Blätter, „Vision des h. Petrus und Paulus“ sind von einem Ungenannten — nicht von Jan de Visscher, wie es zuweilen heißt, eher von J. Matham —, eine Verkündigung von Blooteling;

Jeremias Falck hat eine Geburt Christi und die alte Kokette vor dem Spiegel (eine widerliche Darstellung) nach Bildern gestochen, die sich im Cabinet de Reynst befanden.

Houbraken. Immerzeel. Kramm. Wessely.

Lisa: Gerhard v. L. (von Flandern), verdienter deutscher Drucker in Italien 1471—1499. Seitdem die Deutschen Sweynheim und Pannartz als die ersten in Italien die Buchdruckerkunst im Kloster Subiaco bei Rom ausübten, verbreitete sich dieselbe rasch und wiederum zumeist durch Deutsche auch im übrigen Italien; sie hielt ihren Einzug in Rom 1467, zu Venedig und Mailand 1469, und das folgende Jahr wurde sie gleichzeitig zu Bologna, Ferrara. Padua, Florenz, Neapel und Treviso eingeführt, in der letzteren Stadt durch L. Dieser, dessen flämischer Name eigentlich van der Leye hieß, war allem Anscheine nach zu Harlebeke, einem Marktflecken am rechten Ufer der Lys in der Nähe von Kortryk (Courtray) geboren, benannte sich aber als Drucker nach diesem Flusse, wie er sich denn auch in zweien seiner Erzeugnisse ausdrücklich als in Flandern geboren (Flandria quem genuit primus) bezeichnet. Seine Geburtszeit fällt zwischen die Jahre 1430—1440 und es ist sehr wahrscheinlich, daß er in Beziehungen zu Nikolaus Jenson (Bd. XIV, 462) stand, mit dem er nach Venedig ging, um einige Zeit unter ihm zu arbeiten. Was zu dieser Annahme berechtigt, ist, daß er feste und gut unterhaltene Verbindungen in den venetianischen Staaten hatte, weil er während seiner beständigen Wanderungen doch niemals das Territorium der Republik verließ, obgleich mehrere bedeutende italienische Städte, damals noch ohne Druckerei, ihm alle Grundlagen zu einem günstigen Erfolge geboten hätten, dann aber, weil seine Typen und vorzüglich seine großen und kleinen Anfangsbuchstaben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit denen haben, welche der geschickte Arbeiter der Münzstätte zu Tours hergestellt hatte. Um die Mitte des Jahres 1471 verließ L. Venedig, um eine eigene Officin in Treviso anzulegen. Diese Stadt besaß damals noch keine Druckerei, dagegen eine sehr blühende höhere Schule, an welcher auch der lateinische Dichter und Philolog Franciscus Rholandello lehrte, und man nimmt nicht ohne Grund an, daß dieser Gelehrte es war, der L. einlud, die bescheidene Stellung, die er in Venedig einnahm, mit der glänzenden Aussicht, welche ihn zu Treviso erwartete, zu vertauschen. Sicher ist, daß L. (Tiraboschi, Storia della Letteratura ital. VI, 172) seit seiner Ankunft zu Treviso diesen Gelehrten mit der litterarischen Direction seiner Officin betraute, der ihm Manuscripte verschaffte, deren Texte verglich und endlich auch die Correctur besorgte. Der erste Druck, welchen L. hier erscheinen ließ, war: „Examinationes grammaticales“ und zwar o. O., J. und Druckerangabe, aber, weil durch Rholandello zum Gebrauche seiner Schüler verfaßt, ohne allen Zweifel der Erstlingsdruck des L. Der zweite, unterzeichnet von L., führt den Titel: „Augustini de salute sive de aspiratione animae ad Deum“, 1471. 4°; ihn begleitete Rholandellus mit einigen lateinischen Versen, in denen er bezeugt, daß L. aus Flandern sei und daß Treviso diesem die erste Druckerei verdanke. Es folgten im Laufe des Jahres 1471 noch vier weitere Werke, unter welchen hervorzuheben ist: „Mercurii Trismegisti liber de potestate et sapientia Dei“ und 1472—1476 21 Drucke, darunter mehrere italienische, sowie solche, welche Panzer und Hain unbekannt geblieben. Unter diesen sind bemerkenswerth: „M. Terentius Varro de lingua latina“, 1473, Fol.; „P. Terentii Afri comoediae“, 1474, Fol. und „Mirabilia Romae“, 1475, 4°; vgl. über diesen letzteren Druck die ausführliche und höchst interessante Beschreibung nach Form und Inhalt bei Joh. Gottfr. Weller, Altes und Neues aus allen Theilen der Geschichte, I, 529—531. Die typographische Thätigkeit, welche unser Drucker im Anfang entfaltet hatte, fing seit 1476 an zu ermatten.

Sein Gönner und Freund Rholandello war soeben nach Venedig als Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache berufen worden und unser Künstler, um nicht eines so unersetzlichen Mitarbeiters verlustig zu gehen, entschloß sich ihm zu folgen. Ueberdies begannen allmälig auch andere Drucker in Treviso sich niederzulassen (seit 1477 bis 1482 deren 10, worunter auch Hermann Lichtenstein [vgl. d. Art.] und Bernhard von Cöln), woselbst er bis jetzt allein das Monopol besessen hatte, um den geistigen Ansprüchen der Bewohner der Stadt zu genügen. Nachdem er daher noch 1476 mit Unterstützung des Rholandello eine Ausgabe der lateinischen Grammatik des Perotti hatte erscheinen lassen, begab er sich fürs erste nach Vicenza. Aus welchem Grunde er aber gerade diese Stadt zu seinem wenn auch nur vorübergehenden Aufenthalte wählte, wo noch weit mehr Drucker angesessen waren als zu Treviso, ist unerfindlich; denn seit 1473 bis 1491 arbeiteten hier nicht weniger als 15 Typographen, unter denen sich auch wieder H. v. Lichtenstein, dann Leonhard Achates (Bd. I, 28), Johann und Stephan Koblinger von Wien befanden, auch ein Buchhändler „Henricus Librarius de St. Urso“ erscheint hier von 1480—1499. Hier, wo sich zugleich die älteste aller europäischen Universitäten (seit 1204) befand, veröffentlichte L. den 21. December desselben Jahres des Cicero Buch „De Oratore“, Fol., ohne sich zu nennen, mit einem Commentare des Omnibonus Leonicenus, des Correctors von N. Jenson (vgl. über des O. L. Leben und Schriften die Biograph. Univ. XXIV, 165—166). Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß der Katalog des Crevenna diesen Druck dem L. Achates zuschreibt, der neuere italienische Bibliograph jedoch, Federici, der den Erzeugnissen des L. eine besondere Untersuchung gewidmet hat, behauptet a. a. O. S. 58—59 mit vollster Bestimmtheit, daß der Druck unter den Augen des Commentators durch L. und mit denselben römischen Charakteren, deren er sich zu Treviso bedient, hergestellt worden und daß er erst 1477 nach Venedig übergesiedelt sei: Das unstäte Wanderleben aber, dem sich L. seit seinem Wegzuge von Treviso hingegeben hatte, führte er von jetzt an bis zu seinem Tode fort und er erscheint 1477—78 zu Venedig, 1480 zu Cividale, 1484—85 zu Udine und endlich noch einmal 1489—99 zu Treviso. Nach seiner Ankunft zu Venedig war seine erste Sorge die Beschaffung einer neuen römischen Type, viel kleiner als jene, mit welcher er seine ersten Erzeugnisse zu Treviso gedruckt hatte. Diese Type aber, eben so ausgezeichnet durch die Zierlichkeit der Form als die Reinheit des Schnitts steht in nichts jener nach, die den Namen des N. Jenson zu Venedig unsterblich gemacht hat. Aus seiner Venediger Officin besitzen wir nur drei Werke: „Ystoria breve del Re Karlo Imperatore e del nascimento . . .“, 1477, Fol.; „Rubricae novae . . . pro officio divino celebrando . . .“, 1477. 4⁰ und (Bartholo de Saxo Ferrato) „Libellus procuratoris in quo dyabolus producit litem . . .“, 1478, Fol. Indessen war sein Wechsel mit Venedig ein durchaus verfehltes Unternehmen, denn wie konnte er hoffen, in dieser Stadt glänzende Geschäfte zu machen, welche damals mit Buchdruckern überhäuft war und wo die Pressen des Johann und Wendelin von Speyer (Bd. XIV, 472) sowie des Nik. Jenson ihre vollste Thätigkeit entfalteten. L. verließ deshalb bereits noch 1478, mindestens 1479 wieder Venedig, aber wohin er jetzt seine Schritte lenkte, ist völlig unbekannt. Man hat geglaubt, er sei nach der Weise mancher der ersten Drucker zwei Jahre lang, von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß gewandert, um, sein Leben fristend, namenlose Kleinigkeiten zu drucken, wir aber nehmen an, daß L. keineswegs in dieser Zeit in Unthätigkeit verbracht, sondern manche Erzeugnisse nur namenlos veröffentlicht habe. Denn bekanntlich ist die Zahl solcher anonymer Drucke des 15. Jahrhunderts eine sehr beträchtliche, es genügt schon, um sich hiervon zu überzeugen, ein Blick in die typographischen Annalen

Panzer's und Hain's. Und wenn es eines Tags gelänge, die Namen aller dieser Typographen festzustellen, die uns mit solchen Büchern beschenkt haben, die scheinbare Ruhe oder Unterbrechung in den Arbeiten so vieler Künstler wäre auf unmittelbare Weise erklärt. Aber noch eine andere Thatsache ist es, welche diese vermeintlichen Arbeitseinstellungen zu erklären im Stande ist: das „tempus edax“, der Verlust und Untergang einer großen Zahl wirklich gedruckter Werke während der ersten Jahre, die der Erfindung der Buchdruckerkunst folgten. Von dem durch Sweynheim und Pannartz in 300 Exemplaren gedruckten Donat hat sich nicht ein einziges Blatt erhalten, eine Ausgabe des Glanvilla „De proprietatibus rerum“, Köln 1470, die „Trionfi“ des Petrarca, Lucca 1477, eine in demselben Jahre zu Valencia durch Lambert Palmart gedruckte lateinische Bibel, die Geschichte von Varentin und Orson, zu London durch Wynkyn de Worde gedruckt und eine große Zahl anderer Werke sind völlig verschwunden und auch nicht ein einziges Exemplar hat sich erhalten, und erst 1855 entdeckte man zu Hamburg ein Fragment einer Ausgabe in flämischen Versen des Reineke Fuchs und im gleichen Jahre („Messager d. sciences hist., 1855, 488) im französischen Städtchen Ecluse ein Blatt einer „Pronosticatio“, gedruckt zu Oudenarde um 1480, dessen Existenz Niemand vermuthet hatte.

Im Jahre 1480 verlegte L. seine Werkstätte nach Cividale in Friaul in der Provinz Udine (Civitas Austriae, weil der Ort sehr frühe schon einmal zu Oesterreich gehört hatte). Dieses Städtchen, damals der Sitz eines eigenen Statthalters der Republik Venedig, hatte bis dahin noch keine Druckerei gesehen, besaß aber eine kleine Universität und manche litterarische Hülfsquellen und unter diesen ganz besonders die Bibliothek der Universität mit sehr wichtigen alten Manuscripten der Kirche von Aquileja, welche sich im Gemeindearchiv der Stadt befinden. In Cividale ließ L. gleichwol nur die zwei Bücher 1480 erscheinen: „Platynae de honesta voluptate et valetudine“ und „La chronica de Sancto Isidoro Menore . . .“, beide in Quartform. Getreu seiner Wanderlust verließ unser Drucker auch diese Stadt wahrscheinlich noch in diesem Jahre und wir finden ihn erst wieder 1484 zu Udine, der Hauptstadt des alten Friaul (Forum Julii), welche seit 1420 gleichfalls den Staaten der venetianischen Republik angehörte. Wie L. der Ruhm gebührt, die neue Kunst in Treviso und Cividale eingeführt zu haben, so auch in Udine, aber auch hier verweilte er nur zwei Jahre: 1484 und 1485, in welchen auch nur zwei Werke seine Presse verließen: „Constituzioni de la patria de Frivoli“, 1484. 4° und „Nic. Perotti rudimenta grammatices“, 1485. 4°. Bemerkenswerth ist, daß L., während er für die Mehrzahl seiner Drucke zu Treviso und Vicenza römische Charaktere gebrauchte, diese für die zu Cividale und Udine mit gothischen vertauschte, deren Gebrauch allmälig in Italien sich einzubürgern anfing; dabei sind diese letzteren Drucke nach der Gewohnheit der Zeit mit Abbreviaturen überladen und die großen Initialen einstweilen durch kleine Buchstaben ersetzt, um nachträglich durch Illuminatoren hinzugefügt zu werden. Die Jahre 1486—1489 geben bis zu seiner Rückkehr nach Treviso keinerlei Nachweise weder über das Leben noch die Arbeiten unseres Künstlers, aber da die meisten alten Drucker auch zugleich Buchhändler waren, so ist wohl glaublich, daß er diese Jahre dazu werde benutzt haben, um seine Erzeugnisse, die sich im Laufe der Jahre in seinen Magazinen aufgehäuft hatten, abzusetzen. Während der zwölf Jahre, die L. von Treviso entfernt gewesen war, hatte sich daselbst eine große Zahl von Buchdruckern, unter diesen, wie erwähnt, Hermann v. Lichtenstein und Bernhard von Köln niedergelassen, aber alle diese hatten, als L. 1492 seinen alten Wohnplatz wieder aufsuchte, schon seit 1485 ihre Arbeiten daselbst

eingestellt. Doch sind auch aus seinem zweiten Aufenthalte in dieser Stadt nur ungefähr zwölf größere oder kleinere Werke bekannt, von welchen sechs in das J. 1492, zwei in 1493 und der Rest in die Zeit von 1498—99 fällt, während aus den Jahren 1494—1497 bis jetzt nicht ein einziges Werk bekannt geworden ist, das seinen Namen trüge. Unter den Erzeugnissen von 1492 führen wir an: „Jacobi Purliliarum de liberorum educatione . . .“, 4°, ein Buch, das wegen seines gediegenen Inhaltes in der von Aug. Israel edirten „Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts“ (Zschopau 1880) eines Wiederdrucks gewürdigt ward; der Verfasser war Jakob Graf Porzia. Sein letzter Druck (die Zahl aller seiner Erzeugnisse beläuft sich auf etwa 50) war: „Divinus Tractatus terrestrium et coelestium trutina . . .“, 1499. 8° und in diesem Jahre starb er. Die Angabe, daß er (Dibdin, Bibl. Spenc. p. 472) die Buchdruckerkunst auch zu Brescia eingeführt habe, haben neuere Untersuchungen nicht bestätigt. L. darf zu den ausgezeichnetsten deutschen Buchdruckern in Italien gerechnet werden. Die Mehrzahl seiner Erzeugnisse, mit römischen Typen gedruckt und die gefällige Form der letzteren repräsentiren die italienische Kalligraphie des Mittelalters in ihrer Vollkommenheit, seine Ausgaben sind außerdem bemerkenswerth durch die Reinheit und Gleichmäßigkeit des Satzes und durch das schöne Papier, welches von glänzender Weiße ist. Was aber seine Lebensweise, d. h. seine unaufhörlichen Wanderungen anbelangt, so zählt er zu dem Schwarme jener im 15. und dem ersten Viertel des 16. Jahrh. vorkommenden fahrenden Typographen, welche, wie Peter Schöffer der Jüngere von Mainz, zu Mainz, Worms, Straßburg und Venedig, Hans Sporer von Nürnberg zu Erfurt, Augsburg, Worms, Stuttgart und Reutlingen oder des Johann Guerlins (Gherling) zu Barcelona in Spanien, zu Braga in Portugal und zu Toulouse in Frankreich ruhelos von Stadt zu Stadt und von Land zu Land zogen, was allerdings damals, wo die lateinische Sprache als Umgangssprache der Gebildeten galt, nicht schwer war. Und dabei ist nicht zu vergessen, daß die Incunabeln, welche die Bibliotheken aufbewahren, nur ein Theil der damaligen Druckerzeugnisse sind, ein bedeutender Theil der letzteren bestand in Einzelblättern, Kalendern, Prognosticationen u. dgl., welche sich auf Jahrmärkten mit gutem Gewinn anbringen ließen, und man muß sich wundern, daß gleichwol so viele Werke dieser fahrenden Drucker, von denen allerdings fünf Sechstel theologischen Inhalts sind, erschienen und diejenigen Männer achten, die zugleich als Buchhändler große Summen in Circulation erhielten, um den Büchermarkt zu bereichern.

Federici, Memor. Trevig. sulla tipogr. d. s. XV. p. 46, 58, 60. Marchal, Bulletin de l'Acad. roy. de Belgiqne XI, 263. Bartolini, Saggio epist. s. la Tipogr. del Friuli p. 8. 53. Panzer, A. t. I, 243. III, 31, 32. 66. V, 555. IX, 87. Hain, 2027. 12, 892. 92 Bl. 15, 854. Meersch, Recherches I, 273 ff.
J. Franck.

Lisch: Georg Christian Friedrich L., † als großherzoglich mecklenburg-schwerinscher Geh. Archivrath a. D. zu Schwerin am 22. Septbr. 1883, war am 29. März 1801 zu Strelitz (Alt-Strelitz) geboren, besuchte das Gymnasium zu Güstrow und studirte mit einer Unterbrechung 1822—1827 in Rostock und Berlin Theologie, daneben Geschichte, auch Mathematik. Das Historisch-sprachliche zog ihn zumeist an, und so erschienen von ihm 1826 „Beiträge zur allgemeinen vergleichenden Sprachkunde“. Als Candidat der Theologie wurde er am 16. Oct. 1827 als Collaborator am Gymnasium Fridericianum in Schwerin angestellt und warf sich hier auf historische Studien, die seine Ernennung zum großherzogl. Archivar am 2. Juli 1834 veranlaßten. 1835 ließ er dann als „einen urkundlichen geschichtlichen Versuch“ die Abhandlung „Albrecht II., Herzog von Mecklenburg,

und die norddeutschen Landfrieden“ erscheinen, und wußte in demselben Jahre am 22. April, dem Tage des vollendeten 50. Jahrs der Regierung des Großherzogs Friedrich Franz I., die folgenreiche Gründung des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde zu erzielen; diesem auch schon im nächsten Jahre das Erscheinen eines eigenen Organs „Jahrbücher des Vereins“ ꝛc., denen sich später noch Quartalsberichte anschlossen, zu ermöglichen. Diese Jahreszeitschrift, deren 48. Jahrgang jetzt eben erschien, ist für die Geschichte Mecklenburgs und Norddeutschlands von ganz bedeutendem Einfluß geworden, sie bildete zunächst auch eine sichere und leicht zugängliche Niederlage für die Berichte aller Alterthumsfunde im Lande, sogar auch für die von Naturalien und ein Depot für die Mittheilungen zur Kunst- und Kulturgeschichte im weitesten Sinne des Worts. Schon im 4. Jahrgange erschien von L. selbst die wichtige Buchdruckerei-Geschichte von Rostock. L. verstand es ausgezeichnet, durch Schrift und persönliches Einwirken anzuregen, zum Sammeln anzuspornen, mit Zuhülfenahme des Druckes auf persönliche Liebhabereien und Eitelkeit nicht nur das Hergeben der Funde, das Oeffnen der Privatarchive, sondern auch das Bewilligen von Geldmitteln und die Uebernahme von oft schwieriger und langwieriger Arbeit zu erreichen. So gelang ihm die Begründung einer kostbaren Vereinsbibliothek und im Anschluß an das großherzogliche Antiquarium die Schaffung der jetzt weltberühmt gewordenen Alterthümersammlung in Schwerin, deren Werth noch dadurch bedeutend gehoben wurde, daß L. vom Großherzog die Genehmigung der gemeinsamen Ausstellung der beiderseitigen historischen und prähistorischen Schätze erzielte. Jetzt sind sie in das neue Museumsgebäude aufgenommen. Im Aufsuchen der Alterthümer war L. persönlich außerordentlich thätig, zuweilen ließ ihn dann freilich sein Eifer das Opfer gutgemeinter Scherze, aber auch gewinnsüchtiger Täuschungen werden. Wissenschaftlich behandelte er zunächst die ältere großherzogliche Sammlung, indem er Prof. Schröter's verdienstliche Abbildungen „Friderico-Franciscеum“ 1837—1844 zum Abschluß brachte; fast zahllose Aufsätze in den „Jahrbüchern“ folgten Jahr für Jahr, oft freilich hatte L. dazu nur den Namen hergeliehen. Erfolgreich war die nicht von ihm ausgegangene, aber zäh ausgesponnene und festgehaltene Theorie der drei prähistorischen Zeiten: des Stein-, Bronze- und Eisenalters, deren jedes nachher in zwei Perioden zerfällt wurde. Er verstand alle entgegenstehenden Daten trotz ihrer Widerhaarigkeit in diese Schablone einzufügen oder einzuquetschen oder sie durch Ignoriren zu beseitigen, so daß Virchow ihm neben dem Gymnasialdirector Danneil zu Salzwedel mit Recht dem Dänen Thomson gegenüber die Vaterschaft dieses Systems zuschreiben konnte. Es war allzu bequem für die Prähistoriker; beherrschte daher geradezu die europäische Gelehrtenwelt, hat für die Sammlungen manches genützt, für die Wissenschaft aber auch viel geschadet, und weicht erst jetzt langsam, namentlich durch die Forschungen Lindenschmit's und Horstmann's. Der Traum einer besondern Bronzekunst des Ostseegebiets begeisterte L., wie die dänischen Forscher. — Nicht minder arbeitete er sich in die mittelalterliche, vorzugsweise die kirchliche Kunst ein, wie eine große Reihe Aufsätze, vor allen die über die herrliche Cistercienserkirche von Doberan, bezeugen. Daß er bei seiner Vielgeschäftigkeit und Hast gelegentlich irrte und noch öfter übersah, thut seinem Verdienste nicht Abbruch. In der Geschichte liegt sein Hauptverdienst in der Eröffnung zahlreichster Quellen für die Kunde Mecklenburgs, seiner Fürsten und seiner Verhältnisse im Mittelalter, die eigentlich sichtende, kritische Arbeit hat aber der jetzige Geh. Archivrath Wigger geleistet. Schon im ersten Jahre berieth der von L. begründete Verein die Herausgabe eines mecklenburgischen Urkundenwerks, eines Codex diplomaticus, die der spätere Archivrath Masch betrieb, der Verein stellte sie aber zurück, um zunächst ein von demselben und

dem Rostocker Professor Kämmerer in Vorschlag gebrachtes, später aber auch nicht zu Stande gekommenes Regestenwerk über sämmtliche gedruckte mecklenburger Urkunden in die Hand zu nehmen. Statt dessen fing L. selbst an ungedruckte Urkunden zu sammeln, die in 3 Abtheilungen 1837 (Dargun) bis 1842 erschienen. Vier alte Geschlechter wünschten nun auch ihre Familiengeschichte urkundlich dargestellt zu sehen, und L. führte die weitschichtige Arbeit durch: es waren die von Maltzan und Maltzahn (1842—53; 5 Bände), die Hahn (1844—1856, 4 Bde.), v. Oertzen (1847—1866, 3 Bde.) und die Behr (1861 bis 1868, 4 Bde.). Die Arbeiten sind tüchtig und werthvoll, wenn auch nicht überall von strengster Kritik, da die Sucht vorwaltet, thunlichst viel Slavenfamilien zu entdecken. Die Archivalien kamen dem wesentlich von L. betriebenen und ins Leben gerufenen „Mecklenburgischen Urkundenbuche“ zu statten, dessen seit 1863 erschienenen 12 Bände bis 1350 reichen und eine Musterarbeit darstellen. L. gebührt dabei der Dank für einen großen Theil des mühsamen Sammelns, das Verdienstvollste, die Redaction, auch das spätere Sammeln fällt dem Ruhme von Friedrich Wigger zu, daneben Masch und Beyer; die älteren Rostocker Nachrichten bearbeitete der Oberappellations-, jetzt Oberlandesgerichtsrath Dr. Heinrich Mann, die Wismarer mit einem Theil der schwierigen Revision und des Abfassens der gediegenen Register: Dr. med. Friedr. Crull, während den anderen Rector Römer in Grabow lieferte. Auch an der Redaction der Jahrbücher waren neben L. der Reihe nach Pastor Bartsch, Gymn.-Dir. Dr. Wex, der spätere Geh. Archivrath Dr. Beyer, dann der jetzige Geh. Archivrath Dr. Wigger betheiligt, welcher letztere jene seit 1881 allein leitet. Von anderen Arbeiten Lisch's mag noch „Mecklenburg in Bildern“ (1842—45) genannt sein, dem sich 1860 bis 1863 das „Album mecklenburgischer Schlösser und Landgüter“ anreihte. Seine Schrift „Mecklenburgisches Wappen“, 1861, stellte dessen Figuren und Farben fest. L. war also ein höchst bedeutsamer Gelehrter von größtem wissenschaftlichen Einfluß. Seine Anregungen und Bestrebungen werden noch lange nachwirken, wenn die Schwächen seines Wesens, vor Allem das eifersüchtige Niederhalten tüchtiger, ja manigfach ihm überlegener jüngerer Kräfte, vergessen sein wird. Fürst, Universität, Akademien und Vereine in Menge, selbst in fernen Landen, häuften Ehren auf ihn. 1848 ernannte ihn die philosophische Facultät Rostock zum Doctor honoris causa, 1852 wurde er Conservator der Geschichts- und Kunstdenkmäler des Großherzogthums, 1856 Archivrath, 1867 Geh. Archivrath. Der Großherzog verlieh ihm die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, eine Reihe auswärtiger Orden schmückten ihn. In den letzten Jahren war der rüstige Mann nicht ganz ohne sein Zuthun zur traurigen Ruine geworden, schon als 1880 bei der großen anthropologisch-ethnologischen Ausstellung in Berlin sein Name als einer der ersten der Welt auf prähistorischem Gebiete genannt wurde. Der Tod erlöste ihn aus einem völlig gebrochenen Leben.

Einzelne Data nach Zeitungsnekrologen. Krause.

Lischka: Johann Christoph L., Kirchenbildmaler, dem mährischen Geschlechte der Ritter Lischka von Rottenwald entsprossen — über dessen Geburts- und Sterbejahr die gleichzeitigen Chronisten sich auffallend widersprechen, dürfte, nach Prüfung der Glaubwürdigkeit der einen und anderen, 1638 oder 1639 zu Breslau, wo sein Vater als „kaiserlich österreichischer Hofagent“ angestellt war, geboren worden, und 1729 in Prag verstorben sein. L. verlor noch jugendlichen Alters den eigenen, erhielt dafür, durch die Wiedervermählung seiner Mutter mit dem jener Zeit berühmten, aus Königsberg gebürtigen Maler Michael Willmann, zugleich den stellvertretenden Stiefvater, durch dessen umsichtige Leitung er jedenfalls erst zur eigentlichen Befruchtung seines Kunsttalentes gelangte. Diese mußte denn auch rasch zu wege gebracht worden sein, denn Dlabacz

versichert, L. habe schon 1660 den Ruf „als großer Maler in Prag“ genossen und führt zum Beweise die ihm zugeschriebenen Fresken in der Prager Kreuzherrenkirche an. Es ist das aber eine insofern zweifelhafte Beweisführung, als sich verläßlichen Jahreszahlen nach sicher stellen läßt, daß der Auftrag für jene Fresken in spätere Zeit datirt, in welcher L. schon von Podagra behaftet, sie nicht mehr selbst zu Ende zu führen vermochte, sondern die Vollendung — wahrscheinlich nach seinen Skizzen — seinem Freunde Wenzel Reiner übertragen mußte. Eigener Hand vollendet ist jedoch das in Oel ausgeführte, kolossale und koloristisch meisterhaft durchgeführte Hochaltarbild dieser Kirche, die „Stigmatisirung des hl. Franz von Assisi“ vorstellend. — Frühere, in Gemeinschaft mit dem bairischen Maler Cosmas Asam (Bd. I, S. 616) ausgeführte Fresken bestanden bis 1870 in der von Kaiser Joseph II. 1785 aufgehobenen Benedictinerkirche zu St. Nicolaus in der Prager Altstadt. Durch Kauf 1791 in das Eigenthum der Stadtgemeinde übergegangen und als Depot benutzt, bewarb sich 1870 sowol die anglikanische wie die russische Propaganda um den Besitz dieser Kirche. Der letzteren gegen einen Jahreszins von 300 Ducaten auf 30 Jahre zugesprochen und für den russisch-orthodoxen Ritus eingerichtet, verschwanden damit nicht nur die schönen Wandmalereien von L. und Asam, sondern auch die von ersterem ausgeführten Altarbilder: „St. Nicolaus“ und „St. Benedict“. — Vorfindlich von ihm ist dagegen noch das große Hochaltargemälde, „Die Glorificirung der hl. Ursula“ vorstellend, nebst einem Seitenaltarbilde: „St. Anna“, in der Ursulinerinnenkirche; „St. Theresia“ und „St. Walburgis’“ in der Minoritenkirche bei St. Jakob zu Prag. L. malte ferner für die Stiftskirche in Plaß eine „hl. Magdalena“, für die Stiftskirche in Sedlitz die Heiligen: „Stephan“, „Benedict“, „Bernardus Ludgaris“ und „Juliana“. — In die Dresdener Gallerie kam von ihm ein großes Gemälde, darstellend: „Achilles dem Julius Cäsar das Haupt des Pompejus überbringend“. Nach Angabe von Dlabacz entstanden auch durch den Augsburger Kupferstecher Jakob Andr. Friedrich eine Anzahl von Radirungen nach Zeichnungen Lischka’s, darunter auch Bildnisse der Heiligen: Albrecht, Benedict, Bernardis — nebst dessen Vater und Mutter, Tečelin und Aletha — Robert, Johann Nep., Beatrix, Elisabeth von Salbeck, Humblina, Ida von Lovanio, Ludgaris. — Die Malweise Lischka’s ist eine äußerst gewandte, durch harmonische Farbenstimmung angenehme. Nach Composition und Zeichnung beurtheilt gilt es bei L. Rücksicht zu nehmen auf die Kunstströmung der Zeitperiode, in die er einreiht. Waren in dieser die überhaupt der Renaissance zu Grunde liegenden ästhetischen Normen der classischen Vorzeit schon fast durchweg außer Brauch gesetzt, und in der Barocke einer Freizügigkeit Raum gelassen, der nur edlere Künstlernaturen Halt zu gebieten vermochten, dann obliegt es auch dem Kunsthistoriker, gerade diesen Aufmerksamkeit zuzuwenden. Als eine solche edlere Natur ist L. hervorzuheben. Allerdings angefochten und in Concurrenz getrieben durch die geschmackverderbende Jesuitenmalerei, sonach mitgerissen von der dem Kunstverfalle zutreibenden Strömung, behauptete er trotzdem in allen seinen Darstellungen den sittlichen Ernst und durchleuchtete sein harmonisches Colorit stets auch eine klar verständliche, tieferem Empfinden entspringende Idee.

Neben eigener Forschung ward verglichen: Dlabacz, Künstlerlexikon; Füßli, Allg. Künstlerlexikon. Rudolf Müller.

Liscow: Christian Ludwig L., Satiriker, geb. am 29. April 1701 zu Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin, Sohn eines Pastors. Für seine Jugend liegen wenig sichere Data vor. Vielleicht besuchte er das lübische Gymnasium. Der Theologie nicht fremd, hat er auf den Universitäten Rostock (1718) und Jena (1721) Jura studirt, ging 1728/29 als Hofmeister nach Lübeck, nachdem er

1726 Schwerin besucht und als Reisebegleiter England und Frankreich kennen gelernt hatte. Er genoß später regen Verkehr mit Hamburger Kreisen, besonders dem seinem Bruder befreundeten Hagedorn. Er war journalistisch thätig. Zahlreiche satirische Fehden gehören dieser Zeit an. 1734 rechtskundiger Güterverwalter des Matthias von Clausenheim, 1735 Legationssecretär in Wismar, 1736 von Herzog Karl Leopold in diplomatischer Sendung nach Paris geschickt und wegen unverschuldeten Mißerfolgs fallen gelassen, lebte er von Ende 1736 bis 1738/39 in Hamburg, 1738 Secretär des Preetzer Klosterpropsts von Blome, trat 1740 in preußische, 1741 durch Heineken's Vermittelung als Sekretär Brühls in sächsische Dienste und half wacker gegen Gottsched intriguiren, der 1733 um die Gunst beider Liscow geworben; 1745 Kriegsrath, heirathete die Kammerräthin Buch, geborene Mylius, wurde wegen unvorsichtiger Aeußerungen über sächsische Mißwirthschaft am 30. Decbr. 1749 gefänglich eingezogen (Helbig S. 64 ff.), im April 1750 entlassen, abgesetzt, aus Dresden verwiesen, zog auf das Familiengut Berg bei Eilenburg und starb daselbst am 30. Octbr. 1760. Seine Ehe war mit zwei Töchtern und drei Söhnen gesegnet.

Die Schriftstellerei dieses ironisch verneinenden Kritikers geht fast gänzlich in litterarischen Händeln gegen abgelebte Mittelmäßigkeiten und „Zwerge" des Tages auf. Doch trifft er in den einzelnen elenden Scribenten zugleich Richtungen und verscheucht Schwärme von Ungeziefer. Habichte wie Bodmer sagt, hat er nicht verfolgt, auch nicht mit offenem Visir gekämpft („ich mag" meinen Namen „nicht gerne gedruckt sehen") und lavirend den Muth der freien Rede oft vermissen lassen. So trieb er während der Fehden zwischen Leipzig und Zürich lange eine zweideutige Schaukelpolitik und wurde noch von den Hällischen Bemühungen anfangs für unbetheiligt an der antigottschedischen Vorrede zur 2. Ausgabe von Heineken's Longin (1742) gehalten. Die Opfer, die er spielend würgte, waren: der junge lübische Candidat H. J. Sivers, ein bornirter reclamesüchtiger Sudler, dessen klägliche Schrift über die Zerstörung Jerusalems leicht ins Lächerliche zu ziehen war. Keiner führte edle Waffen: Sivers fluchte auf der Kanzel, L. nahm die Maske des schüchternen Candidaten Bacmeister vor. Ferner der Professor extraord. für Eloquenz Philippi in Halle, ein jämmerlicher Gegner Wolff's, ein Typus verlogener akademischer Lobhudelei. Philippi antwortete: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen", L. bewies mit vernichtender Persiflage, diese Schrift könne nicht von Philippi herrühren. Er läßt Philippi in die Gesellschaft der kleinen Geister eingehen, und legt ihm eine solenne dumme Antrittsrede in den Mund, aber er scheute sich auch nicht ein galantes Schäfergedicht seines Feindes auszuhängen. Es fehlt nicht an schlagenden allgemeinen Sätzen. Philippi sehe nur auf den Reim und beurtheile wie ein Ochsenhändler nach dem Hintertheil die Güte des Ganzen; Poesie lasse sich nicht lernen, sondern entspringe einem „natürlichen Trieb", die „alte gezwungene Art zu poetisiren" müsse der „neueren, fließenden, reinen" weichen. Drittens geißelte er den Rostocker Professor Manzel, einen confusen Juristen vorsintfluthlichen Standpunkts, der von Pufendorf und Thomasius nichts ahnend, auf Grund der Unschuld im Paradiese, das die ganze Welt gewesen, ein Naturrecht in die Luft baute. Die Schrift gegen Manzel 1726 sammt der späteren Vorrede gegen Propst Reimbeck ist Liscow's bedeutendste Leistung. Ein entschiedener Freidenker aus der Schule der Franzosen und Engländer, der bei Thomasius und Bayle (kaum bei Swift) gelehrig in die Schule gegangen ist, ironisirt nicht nur den albernen Manzel, sondern die ganzen orthodoxen Anschauungen von Paradies und Sündenfall und die Unklarheit, mit der der heilige Geist aus Mosis Mund spreche; so geschickt zwar, daß kein geistliches Tribunal ihn fassen könnte. Mag sich nun Manzel „unter die Kanonen der Kirche retiriren"! Hier, aber nur hier ist Lessing vor Lessing. Seine bekannteste, im Dichterkrieg oft gegen die Gottschedianer gekehrte

Schrift 1736 „Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen von * * *“ ermüdet rasch wie jede breitgesponnene durchgeführte Ironie. Ueberhaupt wünschte man bei L. vieles knapper, pointirter, so gute Einfälle er auch hat und so sehr er formell in mancher Hinsicht Lessing's Vorläufer ist. Er hat Boileau studirt. Er stellt den Gegner, macht ihm ironische Complimente, verwickelt ihn spitzfindig dialogisirend in Widersprüche und hält ihm triumphirend seine Schnitzer vor. Aber der ernste Zorn im zweiten Theil des Vademecum gebricht dem fröhlichen Gesinnungsgenossen Hagedorn's, der „alles, was in der Welt vorgehet, mit Gelassenheit und größtentheils von der lächerlichen Seite“ ansah und von seinen Scharmützeln bekannte: „Die albernen Scribenten hergegen sind dasjenige Ungezieser, so den Helicon beunruhiget, und es ist nicht nöthig, daß man ihretwegen den Harnisch anleget, und einen ernstlichen Kampf mit ihnen antritt. Man kann sie spielend vertilgen und eine einzige Satire ist ihnen so tödtlich, als den Fliegen das Fliegenwasser“. Selten zeigt er eine solche Vereinigung von spielender Laune und ernster innerer Ergriffenheit wie in der Jugendschrift „Ueber die Unnöthigkeit der guten Werke“, und die Erwartung, er werde sich zum Vorkämpfer religiöser Aufklärung entwickeln, läßt er unerfüllt.

Anonym, nicht ganz vollständig „Sammlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften“, Frankfurt und Leipzig 1739 (Hamburg, Herold); zwei Drucke aus diesem Jahr. Neudruck von Müchler 1806 besorgt. — Die Arbeiten G. P. Schmidt's über L. 1821—28 verzeichnet Classen S. 1. Helbig, C. L. Liscow. Ein Beitrag zur Litteratur- und Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts, 1844. Lisch, C. L. Liscow's Leben .... Schwerin 1845. Classen, Ueber C. L. Liscow's Leben und Schriften, Lübeck 1846. — Ueberschätzt von Gervinus, unterschätzt von Hettner. [Soeben erscheint die gründliche und aufschlußreiche Monographie von B. Litzmann, dem auch handschriftliches Material zugänglich war: C. L. Liscow in seiner litterarischen Laufbahn, Hamburg und Leipzig 1883.]
Erich Schmidt.

Lisco: Friedrich Gustav L., Sohn des zweiten Dompredigers, späteren Pfarrers an der Katharinenkirche und königl. Superintendent Lisco († 1821) in Brandenburg a. H., ist am 12. Febr. 1791 daselbst geboren. Er besuchte das unter der Leitung des Rector Barth, eines Schülers Gedike's aufblühende Gymnasium seiner Vaterstadt; 1809 bezog L. die Universität Frankfurt a. O. Hier hörte er David Schulz, Middeldorpf, Spieker, Schneider-Saxa, Bredow, Solger. Als im Herbst 1811 die Universität Frankfurt nach Breslau verlegt wurde, ging L. nach Berlin, um hier seine theologischen, philologischen und philosophischen Studien zu vollenden. Er hörte Schleiermacher, de Wette, Böckh, Fichte. Namentlich Fichte hatte einen tiefergehenden Einfluß auf L., und dies um so mehr, als Fichte denselben eines persönlichen Verkehrs würdigte. L. fühlte sich durch die Uebersiedelung nach Berlin in eine ganz andere Luft versetzt. Er selbst schreibt darüber (Zur Kirchen-Geschichte Berlins S. 233 u. ff.): Als die Theologie Studirenden von der nach Breslau verlegten Universität hierher kamen, fanden sie die Commilitonen ihrer Fakultät als Schüler zu Fichte's und Schleiermacher's Füßen sitzend und es war ein wunderbares Erregtwerden und Ahnen, welches die ergriff, die von Muzel's und David Schulz's Hörsälen in die Schleiermacher's und de Wette's sich versetzt sahen. Fichte vollendete früh, der gewaltige Mann echt deutscher Art“. 1812 verließ L. die Universität; er erhielt alsbald eine Anstellung als Lehrer der Plahmann'schen Erziehungsanstalt. Vom October 1813 bis dahin 1814 war er Lehrer am kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. Während dieser Zeit bestand er seine beiden theologischen Examina. Am 25. Septbr. 1814 wurde er zum Prediger an der Hofgerichtskirche in Berlin ordinirt, verwaltete seit Michaelis 1818 die dritte Predigerstelle an St.

Marien; wurde am 20. Mai 1820 in dies Amt, welches er mit der Predigerstelle am Hofgericht verbinden durfte, förmlich eingeführt. Von dem Magistrat von Berlin gewählt, wurde er am 11. Juli 1824 vom Propst Dr. Neander als Pfarrer an St. Gertraud eingeführt. Diese Pfarrstelle hat L. 42 Jahre bis zu seinem Tode innegehabt. Die beiden letzten Jahre seines Lebens war ihm das Ephoralamt für die Diöcese Berlin-Cöln (Stadt) übertragen. Durch Fichte's Persönlichkeit mächtig angeregt, mit ganzem Eifer sich in Luther's und Herder's Schriften versenkend, war L. bei Uebernahme seines Pfarramts von dem nach den Befreiungskriegen durch die Zeit gehenden Zuge nach Belebung und Vertiefung der Frömmigkeit getragen. Er gehörte zu den ersten Predigern, welche in Berlin statt des bisher üblichen Rationalismus in einfacher Sprache mit der Gewalt, welche die eigene Herzensüberzeugung gewährt, die alten Bibelwahrheiten freudig verkündeten. Hatten seine Predigten daher schon in St. Marien sich eines großen Zuhörerkreises erfreut, so blieb bald in der allerdings nicht großen St. Gertraudkirche (auch Spittelkirche genannt. Am Ende der Leipzigerstraße gelegen, Ende der 70er Jahre abgerissen) bald kein Platz frei. Eine sehr treue Gemeinde aus der ganzen Stadt sammelte sich Sonntag für Sonntag um seine Kanzel. Auch durch den Confirmandenunterricht und in der Seelsorge übte L. auf weite Kreise Berlins großen Einfluß aus. Der 1828 erbetene Druck einiger seiner Predigten führte L. zu schriftstellerischer Thätigkeit. Eine nicht geringe Zahl erbaulicher, populär-theologischer, katechetischer, hymnologischer Arbeiten ist von ihm ausgegangen und hat innerhalb und außerhalb Deutschlands einen großen Leserkreis gefunden. Wir heben aus der großen Zahl folgende hervor: „Predigten über die Gleichnisse Jesu", Berlin 1828/30; „Die Offenbarungen Gottes in Geschichte und Lehre nach dem alten und neuen Testamente", 1830 (ins Französische übersetzt); „Die Parabeln Jesu, exegetisch-homiletisch bearbeitet" (ins Schwedische und Dänische übersetzt); „Die Bibel oder die heilige Schrift des alten und neuen Testaments, mit Erklärungen, Einleitungen, Aufsätzen, Registern und Inhaltsverzeichnissen". Die erste Ausgabe des neuen Testaments erschien 1834, das Ganze in 208 Bogen 1853 vollendet (ins Schwedische und Dänische übersetzt). „Das christl. Kirchenjahr. Ein homiletisches Hülfsbuch beim Gebrauch der epistolischen und evangelischen Perikopen"; „Die Wunder Jesu Christi, exegetisch-homiletisch bearbeitet", 1836; „Das Ceremonialgesetz des Alten Testamentes und Nachweis seiner Erfüllung im Neuen Testament"; „Erbauet Euch auf Euren allerheiligsten Glauben! Ein Andachtsbuch", 1843; „Das christlich-apostolische Glaubensbekenntniß"; „Katechismus der christlichen Lehre und der Scheidelehren der evangelisch-protestantischen und römisch-katholischen Kirche"; „Das wohlthätige Berlin, geschichtlich-statistische Nachrichten über die Wohlthätigkeits-Uebung Berlins", 32 Bogen, 1846; „Zur Kirchengeschichte Berlins, ein geschichtlich-statistischer Beitrag", 1857. — Außerdem hat L. Predigten seines Amtsvorgängers Hermes wie Spener's: Die Seligkeit der Kinder Gottes und desselben: Sprüche heiliger Schrift u. A. neu herausgegeben. Diese Editionen sollten allein der Erbauung der Gemeinde dienen. Aus eben diesem Grunde betheiligte sich L. an allen Bestrebungen, welche kirchliches Leben und praktisches Christenthum in die Berliner Gemeinden bringen wollten. Er betheiligte sich Jahrzehnte lang an der Leitung der preuß. Hauptbibelgesellschaft, der Berliner Missionsgesellschaft und an andern Vereinen. Bei Gelegenheit des Reformationsjubiläums 1839 wurde L. von der theologischen Facultät der Berliner Universität zum Doctor honoris causa ernannt. Der Wunsch, die Gemeindeglieder an den praktischen Arbeiten des kirchlichen Lebens activ theilnehmen zu sehen, ließ L. zuerst eine wesentlich andere Stellung, als seine bisherigen Gesinnungsgenossen, zu den kirchlichen Aufgaben seiner Zeit einnehmen. Mußten doch bald die tiefergehenden Gegensätze unter Männern hervortreten, welche Anfangs

dem Rationalismus und Indifferentismus gegenüber gemeinsam die Fahne des lebendigen Bibelglaubens hochgehalten hatten. Es ist hier nicht der Ort, die kirchlichen Kämpfe Berlins in den 30er und 40er Jahren dieses Jahrhunderts zu schildern. L. nahm an ihnen einen lebendigen Antheil. Mit innerem Selbsterleben hatte er sich der Einführung der Union im Jahre 1817 gefreut; an den Verhandlungen der bald darauf berufenen Provincialsynode hatte er sich lebhaft betheiligt; mit Schleiermacher hatte er sich 1824 gegen das sogenannte jus liturgicum des Landesherrn ausgesprochen, an der Ausarbeitung des Berliner Gesangbuchs von 1829 hatte er lebhaft theilgenommen und die Einführung desselben nicht unwesentlich gefördert, der Einführung synodaler Ordnungen für die Landeskirche hatte er mit Freude entgegengesehen und die Verzögerungen in dieser Angelegenheit beklagt. So nahm er, wiewohl für seine Person die Bibelgläubigkeit streng festhaltend, in den kirchlichen Streitigkeiten eine mehr vermittelnde Stellung ein. Wir können es daraus verstehen, wenn L. unter jene bekannte Erklärung vom 15. August 1845, in welcher eine Reihe von Geistlichen sich gegen Prof. Hengstenberg und die Evangelische Kirchenzeitung aussprachen, seinen Namen setzte. L. hat diese Erklärung niemals dahin verstanden wissen wollen, als ob er selbst gegen die evangelische Wahrheit und Kirchenlehre sich erklärte; Inhalt und Absicht der Erklärung lag ihm vielmehr auf dem Gebiet kirchenrechtlichen Handelns allein. „In der Mitte streitender Extreme“ — so hat er später behauptet — „wollte die Erklärung friedlich und helfend eintreten“. — So konnte die Erklärung damals freilich nicht aufgefaßt werden. Für L. hatte sie unerwartete Folgen. Trotz der wiederholten Versicherung, daß er auch fernerhin den Bibelglauben rein und lauter verkündigen wolle, daß er in „Worten der Liebe zur Verständigung an die Mitglieder der St. Gertraud-Kirchengemeinde und an meine Freunde“ sich ausdrücklich zu den einzelnen Heilswahrheiten der Bibel bekannte, wollte es ihm nicht mehr gelingen, die Gemeinde, welche eine reine Personalgemeinde gewesen war, wieder um seine Kanzel zu sammeln; so manche Beziehungen löſten sich, seine Wirksamkeit in Predigt und Seelsorge verringerte sich. Dazu traf L. Schlag auf Schlag in seiner Familie. 4 erwachsene Kinder mußte er vor sich ins Grab steigen sehen. Sein Alter ist daher keineswegs erfreulich gewesen. Am Tage der Schlacht bei Königgrätz erkrankte der 75jährige. Als die erste sichere Kunde von dem gewonnenen Siege eintraf, hatte er soeben vollendet (4. Juli 1866).

Außer den sämmtlichen Schriften D. Lisco's, unter welchen Zur Kirchengeschichte Berlins; Zur Erklärung vom 15. August 1845; Worte der Liebe zur Verständigung; die St. Gertraud-Kirche zu Berlin, 1834 — schriftliche Mittheilungen des Sohnes Dr. theol. Lisco, Prediger an der Neuen Kirche in Berlin. O. v. Ranke.

Liscovius: Salomon L. (Liskow, Lischkow), geboren am 25. October 1640 als Sohn des Pastor Johann L. zu Niemitzsch in der Niederlausitz, verlor seine Eltern früh, wurde Alumnus auf der Kreuzschule zu Dresden und bezog dann die Universität Wittenberg. Schon als Student sah er seine dichterischen Versuche dadurch anerkannt, daß er gekrönter kaiserlicher Poet wurde. Im J. 1664 ward er Pastor zu Otterwisch und Stockheim in der Inspection Grimma und am 7. Juni desselben Jahres verheirathete er sich. Am 29. März 1685 ward er als zweiter Diakonus nach Wurzen berufen; hier starb er am 5. December 1689, 49 Jahre alt. — L. gehört zu den besten Dichtern geistlicher Lieder der lutherischen Kirche und ist mitunter einem Gerhardt, Johann Franck und anderen Meistern an die Seite zu stellen. Seine Lieder zeichnen sich durch ihre Innigkeit und Tiefe, wie durch ihre schöne und fließende Sprache aus; schon früh fanden sie in Gemeindegesangbüchern Aufnahme und eine

Anzahl findet sich noch in ihnen. Er selbst hat keine Sammlung seiner Lieder herausgegeben; sie finden sich zerstreut in seinen ascetischen Schriften, die meisten (nach Bode 45) in „Christlichen Frauenzimmers geistlicher Tugendspiegel", zuerst 1672 erschienen, hernach vielfach wieder aufgelegt. Pasig hat 51 von Liscovius' Liedern abdrucken lassen; doch ist ihre Zahl wol sicher größer.

Wetzel, hymnopoeographia II, S. 76 ff.; analecta hymnica II, S. 563. — Rambach, Anthologie III, S. 211 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., III, S. 385 ff. — Julius Leop. Pasig, M. Salomon Liscovius' geistliche Lieder, Halle 1855; 3. Heft der W. Schircks'schen geistlichen Sänger der christlichen Kirche deutscher Nation. — Döring, Choralkunde, S. 253. — Bode, Quellennachweis u. s. f., Hannover 1881, S. 108. l. u.

Lissenhaim: Samuel Christophori v. L., war als Sohn des Tuchhändlers Anton Christophori am 29. März 1639 in der damals polnischen Stadt Lissa (Lissenheim, Lissenem) in der Provinz Posen geboren und besuchte unter Amos Comenius bis 1656, wo die Stadt im schwedisch-polnischen Kriege niederbrannte, das dortige Gymnasium; dann, obwol verarmt, das Pädagogium zu Stettin und von 1660 an drei Jahre die Universität Helmstädt, um Jura und Theologie zu hören. Er sollte dann mit den Söhnen des verstorbenen schwedischen Kammerpräsidenten von Rhenschild in Stettin wieder zur Universität gehen, wurde aber auf königlichen Befehl dem Kanzler Wolf bei dessen Sendung nach Berlin 1564 als Gesandtschaftssecretär beigegeben, von diesem 1667 zum mündlichen Bericht nach Stockholm geschickt, dort aber vom Reichsrath und Präsidenten des Kriegs-Collegiums Pontus Friedr. de la Gardie als Secretär angestellt, am 18. Juni 1671 zum Secretär der Deutschen Canzlei des Reichskanzlers Magnus Gabriel de la Gardie ernannt und folgte diesem zum polnischen Feldzuge 1677 als Kriegssecretär. Nachdem die Reichsexecution Braunschweigs, Dänemarks und des Bischofs von Münster Bernhard von Galen gegen Schweden ihr Ende gefunden, wurde er 1679 zum Etatssecretär und niedersächsischen Kreisessecretär bei der Regierung in Stade ernannt. Von dieser ist er darauf zur unmittelbaren Verhandlung mit König Karl XI. gebraucht, der ihn auch seinerseits verwandte. 1683 und 1684 war er dauernd in Stockholm, erhielt den Titel Assistenzrath, wurde zum Beisitzer des königlichen Consistoriums in Stade ernannt und am 11. October 1684 unter dem Namen seiner Vaterstadt als von Lissenhaim geadelt. Er besorgte durchweg im Namen des Königs, als Directors des niedersächsischen Kreises, die Kreisgeschäfte, seit 1695 in der Eigenschaft als Regierungsrath. Dieselbe Stellung und dasselbe Vertrauen hatte er bei Karl XII. So verhandelte er nach dem Aussterben der Linie Mecklenburg-Güstrow in der Successionssache, die endlich zur Schaffung des heutigen Mecklenburg-Strelitz führte, und in der Dotationsangelegenheit der güstrowischen weiblichen Erben; ebenfalls zu Gunsten von Holstein-Gottorp in den Pinneberger Tractaten. 1700, während des Krieges in Holstein, war er „Envoyé extraordinaire", auch im kaiserlichen Auftrage zu Hamburg (Archiv des Stader Vereins 2, 234); in den Friedensverhandlungen von Travendahl, 1700, war er schwedischer Envoyé plénipotentiaire; ebenso führte er für den schwedischen Hof die Verhandlungen wegen der Wahl Christian August's von Holstein 1701 zum Coadjetor von Eutin für August Friedrich von Holstein († 2. October 1705). Nachher fesselte ihn das Alter und 1711 traf ihn am 11. November ein Schlagfluß, dem er am 8. December zu Stade erlag. Den Sturz der schwedischen Herrschaft in den Herzogthümern erlebte er nicht. Kinder hinterließ er nicht, zwei Töchter erster Ehe mit Ottilia Maria v. Fraaz († 1706) starben früh. Die zweite, 1707 geschlossene Ehe mit Agnese Maria v. Offen blieb kinderlos.

Sein Andenken ist durch ein reiches Universitätsstipendium in Stade erhalten geblieben, das zum Theil für Angehörige von Lissa bestimmt ist.

(Pratje,) Altes und Neues a. d. Herzogth. Bremen und Verden VI, 251 ff.
Krause.

List: Friedrich L., dessen Name stets denkwürdig bleiben wird als der eines der eifrigsten und einflußreichsten Vorkämpfer für die industrielle Ausbildung und die Verkehrsentwickelung Deutschlands, war geboren zu Reutlingen am 6. August 1789, † am 30. November 1846 in der Nähe von Kufstein. Sein Vater, Johannes L., war ein vermögender Weißgerber, angesehen unter seinen Mitbürgern und vielfach zu städtischen Ehrenämtern berufen. Auch seine Mutter, eine geborene Schäfer, wird als eine tüchtige, allgemein beliebte Frau geschildert. Bis nach Vollendung seines vierzehnten Jahres besuchte er die Reutlinger Lateinschule, kam dann in die Lehre in das väterliche Geschäft, wurde aber, da er für das Handwerk wenig Neigung zeigte, nach einigen Jahren zum Cameralbeamten bestimmt. So machte er dann die verschiedenen Stufen der rein praktischen Ausbildung zu diesem Beruf durch, wurde Incipient in Blaubeuren, bestand mit etwa zwanzig Jahren das Examen als Substitut, kam als Steuer- und Güterbuchcommissär nach Schelklingen bei Ulm und wurde von da an das Oberamt Tübingen versetzt, in welcher Stellung er Gelegenheit fand, durch den Besuch von Vorlesungen, Lektüre und den Verkehr mit Angehörigen der Universität den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern und für den höheren Unterricht, der ihm bis dahin gefehlt hatte, sich einigen Ersatz zu verschaffen. Nach einer zweiten Prüfung im Verwaltungsfach wurde er im Ministerium in Stuttgart zuerst Kanzleiassistent, dann Secretär, zuletzt 1816 Oberrevisor mit dem Titel Rechnungsrath. Es war die Zeit, in der Württemberg durch den Kampf um die Verfassung auf das Tiefste erregt war. L., in den liberalen Ideen des Revolutionszeitalters erwachsen, schloß sich mit Entschiedenheit jener Auffassung an, die in dem Minister Wangenheim ihr Haupt und ihre Verkörperung fand und der Ausbildung eines auf modernen Grundlagen beruhenden Repräsentativsystems vor der Festhaltung der alten ständischen Ueberlieferungen den Vorzug gab. Als daher der Minister zur Erziehung der Staatsdiener in einem aufgeklärteren Geiste die staatswirthschaftliche Fakultät an der Universität Tübingen gründete, übertrug er dem jungen Ministerialbeamten, der allerdings für den akademischen Beruf nur unvollkommen vorgebildet war, den Lehrstuhl für Staatspraxis. L. bemühte sich nach Kräften, die Obliegenheiten seiner neuen Stellung zu erfüllen und begann auch eine literarische Thätigkeit. Als Grundriß zu seinen Vorlesungen veröffentlichte er ein kleines Schriftchen „die Staatskunde und Staatspraxis Württembergs“ (1818), worin er seinen freien politischen Ansichten entschiedenen Ausdruck gab; namentlich aber redigirte er auch in demselben Geiste eine Zeitschrift, den „Volksfreund aus Schwaben, ein Vaterlandsblatt für Sitte, Freiheit und Recht“, das zum anerkannten Organ des constitutionellen Liberalismus wurde. Diese Publikationen waren jedoch geeignet, bei der Regierung, die inzwischen wieder einen reaktionären Charakter angenommen hatte, auch seine Wirksamkeit als Lehrer zu verdächtigen, und so war er schon im Mai 1818 genöthigt, in einer Eingabe an den König seine Vorträge dagegen zu verwahren, als verbreiteten sie umstürzende Lehren. Im folgenden Jahre aber kam es trotzdem zum unheilbaren Bruch. In den Osterferien 1819 wollte L. zu wissenschaftlichen Zwecken nach Göttingen reisen. Da traf er in Frankfurt zur Meßzeit mit einer Anzahl Kaufleute zusammen, die über den herrschenden wirthschaftlichen Nothstand klagten und die Zollschranken, die zwischen den deutschen Staaten bestanden und neuerdings durch das preußische Zollgesetz für die kleineren Staaten noch empfindlicher geworden waren, für die ungünstigen

Verhältnisse in erster Linie verantwortlich machten. Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit und geistigen Beweglichkeit ergriff L. diese neue Ideenreihe. Ohne rechte Befriedigung in seinem letzten Beruf, erblickte er nun ein Feld der Thätigkeit vor sich ausgebreitet, das er instinktiv als dasjenige erkannte, wofür sowol seine Beanlagung wie sein Entwickelungsgang ihn in besonderem Maße befähigten. Er veranlaßte die Kaufleute, die nur daran gedacht hatten, eine Bittschrift an den Bundestag zu richten, daß sie einen bleibenden Verein stifteten, für dessen Zwecke er mit seiner vollen Kraft thätig zu sein versprach. Mit Feuereifer warf er sich auf die neuen Geschäfte. Zunächst ersetzte er die beabsichtigte, von dem Kaufmann Elch aus Kaufbeuren entworfene Petition durch eine von ihm verfaßte, welche am 14. April die Unterschrift von 70 Kaufleuten fand. Dann war er einige Tage, um die Bewegung zu beleben und auszubreiten, am Rhein. Nach seiner Rückkehr nach Frankfurt übernahm er den Auftrag, die Geschäftsführung für den neuen Verein zu besorgen und zunächst die Statuten desselben zu entwerfen. Dann überreichte er am 20. April 1819 als „Bevollmächtigter des deutschen Handels- und Gewerbevereins“ die von ihm redigirte Denkschrift dem Bundestag. Diese älteste nationalökonomische Ausarbeitung List's ist für seine Entwickelung natürlich höchst merkwürdig, während sie zur Zeit ihrer Entstehung nur den lebendigen Ausdruck einer von Vielen getheilten Empfindung bildete. Die Aufgabe, die ihm gestellt war, erfüllte er in einem Geiste, der sich vollständig von der freihändlerischen Theorie der Engländer beherrscht zeigte. Nicht auf die Begründung eines deutschen Grenzzollsystems, sondern auf die Beseitigung der bestehenden Binnenzölle ist der Nachdruck gelegt; ja, nur von dem auch durch Adam Smith für berechtigt erklärten Standpunkt der Retorsion wird überhaupt ein Zollsystem vertheidigt. Dagegen bezeichnet es L. als eine notorische Irrlehre, daß die inländische Industrie durch Zölle geweckt werden könne. In politischer Hinsicht brachte die Eingabe die freiheitliche Gesinnung zum Ausdruck, die den Verfasser durchdrang, die aber freilich bei der Bundesversammlung nicht auf Beifall rechnen konnte. Die sanguinischen Erwartungen, womit L. die neue Aufgabe ergriffen hatte, wurden rasch herabgestimmt. Zunächst gab die Thätigkeit für den Handelsverein die Veranlassung, daß er sein staatliches Amt einbüßte. Es wurde alsbald nach der Ueberreichung der Petition Seitens seiner Regierung eine Rechtfertigung von ihm verlangt, wie er als Beamter ohne eingeholte Erlaubniß eine weitere Stellung habe annehmen können. Es fehlte offenbar nur noch diese neue Verdrießlichkeit, um ihm seine Professur vollkommen zu verleiden, und er antwortete daher mit einem Entlassungsgesuch, das auch nach einigen Weiterungen am 21. Mai einfach genehmigt wurde. Inzwischen hatte auch die Bundesversammlung über seine Eingabe beschlossen, es abgelehnt, die Existenz eines Handelsvereins anzuerkennen, im Uebrigen die Petenten an die Einzelregierungen verwiesen. Man beschloß jetzt, an die Minister der größeren Staaten mündliche Vorstellungen zu richten, daneben auch die Zwecke des Vereins durch ein Zeitungsunternehmen zu fördern. Redakteur des letzteren, das vom 1. Juli 1819 ab als „Organ für den deutschen Handels- und Gewerbestand“ erschien, wurde L., wie er auch in der Deputation, welche die verschiedenen Residenzen zu besuchen hatte, eines der drei Mitglieder war. So war er im Sommer 1819 außer in Stuttgart auch in Karlsruhe und München, und im Januar 1820 begab er sich nach Wien, wo damals die Conferenzen der deutschen Minister die in Karlsbad begonnen hatten, ihre Fortsetzung fanden. Diesem Congreß wurde am 15. Februar eine neue von L. verfaßte Denkschrift wegen Beseitigung der deutschen Binnenzölle überreicht. Dieselbe war ausführlicher als die an den Bundestag, aber in demselben Geiste gehalten. Von den Schutzzöllen wird geurtheilt, daß sie zu „Produktionen

zwingen, welche der Natur des Landes, zu dessen Vortheil der Zwang Statt findet, nicht angemessen sind, und diejenigen beschränken, welche seiner Natur entprechen". Die Wirkungen des Merkantilsystems werden als traurige bezeichnet; dagegen heißt die Welthandelsfreiheit ein Ideal, „wodurch einzig nur die höchste Stufe menschlichen Wohlstandes erreichbar scheint". Auch in andern Punkten zeigt sich der Verfasser der Denkschrift als treuer Schüler des Smith'schen Systems. Er legt auf die Bilanz zwischen Produktion und Consum großes Gewicht; er legt der Vermehrung der Ausfuhr mehr Bedeutung bei als der Verhinderung der Einfuhr und erklärt, daß der Wohlstand der Nationen auf demselben Wege behindert und geschädigt werde wie derjenige der Einzelnen. Wie es sich nun aber auch mit der Angemessenheit dieses theoretischen Standpunktes verhalten mag, so lag der Hauptmangel der Eingabe darin, daß sie zu allgemein gehalten war und zu sehr an das Gefühl sich wandte, statt die praktische Durchführbarkeit einer Zolleinigung bestimmter nachzuweisen; denn der Vorschlag, die Zölle an eine Aktiengesellschaft zu verpachten, der darin vorkam, konnte doch kaum auf Beifall rechnen. In der That ward am 23. Mai in der kühlsten Form die Ablehnung von der Conferenz beschlossen. L. dehnte seinen Aufenthalt in Wien bis in den Juni aus und suchte, außer dem Zwecke, der ihm aufgetragen war, noch andere wirthschaftliche Angelegenheiten anzuregen und zu fördern, wie eine Industrieausstellung und eine überseeische Handelsgesellschaft. Aber auch diese Projekte traten der Verwirklichung nicht näher. Die Verbindung mit dem Handelsverein und der Zeitschrift desselben dauerte jedoch auch nach der Rückkehr an seinen Wohnsitz fort; sie wurde erst durch die Ereignisse gelöst, die im folgenden Jahre in sein ganzes Leben eine tiefe Umgestaltung brachten. L. war damals schon in der Oeffentlichkeit bekannt genug, und bereits im vorhergehenden Jahre hatte seine Vaterstadt ihn zum Abgeordneten zur württembergischen Kammer gewählt. Allein da er das dreißigste Jahr noch nicht zurückgelegt, so war die Wahl ungültig gewesen. Ende 1820 wählten ihn die Mitbürger abermals, und am 6. December trat er in die Kammer. Mit dem größten Eifer schickte er sich auch jetzt an, in der neuen Stellung Bedeutendes zu leisten. Allerdings wurde bald nach seinem Eintritt die Kammer für mehrere Wochen vertagt; allein er suchte nun gerade diese Zwischenzeit zu benutzen, um eine umfassende Thätigkeit als Abgeordneter wirksam vorzubereiten. Er gedachte nämlich, unter Ueberreichung einer Petition seiner Wähler die hauptsächlichen Mißstände der Landesverwaltung in der Kammer zur Sprache zu bringen. Die Petition setzte er selbst auf, um sie lithographirt unter den Reutlinger Bürgern zur Unterschrift circuliren zu lassen. Das Schriftstück setzte sich aus zwei Bestandtheilen zusammen, aus einer Schilderung der Gebrechen im Staatswesen und aus Vorschlägen zu Verbesserungen. Mit wirklichem Scharfblick bezeichnete er als die Hauptquelle alles Uebels das Ueberwuchern einer hochmüthigen Bureaukratie und die sociale Zurücksetzung der wahrhaft produktiven Stände. Demgemäß ist die hauptsächliche Forderung, die er stellt, eine wesentliche Erweiterung der Selbstverwaltung. Im Einzelnen bestehen die verlangten Reformen in freier Wahl zu den Gemeindeämtern, selbständiger Gemeindegerichtsbarkeit, Unabhängigkeit der Corporationen von den Verwaltungsbehörden, Zuziehung von Schöffen und Geschworenen in allen Zweigen der Rechtspflege, endlich Beseitigung des Domanialbesitzes und überhaupt aller Betriebsverwaltungen. Nur aus einer genauen Bekanntschaft mit der Litteratur politisch gereifterer Nationen läßt es sich erklären, wenn ein Deutscher damals zu so freien Anschauungen sich bekannte, wie denn namentlich die Grundanschauung der Petition nahe an den Gedanken anklingt, den wenige Jahre früher die bekannte Parabole St. Simon's in eine so drastische Form gekleidet hatte. Freilich wurde für L.

selbst gerade das Mißverhältniß zwischen seiner aus der Fremde geschöpften besseren Erkenntniß und dem engen Gesichtskreis der eigenen Landsleute zum schmerzlichen Verhängniß. Noch ehe das Schriftstück in Umlauf gesetzt war, belegte die Stuttgarter Polizei den beim Drucker vorgefundenen Theil der Auflage mit Beschlag und leitete am 22. Januar 1821 gegen L. als Verfasser eine strafrechtliche Untersuchung ein, der auch von dem zuständigen Gerichte in Eßlingen durch Beschluß vom 3. Februar Folge gegeben wurde. Nicht allein daß sich nun L. von einer Criminalstrafe bedroht sah, er büßte auch sofort sein kaum gewonnenes Abgeordnetenmandat ein. Denn die württembergische Verfassung enthielt die allerdings ganz unvernünftige Vorschrift, daß Niemand, der in eine Criminaluntersuchung verwickelt sei, als Volksvertreter fungiren könne, und das Ministerium verfehlte nicht, in Bezug auf eine mißliebige Persönlichkeit wie L. die Anwendung dieser Bestimmung von der Kammer zu fordern. Nun gab es zwar unter den Abgeordneten einige wahrhafte und entschiedene Freunde des Verfassungsstaates, die den correkten Standpunkt vertraten, daß die angerufene Stelle in einem zu schroffen Widerspruch mit dem Wesen jeder Constitution stehe, um nach ihrem Wortsinn interpretirt werden zu dürfen, allein sie wurden überstimmt, einerseits von den unbedingten Anhängern der Regierung und andrerseits von jenen charakterschwachen Mitgliedern, die den Schein einer formellen Gesetzwidrigkeit nicht auf sich zu laden wagten. Am 24. Februar 1821 beschloß die Kammer im Gegensatz zu dem Antrag der Majorität ihres Ausschusses, dessen Berichterstatter Uhland war, mit 56 gegen 30 Stimmen, daß L. bis zur Entscheidung seines Prozesses aus der Versammlung auszutreten habe. Eines noch schreienderen Unrechtes aber als seine Collegen machten sich die württembergischen Gerichte gegen L. schuldig. Fünfzehn Monate lang wurde die Untersuchung gegen ihn fortgesetzt, und die Anstrengungen, die er zu seiner Vertheidigung machte, sogar eine Rede, die er gegen die ihn bedrohende Ausschließung in der Kammer gehalten hatte, wurden zu neuen Gegenständen der Anklage gemacht. Zuletzt erklärte der Gerichtshof, gestützt auf ein älteres Gesetz, das ganz sicher durch die Verfassung von selbst abrogirt war, und auf eine falsche Interpretation der geltenden Bestimmungen über die Presse, am 6. April 1822 ihn für schuldig und verurtheilte ihn zu zehnmonatlicher Festungshaft. L. legte zwar alsbald Recurs ein, entzog sich aber gleichzeitig der Execution des gefällten Richterspruchs durch die Flucht. Jetzt begann für ihn ein unstätes Leben. Einige Zeit hielt er sich im Elsaß auf, dann auf badischem Gebiet. Nachdem aber im December 1822 auch das württembergische Obergericht das erstinstanzliche Urtheil gegen ihn bestätigt hatte, machten auch die Nachbarstaaten Schwierigkeiten, ihm den Aufenthalt zu gestatten. Und doch mußte L. auch um seiner ökonomischen Existenz wegen bestrebt sein, einen gesicherten Wohnsitz zu gewinnen. Er hatte sich im J. 1818 zur Zeit seiner Tübinger Professur mit einer jungen Wittwe verheirathet und hatte jetzt bereits für den Unterhalt einer größeren Familie zu sorgen. Ohne festen Aufenthalt war er, soweit er nicht von dem kleinen Vermögen zehren wollte, das seine Frau ihm zugebracht, allein auf den kärglichen Ertrag seiner Schriftstellerei für Tagesblätter und auf die mäßigen Unterstützungen angewiesen, die ihm seine Freunde vom Handelsverein zukommen ließen. Verschiedene Pläne, die sein stets beweglicher Geist entwarf, die Begründung einer deutschen Zeitung im Elsaß, das Einschlagen einer journalistischen Laufbahn in Paris oder London, eine Habilitation an der Universität Freiburg, gediehen nicht bis zur Ausführung. Als auch die Versuche, in der Schweiz eine neue Heimath zu finden, gescheitert waren, sah er sich, nachdem fast $2\frac{1}{2}$ Jahre seit seiner Flucht vergangen waren, im Sommer 1824 vor die Alternative gestellt, nach Amerika

auszuwandern oder nach Württemberg zurückzukehren. Er wählte das Letztere, indem er sich der Hoffnung hingab, es werde ihm seine Strafe wenigstens auf dem Gnadenwege erlassen werden, nachdem er noch vor Kurzem in einem Aufsatze der Zeitschrift „Themis" die Ungerechtigkeit seiner Verurtheilung schlagend nachgewiesen hatte. Allein er täuschte sich auch darin. Er war kaum nach der Heimath zurückgekehrt, als er im August 1824 verhaftet und in das Gefängniß auf dem Asperg verbracht wurde. Jetzt wurde ihm allerdings klar, daß er besser gethan hätte, Württemberg ferne zu bleiben, und als man überdies ihm wegen Aeußerungen, die er in einem Begnadigungsgesuch gethan, eine neue Strafverfolgung in Aussicht stellte, ja ihn auch mit einer Vorladung vor die Mainzer Centraluntersuchungscommission bedrohte, da verpflichtete er sich der Regierung gegenüber, außer Landes gehen und auf sein Bürgerrecht verzichten zu wollen, und unter dieser Bedingung wurde er, nachdem er die Hälfte seiner Strafzeit abgebüßt, im Januar 1825 der Haft entlassen. Jetzt blieb ihm doch kein anderer Weg als die Auswanderung nach Amerika, die er besser schon Jahre vorher bewerkstelligt hätte. Am 26. April 1825 schiffte er sich mit seiner Familie in Havre ein und erreichte am 10. Juni New-York. Leider waren nun gerade in der neuen Welt seine eigenthümlichen Fähigkeiten vorerst nicht zu verwerthen; denn um eine öffentliche oder nur eine litterarische Rolle zu spielen, war er der englischen Sprache bei Weitem nicht genug mächtig. Trotzdem daher der eben in der Union anwesende General Lafayette sich für ihn als für einen politischen Flüchtling interessirte, sah er sich genöthigt, durch den Ankauf eines kleinen Gütchens im Staate Pensylvanien und durch den Betrieb der Landwirthschaft seinen Unterhalt zu suchen. Er war wenig geeignet auf diesem Wege Bereicherung oder auch nur sein Auskommen zu gewinnen und so verließ er nach kaum einem Jahre die erworbene Besitzung, um in der Nähe in dem Städtchen Reading die Redaction eines deutschen Blattes zu übernehmen. Dadurch kam er wieder in Berührung mit dem politischen Leben, und der Zufall hatte ihn überdies in eine Gegend geführt, die als Sitz einer bedeutenden Industrie für die handelspolitischen Fragen, mit denen er in Deutschland schon so eifrig sich beschäftigt, ein besonders lebhaftes Interesse besaß. L. blieb seiner Vergangenheit darin treu, daß er sich wiederum auf die Seite der strebsamsten und erwerbthätigsten Klassen stellte. Freilich handelte es sich nun nicht darum, wie in Deutschland Beschränkungen des inneren Verkehrs entgegenzutreten, sondern die industrielle Bevölkerung verlangte im Gegentheil Abschließung vom Ausland durch hohe Sätze des Zolltarifs. Diese Bestrebungen waren natürlich mit der Smith'schen Theorie, in deren Geist seine früheren Argumentationen im Wesentlichen gehalten waren, nicht zu vertheidigen. Allein ihm blieb stets die Wissenschaft den praktischen Interessen untergeordnet, und er besaß Belesenheit genug in neueren staatswissenschaftlichen Schriften, um auch mit dem Gedankenkreis der Schutzzöllner, wie sie namentlich in Frankreich und in Amerika selbst aufgetreten waren, bekannt zu sein. So vermochte er zur Unterstützung der pensylvanischen Industriellen theoretische Erörterungen zu veröffentlichen, deren Hauptgegenstand die Bekämpfung der berühmtesten volkswirthschaftlichen Schriftsteller bildete. In einer englischen Darstellung, die allerdings den Ausländer nicht verleugnet, und in der Form von Briefen entwickelte er seine neuen Lehrsätze und übergab sie dem Druck in zwei rasch nach einander folgenden Broschüren, von denen die erste den Titel führt: „Outlines of American political economy in a series of letters addressed by Frederick List Esq., late professor of political economy in the university of Tubingen in Germany to Charles J. Ingersoll Esq., vice-president of the Pennsylvania society for the promotion of manufactures and the mechanic arts. To which is added the celebrated letters of Mr. Jefferson to Ben-

jamin Austin and of Mr. Madison to the editors of the Lynchburg Virginian" (Philadelphia 1827, 40 S. 8⁰). Die zweite erschien unter dem Titel: „Appendix to the outlines of American political economy in three additional letters to C. J. Ingersoll" (ebenfalls Philadelphia 1827). Es finden sich hier diejenigen specifischen Argumente zu Gunsten des Schutzzolls, die vorher und seitdem oft in der Discussion dieser Frage vorgebracht worden sind, namentlich der Satz, daß durch den Schutzzoll die Produkte zwar anfangs vertheuert, aber im Laufe der Zeit billiger verschafft, daß dadurch fremde Kapitalien in das Land gezogen würden, daß die ungeschützten Betriebe in den geschützten regelmäßige Abnehmer für ihre Erzeugnisse gewinnen u. dgl. Von größerer principieller Tragweite waren einige andere Erörterungen. Namentlich wurde Smith der Vorwurf gemacht, daß er zwar die wirthschaftlichen Bestrebungen vom Standpunkt der Einzelnen und der gesammten Menschheit betrachte, aber das Mittelglied, welches durch die verschiedenen Nationen gebildet werde, vernachlässige. Eine weitere Betrachtung geht dahin, daß es Aufgabe der Gesetzgebung über den Handel nicht blos sei, dem Lande Reichthum, sondern auch ihm Macht zu verschaffen, und daß diese Macht sowol politische als produktive, also wirthschaftliche Macht sein könne; die letztere sei charakterisirt durch die größere oder geringere Ergiebigkeit, welche ein bestimmtes Kapital in der produktiven Verwendung zeige. Endlich kann charakteristisch gefunden werden, daß historische Erfahrungen als Beweismittel vielfach benutzt werden und daß im Zusammenhang damit auch die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse ihre Betonung findet, wodurch ungleiche Maßnahmen bei den verschiedenen Nationen gerechtfertigt erscheinen. Aber auch diese Ausführungen, die der nur mit der englischen Litteratur Bekannte für ganz originell halten mag, mochten den Amerikanern nur als eine bloße systematische Formulirung von Sätzen und Anschauungen erscheinen, denen sie in den Verhandlungen ihrer politischen Körperschaften und in den Aussprüchen hervorragender Staatsmänner schon begegnet waren. Gerade in Amerika waren die Schutzzölle von einem nationalen Standpunkte aus vertheidigt worden, wie denn die Schutzzollpolitik sich emphatisch das „amerikanische System (American system)" nannte und ebenso hatte man es als eine Frage der politischen Macht hingestellt, für gewisse wichtige Bedürfnisse, namentlich Kriegsmittel, vom Ausland unabhängig zu sein. Auch der Versuch, die gemachten Vorschläge durch Berufung auf die Geschichte zu unterstützen oder die scheinbar widerstreitenden Erfahrungen wegen der Verschiedenheit der Umstände als unanwendbar zu erklären, war bei den Politikern ein gewöhnlicher Gebrauch. Einzelnes in den List'schen Schriftchen warf auch ein ungünstiges Licht auf die Urtheilsfähigkeit des Schriftstellers in praktischen Fragen, so die Anregung, durch die Sclaven nicht blos Ackerbau, sondern auch Manufacturen betreiben zu lassen. Unter diesen Umständen haben die List'schen Erörterungen keine nachweisbare Spur in der amerikanischen Nationalökonomie hinterlassen, obgleich sie zur Zeit ihrer Veröffentlichung von den Schutzzöllnern Pensylvaniens sehr freundlich aufgenommen wurden. Diese ehrten nach dortiger Sitte L. durch ein öffentliches Festessen, das sie am 3. November 1827 im Mansion-House in Philadelphia für ihn veranstalteten und worüber eine eigene kleine Schrift (Account of the dinner given to professor List by the Pennsylvania society for the encouragement of manufactures, s. l. 1827) Bericht erstattete. L. aber setzte diese Bestrebungen zu Gunsten des Schutzzolles in Amerika nicht fort. Vielleicht trug dazu der Umstand bei, daß seit 1828 die öffentliche Meinung im Lande sich entschiedener dem Freihandel zuwandte; aber es lag auch an sich in List's Art, rasch mit den Gegenständen, denen er sein Interesse zuwandte, zu wechseln. Ohnehin schien sich ihm um dieselbe Zeit eine besonders günstige Gelegenheit zu bieten, um seine ökonomischen

Verhältnisse erheblich zu verbessern. Er entdeckte Steinkohlenlager und es gelang ihm, eine Gesellschaft mit ansehnlichem Kapital zur Ausbeutung derselben zu bilden. Freilich ging die Durchführung des Unternehmens an andere Personen über, aber dasselbe wurde doch entscheidend für die weitere Gestaltung seines Schicksals. Er hatte jetzt den ersten finanziellen Erfolg von seinem Aufenthalte in Amerika erzielt und einen solchen, der sich als groß genug herausstellen konnte, um ihm eine unabhängige Existenz in der alten Heimath zu gestatten. Eine Rückkehr dahin aber war namentlich deshalb erwünscht, weil das amerikanische Klima seinen Angehörigen (wie es scheint, namentlich der Frau) nachtheilig wurde. Ohnehin hatte er die deutschen Verhältnisse stets im Auge behalten und nachgedacht, wie die Beobachtungen und Erfahrungen, die sich ihm in der neuen Welt darboten, für die wirthschaftliche Entwickelung Deutschlands nutzbar gemacht werden könnten. Schon im April 1827 hatte er sich brieflich an den bekannten Techniker Joseph v. Baader in München gewandt, um ihm über die Verbesserung der Transportmittel in den Vereinigten Staaten zu berichten. Baader fand die Mittheilungen so beachtenswerth, daß er sie der Allgemeinen Zeitung zum Abdruck übergab. Dadurch wurde L. veranlaßt, die Pläne, die ihm in Bezug auf Deutschland vorschwebten, noch weiter zu entwickeln und der Oeffentlichkeit vorzulegen. Das geschah in zwei Broschüren („Mittheilungen aus Amerika", Heft 1, 1828 und Heft 2, 1829). Hier ist der Vorschlag zur Herstellung eines bairischen Eisenbahnnetzes und zur Verbindung desselben durch eine Eisenbahn mit den Hansestädten im Einzelnen ausgearbeitet, übrigens auch schon im ersten Beginn des Eisenbahnwesens die wirthschaftliche Tragweite desselben in mustergültiger Weise dargelegt. So mußte er sich um so mehr mit der Hoffnung auf eine ersprießliche Thätigkeit im Vaterland schmeicheln, als dort eine energische Persönlichkeit zur Ueberwindung des Widerstandes, der sich selbst den vortheilhaftesten Neuerungen entgegenstellte, erforderlich war. Seine Verbindungen in Amerika verschafften ihm jetzt wenigstens den Vortheil, daß er unter dem Schutze der Union zurückkehrte, nachdem er wie ein Flüchtling die Heimath verlassen hatte. Am 8. November 1830 unterzeichnete der Präsident seine Ernennung zum amerikanischen Consul in Hamburg. L. unternahm sofort die Ueberfahrt und landete am 20. December in Havre. Allein er war noch in Frankreich, als er erfuhr, daß er auf die Stellung in Hamburg vergeblich gerechnet hatte; der amerikanische Senat verwarf die Ernennung des Präsidenten. So kam L. gar nicht nach Deutschland, sondern beschränkte sich darauf, in Paris persönliche Beziehungen zu suchen und einige litterarische Thätigkeit zu entwickeln. Namentlich veröffentlichte er in der Revue encyclopédique einige Aufsätze, die den Titel führten „Idées sur les réformes économiques, commerciales et politiques applicables à la France" und besonders der Ausbildung des Eisenbahnsystems in Frankreich und der Anknüpfung engerer Handelsbeziehungen mit Nordamerika das Wort redeten. Ende October 1831 trat er die Rückreise nach Amerika an, aber nur zu dem Zwecke, seine Familie abzuholen und sich selbst eine officielle Einführung nach Deutschland zu verschaffen. Die amerikanische Regierung kam auch jetzt seinen Wünschen entgegen. Sie ernannte ihn zum Consul in Leipzig und als die sächsische Regierung sich abgeneigt zeigte, ihn als solchen anzunehmen, zum Consul für das Großherzogthum Baden. Im Sommer 1832 kehrte die Familie List's wieder nach Deutschland zurück. Sie ließ sich zuerst in Hamburg nieder, siedelte aber im Sommer des nächsten Jahres nach Leipzig über. Das erste Unternehmen, um welches L. nach seiner Rückkehr auf deutschen Boden sich Verdienste erwarb, war ein litterarisches. Er hatte den Plan gefaßt, die Herausgabe eines encyklopädischen Werkes über die Staatswissenschaften zu veranlassen und es gelang ihm, seinen Gedanken zur Verwirklichung zu bringen. Er fand

einen Buchhändler, der mit ihm auf gemeinsame Rechnung den Verlag übernahm, bestimmte die freisinnigen Staatsrechtslehrer Rotteck und Welcker die Redaction des aus vielen Einzelbeiträgen sich zusammensetzenden Werkes zu besorgen, und hatte die Genugthuung, daß vom J. 1834 an das „Staatslexikon" in seinen einzelnen Lieferungen an die Oeffentlichkeit trat und eines immer zunehmenden Erfolges beim Publikum sich erfreute. Inzwischen hatte freilich L. selbst schon seine hauptsächliche Thätigkeit wieder anderen Angelegenheiten zugewendet. Er war noch nicht lange in Leipzig, als er eine Broschüre verfaßte und in einer ansehnlichen Auflage unentgeltlich verbreitete, deren Gegenstand in ihrem Titel „Ueber ein sächsisches Eisenbahn-System als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahn-Systems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden (Leipzig 1833)" deutlich bezeichnet ist. Darin setzte er nicht blos die Wichtigkeit der Eisenbahnen wie die Einträglichkeit derselben für den Unternehmer überzeugend auseinander und widerlegte alle Bedenken, die dem vorsichtigen Praktiker aufsteigen konnten, sondern er entwickelte und formulirte auch auf das Genaueste, in welcher Weise die finanziellen und technischen Vorbedingungen zur Herstellung einer ersten Eisenbahnlinie in Sachsen zu verwirklichen seien. Als sich dann ein Comité zur Ausführung seiner Vorschläge gebildet hatte, da waren seine Beharrlichkeit, seine Sachkenntniß und die Ueberzeugungskraft, die seinen Darlegungen beiwohnte, von entscheidender Bedeutung für das Zustandekommen des wichtigen Werkes. Aber er begnügte sich nicht mit dem ersten Erfolg, sondern suchte fast in allen Theilen Deutschlands zur Erbauung von Eisenbahnen anzuregen oder, wo die Herstellung ohnehin gesichert war, dem zweckmäßigsten unter den vorgeschlagenen Plänen zum Sieg zu verhelfen, und das Einleuchtende seiner Argumente wie seine wachsende Autorität in diesen Fragen übten meistens einen gewichtigen Einfluß. 1835 richtete er wegen einer Eisenbahn von Basel nach Mannheim eine Denkschrift an die badische Ständeversammlung, im Mai desselben Jahres war er in Magdeburg und Berlin, um für eine Verbindung von Berlin mit Hamburg zu wirken, dann ging er in den ersten Monaten des Jahres 1836 nach Süddeutschland und hielt Umschau, ob nicht auch dort seine Thätigkeit zu verwerthen sei. Von diesen Interessen ganz erfüllt, entschloß er sich sogar Ende 1835, eine eigene Zeitschrift für Fragen des Eisenbahnwesens zu gründen, die als „Eisenbahnjournal und National-Magazin für die Fortschritte im Handel, Gewerbe und Ackerbau" bis Ende 1837 in 40 Nummern erschien. Auch der bedeutendste litterarische Beitrag, den er für das Staatslexikon lieferte, besprach die modernen Verbesserungen der Communicationswege und erschien in besonderem Abdruck 1838 unter dem Titel „Das deutsche National-Transport-System in volks- und staatswirthschaftlicher Beziehung". Alle diese Unternehmungen brachten freilich, wenn sie auch im Ganzen eine günstige Aufnahme und eine freundliche Beurtheilung fanden, L. selbst nur einen sehr geringen materiellen Lohn ein. Als daher im Sommer 1837 auch seine Vermögensverhältnisse sich verschlechterten, indem das amerikanische Bergwerksunternehmen, woran er noch in ansehnlicher Weise betheiligt war, in das Stocken gerieth, sah er sich genöthigt, die Geschäfte, die ihn in den letzten Jahren in Anspruch genommen, alle abzubrechen und sich um die Erlangung einer lohnenderen Berufsthätigkeit zu bemühen. Er begab sich nach Paris, wo er hoffte für die eigenthümliche Idee, die er zuerst aufgebracht und wonach die Kosten des Eisenbahnbaues durch die Ausgabe von Papiergeld bestritten werden sollten, einen geeigneten Boden zu finden. Darin täuschte er sich allerdings. Dafür aber verlebte er in der französischen Hauptstadt, wohin ihm nach einiger Zeit auch seine Familie folgte, ein paar Jahre ruhigen litterarischen Schaffens. Er schrieb für die Allgemeine Zeitung regelmäßige Correspondenzen, hauptsächlich

über die laufenden Vorkommnisse in der inneren französischen Politik, nahm aber auch seine Arbeiten über Handelspolitik wieder auf, die er in Amerika begonnen und dort nach kurzer Zeit unterbrochen hatte. Zuerst beschäftigte er sich mit der Beantwortung einer Preisfrage, welche die Pariser Akademie gestellt hatte und wonach die zweckmäßigste Art des Uebergangs vom Schutzzoll zum System des Freihandels geschildert werden sollte. Er hielt sich aber in der Ausarbeitung, die er einreichte, ebenso wie die übrigen Bewerber zu wenig an das gestellte Thema, so daß die Akademie den Preis überhaupt nicht ertheilen konnte und auch die Aufgabe zurückzog. In Deutschland aber öffneten sowol die Allgemeine Zeitung als die Deutsche Vierteljahrsschrift seinen handelspolitischen Erörterungen bereitwillig ihre Spalten, und so erschienen in den Jahrgängen 1839 und 1840 in diesen Zeitschriften eine Reihe von Aufsätzen, worin er bald in einer mehr principiellen Weise, bald im Anschluß an Zeitereignisse seine Ansichten über Zollgesetzgebung darlegte. Ueberdies fand er Muße, dieselben Gegenstände auch noch umfassender zu behandeln und von einem systematischen Werke, das er darüber plante, wenigstens einen ersten Band auszuarbeiten. Im Frühjahr 1840 endigte der Pariser Aufenthalt. L. hatte zuletzt hier noch den Schmerz gehabt, von dem Tode seines einzigen Sohnes, der in die französische Fremdenlegion getreten war, die traurige Kunde zu erhalten. Auch die Spannung, welche damals in den Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland eintrat, sowie der Wunsch, das Werk, das er beendigt, zum Druck zu bringen, waren dazu angethan, ihn zur Rückkehr nach der Heimath zu bestimmen. Hier fand er alsbald wieder Gelegenheit sich über Eisenbahnfragen zu äußern und seine Anschauungen, die er theils in Localblättern, theils in der Allgemeinen Zeitung bekannt gab, wurden von ausschlaggebendem Einfluß. 1841 erschien sein Buch „Das nationale System der politischen Oekonomie“, 1. Bd., Stuttg. u. Tübingen (auch unter dem Titel „Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein“). Es ist List's einzige größere Arbeit geblieben und diejenige, auf welcher sein schriftstellerischer Ruf bei der Nachwelt hauptsächlich beruht. Man würde der Schrift Unrecht thun, wenn man an sie den Maßstab wie an eine rein wissenschaftliche Untersuchung legen wollte. Nicht nur daß dieselbe in den Einzelangaben, die sie enthält, vielfach ungenau und unzuverlässig ist, so bildet überhaupt ihren Inhalt nicht die unbefangene Erwägung der verwickelten Momente, welche bei der Entscheidung einer schwierigen Streitfrage in Betracht kommen, sondern das einseitige Zusammentragen von Beweisen, welche für eine bestimmte vorgefaßte Meinung angeführt werden können. Auf der anderen Seite aber entspräche es noch weit weniger der Wahrheit, wenn man List's Hauptwerk die Originalität abstreiten oder es gar, wozu die Leidenschaftlichkeit von Gegnern sich hat hinreißen lassen, als Plagiat bezeichnen wollte. Freilich besteht die theoretische Grundlage, worauf er seine Lehre von der Nützlichkeit der Schutzzölle stützt, nur aus ganz wenigen Sätzen, und auch diese sind fast alle bereits vor seinem Auftreten ausgesprochen gewesen. Aber wahrhaft selbständig und in hohem Maße bewundernswerth erscheint die geistige Kraft, mit der er das beschränkte Material, das er zu Hülfe genommen, auszugestalten und für den Zweck, den er verfolgt, nutzbar zu machen weiß. Der vom Grafen Soden betonte Gegensatz zwischen Vermögen und Produktionskraft, die Lehre der amerikanischen Schutzzöllner von dem Nutzen der Fabriken für den Stand der Landwirthe, die in List's englischer Schrift schon vorgetragene, offenbar von Say angeregte Unterscheidung der produktiven Kräfte in persönliche Eigenschaften, gesellschaftliche Zustände und materielles Kapital, — das sind die einfachen, unscheinbaren Elemente, die, in alle ihre Consequenzen verfolgt und in immer neuer Verknüpfung vorgeführt, ihm die

mannigfachsten und ansprechendsten Argumente zu Gunsten des Schutzzolls zur Verfügung stellen. Aber auch den gebräuchlicheren Sätzen der Nationalökonomie weiß sein gewandter Geist nicht selten eine Fassung zu geben, daß daraus eine ungeahnte Stütze für seine Theorie entsteht und einige Begriffe, die er zu diesem Zwecke entwickelt hat, wie derjenige der Werkfortsetzung, der Arbeitsvereinigung, sind ein bleibender Besitz der Wissenschaft geworden. Gerade der Umstand, daß er seine Reaction gegen die Smith'sche Lehre auf die einzige Frage des Schutzzolls beschränkt, war geeignet die Wirkung seiner Schrift zu erhöhen, während andere ältere oder gleichzeitige Schriftsteller, welche in einem verwandten Geiste gegen eine Mehrzahl von Annahmen des herrschenden Systems ihre Bedenken vortrugen, nur in einem beschränkten Kreise und sehr allmählich Anhänger zu gewinnen vermochten. Für deutsche Verhältnisse war der Erfolg des „nationalen Systems" ein ungewöhnlicher; schon nach vier Monaten zeigte sich eine zweite Auflage nöthig, die im folgenden Jahre erschien, 1844 folgte eine dritte. Die deutschen Industriellen, in deren Interesse es lag, die Erhöhung der Zölle als eine gemeinnützige Maßnahme dargestellt zu sehen, hatten hier eine unschätzbare Unterstützung erhalten, wie sie ihnen weder vorher noch nachher durch ein litterarisches Werk zu Theil geworden ist, und zugleich durften sie sich von der Person des Verfassers noch weitere wirkungsvolle Bemühungen um die einmal ergriffene Sache versprechen. L. schmeichelte sich wol anfangs mit dem Gedanken, daß seine jüngste schriftstellerische Thätigkeit ihm zu einer Staatsstellung in einem der süddeutschen Länder verhelfen werde. Er hoffte zuerst auf Baiern, suchte dann in Württemberg, wo er vom Mai bis in den November 1841 sich aufhielt, die zweckdienlichen Verbindungen anzuknüpfen oder zu erneuern, erzielte aber kein Resultat. Um so mehr befestigte sich in ihm der Plan, für die Verfechtung der Schutzzollpolitik seine ganze Thätigkeit einzusetzen. Nachdem er noch in Württemberg zur Bildung von Fabrikantenvereinen angeregt hatte, welche ihrerseits über den Standesinteressen wachen sollten, fuhr er fort mit der Feder für die Sache zu wirken. Anfangs 1842 nahm er mit seiner Familie, die inzwischen längere Zeit in Weimar gelebt hatte, seinen Wohnsitz in Augsburg und benutzte zunächst die Allgemeine Zeitung und die Deutsche Vierteljahrsschrift, mit denen er in fortwährender Verbindung blieb, zur weiteren Darlegung und Verbreitung seiner wirthschaftlichen Anschauungen. Schon damals schien scharfsichtigen englischen Diplomaten die ganze schutzzöllnerische Bewegung Deutschlands sich gleichsam in seiner Person zu verkörpern. Einzelne allerdings seiner Arbeiten traten aus dem Kreise von Problemen, denen er seine hauptsächliche Kraft widmete, heraus, so namentlich die Abhandlung über „Die Ackerverfassung, die Zwergwirthschaft und die Auswanderung", die aber darum nur um so wichtiger ist für das Verständniß und die Beurtheilung seiner Geistesrichtung. Er tritt hier auf als begeisterter Anhänger der Zusammenlegung der Felder, von der er die größten Vortheile für die Landwirthschaft erwartet und zeigt damit, welch tiefen Eindruck auf seinen empfänglichen Sinn die verschiedenartigsten ökonomischen Neuerungen gleichmäßig hervorbringen konnten. Dann spricht er sich beim Vergleich der größeren Landgüter mit den kleinen für die ersteren aus und urtheilt auch über die Verpachtung günstig, — beide Anschauungen offenbar beeinflußt durch den Hinblick auf England, dessen Zustände ihm in allen Punkten beneidens- und darum erstrebenswerth schienen. Endlich ist es bemerkenswerth, daß er empfiehlt, die deutsche Auswanderung statt nach Amerika nach Ungarn zu lenken; denn er läßt hierdurch erkennen, daß seine Aufmerksamkeit schon anfing, wieder auf neue Länder, die vorher seinem Gesichtskreis ferne gelegen, sich zu richten. Seine litterarische Thätigkeit steigerte sich 1843. Seit dem Anfang dieses Jahres veröffentlichte er eine Wochenschrift, das „Zollvereinsblatt", die speciell den

handelspolitischen Fragen gewidmet war und die Anschauung von der Pflicht des Staates, die Industrie durch hohe Sätze des Zolltarifs, außerdem, soweit es damit zu vereinigen, durch Erweiterung des Absatzes zu fördern, verbreiten sollte. In diesem Blatte nun kam die Eigenart seines Talentes zu ihrem Recht und die Stärke desselben zu ihrer vollen Erscheinung. Diejenigen Jahrgänge und Nummern, denen L. seine ganze Kraft gewidmet hat, können als bleibendes Muster dienen für ein Parteiorgan, das Alles auf einen einzigen Gedanken bezieht und doch gerade durch die unaufhörlich wechselnde Umhüllung, aus der es denselben hervortreten läßt, ihm stets neue Anziehungskraft verleiht. Dazu tritt selbst innerhalb der Beschränkung, welche die Tendenz auferlegt, die ungewöhnliche Begabung des Herausgebers für glückliche Auswahl und gefällige Behandlung des Stoffes auf das Deutlichste hervor. Freilich konnte nach kurzer Zeit den lebhaften Mann die bei allem Wechsel der Anregungen immerhin äußerlich gleichmäßige Beschäftigung als Journalist nicht mehr ausfüllen, zumal wol auch der Lohn, den er durch Anerkennung und materiellen Gewinn empfing, nicht im Verhältniß stand zu der Größe der geforderten Anstrengungen. Ohne daß er darum Anfangs seine Arbeiten für die Zeitschrift einschränkte, befand er sich seit dem Sommer 1844 lange Zeit auf Reisen. Zuerst war er in Belgien und bemühte sich den dortigen Handelskammern und dem Ministerium selbst die Vortheile eines Handelsvertrags mit dem Zollverein zu entwickeln. Im Herbst erschien er auf der Versammlung der Land- und Forstwirthe in München und trat mit einem Vortrag auf, worin er seine Lehre, daß die Beschützung der Industrie auch auf den Ackerbau günstig zurückwirke, zu beweisen suchte; freilich konnte er in diesem Kreise für seine doch zunächst den Interessen anderer Berufsstände gewidmeten Bestrebungen keinen Anklang finden. Von hier begab er sich nach Ungarn, das wegen seiner unfertigen und zugleich unhaltbaren öffentlichen Zustände einem ideenreichen Reformator die ersprießlichste Wirksamkeit versprach. Im November und December 1844 reiste er dort umher, mit den hervorragendsten Angehörigen des Landes über die Verbesserungen, deren dasselbe bedürfe, Ansichten austauschend. Nach Wien zurückgekehrt, wo er mit großer Auszeichnung empfangen, auch (am 23. December 1844) durch ein großes öffentliches Bankett geehrt wurde, bemühte er sich die Regierung für diejenigen Maßnahmen zu interessiren, von denen ihm theils eine Abhülfe der Mißstände in Ungarn, theils eine Hebung der Macht des Gesammtstaates bedingt zu sein schien. Abgesehen von umfassenden Verbesserungen der Communicationswege, die er vorschlug und deren Nutzen wie Ausführbarkeit er mit gewohnter Meisterschaft entwickelte, empfahl er namentlich auch die Beseitigung der Zollgrenze zwischen den Reichstheilen und wußte hierbei die Argumente, die für Verkehrsfreiheit sprechen, so gut ins Licht zu setzen wie sonst seine Theorie der Beschränkung. Ein halbes Jahr, bis in den Sommer 1845, verweilte er in Wien. Er scheint, nachdem er in Deutschland vergeblich eine seiner Befähigung entsprechende öffentliche Stellung zu erlangen gesucht hatte, seine Hoffnung auf den Kaiserstaat gesetzt zu haben, dessen stagnirende Zustände in der That der frische Hauch des List'schen Geistes durch die fruchtbarsten Anregungen hätte beleben können. Allein auch in Oesterreich führte die Gunst, welche einzelnen der von ihm vertretenen Bestrebungen in den maßgebenden Kreisen gezeigt wurde, doch nicht zu dem Wunsch, ihn dauernd im Lande zu fesseln. Im Juli 1845 war er wieder in Augsburg, getäuscht in den Erwartungen, mit denen er vor dem Antritt seiner Reise und während derselben sich geschmeichelt hatte. Dem Zollvereinsblatt wandte er sich mit erneutem Eifer zu und es fehlte jetzt auch nicht an Zeichen der Dankbarkeit, die ihm von Seiten der Industriellen zugingen. Aber die Sache, für die er kämpfte, war doch vom Siege recht weit entfernt. Das zeigte sich gerade damals einerseits in den Karlsruher Conferenzen

der Zollvereinsstaaten, deren Beschlüsse fast durchweg mit seinen schutzzöllnerischen Vorschlägen in Widerspruch standen, dann aber auch in den zunehmenden Angriffen, denen er seine Theorieen ausgesetzt sah. Es steht damit gewiß im Zusammenhang, wenn in seiner Zeitschrift, namentlich seit Anfang des Jahres 1846, der Ton leidenschaftlicher und gereizter, der Inhalt, von dem persönliche Erörterungen einen großen Theil bilden, unerquicklicher wird. Im März und April 1846 hielt sich L. in München auf, um während der Kammerverhandlungen über die Zollfragen mit den Abgeordneten in persönlicher Berührung zu sein. Nach seiner Rückkehr erfolgte ein Ereigniß, das wol als ein empfindliches Symptom gelten konnte für den geringen Fortschritt, den die Annahme seiner Lehre aufzuweisen hatte. Der Buchhändler Cotta nämlich gab gegen Ende April den Verlag seiner Zeitschrift auf. L. seinerseits setzte darum doch die Herausgabe des Blattes fort; aber auch ihm mochte die Wirksamkeit desselben in einem ungünstigeren Lichte erscheinen und er wandte einen großen Theil seiner Thätigkeit und seiner vollen Hoffnungen einem neuen Plane zu. Er wollte für die Durchführung der Sache, deren Vorkämpfer er seit Jahren war, bei dem natürlichen und gleichsam rechtmäßigen Gegner derselben Hülfe suchen. Hatte er hauptsächlich gegenüber der Concurrenz der Engländer Zollschutz verlangt, also eine Schädigung englischer Exporteure und Fabrikanten befürwortet, so sollten ihm — das wagte er zu hoffen — jetzt die englischen Staatsmänner seine Vorschläge durchsetzen helfen, da die deutschen sich nicht willfährig zeigten. Er wollte das englische Volk überzeugen, daß die Kräftigung Deutschlands, die in Folge eines entschiedeneren Schutzsystems eintreten werde, wenn auch ökonomisch nachtheilig, in politischer Hinsicht für England ein unschätzbarer Vortheil sei, indem dessen gefährliche Rivalen Frankreich und Rußland dadurch an Macht und Einfluß wesentlich einbüßen würden. Von diesem Gedanken erfüllt, reiste er im Juni 1846 nach London und reichte dort dem Ministerium eine Denkschrift ein, worin er seine Ideen ausführlich darlegte. So auffallend und fast abenteuerlich dieses Vorgehen erscheinen mag, so hat dasselbe doch die Bedeutung, daß dadurch zweierlei ganz außer Zweifel gestellt wird. Einerseits nämlich drückt sich darin aus, wie aufrichtig er selbst überzeugt war, daß in den Schutzzöllen und in der durch sie erweckten Industrie die wichtigste Förderung der Wohlfahrt Deutschlands bestehe; andererseits liegt hier das deutlichste Zeichen vor von der hohen Meinung, die er in Betreff der Weisheit und Vorurtheilslosigkeit englischer Staatsverwaltung hegte. Allerdings konnte der leitende Minister, der gerade in seinem eigenen Lande das Schutzsystem verließ, die Voraussetzung nicht zugeben, daß die Befolgung desselben Deutschland zum Heile gereichen werde, und so fiel selbstverständlich die Antwort auf die Denkschrift ablehnend aus. Damit war schon der Plan vereitelt. Es hätte höchstens noch L. in Deutschland als Verdienst gedankt werden können, daß er denselben gefaßt hatte; aber auch das war nicht der Fall. Denn die Abschrift seiner Ausarbeitung, die er an den König von Preußen sandte, brachte ihm nicht mehr als eine höfliche Empfangsanzeige ein. Was er an litterarischer Ausbeutung in England gewann, war unbedeutend, und so kehrte er von der Reise auf das Tiefste verstimmt und auch körperlich erschöpft im September nach Augsburg zurück und sah sich wieder den unerfreulichen Verhältnissen und der lästigen Aufgabe gegenüber, in die er sich nicht mehr finden konnte. Im November suchte er durch eine Reise sich zu zerstreuen und zu erholen. Er ging nach München und beschloß dort weiter nach dem Süden sich zu wenden, um durch Fußwanderungen seine erschütterte Gesundheit zu verbessern. Er kam bis Schwaz in der Nähe von Innsbruck; aber das schlechte Wetter zwang ihn umzukehren. Sein Befinden hatte sich inzwischen nur verschlimmert und ließ ihm seine Lage, die er schon lange als eine traurige be-

trachtete, in immer trüberem Lichte erscheinen. In völliger Verzweiflung verbrachte er einige furchtbare Tage in Kufstein und am 30. November 1846 machte er seinem Leben in der Nähe dieser Stadt ein Ende. Auf ihrem Kirchhof wurde er beerdigt. Sein vorzeitiger und gewaltsamer Tod erregte in ganz Deutschland die tiefste Theilnahme. Der König von Baiern setzte seiner Wittwe und seinen beiden unverheiratheten Töchtern Pensionen aus; eine Sammlung wurde in vielen süddeutschen Städten zum Besten seiner Hinterbliebenen veranstaltet, an der sich der König von Württemberg mit einem Beitrag von 2000 Gulden betheiligte; für die Herstellung eines würdigen Grabmales sorgten seine Verehrer. 1863 ist ihm in seiner Vaterstadt Reutlingen eine eherne Statue errichtet worden, sowie auch sein Geburtshaus jetzt eine Gedenktafel trägt. List's eigenthümlichstes Streben in seiner älteren Zeit wie später war darauf gerichtet, dem lässigen und vorurtheilsvollen Stand der berufsmäßigen Staatsdiener die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu entwinden und über die Lebensinteressen der Nation diejenigen bestimmen zu lassen, die von dem Ausfall der Entscheidung am nächsten berührt werden. Trotzdem hat er zuletzt viel vergebliche Mühe darauf verwandt, zur Verwirklichung seiner gemeinnützigen Pläne eine amtliche Stellung zu erlangen. Dieser Widerspruch hat sein trauriges Ende herbeigeführt. Die Wirksamkeit seiner Lehre und seinen Ruhm bei der Nachwelt hat sein früher Tod nicht beeinträchtigt. Denn seine Kraft war, als er starb, durch die Geistesanstrengungen und die Seelenschmerzen, die er ertragen, erschöpft, und das Beste, was er in sich trug, hatte er der Welt bereits gegeben. Die Erfahrungen der Folgezeit haben nicht bestätigt, daß nur auf dem von ihm vorgeschlagenen Wege das wirthschaftliche Aufblühen Deutschlands erfolgen konnte. Aber seine bleibende Bedeutung beruht auch nicht auf den Einzelheiten seiner Lehrsätze und Entwürfe, sondern auf einem dreifachen großen Verdienst, das man ihm niemals wird bestreiten können. Einmal hat er allein unter den liberalen Wortführern seiner Zeit die Bedeutung der wirthschaftlichen Fragen neben den politischen, ja vor denselben erkannt und vertreten. Zweitens lebte in ihm ein tiefes Verständniß für die allmähliche Entwickelung und Vervollkommnung der Formen des wirthschaftlichen Lebens, deren höchste er in seinem Lande verwirklicht zu sehen strebte. Endlich hat er eine ausgezeichnete Stellung durch die formellen Vorzüge seiner Schriften. Nicht aus der Studirstube hervorgegangen, sondern aus der Praxis und beherrscht von dem Verlangen, das praktische Leben unmittelbar zu beeinflussen, hat er wie kaum ein Zweiter unter allen nationalökonomischen Autoren klare, fesselnde und wirkungsvolle Darstellungen hinterlassen. So gehören denn seine Schriften zu der namentlich in Deutschland geringen Zahl von Werken über fachwissenschaftliche Gegenstände, denen eine Stelle in der Nationallitteratur gesichert ist.

L.'s Leben ist bald nach seinem Ende von einer Reihe sehr namhafter Schriftsteller als Ganzes oder in einzelnen seiner Theile kurz besprochen worden, so von D. F. Strauß in den Jahrbüchern der Gegenwart, von Mathy in der Rundschau, von Laube in den Grenzboten, von Welcker im Staatslexikon. Eine ausführliche Biographie mit Benutzung aller zugänglichen Materialien hat Häusser verfaßt: „Friedrich List's Leben. Aus seinem Nachlasse bearbeitet" (auch unter dem Titel: Friedrich List's gesammelte Schriften, herausgegeben von Ludwig Häusser, Bd. I, Stuttgart und Tübingen 1850). Die von Häusser veröffentlichte Gesammtausgabe der Schriften enthält gerade die weniger leicht zugänglichen nicht; namentlich fehlen fast alle Veröffentlichungen über Eisenbahnen und die zwei englischen Schriften. — Ueber L.'s Bedeutung urtheilen die Arbeiten über die Geschichte der Nationalökonomie: Twiss, view of the progress of political economy. p. 247 ss.; Hildebrand, Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft, I. S. 59—97; Kautz, Die geschichtliche Ent=

wickelung der Nationalökonomik und ihrer Litteratur, S. 670—684; Dühring, Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus, S. 324—364; Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland, S. 970—991; Derselbe, in Lindau's Nord und Süd, Jahrg. III, Heft 7; Eisenhart, Gesch. der Nationalökonomik, S. 138—162. E. Leser.

List: Nicolas L., gewöhnlich Nickel L. genannt, berüchtigter Räuberhauptmann. Im J. 1650 in Waldenburg bei Zwickau in Kursachsen als Sohn armer Leute geboren, zeigte er schon in früher Jugend Neigung zu wissenschaftlichen Studien, namentlich zur Chemie und Arzneikunde und besaß außerordentliche Geistesgaben. Um sich die Mittel zu seinen Lieblingsstudien zu verschaffen, ging er in den Dienst vornehmer Herren, eignete sich dabei die Sitten und Manieren der vornehmen Welt an, nahm aber dann Kriegsdienste bei der Reiterei der kurbrandenburgischen Truppen, that sich durch gutes Betragen, Muth und Tapferkeit hervor, focht mit Auszeichnung in der Schlacht von Fehrbellin, machte die Feldzüge im Elsaß gegen die Franzosen und in Ungarn gegen die Türken mit, war bei der blutigen Belagerung der Stadt Ofen (1686) und erbat und erhielt endlich seinen ehrenvollen Abschied. Mit ansehnlicher Beute aus den türkischen Feldzügen ging er in sein Vaterland zurück, erkaufte die Schenke zu Ramsdorf bei Borna in Sachsen, verheirathete sich, betrieb neben der Schenkwirthschaft seine wieder aufgenommenen chemischen und medicinischen Studien und genoß, mit seinem Schicksale zufrieden, geachtet und geehrt, ein häusliches Glück und die wohlverdiente Ruhe. Beides hätte von Dauer sein können, wenn sich nicht bei ihm nach und nach mehrere wilde und wüste Gesellen eingelagert hätten, denen er, weil sie frühere Kriegskameraden von ihm waren, gerade um deswillen sein Haus nicht verschließen zu können glaubte, selbst dann nicht — und darin lag der erste Schritt zu seinem Verderben — als er erfuhr, daß diese Gäste dem Räuber- und Diebeshandwerk oblagen, die kein Mittel unversucht ließen, ihn, weil sie seinen Muth und seine Entschlossenheit kannten, zu ihrem Genossen anzuwerben. Wies er anfänglich auch dieses Ansinnen mit Entschiedenheit zurück, so wurde doch sein Widerstand nach und nach immer schwächer, seine sittliche Kraft immer gelähmter, die alte Rauf- und Beutelust erwachte und endlich ließ er sich zur Theilnahme an einem Raubzuge, der einer Frau v. Tettau auf einem Gute unweit Plauen galt, überreden, der ihm einen Beuteantheil von 1200 Thalern eintrug. Hiermit war der Würfel über ihn gefallen und ehe er sich dessen versah, lag der „Fluch der bösen That“ auf seinem Haupte. Denn seine Kameraden, weit davon entfernt, sich mit dieser einzigen Theilnahme an einem Raube zu begnügen, drohten mit der Anzeige derselben bei der Obrigkeit, auch nachdem L. ihnen seinen Beuteantheil überlassen, und raubten sogar zwei Mal in seiner Abwesenheit seine Wohnung aus, raubten ihm selbst die hoch und theuer gehaltene Beute aus dem Türkenkriege, um Alles sofort wieder zu vergeuden und — er mußte dazu schweigen, weil seine ganze Existenz in ihren Händen war. Um dieser entsetzlichen Lage ein Ende zu machen und sich dem unseligen Netze zu entziehen, mit dem er umgarnt war, verkaufte L. sein Anwesen in Ramsdorf und kaufte mit dem Reste seines Vermögens das Wirthshaus zu Beutha bei Hartenstein im Schönburgischen, in der Hoffnung, daß ihn hier die Mitwisser seines Verbrechens in Ruhe lassen würden. Aber er hatte sich getäuscht. Bald lagerten sich auch hier seine Peiniger bei ihm ein, setzten ihre Drohungen fort, verführten sogar seine Frau zur Untreue und nun war das letzte Band, das ihn an ein ehrliches Leben fesselte, zerrissen. Mit einem verzweifelten Entschlusse verkündete er den Mitwissern seines Verbrechens, daß er der ihrige sei, und bald war er — das wußten und wollten jene nur — ihr Hauptmann und sein Haus zu Beutha wurde zur Räuberhöhle. Hier wurden die ver-

wegensten Einbrüche geplant, von hier aus wurden sie in der Nähe und in der Ferne unter List's Führung ausgeführt, hier wurde die Beute getheilt und verpraßt. An einem frühen Morgen um Ostern des Jahres 1695 aber, während L. nach einer durchschwelgten Nacht mit seinen Raubgesellen noch im Bett lag, wurde das Haus von bewaffneter Macht umstellt, der Landrichter von Schönburg dringt mit Folge ins Haus; L., im Bett überrascht, reißt die Pistolen von der Wand, schießt zwei der eingedrungenen Gerichtspersonen nieder, die ganze Mannschaft ergreift im panischen Schrecken die Flucht und L. mit seinen Gesellen ist gerettet, um für immer aus der Gegend zu verschwinden.

Von nun machte eine Räuberbande ganz Mittel- und Norddeutschland unsicher. Kein Verschluß gewährte mehr Schutz; aus den festesten Gewölben, aus Kirchen und Schlössern wurden die Schätze geraubt, ohne daß die Räuber eine Spur hinterließen. Sie kamen in der Nacht, sie verschwanden in der Nacht, wie wenn sie der Erdboden verschlungen hätte. Heute waren sie in der Lausitz, in acht Tagen in Sachsen, dann in Hannover, im Braunschweigischen, in Brandenburg, in Franken. Unzählig sind die Räubereien, die damals verübt wurden und jeden Besitzenden um sein Eigenthum zittern machten. Besonderes allgemeines Aufsehen erregte es aber, als um jene Zeit aus der Kirche des Klosters zu St. Michael in Lüneburg die sogenannte güldene Tafel, ein uraltes, aus Gold, Perlen und Edelsteinen zusammengesetztes, Darstellungen aus der heiligen Geschichte in getriebener Arbeit enthaltendes Kleinod von unschätzbarem Werthe, und aus dem Kellergewölbe des Domes zu Hamburg „eine Tonne Goldes“ den Räubern zum Opfer fiel.

Zwar lag damals das Ende des 30jährigen Krieges fast 50 Jahre hinter dem lebenden Geschlechte, aber es lasteten auf letzterem die unseligen Folgen noch lange Zeit und es vergingen noch viele Jahre, ehe eine allgemeinere Gesittung jene Verwilderung der Sitten allmählich verdrängte, welche die entlassenen Soldaten und zum Theil die von Haus und Hof getriebenen Bauern, jedem friedlichen Berufe entfremdet, auch dem kommenden Geschlechte noch einzuimpfen bemüht waren. Darum waren gegen das Ende des 17. Jahrhunderts noch Raub, Mord, Brand und Diebstahl in Deutschland an der Tagesordnung und Freund Hämmerling war aller Orten ein vielbeschäftigter Mann, der die lustigen Dreifüße auf den Höhen und die Räder und Pfähle an den Heerstraßen gar anmuthig mit baumelnden Leichen und aufgenagelten grinsenden Köpfen zu schmücken verstand. Dabei leistete die Zersplitterung Deutschlands in mehrere Hundert selbständige Gebiete dem Räuberwesen außerordentlichen Vorschub, weil sie die Verfolgung erschwerte und die Steifheit und Zopfigkeit der Patrimonialjustiz, die Eifersucht und das Bestreben der Beamten, kein Titelchen von ihren Rechten zu vergeben einerseits, sowie die Indolenz und das Bestreben den Gerichtsherren keine Kosten zu verursachen andererseits, begünstigten, ganz abgesehen von den damals fehlenden, der öffentlichen Sicherheit dienenden modernen Instituten, das Räuberwesen in enormer Weise. Es sei hierbei noch erwähnt, daß man es damals nicht mit einer immer beisammen bleibenden, zusammen lagernden und in irgend einer Höhle sich aufhaltenden Bande, sondern mit Räubern zu thun hatte, die, ein bürgerliches Gewerbe zum Scheine betreibend, von dem Hauptmann zu jedem einzelnen Raubzuge aufgeboten wurden, nach dessen Vollendung aber in alle Winde zerstoben.

Es würde übrigens die Grenze dieser Skizze weit übersteigen, wenn wir uns auch nur über einen kleinen Theil der verübten Räubereien, oder über einzelne hervorragende Mitglieder der Bande, über ihre Tactik in der Aufspürung der Gelegenheiten, über den Vertrieb der geraubten Werthsachen (wobei übrigens Juden die vorzüglichsten Dienste leisteten) verbreiten wollten, es sei hier nur ein

Bild aufgerollt, welches den Räuberhauptmann L. in seinem Glanze und in seiner eminenten Thätigkeit darstellt. In die Stadt Hannover zog um jene Zeit eine vornehme Herrschaft ein und nahm in einem großen Hause ihren Wohnsitz, der Freiherr Johann Rudolf von der Mosel mit Gemahlin; er brachte seine Jäger, Lakaien und Reitknechte mit und lebte auf einem großen Fuße. Der Herr Freiherr ließ sich selten, aber dann nur in der damals modernen Allongenperücke und sonstigen reichen Kleidung sehen und lag, wie es hieß, meistentheils chemischen und alchymistischen Studien ob. Desto weniger zurückgezogen lebte die schöne Frau Gemahlin. Sie unterhielt, in Sammt und Seide rauschend, um sich einen Liebeshof, in welchem sie, umschwärmt von alamodischen jungen Herren, deren Huldigungen entgegennahm, während der Herr Gemahl, der Sitte der Zeit folgend, sich um diese Kleinigkeiten nicht kümmernd, die Botschaften und Meldungen fremder Männer von seinen Gütern im Holsteinischen empfing, um dann oft viele Tage lang in seinem Laboratorium zu arbeiten und theils incognito, theils in Begleitung seiner Diener Reisen von mehreren Wochen, aber niemals um bloßer Bagatellen willen, zu unternehmen, auf denen ihn zuweilen die Frau Gemahlin begleitete. — Dieser Freiherr von der Mosel war niemand Anderes als Nickel L.; seine Jäger, Lakaien und Reitknechte waren die allerverwegensten und raffinirtesten Raubgesellen und die ab- und zugehenden Boten waren Mitglieder der Bande, welche Kundschaft von „zu hebenden Schätzen“ und von der Art und Weise ihrer Verwahrung mit den Abdrücken der verschiedenen Schlüssellöcher in Wachs überbrachten und das Laboratorium des Freiherrn war — eine Schlosserwerkstatt, in welcher er die verschiedenen Nachschlüssel und Dietriche anfertigte, denn hierin sowie in anderen mechanischen Arbeiten besaß er eine unübertroffene Meisterschaft, von der er noch am Tage vor seiner Hinrichtung in Celle vor der Untersuchungscommission dadurch eine glänzende Probe ablegte, daß er sich vor ihren Augen mittels der geringfügigsten Hülfsmittel seiner schweren und festen Bande so entledigte, daß er frei und des Gebrauchs aller seiner Glieder mächtig vor das mit Entsetzen zurückprallende Collegium trat, um bald darauf schwermüthig lächelnd dem kopfschüttelnden Schließer seine Glieder zur Wiederfesselung mit den schwersten Ketten und Schlössern freiwillig zu bieten. In den Augen des Volkes galt er für gefroren, d. i. hieb-, stich- und kugelfest und für ausgestattet mit den Hülfsmitteln der schwarzen Magie. Die angebliche Gemahlin aber war Anna v. Sien, die Frau eines Weinhändlers in Hamburg, wo er sie kennen gelernt und für seine Zwecke brauchbar befunden hatte. Sie wird als eine höchst verschmitzte und durchtriebene Courtisane geschildert, die vielfach und mit großem Geschick bei der Ausspürung von Diebstahlsgelegenheiten und beim Verwerthen geraubter Kostbarkeiten sich betheiligt hatte. Es gelang auch trotz der eifrigsten Bemühungen nicht, ihrer habhaft zu werden. — So plötzlich wie er dort aufgetaucht war, verschwand eines Tages der Pseudofreiherr v. d. Mosel von Hannover, um in anderen Städten des nordwestlichen Deutschlands bald in der Rolle eines hochgelahrten Doctors der Medicin, unter bedeutendem Zulaufe, bald als Roßhändler aufzutreten. Er verließ indessen diese Gegenden wieder, um den Schauplatz seiner Thaten abermals nach Mitteldeutschland zu verlegen. Franken, Vogtland und Thüringen waren Gebiete, auf denen er sich heimisch fühlte. Bald genug wurde seine Anwesenheit dort fühlbar. Edelhöfe, Pfarrhäuser, Krämer wurden heimgesucht, auch der Kirchenraub fortgesetzt. So wurde die Kirche zu Waldenburg und zuletzt in der Nacht vom 14. Juli 1698 die zu Wunsiedel erbrochen und geplündert, in der nächsten Nacht aber die Kasse des markgräflich brandenburg-baireuthischen Adjuncten Schmidt in der Nähe von Hof ausgeraubt. L. lag am nächsten Morgen mit vier seiner Raubgenossen in der neuen Schenke bei Hof im tiefen Schlaf im Bett, als die Schenke von markgräflichen Reitern, den

Adjunct Schmidt an der Spitze, umstellt wurde. In dem blutigen Gefechte, das sich zwischen den Markgräflichen und den Räubern entwickelte, wurde Schmidt, von zwei Kugeln durchbohrt, ein Opfer seiner Pflichttreue. L. wehrte sich wie ein Rasender, aber auch die Markgräflichen kämpften mit Todesverachtung. List's Stunde hatte geschlagen. Zwar konnten ihn kaum drei der Markgräflichen, die sich auf ihn geworfen, bezwingen und fast hätte er sich ihnen entwunden, um das Weite zu suchen, wenn nicht der furchtbare Schlag eines entschlossenen Mannes mit einem keulenartigen Prügel ihn betäubt und wehrlos hingestreckt hätte. Ein Selbstmordversuch, den er machte, wurde vereitelt. Zwei der Räuber entkamen, zwei andere aber wurden mit ihm gefangen, um bald darauf in Hof unter dem Beile des Henkers zu sterben. Mit ihnen wurde L. nach Hof geführt und in das Gefängniß des markgräflich brandenburgisch-baireuthischen Hofgerichts daselbst eingesetzt. Hier hielt er den ersten Grad der Tortur aus und wurde zum Tode des Lebendigverbrennens nach vorgängiger Schleifung auf die Richtstätte wegen der im Bereiche des Hofgerichts begangenen Verbrechen verurtheilt. — Wol hauptsächlich durch den Raub der „güldenen Tafel“ in Lüneburg angeregt, hatte der Fürst Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Celle, ein in jeder Beziehung energischer und thatkräftiger Herr, die Verfolgung der Räuber und die Zerstörung ihrer Bande sich zur Lebensaufgabe gemacht und es nach unendlicher Mühe dahin gebracht, daß in Celle unter dem Vorsitze des Amtmanns Dietrichs eine Art von Centraluntersuchungs- und Gerichtshof errichtet wurde, an welchen die Räuber aus ganz Deutschland zur Justificirung ausgeliefert wurden, insoweit es nicht einzelne Gerichte vorzogen, ihre Räuber selbst zu verurtheilen und köpfen und hängen zu lassen. In zwei sechsspännigen Wagen unter militärischer Bedeckung wurden nun zu Ende des Jahres 1698 aus ganz Deutschland die Räuber, und unter ihnen deren berüchtigtes und gefürchtetes Haupt, Nickel L., von Hof aus nach Celle transportirt, um hier inquirirt und justificirt zu werden. Die Daumschrauben, die Marterleiter, die spanischen Stiefeln, jene grausigen Kinder der Zeit, thaten denn auch ihre Schuldigkeit so, daß die ungeheuere Untersuchung in verhältnißmäßig kurzer Zeit zum Spruche geführt und — abgesehen von den gelinderen Strafen des Staupenschlags, des Kerkers ꝛc. — das Rad, der Galgen, der Scheiterhaufen mit ihren verschiedenen Schärfungen in Thätigkeit treten konnten. Schon am 21. März 1699 fanden die ersten Hinrichtungen an sechs Räubern und Raubgenossen statt. Unter ihnen befand sich auch der Regimentsquartiermeister Peermann, der Sohn eines Generallieutenants, denn auch aus den höheren Lebensstellungen hatten sich Mitglieder der List'schen Bande, von Goldgier getrieben, angeschlossen. Am 23. Mai 1699 fand die Hinrichtung von sieben weiteren Räubern statt und andere Hinrichtungen von Mitgliedern der Bande, deren Thatbestand erst später festgestellt werden konnte, zogen sich bis in das Jahr 1700 hinein. Besondere Ceremonien veranlaßten die vor der Hinrichtung der Juden zu ihrer Bekehrung zum Christenthume von der Geistlichkeit gemachten Versuche.

Eine Wiederholung der Tortur war bei L. unnöthig. Unter den Zeichen der tiefsten Reue bekannte er ohne Rückhalt und ohne jene Winkelzüge, mit denen gemeine Verbrecher in der Regel ihre Schandthaten zu leugnen oder zu beschönigen und den Richter irre zu führen bestrebt sind, alles, was er auf dem Gewissen hatte, auch die Blutschulden, mit Freimuth und ohne jene Ostentation, in der zuweilen verhärtete Sünder mit ihren Greuelthaten noch prahlen, er bekannte aber auch eben so offen die Mitschuld seiner Verbrechensgenossen, ja er entdeckte den Richtern unter Anderen die Verabredungen und gegenseitigen Ermuthigungen zum Aushalten aller Torturgrade, welche die bei der Bande befindlichen Juden während des Transportes, angeblich laut betend, in ihrer den nichtjüdischen

Reisegenossen unbekannten, wol aber dem Hauptmann verständlichen Sprache getroffen und ausgesprochen hatten und trug überhaupt dadurch ganz wesentlich zur Abkürzung der Untersuchung und zur Entdeckung und weiteren Verfolgung der noch auf freiem Fuße befindlichen Mitverbrecher bei. Seine Mitschuldigen ermahnte er zu offenen reumüthigen Geständnissen und nahm gern und mit Rührung den Zuspruch der Geistlichen an. In Celle milderte man in Erwägung seines „treuen und offenherzigen“ Bekenntnisses das in Hof bereits gefällte Urtheil auf Verordnung des Fürsten dahin, daß er nur zur Zerschmetterung der Glieder und zwar anstatt mittels Rades nur mittels eiserner Keulen verurtheilt wurde. Am 23. Mai 1699 wurde dieses Urtheil an ihm vollzogen. Auf dem Schaffote legte er vor der tiefgerührten Menge noch eine inbrünstige Beichte ab und noch als ihm beide Beine zerschmettert waren, rief er wiederholt die Worte aus: „Herr Jesu, sei mir armen Sünder gnädig!“

Fürtreffliches Denk-Mahl der Göttlichen Regierung, Bewiesen an der uhralten höchst berühmten Antiquität des Klosters St. Michaelis in Lüneburg, der in dem hohen Alter daselbst gestandenen Güldenen Tafel und anderer Kostbarkeiten, wie der gerechte Gott Dero Räuber gantz wunderbarlich entdecket, zugleich viele begangene zuvor gantz unerforschliche Kirchen-Räubereien und Diebstähle ans Licht gebracht und eine fast durch gantz Teutschland zertrennte höchst schädliche und gefährliche Diebesbande zum Theil der Hochfürstl. Cellischen Regierung zur gerechten Straffe in die Hände geliefert. — Alles aus denen von Hochgemeldeter Fürstl. Regierung dazu communiciereten IX Voluminibus Actorum der großen Inquisition und anderen gewissen Nachrichten, nach historischen Ablauff des gantzen Processes zusammen getragen und zur Ehre der göttlichen Providence, zur wahrhaften Nachricht der gantzen Geschichte, zum unvergeßlichen Angedenken der beraubten ansehnlichen Antiquität, wie auch zur diensamen Wissenschaft verschiedener wichtiger Dinge, auffgeschrieben und mit Kupferstücken versehen von M. Sigismund Hosemann, Consistoriali und Stadt-Predigern in Celle. 4. Auflage. Mit Chur- und Fürstl. sonderbahren Privilegiis p. p. Celle und Leipzig 1711. Hirt.

Listenius: Georg L. (Listen, List) heißt der Dichter dreier geistlichen Lieder, die sich in dem zweiten Theil der Koler'schen christlichen Hausgesänge (Nürnberg 1570) finden und bei Wackernagel, das deutsche Kirchenlied, Band 4, S. 589 ff., wieder abgedruckt sind. Er hat diese Lieder dem Wolffgang von Reibisch (Wolf Reibsch) zum Troste in seiner Gefangenschaft gedichtet. Ob er der Georg List ist, welcher gewöhnlich Lysthenius genannt wird und nach mancherlei Schicksalen als Hofprediger in Dresden 1596 starb, muß dahingestellt bleiben; vergl. hernach den Artikel Lysthenius. Jedenfalls ist unser Georg Listen nicht identisch mit Joachim Liesten oder Listenius, mit welchem ihn Goedeke und Koch (Geschichte des Kirchenliedes, 3. Aufl., II S. 347 f.) verwechseln. Dieser war Pfarrer zu Witstock und hat u. a. im J. 1586 über mehrere Gegenstände der biblischen Geschichte Gedichte drucken lassen.

Vergl. Wackernagel, Bibliographie, S. 413 f. Goedeke I, S. 185.

l. u.

Listenius: Nicolaus L., ein Musikschriftsteller, aus Brandenburg gebürtig, der um 1533 bei Rhau in Wittenberg ein sechs Bogen starkes theoretisches Werk, die Anfangsgründe der Musik enthaltend, herausgab, welches sich bis zum Jahre 1600 in unzähligen Ausgaben, an denen sich die deutschen Buchdrucker rund umher betheiligten, in der Gunst der Musikstudirenden erhielt. Es trägt anfänglich den Titel: „Rudimenta Musicae in gratiam studiosae juventutis diligenter comparata,“ später lautet er: „Musica Nicolai Listenii, ab authore denuo recognita, multisque novis regulis et exemplis adaucta, ac correctius

quam antea edita.“ Wie groß damals die Anzahl derer war, welche das Studium der Musik theils als Brotstudium, theils zur allgemeinen Bildung betrieben, erkennt man ganz besonders an solchen Erscheinungen; denn dies war nicht etwa das einzige Lehrbuch der Musik, was im 16. Jahrhundert eine so starke Verbreitung genoß; Rhau's Enchiridion und Heinrich Faber's Compendiolum (vide Monatsh. f. Musikg. X, 124 und II, 26) erfreuten sich im 16. Jahrh. derselben Gunst. Listenius' Lehrbuch findet sich auf allen größeren öffentlichen Bibliotheken und zahlreich im Privatbesitz. Rob. Eitner.

Listh: Johann L., Gelehrter, geb. am Anfang des 16. Jahrhunderts, † 1577. Die Familie des L. war eine Hermannstädter, der außer diesem L. auch noch ein Sohn entstammte (Sebastian), der litterarisch ebenfalls thätig gewesen. Auffallend ist, daß Beide, im Gegensatz zu den Volksgenossen, sich nicht der Reformation zugewendet hatten. Geheimer Sekretär der Königin Isabella, der Gemahlin resp. Wittwe Zapolya's, — von seiner Jugend ist nichts überliefert — trat L. in derselben Eigenschaft in König Ferdinand's Dienste, als derselbe Siebenbürgen übernahm (1551). Im J. 1555 heirathete er die Nichte des Graner Erzbischofs Nik. Olachus, auch eines Siebenbürgers, zu welcher Hochzeit das gesammte Hermannstädter Kapitel eingeladen wurde. Nach dem baldigen Tod der Gattin trat er in den geistlichen Stand, blieb aber dabei als Prokanzler, später als Kanzler auch im staatlichen Dienst; 1568 erhielt er das Bisthum Wesprim, 1573 das Bisthum Raab. Er ist Anfang 1577 gestorben. — L. gehört zu jenem humanistischen Kreise, der damals unter den hohen Würdenträgern der katholischen Kirche mehr als einen Vertreter in sich schloß, zu dem insbesondere auch Nik. Olachus zählte, ein Repräsentant zugleich jener Erscheinung, daß das sächsische Volk in Siebenbürgen, geistig und sittlich durch die Reformation gehoben, von seinen Männern eine ganze Reihe in fremde Dienste abgeben konnte. Seine schriftstellerische Thätigkeit erstreckt sich vorwiegend auf historische Gebiete. Außer einer Schilderung der Feierlichkeiten bei Maximilian's II. Krönung und Anmerkungen und Ergänzungen zu Bonfin schrieb er „Annales patrii“, die aber leider schon bei Lebzeiten des Verfassers verloren gegangen sind. Das Lobgedicht auf Sambucus ist nach der Sitte der Zeit und jenes Kreises verfaßt.

Trausch: Schriftstellerlexikon II. Band S. 361. Uj magyar Muzeum. Pest, 1854, Juniheft S. 489. F. Teutsch.

Litfaß, Buchdrucker und Buchhändler zu Berlin. Die noch heute in Berlin unter der Firma „E. Litfaß' Erben“ bestehende Buchdruckerei und Verlagshandlung wurde im Jahre 1795 durch Ernst Gregorius L. ins Leben gerufen, und zwar in demselben Hause, in welchem sie sich jetzt noch befindet: Adlerstraße 6. Der lokale Charakter der Druckerei trat schon bald nach der Gründung hervor; nebenher wurde der Verlag von Volksbüchern, Katechismen, Bilderfibeln u. s. w. betrieben. Bekannter wurde der Name L. während der Befreiungskriege durch den Druck und die Ausgabe der Extrablätter mit den Siegesberichten. Inmitten wachsender geschäftlicher Wirksamkeit wurde der Begründer der Firma im J. 1816 durch den Tod abgerufen. Der jüngste Sohn des Verstorbenen, Ernst Theodor Amandus L., war beim Tode des Vaters acht Tage alt. In seinem Stiefvater, dem Buchdrucker und Buchhändler Leopold Wilhelm Krause, einem thätigen und unternehmenden Mann, erwuchs dem bereits in gutem Ansehen stehenden Geschäfte ein kräftiger Förderer. Es gelang ihm, den witzsprühenden, genialen Saphir, der um jene Zeit mit großen Plänen und Hoffnungen, aber leerer Tasche nach Berlin gekommen war, zu fesseln, und dieser gab im Verein mit Angely, Ludwig Rellstab, Zedlitz, Cosmar, Gubitz u. A. in seinem Verlag die „Berliner Schnellpost“ heraus, ein Blatt, welches durch

sein frisches keckes Auftreten in der damaligen reaktionsschwangeren Zeit sich rasch viele Freunde erwarb. Ein auserlesener Kreis von Schriftstellern, als Oettinger, Adami, die Gebrüder Markgraff, Leopold Schweitzer, Friedrich von Sallet u. s. w. wurden durch die Mitarbeiterschaft dem Geschäfte näher gebracht; die Frucht dieser Verbindungen war neben anderen Unternehmen die Herausgabe des „Norddeutschen Frühlingsalmanachs" und die Begründung des „Berliner Figaro". Der junge L., welcher sich nach vollendeter Schulbildung dem Buchhandel gewidmet hatte, wurde durch die Regelung seiner Militärverhältnisse von einer größeren Reise zurückgerufen und übernahm im J. 1846 die alleinige Leitung der Druckerei. Er begann, den Anforderungen der Neuzeit entsprechend, mit einer vollständigen Reform in seiner Officin durch Aufstellung von Schnellpressen an Stelle der alten hölzernen, Beschaffung neuer Schriften u. s. w. Die Erfahrungen wiederholter Reisen nach Paris, London und Wien wurden benutzt und der Herstellung von Placaten schon in jener Zeit besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Durch Gründung des „Berliner Tagestelegraph" (1851), welcher in Verbindung mit der „Zwischenaktszeitung" noch heute ein beliebtes Hülfsmittel für Einheimische und Fremde ist, kam L. einem dringenden Bedürfnisse für die aufblühende Hauptstadt entgegen. Im folgenden Winter wurde sein Name noch bekannter durch eine Reihe glanzvoller Ballfeste, die er seinen Freunden gab, den sogenannten „Telegraphenbällen". Daß ihm neben dieser vielseitigen Thätigkeit noch Zeit zu ernsterer Beschäftigung verblieb, zeigt die Vollendung der Krünitz'schen Encyclopädie, jenes Riesenwerkes, von dem bereits 1856 der letzte, 248. Band versandt werden konnte. Es war im April 1854, als bei dem nimmer rastenden Manne die Idee entstand, an Stelle der die Häuser, Wände &c. verunzierenden Plakate an geeigneten Orten Anschlagsäulen von architektonischer Form aufzustellen, eine Idee, die nach ihrer Verwirklichung seinen Namen mit einem Schlage zu dem populärsten Berlins machte und ihm für immer einen Ehrenplatz in der Geschichte der Stadt sichert. Mit unermüdlichem Eifer arbeitete er unter Zuziehung von Sachverständigen an der Ausführung seines Plans; bereits im Januar des folgenden Jahres konnte eine ausführliche Skizze dem Polizei-Präsidium eingereicht und am 20. April das erste Fundament zu den Säulen gelegt werden. Der Tag der Uebergabe der zunächst in Aussicht genommenen 100 Säulen und 50 Brunnen-Umhüllungen zur öffentlichen Benutzung, der 1. Juli 1855, war für den Begründer des Unternehmens ein wahrer Ehrentag. Am frühen Morgen wurde er von einem Musikkorps begrüßt, die vor den Fenstern seiner Wohnung stehende Säule war reich bekränzt und Beweise der Anerkennung und Dankbarkeit kamen von allen Seiten. Bereits 1865 veranlaßte die fortwährende Vergrößerung der Stadt die Aufstellung von weiteren 50 Säulen. Im J. 1856 errichtete L. eine Centralkanzlei für Künstler jeden Genres, mit Ausnahme der dramatischen, in der Absicht, Engagements zu vermitteln, Kontrakte abzuschließen, geeignete Lokale nachzuweisen, kurz in derselben Weise wirksam zu sein wie die Theater-Bureaus für die dramatischen Künstler. Der wachsende Umfang der Druckerei veranlaßte ihn indessen bereits 1859 trotz des lebhaften Anklangs, den das Unternehmen fand, dasselbe aufzugeben. In den folgenden Jahren wurde dem Plakat- und Affichenwesen die größte Aufmerksamkeit gewidmet; die Zahl der Besteller mehrte sich von Tag zu Tag, selbst Aufträge von auswärts gingen regelmäßig ein und neue, größere Anschaffungen für die Druckerei waren die Folge der fortwährenden Ausdehnung des Geschäftsbetriebs. Vom J. 1856 ab, wo L. vom Prinzregenten von Preußen, dem jetzigen Kaiser Wilhelm, zum Ehrenmitgliede der allgemeinen Landesstiftung zur Unterstützung der vaterländischen Veteranen und invaliden Krieger ernannt wurde, datirt seine umfassende Thätigkeit auf dem Gebiete werkthätiger Menschen-

liebe, die ihm zur höchsten Ehre gereichte und ihm bei seinen Mitbürgern für immer unvergessen bleiben wird. Der durch seinen Beruf fast überlastete Mann versäumte nie eine Gelegenheit, wo es galt Gutes zu stiften und Leiden zu mildern, und so sehr er bemüht war, im Stillen zu wirken, so wurde der edle Geber doch oft genug erkannt und durch Anerkennung jeder Art gefeiert. Die großartigen Festlichkeiten, welche er bis kurz vor seinem Tode im Kroll'schen Etablissement bei jeder Gelegenheit veranstaltete, wo es galt schnell Hilfe zu schaffen, und bei denen er stets in uneigennützigster Weise sämmtliche Kosten auf sich nahm und den Reinertrag an die betreffenden Comités abführte, sind noch in Manches Erinnerung. Erwähnt mögen hier nur sein: die Todtenfeier für den verunglückten Feuerwerker Dobermont (1857) und die Feste zum Besten der Opfer des dänischen, des böhmischen und des französischen Kriegs. Der Wirkungskreis der Druckerei wurde zu Ende der fünfziger Jahre durch ein großartiges Formular-Magazin erweitert; die 1859 begründete und schnell beliebt gewordene „Theater-Zwischenaktszeitung" wurde mit dem „Tagestelegraph" verbunden. Im Sommer 1859, bei seinem Aufenthalte zu Loschwitz bei Dresden, ließ L. auf seine Kosten an der Schillerlinde des nahen Blasewitz einen Gedenkstein errichten. Die Enthüllung fand am 1. September bei Concert und Feuerwerk und im Beisein einer ungeheuern von nah und fern herbeigeströmten Menschenmenge statt; den Reinertrag von fast 500 Thalern verwandte er für Feuerbeschädigte im sächsischen Voigtlande und für die Blasewitzer Ortsarmen. Sein industrielles und privates Wirken fand jetzt auch an höchster Stelle gebührende Anerkennung; im J. 1861 wurde er zum Commissionsrath, 1863 zum königlichen Hofbuchdrucker, 1865 zum Ritter des Kronenordens, endlich 1867 zum Geheimen Commissionsrath ernannt. Im J. 1861 bereits wurde das Haus in der Adlerstraße 6, in dem die Officin sich nun seit 87 Jahren befindet, käuflich erworben; bei dieser Gelegenheit erfolgte außer dem Umbau des Hauses eine abermalige großartige Umgestaltung und Erweiterung der Geschäftsräume. Neben der Einführung des Buntdruckverfahrens wurde im Jahre 1868 eine lithographische Anstalt der Druckerei beigegeben. Am 16. Januar 1871 feierte L. unter außerordentlicher Theilnahme der berliner Bevölkerung das 25jährige Jubiläum seiner Geschäftsleitung. — Der unermüdlich thätige Mann starb am 27. December 1874 in Wiesbaden, wo er sich zur Kur aufhielt; seine Leiche wurde nach Berlin übergeführt und auf dem Werder'schen Kirchhofe beigesetzt. Zu seinen Erben hatte er seine minderjährigen Enkelkinder eingesetzt, für welche das Geschäft gegenwärtig unter Leitung des bisherigen Geschäftsführers und des Direktors der Buchdruckerei verwaltet wird. Am 1. Juli 1880 endete die Concessionsdauer für die Plakatsäulen; der berliner Magistrat schrieb eine Concurrenz für dieselben aus, und die Firma Litfaß' Erben wurde mit ihrem Gebote von 35 000 Mark jährlichem Pacht überboten. Seitdem liefert das Geschäft von seiner einstigen Specialität regelmäßig nur noch die Zettel für die königlichen und einige andere Theater, für den Cirkus Renz und für einige Ball-Lokale. Ernst L. war einer von jenen Männern, die nie rasten können, die, ein höchstes Ziel vor Augen, unentwegt vorwärtsschreiten und durch unermüdliche Ausdauer alle Hindernisse zu überwinden wissen. In seiner Vaterstadt wird sein Andenken für alle Zeiten ein gesegnetes bleiben.

Fr. Tietz, Ernst Litfaß' industrielle u. priv. Wirksamkeit. (Berlin 1871).

E. Bauer.

Lith: Johann Wilhelm von der L., Kameralist, geboren zu Ansbach 1709, † als fürstlich brandenburgischer wirklicher geheimer Hof- und Regierungs-, auch Consistorialrath ebendaselbst am 31. August 1775. Er war der älteste Sohn aus zweiter Ehe seines Vaters Joh. Wilh. v. d. L. († 1733), welcher

gleichfalls brandenburgisch-ansbachischer Kirchen- und Consistorialrath war, und wurde mit seinen acht Geschwistern im väterlichen Hause erzogen, das in Ansbach sich der allgemeinsten Hochachtung erfreute. Auch von unserem J. W. v. d. L. wird die Biederkeit des Charakters, sein gutes Herz, Dienstfertigkeit und Wohlthätigkeit besonders gerühmt. Ueber seine Lebensschicksale sind wir wenig unterrichtet; schon Vocke (Geburts- und Todtenalmanach Ansbachischer Gelehrter 1797 II S. 113) klagt, daß von dessen Lebensgeschichte, seines öfteren Ansuchens ohnerachtet, keine Nachricht erlangt werden konnte. Sein ganzes Leben war dem Staatsdienste in seinem Heimathland gewidmet; Rechtschaffenheit, Fleiß und Einsicht in den verschiedenen Zweigen des Justiz- und Kameralfachs zeichneten ihn immer aus und vielfache Verdienste hat er sich um das Fürstenthum Ansbach erworben. Von jeher ein Freund der Litteratur seines Faches, der deutschen wie der fremdländischen, hat er sich auch schon frühzeitig schriftstellerisch versucht — mit einer Reihe kleinerer Abhandlungen, die er dann als „vermischte Schriften" (Onolzbach 1760) gesammelt herausgab. Es sind unter denselben 10 verschiedene kritische Ausführungen über philosophische Gegenstände, eine Abhandlung über das politische Verhältniß der deutschen Ordenscommenden Ellingen, Nürnberg und Virnsperg zum Hause Brandenburg, drei Streitschriften über Gebiete des öffentlichen Rechts und eine weitläufige Abhandlung von den Tugenden der alten Römer. Wichtiger und von bleibendem Werthe sind seine beiden Finanzschriften: „Politische Betrachtungen über die verschiedenen Arten der Steuern", Breslau 1751, und „Neue vollständig erwiesene Abhandlung von den Steuern und deren vortheilhafter Einrichtung in einem Lande, nach den Grundsätzen einer wahren, die Verbesserung der Macht eines Regenten und die Glückseligkeit seiner Unterthanen wirkenden Staatskunst", Ulm 1766. In diesen Schriften ist v. d. L. ein charakteristischer Vertreter des unter dem Einflusse Montesquieu's modificirten Merkantilismus, sowie des aufgeklärten, politischen Absolutismus Friedrich's des Großen. Die Interessen der möglichsten Volksvermehrung wie des wirthschaftlichen Abschlusses des Staates besonders in Bezug auf die im Lande zu behaltenden Geldmengen sind auch für v. d. L. die Ausgangspunkte seiner nationalökonomischen Ansichten. In der guten Einrichtung der Steuern erblickt er den Angelpunkt des ganzen Finanzwesens und ist hier der letzte warme Vertreter der Universalaccise, wie sie in Theorie und Praxis der vorangegangenen Zeit so vielfach empfohlen und versucht war; besonders die letztgenannte Schrift ist auch heute noch reich an Rüstzeug zur Vertheidigung der indirecten Besteuerung. An Gegnern hat es dieser Auffassung freilich auch in jener Zeit nicht gefehlt; der schärfste unter ihnen war jedenfalls Justi (s. d. Art.), dem sich v. d. L. auch nicht gewachsen zeigte; denn Justi war überhaupt der bedeutendste Vertreter jener vertieften Einsicht in die Bedingungen des Staatswohls, die sich's an dem blinden Vertrauen auf die landesväterliche Fürsorge für das Wohl der Unterthanen nicht mehr genügen ließ, sondern nach den elementaren Kräften des Nationalwohlstands forschte. — Als posthumes Werk haben wir von L. das „Philosophische und juristische System von den Ehen", Ansbach 1777, in welchem mit etwas altväterischer Gelehrsamkeit besonders ausführlich von der Ehescheidung, den Verwandtschaftsehen, der Ehe zur linken Hand und von der Herrschaft der Ehemänner über ihre Weiber gehandelt wird. — v. d. L. war dreimal verheirathet; von seiner dritten Gattin, Sophia Meyerin von Baireuth, die sehr gelobt wird, hatte er (vermählt seit 29. Januar 1743) sechs Kinder, zwei Töchter und vier Söhne, von denen drei Offiziere waren. Von seinem Vater J. W. v. d. L. existirt eine „Disquisitio theologica et historica de adoratione panis consecrati et interdictione sacri calicis", die sein Sohn Johann Karl, Dechant zu Wassertrüdingen, im J. 1753 herausgab.

Hirsching, Handbuch. Bocke, Geburts- und Todtenalmanach Ansbachischer Gelehrter, II. 113. Meusel, Lexikon verstorbener Schriftsteller, VIII. 297. Roscher, Gesch. d. Nat.-Oek. Meine Abhandlung über den Accisestreit deutscher Finanztheoretiker, Tübinger Zeitschr. f. Staatswiss., 1865.

Inama.

Litschauer: Karl Joseph L., Maler, geb. am 1. März 1830 zu Wien, † am 8. August 1871 zu Düsseldorf. Er erhielt seine künstlerische Ausbildung in Wien, wo sein Vater als Beamter lebte, zuerst auf der k. k. Akademie, später im Atelier von Robert Waldmüller, ging aber infolge der politischen Ereignisse der J. 1848 und 49 nach Düsseldorf, wo er anfangs auf der Akademie und dann unter Tidemand's Leitung arbeitete, bis er sein eigenes Atelier bezog. Seine zahlreichen Gemälde schildern theils kriegerische Scenen, wie „Die Flucht aus dem Kloster", „Hinterhalt" u. a., theils Falschmünzer, Wilddiebe, Alchymisten und Wucherer in ihrem heimlichen Treiben oder sie behandeln harmlosere Begebenheiten aus den Werkstätten der Künstler, Waffenschmiede, Juwelenhändler ꝛc. Allen aber ist gute Zeichnung, harmonische Farbenstimmung und lebendige Auffassung nachzurühmen. Die meisten befinden sich in Privatbesitz, einige aber auch in öffentlichen Sammlungen, wie der k. k. Staatsgallerie des Belvedere in Wien, der nassauischen Landesgallerie in Wiesbaden u. a. — L. war seit 1864 Ehrenmitglied der k. Akademie der bildenden Künste zu Amsterdam und im Besitz der großen goldenen Medaille derselben.

M. Blanckarts, Düsseldorfer Künstler, Nekrologe aus den letzten 10 Jahren (Stuttgart 1877).

M. Blanckarts.

Litschower. Ein fahrender Sänger aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, der nach gemeiner Annahme nach der österreichischen Stadt Litschau an der böhmischen Grenze benannt ist. Bedeutend sind seine Sprüche in keiner Beziehung, doch ist in einigen der Stil des lehrhaften Vortrags gut getroffen. Seine Kunstreisen führten ihn auch nach Niederdeutschland; die Sachsen lobt er wegen ihrer Freigebigkeit und sonstigen Tugend; öfters klagt er über den Geiz der Herren und den Verfall der Ehre.

Mſ.H. 4, 699.

W. Wilmanns.

Lavater *): Johann Kaspar L., kein großer Mann, aber von bedeutendem Einfluß auf seine Zeit und auf die größten seiner Zeitgenossen, bei manchen Fehlern und Schwächen ein guter Mensch, wurde am 15. November 1741 zu Zürich geboren, wo sein Vater Johann Heinrich L. (December 1697 bis 4. Mai 1774), als Arzt und Mitglied der Regierung thätig war. Geistig bedeutender als der Vater war die Mutter, eine geborene Regula Escher (7. Juli 1706 bis 16. Januar 1773). Kaspar war ihr zwölftes Kind. Der Anfangs schüchterne und träge, später leichtsinnige und zwar eifriger, doch flüchtig und planlos arbeitende Knabe machte in der deutschen wie in der lateinischen Schule nur langsame Fortschritte. Zu beharrlicherer und erfolgreicherer Arbeit raffte er sich erst 1754 bei seinem Uebertritt in das Collegium humanitatis auf. Hier wirkten Bodmer und Breitinger als Lehrer; hier schloß L. den Bund der Freundschaft mit Heinrich Füßli, der sich nachmals als Maler auszeichnete, mit den Brüdern Felix, Jakob und Heinrich Heß. Zum Studium der Theologie machte ihn der

*) Zu S. 83.

fromme Gottesglaube, der im elterlichen Hause herrschte, von vorn herein geneigt. Definitiv hatte er sich schon 1751, durch einen Zufall angeregt, dazu entschlossen. Zu Ende des Jahres 1759 konnte er in die theologische Klasse eintreten. Nachdem er diese absolvirt hatte, wurde er im Frühling 1762 ordinirt oder, wie man in Zürich sagte, ins Ministerium aufgenommen.

Doch verharrte er vorläufig nur kurze Zeit in dieser Stellung. Im Verein mit Füßli war er (im Herbst 1762) erst anonym, dann offen mit einer Anklage gegen Junker Felix Grebel, den Schwiegersohn des regierenden Bürgermeisters, aufgetreten, der als Züricher Landvogt der Herrschaft Grüningen (1755—1761) sich zahlreiche Ungerechtigkeiten hatte zu Schulden kommen lassen. Trotz der ungewöhnlichen und ungesetzlichen Form ihres Verfahrens bestanden die beiden Freunde siegreich mit ihrer Klage, und ihre Kühnheit machte ihren Namen über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus berühmt. Dennoch schien es gerathen, daß sich die kühnen Vorkämpfer für das Recht auf einige Zeit von Zürich fern hielten. Auf Bodmer's und Breitinger's Rath begaben sie sich daher zusammen mit Felix Heß im März 1763 zu Johann Joachim Spalding (1714—1804), dem Verfasser der vielgelesenen „Betrachtung über die Bestimmung des Menschen", nach Barth in Schwedisch-Pommern. Professor Johann Georg Sulzer, der eben von einem Besuch des heimathlichen Winterthur nach Berlin zurückkehrte, begleitete sie und vermittelte ihre Bekanntschaft mit Ernesti, Gellert, Christian Felix Weiße, Zollikofer, Oeser in Leipzig, mit Gleim in Magdeburg, mit Moses Mendelssohn, Ramler, dem Hofprediger Sack und anderen in Berlin. Glückliche Tage verlebte L. in Barth. Seine theologisch-philosophischen Kenntnisse, seine poetische Anlage, sein Zeichentalent wurden gleichmäßig genährt. Namentlich aber pflanzte der innige Umgang mit einem Theologen, dessen Ansichten über das Christenthum so vielfach von den seinigen abwichen, in ihm jenen Sinn der religiösen Toleranz, den er sich immer wahrte, wie sehr er sich auch bemühte, Andersgläubige zu seiner Anschauung herüberzuziehen. Auch die Anfänge seiner schriftstellerischen Thätigkeit fielen in jene Zeit. Anonym ward er ein eifriger Mitarbeiter der „Ausführlichen und kritischen Nachrichten von den besten und merkwürdigsten Schriften unserer Zeit nebst anderen zur Gelehrtheit gehörigen Sachen" (Lindau, Frankfurt und Leipzig 1763). Ebenfalls anonym rügte er in zwei schneidigen Briefen die Schamlosigkeit Karl Friedrich Bahrdt's, der, damals noch in den Banden der Orthodoxie befangen, in seiner angeblich verbesserten Ausgabe von Martin Crugot's „Christen in der Einsamkeit" (1763) das Werk eines noch lebenden Verfassers eigenmächtig umgeändert und dessen Grundsätze verfälscht und verketzert hatte. Nach schwerem Abschied von dem väterlichen Freunde traten die drei Jünglinge am 1. März 1764 den Rückweg nach der Schweiz an. In Quedlinburg suchten sie Klopstock, in Halberstadt Gleim, in Braunschweig den Abt Jerusalem, Gärtner, Ebert und Zachariä, in Göttingen Michaelis und Kästner, in Frankfurt a. M. Karl Friedrich v. Moser auf.

Sittlich und geistig gereift kam L. zurück. Sein ernstes Streben ging jetzt dahin, im litterarischen und im bürgerlichen Leben sich eine feste Stellung zu gewinnen. Auch die Begründung eines eignen Hauswesens sollte dazu beitragen. Heinrich Heß führte ihm die Braut zu, Anna Schinz (geb. am 8. Juli 1742, † am 24. September 1815), die Tochter eines angesehenen Züricher Kaufmannes, ein einfaches, bescheidenes Mädchen von gutem Verstand und redlichem Wollen, an Mildherzigkeit und stiller Frömmigkeit Lavater'n ähnlich und durch ihr sanftes, schmiegsames Wesen gleichsam bestimmt, seine nervöse Reizbarkeit zu beschwichtigen. Nach kurzem Brautstand wurde am 3. Juni 1766 zu Greifensee bei Zürich die Hochzeit gefeiert.

Am 7. April 1769 wurde L. endlich als Diaconus an der Waisenhauskirche seiner Vaterstadt angestellt, 1775 zum Pfarrer daselbst befördert. Eine eigentliche Gemeinde erhielt er erst 1778 durch seine Wahl zum Diaconus der St. Peterskirche in Zürich. Von ihr vermochte ihn auch ein ehrenvoller Ruf zum dritten Prediger an der St. Ansgariuskirche in Bremen (Mai 1786) nicht zu trennen. Noch zu Ende desselben Jahres wurde er darauf zum Pfarrer bei St. Peter befördert. Sein Eintritt in das Züricher Consistorium war damit verbunden. In dieser Stelle hielt er bis an seinen Tod aus. Nie bereute er es, daß er dem Ruf in die Fremde nicht gefolgt war.

Mächtig wirkte er namentlich durch seine Predigten, zu denen die Hörer schaarenweise herbeiströmten. Viele seiner Kanzelreden wurden mit oder ohne seinen Willen einzeln gedruckt, bis schließlich eine Reihe von Sammlungen derselben, großentheils durch ihn selbst, veranstaltet wurden. Ganz und gar praktischer Natur, der jeweiligen Gelegenheit angemessen waren diese Predigten. L. lehrte, was er gerade für ein Bedürfniß der Zeit hielt. Aber im Grunde mahnte er doch nur immer aufs neue zum Glauben an Jesus Christus, „unser Alles und Einziges". Das „emporbrausende christusleere Christenthum" bekämpfte er noch mehr als die „vernunftlose Schwärmerei". Durchaus stellte er sich in einen Gegensatz zu den rationalistischen Predigern. Man warf ihm, zwar nicht ganz mit Recht, vor, er predige nur immer das Evangelium, nicht die Moral. Auf das rein dogmatische Gebiet begab er sich so gut wie nie; auf theologische Streitfragen ging er grundsätzlich nicht ein. Er suchte durchweg populär zu sein, wenn er gleich bisweilen Gegenstände behandelte, die über den Gedankenkreis des gemeinen Mannes hinauslagen. Bedeutend trat das lyrische Element bei ihm hervor. Stets trachtete er die religiöse Empfindung anzuregen. Seine persönliche Subjectivität prägte sich in allen Predigten stark aus. Mit Aufgebot der mannigfachsten rhetorischen Mittel suchte er auf Sinn und Gemüth seiner Hörer zu wirken, selbst auf die Gefahr hin, daß er ermüdend breit wurde. Und über der Macht seines Wortes vergaß man sogar seinen schweizerischen Dialekt.

Noch früher jedoch als der Ruhm des Kanzelredners breitete sich der des religiösen Erbauungsschriftstellers und des Dichters aus. Schon auf der Schule, dann wieder während seines Aufenthaltes zu Barth hatte L. mehrere geistliche Lieder verfaßt. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz ging er mit erneutem Eifer an diese Thätigkeit, die ihm während zweier Jahrzehnte eine der ernstesten und wichtigsten blieb. Seit 1765 veröffentlichte er so zunächst poetische Paraphrasen verschiedener Bibelstellen in sogenannten christlichen Hand- oder Jahrbüchlein, dann einzelne geistliche Gedichte in Sonderdrucken, endlich seit 1771 mehrere Hundert „Christliche Lieder" in zahlreichen Sammlungen. Von den älteren geistlichen Poeten scheint am meisten Gellert's Vorbild auf L. gewirkt zu haben. Aber an die Stelle der Gellert'schen Reflexion trat bei ihm die unmittelbare Empfindung. Auch der Inhalt seiner geistlichen Lieder war zuvörderst das Evangelium und erst in zweiter Linie die Moral. Schwächer und allgemeiner waren die Anklänge an Brockes und einige Dichter des 17. Jahrhunderts, die sich hie und da in Lavater's Liedern fanden. An einfachem, naiv-volksthümlichem Ausdruck, auch an natürlicher Frische und Innigkeit fehlte es diesen Liedern keineswegs, wol aber oft an kühnem poetischen Schwung. Von prosaischen Bildern und Redewendungen sind sie nicht sorgfältig genug gesäubert. Diction und Rhythmus ist überhaupt nachlässig behandelt.

Einige der ältesten und nicht die schlechtesten dieser Lieder erschienen in dem „Erinnerer", einer Monatsschrift, welche L. 1765—1767 nach dem Muster der moralischen Wochenschriften speciell für seine liebe Vaterstadt begründet hatte. Hier gab er auch die erste Kunde von seiner patriotischen Poesie. Durch

einen Vorschlag des Professors Planta aus Graubünden angeregt, veröffentlichte er Anfangs 1767 in Bern seine „Schweizerlieder. Von einem Mitgliede der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach“. Das Vorbild, dem er hier nachstrebte, Gleim's „Grenadierlieder“ mit ihrer Frische und originellen Kraft, erreichte L. keineswegs. Gleichwol wurden diese Gedichte in der Schweiz mit enthusiastischem Beifall aufgenommen und fanden wegen ihrer natürlichen Einfalt und reinen Gesinnung bald Eingang in die verschiedenen Schichten des Volks.

Weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus trug bald darauf den Namen des Dichters ein anderes, eigenartigeres Werk, die „Aussichten in die Ewigkeit“ (in drei Bänden 1768—1773, denen 1778 ein vierter Theil mit Zusätzen, Anmerkungen und Berichtigungen folgte). Das Buch erwuchs aus Briefen an Johann Georg Zimmermann über den Plan eines (nie ausgeführten) Gedichts von der Seligkeit der verklärten Christen. Im Anschluß an die Aussprüche der heiligen Schrift legte L. darin seine Vermuthungen über das zukünftige Leben dar, durchaus auf christlichem Fundamente fußend. Die wahrhaft große Grundanschauung, von der er dabei ausging, vermochte er jedoch auf die Dauer nicht festzuhalten. Vielmehr verlockte ihn die Sucht, auch über alle Besonderheiten des Lebens nach dem Tode seine Ansichten auszukramen, bald völlig in die Abgründe einer unfruchtbaren Mystik.

Vielfach stand er dabei unter dem Einfluß eines französischen Werkes, der „Palingénésie philosophique ou idées sur l'état passé et sur l'état futur des êtres vivants“ von Charles Bonnet (Genf 1769). L. sah in dem Buche zugleich die beste philosophische Untersuchung der Beweise für das Christenthum und entschloß sich daher es in seine Muttersprache zu übertragen und mit Anmerkungen zu versehen (2 Theile, Zürich 1769—1770). Den zweiten Theil seiner Uebersetzung widmete er Mendelssohn. Zugleich beschwor er diesen in wohlmeinender Absicht, aber mit tadelnswürdiger Verkennung aller bestehenden Verhältnisse bei dem Gott der Wahrheit, Bonnet's Beweise öffentlich zu widerlegen oder zu thun, „was Sokrates gethan hätte, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte“. Mendelssohn wehrte mit richtigem Tacte das peinliche Ansinnen überhaupt ab. Mild urtheilte er über L., der nun auch privatim und öffentlich seine Uebereilung zugestand. Nicht so die Zeitgenossen, die es an plumpem Spott (Lichtenberg's „Timorus“) und sogar an unredlichen Angriffen auf den Züricher Diaconus nicht fehlen ließen.

Beinahe noch mehr Aufsehen erregte dieser durch seine Exegese der Schriftstellen, die von der Kraft des Glaubens und Gebetes und von den Gaben des heiligen Geistes handeln. Er glaubte fest, daß die augenscheinlichen Wunderkräfte, welche dort den Gläubigen verheißen werden, keineswegs auf gewisse Personen, Umstände oder Zeiten eingeschränkt seien. Brieflich berieth er sich darüber mit zahlreichen gelehrten Theologen, ohne zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen. Auch als er darauf 1774 im ersten Bändchen seiner „Vermischten Schriften“ noch einmal seine Bedenken den „Mitforschern der Wahrheit“ vorlegte, kam er dem Ziele nicht näher, obgleich mehrfache Gegenschriften gegen seinen Aufsatz erschienen. Außer poetischen Versuchen und mehreren Stücken und Auszügen aus Briefen, Predigten und kleineren Aufsätzen Lavater's brachten die „Vermischten Schriften“ namentlich noch das „Denkmal auf Felix Heß“, den früh (1768) verstorbenen Jugendfreund. Ziemlich zur nämlichen Zeit entstand (1769) die kurze Lebensbeschreibung des Züricher Antistes und Pfarrers zum großen Münster Johann Konrad Wirz (1688—1769) und (1771) die „Historische Lobrede auf Johann Jakob Breitinger, ehemaligen Vorsteher der Kirche zu Zürich“.

Für Freunde stellte L. im J. 1770 verschiedene in allen Details aus-

gearbeitete Stücke aus seinem Tagebuch von 1768 zusammen. Einer dieser Freunde veränderte nun die äußeren Daten des Textes so weit, als er es für nöthig hielt, um den Verfasser unkenntlich zu machen, und sandte das so umgewandelte Manuscript an den Schweizer Theologen Zollikofer in Leipzig, der dasselbe ohne viel Bedenken zum Druck beförderte. So erschien Anfangs 1771 anonym der erste Theil des „Geheimen Tagebuchs, von einem Beobachter seiner selbst". Lavater's Autorschaft blieb nicht lange ein Geheimniß. Er bekannte sich daher bald zu der Schrift und ließ 1773 einen zweiten Theil nebst einem Schreiben an den Herausgeber folgen, diesmal ächte Fragmente seines Tagebuchs vom November 1772 bis in den Juni 1773. Das Werk fand zahlreiche Leser. Auch Nachahmer stellten sich bald ein; es wurde eine Zeit lang wieder Mode, moralische Tagebücher zu halten. Gleichwol urtheilte man nicht selten zu herb über Lavater's zwar übertrieben strenge und weitschweifige, doch aufrichtige und ungeheuchelte Selbstkritik. Noch energischer setzte dieser seine Selbstanklage vor Gott in dem 1770 entworfenen, 1771 gedruckten Schriftchen „Nachdenken über mich selbst" fort.

Die ängstliche Sorgfalt, mit welcher L. an seiner eigenen Person den geheimsten Regungen des menschlichen Geistes und Herzens nachforschte, übertrug er zur gleichen Zeit auf sein Studium des menschlichen Körpers. Immer hatte er gern Porträts gezeichnet. Allmählich stieg ihm dabei der Gedanke auf an einen tieferen Zusammenhang zwischen den äußeren Formen und dem inneren Wesen des Charakters. Zimmermann, dem er davon Nachricht gab, bestärkte ihn in diesen Ideen, äußere Erfahrungen schienen sie zu bestätigen, und so ließ sich L. immer tiefer in die physiognomische Wissenschaft ein. Eine Abhandlung darüber, die er in der naturforschenden Gesellschaft in Zürich vorlas, gelangte ohne sein Wissen in die Hände Zimmermann's, der sie sogleich im „Hannöverschen Magazin" vom Februar 1772 und unmittelbar darauf selbständig zu Leipzig drucken ließ („Von der Physiognomik").

Die gesammten Anschauungen Lavater's von der Physiognomik, die er später in umfangreichen Bänden darlegte und illustrirte, waren im Keim bereits in jenem dünnen Büchlein enthalten. Er ging von dem Grundsatz aus, „daß jedes Ding in der Welt eine äußere und innere Seite habe, welche in einer genauen Beziehung gegen einander stehen". Indem er diesen allgemeinen Satz auf den Menschen speciell anwandte, ergab sich ihm der Schluß, daß die Physiognomie des Menschen, das ist „sein ganzes Aeußerliches, insofern es an seinem Körper haftet", nicht willkürlich oder blos zufällig, sondern daß alles Große und Kleine an dem menschlichen Körper bedeutend sei, daß man also wirklich den Charakter des Menschen im weitläufigsten Verstande aus seinem Aeußerlichen erkennen könne. Entschieden protestirte er gegen die abgeschmackte oder betrügerische Kunst der Chiromantie und Stirndeuterei; aber eben so sicher war er von der Untrüglichkeit und dem Nutzen der ächten, wissenschaftlichen Physiognomik überzeugt. Die allgemeinen Grundregeln der letzteren glaubte er durch fortgesetztes Beobachten und Vergleichen von lebenden Menschen wie von Gemälden zu finden; das Ideal eines Physiognomisten aber, dem die Geheimnisse dieser Wissenschaft sich völlig enträthseln, wuchs ihm mit dem Ideal des Menschen überhaupt zusammen: nur wer mit den nöthigen natürlichen Anlagen, wissenschaftlichen Kenntnissen und technischen Fertigkeiten ein sanftes, heiteres, von menschenfeindlichen Leidenschaften freies Herz verbindet, schien ihm dazu fähig und würdig. Denn er erwartete von dem richtigen Gebrauch der neuen, aus der Physiognomik strömenden Erkenntniß vornehmlich sittlichen, ja selbst religiösen Vortheil für die Menschheit.

Jenem ersten Vortrag von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich ließ L. nach wenigen Monaten einen zweiten folgen, den er nun selbst im Juli 1772

zum Druck beförderte. Er versuchte darin eine „Einleitung zum Plan der Physiognomik“ zu liefern, ein schnell hingezeichnetes, selbst als Entwurf nicht reif ausgearbeitetes Schema von den wichtigsten Capiteln und Abschnitten der neuen Wissenschaft, das gleichwol bewies, daß L. nichts, was am Menschen ist oder in irgendwelcher Beziehung zu ihm steht (wie die Verhältnisse der Religion, des Standes, der Nationalität ꝛc.), nichts, was er im wachenden oder schlafenden Zustande thut, außer Acht bei seinen physiognomischen Studien ließ. Auch hier vereinigten sich seine religiösen und seine naturphilosophischen Bestrebungen: als das Ideal der Physiognomik erschien ihm ein Gemälde „des vollkommensten Menschen oder Jesu Christi“.

Von nun an blieb Lavater's Interesse dauernd der physiognomischen Forschung zugewandt. Namentlich eine Badereise, die er auf Zimmermann's Rath im Sommer 1774 nach Ems unternahm, brachte ihm dafür mannigfachen Gewinn. Er konnte zahlreiche Gemäldegallerien besuchen; er wurde mit vielen, oft bedeutenden Menschen neu bekannt; er schloß den Freundschaftsbund mit Goethe, der thätigen Antheil an jenen Studien nahm. So begann er denn nach der Rückkehr aus Ems, von einigen Freunden unterstützt, eifriger als zuvor seine physiognomischen Beobachtungen zu sammeln und zu ordnen. Rasch ging es an den Druck des großartig angelegten Werkes, und im Frühling 1775 erschien, dem Markgrafen Karl Friedrich zu Baden gewidmet, der „erste Versuch“ der „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe“, ein stattlicher Quartband, mit vielen, zum Theil vortrefflichen Kupfern geziert. Schon im Februar 1776 folgte ein „zweiter Versuch“, der jungen Herzogin Luise von Weimar zugeeignet, 1777 und 1778 ein „dritter“ und „vierter Versuch“.

Ueber das, was in den beiden vorbereitenden Abhandlungen gesagt war, ging namentlich der erste Band des großen Werkes im Wesentlichen nicht hinaus; L. wies die dort verkündigten Theorien hier nur an zahlreichen praktischen Beispielen nach. Auch in den drei späteren „Versuchen“ führte er nur weiter aus, was er im ersten gesagt hatte, antwortete auf kritische Einwände, die man ihm gemacht hatte, und bestätigte seine Lehre durch eine Fülle neuer Beispiele. Allmählich kehrte er auch die unmittelbar praktische Seite des Unternehmens mehr hervor. Fingerzeige und Winke wurden jetzt für den bildenden Künstler, für den Porträtmaler eingestreut; bisweilen — und gegen den Schluß immer häufiger — fanden sich sogar Ansätze zu bestimmten physiognomischen Regeln. Weiter und weiter, auch auf die Betrachtung von Thierschädeln, dehnte er seine Untersuchung aus. Eine kurze kritische Musterung der ihm bekannten früheren Schriften zur Physiognomik, die er im vierten Bande anstellte, ließ klar erkennen, wie sehr L. in allen wesentlichen Fragen dieser Wissenschaft der Anfänger und Begründer war. Dennoch war er sich der Unvollständigkeit seiner Arbeit wohl bewußt. Er selbst sah in diesen „Fragmenten“ bloß den Anfang eines Werkes, dessen Ende unmöglich sei. Nur den Plan dazu hoffte er künftig noch zu entwerfen. Allein er kam nicht einmal dazu, wie angelegentlich er sich auch noch fernerhin mit dem physiognomischen Studium beschäftigte. Die „Fragmente“ selbst aber haben der Wissenschaft der Zukunft den Gewinn nicht gebracht, den man von ihrem in der That höchst werthvollen Gehalt erwarten durfte. Daran war ihre halbpoetische Form schuld, der man den Autor der Sturm- und Drangperiode allzu sehr anmerkte. L. erging sich viel lieber in einem enthusiastischen und empfindsamen Betrachten, als daß er an ein logisches Zergliedern dachte. Allerdings erwarb ihm auch diese Art der Darstellung viele Anhänger, die aber durch ihren stümperhaften Uebereifer den Spott der Gegner erst recht nachdrücklich hervorriefen. Lichtenberg's Polemik führte zu einer litterarischen Fehde über die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Physiognomik überhaupt, an der sich

Männer wie Mendelssohn, Zimmermann, Wieland betheiligten. Aber durch die Polemik ward der Einfluß von Lavater's Lehre nur verstärkt. Billigere Auszüge aus dem kostspieligen großen Werk machten sie auch den weniger Bemittelten zugänglich; Uebersetzungen in die meisten Sprachen Europas trugen sie erfolgreich weithin ins Ausland. Die ersten Männer Deutschlands, Goethe, Herder, Hamann, bewunderten Lavater's physiognomisches Genie, und viele, die er nicht oder nur halb überzeugen konnte, versagten wenigstens dem Werke, welches überall ungesucht weite und fruchtbare Ausblicke auf alle geistigen Gebiete eröffnete, nicht ihren Beifall.

Doch Lavater's geschäftiger Eifer ließ sich nie an Einer Thätigkeit genügen. So erledigte er auch in den Jahren, da er ganz dem physiognomischen Studium hingegeben zu sein schien, daneben noch die verschiedenartigsten Aufgaben. Er schickte wiederholt Sammlungen von Predigten und geistlichen Liedern in die Druckerei, trat — auch litterarisch — mit allen Kräften für Basedow's neue Erziehungsmethode ein und verfaßte allein oder gemeinschaftlich mit Freunden eine erkleckliche Anzahl kleinerer pädagogischer und religiös-ascetischer Schriften. Dazu kamen die anstrengenden Pflichten des Berufes und die ausgebreitete Thätigkeit, in die L. durch die beispiellose Ausdehnung seines persönlichen und brieflichen Verkehrs verwickelt wurde. Aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, ja Europa's, wandten sich Männer und Frauen jedes Alters, jedes Standes, jeder Religion, Bekannte und Fremde, die sogar ihren Namen ihm verheimlichten, an ihn als den Vertrauten und Berather ihres Herzens. Seit Luther hatte kein Deutscher eine ähnliche Correspondenz geführt. Da er sich nicht im Stande fühlte, jedem besonders zu schreiben, verfiel er auf den Ausweg, seine „Vermischten Gedanken“ religiösen Gehaltes in kleinen Heften von Zeit zu Zeit als Manuscript drucken zu lassen und so nur an seine Freunde zu versenden. Allein nach wenigen Monaten (Januar bis Mai 1774) mußte er dies wieder aufgeben, da die Empfänger jene Blätter nicht geheim genug hielten.

Auch mancherlei Angriffe hatte er in jenen Jahren auszuhalten. Die gröbsten gingen von Zürich und zwar von einem jungen Amtsgenossen Lavater's, Johann Jakob Hottinger, aus. Der letzte Grund derselben war der Kampf gegen die Rationalisten und Aufklärer, dem Lavater's ganzes Leben galt. Der allzeit muthige Gottesstreiter gerieth aber dabei nahe an das äußerste Ende des entgegengesetzten Lagers. Religiöse Schwärmer und angebliche Wunderthäter flößten ihm stets großes Interesse ein, obschon er Anfangs ihr Thun fast mit Mißtrauen betrachtete und redlich untersuchte, bevor er glaubte. Allein seine Ansicht von den außerordentlichen Gnadenwirkungen des heiligen Geistes setzte ihn der Gefahr einer Täuschung stärker als jeden anderen aus. So war er lange überzeugt, daß Swedenborg von Gott inspirirt sei. Die Wundercuren des katholischen Priesters Johann Joseph Gaßner beschäftigten ihn Jahre lang (1774—78). In Cagliostro erblickte er eine Gestalt, wie die Natur nur alle Jahrhunderte Eine forme. Am tiefsten und nachhaltigsten aber wirkte (seit 1785) Franz Anton Mesmer, der Begründer des Magnetismus, auf ihn ein. Er selbst versuchte mehrfach magnetische Curen. Die neu entdeckte Kraft des Menschen ließ er allerdings durchaus nur als natürlich, nicht als wunderbar gelten, indem er sie zugleich als „den heiligen Strahl der alles in allen wirkenden Gottheit“ verehrte.

Es war zu erwarten, daß seine Gegner diese Theilnahme an den mysticistischen Bestrebungen der Zeit mit ihrem Tadel und Spott nicht verschonen würden. Aber ihre Vorwürfe waren nur zu oft auch ganz grundlos und unwahr. Bloße Vermuthungen gaben nicht selten zu den heftigsten Beschuldigungen Anlaß. So das irrige Gerücht, das seit 1783 wiederholt auftauchte, L. sei heimlicher

Katholik, ja gar ein Werkzeug des Jesuitenordens. Im Allgemeinen antwortete L. nicht gern auf die Verleumdungen seiner Feinde und suchte sogar seine Freunde davon abzuhalten. Auch jetzt schwieg er lange; als aber die Anschuldigungen von Seiten der Aufklärer immer mehr überhand nahmen, gab er 1786 seine für vorurtheilslose Leser überzeugende „Rechenschaft an seine Freunde“ heraus, zwei „Blätter“, das erste über sein Verhältniß zu Mesmer, Cagliostro und ihren Lehren, das zweite über die Richtigkeit jener Sage von seinem heimlichen Katholicismus.

In derselben Zeit entwickelte sich auch Lavater's poetische Thätigkeit am fruchtbarsten. Jetzt begann er seine vermischten Gedichte zu sammeln. 1781 gab er zu Leipzig zwei Bände reimfreie „Poesien“ heraus, „den Freunden des Verfassers gewidmet“ und wegen ihres allzu individuellen Charakters auch nur für diese recht verständlich und genießbar, meistens religiöse Gelegenheitsgedichte, die den Einfluß Klopstock's verrathen. Im folgenden Jahre begann er sogar ein poetisches Wochenblatt, den „Christlichen Dichter“ (Mai 1782 bis April 1783) herauszugeben, dessen vornehmsten Inhalt gereimte geistliche Lieder, zum Theil wohlgelungen, bildeten.

1785 sammelte er, wieder für seine Freunde, seine „Vermischten gereimten Gedichte vom Jahr 1766 bis 1785“, soweit sie nicht schon in früheren Sammlungen enthalten waren. Auf künstlerische Bedeutung konnten sie zu einer Zeit, wo das deutsche Volk sich bereits an Goethe's Jugendlyrik entzückt hatte, keinen Anspruch mehr erheben. Ihrem ästhetischen Charakter nach gehörten sie vorwiegend einer längst vergangenen Zeit an, der Periode unmittelbar vor Klopstock's Auftreten. Nur der einfachere, natürlichere Ausdruck seines mehr innigen als leidenschaftlich tiefen Gefühls verrieth den Sohn eines späteren Jahrzehnts.

Aber auch mit größeren dramatischen und epischen Versuchen trat L. jetzt hervor. Seit einigen Jahren schon beschäftigte ihn die Arbeit, die er 1776 unter Goethe's Beistand veröffentlichte, „Abraham und Isaak, ein religioses Drama“. Der moralische Nutzen galt ihm auch hier, wie bei all seiner Poesie, mehr als die künstlerische Schönheit. Klopstock's „Tod Adams“ war sein Vorbild gewesen. Zwar eignete sich sein Sujet, die Opferung Isaaks, unvergleichlich besser zur dramatischen Behandlung als das seines Vorgängers; auch gelang ihm die Charakteristik der auftretenden Personen bis zu einem gewissen Grade: dennoch mußten öfters redselige Betrachtungen nicht nur die Handlung, sondern auch die Empfindung ersetzen.

Vom religiösen Drama wandte sich L. zum biblischen Epos. Nach den Fragmenten eines „Adam“ (1779 entworfen) versuchte er eine poetische Paraphrase der Apokalypse, die im Spätsommer 1780 unter dem Doppeltitel „Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn“ (in 24 Gesängen) erschien. Strenger schloß er sich in den erzählenden und in den weissagenden Stellen an die Urschrift an; die rein lyrischen Partien hingegen führte er unsäglich breit aus. Wiederholt unterbrach er da seine Hexameter durch freie Rhythmen und hielt seiner endlosen dithyrambischen Begeisterung alles für möglich und erlaubt.

Die kühle Aufnahme der Dichtung schreckte L. nicht ab, ein ähnliches, nur größeres und schwierigeres Werk, das er seit vielen Jahren geplant hatte, jetzt auszuführen. 1783—86 veröffentlichte er vier stattliche Octavbände „Jesus Messias oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen“. Er bekannte selbst, daß ohne Klopstock's Messiade seine Schrift „wol nie veranlaßt worden, nie möglich gewesen“ wäre. In der That war er überall, im Größten wie im Kleinsten, von jenem Werke abhängig. Und doch war es seine Absicht gewesen, eine Messiade zu schreiben, die „historischer, planer, vollständiger, wahrer, weniger neuchristlich und mehr altisraelitisch“ wäre als der Versuch Klopstock's,

eine dichterische Messiade, „wie die vier Evangelien und die Apostelgeschichte eine historische sind". Sein Werk sollte „mehr gemeinnütziges Erbauungsbuch für cultivirte Leser sein, die an der malenden Dichtkunst Gefallen haben". Dem epischen Dichter nachzufliegen, wollte L. sich nicht vermessen; er wollte durch die Sache allein wirken, durch den bloßen Stoff, den er getreu, wie der Historiker ihn ihm überlieferte, in mittelmäßige Hexameter brachte. Vor dieser engherzigen Tendenz mußten alle künstlerischen Rücksichten verschwinden. Was war natürlicher, als daß auch das lesende Publicum, einzelne persönliche Freunde und Gesinnungsgenossen des Verfassers ausgenommen, mit dem mißglückten Werke nichts zu thun haben wollte?

Um so mehr beschäftigte sich Publicum und Kritik mit den 4 Bänden des „Pontius Pilatus oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen" (1782—85). Seit Weihnachten 1779 arbeitete L. daran, angeregt durch ein Wort Hamanns. Der Magus aus dem Norden hätte sich auch mit der Auffassung des Buches im ganzen einverstanden erklären können; die Darstellung jedoch war von seiner Vortragsweise grundverschieden. Denn L. wollte so populär als möglich schreiben. Klarheit und Ausführlichkeit waren daher die hauptsächlichen Vorzüge, nach denen er strebte. Streng folgte er einer äußerlichen, durch den Verlauf der Geschichte vorgezeichneten Ordnung. Dabei machte er aber oft die kecksten Seitensprünge und knüpfte an jedes Wort des biblischen Textes weitschweifige Betrachtungen an, theils lehrhafte Predigten, theils überschwängliche Gefühlsergüsse. In Pilatus erblickte er einen „Universal-Ecce-homo", den „Menschen in allen Gestalten", den glücklichsten und unglücklichsten, den gerechtesten und ungerechtesten, den allgemeinsten und einzigsten Menschen, der als Richter des Richters der Welt, als Vollstrecker des ewigen Rathschlusses der Gottheit die größte aller Rollen gespielt hat. Die Geschichte des Pilatus, um so mehr, als sie zugleich die Geschichte der Passion Christi ist, wurde ihm so zu einer „Bibel im Kleinen", zu einer „Geschichte der Menschheit", einer „Darstellung der Höhe und Tiefe, der Würde und des Verfalls der menschlichen Natur". Sein Werk sollte somit „ein Menschenbuch" werden, „eine Schrift zur Schande und Ehre unseres Geschlechtes, lesbar für Christen, Nichtchristen, Unchristen, Antichristen". Allein dem Buche fehlte es durchaus an Methode. Es war vielleicht Lavater's eigenthümlichste Schrift, eben darum aber, wie er selbst einsah, ohne das Medium seiner Individualität eine im ganzen ungenießbare Speise, die nur seinen Herzensfreunden durchaus munden konnte. Alle andern mußten sich von dem zwar gehaltreichen, aber enthusiastischen Product eher abgestoßen fühlen. Für Goethe bedeutete das Erscheinen dieses Werkes den ersten, unheilbaren Riß im Bunde der ehemaligen herzlichen Freundschaft.

Weiteren Kreisen als mit dem „Pontius Pilatus" suchte L. mit seinen „Betrachtungen über die wichtigsten Stellen der Evangelien" nützlich zu werden (2 Bde. 1783—90). Ihnen ließ er unmittelbar darauf (1790) ein „Evangelisches Handbuch für Christen oder Worte Jesu Christi" folgen. Gleichzeitig entstand „Nathanael oder die ebenso gewisse als unerweisliche Göttlichkeit des Christenthums, für Nathanaele, das ist für Menschen mit geradem, gesundem, ruhigem, truglosem Wahrheitssinn" (1786). Keineswegs, um das Unerweisliche zu beweisen, sondern vielmehr um darzuthun, daß jeder Beweis überflüssig sei, stellte L. daselbst die vornehmsten Aussprüche der Apostel und Gläubigen über das Christenthum aus dem neuen Testament zusammen und knüpfte daran predigtartige Betrachtungen. Auf Bekehrung der Ungläubigen oder Zweifler hatte er es auch jetzt wieder abgesehen; die Vorrede richtete sich „an einen Nathanael, dessen Stunde noch nicht gekommen ist" (an Goethe?).

Dazu gesellte sich in diesen und in den folgenden Jahren wieder eine Fülle

kleinerer Schriften. Es wurde für L. jetzt geradezu Regel, seine vermischten, meist religiös-ascetischen Gedanken, bald zu kleineren Aufsätzen verarbeitet, bald nur als Sentenzen ausgesprochen, zu sammeln und davon ein Heft um das andere seinen Freunden vorzulegen. So gab er unter anderem 1784 „Herzenserleichterung oder Verschiedenes an Verschiedene“ heraus, 1787 „Vermischte unphysiognomische Regeln zur Selbst- und Menschenkenntniß“, 1788 eine „Handbibel für Leidende“, 1790 einen Theil seiner Correspondenz unter dem Titel „Antworten auf wichtige und würdige Fragen und Briefe weiser und guter Menschen“ (2 Bände zu je 6 Stücken), 1790—94 die „Handbibliothek für Freunde“ (4 Jahrgänge zu je 6 Bändchen), an welche sich vier weitere Monatsschriften von kürzerer Dauer anschlossen, 1796 „Freundschaftliche Briefe“, ferner Stücke aus seinem Tagebuch als „Vermächtniß an seine Freunde“ (2 Bändchen) ꝛc. Mehrere solche Sammlungen von Sentenzen (z. B. „Noli me nolle“ 1787) blieben Manuscript; die bedeutendste derselben war seine sogenannte „Gedankenbibliothek“. Aus alphabetisch geordneten Zettelchen, worauf er jeden Gedanken, der ihm zu Hause, auf Spaziergängen, in weniger anregenden Sitzungen einfiel, in hexametrischer Form aufzeichnete, wuchs diese allmählich bis auf ungefähr 60 Quartbände an.

Den Anfang der „Handbibliothek“ bildete ein größeres Gedicht in sechs Gesängen, „Das menschliche Herz“, das L. bereits 1788 auf den Wunsch des Prinzen Eduard von England für dessen Mutter, die Königin Charlotte, verfaßt hatte. Das Gedicht betrachtete er selbst als „das liebste seiner Werke, ein Schoßkind seines Herzens“. Unter dem Beistand seiner Freunde feilte er noch in den folgenden Jahren sorgfältig an demselben, um es erst 1798 verbessert in den eigentlichen Buchhandel zu geben. Mit der ganzen Inbrunst seiner Seele besang L. das menschliche Herz, aber nur von seiner guten Seite. Den trocknen Verstandeston des eigentlichen Lehrgedichtes schlug er selten oder nie an; sein persönliches Empfinden war zu mächtig ergriffen. Aber aller Enthusiasmus und alles Pathos vermochte nicht den völligen Mangel an poetischer Anschauung und Gestaltungskraft, an Handlung und Entwicklung zu ersetzen.

Arm an Handlung blieb auch Lavater's letztes episches Gedicht „Joseph von Arimathäa“ (1794). Die kleine biblische Episode, wie sich Joseph den Leichnam Jesu von Pilatus erbittet und im eigenen Grabe bestattet, war zum Ziel- und Angelpunkt eines Gedichtes von sieben Gesängen geworden, welches die ganze Passion Christi, aber wie sie sich in ihrer Wirkung auf Joseph darstellte, zum Inhalt hatte. Das Ganze durfte füglich als eine breit ausgesponnene Idylle gelten, in welcher dem erbaulichen Moment mindestens ebenso viel Bedeutung zugestanden war, als dem künstlerischen. —

Kleinere, fast alljährliche Ausflüge in die Nachbarschaft abgerechnet, lebte L. bei aller Geschäftigkeit doch meist in ungestörter Ruhe an den Ufern des Züricher Sees. Nur zweimal hatten ihn größere Reisen auf längere Zeit daraus aufgescheucht, im Sommer 1786 eine Fahrt zu den Freunden in Bremen, 1793 zu denen in Kopenhagen. Wieder ward er überall mit herzlicher Verehrung und Liebe aufgenommen. Freilich verschonten auch die Gegner sein Thun und Reden in der Fremde mit ihrem Spotte nicht; und manchmal (so durch die Herausgabe seines entsetzlich weitschweifigen Tagebuchs der Reise nach Kopenhagen) bot L. selbst ihnen dazu nicht unbegründeten Anlaß.

Unruhiger gestaltete sich sein Leben gegen den Schluß des Jahrhunderts. Den Ausbruch der französischen Revolution hatte er mit Wonne begrüßt. Aber schon die Ereignisse des Jahres 1792 stimmten ihn vollständig um. An der welthistorischen Bedeutung der Revolution jedoch machten sie ihn nicht irre. Er wollte deßhalb die wirklichen Errungenschaften des Freiheitskampfes nicht aufgeben; aber vor allem lag ihm an einer friedlichen Entwicklung des neuen Zustandes

aus den alten Verhältnissen auf gesetzmäßigem Wege. Vermittelnd stand er daher zwischen den Parteien, als 1795 auch im Kanton Zürich Unruhen ausbrachen. Und als 1798 der Umsturz der Verfassung erfolgte und zugleich die Franzosen in die Schweiz eindrangen, offenbarte sich erst recht die Energie seines Handelns. Er trat sogar mit unvergleichlicher Kühnheit den französischen Unterdrückern seines Landes in voller Person entgegen. Am 10. Mai 1798 faßte er in dem „Wort eines freien Schweizers an die große Nation" alle Anklagen zusammen, die er als Patriot und Diener der Wahrheit gegen die Franzosen erheben konnte, und sandte sie entschlossenen Muthes an den Director Rewbell. Als er nach Ablauf eines Monates eine aus Sophismen zusammengesetzte officielle Antwort aus dem Directorium erhielt, erneuerte er seinen Protest. Nur mühsam entging er den Verlegenheiten, die ihm namentlich der französische Obergeneral in der Schweiz, Schauenburg, deßwegen bereitete. Trotzdem ließ er sich nicht abschrecken, die widerrechtliche Deportation der angesehensten ehemaligen Mitglieder des Rathes von Zürich (seit dem 2. April 1799) unablässig mit Wort und That, im Gespräch, auf der Kanzel, durch Briefe und Eingaben an die Regierung zu bekämpfen. Jede Warnung war vergebens. Anfangs schien das helvetische Directorium ihn mit Nachsicht zu behandeln; einige Wochen darauf aber, am 16. Mai, als er eben zum Gebrauch einer Badecur gegen heftigen Rheumatismus in Baden angelangt war, wurde auch er nach Basel deportirt. Die Haft wurde ihm durch die Milde des dortigen Regierungsstatthalters so leicht als möglich gemacht. Seine Familie, seine Freunde und seine Gemeinde verwandten sich dringend für seine Loslassung; zwei Verhöre erwiesen seine Unschuld. So wurde er am 10. Juni 1799 wieder in Freiheit gesetzt. Aber der französisch-österreichisch-russische Krieg, dessen Schauplatz die Schweiz indessen geworden war, verhinderte die augenblickliche Rückkehr nach Zürich. Nach manchen abenteuerlichen Kreuz- und Querzügen kam L. endlich am 16. August in der Heimath an. Bald darauf, am 26. September, als Massena nach der zweiten Schlacht von Zürich die Stadt einnahm, wurde er von einem französischen Soldaten, den er einige Minuten zuvor mit Speise und Trank erquickt hatte, dicht unter der Brust schwer verletzt.

Unermüdlich thätig blieb er auch auf dem Krankenbette. Unter anderem verfaßte er jetzt die „Freimüthigen Briefe über das Deportationswesen und seine eigene Deportation nach Basel" (2 Bde., 1800—1801). Kaum fühlte er sich im December 1799 etwas besser, als er den Pflichten seines Berufes wieder in ihrem vollen Umfang oblag. Aber schon Ende Januars verboten es ihm seine neuerdings zunehmenden Leiden. Umsonst brauchte er die Bäder von Baden und Schinznach. Auch ein Sommeraufenthalt zu Erlenbach bei Zürich brachte nur wenig Erleichterung. Im September trieb ihn die Sehnsucht nach seiner Gemeinde in die Stadt zurück. Nach unsäglichem Leiden, das gleichwol die Klarheit seines Geistes nicht zu trüben vermochte, starb er am 2. Januar 1801 in den Armen der Seinen. Sein Tod erregte weit über Zürichs Grenzen hinaus schmerzliche Theilnahme. Seiner Leiche gaben (am 5. Januar) auch die französischen Truppen, die in der Stadt lagen, das Geleite. Aus seinem Nachlaß theilte alsbald (1801—2) sein Tochtermann, Georg Geßner, zahlreiche Gedichte, Predigten, religiöse, politische und physiognomische Briefe und Aufsätze in fünf Bänden mit. —

Georg Geßner's „Lebensbeschreibung" seines Schwiegervaters in 3 Bänden (Winterthur 1802—3). — Ferdinand Herbst, „Lavater nach seinem Leben, Lehren und Wirken", Ansbach 1832. — Friedrich Wilhelm Bodemann unter demselben Titel, Gotha 1856. — J. C. Mörikofer, „Schweizerische Literatur

des achtzehnten Jahrhunderts" (Leipzig 1861). — Franz Muncker, Johann Kaspar Lavater. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens (Stuttgart 1883).

Franz Muncker.

Die Artikel Kilian **Leib** und G. E. **Lessing** können erst am Schlusse des Buchstaben L zum Abdruck kommen.

Zusätze und Berichtigungen.

Band I.

S. 178. Z. 16 v. u. l.: 1863 (st. 1873).
S. 432. Z. 24 v. o. l.: 1831 (st. 1821).

Band II.

S. 690. Z. 2 v. o.: Blankenfeld, dessen Vater Bürgermeister von Berlin war, starb vielmehr am 19. September 1527 zu Palencia in Spanien und jedenfalls nicht an Gift. Seiner wichtigen Thätigkeit in den Jahren 1523—27 wird in dem Artikel über Plettenberg zu gedenken sein.

Schiemann.

Band III.

S. 365. Z. 27 v. o.: Der Verfasser der von Mappius herausgegebenen „Annales“ hieß Brosii (nicht Brosius), wie aus den „Dedicationes“ zu Band I, II und III dieser Annalen hervorgeht. — Eigentlicher Verfasser derselben ist übrigens Johann Büchels, kurpfälzischer Bibliothekar zu Heidelberg (geb. 1659 zu Linnich, † am 29. September 1738 zu Heidelberg). Vgl. Kremer, Akademische Beiträge zur Gülch- und Bergischen Geschichte I, Einleitung. Pick.
S. 368. Z. 14 v. u. l.: XXV (st. XXVI).
S. 661. Z. 5 v. u. l.: Manecke.

Band IV.

S. 256. Z. 6 v. o. l.: Menzingen.
S. 562. Z. 8 v. u.: M. B. Lindau, Lucas Cranach, Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation. Leipz., Veit & Co., 1883.

Band V.

S. 650. Z. 9 v. o. l.: Wiemken (st. Wineken).

Band VI.

S. 141. Z. 18 v. o.: Engelhusen. Er selbst nannte sich nur Engelhus, Engelhusius. Ueber ihn und seine — nun erst festgestellten — Schriften, auch über die Verfasser der von ihm gebrauchten Denkverse, Dietrich Lange, Canonicus zu Einbeck, und Heinrich Rosla, vgl. jetzt Dr. Karl Grube in Hüffer's Histor. Jahrbuch III (1882), S. 49 ff. (Krause.)
S. 198. Z. 3 v. u. l.: Maichingen.

Band XI.

S. 643. Z. 13 v. o. l.: Geboren 5. December 1661 zu Neubronn (Würtemberg, O. A. Aalen). Hartmann.

Band XII.

S. 391. Z. 14 v. u.: Hierotheus war angeblich der Sohn des Zolldieners Ph. Eb. Stammel (nicht Strommel). Ueber seinen Familiennamen und sein Todesjahr lauten die Angaben widersprechend. Seine Prov. Rhenana erschienen 1735, 2. Ausg. 1750. Pick.

Band XV.

S. 463. Z. 5 v. o. l.: geb. zu Zainingen auf der würtemberg. Alp am 11. März 1696. Hartmann.

S. 507. Z. 4 v. u.: Chr. Friedr. Kausler wurde 1780 Hofmeister zu Nimes, 1783 Lehrer an der Karlsschule, 1794 Sousgouverneur der Edelknaben, 1795 Gouverneur und Hofrath, 1805 Cameralverwalter in Ochsenhausen, 1813 Professor der Mathematik und Physik am Gymnasium in Stuttgart und † am 7. Februar 1825. — Vgl. Camerer, Beitr. z. Gesch. des Stuttg. Gymnasiums, S. 44. Hartmann.

S. 534. Z. 24 v. u. l.: 1825 (st. 1815).

S. 562. Z. 19 v. u. l.: Wildberg (st. Wiltenberg).

" Z. 14 v. u. l.: Es ist derselbe K., von dem ꝛc. Vgl. Hauber, Versuch einer Hist. d. Landcharten, S. 23 u. Ders., Histor. Nachrichten, S. 78. Hartmann.

S. 627. Z. 5 v. o. l.: Degedingstagen (Verhandlungstagen).

Band XVI.

S. 6. Z. 19 v. u.: Johann Kircher ist geboren am 2. August 1610. Hartmann.

S. 263. Z. 25 v. o. l.: geb. in Tübingen (st. in Alpirsbach) nach seiner von Jos. Knapp herausgeg. Selbstbiographie.

S. 415. Z. 15 v. u.: Nach G. Waitz war R. K. auch der Verfasser des von Petersen herausgegebenen „Berichts" von der Einführung der Reformation in Lübeck und muß als Prediger auf der Lübecker Flotte 1532 vor Kopenhagen und in Norwegen, 1533 vor Kopenhagen und in England unter Marcus Meyer, auch 1534 mit in Kopenhagen und Malmö gewesen sein. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber II, 409 ff.

S. 447. Z. 17 v. o.: Kohlhaas ist am 19. October 1747 geboren. Seine Schriften verzeichnet Gradmann, D. gel. Schwaben, S. 310 ff.

S. 608. Z. 1 v. u.: Konrad v. Vechta ist nach neuerer Forschung nie zum Bischof von Verden erwählt; er wurde durch päpstliche Providirung (nicht vor dem 1. Mai 1399) zum Bischof von Verden bestimmt, aber vom Capitel nicht anerkannt, heißt daher 1400 Electus; er gab diese Provision auf gegen eine andere (Cambrai) vom 6. Februar 1400. 1398—1408 kommt er, nach Weizsäcker, als Kanzler Königs Wenzel vor. V. Forschung. z. D. Gesch. 19, S. 602. Krause.

S. 632. Z. 7 v. o.: Eine noch unbekannte Schrift Konrad's findet sich jetzt im Auct.-Katal. (1883) der Buxheimer Bibl. S. 146 Nr. 2739: Soltowii Glossa super psalterium. Mscrpt. Fol. 15. Jahrh.

S. 642. Z. 8 u. 21 v. o. l.: von Hirschau (st. v. der H.).
S. 703. Z. 6 v. u. l.: ummetrent (st. ummetient).

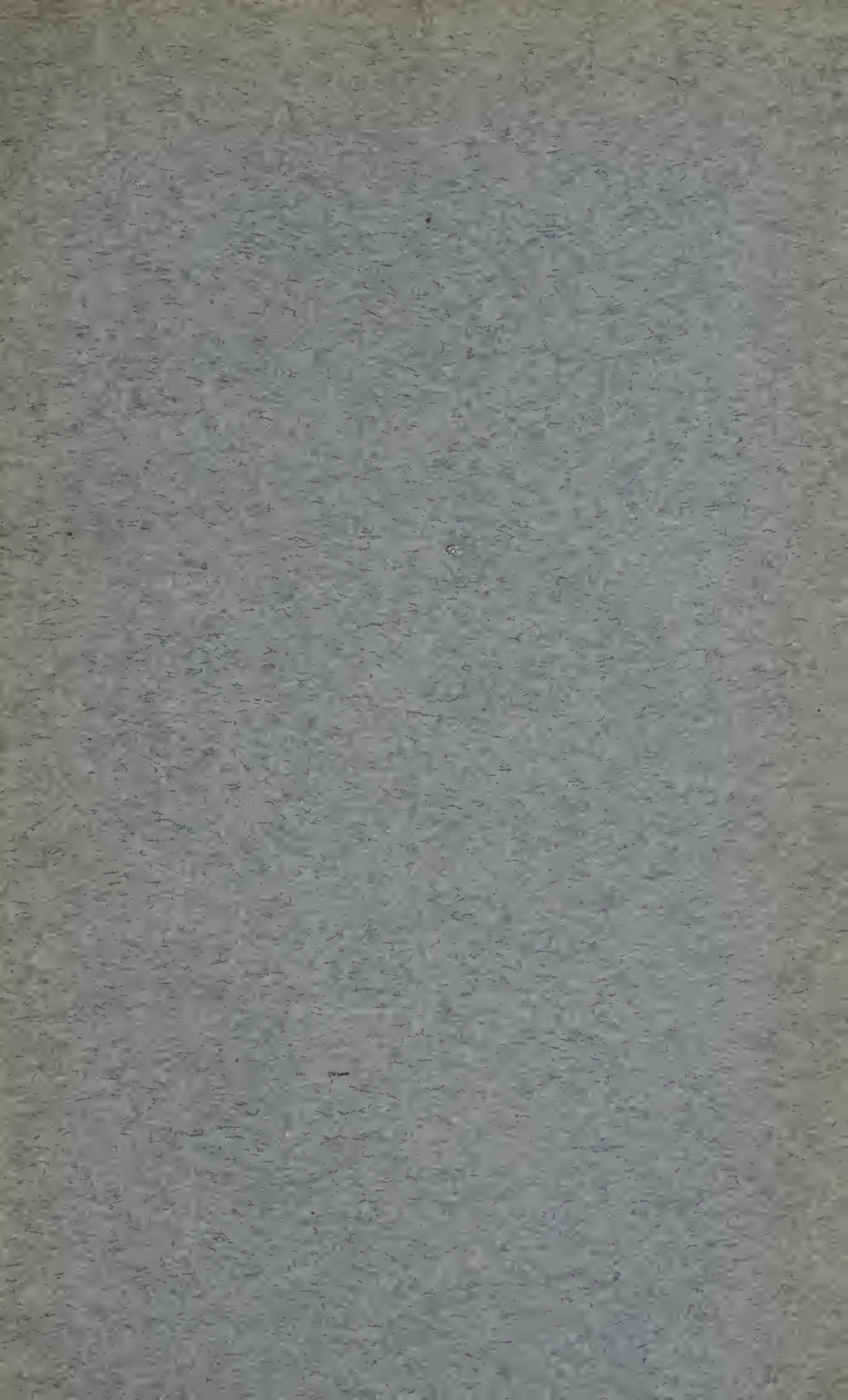
Band XVII.

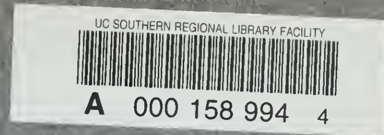
S. 624. Z. 15 v. o. l.: Friedrich David Strauß.
S. 631. Z. 10 v. o. l.: Hans Vaihinger (st. G. V.).

Band XVIII.

S. 152. Z. 1 v. u. l.: 14. (st. 2.) Januar.
S. 215. Z. 11 v. o. l.: L. (nicht Leichtlein) u. s. w.
" Z. 14 v. o. l.: „zu Freiburg i. B."
S. 240. Z. 18 v. o.: Zu Lemp vgl. jetzt Steiff, Eine Episode aus der Humanistenzeit, im Correspondenzbl. f. d. Gel. u. Realsch. Württ. XXIX. 351 ff.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.




UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 158 994 4

